D. Johann Georgs Zimmermann

Gedanken

bey dem

Erdbeben

das

den 9. Chriſtm. 1755.

in der Schweitz verſpühret worden.

Cœlo tonantem credidimus Jovem
Regnare.

HORAT.

Zürich, bey Heidegger und Compagnie.
im Jenner 1756.

Gedanken

bey dem

in der Schweitz verſpührten Erdbeben

Chriſtm. 1755.

Die Macht des Mittelpuncts, ſteigt aus der Erde Gruft
Vom Thron der Finſterniß bis an des Lichtes Grenzen;
Hier ſenkt das weite Meer, getragen von dem Sturm,
Sein altes Ziel in Grund; dort ſteigen die Gewäſſer

Bis an der Berge Höh'n, ein Volk, verdirbt im Schlamm;
Der Donner weicht erzürnt, aus ſeiner Ruheſtädte;
Der Erdeball reißt auf, ſein Schutt deckt Länder zu;
Ein ungefühlter Schaur, durchdringet alle Völker:
Unſeliges Lukabon! noch geſtern hubeſt du
Dein prächtig Haupt empor, heut, liegt es in dem Staube.

Wann GOtt im Zorne ſtraft, und weit um ſeinen Thron
Sich tauſend Strahlen drähn; ſo ruht doch der Gerechte:
Den ſchreckt ihr Feuer nicht, weil ihn der Glaube ſchützt;
Er läßt den Abgrund drohn, er wandelt auf den Fluten;
Sein ſtarker Muth weicht nie, von der beſtimmten Bahn;
Umſonſt tritt gegen ihn, Sünd, Tod, und Höll zuſammen;
Er lebt, er ſchützt ein Volk, a.) und lenkt das Wetter oft:
Auch iſt bey uns, vielleicht, ein Frommer, der uns rettet?

O Frömmigkeit! du ſiehſt, der Groſſen ſtolze Porten;
Du führſt das Scepter nicht; du weihſt die loſe Schaar,
Die dich im Munde trägt; ein Dichter, und ein Kranker
Erzehlen nur dein Lob, ſo lang ihr Fieber dauert;

Be-

a.) Ich will Sodom nicht verderben, (ſprach der Herr) wann zehen Gerechte in denſelben ſind. 1. Buch Moſ. XVIII. 32.

Gelehrte, können ſich, mit andern Grillen plagen;
Der Jüngling ſchiebt dich auf; der Alte dient dir nicht,
Obſchon er klagt, und ſeufzt, und frömmre Zeiten preiſet;
Den Prieſter ſcheidt, ſein Kleid von andern Sündern ab,
Doch zeigt er oft, die Reu des Volks auf dem Geſichte;
Das Laſter herrſcht durchaus, und wer die Tugend liebt
Den wird der Heuchler ſelbſt für einen Schwärmer halten.
Iſt dann die Frömmigkeit, bey uns verſchwunden? Nein,
Sie iſt mit vollem Glanz, ins Tollhaus hingewieſen,
Weil ſie die klügre Welt, der Narrheit Anfang nennt.

Was hör ich um mich her, in gleichem Nu zertheilt,
Erſchallt, des Schreckens Stimm, auf aller Winde Flügel?
Dort ſinken Mauren um, hier werden Städte wüſte,
Die Thäler ſchwellen ſich, und thürnen Berge auf;
Die Erde wankt und bebt, ihr innrer Bau zerfällt;
Der Alpen grauſe Höhn, die nie kein Strahl erreichte,
Dröhn furchtbar ſich herum; ein Heer von Klippen ſtürzt,
Mit drohendem Gekrach, in ungemeßne Gründe:
Man flieht, man kehrt entzückt, ein banges Herz empor.
Der Richter warnet oft, und zeigt durch Huld und Güte,
Die Gröſſe ſeiner Macht; nun hebet wieder uns
Sein Arm den Abgrund auf; Zerrüttung, Angſt und Schmerzen,
Verzweiflung, Noth, und Qual, ſind jetzt der Menſchen Los;

Des Todes Fahne wäht, durch beyder Welten Meere;
Der Krieger deckt das Feld, und Oſt und Weſt erſtaunt.
So künden ſich, vielleicht, durch einen matten Schimmer
Die lezten Zeiten an; b.) Was wird, ihr Kommen ſeyn?

Wann Städte untergehn, wann ganze Länder ſinken,
Und Sünder Buſſe thun; dann ruft der Freygeiſt aus:

Die

b.) Ich unterſtehe mich nicht, mit frechen Blicken, die Geheimniſſe des Höchſten zu unterſuchen. Chriſtus ſelbſt, der GOtt der unter den Menſchen erſchienen iſt, hat die Zeichen der Ankunft, des groſſen Tages der Entſcheidung, angegeben. Ich werde einen Theil derſelben, der zugleich eine ausnehmende Probe, von der maieſtätiſchen Schreibart, der heiligen Scribenten iſt, dem Leſer vor Augen legen. „Ein Volk wird ſich „erheben wider das andre, und ein Königreich wider das andre. Es „werden geſchehen groſſe Erdbeben hin und wieder, Hungersnoth, Peſt, „Schreckniſſe, und groſſe Zeichen am Himmel. - Dann das ſind, die „Tage der Rache. - Es werden Zeichen geſchehen, an der Sonne, an „dem Mond, und den Sternen. Auf der Erde wird bang ſeyn den „Völkern, ſie werden zagen, bey dem Brauſen des Meeres, und der „Waſſerwogen: die Menſchen werden verſchmachten vor Furcht, und „vor warten der Dinge, die kommen ſollen. Der Himmeln Kräfte „werden erſchüttert werden: Dann wird man den Sohn des Menſchen „ſehen herabkommen, mit groſſer Kraft und Herrlichkeit.„ Lucas in ſeinem Evangelio, Cap. XXI.

Die Ordnung der Natur hebt Berge von dem Grunde;
Sie ſtreuet Segen aus, und bricht der Fürſten Stolz;
Durch ſie gebiert der Sturm, ſie läßt die Meere toben;
Wie kann ein kluger Geiſt, der Schöpfung und Natur,
In Maß und Zahlen findt, dem ſich nach ſeinem Cirkel
Das Weltgebäude bieat, und tauſend Sonnen drähn,
Im Werk des wüſten Stoffs der Gottheit Spur entdecken?
Soll dann der Feigen Reu, des Heuchlers banges Flehn,
Der Weſen ſtäten Lauf in ſeiner Folge hemmen?
Elender Philoſoph, ein Irrlicht leitet dich,
Sein Glanz iſt Finſterniß: Hat dann das Ungefähr,
Es werde eine Welt, dem öden Nichts geboten?
Der GOtt der dieſen Bau in ſeiner Daur erhält,
Der ordnet, nimmt, und giebt, der hier ein Kraut ernähret,
Dort die Cometen lenkt, und Zeit und Jahre theilt,
Wird ſtäts ein Schöpfer ſeyn: c.) Kann ihn dein Herz verläugnen?

Gleich-

c.) Wann ſchon nicht alle Metaphyſiker zugeben, daß die Erhaltung eine anhaltende Schöpfung ſeye, ſo wird dennoch ein Vernunft aus tauſenden, den ich hier den Verächtern der Religion mache, nicht geſchwächt. So wenig die Welt durch das Ungefähr konte hervorgebracht werden, ſo wenig wird ſie, blos zufälliger Weiſe, erhalten, und GOtt iſt in ihrer Erhaltung, ſo groß, als in der Schöpfung.

Gleichwie die Finſterniß des unterirdſchen Kerkers,
Wo nie der Tag ſich zeigt, nach mancher Monde Lauf,
Dem Fremdling, unverſehns, ein neues Licht entfaltet: d.)
So ſchärft die Dunkelheit, des nahen Grabes auch,
Mit unbemühter Kraft, des Sünders ſchwache Augen,
Und decket ihm ein Licht, im Thal der Schatten auf.
Der ernſte Untergang, der Erd, und Himmel drohte,
Sey dem gerührten Sinn, die Dämmerung zum Heyl!
So komme, ſanfter Tod, e.) zerreiß die ſchweren Bande,
Der Menſchen ewig Joch, das hier, die Seele drückt,
Und meiner Hofnung Schwung zum Reich der Geiſter hemmet:
Kein Mietling, wünſcht das End, des langen Tags ſo ſehr,
Als jetzt, der Erde ſatt, in den bedrängten Stunden,
Dem Ziel der Probe-Zeit mein Herz entgegen wallt.
Wir müſſen, durch den Tod, zum beſſren Leben gehen,
Kann wohl des Frommen Sieg, ein Bild des Schreckens ſeyn?

d.) Ein Mann der in einer unterirdiſchen Höhle gefangen ſaß, kam nach und nach ſo weit, daß er, in ſeiner Finſterniß, leſen und ſchreiben lehrte. S. BOYLE'S *Diſquiſition about final cauſes of natural things.* London 1688.

e.) Come, gentle death, releaſe my ſtruggling ſoul
From thoſe dull fetters, vvhich her flight controul!
Leſt eagerly the hireling vvaits the cloſe
Of the long, tedious day, to find repoſe.
S. Mrs. ELIZ. ROWE'S *Soliloq.* XV.

Die Zerſtörung

von

Liſſabon

ein Gedicht

BIBL. VNIVERS. LIPS.

von

D. Johan Georg Zimmermann
Stadtphyſicus in Brugg.

Zürich, bey Heidegger und Compagnie.
1756.

Dem Hochwohlgebohrnen

ſeinem

Hochgebietenden Herrn,

Herrn

Abraham Freudenreich,

geweſenem Venner

und des täglichen Raths

der

Republik Bern.

Hochwohlgebohrner

Hochgebietender Herr.

Dieſes kleine Gedicht war einem menſchenlie-
benden und gleichwohl von Vorurtheilen
freyen Geiſte von ſeinem Verfaſſer gewiedmet.

Wir ſollen auf dieſer Erde als Söhne eines Vaters mit einander leben. Unſere Thränen müſſen für einen unglücklichen Fremdling ſo leicht, als für die Unfälle eines Freundes flieſſen, und Nationen, die ferne Meere, die verſchiedene Glaubenslehren von uns trennen, haben eben den Anſpruch auf ein fühlendes Herze, das wir Mitbürgern, das wir Anverwandten, oft mit mindern Rechte ſchenken.

Die Vorurtheile der Jugend und der Auferziehung, dieſe grauſamen Tyrannen der Vernunft, lehren uns einen Europäer einem Irokeſen, einen Schweizer einem Spanier vorziehen; und wie ſehr ſind wir doch gegründet, uns oft die Leute am meiſten mißfallen zu laſſen, die wir am genaueſten kennen?

Die Anzahl der beſſern Geiſter iſt ſehr geringe, die ſolche Begriffe verſchmähen dürfen, die von der Gewohnheit geheiliget, und durch den verdammlichſten

lichſten Mißbrauch zu der Richtſchnur unſerer Denkungs-Art geſetzet werden. Selbſt die Thorheit kommt uns allzuoft in dem Gewande der Weisheit entgegen, und die Wahrheit wird zu häufig mit den Träumereyen unberuffener Lehrer verſetzet, als daß wir in dieſer Düſternheit alle Vorwürffe in der Geſtalt erblicken können, die ihnen eigen iſt. Aber die Vorſehung hat unter den Menſchen gewiſſe Genies ſich auserwählet, für die die Wahrheit allein geſchaffen ſcheinet. Ihre Sinne ſind ſchärfer, ihr Verſtand iſt aufgeklärter, ihr Herz iſt edler, und ihre Blicke dringen in das innerſte der Dinge, wohin ein gemeineres Auge nimmer ſehen wird.

Mit einem gerührten Gemüthe habe ich ſchon lange dieſe Vorwürfe meiner Bewunderung in Eurer Hochwohlgebohrnen zu kennen, den ausnehmenden Vortheil gehabt.

Glück-

Glückselig ist das Land, das an der Spitze seiner Regierung einsichtsvolle Geister besitzet, die unermüdet für seinen Wohlstand wachen, die die innern Triebfedern von der Bürger Glücke, die Quellen von Segen und Fülle, mit einem scharfsichtigen Auge erkennen. Sie selbst sind der Segen des Landes, und von ihrem Throne strömt Anmuth und Vergnügen, zu den Wohnungen des Volkes; ihre Wege sind mit Blumen bestreuet, und unvergängliche Lorbeern krönen ihre Thaten. Glückseliger ist Bern, dessen erlauchte Regenten mit einer solchen Staatsklugheit, die die immerwährende Quelle unsers blühenden Wohlstandes, die schönste aller Wissenschaften ist, zugleich, die allgemeine Herrschaft über die Herzen ihrer Angehörigen zu verbinden wissen.

Der Glanz der erhabenen Stellen, die Euer Hochwohlgebornen nun lange in der Regierung des

gesegne-

gesegnetesten Landes, das unter der Sonne ist, bekleiden, hat nicht vermocht Ihr Gemüth zu blenden. Sie haben die Vorurtheile der Grossen niemals gekannt. Sie haben mit einer einnehmenden Gefälligkeit von Leuten, die in den Vorzügen der Geburt, der Ehrenstellen, und der Güter dieser Erde den Wehrt ihrer Seele nicht suchen, diese niederschlagende Schüchternheit zu verbannen gewußt, die dieselben so oft, in den Augen der Welt, unter die kleinsten Geister heruntersetzet. Sie wußten mit einem edelmühtigen Bestreben, dem sich selbst verborgenen Verdienste die Begriffe von der Würde seiner Bestimmung beyzubringen. Sie haben —— doch meine Feder ist zu schwach, die Züge nachzuahmen, mit denen Ihr Bild in so viele Herzen gegraben ist. Bessere Geister werden dero erhabenen Nahmen würdiger preisen, und die Nachwelt wird Ihren Ruhm, mit der äussersten Dankbarkeit, von denselben

ben empfangen, wann mein Angedenken, lange mit meinem Leben wird erloschen seyn.

Auch mich, haben Euer Hochwohlgebohrnen, beglückt, und es ist nicht möglich, bey der allergeringsten Verbindung mit Denselben, unbeglückt zu seyn; auch zu mir, hat sich Dero erhabene Person heruntergelassen. Sie haben mein Gemüth, durch die rührenden Ausdrücke von Dero unschätzbaren Gewogenheit, auf eine Weise erheitert, die die Dunkelheit meines Aufenthaltes, mit dem erquickenden Gedanken verdringet; ich stehe unter dem kräftigen Schutze eines Herren, vor dem der Stolz, vor dem die Unwissenheit, vor dem der Aberglaube seinen sclavischen Nacken krümmen soll.

Wenn sich ein grosses Herze mit einem edlen Herkommen, wenn sich Scharfsinn, Gelehrtheit und Menschenliebe mit einem vorziehenden Range, wenn sich Demuht mit der Ehre verbindet, so er-

labet

labet ſich mein Herz mit der Bewunderung eines Geiſtes, dem ſein Glück nie zu reizend, dem die Tugend nie zu geringe iſt; und der Begriff, den ich von einem ſolchen habe, hebt mich über die Kluft heraus, die ein beliebtes Vorurtheil zwiſchen Ihm und mir beveſtigen möchte.

Dieſe geringen Blätter ſind kein Geſchenke, das meine Geſinnungen gegen Euer Hochwohlgebohrnen auszudrucken im Stande ſey. Aber die unterthänige Zuſchrift derſelben, iſt ein Denkmahl der Triebe, die aus meiner Einſamkeit, mit ehrfurchtsvollem Herzen, Denſelben zuwallen. Sie ſoll mir ein Vorgeſchmack des Vergnügens ſeyn, das ich, von einer beſſern Welt, mir verſprechen darf, wo Adel und Reichthum, wo Eitelkeit und Ehre, vor den Augen der unverfälſchten Vernunft verſchwinden werden, wie der Glanz der Lilien, wann der Abendſtern erſcheinet.

Ich habe die Ehre mit der vollkommenſten Hochachtung mich zu nennen

Euer Hochwohlgebohrnen

Meines hochgebietenden Herrn

Brugg den 7. Aprill 1756.

Gehorſamſten und unterthänigſten Diener

Johan Georg Zimmermann.

Vorrede.

Eine unabtreibliche Menge elender Scribenten, gehöret auch hauptſächlich zu den groſſen Uebeln, die von den ungewöhnlich ſtarken Erdbewegungen, eine Zeit her, in die Welt gebracht worden. Eben dieſen Urſprung hat die Ausgabe des gegenwärtigen Gedichtes. Sie wird durch eine kleine Anzahl Verſe veranlaſſet, die bey Gelegenheit der Zerſtörung von Liſabon, den zwölften December 1755, in Schaffhauſen, unter meinem Nahmen, bekannt geworden.

Es iſt für mich ein ſehr niederſchlagender Gedanke, daß mein erſter Verſuch in der Dichtkunſt, ein Theil der Arbeit eines einzigen Tages, zufälliger Weiſe, in das Publicum gerathen, und ſeit der Zeit, ohne mein Vorwiſſen, zum zweyten und dritten mahle, in Zürich, und in Potsdam, nochmahls im Drucke erſchienen iſt. Schmeiſſen ja die erhabenſten Genies erſt ganze Stöſſe von Gedichten ins Feuer, eh ſie es nur wagen, bloß einige Zeilen, von ihrer Arbeit bekannt zu machen!

Vorrede.

Ich habe in einem öffentlichen Buche gesaget, (a) zur Poesie sey ich nicht geschickt, und ich werde der Welt niemals als ein Dichter bekannt werden. Soll man dem Publico, am Anfange eines Jahres, dergleichen Dinge vorschwatzen, und am Ende desselben, mit einem Gedichte, unverschämter Weise, in die Welt hineinhinken?

Ganz gewiß hatte ich doch damahls mir nicht vorgenommen, meine Gedanken jemahls in Verse zu zwingen. Ich empfand zu allen Zeiten zu viel Achtung für die Dichtkunst bey mir, als daß ich mich an dieselbe hätte wagen dürfen, und die Camine des Herren Heideggers sind ohne mich, mit dergleichen Materialien so wohl versehen, daß auch jetzt meine Arbeit, in diesem Gesichtspunkte, sehr unnütze ist. Unglücklicher Weise mußte die Zerstörung von Lisabon mir einige poetische Gedanken abdringen; unglücklicherer Weise mußten dieselben von ungefehr in fremde Hände gerathen, und gedrucket werden. Was war da zu thun?

Ueber den Rubicon der Poeten bin ich einmahl so sehr heraus, als eine Jungfer über die Grenzen der Keuschheit,

(a) S. das Leben des Herren von Haller, in der Vorrede p. 15.

heit, wann ſie, zufälliger Weiſe, einen kleinen Jungen zum Vorſchein gebracht hat. Das Verlangen nach einer Vollkommenheit, die wir nie erreichen, iſt faſt allen Arten von Scribenten eigen, und eben dieſes Verlangen, hat oft einen bedaurenswürdigen Schmierer, zu einem guten Verfaſſer geſtaltet.

Alſo trieb mich, nunmehr mächtig begeiſterten, armſeligen Dichter, mein unvermeidliches Schickſal auf dem betretnen Wege fort. Ich ſtrich aus, und ſetzte hinzu, ich prüfte, ſchmiß zornig meine Verſe an die Erde, und nahm ſie wieder gelaſſen auf, wann meine ſtättige Muſe, wie der langöhrichte Gefährte des Sancho, mit mir plötzlich erſtarrte, daß die Luſt zu einem höhern Fluge, mir eben ſo ſehr vergieng, als einem jungen Officier die Ehrbegierde, wann er zum erſten mahle die Canonen hört.

Mein Gewiſſen ſagt mir zwar, ich liefere dem Leſer auch jetzt noch, eine ſehr mittelmäßige Arbeit. Ich hätte gar leicht mit derſelben noch länger zurück bleiben können, da ohne dem ein beſchäftigter Arzt noch kaum diejenigen Stunden zu dergl ichen Dingen übrig hat, die doch bald alle Arten von Leuten (allzu freygebig!) dafür anſehen, daß

daß ſie müſſen verlohren werden. Wer ſollte ſich alſo das nonum ſervetur in annum des Horaz mehr zu Nutze machen, als eben ein Bote des Aeſculaps, der zugleich das Unglück hat, ein Schriftſteller zu ſeyn? Aber ein ſchlechter Verfaſſer, ſagt man, hat oft eben ſo dringende Urſachen dafür zu ſorgen, wie er ſeiner Werke loß werden könne, als ein Gärtner, der gezwungen iſt ſeine Blumen beym frühen Morgen zu Markte zu tragen; Beyde müſſen befürchten, ihre Waare möchte das Ende des Tages nicht erleben.

Ich darf mich nicht unterſtehen gegenwärtigen Verſen den Nahmen eines Lehrgedichtes zu geben. Sie enthalten eine Beſchreibung des grauſamen Unglückes, das die Königliche Portugieſiſche Reſidenz-Stadt Liſabon den 1ten November 1755. erlitten hat, und hin und wieder ſind dieſer Beſchreibung einige zufällige Gedanken entweder eingeſtreuet oder angehänget. Wie leicht wär es, bey einer ſolchen Gelegenheit, in den Tiefen der Weisheit ſich zu verlieren!

Viele Leſer werden ſich an dem pedantiſchen Ausſehen der allzu weitläuftigen Anmerkungen ſtoſſen. Ich hätte gar wohl unterlaſſen können, mich hierinn bey einem ekeln

Geſchmacke

Geschmacke lächerlich zu machen; doch die mehresten dieser Anmerkungen sind für Ungelehrte geschrieben, und Ungelehrten kan man niemahls zu deutlich seyn.

Die reimlosen Verse sind in der Schweitz vielen Leuten sehr anstößig gewesen, aber sie waren es nur darum, weil eben dieselben, in ihrem Leben, mit keinem Dichter in Bekanntschaft gekommen wären, wenn ich nicht eine Erscheinung beschrieben hätte, die der Vorwurf aller Conversationen geworden. Wie manche Kleinigkeit muß nicht, dem grossen Hauffen der Menschen, nur darum anstößig scheinen, weil ihre Erkentnißkräfte zu enge sind, als daß sie dieselben fassen können? Wer im geringsten, in irgend einer Gelegenheit, über die gemeine Bahn heraustritt, dem geht es wie es manchem mit dem Witze geht: Il est aussi offensant, sagt ein grosser Geist, de parler avec esprit quand on est avec des sots, qu'il seroit impoli de parler a l'oreille. Le sot est également blessé de ces deux choses, parce qu'il ignore également ce que l'on dit.

Den Unwissenden muß ich also die Freyheit nehmen zu sagen, daß die Reime keinen wesentlichen Theil der

Dichtkunſt ausmachen. Die alten Griechen und Römer, die immerfort die Muſter der Nachwelt bleiben werden, haben dieſelben nicht gekannt; ſie ſind erſt in den barbariſchen Zeiten entſtanden, da der Geſchmack, eben wie alle Wiſſenſchaften, gänzlich unter dem Joche des Aberglaubens und der Unwiſſenheit zu Boden lag. Man hat zwar auch Americaniſche gereimte Poeſien, die ohne Zweifel ſehr alt ſind, und die Malabaren, die in ihrer Sprache für gleichlautende Wiederholungen einen ſo groſſen Geſchmack bezeugen, werden vermuhtlich auch etwas der gereimten Dichtkunſt ähnliches ſchon lange in Uebung gehabt haben, weil man, wegen der bekannten Beſtändigkeit in dem Charakter der Aſiatiſchen Nationen, von dem Gegenwärtigen ſehr zuverläßig auf das Vergangene ſchlieſſen kan. Genug, es haben ſich vortrefliche Dichter gefunden, denen die Gewohnheit der Väter, allzu gefälliger Weiſe, zum Geſetze geworden, ſie unterzogen ſich dem Joche des Reims; aber ein Haller und ein Pope fanden bey fremden Nationen, denen ſie durch proſaiſche Ueberſetzungen ihrer Gedichte bekannt wurden, eben den Beyfall ohne Reimen, den ihnen ihre Landesleute gegeben hatten. Könnte man die reimloſen Verſe nicht auch wie Proſe leſen?

Ein

Ein Dichter ſoll ſeine Wahrheiten, flieſſend, kurz, nachdrücklich, und einnehmend vorzutragen ſich bemühen. Wenn er glücklich genug iſt, dieſen Zweck zu erlangen, ſo ſehe ich nicht ab, was ihm die Reime helfen können; oder haben die Genies des Alterthums, haben die neuen Spanier, Italiäner, Engländer, und nun hauptſächlich die Deutſchen etwas von ihrem Werthe verlohren, weil ihnen dieſer äuſſere Vorzug mangelt?

Die Gabe für die Dichtkunſt liegt viel tiefer, als man insgemein zu glauben ſcheinet. Ein Dichter muß eine ganz andere Seele haben, als ein andrer Menſch. Man fodert von ihm eine gröſſere Lebhaftigkeit in ſeinen Empfindungen; aber nicht die tolle Wallung der Lebensgeiſter, nicht den erhitzten Umlauf eines vergällten Geblütes, nicht eine Lebhaftigkeit, die ſo manchem pöbelhaften Verſtande, ſo manchem niedrigen und zu der Hefe des gemeinſten Volkes gehörigen Gemüthe unwiderſprechlich eigen iſt. Die Empfindlichkeit der Dichter-Seele iſt von einem weit edlern Weſen. Sie beſtehet in einem zarten Gefühle aller Erkenntnißvermögen, in einer feinen Unterſcheidung des Vorzüglichen in jedem gegebenen Vorwurfe. Ein Dichter kennet deswegen keine Mittelſtraſſe. Entwe-

der verlieret er ſich, durch die Lebhaftigkeit ſeiner Empfindungen, in den Labyrinthen des Laſters, er ergiebet ſich dem angebohrnen Hange unſrer verdorbnen Natur, und ſtürzet mit Macht in die erſchrecklichen Abgründe des Verderbens, wohin ihn die Sinnlichkeit mit ihrem Zaubertone herablocket; oder er fühlet die Hoheit und Würde ſeiner Beſtimmung, und leget ſeine göttlichen Gaben dem himmliſchen Geber zu Füſſen.

Ein tugendhafter Dichter ſieht, mit einem ſtraffenden Auge, das unter den Menſchen herrſchende Verderben an; er mahlet das Laſter mit den Farben, die demſelben gemäß ſind, und ziehet die Tugend allenthalben aus dem Staube, dahin ſie ein verwöhntes Volk verbannet. Er reiſſet ſich aus dem Strome der Vorurtheile heraus; er verachtet, was die Welt erhebet, und hält nur das für groß, was in der Natur der Dinge groß, und vielleicht in den Augen der mehreſten Menſchen geringſchätzig iſt, weil die mehreſten Menſchen in den Vollkommenheiten ihres Erkenntniſſes ihr Glück nicht ſuchen. Bald zieht er mit einem Juvenaliſchen Eyfer auf die verdorbenen Sitten los; bald lächelt er mit Horaziſcher Anmuht der menſchlichen Thorheiten. Aber ſein Mund iſt der Reinigkeit

nigkeit geweyhet, wie der Mund des Propheten, den ein Engel mit der heiligenden Kohle vom Altare berühret hatte.

Mit menschenliebendem Affecte durchdrungen, suchet er Scenen von Betrübniß auf. Er wandelt in das Thal der Schrecken, und eilet dem Schauplatze des Todes mit gewaltiger Rührung entgegen. Das unselige Schicksal Sterblicher, die nicht geschaffen waren, in diesem niedern elenden Leben glücklich zu seyn, presset ihm Thränen des Mitleidens aus, die segnend von seinen Wangen herabströmen, weil sie allein die Kraft haben, weil sie allein geschaffen sind, den Menschen, den eigentlichen Menschen, der ein fühlendes Herze hat, zu bezeichnen.

In die Wohnungen der Unsterblichen schaut er oft mit entzückten Blicken auf. Er nähert sich in Gedanken den Chören der Seraphim, die vor dem strahlenden Throne dessen * * * der zu groß ist, als daß ich Ihn nennen könne, ihre Stimmen in himmlischen Harmonien erschallen lassen; er besinget mit ihnen die Unschuld, er preiset die Tugend, er erhebet sich in Demuth über den Stolz der Sterblichen; er preiset die Liebe, die unermeßliche Liebe des GOttes, der sich dem Menschen zum Opfer ans Kreutze gegeben; er singet von dem Va-

ter der Menſchen, von den ſegensvollen Blicken, die er unaufhörlich in unſere niedere Sphäre, und in unendliche aufſteigende Reyhen derſelben herabwirft; er beſinget den Schöpfer, der mit einem Hauche, Millionen von Welten die Würklichkeit gegeben hat.

Mit ſolchen Eigenſchaften begabet, kan der Dichter Proſe, er kan reimloſe, er kan gereimte Verſe ſchreiben, er erſcheinet immer in dem gleichen Lichte; und man müßte ja wohl zu dem dummſten Pöbel gehören, wann man ihn nur zu einem Dichter erklären wollte, in ſo fern ſeine Gedanken in gleichlautende Silben ſich enden würden.

Neque enim concludere verſum
Dixeris eſſe ſatis: neque, ſi quis ſcribat, uti nos
Sermoni propiora, putes hunc eſſe Poetam.
Ingenium cui ſit, *cui mens divinior*, atque os
Magna ſonaturum, des nominis hujus honorem (b).

Der Enthuſiaſmus, dieſe göttliche Regung, die alle Triebfedern unſrer Seele in die äuſſerſte Bewegung ſetzet, die alle ihre Kräfte belebet, und ihren Schwung zu dem höchſten Staffel der Möglichkeit erhebet, der macht den Dichter aus. Wer mit dieſer Regung geſegnet iſt, der wird

(b) HORAT. *Serm.* Lib. I. S. 4.

wird erhaben, der wird der Natur der Poesie gemäß schreiben. Seine Gedanken werden die Seele des Lesers, wie der Grieche Longin, der beste Kenner des Erhabenen, spricht, empor heben; sie werden ihr einen grössern Begriff von sich selbst geben; sie werden das Herz des Lesers mit einer innigen Freude, mit einem gewissen edlen Stolze durchstrahlen, als wann er selbst der Schöpfer des Vorwurfes seiner Bewunderung wäre.

Das untrüglichste Zeichen des Erhabenen, sagt dieser Minister der Königin Zenobia, erhellet daraus, wann wir empfinden, daß ein Gedicht, daß eine Rede uns viel zu denken giebet, daß wir gleich bey dem ersten Anblicke davon gerühret sind, und daß uns die Erinnerung davon in der Seele übrig bleibet, und nicht leicht wieder daraus verschwindet. Diese Eigenschaften hat zum Ex. ein Alter bey dem Perikles, und der vortrefliche Wieland, dieser grosse Meister in der Kunst, die so fähig ist, das Herz zu erheben und den Geist zu entzücken, in einer gewissen Betrachtung des Erdbebens gefunden, die neulich in Zürich bekannt gemacht worden: Er blitzte, sagte dieser nach jenem, er donnerte, er zerschmetterte, und Ueberzeugung strömte von seinen Lippen.

Plato

Plato war mit der angeführten Regung so gar begeistert, da er seine philosophischen Werke schrieb. Oft fährt er plötzlich von der gemeinen Schreibart in poetischen Ausdrücken zu den hohen Begriffen seines gerührten Geistes auf, und er hätte es niemals, sagt Longin, zu diesem Grade der Vollkommenheit in der Schreibart gebracht, wenn Homer nicht sein Muster gewesen wäre. Diese Anmerkung wird manchem phlegmatischen oder unwissenden Kopfe nicht undienlich seyn, der in der dummen Stille seiner Empfindungen nicht begreiffen kan, daß es angehe, den Geist der Poesie in die Prose zu tragen.

Die Arzneywissenschaft giebt mir hier noch eine Betrachtung an die Hand, die den Enthusiasmus, in seinem eigentlichen Wesen, aufzuklären hilfet. Man beobachtet bisweilen, daß bey Annäherung der Todes-Stunde die Einbildungskraft auf eine ganz besondere Weise sich erhöhet, daher dann geschickte Aerzte nicht selten die Anzeige jener grossen Veränderung zu nehmen pflegen; ja es geschiehet oft, daß die Kranken selbst, wider die Hofnung und die Meynung ihrer Aerzte, aus dieser innern Empfindung, die Zeit des Todes zu bestimmmen wissen. Man hat in kranken Kindern eine Gefälligkeit in allen Dingen, die sonst

ihrer

ihrer Natur so ziemlich zuwider ist, einen Witz, und eine Beredsamkeit beobachtet, die weit über ihr Alter herausschien, und eben das war ein Vorbote des Todes. Bey Leuten von einem mittlern Alter ist diese Empfindung gröſſer, als bey mehrern Jahren; ja sie ist oft, auf eine so verwundrungswürdige Weise, bey der Last der Krankheit, und den vielen Beschwerden des Körpers groß, daß sie die Seele weit über ihre gesetzte Schranken hinaus zu heben scheint. Ich habe eine Person gekannt, die in ihrer letzten Krankheit in einen Wahnwitz (Mania) verfiel; einige Stunden vor ihrem Tode kam sie aber vollkommen zu sich selbst, und erhub ihr Herz mit einem solchen Feuer, mit einer solchen Entzückung, mit einer solchen einnehmenden Beredsamkeit, die alles zu übersteigen schien, was der aufgeklärteste und erhabenste Geist jemals zu schreiben im Stande gewesen wäre, im Gebete zu GOtt, und so flog ihre Seele den Armen des Erlösers zu. Das ist ebenfalls ein wahrer Enthusiasmus, und der Arzt, der diese Erscheinung dahin erklärte, daß sich damzumal die Kräfte des Geistes, die von der Natur einem längern und hohen Alter zugedacht gewesen, auf einmal entwickeln und zugleich mit dem Leben ausschütten, hat zwar die Wahrheit für mich nicht gesagt, aber einem blossen Dichter kan

dieſe Betrachtung zu Erklärung meines Sinnes dienen. Mir ſcheint, es noch im Vorbeygange zu ſagen, die körperliche Urſache einer ſolchen Entzückung einzig und allein in der Natur des Pulſes zu liegen, der nach der Anmerkung des Franciſci Solano de Luquez eines Spaniſchen Arztes, bey der Annäherung des Todes immer am geſchwindeſten iſt; eine Beobachtung, die ich, ſo oft ich den Verdruß hatte dieſelbe zu machen, wahr befunden habe. Obſchon der Puls aber in dieſen Umſtänden ſo geſchwinde iſt, ſo habe ich doch denſelben jedesmal unendlich ſchwach gefunden. Auf der einen Seite kan alſo die Geſchwindigkeit des Pulſes den Verſtand und die Einbildungskraft erhöhen, doch kömmt es nicht zu einer Verwirrung, weil auf der andern Seite der Puls zu ſchwach iſt. Hieraus fließt eine ſehr demüthigende Betrachtung: Der erhabenſte Geiſt iſt dem gröſten Thoren am nächſten, und beyde ſind bloß durch die lebhaftern Empfindungen verſchieden. Einem Einwurfe muß ich noch begegnen; da der Puls bey den meiſten Sterbenden ſich auf die beſchriebene Weiſe verhält, warum ſind nicht alle Leute Poeten auf dem Sterbebette? Antwort: Weil die mehreſten dazu zu dumm ſind.

Der Enthuſiasmus kan ſonſt auch durch die Kunſt auf ſehr verſchiedene Arten erregt werden, die ich aber hier

anzu-

anzuführen keinen Beruf habe. Herr le Camus, ein ganz neuer Pariſiſcher Arzt, hält nach dem Horaz und dem Boileau, nicht für undienlich ſich die Stirne zu reiben, und in die Nägel zu beiſſen. (c) Doch die Organiſation eines Schweizers iſt viel zu grob, als daß er dergleichen Franzöſiſche Erfahrungen wiederholen könne!

Ich kehre nunmehr wieder zu meinem Hauptzwecke zurück. Obſchon die Reimerey eine bloſſe mechaniſche Fertigkeit iſt, gleichlautende Silben zu finden, die freylich ein genaues Kenntniß der mannigfaltigen Wendungen einer Sprache erfordern; obgleich auch täglich, durch die bloſſe Uebung, die gröſten Dummköpfe zu dieſer Wiſſenſchaft gelangen, ſo bin ich doch ſehr entfernet, den Reim ein kindiſches Geklimper zu nennen. Nichts kan in den ſchönen Wiſſenſchaften der Natur gemäſſer ſeyn, als eben die republikaniſche Freyheit, auf die einer der beſten und ſinnreichſten Scribenten von Deutſchland, wenn er von dem Reime ſpricht, mit ſo vieler Vernunft dringet, (d) und ich bin ſo wenig von den Vorurtheilen, die man auf eine höchſt unbillige Weiſe meiner Nation zuſchreibet, eingenommen, daß ich keinem vernünftigen

(c) S. Medecine de l'Eſprit. T. II. p. 150.
(d) S. L. Schriften. T. II. p. 83 — 88.

Menſchen zutraue, er werde bey dem gleichen Reichthum an Gedanken, ein flieſſendes Gedicht einem holperichten, einen verſtändlichen Dichter einem unverſtändlichen nicht vorziehen.

Ich habe übrigens die reimloſe Dichtkunſt bloß gegen die Ignoranten vertheidiget, denn Gelehrte würden ganz andere Gründe fodern. Aber bey dergleichen Leuten iſt alles Raiſonniren umſonſt. Es herrſchet in der Tyrannie der Gewohnheit eine Kraft, die keine Vernunft zu hemmen fähig iſt. So lange Menſchen werden gewohnt ſeyn, mit dem kleinen Maſſe ihrer Kräfte zufrieden zu bleiben; ſo lange ſie ſich begnügen, mit einer bewunderungsdigen Dreiſtigkeit die Oberfläche der Dinge für das Innere derſelben zu halten, und alles zu verſchmähen, was nicht nach ihren engen Begriffen ſich modelt; ſo lange die Vortheile der Dummheit in dem Leben weit beträchtlicher ſeyn werden, als der Preis der allermühſamſten Beſtrebung nach Einſicht und Wiſſenſchaft, ſo lange wird ein Pöbel ſeyn, der das Wahre für falſch, und das Falſche für wahr hält. Geſchrieben in Brugg, im Canton Bern, den 19. Merz 1756.

Ueber

die Zerſtörung von Liſabon.

Wann in des Alles Raum der Welten Kräfte wanken, *
Und die Natur verwirrt die alte Bahn verläßt;
Wann der Zerſtörung Bild aus tauſend Sonnen ſtrahlet,
Die ſich zum öden Nichts in Labyrinthen drehn,

* Ich hoffe man werde das angebrachte Gleichniß nicht zu ſtark finden. „Mit einem allgemeinen Knallen und Krachen, ſagen die Relationen, „vereinbarten ſich das Wehklagen ſo vieler Tauſenden, deren Geſchrey „um ſo viel mehr zum Himmel ſtieg, da den ganzen erſten November über „jedermann in der völligen Meynung ſtund, nun ſey der groſſe Tag der „Zerſtörung der ganzen Erde vorhanden.„ Und man kan den Grad des äuſſerſten Schreckens und der höchſten Beſtürzung nicht lebhaft genug und poetiſch-beſtimmt ausdrucken, als durch die Vergleichung mit ſolchen erſtaunlichen Würkungen, die man von einer weit ſtärkern Urſache erwartet. Zu geſchweigen, daß die göttliche Urkunde ſelbſt, den Untergang der Welt, der Himmel, und der Elemente, mit in das Gericht der Erde und der Menſchen ziehet.

Wann ſich der Himmel neigt, wann JEſus im Triumfe
Zur Erde wieder kehrt, und vor ihm her der Sturm,
Gewitter hinter ihm, Gericht und Straf verkünden;
Dann wird ein banger Graus durch alle Völker gehn,
Und jedermann erſtaunt mit ſeinem Schickſal ringen:
So ſtarrte Lisbons Volk, da aus des Abgrunds Bauch
Vom Reich des Mittelpuncts ein neuer Donner rollte, †
Der ſeine Mauren ſtürzt, die Sonne dunkel macht,
Und ganz Iberien bey jedem Schlag erſchüttert.

Der groſſe Tag war da, der in des Schickſals Buch
Mit Blut bezeichnet ſtund, doch kam er unbemerket.
Noch hub ſich, ſorgenlos, die ſtolze Stadt empor,
Die Reichthum, Luſt und Glück in vollem Maß errungen,
Vor der das Meer ſich bog und tauſend Laſten ſtets *
Aus beyder Welten Schos in reger Pracht verweilten;

Der

† Das Erdbeben hat ſich nicht nur in Liſabon, ſondern auch ſeit der Zeit, an ſehr vielen Orten, mit einem donnernden Geräuſche der innern Theile der Erde geäuſſert.

* Das Meer hat würklich Liſabon unendliche Dienſte geleiſtet. Dazu gaben verſchiedene Umſtände Gelegenheit: Man muſte ſich dahin alles zuführen laſſen, was nur im Leben nöthig iſt; und die Fremden übernahmen dieſe Beſchwerde um ſo viel lieber, weil die Handlung von Seiten Portugall mehrentheils mit Geld gemacht wird, da der Zucker und Toback von Braſilien, den man ſonſt in Menge an die fremden Nationen lieferte, ſeit vielen Jahren, wegen der Aufnahm anderer Americaniſchen Colonien, ſtark in Abgang gekommen war. Nach Liſabon handelten hauptſächlich die Engländer, die Holländer, die Hamburger, auch in etwas, die Dänen und Schweden. Bis 1667. waren die Franzoſen von dieſem Vortheile Meiſter. Seit der Zeit ſind es die Engländer geworden, die

Vor der aus manchem Land der Geitz ſein Opfer zollt',
Wo auch der Prieſter ſelbſt mit Breſils Schätzen feilſchte, *
Wo in dem Ueberfluß bald jeder Stand verſank,
Wo nur das Gold noch galt, das aus der Ferne ſtrömte. †

So

die immer die Helfte von den Schiffen ausmachen, die jährlich nach Portugall kommen; daher muß man ſich auch nicht wundern, daß bey den gegenwärtigen Umſtänden ihre Mildthätigkeit gegen die unglückliche Portugieſiſche Nation ſo groß geweſen. Die Portugieſiſche Flotte, die jährlich nach America geht, kam gleichfalls bey Liſabon zuſammen, ſie theilte ſich nachher in vier Diviſionen, davon die eine nach Rio di Janeiro, die andere nach Todos los Santos und St. Salvador, die dritte nach Fernambuco, und die vierte nach Paraiba gieng.

* Die Schiffe der Jeſuiten haben in Braſilien eine eigene Flagge, wo ſie ohne Zoll und Abgabe, als eigenmächtige Fürſten, eine Handlung führen. S. *Nouveau Voyage fait au Perou* par l'Abbé COURTE DE LA BLANCHARDERIE en 1745 - 1749. Aber daher kommen die Reichthümer der Geiſtlichen noch nicht alle. In Portugall ſelbſt haben ſie zuſammen ſo viel Einkünfte, als der König und alle weltlichen Unterthanen, und beſitzen zwey Drittheil von dem ganzen Königreiche. Der bloſſe Abt von Alcobaza hat neunhundert Mönche unter ſich, dreißig Städte und groſſe Marktflecken, wo er die geiſtliche und weltliche Jurisdiction beſitzet, und ſechstauſend Vaſallen. Er hält Soldaten und wählt Commandanten.

† Dieſer Umſtand kan von einem Dichter bemerket werden. Ein Staatsmann würde leicht, aus dem Beyſpiele der Spanier und Portugieſen, zeigen können, daß es für ſie nicht nützlich ſey, dem Gold und Silber, daß in dieſen Ländern bekanntlich ſich befindet, nachzuſpühren. Der Tago, zum Ex. führt, eben wie unſere Flüſſe in der Schweitz, Goldſtaub mit ſich, der auch würklich den Stoff zu einer Krone und einem Scepter, deſſen ſich die Könige von Portugall bedienten, hergegeben hat. Die Alten haben dieſes Gold ſchon gekannt, und ich finde, daß Pomponius Mela, Plinius, Ovidius, und Silius Italicus deſſelben gedacht haben. Aber es iſt eine Verordnung gemacht worden, daß die Portugieſen demſelben nun nicht mehr nachſpühren dörfen. Die Hauptquelle von den Portugieſiſchen Reichthümern iſt Braſilien. Ich will bloß des Goldes gedenken, obſchon die Diamanten, die in ihrer natürlichen Geſtalt äuſſerlich wie Kieſelſteine ausſehen,

So wird der eitle Menſch in Sicherheit verſiegt,
Und ſieht die Blitze nicht, die drohend auf ihn lauren!

Die Tempel öfnen ſich mit feyerlichem Pomp', †
Die göldnen Chöre füllt ein lautes Hoſianna,
Und der geweyhte Dampf ſteicht wirbelnd durch die Luft.
Der Prieſter ehret hier beym feſtlichen Altare

Mit

ſehen, und eben wie das Gold gefunden werden, gleichfalls einen ſehr einträglichen Handel ausmachen. Es ſind nicht über vierzig Jahre, daß man zuerſt etwas beträchtliches an Golde aus Braſilien gebracht hat; ſeit der Zeit aber hat man immer mehr und mehr daher erhalten. Man trift eigentlich keine Minen in Braſilien an; doch werden ziemliche Stücke Goldes in den Felſen gefunden, und die Arbeiter dürfen nichts thun, als dieſelben herausſchlagen. Der Staatsminiſter Froneira hat dergleichen Stücke vorgewieſen, die über drey Mark ſchwehr waren, und der Marquis von Abrantes ſoll von acht Mark gehabt haben. Aber die Abſönderung des Goldes von den fremden Materien koſtet zu viel; daher man ſich dieſer Methode wenig bedienet. Das Braſilianiſche Gold kommt hauptſächlich aus den dortigen Flüſſen. Man läßt das Waſſer ablaufen, giebt ihm einen andern Weg, und kriegt das Gold aus dem Sande heraus. Dieſe Arbeit wird durch die Schwarzen verrichtet, die alle Tage ihrem Meiſter eine gewiſſe Summe liefern müſſen, kriegen ſie mehr, ſo iſt es für ſie. Von dem Golde, das man in Braſilien findet, ſoll der König in Portugall einen Fünftheil haben; dieſer beträgt, ein Jahr für das andere, niemahls weniger, als dreyhundert tauſend Pfund Sterling. Ueber dem treiben die Portugieſen mit den Spaniern in Buenos Ayres einen Schleichhandel, wobey jene für ihr Gold Silber bekommen; dieſes mit demjenigen, das heimlich nach Europa verſandt wird, macht jährlich nicht weniger aus, als fünfhundert tauſend Pfund Sterling; folglich bringt Braſilien an Golde, alle Jahre, zwey Millionen Pfund Sterling, welches ungefehr nach unſerm Gelde zwanzig Millionen Gulden ausmacht. Dieſe Nachrichten ſind mehrentheils aus der vortreflichen Engliſchen Reiſebeſchreibung des Admirales Anſons um die Welt hergenommen, der ſich bekanntlich mit ſeiner Eſcadre eine Zeitlang in den Gegenden von Braſilien aufgehalten hat.

† Der erſte November war der Tag Aller Heiligen; die meiſten Einwohner von Liſabon befanden ſich in den Kirchen.

Mit tiefgehohltem Ernſt den ſelbſterfundnen GOtt,
Und alles Volk beugt ſich mit heiligem Gemurmel:
Da plötzlich, wiederhohlt, ein grauſenvoll Geknall
Durch die Gewölber rollt, und tauſend Tempel fallen. *
Hier, wo die Heucheley mit äuſſerlichem Schmuck,
Frey in dem innern Sinn, des Herzens Schande decket,
Hier, wo der Sünder ſich in tauſend Falten krümmt, †
Und Weyhrauch und Gebett für wahre Buſſe opfert,
Hier, wo das Laſter oft den feilen Ablaß findt,
Da fiel zu gleichem Staub ein jeder reuend nieder.

* Tauſend Tempel iſt figürlich geſprochen. Genug, daß die mehreſten mit unter dem erſten Umſturze begriffen waren. Es ſind zwanzig Mannsachtzehn Weibsklöſter, und vierzig Kirchen in Liſabon geweſen. In den einen ſollen zweytauſend, in andern fünfzehen hundert, und in vielen bey achthundert Menſchen zerſchmettert worden ſeyn.

† Mein Zweck iſt bey dieſer etwas ſatyriſchen Vorſtellung nicht, den Göttlichen Rathſchluß von der Zerſtörung Liſabons zu rechtfertigen, dieſe Materie wird unten vorkommen. Der Aberglaube mag übrigens bey den Portugieſen ſo aufrichtig geweſen ſeyn, als er immer will, ſo werde ich demſelben gleichwohl, wie ich hoffe, nicht zu nahe getreten ſeyn. Die Länder, wo die Inquiſition herrſcht, ſind bekanntlich diejenigen, wo das Volk am allerwenigſten in der Lehre des Glaubens unterrichtet iſt. Hingegen ſteigen die angeführten Laſter bey denſelben auf den höchſten Staffel der Verdorbenheit; daher das Spaniſche Sprichwort *Ladron y puta à lo divino*, Courtiſane & Larron ſous ombre de devotion, nur zu oft wahr iſt. Die wahre Frömmigkeit muß in dieſen Ländern um ſo viel ſeltener ſeyn, weil ſich ihr Gott mit Reliquien, Crucifixen und Grimaſſen, nach ihrer Meynung, begnügen läßt.

Schon wankt dem Umſturz zu des Herrſchers ſtolze Burg, *
Die ſeiner Väter Pracht und Philipps Gröſſe zierte;
Und jenes heilge Haus, der falſchen Götter Stuhl, †
Wo der Verfolgungs-Geiſt, vermummt mit Prieſter-Mienen,

Die

* Das Königliche Schloß, zu deſſen Pracht Philipp der II. König von Spanien und Portugall, ein merkliches beygetragen hat, fiel zu erſt: und was ich nachher von dem Betragen der Einwohner von Liſabon ſage, iſt kein Parachroniſmus, ſondern die Sache iſt allerdings in der hiſtoriſchen Wahrheit gegründet.

† Man nannte in Portugieſiſcher Sprache das Inquiſitions-Gebäude *La Santa Caſa*. Ich bin übrigens nicht ſo einfältig, daß ich glaube, dieſes Haus ſey eher gefallen, als ein anderes; ich folge hierinn bloß der Geſchichte, die würklich ſagt, dieſes Gebäude ſey mit in dem erſten Umſturze begriffen geweſen, wozu die Urſachen, ohne den geringſten Zweifel, natürlich genug ſich verhalten haben. Niemand wird die Hiſtorie der Inquiſition ohne die äuſſerſte Rührung leſen, doch kan es ſeyn, daß ich hier mit dieſem Tribunal zu hart verfahren bin. Man hat auch wohl bemerkt, daß die Spaniſche Inquiſition, zum Exempel, in ſich ſelbſt gegangen iſt, und ihre Fehler erkannt hat. Ein vornehmes Frauenzimmer war, im ſechszehnten Jahrhundert, des Abfalls vom Päbſtlichen Glauben beſchuldiget worden; da ſie läugnete, wurde ſie ſo ſehr, und zwar zu verſchiedenen malen, gemartert, daß ſie darüber ſtarb. Da nun durchgehends bekannt geworden war, daß ſie unſchuldig geweſen, ſo fand ſich die Inquiſition genöthiget, ſie öffentlich für unſchuldig zu erklären, und ihr ſchon confiſcirtes Vermögen ihren Verwandten wieder zu geben. S. Reginaldi GONSALVI Montani Relatio de martyribus Proteſtantium in Hiſpania, in dem *Scrinio antiquario* ſeu *Miſcellaneis Groninganis novis* Vol. IV. P. II. p. 595. Die Könige von Portugall ſind bemühet geweſen, in den neuern Zeiten die Inquiſition von Liſabon in eine menſchlichere Verfaſſung zu ſetzen, ob ſie ſchon zu Coimbra und Goa gänzlich ihr voriges Anſehen behalten hat. Es war zum Ex. nicht verſtattet, einen Fremden in die Gefängniſſe der Inquiſition zu bringen, ehe der König ſelbſt ſeine Erlaubniß dazu gegeben hatte, und auf einen Portugieſen durfte man nicht greiffen, er ſey dann vor

frey-

Die fürchterlichſte Macht der Welt zum Graus entdeckt,
Wo man den Glauben nur durch Qual und Marter predigt,
Wo man die Menſchlichkeit mit frommer Wuth verſchwört,
Und ſelbſt das Zepter ſich den ſtolzen Mönchen beuget. †

ſieben Zeugen auf eine geſetzmäßige Weiſe verhört worden. Die Sodomiterey, die Gotteslästerungen, die in der Schweitz den gegenwärtigen Tod nach ſich ziehen, wurde von der daſigen Inquiſition nicht eher mit dem Tode beſtraft, als bis ein ſolches Verbrechen zum dritten male war begangen worden. A. 1750. hat der jetzige König einen Befehl laſſen ausgehen, der die Verordnung ſeines Herrn Vaters bekräftiget, durch welchen der Inquiſition verboten wird, ein Todes-Urtheil vollziehen zu laſſen, ehe daſſelbe von dem Staats-Rath gutgeheiſſen, und von dem König ſelbſt unterſchrieben worden. Ein Verfaſſer, den einige für den geweſenen König Theodor von Corſica halten, hat zur Entſchuldigung dieſes Gerichtes einen eigenen Gedanken gehabt: „In Schweden, ſagt „er, haut man denen den Kopf herunter, die zur Catholiſchen Religion „übertreten; warum kan man ſich ſo ſehr verwundern, daß man in „Portugall die Juden verbrennt? Ich möchte doch einmal ſehen, daß ein „Bürger aus Zürich ein Jude würde: ohne Quartier würde er gählings „zum Feuer wandeln müſſen. S. *Memoires inſtructifs pour un Voyageur en differentes parties de l'Europe.* T. I. p. 148.

† Die Inquiſition erſtreckt ihre Gewalt über die erhabenſten Perſonen, über gekrönte Häupter, wie über die Geringſten aus dem Volke. Die ſonſt gelinde Inquiſition von Rom hat oft ſchon über Cardinäle ihr Urtheil geſprochen, da man doch ihren Character für ſo unverletzlich hält, daß man auch nicht will, daß Könige ihre eigenen Unterthanen zum Tode verdammen, die mit dieſer erhabenen Würde bekleidet ſind. Die Inquiſition von Arragonien hat den Don Carlos, Prinzen von Vienne, ältеſten Sohn von Don Juan II. Könige von Arragonien, den Proceß gemacht. Die Inquiſition von Caſtilien that noch mehr: Sie ſprach ihr Urtheil über das Gedächtniß Kayſers Carls V. aus, und verdammte ſein Teſtament, als das Werk eines Ketzers, nebſt den vertrauteſten Freunden des Monarchen, zum Feuer, weil er in dieſem Teſtament vergeſſen hatte, Geld für Seelmeſſen zu legiren. Dieſe Herren waren der

Doctor

Ein zitterndes Geſchrey ſteigt überall empor,
Der Geitzhals ſchnürt mit Macht den vollen Sack zuſammen,
Und Wuchrer häuffen ſchon aus Trümmern Schätze auf;
Schon führten Freunde hier mehr als des Todes-Pfeile,

Sie

Doctor Caculla ſein Prediger, der Erzbiſchoff von Toledo, und Conſtantinus Fonetus ſein Beichtvater, in deſſen Armen der Kayſer geſtorben war. König Philipp II. Carls eigener Sohn, ließ ſie alle drey faſſen, und der Inquiſition, als Mitarbeiter an dem Teſtamente des verblichenen Monarchen, übergeben. Caculla wurde lebendig verbrannt. Fonnus, der einige Tage vorher im Gefängniſſe geſtorben war, mußte ihm in effigie Geſellſchaft leiſten. Der Erzbiſchoff von Toledo apellirte nach Rom, und zog ſich durch die Kraft ſeines Geldes aus der Schlinge. Don Carlos, der einige Sohn Philipps, hatte ſich für das Angedenken ſeines erhabenen Groß-Vaters, wider die Inquiſition geſucht in Riß zu ſtellen, aber auch gegen ihn war ſie zu ſtark, man machte ſein edles Gemüthe nach und nach dem Könige ſo verhaßt, daß er ihn endlich, unter einem andern Vorwande, zum Tode, mit der einigen Gnade verdammte, daß er ſich ſelbſt die Art deſſelben wählen könne. Unter Philipp dem III. gab die Inquiſition, wiewohl auf eine lächerliche Weiſe, ein neues Beyſpiel, daß ihre Macht auch bis an den Thron reiche. Der König ſah an einem Auto da Fe zwey Mönche vor ſeinem Pallaſte vorbey führen, die wegen der Vermuhtung, daß ſie der Proteſtantiſchen Religion geneigt ſeyen, zum Feuer verdammet worden. Sie ſangen in der Proceßion, unter des Königs Augen, Pſalmen und Gebetter zum Himmel. Philipp beklagte ſie, „dieſe „Menſchen ſind ſehr unglücklich, ſagte er, daß ſie für eine Meynung „ſterben müſſen, davon ſie überzeuget ſind.„ Dieſe Rede wurde gleich der Inquiſition hinterbracht; man ließ dem König ſagen, er habe eine groſſe Sünde begangen, und die müſſe abgebüſſet ſeyn. Anfänglich hatte Philipp keine Acht hierauf. Aber der Groß-Inquiſitor kam ſelbſt nach Hofe, ſtellte dem König ſein grauſames Verbrechen vor, ließ ihm eine Ader öfnen, und das Blut auf die feyerlichſte Weiſe, in ſeiner und ſeiner Beamteten Gegenwart, durch den Scharfrichter, als wahres Ketzerblut, verbrennen. In Portugall gieng es nicht beſſer. König Johann der IV. aus dem Hauſe Braganza, ein Herr von groſſer Einſicht und Klugheit, wußte der Inquiſition verſchiedentlich, auf eine edelmüthige

Weiſe

Sie geben ſeufzend ſich den bangen Abſchieds-Kuß;
Mit fluten Thränen trennt ein ſanfter Band ſich dorten;
Hier fällt ein zartes Weib an ihres Gatten Schoos
Und bebend reißt er ſie von dieſer Schreckens-Stätte;
Der Säugling ſchlinget ſich mit ſchwacher Arme Hülf'
Um ſeiner Mutter Hals, der Vater nimmt die Kinder,
Der Jüngling faßt den Greis, der Prieſter ſeinen Gott; *
Ein unzählbares Volk flieht in gedrungnen Hauffen †

Weiſe, Innhalt zu thun. Aber kaum war er geſtorben, ſo brachten die Inquiſitoren ſeiner Gemahlin bey, er habe den Befehlen des Pabſtes zuwider gehandelt. Die Königin geſtund, was ſie nicht glaubte, und die Inquiſitoren machten in pontificalibus die Ceremonie, den Leichnam des Königs, in Gegenwart ſeiner Söhne, Don Alonzo und Don Pedro, von der Excommunication, die er ſich hätte zuziehen ſollen, loszuſprechen. Die ganze Sache aber war ein Spiel; um den Groſſen und dem Volke die nachdrücklichſten Begriffe, von dem Anſehen und der Kraft des heiligen Officii zu geben. Wer mehrere dergleichen Umſtände wiſſen will, der kan hierüber die Scribenten, die von der Inquiſition gehandelt haben, deren eine Menge ſind, und hauptſächlich die *Delices d'Eſpagne & de Portugall* im VII. Theile nachſehen, wo das mehrere zuſammen gezogen iſt.

* So hatte ich mir die Sache ſchon anfänglich vorgeſtellt, und die Relationen haben es nachher bekräftiget. Die Mönche waren allenthalben auf den unglücklichen Straſſen gegenwärtig, und wieſen den Sterbenden die Crucifixe vor; dieſer Umſtand iſt wenigſtens in einer Erzehlung bemerket worden, die unter dem Namen eines angeblichen Abtes St. Maran de Chaſſonville heraus kam, von der ich aber nicht verſprechen will, daß ſie würklich in Liſabon ſey abgefaſſet worden. Ein affectirter Witz kan nicht die Sprache eines Mannes ſeyn, der ſelbſt das grauſenvolle Schauſpiel mit Augen angeſehen hat.

† Es iſt ſchwer auszumachen, wie groß die Menge der Erſchlagenen an dem traurigen Tage geweſen ſey. Im Anfange ſetzte man die Anzahl auf hundert und zwanzig tauſend, nachgehends wurde ſie von andern auf nichts

Die Schmerzen in der Pein, den Tod im Todtenfeld,
Und in dem gleichen Nu, gleich Cedern in dem Sturme,
Drehn tauſend Häuſer ſich in tauſend Wirbeln um. *
Ein jeder findt ſein Grab bereit zu ſeinen Füſſen. †

Die

nichts herunter gebracht. Der glaubwürdigſte Bericht ſetzte ſie auf 25 bis 30000. Perſonen. Ich leſe an einem Orte, es habe ſich aus den Büchern aller Pfarrkirchen von Liſabon erwieſen, daß fünfzig tauſend Menſchen umgekommen ſeyen. Sollte der Unglaube nicht auch hierinn, wie Ariſtoteles überhaupt ſagt, der Grund der Weisheit, oder, die Sache beſſer auszudrucken, der Grund des Erkenntniſſes ſeyn? Denn der iſt bekanntlich der Klügſte, der einſieht, daß er nichts weiß. Wer wird wohl dieſe Regiſter aufweiſen können? Sollten ſie ſich nicht mit unendlichen andern Sachen auch zum Theil verlohren haben? Wird wohl jedem Geiſtlichen in Liſabon, in der grauſamen Todesnoth, der gleiche Gedanke eingefallen ſeyn, er müſſe ſeine Regiſter ſalviren? Nicht jedermann iſt ſo hitzig, wie jener Pfarrer, der, bey Erblickung eines Nordlichts, mit dem Taufrodel unter dem Arm aus ſeinem Hauſe ſprang, und Weib und Kinder in der dringenden Noth ſtecken ließ.

* Die Häuſer von vielen Straſſen wurden augenblicklich der Erde gleich gemacht, und alles Volk unter ihnen erſchlagen. Eine Perſon, die gegenwärtig geweſen, ſchreibt hierüber folgender maſſen: „Ich habe geſehen, „wie die allergründlichſten Gebäude ſich in die Höhe gehoben, und ſich „auf die gleiche Art beweget haben, wie die Winde die Roſenſtöcke zu be„wegen und hin und her zu treiben pflegen.„ Cedern, geht vielleicht in der poetiſchen Sprache beſſer an, als Roſenſtöcke.

† Ein vornehmes Mitglied der Regierung in Zürich, der mir beydes als ein Liebling ſeines Vaterlandes und der Muſen, bekannt iſt, hat mir eine umſtändliche Nachricht von der Verwüſtung von Liſabon mitzutheilen die Gewogenheit gehabt, die ihm ſelbſt von der Hand des in dieſem Unfalle verwickelten Holländiſchen Abgeſandten, Herrn de la Calmette, deſſen Angedenken bey uns immerhin verehrungswürdig bleiben wird, entworfen worden. Die meiſten Leute, ſagt der Herr de la Calmette, blieben ſchon bey dem erſten Umſturze, weil faſt jedermann bey der erſten Empfindung des Erdbebens ſich auf die Straſſen begab. Die wenigen zurückgebliebenen,

Die Mutter und ihr Kind zermalmt der gleiche Stein,
Des Vaters Glieder ſind im Staub' des Sohns vermenget,
Was lebend ſich geliebt, trennt ſich im Tode nicht!

Ein

nen, unter denen auch der Holländiſche Abgeſandte mit ſeiner Familie war, der alle drey Hauptſtöſſe in ſeinem Hauſe ausgehalten hatte, mußten über Hauffen von Erſchlagenen und halb Todten einhertreten, um ihr Leben durch die Flucht zu retten. Ich habe mit Thränen geleſen, was dieſer würdige Mann hierüber ſagt, und ich will die Stelle ſeines Briefes, nach ſeinen eigenen Worten, hieher ſetzen, weil in der Sprache der Verunglückten eine Beredſamkeit iſt, die kein Witz nicht nachzuahmen weiß. Nous deſcendimes tous dans le plus bas de la maiſon, dans un endroit, qui me parut ſolide, & ou nous reſolumes d'attendre avec reſignation, ce qui plaiſoit à Dieu d'ordonner de nous; mais ayant été encore une fois dans la rue, pour y examiner l'Etat du devant de ma maiſon, je vis qu'une croiſée à l'apartement d'enhaut étoit déja tombée dans la rue, & que la façade étoit fendue en pluſieurs endroits, & detachée dans les Coins des murs de coté, de ſorte que je craignis, qu'une nouvelle ſecouſſe ne la fit tomber, & n'entrainoit tout le devant de la maiſon, ce qui nous auroit enterré tous vifs, quand même l'endroit ou nous étions auroit tenu; & cette conſideration me determina à abandonner la maiſon, & à chercher, comme tout le monde, notre ſalut dans les champs: mais la difficulté étoit d'y parvenir. J'engageai un de mes Domeſtiques, à aller examiner le chemin le plus court, pour y arriver. & ſur ſon rapport qu'il y avoit moyen de paſſer, quoique avec difficulté, à cauſe de la grande quantité des decombres, nous nous mimes en chemin, & par la grace de Dieu, à travers des morts & des mourants, dont les cris lugubres de deſſous les mines, ſous leſquelles ils étoient enterrés, faiſoient fendre le cœur, nous parvinmes ſains & ſaufs en plein champ, ou notre premier ſoin fût, de rendre grace à ce Dieu miſericordieux, qui nous y avoit ſi heureuſement conduit; ce qui eſt une eſpece de miracle, vû le nombre des maiſons endommagées & prêtes à tomber, le long deſquels nous avons paſſé.

Ein donnerndes Geräuſch erfüllet die Ruinen,
Die Hügel wälzen ſich von ihrer Stelle weg,
Gebürge rollen ſelbſt in die verheerten Thäler, *
Und Erd' und Meere ſtehn entſetzt in ſich zurück.

Des Tejos Ufer deckt ein Volk, das in den Fluten
Sein Leben hofnungslos am Rand' des Todes ſucht;
Die Wellen ſträuben ſich in ſteile Pyramiden, †
Die bald der Sturm zerreißt, bald himmelhoch erhebt,

Und

* Die meiſten Gebürge von Portugall und Algarbien erzitterten an dem ſchrecklichen Tage. Einige öfneten ſich ſo gar und borſteten. Ein Holländiſcher Capitain, der den erſten Novemler nicht weit von Liſabon ſegelnd im Begriff war, nach Holland zurück zu kehren, ſoll des Morgens um zehen Uhr den Berg Sembra mit ſolcher Gewalt niederſinken geſehen haben, daß ſein Schiff durch dieſe Erſchütterung ſo gar in eine ſtarke Bewegung gekommen ſey.

† Der angeführte Umſtand wird von dem Herrn de la Calmette in ſeinem Briefe an Herrn Wettmüller folgender maſſen beſchrieben. Aprés la ſeconde ſecouſſe il n'y eut pendant une heure & demi, ou environ, plus des ſecouſſes proprement dites. On s'appercevoit ſeulement d'un mouvement de tremulation continuel plus ou moins fort, d'un moment a l'autre. Mais alors il y eut une troiſieme ſecouſſe, trés forte encore, cependant moins violente & plus courte que les precedentes, & dans le même tems, on s'apperçeut d'un mouvement extraordinaire dans la mer, & dans la riviere; la marée monta & deſcendit cinq ou ſix fois, dans un inſtant, avec une telle impetuoſité, que lorsqu'elle deſcendit, elle laiſſoit la moitié de la riviere à ſec, & qu'en montant elle debordoit plus de ſoixante pas ſur le rivage, ce qui fit perir un trés grand nombre de perſonnes, tant ſur le rivage même, que dans nombre de petits bâteaux, remplis de monde, qui alloient chercher un refuge au bord des vaiſſeaux qui étoient à l'Encre.

Und rauſchen fürchterlich in die beſtürzten Scharen.
Zerſtörung herrſchet dort im Schutt der Vaterſtadt,
Man ſinket auf dem Pfad, den man mit Graus betreten;
Hier ſpeyt vom vollen Schlund' der Strom den Flüchtling aus,
Und reißt in ſeinen Bauch was an dem Strande ſchwebet.
Ribera! durch den Tod erlöſcht die Liebe nicht, †
Die Freundin eilt mit dir dem ſichern Port entgegen,
Wo Hofnung ewig blüht und Freud' aus Freude quillt.
Die ſtärkſte Sympathie, die hier die Herzen bindet,
Erhöht die Ewigkeit, wann von den Sinnen los
Die Seel' nur Seele liebt, und Geiſt dem Geiſte nahet,
Wann in der Sphären Klang ihr ſelig Lied ſich miſcht
Und GOtt und ſeinem Rath den frohen Jubel bringet.

Des hellſten Tages Licht war lang in Staub umhüllt *

† Ich ziele hier auf eine beſondere Geſchichte, die auch die öffentlichen Zeitungen angezeiget haben. Graf Ribera, ein vornehmer Portugieſe, wollte ſich, eben an dem Tage der Zerſtörung von Liſabon, mit ſeiner geliebten Donna de Lucos trauen laſſen, nachdem er als ein neunjähriger Verliebter bloß vorher die väterliche Bewilligung erhalten hatte. Der Bräutigam rettete ſeinen Vater, ſich, und ſeine Braut, auf ein Schiffgen. Kaum hatten die Unglückſeligen ihr Schickſal geprieſen, ſo ſchmiß die Wuth der Fluten den ſchwachen Kahn tief ins Land hinein, wo er mit dem Ueberreſt zu Trümmern fuhr. Dieſe Nachricht iſt aus folgender Schrift genommen, *Relation veritable du Tremblement de Terre arrivé à Lisbonne* &c. Permis d'imprimer & diſtribuer à Paris ce 15. Novembre 1755.

* Das Erdbeben brach bey ſchönem und hellem Wetter, wie es gemeiniglich in Liſabon zu ſeyn pfleget, aus. Ein dicker von allen Seiten aufgehender Staub

Durch den vermengten Schutt vom Horizont verſchwunden,
Da oft ein heller Glanz durch dieſe Schatten drang,
Und mit der Finſterniß des Feuers Schrecken gattet.
Nun praſſelt rund herum die wilde Glut hervor, †
Was nicht der Sturm verweht, was nicht der Strom verſchlungen,
Was

Staub verfinſterte, nach dem Umſturze ſo vieler tauſend Häuſer, für einige Zeit die Sonne; ich will nicht hinzuſetzen, und erfüllte die Naſe, wie Monſieur de Chaſſonville, am Ende einer redneriſchen Tirade, auf eine lächerliche und unedle Weiſe ſagt. Der Brand, der hernach ausbrach, und in fünf bis ſechs Stunden, zwey Drittheil von den vornehmſten Quartieren der Stadt verzehrte, entſtund ganz natürlich, durch die Zerrüttung der Häuſer, wo man mehrentheils um dieſe Tageszeit Feuer hatte; die Nachrichten von den Volcanen waren ganz unzuverläßig. Die Erde mag ſich wohl irgendwo geöfnet haben, welches ich zwar nicht gewiß weiß, doch iſt daher kein Feuer ausgebrochen.

† Der Herr de la Calmette ſchreibt, in dem angeführten Briefe, das weit gröſſere Uebel dem Feuer zu, „welches aber, ſagt er, in einem andern „Lande, bey einer beſſern Policey, menſchlicher Weiſe zu reden, faſt „gänzlich hätte können verhindert, oder wenigſtens gar ſehr gedämpft „werden. Aber der Schrecken war ſo groß, daß faſt gleich bey dem erſten „Stoſſe, jedermann an nichts, als an die Flucht dachte, da indeſſen eine „Menge Räuber beynahe die einigen waren, die noch zurückblieben. „Unter denen dreißig, die gehangen worden, bekannten einige überdem, „daß ſie, die Verwirrung zu vermehren, noch ſelbſt, hin und wieder „Feuer eingelegt hätten. Dem Brande wurde nicht eher ein Ende gemacht, „als bis er von ſich ſelbſt aufhörte, und man hat noch mehr als drey Mo„nate nach dem groſſen Tage, ſagt der Herr de la Calmette, Oerter ge„funden, wo das Feuer noch immer fortwährte.„ Eine Bemerkung, die in Europa wohl bey den einzigen Portugieſen konnte gemacht werden. In dem Brande zu Canton, in der Zeit da Anſon da war, begnügten ſich die witzigen Chineſen, um dem Feuer zu ſteuren, ihre Götzenbilder den Flammen entgegen zu ſtellen. Sie thaten noch mehr, als man in Liſabon gethan hat.

Was nicht die Erde ſelbſt in ſich zurückgekehrt,
Das greift ſie plötzlich an, und reißt es plötzlich nieder.

Gleichwie den Ocean ein ſchreckendes Gebrauſe
Vom fernen Ufer her dem Wandersmann verkündt;
So ſchallet durch den Schutt verſunkener Paläſte †
Ein ängſtliches Geheul durch Lißbons Hügel hin;
Umſonſt erhebet ſich gequetſcher Menſchen Flehen,
Die zitternd durch die Kluft, wo mancher lebend noch
Ein traurig Grab bewohnt, dem Licht entgegen ſchnappen;
Umſonſt ſchreyn andere: Schenkt, Freunde, uns den Tod,
Der einzig glücklich macht? Ein Schauer von Verzweiflung
Durchwallt den furchtbarn Pfuhl der umgeſtürzten Stadt!

† Ich habe bey der erſten Anlage meines Gedichtes dieſen und die folgenden Umſtände, aus meiner Einbildung, in einer beſondern Strophe abgehandelt; ſie ſind vielen Leuten unnatürlich vorgekommen; aber die ſeither eingeloffenen Nachrichten haben meine Vermuthung nur allzu ſehr bekräftiget. Ich bin niemals im Stande geweſen, die Erzehlungen dieſes Jammers ohne die äuſſerſte Rührung zu leſen, und die Wemuth iſt mir, unter der Betrachtung deſſelben, oft in die bitterſten Thränen ausgebrochen. Sehr viele Leute müſſen in den eingeſunkenen Häuſern lebend begraben worden ſeyn! Man hat eine Menge, in Privat-Briefen, mit Nahmen benennet, die nach zwey bis drey Tagen erſt unter dem Schutte halb lebend hervorgezogen worden. „Nichts kan erſchrecklicher ſeyn, (ſchrieb „jemand von Liſabon) als ſich in der Nähe dieſer unglücklichen Ruinen „zu befinden. Neben der grauſamen Ausſicht, die von allen Seiten her „die Augen rührt, hörte man noch den dritten und vierten November „durchgehends das Ruffen und Wehklagen halb zerſchmetterter Perſonen, „die vergebens nach Hülfe ſchrien, und das Geheule andrer, die von dem „Hunger genaget, gewiſſer maſſen in der Raſerey ſtarben. „

Der Flüchtling hört erſtaunt den Ruff, der ihn verfolget,
Er eilt zurük, er weint, und flieht mit Schrecken weg.

Monarch! Hier wo im Schutt von ungezehlten Leichen,
Im Schutt des neuen Tyrs, dein Glanz in Staub verſchwindt,
Und kaum dein banges Haupt ein ſicher Hüttgen findet; †
Da ſteh mit Schrecken ſtill, da ſchlag an deine Bruſt,
Da leg den Purpur ab! wirf hier der Wemuth Thränen,
Das Pfand der Menſchlichkeit, auf deines Volkes Gruft.
Hier, wo Emanuel * vom Strand' des alten Weſtens **

Bis

† Der König und die königliche Familie mußten 24. Stunden in ihren Kutſchen zubringen; nachher hielten ſie ſich unter Zelten auf, wo ſie, nach der Nachricht des Herrn de la Talmette, noch im Merzmonat ſich befanden, weil das hölzerne Haus, das man für dieſelben bereitete, bis dahin nicht ausgebaut war.

* Es iſt von dem König Emanuel die Rede, der von 1495. bis 1521. den Portugieſiſchen Thron beſaß. Ich führe denſelben wegen dem Contraſte an, das durch die Zuſammenhaltung ſeiner Gröſſe mit dem gegenwärtigen Unfalle entſteht. Unter dieſem Emanuel iſt der Glanz der Portugieſiſchen Krone am allergröſten geweſen. Die Portugieſen hatten unter ſeiner Regierung den neuen Weg nach Oſtindien, um das Vorgebürge der guten Hofnung herum, entdecket, wodurch der ganze Handel nach dieſen Gegenden in ihre Hände kam, und ihre Siegesfahnen wurden allenthalben daſelbſt aufgepflanzet. Sie bemeiſterten ſich von Ormus, Malacca, Cochin, und Goa, das der Sitz ihrer Herrſchaft in Indien geworden. Sie zogen ſich die Handlung von Africa und den entfernteſten Küſten Aſiens zu, indem ſie nicht nur auf der Weſtlichen Küſte von Africa in Mauritanien, Guinea, Congo, Angola, der Inſel St. Thomas und anderſtwo, alle wohlgelegenen Häfen und Handelsplätze wegnahmen, ſondern auch auf dem mittägigen Ufer deſſelben in den Königreichen Mozambique, Melinde, Mombaza, Sofala, und von dem Ausfluſſe des rothen Meeres bis in Japan ſich feſtzuſetzen wußten. S. die *Annales d'Eſpagne*

Bis an der Sonne Ziel der Prieſter Herrſchaft trug,
Und manchen König ihm das Glück zum Sclaven machte,
Da fällt mit deiner Stadt ſein Thron zum Nichts zurück;
Dein mächtig Liſabon iſt gleich dem öden Orte,
Der nie bewohnet ward, ſein Staub iſt weggeweht! †
Zur Nachwelt kömmt ſein Ruhm, wie dort zu Ewigkeiten *

& de Portugall, die unter dem Namen des Don JUAN ALVAREZ DE COLMENAR herausgekommen. T. II. p. 17.

** Man würde meynen, ich hätte hier im Spaniſchen oder Portugieſiſchen Geſchmacke ſchreiben wollen, der die Hyperbole, als ein überaus ſchönes Kunſtſtück, geduldig zu vertragen weiß, ſollte ſie auch noch ſehr von der Natur entfernet ſeyn. Es iſt zum Theil wahr. Aber ich mache eine Anſpielung auf die Grabſchrift eben dieſes Emanuels, die zu Belem, der Königlich-Portugieſiſchen Begräbniß, die Ueberbleibſel dieſes groſſen Monarchen folgender maſſen der Nachwelt empfiehlt:

Littore ab occiduo qui primum ad littora ſolis
Extendit cultum notitiamque Dei,
Tot reges domiti cui ſubmiſere thiaras,
Conditur hoc cumulo maximus EMANUEL.

S. *Deſcription d'Eſpagne* &c. par Don JUAN ALVAREZ DE COLMENAR. T. VI. p. 260.

† Dieſer bibliſche Ausdruck iſt faſt nicht zu ſtark. Der Herr de la Colmene ſagt, daß von dreißig tauſend Häuſern, die Liſabon und ſeine Vorſtädte ausmachten, mehr als zwey Drittheil gänzlich zu nichte gemacht worden, und die mehreſten des übrigen Drittheils ſeyen ſo beſchaffen, daß ſie gleichwohl alle, von Grund auf, müſſen neu gebaut werden. Was wollen nun die Leute antworten, die immer wiederhohlen, der gröſte Schaden ſey bloß, in dem Gehirne der Zeitungs-Schreiber, erlitten worden? Kan man wohl das Zeugniß des Herrn de la Colmene verwerfen?

* Der Sinn dieſer Vorſtellung von Roms Ruinen ſoll bey weitem nichts tröſtendes in ſich haben; ſondern mein Zweck iſt vielmehr zu ſagen, mit dem

Des alten Romes Pracht auf Mauerſtücken eilt;
Wie oft der Fürſten Ruhm, der an dem Grabſtein' haftet,
Der ſpäthen Nachwelt noch den fremden Nahmen lehrt;
Wie zur Unſterblichkeit der Held, von dem die Säule
In tauſend Stück zermalmt, in ihren Trümmern prangt.
Erklär mir, groſſer Fürſt, dem ſo viel Völker dienen,
Und beyder Welten Raum doch nicht zu enge war,
Was ſagte dir dein Herz in dieſer Todes-Stunde?
Es war von Menſchlichkeit und wahrer Großmuth voll.

Wann Qual und Jammer herrſcht, und die Natur erzittert,
Wo in dem gleichen Nu ein Volk in Ruhe lag;
Wann ſich des Fürſten Glück ſo wie der Staube verlieret, †
Und ſeiner Freunde Schaar zerſchlagen vor ihm ſteht;
Soll der bedrängte Geiſt ſein eigen Leyd nicht fühlen?
Zwar deckt der Purpur oft der Menſchheit Schaude zu,
Man ſiehet Könige, die mit dem Volke tändeln,
Wie Kinder mit dem Ball, der wirbelnd um ſie fliegt,
Und bald die Erde küßt, bald himmelhoch ſich hebet,
Doch nicht von eigner Macht in ſeinem Lauf regier't.

Der

dem Andenken des Jammers werde der Jammer ſelbſt verewigt werden, ſo wie die Ueberbleibſel des alten Roms, ewige Zeugen von der gefallnen Gröſſe dieſer ſtolzen Beherrſcherin der Erde ſind.

† Der Herr de la Calmene verſichert, der Verluſt der Kaufleute belaufe ſich allein auf fünfzig Millionen Cruiſaden, (Eine Cruiſade macht vierhundert Rees, oder nach unſerer Münze, einen Reichsgulden) welches im geringſten nicht zu viel geſagt ſey. Man kan ſich nun vorſtellen, wie groß der Verluſt des Königs müſſe geweſen ſeyn.

Der Krieg frißt tauſende, dort reiben Peſt und Hunger
Mit ſchneller Wuth den Kern des ſchönſten Landes auf,
Die Neuigkeit dringt kaum bis in die Antichamber;
Man feyrt den Gallatag, ein finſtrer Kopf entdeckt
Die Zeitung bey dem Trunk, kaum zückt der Fürſt die Achſel,
Der Höfling folgt erſtaunt und zücket lachend nach.
Der Held erſcheint im Feld, man eilt dem Feind' entgegen,
Des Reiches Ehre hängt von wenig Stunden ab,
Indeſſen ſpielt der Fürſt bey ſeinen Sängerinnen
Und ſagt gelegentlich, wie wird ſich wohl der Mann
Aus ſeiner Schlinge ziehn? Er ſagts, und theilt die Karten.
So denken Herrſcher oft, ſo dachte Joſef nie,
Der Himmel ſchlug ihn nicht zu dem gekrönten Pöbel.
Tief herrſcht in dieſer Bruſt der Unfall meines Volks,
Mein ganzes Herz durchſtürmt ein Strom von banger Trauer!
Ich ſah den ſchwarzen Schutt, ich ſah im Schrecken-Feld'
Noch ſchaumend in dem Blut die Leichen meiner Brüder;
Mit halb gebrochner Stimm ward aus dem Schutte dort
Ein Strahl von Troſt erfleht; noch huben die Erſchlagnen †
Im Tod die Arme auf; noch zückte manches Herz;
Noch brach in voller Wuth der Jammer aus den Flammen,

Da

† Wer die Kraft der animaliſchen Faſer kennt, die auch nach dem Tode noch eine Zeitlang übrig bleibt, der wird in dem Grunde diſer Verſtellung nichts unnatürliches finden. Die Empfindung, die ein ſolcher Anblick in dem Gemüthe erwecken ſoll, bekommt aber hier einen poetiſchen Schwung.

Da ſchon mein reger Geiſt das Unheil überſah,
Und ſich mit kühnem Flug' in beßre Zeiten wagte,
Kein Uebel iſt das nicht dereinſt noch nützlich wird.
Auf dieſer Aſche ſoll ein neues Volk ſich ſammeln,
Ein weit beglückter Volk, das ich noch ſegnen kan!
Ein ſteter Friede wird den ſchwachen Thron beveſtnen;
Der zweifelhafte Freund, der Spanien beherrſcht, *
Der Britte, den mein Gold mit ſtarkem Reitze locket,
Und wer uns vormals noch aus Aſien vertrieb, †
Wo jetzt kaum Spuren ſind von der vergangnen Gröſſe,
Die können insgeſammt der Handlung nützlich ſeyn.
Ein neuer Ueberfluß wird bald mich mächtig machen,
Mein Land beglückt zu ſehn, wann einſt des Richters Arm,
Durch wahre Reu bewegt, den tiefen Donner ſpahret;
Mein Schatz ſoll offen ſeyn, gleichwie mein Herz es iſt,
Das Volk lebt nicht für mich, ein Fürſt lebt für die Völker.
Den oft erborgten Glanz erhöht ein fühlend Herz,
Ein Herz das für das Land von Huld und Güte brennet,

Und

* Man weiß genugſam, wie die Spanier und Portugieſen einander, natürlicher Weiſe, zuwider ſind; und obſchon beyde königliche Häuſer nunmehr in einer nahen Verbindung zuſammen ſtehen, ſo könnte ſie doch ihr beyderſeitiges Staats-Intereſſe ſehr leicht von einander trennen, wann Portugall nicht immer den Frieden ſuchen würde.

† Unter der Spaniſchen Regierung geriethen die Molucciſchen Inſeln, Malacca und Ceylan, in die Hände der Holländer. Die Engländer und Perſianer nahmen den Portugieſen Ormus weg, wovon jenen der Handel nach Perſien in die Hände gerieth. Daher dann überhaupt der Credit der Portugieſen unendlich in Aſien geſchmählert worden.

Und freudig deſſen Glück ſein ganzes Leben weyht:
Kein ſclaviſches Gemüth, nicht den gebeugten Nacken,
Nicht das errungne Gold und nicht das theure Blut,
Die Liebe heiſcht er auch vom Unterthanen wieder.
Bedrängtes Vaterland, mit ernſtem Schauer ſieht
Mein banger Sinn dich an! Unſelige Ruinen,
Ihr ruft zur Menſchlichkeit, ihr flöſſet Großmuth ein!
Ihr ſchließt mit ſtarker Kraft das edle Band zuſammen,
Wo durch ein zart Gefühl die Tugend thätig wird!
O Menſchlichkeit! du zierſt nur die, die Trauer kennen,
Der Unglückſelige empfindet dich allein;
Von jeder Tugend iſt ſein Los die bittre Quelle,
Und jede Regung wird durch dieſe Kraft beſeelt.
Sie hebt das Herz empor, ſie iſt des Geiſtes Adel;
Wer Thränen nie vergoß, wer niemahls ſeufzte,
Der hat die gröſte Lyſt der Seelen nicht empfunden.
So denkt ein guter Fürſt, ſo ſprach mein Genius.

Und du verwöhntes Volk der Groſſen dieſer Erde!
Das eitler Wahn erhebt, und falſcher Schimmer bläht, †

† Wann meine Verſe irgendwo einem kleinen Geiſte unter den Groſſen dieſer Erde in die Hände kommen ſollten, ſo würde mir ein ſolcher dieſen falſchen Schimmer nicht vergeben. Ich bin nur ein gemeiner Mann, und vielleicht wird man mich wohl gar zu dem Pöbel rechnen, der die Hohen beneidet; aber Tamerlan war der Bezwinger eines beträchtlichen Theiles des Erdbodens, und wir beyde haben hierüber doch Einen Gedanken. Tamerlan hat bekanntlich den Sultan Bajazet überwunden, den er nachher

Schau dort mit Zittern hin, lern einſt dein Unvermögen,
Wieg deine Kräfte ab, erröthe wenn du kanſt,
Prahl fort mit deiner Macht, die die Vernunft verhöhnet:
So prahlen Mücken auch, die ſtolz in ihrer Welt,
Auf einem Blatte, ſich dem Mund entgegen ſträuben,
Der ſie, wie euch der HErr, mit einem Hauche quetſcht.
Wie klein iſt doch der Menſch, der dort vor einem Throne,
Tief unter manchem Sclav der Ordensbänder trägt,
Sich an der Erde krümmt, und hier im Vaterlande
Vor Leuten, die ein Punct von ſeinen Höhen trennt, †

Gleich-

nachher in ein eiſernes Kefig einſchloß, das ſein Fußſtuhl war, wann er zu Pferde ſteigen wollte. Als man den Türken dem Tatar daher brachte, kam dieſem auf einmal ein Lachen an. GOtt muß gleichwohl, ſagte er, die Reiche dieſer Erde ſehr wenig achten, daß er ſie einem Einäugigen, wie Bajazet, und einem Lahmen, wie Tamerlan, in die Hände geliefert hat.

† Nichts kan den Menſchen, in meinen Augen, ſo ſehr verkleinern, als die Nuances, die der Stolz faſt in allen Ländern unter ſolchen Leuten erdacht hat, die die Natur gleichwohl in die gleiche Claſſe ſetzet. Die politiſche Verfaſſung eines jeden Landes ſoll und will einen gewiſſen Unterſcheid des Standes haben. Aber daß ſich ein Eſel vom Adel, und ein Schöps mit einer weiſſen Feder, über einen vernünftigen Mann von bürgerlichem Stande; eine Magiſtrats-Perſon, die von der Staatskunſt eben ſo viel verſteht, als der Teufel von der Meſſe, über Leute, die ſo leicht für ſie zu klug ſind; daß ein Faquin in einer reichen Veſte, über den Mann, der nicht in Seiden trabt; daß ein Bewohner eines gröſſern Städtgens oder eines gröſſern Hauſes, über den, der ſich mit einem kleinern begnügt, mit einem Worte, daß ſich der Dummkopf über den Vernünftigen herauf ſetze, iſt einem philoſophiſchen Gemüthe unerträglich. Ein ſolcher Unterſcheid iſt nun das angeführte Punct; von deſſen Werth ich an einem andern Orte geſagt habe, daß er die zehnte Dignität von Nichts ausmache.

Gleichwie der Eſel einſt, im Löwenfelle pranget! †
Was ſind die Thronen ſelbſt? Was ſchließt der Weſen Reih
Die von dem erſten Geiſt und ſeinen Seraphinen
Durch alles Leben geht? Ein König und ein W...m.

Noch nie geprüfte Kunſt! leyh mir den kühnen Schwung,
Der den Gedanken ſchärft, dem Ausdruck Würde giebet,
Und des Affectes Kraft in ſeiner Stärke mahlt;
So ſprach ich, da mein Geiſt erregt durch Schreckenbilder
Den Unfall jener Stadt von einer Seite ſah,
Und ſieh die Phantaſie in Schmerzen eingehüllet,
Mich zwingend an den Ort des Todes mit ſich riß,
Wo gleich mein Sinn, beſiegt, der zärtren Regung folgte.
Nun winkt mir die Vernunft mit ſanfter Kraft hinweg;
Sie hohlt des Uebels Grund, der Portugall befallen,
In Frömmigkeit verzückt, von ſeinen Sünden her:
Gerechtigkeit verdrang, ſagt ſie, der Langmuth Triebe,
Der HErr ſchlug in den Grund die Stadt, die von ihm wich;
Ein Volk, das nichts mehr wünſcht, verſchmäht getroſt den Herrſcher,
Den Mund und Opfer ehrt, der Geiſt nicht nöthig fühlt;

† So oft ich eines Mannes von Range, der ſich zu dem Pfluge ſo gut, als für einen Regenten geſchickt hätte, ſo oft ich eines Stutzers im Parlaments-Rocke, eines Inſectes, der ſich mit erkauften Chargen ſträubet, anſichtig geworden, ſo oft habe ich die Freyheit genommen, an den Eſel aus der Fabel zu denken, der mit einem Löwenfelle ſich unter den Thieren Aus zu geben ſuchte, die aber unglücklicher Weiſe Augen hatten, denſelben an ſeinem Schwanze zu erkennen.

Es folgt dem eignen Sinn, Begierden ſind Geſetze,
Der Lüſte wilder Strom zwingt leicht ein willig Herz:
So drang der Wolluſt Trieb vom Brand der Luſt genähret †
Durch dieſes Volkes Mark und ſchlug in jeder Bruſt;
So löſcht' ein Vater oft in ſeiner Tochter Armen, *
Die Huld und Unſchuld kränzt, ſein geiles Feuer aus;

Die

† Es iſt genugſam bekannt, wie ſehr die Geilheit in den ſüdlichen Ländern herrſchet. Die angemeſſenſte Straffe derſelben, die veneriſchen Krankheiten, die doch in heiſſen Climaten viel gelinder ſind, werden daher in denſelben weit gemeiner als bey uns. Wann ein Spaniſcher oder Portugieſiſcher Arzt einem Frauenzimmer, ſie mag ſo vornehm ſeyn als ſie will, einen erſten Beſuch macht, und ſich nach den vorhergehenden Umſtänden ſeiner Patientin erkundiget, ſo fragt er eben ſo leicht, ob ſie die Luſtſeuche niemahls gehabt habe, als wir uns nach der allergleichgültigſten Krankheit zu erkundigen pflegen. Aber an der äuſſern Geſtalt der Keuſchheit, hat es in Liſabon nicht gemangelt. In groſſen Verſammlungen tanzten die Männer und Weiber in beſondern Zimmern. Bey Geſellſchaften verſammelten ſich die Männer in dem einen, das Frauenzimmer in dem andern, und der Cavalier durfte bloß bis an das äuſſerſte der Tapeten gehen, die gemeiniglich die Dames unter ſich ausgeſtrecket hatten; doch war dem Beichtvater vergönnet, den ganzen Tag darauf zu ſitzen. Daher gab es in Portugall ſo viele Geiſtliche! Man ſiehet übrigens, daß das alles, was ich von den Sünden der Portugieſen ſage, nur Einwürfe ſind.

* Blutſchande, und dergleichen, nennte man in Liſabon *peccadillo*, ein Sündgen. Doch kamen auch Zeiten, da ſolche Verbrechen ſehr ſelten waren. Man hat beobachtet, daß, ſo lange die Höfe von Liſabon und Rom in Zwiſtigkeiten mit einander ſtunden, die Menge der Blutſchänder und Sodomiten an dem Auto da Fe viel geringer waren, als zu der Zeit, da die Portugieſen nach Belieben in Rom Abſolutionen hohlen konnten. In Portugall können dergleichen Sünden nicht vergeben werden, und ohne Abſolution zu ſterben, iſt für einen Portugieſen eine erſchreckliche Sache. S. *Memoires inſtructifs.* T. I. p. 142.

Die Eiferſucht hielt ſtets den regen Stahl gezücket, †
Die Goldbegierde lud zu tauſend Laſtern ein.
Kein Fehler iſt, der nicht den Ueberfluß begleite;
Und der Verfolgungs-Geiſt, der GOtt im Himmel trotzt,

† Mit einem gröſſern Grade der Geilheit, iſt auch immer die Eiferſucht in einem ſtärkern Maſſe verknüpfet. So wie im äuſſerſten Nord die Völker faſt ganz ohne Liebe ſind, ſo ſind ſie auch ohne Eiferſucht, und faſt ohne alle Leidenſchaften; ein Verhältniß, welches ich genauer in einem weitläuftigen Werke von den Temperamenten in ihrem ganzen Umfange/ ſo wohl in der Leibs- und Gemüthsbeſchaffenheit eines jeden Menſchen insbeſondere / und der vornehmſten Völker des Erdbodens überhaupt / als auch in dem Einfluſſe derſelben auf die Arzneykunſt / die Sittenlehre und die Staatsklugheit / das ich in der Arbeit habe, zeigen werde. Bey den Portugieſen iſt die Eiferſucht ein herrſchendes Laſter; auch bey den geringſten Anläſſen bricht ſie oft in volle Flammen aus, und wer ſich leicht in Liſabon einige Zeit aufgehalten hat, der wird dergleichen Geſchichten in Menge wiſſen. Ein Fremder gieng z. Ex. einmal dort über die Straſſe, und zog vor einem Frauenzimmer den Hut, ſie bedankte ſich; ihr Mann ſah es, kam nach Hauſe, und nagelte ſie durch den Hals an die Thürſchwelle; hierauf hohlte er ſeinen Schwiegervater herbey, und ſagte ihm, da könne er ſeine Tochter wieder kriegen, wann er wolle. Am Frohnleichnamsfeſte durfte man doch auch bey Tage, dem Frauenzimmer ins Geſicht ſehen; ſie lagen zu dieſer Zeit durchgehends an den Fenſtern, und machten ſich eine Freude, die vorbeyprazirenden Mönche mit Blumen zu beſtreuen, die deswegen auch immerhin die Naſe in die Höhe hielten. *Mem. inſtr.* T. II. p. 165. 166. Frezier ſagt, in Braſilien kommen jährlich eine Menge Weiber, bloß auf Argwohn hin, durch die Hand ihrer Männer um. Auch bekümmern ſich die Portugieſiſchen Gerichte ſehr wenig um alle die Verbrechen, die von der Jalouſie herrühren. S. *Mem. inſtructifs.* T. II. p. 170. Die Spanier, die mit den Portugieſen eine ziemliche Aehnlichkeit haben, ſind ſo gar durch das Recht zur Jalouſie gehalten. Wann ſich ja ein Spanier findt, der offenbar weiß, daß ihm ſein Weib untreu iſt, ohne ſich darum zu ſtoſſen; ſo läßt der Richter beyde faſſen, Mann und Weib werden auf einen Eſel geſetzt, und jenem werden ein paar ſchöne Hirſchhörner, die mit Schellen

gezieret

Durch Qual und Feuer lebt und nur nach Blute dürſtet, †
Hat ungeſtört daſelbſt ſein Anſehn feſtgeſetzt,
Kein Donner ſchonet mehr wann einſt der Richter zürnet!

Vernunft! dein Schatten täuſcht ſehr leicht ein ſchwaches Aug',
Wenn du betriegeriſch die Leidenſchaften deckeſt;
Der Glanz, der dich umſtrahlt, ſprang von der alten Nacht,
Die meinen Geiſt verhüllt, zurück zu ſeiner Quelle.
So irrt der Menſch, er hält am bloſſen Scheine ſich,
Sein blöder Sinn ergreift was an dem äuſſern Rande
Der Weſen flatternd klebt und ihren Werth verhehlt;
Er miſſet GOttes Rath nach ſeinen eignen Trieben
Und folgt in Dunkelheit dem blinden Leiter nach.
Du, der zuerſt das Gift den Menſchen eingeflöſſet,
Das Glaubens-Zwietracht pflanzt, und ſtets vor Satans Thron,
Zum Pfuhl des Acherons aus ſchwarzen Schlünden ſtrömet,
Verfluchter Eifer! weich, dich haßt der Menſchenfreund,

Ein

gezieret ſind, am Kopfe feſte gemacht. In dieſem Aufzuge ſtellt man beyde dem Volke öffentlich zum Schauſpiel aus: Das Weib muß ihren Mann mit Ruthen ſtreichen, und der Scharfrichter erweiſet ihrem Buckel, zu gleicher Zeit, die gleiche Ehre. S. ALVAREZ DE COLMENAR. T. VI. p. 372. 373. Wer wollte nicht jaloux ſeyn?

† Dieſer Gedanke, wie ich zu ſpäthe bemerke, taugt nichts. Aber ich bin in dieſem Augenblicke zu dumm, einen andern zu ſuchen. Die Inquiſition geht bloß mit Feuer um, quia Eccleſia non ſitit ſanguinem.

Ein Prieſter ſchmücke ſich mit dir vor ſeinem Pöbel! †
Sag mir, betrogner Geiſt, der Liſabon verdammt,
Weil GOttes Wege ſtets der Welt verborgen bleiben,
Wo lebt das Volk das nicht ein gleiches Schickſal reizt?

Die

† Man wird an den hiſtoriſchen Beweiſen nicht zweifeln, deren eine Menge erhärten, wie ſehr den Dienern der Religion überhaupt der Verfolgungs-Geiſt zu allen Zeiten eigen geweſen ſey, denn es wäre ſehr unvernünftig, wann ich dergleichen Vorwürfe dem beſſern, gelehrten, und höchſt verehrungswürdigen Theile der Geiſtlichkeit machen wollte, die ich immer, und jetzt mehr als jemahls, vorzüglich geſuchet, vorzüglich geliebet, und geehret habe. Der angeführte Eifer kömmt bloß dem gemeinen und unwiſſenden Schwarme von Catholiſchen und Proteſtantiſchen Prieſtern zu, die einen jeden ehrlichen Mann einen Atheiſten ſchelten, der ſich an ihrer lächerlichen Majeſtät vergreiffet, und dieſe ſind es, von denen Pope ſaget, „daß ſie immer fertig ſeyen, ihre Dolchen zu zücken, hier in die „Seligkeit zu heben, dort zu verdammen; wahre Schwager des Him„mels, denen es gleich iſt, für jeden Gott, und jeden Menſchen zu „ſtreiten.„

Prompt, or to ſlab, or ſaint, to ſave, or damn;
Heav'n's Swiſs, who fight for any God or Man.

Die Denkmahle der Geſchichte ſind mir über die Materie des Prieſter-Eifers nicht unbekannt, aber mein Raum iſt zu enge, meine Anmerkungen ſind ohne dem ſchon zu lang, und die Herren, mit denen ich hier zu reden die Ehre habe, glauben ſich allzu ſehr über alle Vorwürfe erhoben, als daß man ſich bemühen ſollte, dieſelben ſo nachdrücklich zu machen, als es möglich iſt. Was ſollen ſie auch zu fürchten haben, da ihnen der Pöbel, dieſer anſehnliche und entſcheidende Hauſſe unter den Menſchen, günſtig iſt? Swift hat ja nur ironiſch geſprochen, da er in einer öffentlichen Schrift den Engländern antrug, den äuſſerlichen Gottesdienſt einzuſtellen; und der Schach Nadir iſt der einzige Fürſt geweſen, der, ſo viel ich weiß, die Geiſtlichen abgeſchaffet hat, es ſey dann, daß man den Kayſer Valens hieher rechnen wolle, von dem Jornandes und andere ſagen, er habe ein Geſetze gemacht, das bey Todesſtrafe alle Mönche zwang, Kriegsdienſte zu nehmen. So viele hundert Jahre, ſprach der Perſiſche

Die Wolluſt findet ja in ieder Schos ihr Bette,
Und ſelbſt die Menſchlichkeit mied oft für Geld verkauft; †
Die Frömmigkeit verſchwindt und dient bloß zum Gelächter; *
Dem Hang der Sinne folgt ein jeder öffentlich,
Molinos fände kaum bey uns noch einen Jünger. **

Oft

ſiſche Monarch zu ſeinen Imam und Mulas / habt ihr nun für das Geſchlecht der Sophi gebetet, und gleichwohl geht es, wie ihr ſeht, zu Grunde. Ich habe niemahls gebetet, ich habe niemahls für mich beten laſſen, und ich bin der Beherrſcher des Perſiſchen Reiches geworden. So ſprach er, und nahm ſeinen Pfaffen insgeſammt auf einen Tag ihre Einkünfte weg.

† Nous voyons que dans les Pays, ou l'on n'eſt affecté que de l'Eſprit de Commerce, on trafique de toutes les vertus morales; les plus petites choſes, celles que l'humanité demande, s'y font ou s'y donnent pour de l'argent. *Eſprit des Loix.* T. II. p. 208.

* Ich habe in meinen Gedanken bey dem Erdbeben / das A. 1755. in der Schweiz verführet worden / dieſen Begriff in einer ganzen Strophe ausgeführet, die hin und wieder übel genommen worden, weil man ſie für eine Satyre anſah. Mein Zweck war gleichwohl nur folgende Stelle aus der heiligen Schrift zu paraphraſiren: „HErr gehe nicht ins Gericht „mit deinen Knechten, dann vor dir iſt kein Lebendiger gerecht.„ Mit dem gröſten Rechte kan ich hier nach dem Herrn Rouſſeau von Genf ſagen: Que l'amertume de mes invectives contre les vices dont je ſuis le temoin, ne naît que de la douleur qu'ils m'inſpirent, & du déſir ardent que j'aurois de voir les hommes plus heureux, & ſur tout plus dignes de l'être. S. *Derniere Reponſe de* ROUSSEAU. p. 130. Kan man bey ſolchen Geſinnungen ſatyriſch heiſſen?

** Molinos ein Spaniſcher Prieſter hat gelehret, daß ſo wohl in dem Gebette, als in andern Andachtsübungen, die Seele an keine äuſſerlichen Vorwürfe ſich halten ſolle, ſondern ſie müſſe durch den Glauben bis in die Gegenwart GOttes erhaben werden, um daſelbſt in der Stille zu erwarten,

Oft irret der Verſtand wo Wahrheit und Vernunft
Von Vorurtheilen frey getroſt ihr Haupt erheben,
Und kein Gewiſſenszwang der Menſchheit Rechte ſchwächt;
Roms Unſinn heget oft noch manche reinre Kirche,
Weil manche Kirche ſich durch Menſchen-Witz regiert, †
Und Irrthum und Betrug das Los der Erde ſcheinet.
Ein Jude brennet dort, weil er ein Holz nicht ehrt, *

warten, bis ſein Geiſt uns ſelbſt in unſern Handlungen leite. Nun aber iſt die Lehre des Molinos / oft und viel, von dem verdorbenen Menſchen ſo angewandt worden, daß man freylich den Geiſt ſo hoch in den Himmel erhub, als es nur möglich war, aber indeſſen handelte der Körper auf der Erde nach Gutbefinden. So mag mancher Girard gedacht haben, wann er bey ſeiner Cadiere im Flaume lag, und mancher Scheinheilige hat durch dieſe gefährliche Lehre unſchuldige Eloiſen verführet. Aber unſere heutigen herzhaftern Sünder gehen offenbahrer zu Werke. Das iſt der Sinn, der in dem angeführten Verſe lieget.

† Wann die Theologen gerade lehrten, was der Geiſt GOttes in ſeinem dem Menſchen geoffenbahrten Worte, als die einzige Richtſchnur unſerer Thaten uns eröfnet hat, ſo wäre nur eine Kirche in der Welt zu finden. Aber die Menſchen bieten uns oft ihre beſondern Meynungen für die Lehre der oberſten Weisheit an, die eben ſo ſehr von einander verſchieden ſind, als die anſcheinende Heiligkeit eines Heuchlers, von der Heiligkeit des erhabenen GOttes. Pope ſagt, wann man alle vernünftige und uneigennützige Leute in der Welt unter eine Religion bringen wollte, ſo dörfte man ſie bloß täglich mit einander umgehen laſſen.

* Ich bin hierüber von einem meiner Mitbürger zulänglich unterrichtet, der an den ſtillen Mauren unſerer Vaterſtadt, von Ehre, Ruhm und Gröſſe geſättigt, mit einem philoſophiſchen Heldenmuthe ſein Vergnügen in der Einſamkeit ſuchet, nachdem er die vornehmſten Höfe von Europa, nebſt einem beträchtlichen Theile von Aſia und Africa, mit derjenigen Scharfſinnigkeit geſehen hat, welche nur bey ſolchen Geiſtern ſich findet, die alle Eigenſchaften eines Gelehrten, in dem Umgange mit den Groſſen der Welt, zu derjeni-

Hier fällt im Galgenfeld ein Held der denken durfte;
Dort ſtirbt ein neuer Chriſt, weil ihn der alte haßt, †

derjenigen Vollkommenheit gebracht haben, die weit über die Vorzüge der erhabenſten Lieblinge der Muſen heraus ſind. Die Abſichten der Inquiſition gehen nicht ſo wohl wider gebohrne Juden, als vielmehr wider Portugieſen, die man dem Judenthume ergeben glaubet, und nichts deſtoweniger finden ſich immer eine beträchtliche Anzahl derſelben unter den Bewohnern von Portugall. Man trift Juden unter den vornehmſten Leuten, unter Prieſtern, die die Sacramente austheilen, unter Biſchöffen ſo gar, und unter Staatsleuten an; der vor einigen Jahren im Haag verſtorbene Don Luis d'Acunha, der Dechant aller Ambaſſadoren von Europa, ſoll es zum Ex. geweſen ſeyn; auch war er einmal der Inquiſition kaum entgangen, weil man beweiſen konnte, daß er ein Jüdiſches Kammermädgen gehalten hatte. Die Juden haben Peter dem II. dreißig Kriegs-Fregatten, und zwey Millionen an Gelde angeboten, daß ſie dürften bey Liſabon eine Synagoge aufrichten, allein es konnte nicht angehen; ja man wollte ſie nur nicht für 500000. Cruiſades von der Inquiſition befreyen. Geht man in Portugall in die Meſſe, und ehret die Prieſter, ſo iſt man, eben wie aller Orten, ein Chriſt, denn auf den Glauben kommt es nicht an. Auf dieſe Art ſchlagen ſich die Portugieſen durch, die im Herzen Juden ſind, und wann ſie reich genug geworden, ſo ziehen ſie nach London oder Amſterdam, und gehen in die Synagoge. Aber das geringſte Zeichen, das ihre Religion verräth, bringt ſie in die Hände der Inquiſition. Man darf nur Schweinen- und Haſen-Fleiſch, oder Fiſche ohne Schuppen ausſchlagen, ſo iſt man ſchon dem heiligen Gerichte heimgefallen. Der Verklagte wird um der Eingeweiden der Barmherzigkeit JEſu Chriſti willen (dann das iſt der Ausdruck) gebeten, ſeine Sünden zu bekennen, und ſich ſelbſt nach der Gewohnheit anzuklagen. Erinnert er ſich nicht, unter tauſend und tauſend Vorwürfen, die ſich bey dieſer Gelegenheit der Einbildung vorſtellen müſſen, daß er einen Tag, in ſeinem Leben, von einem Haſen nicht habe eſſen wollen, ſo wird er als *Convicto negativo* an dem nächſten Auto da Fe verbrennt. Klagt ſich aber ein Unſchuldiger an, nur damit er ſich von dem Tode rette, ſo bleibt er doch für ſein ganzes Leben elend, und aller Ehren beraubet.

† Die Juden, die unter Ferdinand, König von Arragonien, und Iſabella, Königin von Caſtilien, ſeiner Gemahlin, aus Spanien vertrieben worden,

Ein Scheiterhaufe lohnt hier eine Hypotheſe,
Dort wird ein Geiſt verdammt, der ſeinem Volk zuerſt
Mit mächtiger Vernunft der Wahrheit Weg gelehret,
Hier wird ein Jurieu † ein neuer Dominik, *

zogen nach Portugall, wo man ſie unter dem Bedinge annahm, daß ſie ſich zum Chriſtlichen Glauben bekehren ſollten. Sie thaten es, wenigſtens zum Scheine; aber ein unauslöſchlicher Unterſchied blieb immerfort unter den alten Chriſtlichen und dieſen erſt damahls zum Chriſtenthume ſich bekennenden Familien, und die, die noch auf den heutigen Tag, im geringſten, durch die entfernteſten Verbindungen, von einer bekehrten Familie abſtammen, werden *Chriſtams novos* neue Chriſten; nachher auch noch *semparte de Chriſtam novo* halbneue Chriſten genannt, da ſich hingegen die übrigen Portugieſen *Chriſtams velhos* alte Chriſten heiſſen. Die neuen Chriſten leben unglücklicher Weiſe in der äuſſerſten Verachtung, und der Haß der übrigen Nation haftet auf dieſem Nahmen mit einer ſolchen Wuth, die ihnen tauſend Unglücke zuwege bringt. Sie ſind es auch vorzüglich, ſo gute und aufrichtige Chriſten, nach ihrer Art, ſie immer ſeyn mögen, die das oben angeführte Uebel ſich zuziehen.

† Jurieu war ein Diener der reformirten Religion, und Pfarrer zu Rotterdam. Man weiß, daß er den dortigen Magiſtrat zu der Verfolgung der Socinianer und Arminianer erreget hat; auch predigte er öffentlich: „Es ſey die Pflicht einer jeden Regierung, die Ketzer zu vertilgen, keine „Kirche könne aufkommen, wann ſie nicht von dem weltlichen Arm un„terſtützet ſey, ja das Chriſtenthum wäre niemals ſo allgemein geworden, „wenn nicht die Chriſtlichen Kayſer, und andere hohe Häupter, daſſelbe „durch den Umſturz der heydniſchen Götzenbilder und Tempel, und die „Verjagung ihrer Prieſter, unterſtützet hätten.„ So wie ſich die Begriffe von den Vorzügen eines Landes nach dem Mangel von Kenntniß aller anderer, die Tugend eines Gelehrten nach dem, was er zu ihrer Ehre ſchreibt, die Würdigkeit des Alters nach der Farbe der Haare, die Ernſthaftigkeit einer Magiſtratsperſon nach dem Umfange ihrer Perouque, der Witz eines jungen Herrn nach dem Schnitte ſeines Kleides, die Hofnung einer alten Coquette nach der Verkleiſterung ihrer Runzeln, und die

Und manchen Wörter-Krieg muß Stahl und Feuer enden.
Genug, im Finſtern liegt für uns des Uebels Grund,
Wir ſehn des Schickſals Ziel, und miſſen ſeine Wege;
Laßt eitle Träumer nur mit lächerlichem Stolz'
Sich, und die Welt, und GOtt in Dunkelheit ergründen,

Ein

die Gröſſe eines Philoſophen nach der Gröſſe ſeiner Geiſſen miſſet, ſo miſſet ſich bey dem Pöbel die Heiligkeit des Prieſter-Eifers nach dem Grade von Unvernunft, der in demſelben herrſchet. Herr Jurieu hat ſich wohl übel betrogen, wann er geglaubt hat, die Aufnahm der Chriſtlichen Kirche ſey des Verfolgungs-Geiſtes bedürftig. Iſt das die Lehre JEſu und ſeiner Apoſtel? Der Herr von Montesquieu und die Vernunft haben mich hierüber beſſer unterrichtet. „Du tems, ſagt jener groſſe „Geiſt, que les Arabes ſortirent de leur Pays, pour étendre la „Religion & l'Empire que Mahomet avoit fondé d'une même „main — Dieu permit que ſa Religion ceſſat en tant de „lieux d'être dominante, non pas qu'il l'eut abandonné, mais „parceque, qu'elle ſoit dans la gloire ou dans l'humiliation „exterieure, elle eſt toujours également propre à produire „ſon effet naturel, qui eſt de ſanctifier.„ S. deſſelben *Conſiderations ſur les cauſes de la grandeur & de la decadence des Romains.* p. 244.

* Der Heilige Dominicus war unter Pabſt Innocentius III. am Anfange des dreyzehnten Jahrhundertes eines der erſten Werkzeugen zu Stiftung der Inquiſition, die man eigentlich zu gänzlicher Unterdruckung der Albigenſer errichtet hatte, und nachher ſo dienlich befand, daß ihre Herrſchaft ſich in die Ferne und über alle Ketzereyen erſtreckte. Der Dominikaner-Orden giebt bekanntlich noch itzt die Mitglieder zu dieſem Tribunale her.

Ein Lehrgebäude währt bis an den nächſten Tag. †
Und Teufel mögen ſich mit Dialectik plagen! *

† Gleichwie ein Thier das andere, von dem Menſchen an bis zu dem kleinſten Inſecte, auffrißt, ſo frißt auch ein Philoſoph den andern. Ariſtoteles fraß ſeine Vorgänger, Descartes fraß den Ariſtoteles, Leibnitz fraß den Descartes, Wolf fraß gewiſſer Maſſen den Leibnitz, ganze Scharen Würmer freſſen nunmehr an dem Wolf, und ich fürchte, ein neuer Bezwinger ihrer Meynungen werde bald mit aufgeſperrten Rachen, und in die Höhe wickelndem Schweiße, unter einem jämmerlichen Gebrülle, über alle zuſammen tappen! Nach der Meynung des Herrn Garcins ſind die Inſecten ein Deſtillirkolbe, durch den die allgemein verbreitete Materie laufen muß, die die Nahrung der Pflanzen ausmacht. (S. *Lettre de Mr.* GARCIN *à Mr. de* REAUMUR *ſur l'utilité generale des Inſectes.* Bibl. Raiſ. T. XXXVII. P. I. p. 1. ſeq.) So iſt das Gehirn der Philoſophen ein Trichter, durch den immerfort das allgemeine Maaß von Weisheit und Thorheit lauft, das der Schöpfer den Menſchen zugetheilet hat. Wollt ihr alſo, ſtolze Schwätzer, eine Dauer für eure Grillen fordern? Die Pyramiden von Egypten und Scarrons Hoſen waren ja vergänglich, warum ſollten es eure Meynungen nicht ſeyn?

* Dieſer Gedanke iſt zum Theil, ſo ungeziemend er ſcheinen mag, wenn man für Dialectik Metaphyſik nimmt, miltoniſch; und der Herr von Voltaire ſelbſt, hat ihn an dem Engländer ſo gut gefunden, daß er glaubt, die Herren Profeſſoren in der Philoſophie ſeyen nicht ſelten in dem Umſtande, in den Mikon ſeine Teufel geſetzet hat, die mitten in der Qual der Hölle und den Schmerzen der ewigen Verdammniß, noch immer tiefſinnig über die Metaphyſik ſich unterhalten. Ich will die Stelle franzöſiſch herſetzen, weil die Engliſche Sprache bey uns noch nicht ſo gemein iſt, als ſie es zu ſeyn verdienet.

Tels dans l'amas brillant des rêves de Mikon,
ſagt Voltaire/
On voit les habitans du brûlant Flégéton,
Entouré de torrens de bitume & de flâme,
Raiſonner ſur l'Eſſence, argumenter ſur l'ame,

Wann von des Himmels Rand' zu der erſtaunten Welt
Ein Heer von Straſſen ſich auf Wirbelwinden drähet;
Wann der Orcane Wuth der Aether wiederhohlt,
Und gleich aus jeder Kraft, die in dem Stoff der Dinge †
Den Trieb zum Leben zeugt, der Schöpfung Ende ſtrahlt:
Dann fähret die Natur entzückungsvoll zuſammen,
Dann kehrt ein ſündig Volk zerſchlagen in ſich ſelbſt,
Dann ſtehn die Tempel auf, dann rauchen die Altäre,
Dann brechen Thränen aus und Heuchler ſchämen ſich.
O Menſch! laß Städte nicht und Länder untergehen,
Eh allzu ſpäth die Reu, in eitler Zuverſicht

Auf

Sonder les profondeurs de la fatalité,
Et de la Prévoyance & de la Liberté.
Ils creuſent vainement dans cet abime immenſe.

S. *Courte reponſe aux longs Diſcours d'un Docteur allemand.* Oeuvres de Mr. de VOLTAIRE T. II. p. 203.

† Es iſt hier von der angebohrnen Kraft der Elemente die Rede, einer Theorie, die der Herr von Leibnitz in den *Actis Eruditorum* von 1694. p. 111. unter der Aufſchrift: *De vi inſita Creaturæ* ſeu *de ipſa naturâ*, zu erſt bekannt gemacht hat. Dieſe Kraft, ſagt er, iſt die erſte Urſache aller Bewegungen in der Materie, ſie iſt in der Schöpfung einer jeden Subſtanz eingepflanzet, daher denn kein körperliches, auch kein geiſtiges Weſen jemahls ohne Würkung, das iſt, in der Ruhe ſich befindet. Weiter wird es nicht nöthig ſeyn, daß ich mich hierüber einlaſſe, weil ich würklich eine kleine Abhandlung über dieſe Materie zu verfertigen gedenke, in der ich das Lehrgebäude des Herrn von Leibnitz, worauf ſeine ganze Philoſophie beruhet, mit verſchiedenen Gründen erläutern werde, die weder dieſer groſſe Weltweiſe, noch jemand von ſeinen Schülern, bisher nicht angebracht hat.

Auf des Gerechten Troſt, dein Innerſtes durchnaget;
Der Glaube, der allein aus der Verzweiflung fließt, †
Gefällt dem Schöpfer nicht, der allen Zwang verſchmähet,
Und in dir, ſeinem Bild', der Freyheit Vorrecht gab,
Damit aus eigner Wahl zu ihm dein Herz ſich hebe;
Wann er nicht immer zürnt, ſo heiſcht Er doch die Furcht,
Die ſelbſt der Fromme nie mit Vorſaz unterdrücket.
Der GOtt, der ſtille hier auf ſeinem Donner ruht,
Und tauſend Welten dort mit einem Hauch erfüllet,
Herrſcht in dem ſanften Duft des bunten Veilgenthals
Und ſtrahlt aus dem Cryſtall des milden Waſſerbaches,
Der rieſelnd durch die Flur einſamer Auen rinnt.
Laß wahre Seufzer dann zu deſſen Throne dringen,
Der dort im Feuer ſpricht, und hier dich ſegnend lehrt,
Auch deine Stunde eilt dahin auf ſchnellen Schwingen;
Merk auf den Schall, der ſtets uns zur Bekehrung ruft!

Betrachte

† Ich halte es für eine beſondere Ehre, daß ich hier mit dem Herrn Wieland den gleichen Gedanken gehabt habe: „So unwürdig, ſagt er, ſind „die Begriffe der meiſten Sterblichen von GOtt, daß Er die Natur er„ſchüttern und mit einer allgemeinen Zerrüttung drohen muß, um ſie „aufmerkſam zu machen. Sie erkennen in den Ausflüſſen ſeiner Güte „die Spuren GOttes nicht; nur die furchtbaren Würkungen ſeiner „Macht machen ſie fühlen, daß ſie von einem Höhern abhangen. „Sie wollen GOtt nicht lieben / aber ſie wollen wie Sclaven vor ihm „zittern.„ S. die Hymnen über die Allgegenwart und Eigenſchaften GOttes. (Zürich 1756.) p. 42.

Betrachte doch dich ſelbſt und wag es dich zu kennen,
Eh der geſchwächte Geiſt der Jugend Lenz beweint,
Eh deiner Jahre Laſt den ſteiffen Nacken krümmet,
Und an des Grabes Rand die finſtern Stunden häuft:
Ergreiff den Augenblick — — ſchon dieſer iſt verſchwunden!
Und naht dich ungefühlt der ernſten Ewigkeit.

E N D E.

H. C. Wagner

Vordr. Nr. 1947

M 313 10' 25151

55 - 1148

Philos. 1796

Betrachtungen
über die

Einſamkeit

von

D. Johan Georg Zimmermann
Stadtphyſicus in Brugg.

Zürich, bey Heidegger und Compagnie
1756

Universitäts-Bibliothek Leipzig

55- 4948

D

3.2.56

NK

Psychologie / Einsamkeit

Dem Wohledelgebohrnen Herrn,

Herrn

Emanuel Tscharner,

Hofmeister zu Königsfelden

und

des grossen Raths

der

Republik Bern.

Wohledelgebohrner

Hochzuverehrender Herr.

Der Verfaſſer dieſer geringen Blätter hat ſich vorgenommen, eine vernünftige Anwendung der eilenden Zeit beliebt zu machen, den wahren und dem Menſchen am angemeſſenſten Gebrauch

der vornehmsten Wissenschaften zu entwerfen, und die Empfindungen für Religion und Tugend, nach seinem kleinen Vermögen, bey dem Nächsten zu vermehren.

Ew. Wohledelgebohrnen haben die frühen Tage ihrer Jugend mit einem gesegneten Eifer allen Arten von Gelehrsamkeit geweyht, ein Opfer, das auf die spätere Jahre ihres Lebens einen ausnehmenden Glanz wirft, weil er die ganze Pracht des schönsten Erkenntnisses, mit der beglückten Liebe der Tugend und der Religion verbindet. Sie zeigen in ihrem vortreflichen Beyspiele, daß eine adeliche Geburt keine Hinderniß zu wahrer Wissenschaft, daß die Fülle der Güter dieser Erde keine Feindin des mühsamen Dienstes der Musen ist, daß es für einen vornehmen Herrn

keine

keine Schande ist, GOtt zu fürchten; und diese grossen Vorzüge haben sich auch so nachdrücklich auf ihren Stammen fortgepflanzet, daß die Welt schon würklich in einem ihrer verdienstvollen Herren Söhnen, zugleich einen grossen Geschichtschreiber und einen erhabenen gedankenreichen Dichter, daß das Vaterland, Tugend und Gelehrtheit in allen verehret.

Schon eine geraume Zeit geniesse ich das Glück, mit Ew. Wohledelgebohrnen in der Nähe zu leben, und ein Zeuge von dem Ruhme zu seyn, den Sie sich bey dem Volke, das Sie Vater heißt, erworben haben. Ich bin so frey, gegenwärtigen Blätten Dero erlauchten Nahmen vorzusetzen, weil ich mich in denselben, durch die Entfaltung meiner schwachen Begriffe von Vorwürfen, die nichts we-

niger als klein, nichts weniger als gleichgültig sind, einiger Massen der unverdienten Geneigtheit und des gnädigen Schutzes würdig zu machen gesucht habe, den dieselben bis hieher so grosmüthig mir zu verliehen geruhten.

Ich würde mir schmeicheln, eine Art von Ueberzeugung bey einigen Lesern zuwege zu bringen, wann ich mir die Denkungsart der grössern Anzahl der Menschen, so leicht angewöhnen könnte, als ich mich, mit leichterer Mühe, von derselben zu entfernen gewohnt bin. Sollten aber Ew. Wohledelgebohrnen einen gütigen Blick auf die Arbeit werfen, die ich Ihnen anzubieten die Ehre habe, so würde mein Gemüth die Beruhigung empfinden, die ein mächtiger Trost für jenen Griechen war, da alle seine Zuhörer ihn verliessen, und nur Plato blieb.

Vorbe-

Vorbericht.

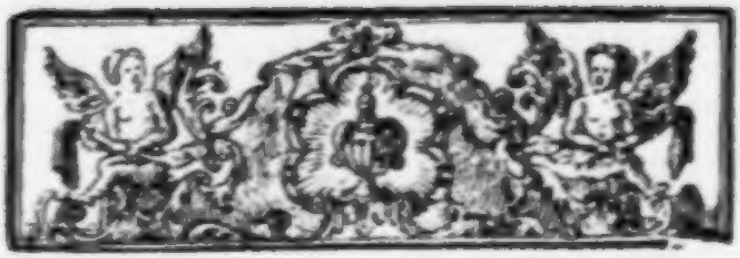
Diese Betrachtungen wurden in einigen Stunden des abgewichenen Monats zu Papier getragen, da sich der sonst gar nicht einsidlerisch gesinnte Verfasser, würklich in einer Art von Einsamkeit, für eine kleine Zeit befand, in so fern er zu Hause war. Leute, die es sehr gut mit ihm meinen, mögen sich vorgestellt haben, alles müsse, um ihn herum, öde und verlassen seyn! Wann Sie sich nicht erinnerten, daß es ausser der bekannten Welt, auch noch eine intellectuelle Welt giebet, wo alle

Vorbericht.

Scenen viel mannigfaltiger und ungleich einnehmender ſind, als diejenigen, die täglich unſere Augen ermüden. Er hat Ihnen die Gründe, die er hier anführet, nicht entgegen geſetzet, er hat ihnen auch ſeine Schrift nicht geleſen; genug iſt es, auf dergleichen Fragen ſich ſelbſt, nach dem alten Weiſen, antworten zu können, ich bin niemals weniger allein, als wann ich allein bin. Geſchrieben in Brugg, im Canton Bern, den 3. Brachmonat 1756.

* * *

Betrach-



Betrachtungen über die Einſamkeit.

O Lost to Virtue, lost to manly Thought
Lost to the noble ſallies of the ſoul!
Who think it ſolitude, to be alone.
YOUNG.

DJe Menſchen haben von der Einſamkeit, eben wie von allen andern Dingen, ſehr ungleiche Begriffe. Man kan immer zum voraus verſichert ſeyn, daß

daß das, was die Menge glaubet, falsch ist; aber an einem solchen Ausspruche ist es nicht genug, man soll Gründe gegen Gründe, Erfahrungen gegen Erfahrungen, über moralische, eben wie über körperliche Vorwürfe anbringen.

Es ist hier nicht der Ort, wo man die Geschichte und Meynungen der seltenen Männer erwarten muß, die angefangen haben die Welt bey ihrem Leben zu verlassen, um in Höhlen, und Klüften, und einsamen Cellen, „wo eine „tiefsinnige zum Himmel gerichtete Betrachtung mit der forschenden Melancholie, ihren Sitz aufgeschlagen, „schärfere Blicke in sich selbst und die Natur der Dinge werfen zu können.

Mein

Bibl. Univers. Lips.

Mein Gemüth ist allzu sehr von der Nothwendigkeit und der moralischen Nutzbarkeit eines geschäftigen und thätigen Lebens eingenommen, als daß ich mich unterstehen dürfte, wider die Stimme meines Gewissens, diese Art von Einsamkeit anzupreisen. Soll der ein Weiser seyn, der die Kräfte seiner Seele in einer Einöde verschlummert? Soll der ein Mensch seyn, der sich dem Dienste der Gesellschaft entziehet, der seine Gaben verschmähet, und dieselben in der Einsamkeit verfliegen läßt? Soll der ein Christ heissen, der ein Feind der moralischen Ordnung, und ein Fremdling unter seinen Brüdern, sie seyen noch so böse, sie seyen noch so verdorben, will genennet seyn? Ja, mir wären glück-

lich

lich, wenn wir unsere Leidenschaften nicht immer mit uns trügen, wir wären selig zu preisen, wann die Entfernung von der Welt auch uns von dem verzehrenden Feuer unsers eizenen Geistes, diesem grossen Feinde, den wir in unserm Busen tragen, entfernte.

So wie in dem bürgerlichen Leben, der Eckel ver der Arbeit, und die Ausweichung aller Arten der Beschäftigungen, innerliche Zerrüttungen, Rebellionen, und so gar den Fall einer Republik zu erzeugen fähig ist; so ist hingegen die gänzliche Entfernung von der Welt eine Quelle von Schwärmerey, (Fanatisme) die alle Arten von Ausschweifungen der menschlichen Seele auf einmal in sich enthält. Der Geist muß

in

in der Einſamkeit, eben wie in dem Müſſiggange, noch immer in Bewegung ſeyn. Sollte man wohl von ſich ſelbſt weg fliehen können? † Kein abgeſönderter Mönch, ſagt Shaftesbury, * kein Eremit iſt jemahls wahrhaftig allein geweſen — den wahren und eigentlichen Nutzen aus der Entfernung von der Welt zu ziehen, iſt nur der Weiſe im Stande, und wie ſelten iſt ein Weiſer?

Bezaubernde Reitze der Einſamkeit, ihr ſeyt mir nicht unbekannt! Blumichte Decken

† — patriæ quis exul ſe quoque fugit?
Scandit æratas vitioſa naves
Cura: nec turmas equitum relinquit,
Ocyor cervis, & agente nimbos ocyor Euro.
HORAT. *Carm.* I. 16.

* In dem Advice to an Author. *Characteriſticks.* Vol. I. p. 159.

Decken abgesönderter Thäler! „Finstere „Fichten, die über hockerigte Felsen her„abhangend von dem hohlen Winde lang„sam umhergetrieben werden! Glänzen„de rund um die Hügel sich schlängelnde „Ströme! Grotten, wo der Wiederhall „der rieselnden Bäche wohnt! Sinkende „Stürme, die an den Spitzen der Bäu„me ihre letzten Kräfte erweisen! Von „den Zephiren lieblich in Bewegung ge„setzte Gewässer!„ † Oft habt ihr mei„nen Betrachtungen aufgeholfen! Oft habt ihr meinen Geist wachsamer, und meine Empfindungen zärter gemacht! Ich fühlte schon bey euch, in meiner frühen Jugend,

† Diese Ausdrücke sind nach einer Stelle des Pope gebildet, die in dem unvergleichlichen Gedichte, Letter from Eloisa to Abelard, vorkömmt.

gend, die dichterischen Regungen, die erst in diesen Tagen in die schwachen Thöne einer schüchtern Leyer ausgebrochen sind; bald goß ich, in eurer melancholischen Stille, die Wallungen meines empfindenden Herzens aus, und pries mich glücklich in der Liebe der Geliebten, oder schmachtete nach dem Blicke einer andern, die mich nicht kannte, oder mahlte der erhitzten Einbildung die vor, die ich nie gesehen habe. Oft sah ich, oft empfand ich bey euch die Vortheile der Weisheit in den Schriften ihrer Priester, sie riß mich unwiderstehbar zu dem Anschauen, ja selbst zu dem Genusse ihrer herrlichen Schätze, und streute auf mein ganzes Leben ein Licht, das mir auf dem mannigfaltigen Schauplatze der

sichtbaren Erde, und in den verworrenen Labyrinthen der menschlichen Seele mit einer Kraft leuchtet, die Zeiten und Jahre, fallende Sterne und ausgehende Sonnen nicht verringern werden.

Aber dieser Art von Einsamkeit kan man mitten in den Geschäften des bürgerlichen Lebens, an einem Hofe, und in einer grossen Stadt, bey mühsamen Aemtern, und ansehnlichen Bedienungen, so leicht, als in der Thebaischen Wüste, geniessen. Sie machet die beschäftigtesten Stunden eines vernünftigen Geistes aus, eines Geistes, dem die Zeit niemals als in grossen Gesellschaften zu lange scheinet, dem niemals bange ist, als wenn die Karten daher kommen, und der eher durch den immerwährenden Umgang sei-

ner

ner Mitgeschöpfe, als durch die tiefste Entfernung von denselben könnte gereitzet werden, in einem Timonio sein Leben zu enden. †

Wie schön und wie natürlich drückt sich der grosse Lord **Shaftesbury**, der mit dem ausgedähntesten Ruhm, und bey einer allgemeinen Bewunderung, bald in dem Glanze des Englischen Hofes, bald in dem Dunkel seines Studierzimmers gelebet hatte, über die Nothwendigkeit der Entfernung von der Welt aus?

† Timonium bedeutet einen Pallast von Menschenhässern. So nannte Antonius das Haus, das er sich, nach der unglücklichen Schlacht bey Actium, erbauen ließ, wo er in der Entfernung von der menschlichen Gesellschaft, von aller Welt verlassen, eine Zeitlang sich aufhielt. PLUTARCHUS in vita. p. m. 350.

„Die zwey groſſen Dichter, Virgil und „Horaz, ſagt er, waren auch hierinn „einander ähnlich, daß ſie beyde ein aus„nehmendes Vergnügen an der Einſam„keit fanden, † daher ſie oft dieſem be„trachtungsvollen Leben die allergröſten „Vorzüge, die Beluſtigungen und Gunſt„bezeugungen eines Hofes aufopferten. „Aber ich wage noch mehr zu ſagen: „Nicht nur die beſten Schriftſteller, „ſondern ſelbſt die Leute, die ſonſt „allein in der groſſen Welt leben, „ſind der Vortheile der Einſamkeit „bedürftig. Man kan das geſellſchaft„liche Leben niemals ohne eine gewiſſe „Enthaltung und einſame Betrachtung „genieſ-

† Scriptorum Chorus omnis amat nemus, & fugit urbes.
HORAT. *Epiſt.* Lib. II. 2.

„genieſſen. Alles wird uns abgeſchmackt,
„öde, und verdrießlich, ohne die Zwi-
„ſchenräume von Stille und Entfernung.
„Sagt nur Philocles, habt ihr es nicht
„ſelbſt oft ſo gefunden? Glaubt ihr
„wohl, daß Verliebte ihren Nutzen ver-
„ſtünden, wann ſie immer beyſammen
„bleiben wollten. Würde ſich die Freund-
„ſchaft auf dieſe Art unterhalten können?
„Was für ein Vergnügen könnte dann
„die Welt, dieſe zuſammengeſtoſſene und
„oft ſo ungleiche Geſellſchaft, ohne eini-
„che Einſamkeit empfinden, ohne von
„Zeit zu Zeit ſeitwerts zu treten, und
„die gemeine Bahn des Lebens, dieſen
„eckelhaften Cirkel von Gelerne und fal-
„ſchem Schimmer zu verlaſſen, der das
„ermüdete Geſchlecht der Menſchen an

„den elendeſten Beluſtigungen ſich zu er„hohlen zwinget? „ † So ſpricht Shaftesbury; und was wird ihm mancher adelicher Mäßiggänger, was wird ihm die gepuderte Schaar der kleinen Geiſter in ſeidenen Kleidern antworten?

Ach wie iſt der Ungeſittete zu bedauren, der nicht einen beſtändigen Geſchmack an unſern Luſtbarkeiten hat! Wie läßt es doch ſo pedantiſch, kein Vergnügen in unſern täglichen Verſammlungen zu finden? Wie thöricht iſt es nicht, die groſſe Welt zu verlaſſen, um in der Entfernung von derſelben beſſer leben zu lernen? Kan wohl die Einſamkeit dem Menſchen ein Vergnügen bringen, der ſich mit

† S. The moraliſts p. 36. in den *Characteriſticks*, Vol. II.

mit den Karten, der sich mit dem modischen Zeitvertreibe, allen Vergnügen des Verstandes und des Witzes entschlaget!

Sagt mir aber, ihr Leute, die ihr euch so vorzüglich die Kunst zu leben zu besitzen schmeichelt, was ist die grosse Welt, wie ihr euch, so klein ihr seyt, zu nennen beliebet? Was sind die Freuden, die ihr so erhaben, so ausnehmend, so unnachahmlich zu nennen pfleget? Mißvergnügen und Eckel vor allem, was der Grösse eurer Seelen anständig wäre, bringt euch zusammen; eure kurzen Gespräche versteht der Vernünftige nicht, sie behandeln die Begebenheiten des vergangenen Tages, der (zu eurer Schande sey es gesagt) dem heutigen gleich ist,

und wie wird der lange Abend zugebracht? Mit Mischung gemahlter Papiere, Verziehungen des Gesichtes, Exclamationen, lautem Gelächter, zornigen Mienen, aufgehabenen Händen, und zu Boden gestürzten Blicken, die alle zusammen (o Kinder!) diese bisgen Papier zum Vorwurfe haben. So seyt ihr im Vergnügen bey einander; die Stunde, die euch scheidet, ist die Stunde des Verdrusses, und der Zwischenraum, der die heutige und künftige Zusammenkunft trennet, schien euch eine Ewigkeit zu seyn, wann die grossen Zurüstungen zu der nächsten Versammlung nicht einen Theil derselben verkürzten. So leben die Leute, die sich einzig groß, die sich einzig vernünftig, die sich einzig witzig denken, und was ist

der

der Unterſcheid zwiſchen ihnen und dem niedrigſten Pöbel? „Er wird kaum gröſ„ſer ſeyn, als der Unterſcheid zwiſchen „einer Hof-Coquette im Gallakleid, und „zwiſchen einer Coquette im Mieder, oder „zwiſchen einem Narren im Zwilchkittel, „und zwiſchen einem Narren mit dem „Ordensband.„

Iſt Lucius allein, wann eine traurige Stille um ihn herrſchet? Iſt er allein, wann liſpelnde Zephire ſeine Wohnung durchſtreichen, und die Ohren mit ihrem ſanften Geziſche erquicken? Iſt er allein, wann einſame verirrte Vögelgen, in ſeinem öden Hauſe, eine Ruheſtätte zu finden glauben?

So möchte ein Bewohner der ſichtbaren Welt ſich einbilden, der die eigent-

lichen Vergnügen des Verstandes nicht kennet, der in die Gefilde der immateriellen Sphären nie gesehen hat, dem die laute Freude Vergnügen, und zahlreiche Gesellschaften Erquickung sind, dem die Vorwürfe, die seine gröbern Sinne rühren, zum einigen Gegenstande seiner Betrachtungen werden, der bloß mit der nichtswürdigen Chronik kleinfügiger Begebenheiten des gemeinsten Lebens den Verstand unterhält, und seinen Geist genugsam zu erhöhen glaubt, wann er sich bisweilen in der Neigung zum Wunderbaren und den Labyrinthen des Aberglaubens verlieret.

Sollte sich nicht in einem vernünftigen und angemessenen Gebrauche der Wissenschaften ein Vergnügen finden, das

auch,

auch, in der Einsamkeit selbst, eine Welt vor unsern Augen verbreiten kan, deren Reize die Reize der sichtbaren Welt so hoch übersteigen, als die Weisheit über die Thorheit erhaben ist. Und ist es nicht endlich diese Art von Einsamkeit, die unsere Blicke in uns selbst vorzüglich schärfen kan; ist es nicht diese Einsamkeit, die uns der grossen Bestimmung des eigentlichen Menschen nähert, die von dem Bestreben des gemeinen Haufens so sehr entfernet ist?

So wenig man in der gänzlichen Entfernung von der Welt, die Gesundheit seines Verstandes erhalten kan, so wenig ist es möglich, sich selbst kennen zu lernen, und seiner Bestimmung gemäß zu leben, wann man immerfort sich durch das Weltgetüm-

getümmel hingeriſſen findet. Wir denken, bey den einſamen Schatten der Nacht, an groſſe Entſchlüſſe, wir durchdringen unſer Innerſtes, und lernen unſere Nothdurft, unſere Fehler, und die Mittel, denſelben zu begegnen, kennen; aber kaum ſind etliche Stunden dahin, ſo vergeſſen wir uns ſelbſt in den beſchäftigten Auftritten des Lebens, und ſchwimmen mit dem Strome, der oft den Klugen, wie den Thoren, dahin reißt. Was nun in dieſem Falle die Nacht thut, das thut mit beſſerm Erfolge die gemäßigte Einſamkeit, von der ich rede.

Nein, der iſt nicht allein, der die Fähigkeiten der Seele kennet, die das Unendliche mißt. Die glänzenden Sphären, die in unendlichen Reyhen am Firmamen-

manente sich verbreiten; der Mond, der in mitnächtigen Stunden die einsamen Wege eines irrenden Wanderers beleuchtet; die Sonne, die uns erwärmet, die Reiz und Leben um uns zu verbreiten scheinet, ist nicht für uns geschaffen, aber, welches mehr ist, die Begriffe von Myriaden solcher Welten, diese sichtbaren Beweise eines regierenden Wesens, sind nicht zu groß, als daß sie die Seele des Menschen nicht fassen könne. Wer den Werth der Dinge kennet, der bringet sein Leben nicht zu, die Entfernungen dieser Welten zu suchen, oder ihren Umlauf zu berechnen, † und er hält

† Herr Wieland setzt in seiner neulichen vortreflichen Eintheilung des menschlichen Geschlechtes in die dritte Classe, unter andern specula-

hält die höhere Meßkunſt bloß für eine Art von einer allgemeinen Metaphyſik, deren

ſpeculativen Köpfen von der geringern Art, auch gewiſſe Mathematicos. „Einige, ſagt „er, denen die Erde zu klein vorkommt, „(dann ſie iſt ja nur ein Sonnenſtaub ge„gen das himmliſche Syſtem,) haben ſich „gänzlich dem Himmel gewiedmet, ob ſie „gleich an demſelben faſt nichts als Unord„nung und Abweichung von ihren Regeln „ſehen, welche ſie ſich beſtmöglichſt aufzu„löſen beſtreben. Man könnte glauben, ſie „borgten von den Sphären Feuer zu Er„weckung und Nahrung der Andacht, und „der Richtung der Seele gegen das Ewige, „ſie gewöhnten ſich an eine höhere und rei„nere Denkart, als die andern Sterblichen, „und an ein lebhafteres Gefühl der hohen „Beſtimmung der menſchlichen Natur. Aber „das iſt es nicht. Sie rechnen nur aus, in „was für einer Art von Linien ſich die Pla„neten um die Sonne herumdrehen, oder „wie weit der Hundsſtern von der Erde ab„ſtehe.„ S. deſſelben Betrachtungen über den Menſchen p. 18. und die Sympathien p. 138.

deren Nutze ohne die Erfahrung ſehr unmerklich iſt. † Er erkennet, „daß die „mathematiſchen Wiſſenſchaften mehrentheils die gröbern Bedürfniſſe des Körpers, oder ſehr unnütze Betrachtungen „des Geiſtes zum Vorwurfe gehabt haben.“ Daß man ſich am allermeiſten „derſelben zu Aufklärung oder Entdeckung „ſolcher Wahrheiten bedienet habe, davon bloſſerdings Maaß und Zahlen der „Gegenſtand ſind; „ * und er wünſchte mit

† S. *Penſées ſur l'interpretation de la Nature* (par M. DIDEROT) p. 3.

* So drücket ſich ſelbſt der Herr von Maupertuis aus, der uns bekanntlich zu erſt die Figur des Planeten, den wir bewohnen, aus der Erfahrung kennen gelehrt hat. Avantpropos de l'Eſſai de Cosmologie. p. m. 12.

mit einem berühmten Engländer, † daß dieſe erhabene Wiſſenſchaft, die uns zwar langſam gehen lehrt, nicht in moraliſchen Dingen, den Werth der Wahrſcheinlichkeit verringerte, und den Verſtand der Fertigkeit beraubte, dieſelbe nach ihren Stuffen zu ſchätzen. Aber er nimmt mit dem äuſſerſten Danke die Entdeckungen der Weiſen an, deren Augen immerhin empor gerichtet ſind. Die Himmel erzehlen die Ehre GOttes! Groß iſt der Geiſt, der mit geſchärften Augen, auf der grenzenloſen Bahn des Weltgebäudes, nach den Schatten der unbegreiflichen Gröſſe

† Warburton. S. deſſelben *Julian, or a Diſcourſe concerning the Earthquake and fiery Eruption, vvich defeated that Emperors attempt to rebuild the temple of Jeruſalem.* Lond. 1751.

Gröſſe ſpähet, „die ſich in Sonnen„licht verhüllet, unſrer Blicke zu ſcho„nen.„ Er wäre gröſſer, wann Cirkel und Dreyecke, nicht oft, alle andern Gedanken, aus ſeiner Seele verdrängen. Er wäre gröſſer, wann er den Unglaubigen wie Newton, † aus der Betrachtung des Weltgebäudes die Beweiſe von der Gegenwart des GOttes vorlegte, die nur der Unſinn läugnen kan; oder wie

† Dieſer erhabene Geiſt hat in der Betrachtung des Weltgebäudes die vornehmſten Beweiſe der Exiſtenz GOttes zu finden vermeint. Er bedienet ſich hauptſächlich der Gleichförmigkeit, die man in den Bewegungen der himmliſchen Körper wahrnimmt, und wie es ſcheint, nothwendig die Folge des Willens eines obern Weſens ſeyn muß. Die Gleichförmigkeit in Hervorbringung der Thiere, Pflanzen, ꝛc. ſchien ihm nicht von geringerer Wichtigkeit zu ſeyn. S. NEWTON's *Optiks*. III. Book Query 31.

Maupertuis die Welt durch die Entdekung ſolcher Geſetze, die eben ſo einfach als allgemein ſind, zu der genauern Kenntniß des groſſen Urhebers aller Dinge führte; wann er mit gerührtem Herzen uns die Wunder erzählte, die er geſehen hat; wann ſie ſeine Ueberzeugung kräftiger, ſeinen Glauben feſter und thätiger machten. Die Mathematik iſt es, die vorzüglich die Seele mit dem Gedanken unſrer Niedrigkeit, und der Erhabenheit des GOttes erfüllen ſoll, „deſſen Blicke „zu Sonnen gerinnen,„ ſie ſoll uns dieſen Raupenſtand zu verſchmähen machen, der eine bloſſe Zubereitung zu einer ſchönern Verwandlung, die Dämmerung eines hellern Tages iſt, mit einem Worte, ſie ſoll bey den majeſtätiſchen Schatten der Nacht,

den Geiſt eines aufmerkſamen Weltbürgers, über das Ziel ſeiner Begriffe, ſo ſehr erhöhen, bis die Erde, das was ſie iſt, ein Punct, und die Himmel eine Unermeßlichkeit, in ſeinen Augen, werden.

Nein, der iſt nicht allein, der ein Vergnügen in den Geſchichten findet. Er verſchmähet zwar, was man ihm von den kleinen Begebenheiten des Lebens, von den Zwiſtigkeiten der Familien, von der Feindſchaft und Freundſchaft ſeiner Nachbarn, von den Nachreden der Blinden, der Dummen und Unwiſſenden erzählet; der ganze Plunder nichtswürdiger Tändeleyen, die ſo viele Menſchen, unter ſeinen Augen, für die einige Art der Geſchichte zu halten ſcheinen, und die Kenntniß derſelben, zu der einigen Sphäre ihrer

Activität machen, in der sie Tage, sterbliche Tage hindurch, sich herumzurollen wissen; ist ihm eben so gleichgültig, als ihm das Thun und Lassen der Ammeisen ist.

Es ist hier von einer ganz andern Art von Geschichten die Rede. Die besondern Schicksale der Völker; die sittlichen Ursachen, Absichten und Hülfsmittel der Begebenheiten; die Anfänge von Knechtschaft und Freyheit; die Blüthe, Reiffe und Abnahme von Künsten und Wissenschaften; die Gesetze, Einrichtungen und Gebräuche glücklicher Nationen; die Quellen von Reichthum und Ueberfluß; die Charactere der Sitten, der Zeiten und Völker, und endlich selbst das Angedenken der Schande unsers Geschlechtes, sind

sind aber auch in der Geschichtbeschreibung allein, in seinen Augen, der Betrachtung eines denkenden Geistes würdig. Nicht die platten Erzählungen von Schlachten und Belagerungen; nicht die Nahmen der Fürsten, die sich selbst zur Vergessenheit verdammet haben; nicht eine spitzfündige Untersuchung kleinfügiger Begebenheiten; nicht der pedantische Fleiß in Dingen, die die Aufmerksamkeit eines Weisen nicht verdienen; nicht die Vorwürfe der mühsamen Erforschungen eines einsamen Benedictiners, oder eines altfränkischen Professors, sind der Gegenstand seiner Wissensbegierde. Er läßt es einem Deutschen, oder einem Nordberg †

† S. *Lettre a Mr. Nordberg.* Oeuvres de Mr. de VOLTAIRE edit. de Dresde. T. X. p. 366. seq.

über, in der Hiſtorie der Pünctlichkeit die wahren Pflichten eines Geſchichtſchreibers aufzuopfern, und in Kleinigkeiten groß zu ſeyn. Er ſuchet die Geſchichte mehr auf der Seite an, wie ſie die Menſchen abmahlt, ohne doch Gemählde und Schildereyen für eine Hauptſache zu halten, die freylich nur allzu oft, einen nicht getreuen Scribenten verrathen; er erkennet mit dem Herrn von Voltaire, daß die Geſchichte eines Prinzen nicht alles ſagen ſoll, was er gethan hat, ſondern das, was er des Andenkens der Nachkommenſchaft würdiges gethan hat, und eben das, iſt in allen Fällen wahr. Er beſchimpfet einen verdienſtvollen Verfaſſer nicht, † wann er ſaget, „daß der Abt „Ma-

† S. die Göttingiſchen Anzeigen von gelehrten Sachen. 1753. p. 655.

„Marigny die Kunst wohl zu erzählen,
„und die edle Einfalt in Worten und
„Ausdrücken in seiner Gewalt habe, lasse
„sich schon daraus schliessen, weil er ein
„Franzose ist.„ Aber für die aufgedun-
sene Pedanterie hochtrabender Universi-
täts-Gelehrter ist er eben so wenig ein-
genommen, als für die flatterigte Leichtig-
keit solcher französischer Scribenten, die
uns für Geschichte Romanen liefern; die
den eigentlichen Geist der Sitten, der
Zeiten, und Völker, bey ihrem grossen
Bestreben, eben so wenig abschildern, als
er es in so vielen Geschichtbüchern der
Deutschen ist, die dergleichen Dinge als
die allerverachtungswürdigsten Kleinigkei-
ten, von der Höhe ihres Lehrstuhles, ver-
schmähen. Kurz, er siehet in der Historie

bloß dasjenige für anständig und schön an, wovon ein philosophischer Gebrauch kan gemacht werden; obschon er eben nicht mißbilliget, daß es beherzte Leute giebet, die über alten Documenten in dem Staube einer Bücherſammlung, oder auf den Böden alter Schlösser verschmachten, weil durch die Entdeckung einer Kleinigkeit, oft grosse Streitsachen entschieden werden. Aber ein kurzsichtiger Sammler, ein beschäftigter Zusammenschmierer ist, in seinen Augen, bloß der Lastträger bessrer Genien, und man würde freylich nicht übel thun, wenn man alle Jahrhunderte einige Stösse von dergleichen Schriften verbrennte; da hingegen ein Montesquieu, der Ruhm seiner Nation, der Liebling eines jeden denkenden

Men-

Menſchen, durch dieſen wahren und eigentlichen Gebrauch, den man von der Hiſtorie machen kan, ein unvergeßliches Denkmahl † ſich aufgerichtet, das bey der ſpäteſten Nachkommenſchaft eben den Nutzen und die Bewunderung erwecken wird, die es mit ſo gegründetem Rechte, wider die Gewohnheit, bey dem Leben des groſſen Verfaſſers, unter allen Nationen von Europa ſich erworben hat.

Nein, der iſt nicht allein, dem die Naturwiſſenſchaft in ihrer eigentlichen Würde erſcheinet. Er iſt zwar kein Pa-

† — monimentum aere perennius
Regalique ſitu pyramidum altius:
Quod nec imber edax, aut aquilo impotens
Poſſit diruere, aut innumerabilis
Annorum ſeries, & fuga temporum.
HORAT. Carm. III. 30.

vilionen-Fänger von Profeßion, er sammelt sich figurirte Steine nicht, auf daß er sich damit die Airs eines Philosophen bey blödsichtigen Menschen gebe, die über Züge und Krümmungen in denselben nichts entdecken. Sloane scheint ihm, durch die Sammlung seines Cabinetes, ein nützlicher aber kein grosser Mann, ein Reicher, der einen anständigen Gebrauch von seinen Reichthümern gemacht hat. Swammerdam, der ganze Nächte hindurch, dem Werke der Erzeugung zwischen zweyen Insecten, bey einem Glase, auf den Knien ablauren konnte, ist bey ihm ein geduldiger, aber deswegen kein erhabener Geist. Artedi, der grosse Artedi sprach aller Orten von Fischen; redte man ihm von der Gottesgelehrtheit,

so

ſo ſprach er von Fiſchen; redte man ihm von der Politik, ſo ſprach er von Fiſchen; redte man ihm von der Metaphyſik, ſo ſprach er von Fiſchen; redte man ihm von allerhand Neuigkeiten, ſo ſprach er von Fiſchen. Alles war ihm gleichgültig, und er wußte bey allen Gelegenheiten auf ſeine Fiſche zu kommen. † Artedi iſt in ſeinen Augen kein Genie. * Groſſen Geiſtern gehören

† S. die *Bibl. raiſ.* T. XXXII. 1. P.

* Ich ſoll billig ſagen, was ich durch ein Genie verſtehe. Der Herr von Haller erklärt ſich hierüber folgender Maſſen: „Was Herr „Racine von dem Genie ſagt, iſt mehr mahle„riſch als philoſophiſch. Er beſchreibt einen „Genie dadurch, daß er in ſeiner Art ausneh„mend ſey. Es ſcheint aber Genie etwas „ganz anders zu ſeyn. Der Mann, dem „man Genie zuſchreibt, muß durch die Na„tur zu einer gewiſſen Wiſſenſchaft vorzüg„lich tüchtig gemacht ſeyn, und er muß „ſeine

gehören groſſe Objecte, kleine Objecte ſind für kleine Geiſter geſchaffen. †

Die

„ſeine Mühe und Fleiß eben auf dieſen Vor„wurf gewandt haben, den ihm die Natur „zugedacht hat. „ S. die Göttingiſchen gelehrten Zeitungen 1748. p. 724. Herr Wieland verſtehet durch einen Genie etwas ganz verſchiedenes. Man weiß, daß derſelbe alle Menſchen ähnlichen Creaturen, denen von den alten Schulweiſen, das Reden, Lachen und Grauwerden zuſammen genommen, als unterſcheidende Vorrechte von andern Thieren zuerkannt worden, unter fünf Claſſen gebracht hat. In die letzte Claſſe ſetzet er „die ſonderbaren und ungemeinen Geiſter, die „man über die übrigen Menſchen ſo ſehr er„haben gefunden hat, daß man ſie mit dem „Nahmen Genien zu unterſcheiden pflegt, „welches ſonſt Weſen von höherer Ordnung „andeutet. ꝛc. ꝛc. „ S. deſſelben Betrachtungen über den Menſchen / Zürich 1755. p. 21. ſeq. In dieſem Sinne nun, habe ich geſagt, Aretin ſey eben kein Genie geweſen, da ich hingegen nach der Erklärung des Herrn von Haller gänzlich das Gegentheil müßte verſtanden haben.

† DIDEROT. l. c. p. 80.

Die einen Naturkündiger haben viele Werkzeuge und wenig Begriffe, die andern viele Begriffe und wenig Werkzeuge. † Es giebt Leute, die ihr Leben mit Betrachtung der Inſecten zubringen, ſie ſehen nichts neues: Trembley wirft im Vorbeygange einen Blick auf dieſelben, und entdecket den Polypen. * Der gelehrte und kluge Plater zergliedert ein halbes Jahrhundert hindurch dreyhundert Leichnahme, er iſt der Lehrer von allen Europäiſchen Aerzten, und macht nicht eine Entdeckung; er iſt nicht im Stande, eine einzige neue Wahrnehmung der Welt zu hinterlaſſen. Harvey zergliedert (nicht eine Million, **) ſondern zwölf Damhirſchen,

† ID. l. c. p. 1. 2.
* ID. p. 17. 18.
** Ich kan mich nicht enthalten, dieſe Hyperbol

hirſchen, † und übertrift in ſeinen Beobachtungen die ganze Reyhe ſeiner Vorgänger.

So ſehr ein Naturkündiger ſich bemühen ſoll, GOtt in allem zu ſuchen, unſere Ehrerbietung und Ueberzeugung immerfort zu vermehren, ſo ſoll er doch nicht in der Betrachtung des Verhältniſſes zwiſchen dem Baue und den Abſichten in den erſchaffenen Weſen, der Uebereinſtimmung der Kräfte mit den Abſichten zu weit gehen. Er ſoll den Schöpfer mit einer

bole eines ſonſt ſehr geſchickten und hofnungsvollen jungen Gelehrten im Vorbeygange einzuſchränken. *Harvey*, ſagt er, après avoir été le bourreau d'un *million* de Daims &c. S. le *Pirrhonisme du ſage*, par Mr. de BEAUSOBRE le fils. Paris 1754. Vielleicht iſt dieſer kleine Fehler in der Berliniſchen Ausgabe nunmehr verbeſſert.

† HARVEY *de generatione animalium* &c. p. 238.

einer demüthigen Bescheidenheit in denselben zu entdcken trachten. „Wer „sind wir, daß wir die Absichten der „Natur erklären wollen?„ † Man hat GOtt in den Falten der Haut des Rhinoceros zu finden vermeint, weil dieses Thier eine so harte Haut hat, daß es sich ohne diese Falten nicht hätte bewegen können. * Aber was wurde man hingegen sagen, „wann jemand die Vor„sehung läugnen wollte, weil die Scha„len der Schildkröte weder Falten noch „Gelenke haben? Ein solcher, der sich „untersteht, dieselbe aus der Haut des „Rhinoceros zu erhärten, urtheilt mit „der gleichen Stärke.„ ** Der Mensch, sagt

† DID. p. 83.
* *Philosophical Transactions.* N. 470.
** Der Herr von Maupertuis, ib. p. 7.

ſagt der vernünftige **Diderot**, macht ſich aus ſeinen kleinen Betrachtungen einen Verdienſt bey dem Ewigen, der Ewige, der ihn von der Majeſtät ſeines Thrones anhört, und ſein Herz kennet, nimmt das ſchwache Lob ab, und lächelt ſeiner Eitelkeit. †

Allgemeine Lehren und Grundſätze eines neuen Erkenntniſſes, aus einer zulänglichen Menge beſonderer Erfahrungen zu ziehen, unfruchtbar ſcheinende Betrachtungen nützlich zu machen, iſt in der Naturwiſſenſchaft, des Fleiſſes eines Weiſen würdig. Ein ſcharfſinniger Zergliederer ſoll über ſein Scalpell, ein Naturlehrer über ſeine Inſtrumente, ein Naturbeſchreiber ſoll über ſeine Methode herausſehen, und nicht alle

† *Ib. p. 86.*

alle Menſchen bloß wie vierfüßige Thiere betrachten. „Aber umſonſt beſchwert ſich „die erhabene Vernunft, die in dem Men„ſchen wohnet, daß man ihn ein Thier „nenne, umſonſt ſieht man, daß er nicht „auf allen Vieren wandelt, umſonſt „hat die Natur ſeine Augen zum Himmel „erhoben, der Syſtematicus drücket ſei„nen Leib in die Erde. Die Vernunft „iſt bey ihm bloß ein abgefeinterer In„ſtinct; und er glaubt, es geſchehe nur „aus Mangel der Uebung, daß wir „nicht auf allen Vieren lauffen können. †

† Die Dialectik der Methodiſten iſt viel zu ſonderbar, fährt eben der Verfaſſer fort, daß man nicht hier ein Muſter davon gebe. Der Menſch, ſagt Linnäus in der Vorrede zu der Fauna Suecica, iſt kein Stein, er iſt keine Pflanze, folglich iſt er ein Thier. Er hat nicht einen einzelnen Fuß, folglich iſt

„—Glücklich ist der Weise, den die Natur,
„wie ehmals den Epikurus, den Lu-
„cretius, den Plato, mit einer star-
„ken Einbildungskraft, mit einer grossen
„Beredsamkeit, mit der Kunst, seine Be-
„griffe auf eine einnehmende und erhabene
Art

ist er kein Wurm. Er hat keine Schwingen, folglich ist er kein Insect. Er hat keine Floßfedern, daher ist er kein Fisch. Er hat keine Federn, daher ist er kein Vogel. Was ist dann der Mensch? Er hat den Mund von einem vierfüßigen Thiere; er hat selbst vier Füsse, die zwey vordern dienen ihm zum angreiffen, die zwey hindern zum wandeln. Folglich ist er ein vierfüßiges Thier? Ja, „ja, sagt Linnäus, nach meinen Grund-
„sätzen war ich niemals im Stande, den
„Menschen von dem Affen zu unterscheiden;
„dann es giebt gewisse Affen, die weniger
„Haare am Leibe haben, als gewisse Men-
„schen; diese Affen gehen auf zwey Bei-
„nen, und sie bedienen sich der Hände
„und Füsse wie die Menschen. Ueber dem ist

„die

„Art vorzutragen gesegnet hat. Sein „Gebäude könnte einst zusammen fallen, „aber seine Bildsäule wird aufrecht blei„ben; und der Stein, der sich von dem „Gebürge losreißt, wird sie nicht umstür„zen, weil ihre Füsse nicht aus Thon be„stehen. †

„die Sprache, für mich kein unterscheiden„der Character; ich nehme nach meiner „Methode nur solche Kennzeichen an, die „die Zahl der Theile, ihre Gestalt, ihre „Verhältniß gegen einander, und ihre Lage „zum Grunde haben.„ Folglich taugt eure Methode nichts, sagt die Logik. „Folglich „ist der Mensch ein vierfüßiges Thier, sagt „Linnäus. DIDEROT l. c. p. 66 -- 68.

† ID. l. c. p. 20. 21. Ich bin sehr betrogen, oder der Herr von Buffons ist hier, und zwar mit Recht, gemeint. Wenigstens stimmet diese unvergleichliche Schilderey sehr wohl mit dem Werthe dieses sinnreichen Naturkündigers zusammen.

Auch der iſt nicht allein, der ſich in die beſondere Wiſſenſchaft zu wagen unterſteht, die man die **Philoſophie** nennt. Er nimmt zwar nicht die Mühe, die Träumereyen der Schulgelehrten, dieſe Denkmahle einer ſchwatzhaften und verworrenen Unwiſſenheit, ſich bekannt zu machen, die einſchläfernden Compendia truckener Magiſter, pragmatiſcher Adjuncten, und aufgedunſener Profeſſoren, ſind ein Scheuſahl nach ſeinem Sinne, und ein Weiſer, der ihn vernünftig zweifeln lehrt, ſcheint ihm unendlich über die ganze Bande der demonſtrirenden Witzlinge erhoben, die die Welt mit dem bloſſen Dunſte der Wahrheit zu betriegen ſucht. †

Er

† La véritable Philoſophie conſiſte autant à douter & même à ignorer qu'à connoître.

HAL-

Er unterſtehet ſich zu glauben, man ſey in Deutſchland der Barbarey am nächſten geweſen, da die Wolfiſche Weltweisheit vor den Gipfel des Verſtandes und der Gelehrſamkeit gehalten, und überall bewundert wurde. „Es erheben ſich aus „dieſer Secte, ſagte damals einer der voll„kommenſten Gelehrten unſerer Zeiten, * „Leute, die auf die eingebildete Gröſſe „ihres Geiſtes ſtolz ſind, ſie ſchämen ſich „zu zweifeln. Sie unterwerfen die Arten „den Erklärungen der Geſchlechter, † „und

HALLER *Extrait de la Metaphyſique* de Mr. Holman. *Bibl. raiſ.* T. XL. P. I. p. 24.

* Der Herr von Haller. S. deſſelben *Extrait de la Logique* de Mr. Holman. *Bibl. raiſ.* T. XXXVII. P. II. p. 317.

† Ils aſſujétiſſent les eſpèces par les definitions des genres, heißt es in der Urkunde.

„und maſſen ſich nach und nach über die „Wiſſenſchaften eine Herrſchaft an, die „Bacon und Galilei den Schullehrern „entriſſen hatten. Sie ſchreiben immer„hin über Dinge, die ſie nicht gelernt „haben. Ihre allgemeinen Grundſätze „leiſten ihnen, was dem Salomon ſein „Ring, von dem die Fabel ſpricht; alle „Thore eröfnen ſich, wann die Wolfia„ner daher traben; die verborgenſten „Tiefen decken ſich auf, und die ganze „Natur beugt ſich unter ihrer] Macht. „Sie ſind Naturkündiger, ſie ſind Aerzte, „ſie ſind Rechtsverſtändige, ſie ſind Got„tesgelehrte, weil ſie Metaphyſici[illegible]ſind, „ſie wären Redner und Dichter, wann „ſie ſich nicht weit über dergleichen gering„ſchätzige Dinge heraufſetzten.„

In der Logik wünſchte Lucius zu finden, was man ihm von derſelben verſpricht. Sie ſoll mich die Regeln lehren, nach denen mein Verſtand wirken müſſe, wann er das Wahre zum Ziel hat; ſie ſoll mir practiſche Regeln geben, deren habitueller Gebrauch mich in tauſend Fällen untrüglich mache: Wer die Logik verachtet, ſagt ein ſinnreicher Gelehrter, der verlanget entweder mit dem Verſtande gar nichts zu ſchaffen zu haben, oder er bildet ſich ein, ſo ſehr damit begabt zu ſeyn, daß er keiner Uebung darinn bedarf. Aber halten die Regeln der Poetik nicht ebenfalls die Kunſt zu dichten, hält die Rhetorik nicht die Geheimniſſe der einnehmenden Wiſſenſchaft eines Redners ich ſich? Wird die Theorie der

Mahlerey einen Titian, einen Paul Veroneſe, wird die Theorie der Bildhauerkunſt einen Bernini, einen Nahl, wird die Rhetorik einen Demoſthenes, einen Cicero, wird die Poetik einen Homer, wird die bloſſe Logik einen vernünftigen Menſchen geſtalten? „Wer wohl raiſonniren will, „ſchrieb mir einſt der Herr von Haller, † der

† Ich will die Worte dieſes groſſen Mannes ſelbſt hieher ſetzen: Mon ſentiment ſur la Logique c'eſt que pour bien raiſonner, il faut poſſeder ſa matière, & qu'alors le moindre artiſan parlera pertinemment; qu'au reſte il nait avec de certains géniet, plus qu'avec d'autres, une aptitude a ſaiſir le vrai; qu'aucune Logique ne perfectionne cette aptitude, auſſi peu qu'elle ne contribue aux lumiéres ſupérieures des anges, & que jusqu'ici on n'a jamais vû, que pour être Logicien ou Metaphyſicien, on ait mieux raiſonné. C'eſt un *organe univerſel*, & je crois qu'il n'y en à point, *Cui lecta potenter* &c. Vers un peu corrompû d'*Horace*.

„der darf nur ſeine Materie wohl verſte-
„hen, und auf dieſe Art wird der ge-
„ringſte Handwerker auf das gründlichſte
„urtheilen. Gewiſſe Genien haben von
„der Natur eine Fähigkeit empfangen,
„das Wahre zu entdecken, die die Logik
„eben ſo wenig zu verbeſſern im Stande
„iſt, als ſie zu den erhabenen Einſichten
„der Engel etwas beyträgt. Ja man hat
„bis hieher noch niemals bemerket, daß
„ein Logik- oder Metaphyſik-Verſtändi-
„ger beſſer als andere zu urtheilen wiſſe.
„Dieſe Wiſſenſchaft ſoll ein Organum
„univerſale ſeyn, und ich glaube nicht,
„daß es dergleichen gebe

Cui lecta potenter erit res
Non deerit facundia nec lucidus ordo.„

Ich will hier die Gründe des scharfsichtigen und ausnehmend gelehrten **Warburtons** nicht ausführen, der die Vernunftlehre, wie ich es oben von der Mathematik nach ihm gesagt habe, * mit unter die vorzüglichen Hindernisse der Aufnahm der Wissenschaften rechnet, weil sie, wie er davor hält, zu nichts dienet, als eines falschen Schlusses Schwäche geschwinder zu entdecken.

Mir scheint hauptsächlich, man gehe in der Anpreisung der Logik zu weit, und es stehe einem staubichten Magister, der in der Wüste einer hohen Schule seine einsame hockerigte Stimme, durch die Finsterniß einer bepflasterten Kammer, ertönen läßt, eben nicht an, einen gros-

sen

* pag. 32.

sen Kaufmann, einen grossen Künstler, einen Ingenieur, einen Financier, einen Admiralen, einen Staatsminister für einen Dunce zu halten, weil er bey ihm die Logik nicht gehört hat. Der Magister möchte glauben, man verachte seine vergötterte Wissenschaft, weil man das Glück nicht habe, ihre Geheimnisse einzuschauen? Aber wer jemals die geringste Fähigkeit zu andern Dingen, wer bloß einen gesunden Verstand an sich erwiesen hat, der soll doch billig auch geschickt seyn, eine Kunst durchzusehen, auf die sich so mancher ausgemachter Hase groß dünkt. Sind dann nur Magister aufgeklärte Köpfe, sind dann nur Magister Redner, sind dann nur Magister Dichter, sind dann nur Magister Naturlehrer,

lehrer, ſind dann nur Magiſter Aerzte, ſind dann nur Magiſter Mathematici, ſind dann nur Magiſter Geſchichtſchreiber; mit einem Worte, ſoll ein ſchöner Geiſt allein in einem Magiſter-Pelze Raum haben? Mir ſchauert die Haut, wann ich an die Beantwortung ſolcher Fragen gedenke.

Aber Leute, die über das Lächerliche unendlich erhoben ſind, möchten mir einwenden: Wann die Logik deswegen kleinfügig iſt, weil man ohne ſie vernünftig ſeyn kan, ſo könne man ja aus gleichem Grunde alle andern Scienzen und Diſciplinen auszischen. Ein Schluß, der die Einwürfe wider die Logik, die ſich nun gleich zu rächen ſcheinet, in ein armes Sophiſma verkehrt? Rouſſeau hat die

Wiſſen-

Wissenschaften mit ziemlichem Nachdrucke ausgezischt, die Vernunft, und noch weit mehr das Christenthum, können uns vielleicht noch stärkere Gründe an die Hand geben, als von diesem sinnreichen und tugendhaften Genfer darüber angebracht werden; aber ich begnüge mich hier mit dem Herrn von Leibnitz zu sagen: Nur die Wissenschaft ist etwas werth, die uns in eine andere Welt folget, alle andern sind wie die Kenntniß der Strassen in London für einen Deutschen, der sich da für ein paar Jahre aufhält, und denn wieder heimgeht. Was hat nun die Logik gewonnen?

Mit ganz verschiedenen Augen sieht Lucius die Metaphysik an. „Wie weiter ich komme, sagt zwar der Herr

„von

„von Voltaire, † deſto mehr werde ich „verſichert, daß die metaphyſiſchen Lehr„gebäude eben das für die Philoſophen „zu ſeyn ſcheinen, was die Romanen für „das Frauenzimmer ſind. Gleich im An„fange iſt einer nach dem andern im „Schwange, und gleich darauf, wird „einer nach dem andern wieder vergeſſen. „Eine mathematiſche Wahrheit wird ſo „lange als die Ewigkeit dauren; die „Hirngeſpinſte der Metaphyſik verſchwin„den, wie die Reverien eines Kranken. „Ich konnte bey meinem Aufenthalte in „England das Vergnügen nicht haben, „den groſſen Newton zu ſehen, der ſei„nem

† S. Courte repenſe aux longs Diſcours d'un Docteur allemand. *Oeuvres* de Mr. de VOLTAIRE. T. II. P. 200, edit. de Dresde.

„nem Ende nahe war. Samuel Clar-
„ke, der berühmte Pfarrer von St. Ja-
„mes, der Freund, der Lehrjünger und
„der Ausleger des Newton, nahm sich
„die Mühe, mir einigen Unterricht über
„diesen Theil der Weltweisheit zu geben,
„der sich über den Calcul und die Sinne
„erheben will. Wahr ists, ich fand bey
„demselben diese vorsichtige Zerlegung des
„menschlichen Verstandes, diese Stütze
„eines Blinden nicht, ohne welche der
„bescheidene Locke niemals einher gieng,
„wann er den Weg suchte, den er im-
„mer fand; kurz, ich sah da diese ge-
„lehrte Furchtsamkeit nicht, die Locke
„an dem Rande des Abgrundes zurücke
„hielt. Clarke sprang hinein, und ich
„dorfte glauben, ich sey ihm nachgefolget.

„Einmal

„Einmal da ich voll von diesen groſſen „Unterſuchungen war, die durch ihre „Unermeßlichkeit die Seele erquicken, ſag„te ich einem sehr aufgeklärten Mitgliede „der königlichen Geſellſchaft: Clarke iſt „ein weit gröſſerer Metaphyſicus als „Newton. Das kan seyn, gab er mir „ganz gleichgültig zur Antwort: Es iſt „ſo viel, als wann ſie ſagen wurden, der „eine ſpiele beſſer mit dem Ball als der „andere. Dieſe Antwort machte mich „in mich ſelbſt kehren. Ich habe mich „ſeit der Zeit unterſtanden einige von die„ſen metaphyſiſchen Ballen zu eröfnen, „und ich ſah, daß nichts als Wind in „denſelben ſich befand. Auch da ich „dem Herrn s'Graveſande ſagte, vani„tas vanitatum & metaphyſica vanitas,

„gab

„gab er zur Antwort, mir iſt ſehr leyd,
„daß ſie recht haben" „

Aber Voltaire geht vielleicht hier zu weit. Man betrachte nur die Annehmlichkeiten, die aus den Speculationen der Metaphyſik einem lehrbegierigen Geiſte zuflieſſen. „Finden nicht, ſchrieb mir neulich ein Mann von groſſem Genie, die „Doctores Reſolutiſſimi in ihren abſtracteſten Speculationen ſo viel Wolluſt, als „ein Liebhaber bey ſeinem Mädchen, eine „Prude bey der Clelia, ein Euler bey „Calculirung der Geſchwindigkeit der Sonnenſtrahlen, als ein kleiner Knabe, wann „er das erſte mal Hoſen trägt, und Albinus, wann er in den Eingeweiden eines gehenkten Schelms herumwühlet?„ Bald ſchärfet und erhöhet die Metaphyſik

unſere Begriffe bis zum Unendlichen; warum will uns Voltaire dieſe angenehme Chimäre nicht laſſen? Bald beſtimmet ſie die engen Grenzen unſers Erkenntniſſes, und macht uns demüthig; ſollten Chriſten eine Wiſſenſchaft verſchmähen, die ſie ihrer Niedrigkeit erinnert? Vielleicht iſt das Chriſtenthum aus der Mode gekommen.

Doch es wäre ewig Schade, wann die Metaphyſik in unſern Zeiten in Abgang gerathen, wann die Erfindung, Motten und Wanzen aus Tapeten und Bettern zu vertreiben, allen Arbeiten des Herrn von Leibnitz vorziehen ſollte. „Die ab„ſtracten Grundwahrheiten, ſagt ein ausnehmend ſcharfſinniger und liebenswürdiger

„diger Gelehrter, † diejenigen beſonders,
„welche in die Geiſterlehre einſchlagen,
„haben zwar keinen unmittelbaren Ein-
„fluß in das menſchliche Leben, dennoch
„aber ſind ſie das Edelſte und Würdigſte
„unſerer Erkenntniß, weil ihre Gegen-
„ſtände die edelſten und würdigſten ſind.
„Man muß es jetziger Zeit gänzlich ver-
„geſſen haben, die Metaphyſik auf dieſer

† Der Verfaſſer der Philoſophiſchen Geſpräche, die 1755. in Berlin herauskamen, an der 33ten Seite. Es iſt hierbey zu merken, daß derſelbe, ſeiner äuſſern Lebensart nach, gar nicht zu den Gelehrten gehört, und daß man ihn auch nicht unter denen, die ſich zum Chriſtenthume bekennen, ſondern unter den Juden zu ſuchen hat. (S. A. 1755. p. 1107.) Eine Entdeckung, die mich gar nicht übernahm, weil ich glaube und aus der Erfahrung weiß, daß man, von dem natürlichen Genie dieſer Nation, ſehr leicht etwas ungemeines erwarten kan.

„Seite zu betrachten. GOtt! in was „für Verachtung ſchmachtet ſie, die „weyland Königin der Wiſſenſchaf„ten!„ Die Urſachen dieſes unter den Deutſchen ſchon ziemlich weit gekommenen Uebels, ſucht eben dieſer ſinnreiche Verfaſſer, in der ſclaviſchen Nachäffung eines Volkes, das dieſelben zu verführen gleichſam gemacht zu ſeyn ſcheinet. „Dieſes Volk, ſagt er, † welches ſeit dem P. „Malebranche keinen einzigen metaphy„ſiſchen Kopf aufzuweiſen hat, ſah wohl, „daß die Gründlichkeit ſein Werk nicht „ſey; es machte daher die Artigkeit der „Sitten zu ſeinem einzigen Augenmerke, „und übte den ſpöttiſchen Witz gegen die, „welche tiefſinnigen Betrachtungen nach„hiengen,

† Ebendaſ. S. 33 – 35.

„hiengen, und in der groſſen Welt nach „einer gewiſſen übertriebenen Zärtlichkeit „des Geſchmacks nicht zu leben wußten. „Die wenigen Weltweiſen, die es noch „hatte, fiengen an, ihre runzlichte Stirn „aufzuheitern, und wurden artig. End„lich dachten ſie auch artig. Sie ſchrie„ben Werke pour les Dames, a la por„tée de tout le monde u. ſ. w. und „lachten aus vollem Halſe über die di„ſtern Köpfe, deren Schriften noch etwas „mehr enthielten, als das ſchöne Geſchlecht „leſen will. Die ehrlichen Deutſchen „lachten mit. Und wie konnten ſie auch „anders? Sie, die gerne die Hälfte „ihres Verſtandes dahin gäben, wann „ihnen die Franzoſen nur zugeſtehen „wollten, daß ſie zu leben wiſſen.„

In die practiſche Philoſophie dringet Lucius mit dem äuſſerſten Ernſte. Die Morale, dieſe faſt einzige Beſchäftigung der Gelehrten unter den orientaliſchen Völkern, iſt in derſelben hauptſächlich ſein Augenmerk, und ſie ſcheint ihm unter allen Wiſſenſchaften einen vorzüglichen Rang zu verdienen. Socrates ſagte ſo gar, die Erſcheinungen der immateriellen Welt ſollen den Menſchen ſo viel beſchäftigen, als die ganze ſichtbare Natur zuſammen genommen. Aber ſo manchen Apoſtel der Sittenlehre braucht Lucius nur da, wo ſelbſt der Mohnſaft in ſchlafloſen Nächten nicht mehr anſchlagen will, und er zieht einem — einen Steel ſo ſehr vor, als er die Schriften der liebenswürdigen Rowe, des ſinnreichen

chen Addisons, des gedankenvollen Youngs über eine Dorf-Homilie erhaben glaubt.

Er wünschet mit dem äussersten Verlangen, daß die angebohrne Pflicht des Menschen, sein eigenes und des Nächsten Glück, nach seinen äussersten Kräften zu befördern, sich mehr als gewohnlich bey scharfsichtigen denkenden Köpfen äusserte, die die Geschicklichkeit hätten, die Grösse unsers Elends, seine Quellen, und die dienlichsten Gegenmittel auszuspähen. Aber was thun sie mehrentheils: „Sie zählen „den Sand des Meers, messen die Kräf„te der krummen Linien, und wühlen „im Eingeweide der Natur herum, als „ob alle wichtige Geschäfte schon gemacht „wären; sie bringen ihr Leben mit Spitz-

„fündigkeiten zu, deren gröſter Werth iſt, „daß ſie dadurch abgehalten werden et„was ſchlimmers zu thun.„ † Wie wenig kennen ſolche Leute, bey ihrem immerwährenden Triebe nach Ruhm und Gröſſe, was die wahre Gröſſe des Menſchen ausmacht? Wie wenig ſind ſie geſchickt, der empfangenen Talente ſich ſo zu bedienen, daß ſie zugleich des Geiſtes, der ſie empfangen, und des GOttes, der ſie verliehen,

† V. ü. über den Menſchen p. 31. Herr Wieland ſagt noch an einem andern Orte: „Es iſt ſchon oft geſchehen, daß ein Geiſt „mit Engelsfähigkeiten ſich ſelbſt zu einer „Reyhe nichtsbedeutender Geſchäfte oder „Spielwerke mißbraucht hat --- Ein Ge„ſchöpf iſt nur gut, in ſo fern es die Ab„ſicht ſeines Daſeyns erfüllet: Ein geſchaf„ner Geiſt iſt nur dadurch groß, daß er ſich „nach den Abſichten des oberſten Geiſtes „bildet.„ Sympathien p. 103 -- 104.

lichen, würdig seyen. Was ist in unsern Zeiten ein Weiser! und wo wird die Philosophie, als eine Kunst zu leben, gelehrt?

Sollte auch der in seiner Einsamkeit allein seyn, der in der Welt eine Hauptabsicht hat, der in seiner Vocation nicht bloß sein Brodt, sondern die Wahrheit; nicht bloß die Grillen seiner Vorgänger, sondern die Natur in der Natur zu suchen sich vornimmt? Er entfernet sich auch hier von der gemeinen Bahn; er ist nicht zufrieden, wann er blindlings jemahls zu seinem Zwecke kommt; er ist nicht zufrieden, wann ihm die Natur von ungefehr einen besondern Vorfall anbietet; er spähet dem Grund der Dinge nach, und weiß die

Natur, dieſes Orakel, das uns niemals unerleuchtet entlaſſet, auch da zu fragen, wo es andere mit einem unveränderlichen Stillſchweigen anſehen. Aber wird er durch ſeine Unterſuchungen klug, ſo iſt er es für ſich; er laſſet den Ungelehrten bloß die Würkungen davon empfinden, weil **ein Ungelehrter nicht einmal von dem urtheilen kan, was in die Sinne fällt.** Und wie glücklich iſt der Mann, der mit einem fühlenden Herze eine Kunſt ausübet, die ſo oft durch wahre Barbaren vermehret iſt! Nicht die Frömmigkeit, nicht die himmliſche Tugend einer ſterbenden **Clariſſa**, nicht die bezaubernden Verwirrungen einer **Clementina della Porretta** ſind fähig, ſein Herze vor geringern Vorzügen zu

ver-

verschliessen. Er siehet, mit eben der Empfindung, das Leiden der niedrigsten unter denkenden Seelen, und diese ist um so viel lebhafter, da es ein Christliches Werk ist, für Menschen zu fühlen, denen es oft selbst an dem Gefühle zu mangeln scheinet. So baut er sich eigene Welten, so schaft er seinem Geiste Vorwürfe, und siehet die träge Unempfindlichkeit, die geschäftige Inaction der meisten Menschen, als das erschrecklichste unter allen Uebeln an.

Die Einsamkeit, von der ich rede, diese vernünftige Entfernung von der Welt, ist es endlich, die uns an der Lehre der Religion, der Wissenschaft, die alles andere unter sich zurücke läßt, die einzig Ruhe, die einzig Vergnügen,

die

die einzig die wahre Stille und Zufriedenheit der Seele bewürket, einen unwiderſtehbaren Reitz zu finden macht. Lucius ſieht ſie für den ſchönſten Vorwurf ſeiner Betrachtungen an. Der ſchnelle Lauf der Zeit, die kurzen Tage der Freuden, die geſchwinde Annäherung des Alters, und die Hinfälligkeit unſers irdiſchen Lebens, werfen eine Ernſthaftigkeit in ſeine Seele, die ihn oft die Stunden beweinen macht, die er in ſeinem Leichtſinn durchgetändelt hat.

Die Tage meiner Jugend, ſagt er, ſind dahin! Die Tage der Unſchuld ſind verſchwunden! Die Tage, da Frölichkeit mein Beruf, und Geſundheit ein unerkanntes Gut war, haben mich unwie-

der-

derbringlich mit dem Frühling meiner Jahre verlassen!

Der Anblick der Welt, die wir nicht kennen, ist die schönste Seite derselben; die Vorwürfe, die unsere aufmerksamen Augen rühren, machen sie uns zu einem glänzenden Schauspiele, wo jede Scene uns neue Begriffe giebt, und wir in jedem Aufzuge eine Erschaffung finden. Wie angenehm ist der Umgang mit ihren Bewohnern, wann sie Kindern zu gefallen Kinder werden, und ihre Tygergestalt in dem Dunste der Anmuth und der Aufrichtigkeit zu verbergen wissen! Wie reitzend ist die Wahrheit, weil sie in der Jugend ohne Vorurtheile angenommen wird! Wie selig der Jüngling, dessen Seelenkräfte sich unter den Augen

eines

eines aufmerksamen Vaters entwickeln! der den Wachsthum derselben mit einer befruchtenden Hand zu befördern weiß, und in ihrer Reiffe den besten Segen findet; der die Begriffe des Guten, des Edeln, und Grossen, frühe dem willigen Geiste beybringet, der selbst das Urbild seiner Lehren ist, der den Gehorsam des jungen Herzens zu dem Vorwurfe seines brünstigen Gebetes macht, und in demselben den Preis seiner Liebe in vollem Maasse findet! Er wird die reitzenden Lehren der Religion, dem wilden Strome der frühen Begierden, und dem angebohrnen Hange zum Laster entgegen setzen. Er wird in der Tugend das höchste Vergnügen zeigen, er wird die Gewißheit ihrer Belohnungen entfalten, er

wird

wird ihre Schätze öfnen; und das junge Gemüth wird zu der Quelle des Guten, zu dem erhabenen Vorwurfe seiner glänzenden Hofnung Seufzer des überwundenen Herzens tragen.

Ach die Thränen der wahren Traurigkeit kennet die Jugend noch nicht! Ihre finstern Stunden sind wie Wolken an einem hellen Sommertage, die plötzlich entstehen, und plötzlich verschwinden, sie machen das Licht der Sonne reizender, und erhöhen ihren Glanz, wann sie uns desselben für einen kleinen Zeitpunct beraubet haben.

Himmlische Tugend! rufet **Lucius** aus, Tochter des Lichtes, die du in den Händen meines Führers die Fackel mei-

ner

ner Kindheit wareſt, du haſt mich verlaſſen, da er in ein beſſeres Leben übergieng. Oft habe ich mich von den ſchwindelnden Freuden weg zu dir gekehret, mein Herz ſtund dir offen. Aber dein Glanz hat die Düſternheit der Wolken, die mich umgaben, ſchwärzer gemacht; ſie haben dir einen undurchdringlichen Damm entgegen geſetzet; ſie wurden zu einem Abgrunde, deſſen Eintritt die Sonne beleuchtet, indem Finſterniß und öde Schatten in ſeinen Eingeweiden herrſchen. Ich kannte den Reichthum deiner Gaben. Deine Herrſchaft hatte ſich, unter meinen forſchenden Augen, in dem weiten Umfange der Geſchichte, und den Denkmahlen der Weiſen, die nach meinem Herzen geſchaffen waren,

verbrei-

verbreitet. Ich wußte wie deine ewigen Altäre von dem Blute der Helden rauchten, wie ein Cato dir sich geopfert, wie oft, zu deines Nahmens Ehre, ein tödtlicher Stahl dem Tyrannen das Herz durchstach, und unter einem andern Nahmen, Millionen von Menschen freywillig für dich im Feuer aufgegangen, oder unter dem mörderischen Schwerdte der Verfolger gestorben waren. Aber mir selbst überlassen, fand ich in deinem Lobe, eher die glänzenden Farben erhitzter Geister, als die bescheidenen Züge der Wahrheit, eher die enthusiastischen Aufwallungen einer erregten Einbildungskraft, als die würklichen Eigenschaften deines innern Werthes, eher den Weg zum Unglücke, als die goldene Hofnung besserer Zeiten,

und die Belohnung, die unerschöpflich zu deiner Seite strömen soll. **Brutus** kämpft bey Philippi um die Freyheit, der letzte Römer muß der Uebermacht der Feinde weichen: Verwünschte Tugend, ruft er unter dem kleinen Gefolge seiner flüchtigen Gefährten aus, du bist ein leerer Nahme! eine Sclavin des Glückes! für dich habe ich einen Schatten ergriffen! Er sagts, und stürzt sich in das unwillige Schwerdt seines Freundes.

So streichen die Tage der Jugend vorbey; so wanket der Geist, in dem Sturme der Leidenschaften, von Meinung zu Meinung, von Glaube zu Glaube. Dann kommen Krankheiten im Finstern daher, und erschüttern die Pfeiler unserer jugend-

lichen

lichen Kräfte ; dann verſinket die Eitelkeit kraftlos unter den Ruinen der Geſundheit ; vor uns , ſehn die ſchmachtenden Augen , die erblaßten Freunde ! hinter uns , Schrecken ! in der Zukunft — eine Ewigkeit ! Die ganze Erſchaffung ſcheint zuſammen hinunter in die Stille zu fallen ; die drohende Senſe ſchwinget ſich fürchterlich vor dem Geſichte in die Ründe , und wir empfinden ſchon , in jedem Hauche , den Tod. Ach wie troſtreich iſt , in dieſen bittern Stunden , die Kraft des Glaubens , und der Unterwerfung ! Sie gieſſet den heilenden Balſam in dem Thale der Schrecken über uns aus , wann auch die Aerzte ſelbſt in ſtillem Mitleiden ihre Unmacht beſeufzen ; ſie ſchenket uns , an dem Rande der Zeitlichkeit , ein neues

Leben. Aber bald vergeſſen wir, in der ungeſtörten Ruhe des Gemüthes, in den Tagen der Erquickung und des Jubels, den GOtt, dem Sonnen und Welten, wie ein Hauffe Staub, zu Füſſen liegen!

Wie kurz iſt der Ueberſchritt, aus den Tagen der Geſundheit, in die Tage, da uns GOtt auf ein Siechenbette leget. Eben ſo kurz iſt der Ueberſchritt aus der Jugend in das Alter, aus den Tagen, die uns einen ewigen Frühling verſprechen, in die Tage, in denen die Quelle aller ſinnlichen Vergnügen verſieget! Sie kommt, und kommt nur zu geſchwinde dieſe Ruheſtunde des Lebens, auf den Flügeln der eilenden Zeit, das ernſte Alter, in dem Marlborough ein furchtſames

ſames Kind, und Newton † ein ſchwacher Geiſt war!

Alsdann wird mir umſonſt die Sonne aufgehen, und in der frohen Dämmerung mit tauſend Farben ſpielen; umſonſt werden ihre erſten Strahlen auf dem bunten Teppich der Erde durch den diamandenen Thau ſich verbreiten. Umſonſt werden die leuchtenden Sphären des Himmels, in ihrem feyerlichen Gepränge, durch das feſtliche Dunkel der Nacht zu mir herabſtrahlen. Umſonſt wird ſich der Winter für mich verlieren, und die Natur in dem anmuthsvollen Schmucke des Frühlings erſcheinen. Ein Starr

† Newton hat in ſeinem hohen Alter oft geweint, da er die Ausrechnungen nicht mehr verſtund, die ſich in ſeinen Principiis arithmeticæ univerſalis befanden.

wird meine Augen verhüllen, und der bunte Schauplatz der Erde wird, für mich, zu einer schwarzen Trauerbühne werden.

Am frühen Morgen wird sich mein banger Leib kraftlos von seinem Lager erheben; seine Glieder werden, unter dem elenden Gewichte einer ausgezerrten Masse, zitternd sich bewegen, seine Füsse werden wanken, und Schrecken wird mich bey jedem Tritte verfolgen.

Bey den Harmonien der Wälder, bey dem frühen Jauchzen der geflügelten Sänger der Lüfte, bey dem Hosianna der ganzen Natur, werden meine Ohren ungerühret bleiben, und kaum noch eines lispelnden Gezisches gewahr werden.

Die

Die Ausdünstungen der beblümten Auen werden den sanften Hauch eines Zephirs, nicht mehr den Werkzeugen des Geruches, mit ihrem erfrischenden Balsam fühlbar machen. Umsonst wird die Rose sich öfnen, und die düftende Nelke sich erheben.

Die Gewächse von Arabien und Indien, die ausgesuchtesten Früchte der alten und neuen Welt, werden meinem Geschmacke eben so gleichgültig seyn, als es die Wollüste der zaumlosen Jugend, einem tugendhaften Gemüthe sind.

Mein Haupt wird auf dem gekrümmten Leibe nach der kalten Erde sich neigen. Die Bande, die ihn aufrecht hielten, werden zerbersten, und mein Staub

wird bereit seyn in seine mütterliche Erde zurück zu kehren. †

So werden meine Sinne verwelken, wie die Rose am hellen Mittage, wie die Wangen der blühenden Emilia, wann der

† Salomo hat mir durch eine sehr merkwürdige, aber wegen ihrem allegorischen Innhalte manchem Leser ohne Zweifel hin und wieder ziemlich unverständliche Stelle seines Predigers Anlas zu diesen Betrachtungen gegeben. „Gedenke an deinen Schöpfer, „ sagt der beredte Weise, „in den Tagen dei„ner Jugend: ehe dann die bösen Tage „kommen, und die Jahre heranrühren, von „welchen du wirst sagen, ich habe keine Lust „an ihnen. Ehe dann die Sonne und das „Licht, ehe Mond und Sterne verfinstert „werden, und die Wolken wieder kommen „nach dem Regen. An dem Tage, wann „die Hüter des Hauses zittern werden, und „sich krümmen werden die Starken, und „die Müllerinnen ablassen werden, wann „sie

der Frühling ihres Lebens wird zu Ende seyn. Aber unter den Ruinen des Körpers, unter der Herrschaft des Staubes und der Verwesung, wird meine Seele stehen, wie eine unerschütterte Mauer im Sturme. Die Hinfälligkeit aller irdischen

„sie mahlen wollen, und finster seyn wer„den, die da sehen durch die Fenster. Und „die zwo Thüren, die auf die Gassen sehen, „werden verschlossen werden, von wegen „der niedern Stimme des Mahlens: und „er aufstehet wann die Vögel singen, und „sich bücken müssen alle Sängerinnen. Auch „wann sie sich für den Höhen fürchten wer„den, und viel Schrecken haben werden „auf dem Wege. Und wann der Mandel„baum blühet, und die Heuschrecke sich be„ladet, und ihm der Gelust vergehet. „Wann der Mensch hingehet in sein ewig „Haus, und die Leidkläger umher gehen „auf den Gassen. Ehe dann der silberne „Strick aufgelöset werde, und die güldene „Schaale zerstossen werde, und der Eymer

„am

Dinge, wird bey ihr ihre Kraft verlieren, der Frost des Alters wird ihren Muth nicht hemmen, und der gebogene Körper wird sie nicht in die Erde drücken. Zeiten mögen dahin eilen, die Last der Jahre sich häuffen; meine Freunde mögen

„an der Quelle zerbrochen werde, und das „Rad am Brunnen zerstossen werde. Und „der Staub wieder in die Erde komme, „wo er gewesen ist, und der Geist zu „GOtt, der ihn gegeben hat.„ *Eccles.* XII. v. 3 -- 9. Man siehet wohl, daß ich die ganze Stelle nicht paraphrasiret habe; theils wären einige Vorwürfe, die in derselben enthalten sind, für die poetische Schreibart zu niedrig gewesen, theils hätte ich mich auch an einigen Orten wider die Forderungen der Schamhaftigkeit versiossen müssen. Die allerbeste und neueste Erklährung dieser Stelle findet sich bey dem grossen Arzte Richard Mead in seinem Tractate de Morbis Biblicis p. 27 -- 40. *Operum* Vol. II.

gen fallen zu meiner Rechten, und meine Kinder in meinen zitternden Armen erblaſſen; meine Seele wird in einer unzerſtörbaren Jugend leben, ſie wird mit unverwandten Kräften harren, bis das Licht der göttlichen Barmherzigkeit in der finſtern Abſchieds-Stunde, unter dem harmoniſchen Triumſiede, Tod wo iſt dein Stachel, Hölle wo iſt dein Sieg, ihren Uebergang in eine andere Welt erleuchten wird.

Wann die Jahrszeiten ſich zerrütten, wann die Stimme der Verwüſtung durch die Eingeweide der Natur erſchallet, dann werde ich, unter dem göttlichen Einfluſſe meines Glaubens, bey dem frohen Gefühle meiner unzerbrüchlichen Hofnung dem ungewiſſen Verhängniſſe getroſt entgegen

gegen ſehen, ich werde die Wege der Vorſehung unter der Laſt der Trübſalen in Demuth verehren, ich werde mit neuen Kräften, zu dem Ziele meiner groſſen Beſtimmung eilen, und nach dem Tempel der Herrlichkeit, dem Preiſe meines Ringens, der unverwelklichen Krone der überwindenden Seele entgegen ſehen. Dämmerung der Ewigkeit! ſchwinge mich über das Thal der Schreken hinaus, und führ mich bald zu dem nähern Anſchauen deiner Herrlichkeit! Mir iſt in dieſer niedern Sphäre bange, eine Unſterblichkeit iſt mein Loos.

Einnehmende Empfindung der Kraft meines untrüglichen Glaubens, herrſche immerfort in meinem Herzen! Erfülle meine Seele, wie die Seele der Natur die

die unermeßlichen Weiten des Weltgebäudes erfüllet. Durchſtröme ihr ganzes Weſen mit der Kraft der Erweckung zum Guten. Komme über ſie, mit einem neuen Leben, wie die Sonne in das Chaos. Verdringe von mir die Macht der Zeitlichkeit, die mich, in dem Lauffe meiner eitlen Geſchäfte, dem groſſen Gedanken meiner Beſtimmung entziehet. Laß die Zukunft unaufhörlich in das Gegenwärtige ſtrahlen, damit ich niemahls zu gedenken unterlaſſe, wofür ich geſchaffen bin. Laß mich in dem bloſſen Begriffe meiner Nachläßigkeit, die feyerliche Majeſtät der Poſaune der Ewigkeit, empfinden. Bewahr mich vor dem drohenden Gefühle des gefährlichen Triebes, der mir, für wahre Güter,

Schatten

Schatten in die Hände giebet, und in die eingebildete Fülle der Zufriedenheit, eine Unruhe pflanzet, die dem Gemüthe ein verzehrendes Feuer, dem Herzen ein nagender Wurm iſt. Bewahr mich aber auch vor der Nachläßigkeit, durch die man alles, was groß und edel, und der Würdigkeit der Seele gemäß iſt, verſchlummert. Nähre das Feuer meiner Sehnſucht nach der Vollkommenheit, lehr mich aber, daß unter dem Himmel nichts vollkommen iſt; daß die von mir ſo ſehr geſuchten Vorzüge des Geiſtes Werkzeuge des Verderbens ſind, wann ſie nicht GOtt geheiliget werden; daß die in mir brennende Begierde ſich empor zu ſchwingen, den Menſchen gerade in die Erde drücket, und ihn zu einem

Bürger

Bürger des Staubes macht, wann er eine Krone ſuchet, die nicht in dem Lande der Verklärten bereitet iſt. Daß nichts anſtändig ſeyn kan, was mein Herz von dir kehren wurde, daß nichts groß iſt, was nicht von dir zeuget, daß nichts edel iſt, dem GOtt nicht ſelbſt eine ewige, eine unveränderliche Hoheit eingepflanzet hat. Laß mir immer die Tugend liebenswürdiger erſcheinen, vermehre ihren Glanz unter meinen Augen, und ihren Eindruck auf mein gerührtes Herz. Aber laß mich nicht in der Tugend meinen Ruhm, für die Triebe meines Herzens eine Vergeltung, und in meinen Kräften eine Zuverſicht ſuchen, weil nur die Tugend der Lohn der Tugend, weil GOtt allein, meine Zuverſicht ſeyn ſoll.

Ver-

Vermehre in mir die rührungsvolle Liebe des Nächsten; pflanze immer mehr in meinem Herzen das göttliche Pathos an, das den wahren Adel der Seele, eine Erhabenheit, die der Engel würdig ist, ausmacht. Lehr mich die ehren, die in deinem Rathe über mich gesetzet sind, und unterdrücke in meinem Gemüthe die gerechte Verachtung der Grossen dieser Erde, die so oft ihrer Grösse nicht würdig sind. Lehr mich eher das Herz als den Verstand, eher die Frömmigkeit als die Gelehrtheit, eher eine demüthige Stille als eine prahlende Grösse schätzen. Ueberzeuge mich, daß die Schätze der Wissenschaften, in dem künftigen Leben, eben so wenig taugen, als das Geräthe, welches der dumme Indianer mit sich in seinen

seinen Sarck nimmt ; daß in den Ehren, die die Welt giebet, nichts als Eitelkeit ; in dem Preise der Gerechtigkeit hingegen, ein Gewinn lieget, den die Eitelkeit nicht kennet, der unveränderlich bleibet, und so weit als die Ewigkeit reicht. Unterdrücke in mir die unwiderstehbare Geringschätzung dieser unzählbaren Menge von Menschen, bey denen von dem Throne weg, bis zu der Baurenhütte, die allgegenwärtige Dummheit, den Trieb nach Einsicht, den Trieb nach Wissenschaft, das Gefühl des Schönen, des Erhabenen, die Erweckung des Geistes unter dem Anblicke der Denkmahlen der Grösse der menschlichen Seele, unaufhörlich verdringet, und laß mich die weinende Demuth bewundern,

die, in den Tieffen der Unwiſſenheit, ihr Heil unnachahmbar bewürket.

Allerheiligſte Religion, du biſt mein höchſtes Gut! Allerheiligſte Religion, dir iſt mein Herz geweyht! Allerheiligſte Religion, ich glühe, mit der reinſten Zuverſicht, in deine ſo deutlich empfundene göttliche Kraft! Allerheiligſte Religion, du kanſt mich bewahren in den Wüſten von Africa, du kanſt mich bewahren an Laplands gefrornen Ufern, bey dem Gebrülle des Löwen, und des Tygers, bey den ſtürmiſchen Bewegungen der Wallfiſche, und dem fürchterlichen Geſchrey der Hippotamen. Du bewahrſt mich täglich, von dem, was ſchrecklicher iſt, von den drohenden Nachſtellungen, von den immerwährenden

Fall-

Fallstricken des Neides, der der gröste Feind von aussen ist, den ich kenne; du setzest mich sicher vor der Tyrannie Hobbesischer Menschen, die mächtiger, als ich, sind, die mich an Verstand, die mich an Witz, die mich an Einsicht, aber nicht an der Grösse des Herzens übertreffen. Allerheiligste Religion! du bist alles in allem, so wie der GOtt, dem du uns zu gefallen lehrest, alles in allem ist.

„Das sind, o mein Herz! die Em„pfindungen, die sich in dir rühren sol„len, wann du entweder den Vortheil „geniessest, bey der Feyer des öffentlichen „Gottesdienstes gegenwärtig zu seyn, „oder in der Stille meiner Kammer, „in die unmittelbare Gemeinschaft deines

„Schöpfers zu gelangen! — der nur „herrſchet, für uns zu ſegnen! deſſen „göttliche Befehle uns gegeben ſind, die „menſchliche Vernunft in dem Nachſu„chen der Glückſeligkeit zu unterſtützen!

„Laß dein Geſetz, o Allmächtiger! † „die Richtſchnur, und deine Ehre, den „immer-

† Ich ſetze dieſe feyerliche Anrede, Sir Carls Grandiſon an den Allmächtigen, mit der Rührung hieher, die ich empfunden hatte, da ich ſie, in der Geſchichte deſſelben (Vol. VII. p. 51. 52. der Engliſchen Urkunde) zum erſten male erblickte. Und es geſchiehet, mit einem um ſo viel gröſſern Rechte, daß ich hier die Gedanken des göttlichen Richardſons mit den meinen vermenge, da mein Herz in ſeinen innerſten Tiefen dasjenige fühlet, was hier dieſer geſegnete Apoſtel der Tugend, ſeinem unnachahmlichen, und doch in allen Theilen auf das allernatürlichſte vorgemahlten Helden, in den Mund leget.

„immerwährenden Endzweck aller mei-
„ner Verrichtungen seyn! Laß mich nicht
„die Tugend auf irgend einen Begriff
„von Ehre gründen, die nicht die Ehre
„deines Nahmens ist. Laß mich nicht
„die Frömmigkeit unter dem gesuchten
„Ruhme eines guten Herzens, nicht die
„Liebe GOttes unter die Liebe meiner
„Mitgeschöpfe versenken. Kan wohl et-
„was Gutes von den Menschen entste-
„hen? Nein! deine Gabe ist es, All-
„mächtiger und Allgütiger! Laß nicht
„deine Wohlthaten den Gedanken des Ge-
„bers aus meiner Seele verdringen; laß
„mich nicht, aus Liebe zum Vergnügen,
„die Quelle vergessen, von der alles Ver-
„gnügen stammet. Wann Freude mich
„locket, so laß mich ihre Rechte auf

„mein Herz unterſuchen. Wann Uebel „drohen, ſo laß mich deine Barmherzig„keit aus den düſtern Wolken blicken ſe„hen, und laß mich erkennen, wie ge„fährlich es wäre, alles nach Wunſche „zu haben. — Laß die Freuden der „Menge mich weniger reitzen, als in „Unruhe ſetzen, und ihre Gefahren, „nicht ihr Beyſpiel meine Wahl beſtim„men. Soll wohl das offentliche Exem„pel, die Leidenſchaften und die Menge, „die Vernunft und den Allmächtigen „überwiegen?

„Erniedere dergeſtalt in dieſen Tagen „der herrſchenden Lüſte meinen Geſchmack, „damit das wahre Vergnügen des Lebens „mir angenehm werde. Gieb mir in „dieſen Tagen der Ausſchweiffung, ei„nen

„nen gegenwärtigen Geist, der mich von
„dem verzweiflungswürdigen Zustande be-
„wahre, mich in dieser immerwähren-
„den Folge aller Dinge, in diesem un-
„unterbrochenen Schwarme von Zufällen,
„auf den künftigen Tag zu verlassen,
„ein Vertrauen, das den heutigen Tag
„zu nichte macht, so wie der Verlurst
„desselben der Verlurst einer Ewigkeit
„ist. Laß die ganze Scene meines Le-
„bens immer vor meinen Augen schwe-
„ben, und gieb daß mein Angesicht vor
„den Schrecken des Grabes sich nicht
„verhülle. Wann ich versuchet werde,
„wann meine Tugend wanket, so laß
„die Einbildungskraft den feyerlichen
„Thon der letzten Trompete, laß meine
„Vernunft die Ewigkeit sich vorstellen.

„Gewähre mir, daß ich verharre in „dem, das gut angefangen iſt; daß ich „wiſſe, daß nur der weiſe iſt, der noch „immer weiſer zu werden verlangt.

„Und weil, o HERR! deine Furcht, „der Anfang aller Weisheit, und bey „deren Fortgange ihr ſicherſter Schild „iſt, ſo ſtoſſe doch gänzlich die Welt „aus meinem Herze heraus, und ſetze „an ihre Stelle, den Schutzengel, deine „geſegnete Furcht, dahin. Entferne die „thörichte Welt von mir, welche ihr „Geld für das giebet, was nicht Brodt „iſt; welche ſich löcherichte Ciſternen „hauet, die kein Waſſer halten; eine „Welt, in welcher ſelbſt diejenigen, de„ren Hände mächtig ſind, nichts gefun„den haben. Es iſt nichts, allmächti„ger

„ger HERR und GOTT! in dem „Himmel und auf Erde auſſer dir. Ich „will dein Antlitz ſuchen, ich will dei„nen Nahmen preiſen, ich will dein „Lob beſingen, ich will dein Geſetz lie„ben, ich will deinen Willen thun, ich „will deines Friedens genieſſen, ich will „deiner Herrlichkeit erwarten, bis an „die letzte Stunde meines Lebens! So „werde ich alles umfangen, was von „Menſchen kan umfangen werden. Das „wird das Uebel des gegenwärtigen Le„bens erleichtern, und das Gute in dem„ſelben erhöhen! Und wann mich der „Tod in ſeine Arme faßt, ſo werde ich „ſanft in dem Staube ſchlafen, bis ſein „mächtiger Ueberwinder die Trompete „erſchallen heißt; und dann werde ich

„durch seinen theuren Verdienst aufwa„chen zur ewigen Herrlichkeit. „

Wie soll nun Lucius bey dieser Denkungsart die Leute ansehen, die ihn in der Entfernung von ihnen entweder verachten, oder bedauren? Was soll er denselben antworten, wann sie ihm von solchen Belustigungen sprechen, die ein grosses Gut in ihren Augen, eine geringschäzige Manier, die Zeit zu verderben, in den seinen ist?

Ach daß die Menschen einmal aufhörten, die kurzen Tage der Eitelkeit, in ihrem stäten Unsinn, durchzutaumeln. Hat dann die göttliche Seele in diesem Leben über die Besorgung ihres Körpers keinen Zweck vor sich? Ist es so wider-

sinnisch,

sinnisch, seine Zeit so einzurichten, daß ein Theil derselben den Berufsgeschäften, ein anderer der Einsamkeit, oder, nach meinem eigentlichen Sinne zu reden, der **Betrachtung** gewiedmet sey? Ist ein vernünftiges Geschöpfe nicht pflichtig und verbunden, seine Augen von der Erde, wo sein Futter wächst, zu höhern und der Vortreflichkeit seiner Fähigkeiten angemessenen Betrachtungen zu erheben? Soll der Hang nach nichtswürdigen Tändeleyen und eine hirnlose Gleichgültigkeit, für alles was über den Cirkel der kleinsten Geister heraus ist, die Seele eines vernünftigen Mannes erfüllen können?

O Zeit, du bist das gröste Gut, das der Himmel den Sterblichen schenket? Der Mensch bedauret die Kürze der Tage

ſeines Lebens, er ſihet mit Schrecken Jahre verſchwinden, aber Stunden ſind ihm zur Laſt, und ſein gröſtes Beſtreben iſt, die Zeit ſo anzuwenden, daß er ihren Uebergang nicht bemerke. O daß doch alles thätig wäre, in den frühen Tagen der Jugend, den Ekel der Geſellſchaft bey uns zu vermehren. Was iſt der Umgang der Menſchen, was ſind ihre täglichen Beluſtigungen, was ſind die Freuden, nach denen ſie ſo unaufhaltſam lechzen? Nicht Eitelkeit: Mir ſind ſie Scenen des Schreckens, der Verdorbenheit, und des Unſinns. Laßt die Gelehrten, laßt die Unſchuldigen, laßt die Tugendhaften täglich ſich verſammeln; die reinſten Vergnügen ihres Umganges werden einſt zu Ekel werden, die

Gegen-

Gegenstände ihrer Unterredungen werden bald nur Tändeleyen seyn; ihr Söhne dieser Erde, seyt ihr gelehrt, seyt ihr unschuldig, seyt ihr tugendhaft? GOtt hat uns mit der äussersten Sparsamkeit die Zeit zugetheilt, und wir sind nur zu sehr gewohnt, dieselbe auf einmal zu verschlingen. Laßt sie uns doch zählen! Laßt uns die so schnelle dahin eilenden Stunden mit der genauesten Sorgfalt abmessen, und mit einem weisen Gebrauche dieselbe zu unserm Besten und dem Nutzen des Nächsten, zu unserer Erleuchtung und zu unserm Heile anwenden! Laßt uns doch öfters in uns selbst kehren! Laßt uns betrachtungsvoll unser Angesicht, von dem Erdball ab, in die Bücher der Weisheit, zu den Quellen der

Erkennt-

Erkenntniß und des Heiles wenden, wo nichts kleines, nichts unedles, nichts gleichgültiges, die entzückte Seele erniedriget! Laßt uns die Welt für eine Zeit verlassen, die Welt für eine Zeit vergessen, und bald in der Stille unserer Kammer, bald von der bunten Flur der Auen, bald aus dem Dunkel waldichter Schatten einsam unsere Augen zu GOtt erheben!

— — — Was sichtbar ist strahlet
Etwas Göttliches aus, was sich beweget, erzählt ihn
Von den Gesängen des Himmels zum Lied des Sängers im Hayne
Oder zum Säuseln des Zephirs der unter den Lilien weidet.

E N D E.

Ueber die

Einſamkeit.

Von

Johann Georg Zimmermann

Königlich Großbritannischen Hofrath und Leibarzt in Hannover.

Erſter Theil.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1784.

Bibliothek d. Univ. Leipzig

54-5011,1

D
8.6.55
NK

Bischöfliche Bücherei Würzburg

Psychologie / Einführung

An die

Frau Regierungsräthinn

von Döring

gebohrne Strube

in

Raßeburg.

Es muß ein unerwarteter und seltsamer Anblick für alle meine nahe und entfernte Freunde seyn, nach einem so vieljährigen Stillschweigen, ein Buch von mir zu sehen; und wie ich ganz leise wieder als Schriftsteller auflebe, nach einem längst

und überall für bekannt angenommenen ſchriftſtelleriſchen Tode.

Ohne Sie, meine geliebte Freundinn, und ohne die Fähigkeit ſolches Feuer zu faſſen wie Sie mittheilen, hätte ich ſeit vielen Jahren keine Feder mehr in die Hand genommen. Sie allein, auf Erden, haben mich von Zeit zu Zeit, aus dem gefährlichen Todesſchlummer erwecket, in den ich verſunken lag, durch unausſprechliche Traurigkeit, durch alles mögliche häusliche Unglück, und durch Krankheiten die mir alle Kraft der Seele vernichteten. Vor zwölf Jahren haben Sie mich angetrieben, Rettung meines Lebens und Hülfe gegen die ſchrecklichſten körperlichen Leiden in Berlin zu ſuchen, wo ich beydes dort, im Schooße der edelſten Großmuth, der troſtreichſten Freundſchaft,

ſchaft, und der ſcharfſichtigſten Kunſt fand. Sie gaben mir, ſo oft die Pfeile des Neides den Aufgelebten wieder zu Boden ſchoßen, immer wieder neuen Muth und neue Thätigkeit. Sie ſchärften das abgeſtumpfte Gefühl des Halberſtorbenen, und rieffen mich immer wieder zu den Menſchen zurück, unter denen ich zwar nie aufgehöret hatte in meinem Berufe wirkſam zu ſeyn, aber unter denen ich auch weiter faſt an nichts Theil nahm.

Ihr Geiſt, ihre Freude über jede eifrige Anſtrengung zu irgend einem edeln und groſſen Zwecke, ihre unübertrefliche Fähigkeit das Wahre und Beſte in jedem Vorfalle des Lebens zu ſehen, ihre Freundſchaft wie keine iſt, hätten jeden muntern Jüngling zu einem groſſen Manne gemacht. Aber munter war ich nicht, und

lange nicht mehr jung, und durch Leiden und Trübsal schon beynahe aufgerieben, als ich das Glück hatte mit Ihnen bekannt zu werden. Meine Gebeine waren zermalmt, mein Herz war voll Jammers, meine Augen waren todt, als ich Sie zum erstenmal sah. Sie alleine bliesen in mir wieder Funken des Lebens an. Sie alleine waren die Ursache, daß ich nicht vergangen bin, im höchsten Unglück, und bey unüberwindlich scheinenden Widerwärtigkeiten. Dreyzehn Jahre hindurch waren Sie mein Trost in Hannover, die Vertraute aller meiner Gedanken und meine erste und letzte Zuflucht in der Noth.

Nichts Gutes that ich in dieser ganzen Zeit, wozu Sie mich nicht anfrischten, und nichts Böses, das Sie nicht misbilligten. Ich hätte nichts gethan, bey so

sehr

ſehr zerdrückter und ſo ganz verſchwundener Kraft meiner Seele, wenn Sie nicht meine einzige Kraft geweſen wären, wenn Sie mich nicht mit unermüdeter Engelsgüte gepfleget, mit immer froher Heiterkeit und immer gewaltiger Vernunft getröſtet, und mit ihrer Welterfahrung und einer mir ganz unerreichbaren Weisheit durch ein Leben geführet hätten, deſſen Laſt Sie alleine mir leicht machten.

Noch in dieſer Stunde freue ich mich der Freude, die Sie hatten, als Sie ſahen, mit welchem Feuer ich im März 1781 die Feder zu dieſem Buche ergriff. Der wüthige Weltüberwinder Obereit hatte eben einen Roman über die Einſamkeit gegen mich geſchrieben. Er hatte mich in demſelben, von der erſten bis zur letzten Seite, misverſtanden, geſchmäht, ver-

flucht, der Hölle übergeben, und dem Teufel; und niemand hatte in Deutschland ein Wort dagegen zu erinnern. Sie erstaunten als Sie mich damals, auf einen Augenblick und zum erstenmal, böse sahen gegen einen Gelehrten, der mich schmähte. Sie hüpften auf, als sie sahen, wie ich frölich und rasch und schmerzenfrey ward, indem ich gegen diesen geistlichen Don Quichotte schrieb. Sonst widersetzten Sie sich immer meinen kleinen Federgefechten mit allem Adel ihrer Seele, und mit einem Eckel den ich Ihnen niemals benehmen konnte. Nun segneten Sie den wilden borstigen Schwärmer, der mir dieses Buch über die Einsamkeit eingab (*).

Aber

(*) Die ganze Geschichte dieses Buchs, und meiner im August 1782 in Hannover

Aber weg war dieſer Enthuſiasmus, ausgelöſchet war in mir alles Feuer und aller Geiſt, als mir einige Monate nachher, den vierten Junius 1781, unerwartet wie ein Donnerſchlag vom ruhigen Himmel, die Nachricht kam: Sie — werden Hannover verlaſſen!

Mein Todesurtheil hätte mich nicht niedergeworfen wie dieſer Schlag. Denn ſterben konnte ich; aber ohne Sie konnte ich nicht leben!

Es iſt wahr, Sie hatten zu dieſer Ihnen bevorſtehenden Trennung von allen ihren Anverwandten und Freunden, zu die-

ver gemachten perſönlichen Bekanntſchaft mit dem Herrn Weltüberwinder Jacob Herrmann Obereit, wird ausführlich und redlich im erſten Capitel des dritten Theils erzählet.

ſer ewigen Abgeſchiedenheit von ihrer Vaterſtadt, vier Wochen vorher, mit männlichem Muthe und blutendem Herzen eingewilligt. Ich ſah auch wie Sie, daß ihr vortreflicher Gemahl, mein unvergeßlicher Freund, hier, ſeit einem Jahre, bey ſeiner ehmaligen Lieblingsarbeit, unter täglichem Gram und Aerger vergieng. Ich ſah wie ihre niedergedrückte Seele durch den einzigen Gedanken ſich hub, daß Sie dieſen bittern Kelch aus Pflicht trinken. Ich ſah wie dieſer Gedanke Sie ſtärkte, und wie Sie dadurch Herz faßten, um ſich wegzureiſſen aus ihrem geliebten Hannover, wo aller Seegen ihres erlauchten Vaters (*) auf Ihnen ruhte, und Wohlſtand und Ueberfluß Sie von allen Seiten umgab. Ich ſah,

(*) Des berühmten und groſſen Herrn Vicekanzlers Strube.

ſah, wie daher der Muth kam, mit dem Sie ſich wegriſſen aus den Armen untröſtbarer Freunde; weg aus einem groſſen Kreiſe Hungriger die Sie geſpeiſet und Nackter die Sie gekleidet hatten, weg aus einem Hauſe, das Sie ſich eben mit ſo vieler Liebe neu einrichteten; weg aus jenen Zimmern, wo Sie ſich jede ſtille Glückſeligkeit des Lebens, jeden ſüſſen Frieden der Seele verſprachen, beym Anblick der ſchönen Gegend um Hannover, und der Berge dort die Sie mir ſo oft gezeiget; weg von Allem, um an der äuſſerſten unbeſuchteſten Grenze unſers Landes, in einer ſtillen und kleinen Stadt, die Sie nicht kannten und nie zu kennen verlangten, willig und gelaſſen der Welt zu entſagen, damit ihr Gemahl wieder Freude finde an der Welt und am Leben.

Halb-

Halbtodt nahm ich die weggeworfene Feder nach ihrem, den ein und zwanzigſten September 1781, erfolgten Abſchied aus Hannover wieder in die Hand. Sie verlangten dieß durchaus, denn Sie wußten wohl, da ich itzt nichts mehr in mir und um mich her ſah, als tiefe Traurigkeit, und ſchwarze Nacht; da blaſſe Todesgeſtalten mir winkten, wo ich hinblickte, und wo ich gieng; da nur zwölf Tage vor unſerer Trennung, auch meine einzige geliebte Tochter unter ihrem Gebet und in ihren Armen geſtorben war; daß aller gewöhnliche Troſt verlohren ſey für mich, daß ich die Geſellſchaft der Menſchen fliehen, und mich ganz abſondern werde von der Welt. Sie wußten, daß itzt nichts mehr fähig war mich zu retten, als Wegwendung von den Gedanken die mich verzehrten, auf irgend

einen

Bibl. Univers. Lips.

einen ungewöhnlichen und großen Gegenſtand.

Dieſes Buch über die Einſamkeit ſollte in meinen Trübſalen Muth bey mir anfachen, mich wegreiſſen von Allem was ich ſah und dachte, mich in fremde Länder verſetzen, Bilder aus entfernten Jahrhunderten in mir hervorrufen, vielleicht auch meine Seele hie und da befreyen von einem drückenden Gedanken.

So wie ich daſſelbe in ſolcher Gemüthsverfaſſung, unter dieſem beſtändigen Kampfe mit mir ſelbſt, in meiner für Schriftſtellerey ſo ganz unglücklichen Lage, bey beſtändiger Abhaltung, oft erſt nach einer Unterbrechung von vielen Monaten, und nur in Krankheit oder geſtohlner und erpreßter Zeit ſchreiben konnte, war es etwa zur Hälfte fertig, als Sie, um Ihrer

Freund-

Freundſchaft für mich die Krone aufzuſetzen, nach einer Trennung von acht Monaten Hannover wieder beſuchten, und mir die geliebte und ganz nach meinem Geſchmacke gebildete Geſehrtinn des Endes meiner Tage, die ſie mir immer gewünſchet und die Sie ſelbſt ſo glücklich für mich gewählet hatten, an ihrer Hand mitbrachten.

Aber wie mangelhaft iſt dieſes Buch noch immer in Allem. Schon des Styls wegen hatte ich, noch in dieſem Jahre, Luſt alles zu verbrennen. In dieſem und allen folgenden Bänden reicht nur überaus Weniges an diejenigen Schriftſteller, von denen ich glaube, ſie können ſchreiben. Bey jedem Blicke ſehe ich immer wieder etwas, das beſſer könnte geſagt ſeyn als ich es ſage. Und dann, wie manches Bild

iſt

iſt in dieſem Buche, das ich im Umgange ganz unfähig wäre vor das Anſchauen irgend einer Dame zu bringen. Alle dieſe Bilder hätte ich vernichtet, wenn trocknes Raiſonnement von eben ſo vieler Wirkung wäre, als Thatſachen, Beobachtung, und Geſchichte.

Ein Arzt denkt aber auch nichts Arges, bey manchem Worte, das kein anderer Menſch in guter Geſellſchaft ausſpricht. Manches muß man darum dem Arzte verzeihen, der gewohnt iſt, den Menſchen von allen Seiten auszuſpähen, Alles zu Hülfe zu nehmen was jede Falte ſeiner Natur entwickelt, nichts vorbeyzugehen von dem was die Seele mit dem Körper gemein hat, und was dieſer in die Seele wirket. Ich mußte von ganz auſſerordentlichen Menſchen reden, von Menſchen aus einer

ganz

ganz andern Welt. So machte ich, natürlicher Weise, auch manche Beobachtung, die nicht immer eine ehrbare Einkleidung leidet. Manche Erzählung mußte ich wagen, die das feine moraliſche Gepräge der guten Converſationsſprache nicht hat. Aber ich mußte entweder meine Materie gar nicht abhandeln, oder doch ſehr oft Dinge ſagen, die man unter weiblichen Augen nur lateiniſch denkt.

Man wird mir auch allenthalben vorwerfen, daß der Schriftſteller zu oft im Werke erſcheine; daß ich ohne Ziererey und Lüge alles ſage, mahle, offenbare, was ich von Dingen, die ſich ſagen laſſen, etwa ſelbſt ſah und erfuhr in der Welt, und bey den Menſchen.

Es iſt meine Manier, in jeder Abſicht, frey zu ſchreiben. Ich habe auch deswegen

gen gegen alle Regeln der Schriftſtellerey geſündigt, wenn ich glaubte, meine Worte werden wirken. Weit weg habe ich ſogar die Regeln unſerer deutſchen Grammatiker geworfen, wenn ich ſah, daß unter denſelben der Styl hinkt und ermattet. So oft es mein Periodenbau erforderte, habe ich Wortſtellungen gewagt, die gegen alle Regeln ſind, die aber doch jedermann verſteht, nicht weil ich die Regeln nicht wußte, oder ſie nicht ſehr leicht hätte befolgen können, ſondern weil ich nicht gern meine Perioden mit ſchaalen Wörtern ſchlieſſe (*).

Aber

(*) Die bey orthodoxen Grammatikern ſo ſehr beliebten Wortbeugungen und Dehnungsbuchſtaben verwerfe ich, wo es nöthig iſt, aus dem innigen Gefühle der Wahrheit einer Bemerkung, die D'Alembert in ſeinen Reflexions ſur l'Elo-

Aber ob ich den rechten Geſchmack in der Geſchichte der Menſchen und der Menſchheit getroffen habe, darüber können Sie richten, meine Freundinn. Menſchenbeobachtung und Menſchenmahlerey iſt ihr wahres Fach. So tief, ſo ſcharf, ſo ſchnell und unübertreflich richtig leſen Sie in allen Köpfen und

l'Elocution oratoire et ſur le Style en general macht. On ne ſçauroit croire, ſagt dieſer groſſe Schriftſteller, et je ne crains point d'etre démenti par les bons juges, combien un mot plus ou moins long à la fin d'une phraſe, une chûte maſculine ou féminine, et quelquesfois une ſyllabe de plus ou de moins dans le corps de la phraſe, produit de difference dans l'harmonie. L'etude reflechie des grands maitres, et ſur tout un organe ſenſible et ſonore, en appendront plus ſur cela que toutes les regles.

und Herzen. Mit ihrem ersten Feuerblick sehen Sie, was nur langes Grübeln mir entdecket. Ihre Philosophie ist bey aller ihrer eindringenden Schärfe und Feinheit, so helle, so voll Erfahrung, so menschlich, so einfach, so entfernt von Prahlerey und Schminke, ihr Witz hat so vielen Verstand, daß ich Schonung wenigstens von ihnen hoffe, wenn ich keck und frey sage was ich sehe; und eben so wie Sie, nichts für schön und gut halte, als was wahr ist. Aber ihren Geist müßte ich haben, um mit ihrem Geiste zu schreiben. Ich müßte seyn was Sie sind; wie Sie, alles erwischen was vom innern Menschen in den äussern übergeht, und was aus allem Aeussern auf sein Inneres wirket; wie Sie, mit ihrem ersten Blicke, treffen; wie Sie, in ihrem ersten Worte, Gefühl, Darstel-

lung, Leben, Reflexion, und Wahrheit vereinigen!

Ach wie vieles wird Ihnen, eben dadurch, daß der Schriftsteller immer zu sehr im Werke erscheint, aus der Geschichte meines Herzens, meiner Denkart, und meines Lebens, beym Anblick dieses Buches in Erinnerung kommen; und bey Ihnen, und einer andern guten und geliebten Seele, auch alsdann noch oft von mir und für mich sprechen, wenn ich nicht mehr bin, und wenn in Deutschland mein Name erloschen seyn wird, wie eine Seifenblase.

Hannover den 25. September 1783.

Inhalt

Inhalt des erſten Theils.

Erſtes Capitel.

Einleitung und Plan zu dieſem Buche.

Wünſche des Verfaſſers Seite 1.

Erklärung der Begriffe von Einſamkeit und Einſamſeyn 3.

Mancherley Gebrauch wird von der Einſamkeit gemacht 4.

Einſamkeit wird auch hier in einem nicht ganz einfachen Sinne genommen 7.

Weltlinge verſtehen keinen Einſamen 10.

Geſchichte des Democritus zu Abdera 11.

Wie man in der Einſamkeit faſelt 13.

Lopez 15.

Der Weltüberwinder Obereit 15.

Was Jeſus Chriſtus über Einſamkeit lehret 16.

Einige Proben der Denkart des Verfaſſers über Welt und Einſamkeit 17.

Zweites Capitel.

Trieb zur Geſelligkeit.

Was iſt in dieſem Triebe recht, und natürlich Seite 20.

Was iſt hinzugekünſtelt " 21.

Glückſeligkeit eines liebreichen Umganges " 22.

Fälle verzeihlicher Ungeſelligkeit " 23.

Hang zur Geſelligkeit iſt ein Grundtrieb der Seele 24.

Von der Dame im Mausloch " 24.

Drang zur Mittheilſamkeit " 25.

Wohlwollen und Liebe " 27.

Erkünſtelter Geſelligkeitstrieb aus Leerheit und Langerweile " " 28.

Einfluß der Mode auf den Geſelligkeitstrieb 29.

Aufnahme dieſes Triebes in Deutſchland " 30

Zigeunerclub " " 30.

Myſteriöſe Geſelligkeit " 31.

Langeweile und ihre ungleichartigen Wirkungen 33.

Leibnitz ſchrieb des Sonntags in der Kirche nicht die Predigt nach " " 36.

Aſſembleen, Bälle, Redouten " 39.

Geiſtescompetenz und bon ton. " 40.

Schmidh.

Schmähsucht und Toback Seite 42.

Lässigkeit in Stiefeln und Sporen , 43.

Geselligkeit und Weltumgang haben ihren wahren grossen und mannichfaltigen Nutzen 44.

Einsamkeit ist in der höchsten Traurigkeit nur selten tröstend , , 45.

Warum sind Schafsköpfe in der Welt so sehr willkommen , , 47.

Süsse Ruhe und stille Glückseligkeit findet sich nicht bey Visitenhunger, und im Getümmel der Welt 48.

Drittes Capitel.

Trieb zur Einsamkeit.

Trieb zur Einsamkeit ist Streben nach Ruhe und Selbstgenuß , , 49.

Hang für Einsamkeit ist auch zuweilen Lässigkeit und Schwäche , , 50.

Wie Sehnsucht nach Ruhe und Rückkehr in sich selbst aus gerechtem Ueberdruß entstehen , 52.

Warum man Ruhe und Freyheit suchet , 53.

Ruhe ist der Wunsch des Weisen mitten im Getümmel , , . 56.

Begierde nach Unabhängigkeit und Ruhe trieb den P. Scipio aus Rom auf sein Landhaus, den Cicero nach Tusculum, und den Horaz nach Tibur Seite 59.

Diocletian legte seine Kaiserkrone ab, um in Salona Kohl zu pflanzen , , 60.

Zenobia vergaß den Verlust eines Thrones zu Tivoli 63.

Carl der fünfte gieng in ein spanisches Kloster 64.

Kaiser Kien long verbindet, mit den erhabensten Eigenschaften, einen grossen Trieb zur Einsamkeit und Ruhe , , 65.

Trieb zur Einsamkeit aus Hypochondrie , 68.

Trieb zur Einsamkeit aus Abneigung gegen die unbilligen und unbehutsamen Urtheile der Menschen , , 72.

David Hume , , 79.

Geschichte aller Propheten in ihrem Vaterlande 89.

Einige Verhaltungsregeln gegen Mitbürger und Landsleute , , 90.

Solon , , 94.

Trieb zur Einsamkeit an Höfen , 94.

Dion , , 95.

Warnung gegen Menschenhaß , 96.

Trieb zur Einsamkeit aus Feindschaft gegen alle gute Menschen , , 98.

Timon

Timon aus der Schweiz Seite 99.

Lucians Timon . . 100.

Trieb zur Einsamkeit aus Verlangen nach dem Umgang der besten Köpfe und Herzen aller Zeiten 104.

Für jede schöne Seele ist Einsamkeit das Gegengift der Misanthropie . . 105.

Vortheile des Triebes zur Thätigkeit im Stillen 106.

Kaiser, Könige, und Helden unserer Zeit suchen und lieben die Einsamkeit . 108.

Ein Wort von Sanssouci . 110.

Einsamkeit hebt das Herz der Schriftsteller 112.

Die größten Männer bilden sich im Stillen 114.

Wieland . . 114.

Necker . . 115.

Trieb zur Einsamkeit aus wahrer Religion 116.

Trieb zur Einsamkeit aus Brummerey und Schwärmerey . . 118.

Vornehmer Trieb zur Einsamkeit . 119.

Eitele Beweggründe zum Klosterleben überhaupt 121.

Beweggründe zum Klosterleben in den frühen Zeiten der Mönicherey . . 129.

Beweggründe zum Kloſterleben unter der allgemeinen Herrſchaft der Pfaffheit Seite 131.

Ein Wort über den Adel jener ſchönen Zeiten 133.

Wie man alte Sünden abwäſcht, um neue wieder zu begehen . . . 135.

Trieb zur Einſamkeit iſt ſehr oft ein Merkzeichen zerrütteter Organen . 137.

Viertes Capitel.

Trieb zur Einſamkeit in den erſten Zeiten der Chriſtlichen Kirche, und überhaupt in warmen Ländern.

Allmacht dieſes Triebes in Aſien und Afrika 139.

Kleine Republiken von Einſamen unter den Juden 141.

Eſſäer . . 143.

Therapeuten . . 145

Egyptiſche Früchte aus Samen des Evangeliums 146.

Wildſüchtige Phantaſen erſinnen in Egypten eine neue Frömmigkeit . 148.

Wilde Schwärmerey der Egyptiſchen Aſceten 149.

Eine

Eine Art von Aſceten entmannen nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch jeden andern ehrlichen Mann Seite 151.

Alle dieſe Fratzen Egyptiſcher Philoſophie entſtehen aus Träumen des Plato „ 153.

Vereinigung aller dieſer Grillen mit dem Chriſtenthum „ „ 158.

Urſprung der chriſtlichen Mönche „ 161.

Cenobiten und Anachoreten „ 162.

Die erſten chriſtlichen Mönche waren Myſtiker, und Myſtik war der erſte Urſprung aller Mönchery 163.

Paul der erſte Einſiedler „ 163.

Philoſophiſche Betrachtungen über das ganze Einſiedlerweſen „ „ 166.

Lebensgeſchichte des heiligen Antonius „ 170.

Seine ſchwarzgallichte und menſchenſcheue Jugend 170.

Seine Geilheit „ „ 171.

Er bewohnt ein Grab „ „ 171.

Er hat die Epilepſie „ „ 172.

Er lebt zwanzig Jahre auf einem verwünſchten Schloſſe in der Wüſte „ 173.

Wie ſchrecklich es da in ſeinem Kopfe rappelte und ſpükte „ „ 173.

Aus Langerweile geht Antonius wieder unter Menschen, und nun verläßt ihn seine melankolische Wuth Seite 174.

Er bevölkert allmählig die Wüsten » 175.

Er wird schnockfelig » » 176.

Er wird der allgemeine Einsamkeitsprediger, Teufelaustreiber, und Gaßner jener Zeit 176.

Ein Wort von Gaßner und Lavater » 177.

Garderobe des heiligen Antonius » 178.

Seine Küche » » 178.

Seine Tafel » » 179.

Michel Schuppach war ein angenehmerer Wirth als der heilige Antonius » » 179.

Essen und Schlafen hielt dieser beynahe für Sünde 180.

Langeweile des heiligen Antonius 181.

Ihn befällt die Lust sich hinrichten zu lassen 182.

Er hat viele unangenehme Besuche » 183.

Darum geht er tiefer hinein in die Wüste 183.

Sein Leben auf dem angenehmen Berge Colzim 184.

Höflichkeit der Waldesel für den heiligen Antonius 185.

Noch mehr Beweise der Kraft seines Glaubens und Gebets » » 186.

Reiſen des Antonius Seite 187.

Sein wundervoller Ritterzug nach dem heiligen Paul 189.

Betrogen des Antonius gegen Ketzer und Philoſophen 191.

Weiſe Reden des Antonius 194.

Thorheit ſchadet dem Ruhme nicht 195.

Antonius beſchleunigt ſeinen Tod beynahe wie Voltaire 196.

Sein Teſtament 198.

Antonius wird in allen unſern Klöſtern angebetet, und er iſt der oberſte Heilige aller unſerer Myſtiker 198.

Sein hohes Leben erzeuget unzählige chriſtliche Sonderlinge und Abentheurer 199.

Pachomius der erſte Stifter aller Klöſter in der Chriſtenheit 201.

Sein Anachoretenleben 203.

Aus Langerweile ſtiftet Pachomius das erſte Mönchskloſter 205.

Er iſt der Stifter und Vater aller Congregationen und Mönchsorden 205.

Seine Mönche ſind ſtarke und derbe Kerle 206.

Kleidung und Lebensart dieſer heiligen Kerle 207.

Ruhm des Pachomius 210.

Er ſtiftet das erſte Nonnenkloſter Seite 211.

Schreckliche Zankſucht und Weiberwuth in dieſem erſten Nonnenkloſter 212.

Viele Mönche ſchneiden ſich aus Melankolie mit Meſſern die Bäuche auf 213.

Viele Mönche nehmen ſich das Leben durch Hunger, oder einen Strick, oder durch einen Sprung in Abgründe 214.

Sonderbare Kloſterzucht des Pachomius 215.

Er will das man nicht allzutugendhaft ſey, und nicht allzuweiſe 216.

Sein Verhalten gegen Ketzer 217.

Seine Wunderkraft 217.

Seine Krankheiten 218.

Sein Tod 220.

Was Pachomius in der Welt gewirket hat 220.

Ein Wort über Rappſüreit 221.

Vier Gattungen Egyptiſcher Mönche 223.

Cenobiten 223.

Anachoreten 226.

Sarabaiten 227.

Herumſchweifende 228.

Geſchichte des heiligen Hilarion 230.

Die Sittenlehre des Chriſtenthums wird allgemein durch Anachoreten und Mönche verdorben 232.

Etwas

Etwas von der Hochzeitnacht des heiligen Ammonius Seite 234.

Freyheitsliebe und Ehrgeiz erwecken dem Anachoretenleben vorzüglichen Beyfall » 234.

Grosfressende Anachoreten » 235.

Nicht sehr grosser Unterschied zwischen Anachoretischem Vieh und anderem Vieh » 237.

Nackte Anachoreten und Anachoretinnen 238.

Verhungerte Anachoreten » 238.

Grosse anachoretische Heilige gehen in Hurenhäuser, um sich dort in der Tugend zu üben 239.

Grosse anachoretische Heilige baden sich, zu eben diesem erhabenen Zwecke, mit fingernackten Weibern » » 240.

Vielerley dumme Einfälle anachoretischer Heiligen werden eifrigst nachgeahmt » 240.

Ein Wörtlein für den Herrn Weltüberwinder Obereit » » 242.

Musterrolle des ganzen anachoretischen und mönchischen Lumpengesindels » 244.

Grosses Ansehen dieser heiligen Halunken 244.

Vergebliche Versuche der Kaiser zur Einschränkung der Möncherey » » 245.

Theodosius erlaubt den Mönchen in die Städte zu kommen, so oft sie, nach ihrer Weisheit, dies für nöthig erachten » 248.

Der

Der Geruch ihrer Heiligkeit verbreitet ſich überall Seite 248.

Sie ſind ſtolz auf lange Haare, lange Bärte, nackte Füße, und Schmutz in allen Dingen 249.

Sie ſind Nachahmer der Cyniker 249.

Aus Verehrung für den groſſen Antonius ſchonen ſie ihre Läuſe 250.

In Rom kommt jedermann bey der Ankunft dieſer laüſichten Philoſophen ins Lachen. 250.

Aber ſie finden bald groſſen Beyfall bey den Damen 251.

Ihr Lob fliegt bey den Vornehmen von Mund zu Mund 252.

Sogar denkende Köpfe geben ihnen Beyfall 252.

Die gröſten Kirchenväter reiſſen die Menſchen ſcharenweiſe in die Einſamkeit 253.

Leben und Charakter des heiligen Chryſoſtomus 253.

Seine Predigten zur Ehre der Mönchserey 260.

Mit welcher gewaltigen Beredſamkeit und Menſchenkenntnis, und alles wegreiſſendem oder niederwerfendem Eifer, der heilige Hieronymus für den Mönchsſtand wirkte 261.

Verſuch über das Leben und den Charakter dieſes groſſen Mannes 261.

Er iſt ſehr frühe fromm und liederlich 262.

Er macht allerley Genieſprünge 263.

Er

Er wählt ſich ſeinen Wohnſiz in Syrien, mitten unter wilden Thieren, Schlangen und Mönchen Seite 264.

Er kämpft da, vier Jahre hindurch, gegen unbändige Fleiſchesluſt und garſtige Gedanken 264.

Das wilde Anachoretenleben raubt ihm ſeine Geſundheit . . 265.

Er bezeugt ſein Misfallen über dieſes unnatürliche Leben . . 265.

Er geht wieder nach Rom, und wird geheimer Sekretär des Pabſts . 266.

Alle Römiſche Damen verlieben ſich in den heiligen Hieronymus . . 267.

Die heilige Marcella nimmt ihn in ihr Haus 267.

Wie eine Dame beſchaffen ſeyn muſte, um dieſem groſſen Heiligen zu gefallen . 268.

Der heilige Hieronymus hat offenbar bey Mädchen dahin geſehen, wohin man bey Mädchen nicht ſehen muß . . 269.

Niemand hat ſich ſo wie er beeifert, das ſchöne Geſchlecht zu frommer Einſamkeit zu bereden 272.

Weit und breit in der Welt hat der heilige Hieronymus, wie mein Freund Lavater, die Damen beherrſchet . . 272.

Vielen vornehmen Römerinnen gab Er Unterricht 272.

Er wäre beynahe Pabſt geworden durch die Weiber . . Seite 273.

Er überwindet die feuerfängliche Paula durch ſeine hohe Beredſamkeit . 274.

Paula treibet eben dieſen Enthuſiaſmus in ihre Tochter Euſtochium . 276.

Hieronymus ſchreibt, zum Unterricht und zur Stärkung der ſchönen Euſtochium, ſeinen berühmten Brief über die Feſthaltung der Jungferſchaft 277.

Nach den damaligen Sitten des chriſtlichen Roms, war Feſthaltung der Jungferſchaft nicht eine leichte Sache . . 277.

Der heilige Hieronymus verſchreibt der Euſtochium eine Jungferndiät . . 278.

Unkeuſchheit der chriſtlichen Jungfern, Damen, und Weiber in Rom . . 279.

Lieben müſſe zwar der Menſch immer etwas 281.

Woran eine Jungfer nicht denken dürfe 281.

Welche Mönche und Anachoreten aus Egypten die Weiber verführen . . 283.

Eine Jungfer müſſe immer fliehen vor geiſtlichen Schurken . . . 283.

Beſchreibung dieſer Schurken . 284.

Alte Jungfern fallen oft in ſchreckliche Gefahren kurz vor ihrem Tode . . 286.

Die Schwätzerinnen und Schmarotzerinnen mit vornehmen Römischen Damen sprechen Seite 286.

Eine fürchterliche Weiberepidemie entstehet in Rom, weil man glaubt dieser Brief an die Eustochium sey eine Satire . . 287.

Geschichte dieser Weiberepidemie, und aller Weiberepidemien, die wegen einer Satire entstehen 287.

Viele liederliche Damen von hohem Stande schreyen, ihre Portraite seyen in diesem Briefe 287.

An solche starke Wahrheiten war man in Rom gar nicht gewohnt . . 288.

Alle Gecken, Halbköpfe, Idioten, und Wahrheitshasser schlagen sich, wie bey allen solchen Epidemien, zur Partey der Damen . . 290.

Alle schreyen, man müsse den Hieronymus durch den Profos aus der Stadt jagen, weil er sich unterstehe vornehmen Leuten die Wahrheit zu sagen . . . 291.

Sogar die heilige Marcella wird dem Hieronymus böse . . . 292.

Bonasus, auf Deutsch ein Auerochs, schreibt gegen den Hieronymus ein witziges Blatt, zur Vertheidigung der Damen . . 292.

Die Römischen Damen trippeln und hüpfen frohlockend umher, mit diesem witzigen Blatte in der Hand . . . 292.

Hieronymus ſcalpirt den Bonaſus durch ein ſachlichtes Brieflein , Seite 293.

Alle Weiber, ſamt ihren Gehülfen, werden mauſetodt, nach dieſem Brieflein an den Bonaſus 293.

Hieronymus und Paula entſchlieſſen ſich Rom zu verlaſſen , , 296.

Hieronymus geht nach dem Orient , 296.

Paula, und viele heilige Jungfrauen, folgen ihm nach , , 296.

Geſchichte dieſer heiligen Zigeunerreiſe 297.

In der treuen Hand ihres lieben Hieronymus geht Paula nach Egypten , 298.

Paula hat groſſe Luſt, mit ihren heiligen Jungfrauen, unter den boetiſchen liebeseinſamen Egyptens zu leben und zu ſterben , 298.

Aber ihr geiſtlicher Vater Hieronymus behält ſie vor ſich in Bethlehem , 299.

Elendiges Leben in Jeruſalem vor vierzehnhundert Jahren , , 299.

Hieronymus bewohnet auſſerhalb des Dorfes Bethlehem eine Celle , , 300.

Sein Ruhm fliegt aus dieſer Celle durch die ganze Welt , , 300.

In der ganzen Chriſtenheit iſt man aufmerkſam auf ſeine Lehren , , 301.

Nie-

Niemand konnte wieder aufstehen, den Er durch seine gewaltige Feder zu Boden schlug Seite 301.

Hieronymus war nie so stolz und nie so hochfahrend, als wenn es auf Orthodoxie ankam, oder wenn man ihm auf seine Briefe nicht antwortete 301.

Er hatte etwas bitteres, verdrüßliches, und sauertöpfisches in seinem ganzen Charakter 302.

Er war, zum Erstaunen, neidisch 302.

Ohne Leidenschaft sprach niemand für ihn, oder wider ihn , , 303.

Er tödtete mit seiner Feder , 303.

Er vertrug keinen Widerspruch, und war ein grimmiger Verfolger , , 303.

Er verwandte für den Mönchsstand alle Macht seiner Feder, allen seinen Eifer, und alle Blitze seiner Beredsamkeit , 305.

Er schrieb mit glühender Heftigkeit für das Mönchsleben und den ehelosen Stand , 305.

Paula stiftet vier Klöster in Bethlehem 306.

Sie bleibt in ihrem Kloster noch immer Weib . 306.

Nonnen vom ersten, zweiten und dritten Range zu Bethlehem , , 306.

Wie Paula dafür sorgte, daß der Teufel durch fleischliche Begierden sich bey ihren Nonnen nicht einniste , , 307.

Wie Paula in der Liebe des Himmels zu Bethlehem lebte und ſtarb , Seite 309.

Euſtochium wird nach ihrer Mutter Tode Domina in Bethlehem , 310.

Hieronymus ſchreibt aus ſeiner Ecke daſelbſt noch immer vortrefliche Keuſchheitsregeln für die guten Damen in Rom , , 310.

Sein Brief an die Läta , 311.

Keuſchheits-Recepte für junge Wittwen 313.

Nichts brachte den heiligen Hieronymus, weil er ſelbſt war liederlich geweſen, ſchrecklicher in Harniſch als Liederlichkeit , 315.

Eine ſchändliche Liebesgeſchichte entſtehet zu Bethlehem in einem Nonnenkloſter , 316.

Hieronymus donnert gegen den Nonnenverführer eine fürchterliche Strafpredigt , 317.

Er wecket, mit gleicher Kraft, gläubige Gemüther zur Einſamkeit, und zur Mönchery 321.

Er will daß man auf ſeinen Vater trete, und doch mit trockenen Augen in die Wüſte gehe 321.

Er warnt vor Damen, die gerne geiſtliche Söhne annehmen , , 323.

Etwas von Mamma von Warens, und ihrem geiſtlichen Sohne Johann Jacob Rouſſeau 323.

Hieronymus erzählet mit der größten Naivheit die geheime Geſchichte anachoretiſcher Heucheley 324.

Er

Er giebt Vorschläge zur Heilung unzüchtiger Gedanken Seite 325.

Beschluß dieser Züge aus dem Leben des heiligen Hieronymus 326.

Grosse Wirkung von Allem, was Hieronymus sagte, lehrte und that, bey der ganzen Catholischen Kirche 327.

Aus Ehrgeiz griff man itzt nach Kutten wie nach Kronen 328.

Bischöfe und Geistliche werden allenthalben aus dem Mönchsstande gewählet 328.

Dummer Mönchsglaube wird der allgemeine Glaube der Christenheit 330.

Egypten zählte beynahe so viele Mönche in den Wüsten als Menschen in den Städten 330.

Urtheil des größten und geschmackvollsten philosophischen Geschichtschreibers unserer Zeit über diesen allgemeinen Hang zur Einsiedeley und Mönchery 331.

Anachoretischer Wahnwitz Simeons des Säulenheiligen 336.

Werth der Einsamen aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, verglichen, mit dem Werth der Einsamen unter den Heiden von Asien 339.

Fo, ein närrischer Kerl, hat viel Aehnlichkeit mit dem heiligen Antonius, und noch mehr mit unsern Mystikern 340.

Schamloſes anachoretiſches, myſtiſches, und cenobitiſches Zigeunergeſindel, unter den Heiden und Muhammedanern von Indien Seite 345.

Indianiſcher Kloſterneid ſ 347.

Anachoreten die in hohlen Bäumen wohnen 347.

Abſcheulich groſſe Anachoretiſche Tugenden der Indianiſchen Myſtiker und Heiligen ſ 348.

Falſchheit dieſer Tugenden ſ 351.

Myſtik der Perſer ſ 352.

Mitwirkung der phyſiſchen Urſachen bey dieſem allgemeinen Triebe zur Einſamkeit und Myſtik in warmen Ländern ſ 353.

Clima von Egypten ſ 354.

Das köſtliche Nichtsthun hält man für die gröſte Glückſeligkeit in warmen Ländern ſ 355.

Neigung der Egypter zum Trübſinn und zur Melankolie ſ ſ 356.

Zeichen und Wirkungen der Melankolie 357.

Menſchenflucht aus Abſcheu für Welt und Leben 359.

Es gab auch in neuern Zeiten eine unzählbare Menge von Melankolikern in Egypten ſ 359.

Phyſiſche Urſachen hatten alſo allerdings einen groſſen Einfluß auf den Trieb zur Möncherey in den erſten Zeiten der Chriſtenheit ſ 360.

Die Egypter waren vorzüglich durch ihre Derbheit geschickt zur strengen Einsiedeley, und zu allen Kasteyungen des Mönchsstandes . Seite 361.

Muhammeds Clerisey hat anizt noch in Egypten manche Aehnlichkeit mit jenem christlichen, hagern und zänkischen Mönchsschwarm , 362.

Muhammedanische Weltüberwinder , 364.

Die neuern Weltüberwinder von Egypten, sind eben so geil, wie vormals die christlichen Weltüberwinder , , 365.

Sonnenhitze und Temperament haben einen grossen Einfluß auf die Religion , 367.

Warum man dem Pabß den Pantoffel küßt . 368.

Verschiedenheiten zwischen den Indianischen und Egyptischen Heiligen und Einsamen , 369.

Lehre des Fo , , 370.

Ausserordentliche Heftigkeit der Imaginatien bey den Indianern , , 372.

Solches Feuer bey solcher Trägheit widerspricht sich nicht , , 374.

Wie die äusserste Stärke aus der äusserßen Schwachheit entstehet , , 376.

Narrheit gab den christlichen Mönchen und Anachoreten dann auch grossentheils ihre hochgelobte Kraftdauer , , 377.

Sanct Obereit ißt entweder in den Alterthümern der Kir-

Kirche ein Idiot, oder er verſchweigt überall Alles was ihn widerlegt Seite 378.

Mönche und Einſiedler verbergen ihre Kränklichkeit aus Eitelkeit und Heucheley ſ. 378.

Kränklichkeit des heiligen Pachomius ſ. 379.

Kränklichkeit des heiligen Hieronymus ſ. 380.

Kränklichkeit des heiligen Baſilius ſ. 381.

Kränklichkeit des heiligen Gregorius von Nazianz 383.

Kränklichkeit des heiligen Chryſoſtomus 384.

Kränklichkeit des Palladius ſ. 385.

Der kerngeſunde und darum ſo hochmüthige Oberer läugnet dieſe Kränklichkeit, und erhält vorläufig ein Paar unſanfte Hiebe für ſeinen eleuden Witz, und ſchalen Spott ſ. 387.

Einfluß der Regierungsform auf den Trieb zur Einſamkeit ſ. 388.

Aus Abſcheu für die Tyranney verlieſſen die alten Philoſophen die Städte ſ. 389.

Das gröſte unter allen Glücksgütern iſt Freyheit 391.

Ueber

Ueber die
Einſamkeit.

Erſtes Capitel.

Einleitung und Plan zu dieſem Buche.

In dieſem unruhvollen Leben, unter dem Zwange der Geſchäfte und der Pflichten, in Feſſeln der Welt und am Abend meiner Tage, möchte ich noch Schatten verſchwundener Freude hervorrufen; ach nur

Schatten aus jenen Tagen meiner Jugend, in denen Einsamkeit meine einzige Freude war; in denen ich keine angenehmere Ausflucht kannte, als in Klöster und Cellen, in unbewanderte Gebürge, hohe schauervolle Wälder und zerstörte Schlösser alter Grafen und Ritter, und kein lebhafteres Vergnügen, als den Umgang mit den Todten.

Ueber eine wichtige Angelegenheit des Menschen möchte ich nachdenken; über der Einsamkeit Schaden und Trost; über ihren in allen Zeiten und unter den berühmtesten Völkern gekannten, aber vielleicht nie genug geprüften Werth; über ihren allmächtigen Trost, wenn dich Kummer austrocknet, Krankheit entnervet, des Tages Last und Bürde zerdrücket; auch über ihren Trost in Leiden, die das Herz nicht erträgt.

Gerne will ich jedem gesellschaftlichen Vergnügen entsagen, jede andere Erhoh-

lung

gung fliehen, mit jeder Freude des Lebens nichts mehr zu thun haben, wenn es mir nur gelingt, zuweilen einige Stunden von Ruhe und Muſſe zu ſtehlen, mir dann einzubilden, ich ſey einſam und frey, und ich könne vielleicht über die Einſamkeit etwas Nützliches ſagen, etwas, das hie und da einen Sonderling auf einige Stunden unterhält, vielleicht auch gute Menſchen auf einige Augenblicke bewegt.

Einſamkeit iſt eine Lage der Seele, in der ſie ſich ihren eigenen Vorſtellungen überläßt. Im Genuſſe wirklicher Abſonderung und groſſer Stille, oder auch nur durch Wegwendung der Gedanken von dem, was uns umgiebt, ſind wir einſam.

Auf mancherley Weiſe überlaſſen ſich ihren eigenen Vorſtellungen Einſame von verſchiedener Sinnesart, Geiſteslage, Aufklärung und Abſicht. Von einſamen Hirten

wird einer ein Liederdichter; ein anderer ſchnitzet ſich einen ſchönen Becher; ein dritter wird ein Beobachter der Natur; einer wird ein Philoſoph; ein anderer ein Schwärmer; und fände jeder unter ſeinen Bäumen, am ſtillen Bache, eine ſchöne Hirtinn, ſo würde vielleicht jeder verliebt. Aber bey dem traurigen Mangel von allem, was das Herz bedarf, wenn es ungern alleine iſt, bleibt nichts übrig als ſich mit ſeinen eigenen Vorſtellungen zu beſchäftigen, ſo gut man kann. Jeder Menſch nimmt eine ihm eigene Richtung, wenn er ſich in völliger Freyheit ſieht, ſeiner Laune zu folgen. Mancher vergnüget ſich bey dem Geſange der Nachtigallen, mancher mag nichts hören, als Eulen und Uhud. Manchem ekelt vor eurem Viſitenweſen; er ſitzt aus Langerweile zu Hauſe, und ſchreibt ein Buch, oder fängt Fliegen.

Das

Das arme Herz hängt ſich immer an etwas, das ihm mehr Vergnügen macht, als etwa ſonſt ſeine Lage ihm darbietet. Ich kam einſt in das Magdalenenkloſter zu Hildesheim, und fand mit Erſtaunen eine Hecke von Kanarienvögeln in der Celle einer Nonne. Ein Brabandiſcher Edelmann lebte in Brüſſel fünf und zwanzig Jahre in ſeinem Hauſe dadurch geſund und glücklich, daß er ſich ein vortrefliches Cabinet von Gemählden und Kupferſtichen ſammelte; aber ſein Haus verließ er nie, weil er fürchtete, ſich zu verkälten, und weil er gegen alles Frauenzimmer eine Antipathie hatte, wie gewiſſe Leute gegen Mäuſe.

In Gefängniſſen auf immer ihrer Freyheit beraubte Menſchen leben zwar in einer gezwungenen Einſamkeit, in welcher ſich dann doch jeder, wenn er kann, immer den Vorſtellungen überläßt, die ihm das meiſte

Vergnügen machen. Der Genfer Philoſoph Micheli du Cret maß auf der Feſtung Aarburg, im Canton Bern in der Schweitz, die Höhe der Alpen; der Baron Trenk beſchäftigte ſich auf der Citadelle in Magdeburg mit Projekten, ſich in Freyheit zu ſetzen, und der General Walrave ſuchte ebendaſelbſt ſeinen Zeitvertreib mit Hühnern.

Ein Buch über die Einſamkeit kann von dieſem allem handeln, und nicht viel ſagen, das zur Sache gehöret. Ich habe nicht oft meinen Hauptzweck aus dem Auge verlohren, wenn auch nicht jeder in allem, was ich ſagen werde, meinen Hauptzweck ſieht. Man wird wenigſtens aus einer nicht geringen Anzahl von Beobachtungen und Thatſachen mit ziemlicher Zuverläſſigkeit ſehen und ſchlieſſen können, was Einſamkeit wirket, was ſie gegen ſich hat, und wozu ſie gut iſt.

Einſamkeit heißt bey mir nicht immer völlige Entfernung von der Welt und wahres Eremitenleben. Zuweilen verſtehe ich auch dadurch den Aufenthalt eines Kloſters, oder einer kleinen Stadt; zuweilen die Studirſtube eines Gelehrten; zuweilen auch nur die ſtundenlange oder tagelange Entfernung aus dem Getümmel. Dieß alles gehöret in meinen Plan. Zuerſt ſuche ich, woher es komme, daß man ſo gerne in Geſellſchaft laüft; ſodann, warum man zuweilen ſo hartſinnig alle Geſellſchaft flieht, und wie man aus mancherley Beweggründen, auch unter falſchem Vorwand, auch aus Enthuſiasmus und Naturtrieb, in die Einſamkeit geht. Dann, was in mancherley Geſichtspunkten nachtheiliges für die Seele aus der Entfernung von der Welt entſteht; endlich wann und wie es für Geiſt und Herz gut ſey, alleine zu leben. Dieß iſt der ganze Inhalt

dieſer Schrift. Hätte ich für Eremiten ſchreiben wollen, ſo würde ich ſagen, ich ſchreibe über das Eremitenleben; da ich aber für Menſchen ſchreibe, und Nachtheil und Gewinn eines abgeſonderten Lebens ſo menſchlich berechnen möchte, als ich nur kann, ſo heißt dieß wol Einſamkeit.

Einſam iſt man zuweilen auch da, wo man nicht alleine iſt, wenn man ſich nur ganz ſeinen eigenen Vorſtellungen überläßt. Einſam iſt eine in allen Vorurtheilen einer alten deutſchen Burg erzogene Dame in jeder Geſellſchaft, wo niemand ſechszehn Quartiere hat, als ſie. Einſam iſt ein denkender Kopf an mancher vornehmen Tafel. Mitten unter einer groſſen Verſammlung von Menſchen können wir eben ſo abweſend ſeyn von allem, was uns umgiebt, eben ſo ſehr durch unſere Gedanken in uns ſelbſt gezogen, und eben ſo einſam als ein Mönch in ſeiner

Celle,

Celle, oder ein Eremit in ſeiner Höhle. Man kann einſam ſeyn in ſeinem Hauſe, nahe bey dem gröſsten Menſchengewühl, wie in der Todtenſtille einer kleinen Stadt; in London und Paris, wie in der Wüſte von Thebais und Nitrien.

Ein Buch über den Werth der Einſamkeit deucht mir ein nicht unbeträchtlicher Beytrag zu einer praktiſchen Unterſuchung über menſchliche Glückſeligkeit. Je weniger der Menſch bedarf; und je emſiger er ſich beſtrebet, in ſich ſelbſt Quellen von Vergnügen zu entdecken: deſto leichter ſondert er ſich von andern Menſchen ab, und deſto gewiſſer findet er wahres Glück. Alle Vergnügungen der groſſen Welt ſcheinen darum eigentlich des Neides nicht werth, mit dem man ſie beehret. Aber auch alle die berühmten Syſteme von gänzlicher Flucht aus der Welt fallen als Lebensregel in Trümmer, wenn

man bedenket, daß es zwar edel iſt, ſich unabhängig von den meiſten Menſchen zu machen, um doch zuweilen abſeite gehen zu können; aber gewiß eben ſo gut, daß man auch zwiſchendurch geſellig und freundlich mit allen lebe.

Weltgenuß und Selbſtgenuß ſtehen freilich ſehr weit aus einander. Der Weltling verachtet den Elenden, der ſich einbildet, man ſey auch wol glücklich auſſerhalb ſeiner Welt. Wie würde er wüten, wenn jemand ſagte, die niedrigſte Art des Umganges finde man am meiſten in groſſer Geſellſchaft; oder wenn jemand gar behauptete, daß man auch wol zuweilen bey Hofe gähnt! Viele Menſchen begreifen nie, warum man ungern ausgeht, oder für leere Beſuche nie zu Hauſe iſt, weil ſie nicht begreifen, daß es Menſchen giebt, die nie recht glücklich ſind, als wenn man ſie alleine läßt; der Mann iſt me-

lancho-

lancholiſch, ſagen ſie, man muß ihn vom Morgen bis in die Nacht beſuchen. Widerſetzet er ſich aber dieſem Beſuchszwange, zeiget er dem Ungläubigſten, wie wohl ihm iſt, wenn er niemand ſieht, ſo geht es ihm dann freilich in mancher Stadt und in manchem Lande, wie dem Democritus bey den Abderiten.

Der hochedle und hochweiſe Magiſtrat der kleinen Stadt Abdera in Thrazien ſchickte eiligſt zu dem Hippocrates, mit dem Berichte, ihr Mitbürger, der Philoſoph Democritus, ſey wahnwitzig; er vergeſſe den Werth der Welt; er ſey alleine bey Tag und bey Nacht; er verirre ſich in waldigten Schatten und an den kleinen Ufern der Bäche; er verlache die Abderiten, ihre Geſchäfte, ihre Sitten, ihren Witz und ihre Clubs; er verachte alles in der Welt, und klebe nur an dem, was über der Erde und unter der Erde ſey. Hippocra-

pocrates kam nach Abdera, und fand den Democritus unter einem tief an die Erde hängenden Ahorn beſchäftiget mit der Zergliederung einiger Thiere und mit einer Abhandlung über den Wahnwitz. O Democritus, rief der Vater der Arzneykunſt mit Entzückung aus, du ſchreibſt gegen deine Mitbürger zur rechten Zeit!

Alle Vortheile der Einſamkeit giebt man auch wol gerne zu, und hält dann doch ſinnliches Vergnügen für des Menſchen erſte Pflicht. Wir ſind doch in Wahrheit, dem Himmel ſey es gedankt, da, um geſellig zu ſeyn; und wer wollte nicht lieber den ganzen Abend ſpielen, als wie ein Thor zu Hauſe ſitzen und nichts thun, als leſen und ſchreiben? Alte müſſige Matronen haſſen darum die Einſamkeit wie den Tod, und jappen nach Viſiten und Aſſembleen, wie auf den Strand geworfene Fiſche nach Waſſer.

Aber

Aber die Archive der Menſchheit zeigen doch, wie man auch in der Einſamkeit faſelt, und in derſelben zuletzt allen menſchlichen Gefühlen entſagt. Mancher Mönch liebet ſein Kloſter, weil er denkt, Gott höre und ſehe in der Welt nichts ſo gerne, als wie er ſeine Horas ſingt und ſeine Schußgebete murmelt. Ein Eremit trotzet Welt und Menſchen in der ſanften Geſellſchaft von Schlangen und wilden Thieren. Der Europäiſche Theoſoph glaubet, er habe auf Erden das äuſſerſte verrichtet, wenn er die ganze Religion in müſſige, ſpielende, romanhafte Empfindung verwandelt, in ſeinen Verzückungen wähnt, er ſey mit der Gottheit innigſt vereinigt, und davon ſeyn ſeine Träume die Probe. Sein Bruder ſitzt in Indouſtan mit ſolcher Ueberzeugung nackt in einem Aſchenhaufen, krümmet Hände und Füſſe übereinander, verdreht die Augen, und

lauert

lauert in der fürchterlichen Sonnenhitze auf die inwendige Erleuchtung. Heiter und froh wie in einem Flamändiſchen Wirthshauſe, denkt ſich vielleicht mancher deutſche Myſtiker, mit einem guten Glas Rheinwein in der Hand, Egyptens Anachoreten; und ſieht dann in der Thebaiſchen Wüſte das neue Jeruſalem, und in den Reden ihrer ſchwarzgallichten Bewohner die feinſten Kapuzinerſchwänke.

Wahn und Selbſtbetrug herrſchen hier wie überall, vom felſenfeſten Schwärmer an bis zur ſtolzen Schulphiloſophie. Wir irren lange im Dunkeln, und ſehen nach immerwährender Beobachtung, nach immer beſcheidenen Schlüſſen, nach tauſend durchwanderten Labirinthen, faſt immer zu ſpät durch das ſanfte Licht der Vernunft den ſchmalen Pfad der Wahrheit.

Lopez.

Lopez, den Molinos einen Seraph im Fleiſche nennt, kam durch Einſamkeit und Myſtik ſo weit, daß er alle Menſchen für unbeſeelte Körper hielt, in Mexico Teufel ſah, und zuletzt in der heiligſten Abgeſtorbenheit fühllos blieb wie ein Stein, da er vermuthen konnte, ſein Vater ſterbe eben in einem brennenden Hauſe.

Ein groſſer Apoſtel der Einſamkeit und Myſtik, der Weltüberwinder Jacob Hermann Obereit, hatte eben ſeine äuſſerſt von ihm geliebte, ſehr liebenswerthe, und ſehr vortrefliche Gemahlinn verlohren, als er auf die Stube eines ſeiner Freunde in Zürich mit entſetzlichem Gelächter ſtürzte und ſchrie: denken ſie doch, denken ſie doch, ich beſaß meine Frau juſt zweymal ſo viel Tage lang, als viele Jahre ich in ſie verliebt war; und lachte dabey immerfort über ſeinen wunderbaren Hermetiſchen Lebensgang.

Mystik und Einsamkeit erheben zu solcher Kraft. Aber obgleich der Heiland der Welt gegen die damaligen Einsamen unter den Juden, die Essäer, nichts erinnert, so führet doch, nach dem einstimmigen Urtheile der aufgeklärtesten Ausleger seiner Vorschriften, seine Sittenlehre mehr als keine andere zur Geselligkeit, zur allgemeinen Liebe, und zur Ausrottung aller Leidenschaften, welche die Menschen voneinander trennen. Er hielt sich nicht in Wüsten, Einöden und Felsen auf. Er wollte nicht, daß wir allen Arten von Verbindungen mit der Welt und ohne Ausnahme entsagen. Er selbst gab uns das Beyspiel, daß wir uns nur zu gewissen Zeiten in die Einsamkeit begeben, und da die Geschäfte und Angelegenheiten dieses Lebens ruhen lassen.

Möchte ich doch glücklich zwischen allen diesen Klippen entgegengesetzter Meinungen her-

herdurchkommen, nichts aus Vorurtheil ſagen, nichts, das nicht iſt, nichts, das einem Beobachter misfallen könnte, der unbefangen Welt und Menſchen ſtudirt.

Von den eiteln Freuden und kindiſchen Neigungen der Welt denke ich eben nicht mit Hochachtung. Jenen fetten Menſchen, die ſich einbilden, man genieſſe das Leben nirgends als bey Tafel, mache ich ſchlechte Complimente. Aber das alles vergiebt mir dann doch der Jüngling, der zu groſſem Beginnen auflodert, wenn er mein zehntes Capitel lieſt; das entſchuldigt auch wol die gute Seele gerne, die in meinem eilften Capitel leſen wird, welche Ruhe, welcher Frieden mit ſich ſelbſt, und wie manche unſchuldige Freude ſie auf Fluren und am Waſſer und im Walde erwartet. Ich weiß zum voraus, wo man mein Buch am meiſten mishandeln wird. Eure Feſſeln habe ich aber

auch nie getragen, und eure Geistessklaverey mit glücklicher Kühnheit verachtet, wenn nur eure Ohren sich etwas mehr an Wahrheit gewöhnen; wenn auch etwa hie und da ein Trauriger Trost bey mir findet; wenn über manche Stelle der Hypochondrist im Greuel seiner Verdauung mich segnet; und zumal, wenn ich den guten Leuten auf dem Lande begreiflich mache, wie bald jede Quelle von Freude in den Städten versiegt; wie man auch mitten unter wilder Lustigkeit eiskalt durch unsere Tanzsäle hinhüpft; wie erbärmlich und wie früh alle unsere falschen Vergnügungen zerplatzen; wie liebenswürdig hingegen das Landleben ist; wie leicht man da Müssiggang und Langeweile vertreibt; welche ruhige und heitere Gefühle, welchen Frieden, welche Glückseligkeit jeder Blick ins Grüne gewähret, und beym Niedergange der Sonne das Heimgehen der

Heer-

Heerden; wie jeder Tritt in wilde und furchtbar erhabene Gegenden, jede Ausſicht auf die einſamen Wohnungen froher Menſchen, die Seele entzücket; wie viel fröhlicher derjenige ſeine Zeit hinbringt, der ſelbſt ſein Heu einerndtet, als jener dort am Spieltiſche; und wie viel glücklicher man auch in Kummer und Betrübniß hier am ſtillen Waſſer iſt, als dort mit froſtigem Lächeln und einem Herzen voll Sorge an der Tafel bey Hofe.

Vieles, das die Welt hochſchätzet, wird der Einſame verachten; vieles, das die Welt verachtet, wird ſich für ihn veredeln; und gewiß auch treibe ich in manche Bruſt mehr Kraft gegen das feine Gift der Sinnlichkeit, wenn es mir nur gelingt, meine Gefühle auszudrücken, und wenn nur die Hoffnung mich nicht zu oft verläßt, daß doch einige gute Menſchen in der Welt mich verſtehen werden.

Zweites Capitel.

Trieb zur Geſelligkeit.

Es iſt freylich überhaupt nicht gut, daß der Menſch alleine ſey. Nicht nur unzählige Bedürfniſſe, ſondern ein natürlicher und angebohrner Vereinigungstrieb knüpfen die Bande der Geſellſchaft, und beſtimmen uns wahrlich nicht zur Einſamkeit. Geſellſchaft iſt des Menſchen erſte Nothdurft.

Holzäpfel wären ſeine erſte Nothdurft, wenn er dem Triebe zur Geſelligkeit entſagte. Gott ſelbſt hat den Trieb zum vertrauten Umgange durch den Ausſpruch geheiliget: es iſt nicht gut, daß der Menſch alleine ſey; und man ſieht auch gleich, was für Geſellſchaft durch dieſes göttliche Wort verſtanden wird, weil ſofort hinzugeſetzet iſt: ich will ihm

ihm eine Gehülfinn machen, die um ihm sey. Aber in der Welt verdrehet man den Ausspruch Gottes, und glaubet, es sey nicht gut, wenn der Mensch nicht täglich auf dem Klub oder in der Assemblee erscheine.

Trieb zu häuslicher Geselligkeit und vertrautem Umgange ist uns angeschaffen. Bey beyden bleiben wir in unserer Natur; aber bey dem Triebe zum Weltumgange müssen wir schon auf unserer Hut seyn. Jener ist unvertilgbar, so lange der Mensch seine Natur nicht auszieht: dieser wird uns angewöhnt, er ist eine Kunst, ein Handwerk, und viele bleiben darinn immer grosse Stümper. Durch jenen wird das natürliche Bedürfniß befriedigt: dieser ist die Erfindung des Müssiggangs, der Langenweile, und der Neugier.

Liebreicher Umgang ist eine unerschöpfliche Quelle von Glückseligkeit. Im Aus-

drucke unſerer Empfindungen, in der Mittheilung unſerer Begriffe, in ihrer freymüthigen Auswechslung mit den Empfindungen und Begriffen unſerer Freunde, liegt eine Wolluſt, die auch der hartſinnigſte Einſiedler fühlet. Ich kann den Felſen meine Klagen nicht bringen, ich kann dem Abendwinde meine Freuden nicht erzählen: meine Seele ſehnet ſich nach einer verſchwiſterten Seele, mein Herz ſuchet ein ihm ähnliches Herz; Himmel und Erde verſchwinden bey der, die wir lieben. Fern von Welt und Umgang, und ohne Rückſicht auf Menſchen, machten unſere meiſten Kenntniſſe, Gefühle, Einfälle und Gedanken uns keine Freude. Und ſo iſt auch mitten im glänzendeſten Menſchengewühle alles dürr, froſtig, öde und leer, wenn kein trautes Herz an dir hängt.

Entſagſt du aber auch nur dem Wahnſinne der Vergnügungsſucht, ſo heiſſeſt du deswegen

wegen ſchon menſchenſcheu. Biſt du voll eines geheimen Triebes zu irgend einem groſſen Zwecke, der ſich nur in der Stille ausführen läßt, und haſſeſt darum den Viſitenſchnack und ſeine Leerheit, ſo nennet man dich ungeſellig. Fliehſt du die Welt, vielleicht auch nur in kleinmüthiger Niedergeſchlagenheit, die immer alles ſchlimmer zeigt, als es iſt; oder entſagſt du allem Umgange in unglücklicher Liebe, weil dich nichts mehr locket, weil dir nichts mehr winket, weil dich nichts mehr reizet, nichts mehr befriediget, niemand mehr verſteht; weil von allem, was du denkſt, thuſt und genieſſeſt, nichts mehr Bezug hat auf ein einziges Weſen, ſo nennet man dich toll. Du würdeſt der Welt auch nicht entſagen, wenn du immer ein Herz fändeſt für dein Herz; und wenn es dir nicht gienge, wie einer Dame, die mir erzählet hat, es ſey ihr in ihrem ſechsten

Jahre von ihrem Vormunde eine vortreffliche Puppe geschenket worden; der Vormund wollte die Wirkung seines Geschenkes bey dem Kinde sehen; als er eben hinkam, hatte sie die Puppe ins Feuer geschmissen. Kind, warum thust du das, fragte der Vormund? Das Kind erwiederte weinend: ich sagte der Puppe, daß ich sie lieb habe, und sie antwortete mir nicht.

Aus solchen und vielen andern Ursachen ist oder scheint man zuweilen ungesellig; aber man müßte wild seyn, um gänzlich menschenscheu zu seyn.

Hang zur Geselligkeit ist ein Grundtrieb der Seele, so gerne sich auch wol seine Richtung verändert. Eine vornehme Dame sagte: in meinem unverheuratheten Stande dachte ich immer: ach hätte ich nur einen Mann, ich wollte mit ihm in einem Mausloch leben; aber wie bald vergieng mir dieser

ser Neusch! Diese gute Dame fühlte in ihrem jungfräulichen Stande blos den Trieb zur Vereinigung mit einem männlichen Wesen; und kaum war dieser Trieb durch ihre Vermählung befriediget, so mußte sie schon gähnen, wenn sie zu seufzen glaubte, und die Trübsalen der Langenweile verfolgten sie bis in ihr Mausloch.

Triebe, die man äussert, und Triebe, die man verheelet, unsere natürlichsten und unläugbarsten Bedürfnisse, rufen allerwärts zur Mittheilsamkeit. Wir besehen doch alle insgesamt einen Menschen, der uns nahe kömmt, ob er nicht etwa eine Ecke habe, in die es möglich sey, uns einzuhaken. Wie emsig suchen wir ein liebendes Geschöpf, dem wir immer näher und näher kommen können, das uns wenigstens gefälliger anhöre, als andere, das uns doch auch in manchem besser verstehe, das doch etwas mehr als das

blos Alltägliche auf uns wirke, und auf daß wir auch mehr wirken. Nicht immer lassen die Umstände uns ganz nach unserm Geschmacke, ganz nach allen Bedürfnissen unsers Geistes und unsers Herzens wählen. Aber Drang zur Mittheilsamkeit und Langeweile räumen alle Bedenklichkeiten weg; und manche Landdame denkt dann vielleicht in der Verzweifelung, wie eine Köchinn in Hannover, der man einige Erinnerungen gegen die heillose Menge ihrer Bräutigamme machte, und die darauf sehr treffend erwiederte: ein Mädchen muß einen Freund haben, und wenn es auch ein Zaunpfahl wäre.

Manche gute Seele mag nicht gehen, wenn niemand ihren Gang höret; aber wenn du gerne ihre Schritte belauschest, wenn du ihrem Lebensgange folgest, so umarmet sie dich mit Liebe und Wohlthun. Welches gute Herz thut nicht Alles um Liebe? Unser

Da-

Dafyn wollen wir nicht nur in uns selbst fühlen, sondern auch in einem Gegenstande ausser uns. Hienge darum an einem weiblichen Herzen kein ander Herz, und näherte sich dann demselben etwa eine männliche Seele, und sie giengen zusammen einsam, ohne sich doch nahe zu seyn, und niemand belauschte sie, und alles wäre stille in der ganzen Natur umher; wie leicht entstünde dann auch in dieser weiblichen Seele der Wunsch: ach wenn du doch in deinem Herzen einen Gedanken hättest, den du niemand in der Welt mittheilen möchtest, als mir!

Keime der Liebe entstehen zuweilen aus Empfindungen einer Seele, die mit ihren Trieben nichts anzufangen weiß, und lebhaft fühlet, daß es nicht gut ist, alleine zu seyn.

Güte, Wohlwollen, Neigung zur Mittheilsamkeit und Liebe, der daher so natür-

lich

lich entſtehende Trieb zu häuslicher oder vertrauter Geſelligkeit, dieſes beynahe unzerſtörbare Verlangen, mit andern Weſen zu leben; Begriffe, Freude, Leid mit einander zu theilen; Herz an Herz zu ſchmiegen, ſich in ihm zu fühlen, es in uns: dieß reiſſet und treibt den Menſchen aus ſich heraus. Hat er auch dieſe lebhafte Kraft der Seele nicht; iſt er wenig oder nichts durch ſich ſelbſt; und zieht er andere auch nicht zu ſich: ſo wird er doch durch andere gezogen.

Aber der erkünſtelte Geſelligkeitstrieb verwiſchet auch oft alle Fähigkeit zum Selbſtumgange. Nur tagelange Entfernung von der Welt ſcheint dem Menſchen alsdann Entfernung von allen Vergnügungen, weil er in ſich ſelbſt kein Vergnügen hat und findet. Er ſuchet ſeine einzige Hülfe bey der Welt und in einem Kreiſe von Beluſtigungen, und jede andere Quelle des Vergnügens wird angeekelt.

geekelt. Umgang und Zerſtreuung ſollen alsdann alles gewähren, was eigener Umgang verſagt. Aber dann wird der Geiſt auch ſtumpf für jede ſtille Freude des Lebens, und jeden Reiz der Einſamkeit. Wer alſo ſich ſelbſt nichts geben kann, weil er leider nichts hat, ſeufzet und gähnet nach Umgang und Geſelligkeit.

Alles um uns her begünſtiget dieſen Trieb. Deutſchland, zum Exempel, war vielleicht nie ſo geſellig, wie itzt. Alle Zerſtreuungen der großen Welt werden in allen niedrigen Ständen nachgeäffet. Allgemein wird die Zeit verſchwendet. Mancher, der durch ſich ſelbſt nichts iſt, hängt ſich an andere, um nur durch ſich ſelbſt nichts thun zu müſſen. Alleine ſtehen iſt, wie alleine leben, in Deutſchland itzt Schande.

Kinder, die kaum gehen können, beuget man ſchon unter die Etikette des Viſitenweſens

sens. Sie müssen sich melden lassen; man läßt sich bey ihnen melden; diese arme kleine Marionettenwelt giebt schon Assembleen und Grandkaffees. In unsern großen Städten lebet man eben so zerstreut, wie in London und Paris; und nach der Rangordnung abwärts; thut es die kleinere Stadt immer der größern, und die ärmere immer der reichern nach. In ganz kleinen deutschen Nestern, die man gar nicht Städte nennen sollte, hat man nun allenthalben wenigstens eine Assemblee und einen Club. Auf die Assembleen kommen die Damen des Nachmittags um zwey Uhr, trinken dann Kaffee, und erzählen sich bis vier Uhr das Neue der Stadt; und von vier bis acht spielen sie um drey Pfennige.

Die Zigeuner sogar haben in einer grossen und reichen Provinz des nördlichen Deutschlands einen Club. Sie versammeln

sich

ſich alle Sonnabende auf einer Mühle, rauchen Tobak, und verzehren da, was ſie die Woche hindurch in der Provinz ſtehlen oder erbetteln. Der hochadeliche Beſitzer der Mühle duldet dieſen Zigeunerclub. Erſtlich aus Politik, damit er nicht beſtohlen werde; und zweitens aus Neugier, damit er auf dieſe Weiſe jede Woche durch ſeinen Müller alle Neuigkeiten des Landes erfahre.

Vorzüglich unterſcheidet ſich Deutſchland in unſerer Zeit durch Verbindungen geſellſchaftlicher Art, welche die Menſchen noch weit näher und feſter zuſammenknüpfen. Männerchen kommen dadurch mit Männern, und Leute ohne alle Bedeutung mit Herren von der gröſsten Bedeutung in Connexion; und von der entfernteſten Grenze Deutſchlands zur andern geſchehen Wunder der Geſelligkeit durch Myſterien. Jeder Eingeweihte wirket im Stillen, wenn er nicht zu

faul

faul iſt, für Alle; Hunderttauſende ſtehen unſichtbar für Einen Mann. Wieder in mannichfaltige geheime Orden von anderer Art, und ebenfalls ſehr geſelligem und freundlichem Zwecke treten itzt unſere Jünglinge; in welchen abermals, an ſeinem Orte wenigſtens, Einer alles für Alle, und alle Alles für Einen.

Groſſe Kräfte entſtehen aus dieſen Verbindungen. Alle wirken gröſſere Geſelligkeit; alle vereinigen groſſe Wirkſamkeit zu einem Zwecke. Aber alle dieſe Beweggründe zur äuſſerſten Thätigkeit im geſelligen Leben, der lauteſte Ruf zur Tugend auf gewöhnlichen und ungewöhnlichen Wegen, die Einprägung jeder bürgerlichen und geſelligen Pflicht durch Geſetze, Moral, myſteriöſe Weisheit, Religion, Alles, was den Menſchen über den Menſchen erheben ſoll; dieß alles wirket noch nicht genug, wenn man

nur

nur immer Blumen auf ſeinen Wegen antreffen, und immer erndten will, ehe man geſäet hat. Immer verfällt der Menſch in leere Luft, oder auf Flitterſtaat und Nebenhinge, immer will er, was der Geſetzgeber nicht wollte, und ſo ſcheitern die gröſsten Abſichten aller Menſchenführer.

Ach, man dreſchet überall und in allen Dingen viel leeres Stroh. Alles, was wir treiben und thun, unſer Sitzen und Laufen, Wirken und Unterhandeln, hat doch am Ende keine andere Triebfeder, als die Furcht vor Langerweile!

Langeweile iſt eine Peſt, der man in Geſellſchaft zu entgehen ſuchet; und die manchen Unglücklichen nirgends ſchneller befällt, als in Geſellſchaft. Sie iſt ein Verſinken der Seele in Leerheit, eine Vernichtung aller unſerer Wirkſamkeit und aller unſerer Kraft, eine allmächtige Schwerigkeit, Trägheit,

Müdigkeit, Schläfrigkeit und Unluſt; und, welches das ſchlimmſte von allem iſt, eine oft mit der größten Höflichkeit an uns ausgeübte Meuchelmörderey unſers Verſtandes und jeder angenehmen Empfindung. Alles Hervorſtreben in irgend einem Menſchen, das ganze Triebwerk ſeines Geiſtes und ſeines Herzens, wird durch Langeweile, die er hat, oder die man ihm machet, zerdrückt und gehemmt. Durch Langeweile verſtummet und vergeht man in bunter Reihe, an der prächtigſten Tafel; und indem man ohnmächtig ſeine Ohren nach allem hinſtrecket und allem preis giebt, was man höret, kömmt man eben dadurch ſelbſt um alle Gedanken.

Langeweile hat man, ſobald als man ſich gezwungen ſieht, lange an einem Orte zu ſitzen, wo von nichts geſprochen wird, als von Dingen, die gar nicht werth ſind, daß man ſie wiſſe; oder ſobald uns ſelbſt jemand

auf

auf dem Halſe ſitzt, mit dem wir von nichts ſprechen können, als von Dingen, die uns gar nicht intereſſiren. Der ſchwatzſelige Langeweilemacher glühet vor Vergnügen, indem er eine ganze Geſellſchaft um ſich her durch Langeweile foltert. Er iſt unausſprechlich glücklich bey dieſer Ergieſſung, weil er gar nicht weiß und fühlet, daß er jeden Menſchen in Langeweile erſaüfet, mit dem er ſich auf ein paar Stunden nach Herzensluſt unterhält.

Gnädige Damen, die immer ſchnacken, und immer in Wonne ſchwimmen, indem man, mit ihrem gnädigen Wohlnehmen, zerberſten möchte bey ihrem Schnacke; jedes andere plauderhafte Geſchöpf; jedes Geſchäfte, jedes Buch, jede Rede, wobey die Seele ohne Intereſſe und Thätigkeit bleibt, iſt langweilig. Der Bediente des groſſen Leibnitz behauptete durch ganz Hannover, ſein

Herr ſchreibe des Sonntags in der Kirche immer die Predigt nach. Aber wahrſcheinlich ſchrieb Leibnitz in der Kirche nur auf, was ihm aus dem unermeßlichen Vorrathe ſeiner Ideen etwa einfiel, wenn Er, mit Erlaubniß zu ſagen, da ab und zu ein wenig Langeweile hatte.

Langeweile iſt eine Haupturſache des Triebes zur Geſelligkeit; denn alle Menſchen ſind ihr unterworfen, wie dem Schnupfen und dem Huſten.

Langeweile und Ekel vor ſich ſelbſt treibt die meiſten in Geſellſchaft, und einige treibt Ekel vor Geſellſchaft in die Einſamkeit. Ein müſſiger Kopf hat am meiſten Langeweile im Umgange mit ſich ſelbſt; einen thätigen Kopf foltert Langeweile in jeder Stunde und in jedem Augenblicke, da man ihm ſeine Thätigkeit hemmet. Jener, der mit ſich ſelbſt nie zu leben weiß, ſuchet darum ſein Vergnügen

immer

immer auſſer ſich; und dieſer ſuchet gerne ſein Vergnügen in ſich ſelbſt, wenn er es im Umgange oft geſuchet hat, und nicht fand.

Leere Köpfe haben Langeweile aus Ekel gegen alles, was verſtändige Köpfe intereſſirt; aber zu ihrem Glücke führen in groſſen Geſellſchaften leere Köpfe faſt immer das groſſe Wort.

Verſtändige Köpfe haben in groſſer Geſellſchaft Langeweile aus Ekel vor allem, was leere Köpfe ausgieſſen; überhaupt aus Ekel vor allem, was lang und leer und auf keine Weiſe wiſſenswerth iſt, nicht intereſſirt, nichts zu denken giebt, nicht rühret, nicht gefällt. Leere Köpfe laben ſich an Leerheit; verſtändigen Köpfen vergeht Sehen und Hören, Geiſt und Leben bey unaufhaltſamem männlichen und weiblichen Schnickſchnacke. Ein guter und heiterer Kopf iſt geſellig, weil er ſehr leicht Herr wird über jeden Schwätzer;

ein guter und trübſeliger Kopf iſt ungeſellig, weil er wohl weiß, daß er vor jedem unklugen Schwätzer die Segel ſtreichen muß.

Kleine Geiſter haben in ſo fern nie Langeweile, weil ſie allenthalben Menſchen ihres gleichen finden; Geiſter, die an Wenigem kleben, mit erbärmlich dünner Koſt ſich behelfen, und alſo auf der Stelle mit ihnen einhaken. Sehr richtig ſagte darum ein vornehmer deutſcher Dummkopf, indem er ſich dabey mächtig in die Bruſt warf: ein Cavalier wie ich, findet allenthalben einen Cavalier, der ihn präſentirt.

Von Langerweile gedrückt, will der Menſch alſo natürlicher Weiſe ſeinen Geiſt dieſem Stand der Unwirkſamkeit entreiſſen. Entweder müſſen die Sinne bewegt ſeyn, oder der Verſtand; entweder Körper, oder Seele.

Fühlen iſt viel leichter als denken, nehmen leichter als geben, und wer nicht zuvorkommend iſt, geſtattet doch wol, daß man ihm zuvorkömmt. Man ſtürzet darum von allen Seiten ſo gerne dahin, wo die meiſte Bewegung iſt und ſeyn ſoll, wo man Ermunterung, neues Leben und rauſchende Fröhlichkeit erwartet. In Schaaren drängt man ſich auf Aſſembleen, Bälle, Reduten, unter Haufen von Lichtern und Diamanten, und unter unabſehbare Reihen ſchnell athmender Damen. Man erſchüttert durch wollüſtige Tänze bey ſich ſelbſt und bey dieſen Damen die geheimſten Faden der Empfindung. Alle dieſe geſellſchaftlichen Freuden verſchaffet man ſich mit Gemächlichkeit; die Freuden der Einſamkeit findet man, gar zu oft, nicht ohne Anſtrengung.

Vergnügungen des Verſtandes flieht man aus Geiſtesimpotenz. Darum hohnlächelt

man über alles wahrhaftig Schöne und Grosse. Darum nennen alle unsere Herren und Damen vom deutschen bon ton alles, was aus den besten Federn Deutschlands fließt, dummes Zeug.

Solchen ungesalznen und phlegmatischen Geschöpfen misfällt das Beste in jeder Art, weil sie, wie ein Engländer vortreflich gesagt hat, weder Organen noch Willen haben, es zu fühlen, aus Geistesleerheit Zeitvertreib allenthalben suchen, und ihn doch aus Geistesstumpfheit nirgends finden. Reißt aber auch ein nicht zu unterdrückendes Gefühl sie aus ihrer abgeschmackten Gleichgültigkeit und ihrem spöttischen Kaltsinne, so denken sie doch wenigstens, man unterscheide sich vom Pöbel, wenn man nur alle natürliche Aeusserungen von Wohlgefallen, Freude oder Bewunderung ersticket, und sich

bey

bey allen Gelegenheiten anstellet, als wenn man gar nichts fühlte.

Aus Geistesimpotenz also flieht man die Vergnügungen des Verstandes, und aus Trägheit findet man sie nur langsam. Darum suchet man sie lieber nicht. Der Trieb zur Einsamkeit kann daher nicht so allgemein seyn, als der Trieb zur Geselligkeit, weil es weit schwerer ist, den Verstand zu unterhalten, als die Sinne. Darum suchet der Mensch die Vergnügungen, die ihm am nächsten liegen, für die er das meiste Gefühl hat, die das Leere in seiner Seele am geschwindesten ausfüllen, und die Vorstellungen am meisten rege machen, mit denen er sich am liebsten beschäftiget.

Gute Köpfe wissen sich in jeder Gesellschaft zu behelfen, so lange sie heiter, jung und gesund sind. Gute und etwas trübsinnige Köpfe sind schon ekel, und darum schwe-

rer zu befriedigen. Aber ſtark, laut und grob müſſen die Eindrücke äuſſerlicher Dinge ſeyn, um gemeinen Köpfen Vergnügen zu verſchaffen.

Schmähſucht, Tobak, Narrenspoſſen, Wein, Zoten und Unzucht ſind die Bande ihrer Geſelligkeit. Die läſſigen, ſchwerfälligen und doch ſehr wollüſtigen Siberier kommen blos durch Unzucht in Bewegung, weil Männer und Weiber ſo tief verſunken ſind in geiſtloſer Trägheit, daß nichts edleres ihnen die Langeweile vertreibt.

Mancher Weltling und manche ſchöne Dame würden auch in der angenehmſten Stadt vergehen, wenn ſie nicht wüßten, wo es heute was zu thun giebt; das iſt, wo man frühſtücket, ſpeiſet, ſpielet und den Tag ausathmet. Sie finden da zwölf Stunden hindurch alles, was ſie brauchen und verlangen; und in den übrigen zwölf Stunden ver-

gißt

gißt der Cavalier in den Armen der Dirne die Dame, und diese bey jedem kerngesunden Manne den Gecken.

So schwärmet und wirbelt man Tag für Tag und Jahr für Jahr in rauschender Lustbarkeit durch das Leben; oder man rennet von Gedanken zu Gedanken, von Projekt zu Projekte, immer zu allem entschlossen, immer bereit, heute wieder etwas zu unternehmen, um es Morgen zu vergessen.

Lässige Menschen, so gesellig sie auch seyn mögen, streben nach Vergnügen und finden es nie. Allenthalben ist ihnen der Kopf roth und die Brust beklommen. Immer haben sie Langeweile, und immer geben sie Langeweile. Sie scheinen beschäftiget, und verrichten nichts. Sie laufen immer, und bleiben immer auf dem gleichen Flecke. Sie jammern über die Kürze des Lebens, sehen, wie sich ihre Papiere häufen, seufzen Tag

und

und Nacht über ihre Menge, und vergeſſen, daß der Tiſch nur durch Arbeit leer wird. Sie erſchrecken bey dem Ablaufe jedes Jahres, und denken jeden Morgen, wie werde ich doch mit dieſem Tage fertig? Im Sommer wünſchen ſie den Winter, im Winter den Sommer, des Morgens den Abend, des Abends den Morgen, und haſſen ihn, ſobald er kömmt. Solche Unglückliche haben einen zu kleinen Vorrath von Ideen und eine groſſe Mattherzigkeit im Denken; und doch ſind ſie für jeden Ort, wo etwas zu hören und zu plaudern iſt, immer in Stiefeln und Sporen.

Aber nicht immer verfehlet man in Geſellſchaft ſeinen Zweck. Umgang und Geſelligkeit ſind wahre und wünſchenswerthe Erhohlung nach Arbeit und Sorge; und geben, durch das Nachlaſſen von der Anſtrengung, Kräfte zu neuer Anſtrengung. Weltumgang

iſt

ist von unaussprechlichem Nutzen zur Bildung junger Leute, und für jedes Alter die beste Schule der Menschenkenntniß und der Menschenliebe, des Nachgebens und der Bescheidenheit. Für Fürsten und Grosse und alle Personen von Stande ist ausgebreiteter Weltumgang eine Schule der Menschlichkeit, der Weisheit, und der Kenntniß ihrer selbst. Leute von geringer Herkunft sogar erwerben sich durch feine Lebensart und den wahren guten Ton der Welt gewiß mehr Glück und Beyfall bey Fürsten und Vornehmen, als durch alle ihre unterthänigst abgeschmackte Dienerey.

Weltumgang suchet man auch oft zur Milderung der Sorgen und zur Ableitung nagender Traurigkeit, oder langsam tödtender Furcht eines bevorstehenden Unglücks. Ach, nur selten wird Einsamkeit für den Elenden tröstend, dessen einzige Freude im

Gra-

Grabe liegt; der den geliebten Schatten immer ſieht, und ihn immer rufet; der alles Erdenglück hingäbe für einen Laut der Stimme, die er nie mehr höret; dem alle Kraft ſeiner Seele in Thränen ausfließt; der nichts mehr kennet und nichts mehr empfindet als Schmerz und Verzweifelung.

Einkehr in ſich ſelbſt fürchten dann auch alle, deren Inwendiges gar keine Unterſuchung leidet. Wie vielen ſchauert die Haut bey jeder Gewiſſensfrage; wie groß müßte erſt ihre Sinnesänderung ſeyn, wenn ſie ohne Zerſtreuung Ruhe fänden, und wenn unausgeſetzter Weltumgang für ſie nicht das ſicherſte Mittel wäre gegen jene innere Sprache, die Einſamen keine Ruhe läßt! Andere haben die Welt durch falſche Tugend bethöret, und doch iſt ihnen nirgends wohl, als in der Welt. Sie haben wohlbekannte Menſchenliebe ausgeübet, Allmoſen gegeben,

viele

viele gute Werke gethan. Sie haben immer in den Staub ſich gebogen vor Groſſen und Vornehmen; immer alles gelobt, was angeſehene Thoren und Thörinnen denken und thun; nirgends Fehler bemerket; und nichts Dummes und Böſes an keinem Menſchen geſehen, als etwa an dem Rechtſchaffenen, der die Stimme des Volks gegen ſich hatte. Sie haben weder elende Schwänke, noch Vorurtheil, noch Wahn, noch Irthum, noch Aberglauben, noch Geiſtesſklaverey an dem Orte wahrgenommen, wo ſie leben. Allenthalben ſind darum dieſe hochwerthen Schafsköpfe willkommen, und allenthalben wirft man Blumen auf ihre Wege.

Einſamkeit wird endlich, wie die Religion, dem Menſchen oft ſo melancholiſch dargeſtellet, daß viele bey guter Laune daran gar nicht denken können. Sie nehmen zu derſelben nur in Krankheiten, Widerwärtigkeiten

ten und Gemüthsunruhe ihre Zuflucht, das ist, nur in schweren Stunden, da man am meisten unfähig ist, sie nützlich zu gebrauchen. Aber die Natur der Religion müßte man nicht kennen, und ihre Kraft müßte man nicht empfinden, wenn man nicht auch in jeder frohen Zeit sich gerne in ihre Arme würfe; und eben so unerfahren wäre man in allen erhabenen Vergnügungen des Umganges mit sich selbst, eben so unfähig zum Genusse süsser Ruhe und stiller Glückseligkeit, wenn man nicht sähe und fühlte, daß durch wohlbenutzte und zu rechter Zeit gesuchte Einsamkeit das Leben himmelähnlich wird.

Wie unweise würde man darum sich einbilden, derjenige entferne sich schwermüthig von der Welt und verachte alle Vergnügungen, welcher frölichen Genuß des Lebens nicht in wilder Lustigkeit, immer nagendem Visitenhunger und täglicher Treibjagd nach

jedem

jedem langweiligen Zeitvertreib ſuchet; oder er ſey vollends nicht bey Sinnen, weil er glücklich und heiter iſt, wenn man ihn nur alleine läßt.

Drittes Capitel.

Trieb zur Einſamkeit.

Trieb zur Einſamkeit iſt Trieb zur Abſonderung von allem, was uns quälet, ärgert und hemmet; Streben nach Ruhe und Selbſtgenuß. Euer Weltſinn weiß von dieſem Genuſſe nichts. Wenigſtens iſt der Trieb zur Einſamkeit nicht ſehr gemein, und bezieht ſich ſchon auf einen von Alltagsſitte ſehr entfernten Hang der Seele. Der Kanzler Bacon findet in dieſem Triebe entweder die äuſſerſte Wildheit, oder die äuſſerſte Erhabenheit.

Es iſt eine ſehr wahre Bemerkung, daß den Faulen nichts in die Einſamkeit treibt, ſondern daß er phlegmatiſch darinn hängen bleibt. Alſo iſt allerdings Hang für Einſamkeit nicht immer Trieb, ſondern auch wol Läſſigkeit, und alsdann nicht Schwung, ſondern Fall der Seele, nicht Kraft, ſondern Schwäche, Unthätigkeit, Hang zur Bequemlichkeit und Dummheit, ſind ſehr oft Beweggründe zur Möncherey und zur Geſelligkeit. Reue und Schaam, begangene Thorheiten, mislungene Projekte, Krankheit zumal, können den Geiſt ſo tief verwunden, daß er ſich gerne in der Einſamkeit verblutet, und gerne dem Genuſſe aller geſelligen Freuden entſaget. In allen dieſen Fällen iſt Neigung zur Einſamkeit für die Seele faſt eben das, was Neigung zum Schlafe für den müden Leib; alſo freilich nicht Schwung der Seele, nicht Triebkraft.

Satt-

Sattheit führet auch gewiß sehr viele Menschen zur Absonderung von der Welt. Den weinenden Heraclit, dem die Welt Langeweile machte, und der alles dessen müde war, was sie giebt, ergriff Menschenhaß, wie manchen nach ihm. Er wählte sich einen Berg zu seiner Wohnung, und lebte da von Kräutern in der Gesellschaft wilder Thiere, denn alles übrigen war er satt. Auch dieß zeiget mehr Schwäche als Kraft, mehr Lässigkeit als Leidenschaft.

Wer alles genossen hat, was die Welt hochschätzet und giebt; wer nach Ruhm und Ehre, nach Macht und Gold und Wollust strebte, Alles erhielt, was er verlangte, und doch am Ende sagt, Alles ist eitel; wer immer durch Leidenschaft getrieben war, wie sein Roß durch Sporen, und aber itzt keine Leidenschaft mehr hat, die ihn treibt: der ist satt. Er nimmt zwar seine Wohnung nicht

unter wilden Thieren, er nähret sich nicht von rohen Kräutern und Wurzeln; aber Einsamkeit ist das letzte, das er versuchet. Ich sah Vornehme und Grosse in diesem Zustande; denn so tief versinkt der gemeine Mann nicht. Ihr Herz pochte nach nichts. Nur das Leben hatten sie noch lieb; alles übrige schätzten sie wenig. Einsamkeit war das Polster, auf welches sie sich hinlegten. Aber Einsamkeit tauget nichts, auch für einen der Welt satten Fürsten, der seine Heerden nicht schätzet, sein Feld nicht bauet, und seinen Kohl nicht eben so eifrig pflanzet, als er vormals an der Spitze einer Armee Unsterblichkeit suchte, oder sie bey schönen Damen vergaß.

Trieb zur Einsamkeit ist also zuerst Trieb zur Absonderung von allem, was wir im Menschengewühle hassen; dann, Trieb zur Unabhängigkeit und Ruhe; dann, bey gesundem

ſundem Geiſte Trieb zu allem dem unbeneideten Glücke, das jeder in ſich ſelbſt finden kann. Das höchſte Glück des Menſchen iſt Ruhe im Herzen, und die Freyheit, nur das zu thun, was man will und mag. Aber allerdings liebet der eine die Einſamkeit, weil er gerne ungeſtört ruhet, und der andere, weil er gerne ungeſtört arbeitet. Beyde ſuchen jedoch Freyheit; und Freyheitsliebe hat bey Sonderlingen, Hypochondriſten, Philoſophen und Gelehrten eine mächtige Einwirkung in den Trieb zur Einſamkeit.

Sehnſucht nach Ruhe und Rückkehr in ſich ſelbſt entſteht natürlicher Weiſe, wenn man lange und zumal mit Widerwillen auſſer ſich gewirket hat. Ohne Unabhängigkeit und Ruhe giebt es keinen wahren Selbſtgenuß. Mancher Menſch thut zwar vielleicht am meiſten Gutes, wenn er glaubet, er ſey eben itzt alles Selbſtgenuſſes beraubt,

das iſt, wenn er keinen Augenblick vom Morgen bis in die Nacht thun kann, was er thun will. Er wäre ein Unmenſch, wenn er ſich nicht des Guten freute, das Gott etwa auch zuweilen durch ihn geſchehen läßt. Aber die Menſchen fodern ſo vieles, das Gott nicht will; es giebt mitten unter der nützlichſten Arbeit ſo vieles Laufen und Thun, das nichts wirket, ſo viele unnütze Sklavenarbeit, ſo vieles Warten, ſo viel Zeitverluſt, den mancherley Weltverhältniſſe und Pflichten fodern, ſo viel verabredete und eingebildete Höflichkeit, wozu uns nichts als Pflichtswahn verdammet. Bey ſolchem Zwange kann nichts Gutes gedeyen. Ein Beſuch, blos um Cour zu machen, iſt für jeden auch nur ein wenig philoſophiſchen Kopf die traurigſte Verrichtung auf Erden. Vielleicht leben die Profeſſoren auf Univerſitäten nur darum ſo geſund und ſo lange,

weil

weil sie keinem Menschen die Cour machen müssen, und ruhig und nützlich ihren Weg fortgehen können, ohne daß schaler Zwangsumgang und gedankenlose Courmacherey das Triebwerk ihres Geistes hemmet und lähmet.

Ruhe und Freyheit, die man in der Einsamkeit suchet, ist Flucht vor allem, was den Geist vernichtet. Wie herzlich wohl muß darum jedem ins Weite sehenden und mit Geschmack und Kenntniß auch auf einem ausgebreiteten Felde sich übenden Geschäftsmanne seyn, wenn der handwerksmässige Theil seiner Verrichtungen abgethan ist, und er itzt mit befriedigtem Diensteifer seinen Aktenkasten zuschließt: denn Himmelsfreude quillt nur dem unter dürrer Arbeit, dessen Kopf weiter nichts ist, als ein Aktenkasten.

Abwechslung verlanget sogar derjenige, der wie sein Corpus Juris nichts ist, als ein Corpus ohne Seele. Er spielet. Denn

auch dieß giebt neue Kraft, um nur immer seinen Mühlenstein in gleichem Kreise wieder herumzutreiben, und dabey immer zu posaunen: so und nicht anders muß es seyn, so ists hergebracht, und so bleibts.

Abwechslung ist ein Bedürfniß bey allen Geschäften, allen Vergnügungen und jeder Freude des Lebens. Alles Angenehme höret durch allzulangen Genuß auf, angenehm zu seyn. Wir ermatten zuletzt bey jeder Leidenschaft. Sind wir der Einsamkeit müde, so erholen wir uns im Umgange. Sind wir der Welt müde, so machet uns nichts mehr glücklich, als Einsamkeit. Pascal war äusserst geschäftig, und nennet doch den Trieb zur Ruhe einen Ueberbleibsel der ursprünglichen Erhabenheit des Menschen, und sagt, unser wahres Glück bestehe in Ruhe.

Ruhe ist der Wunsch des Weisen unter Pflichtszwang und Dienstbarkeit, und mit-

ten im gröſsten Weltgetümmel. Im kleinſten*) und im gröſsten Wirkungskreiſe der Seele denkt ſich der Menſch doch immer Ruhe als ſein letztes Glück. Pyrrhus hielt Ruhe für das letzte Ziel ſeiner Kriege. Wie ſehr muſs der König von Preuſſen im Wunderlaufe ſeiner unſterblichen Thaten Ruhe auch ſeiner Wünſche würdig gefunden haben, da er einſt als Sieger nach einer gewonnenen Schlacht rührend und groſs ausrief: quand finiront mes tourments! Wie den Herkules in den Werken der alten Künſte,

Dieſer ein-

(*) Kaiſer Joſeph fragte vor einigen Jahren in Böhmen unſern berühmten hannöveriſchen Fuſsgänger, den Baron von Grothaus, wohin er noch gehen wolle? Grothaus nannte hundert Länder. Und dann weiter, fragte der Kaiſer? Grothaus ſagte, dann gehe ich ins Hannöveriſche zurück, und pflanze braunen Kohl. Ach ſo gehen ſie doch gleich ins Hannöveriſche zurück, erwiederte der Kaiſer eben ſo liebreich als weiſe, und pflanzen braunen Kohl.

einsam, in sich selbst und in seine Grösse eingehüllet, und doch voll innerer, fürchterlicher Thätigkeit und Kraft, sieht man Ihn itzt in Sanssouci ruhen.

Mietlinge, die unter ihrem Schweiße erliegen, Minister, die Völker glücklich machen möchten, und nicht können, fühlen dieselbe Sehnsucht nach dem Ende des langen Tages, dieselbe Begierde nach Ruhe. Mit solcher Hofnung sieht der Schiffer im Ocean über Wellen und Stürme hinweg, und alles gegenwärtige Leid wird ihm versüsset durch Aussichten in stille Freuden. Monarchen werden des Thrones und der Eitelkeit müde, die Grossen der Welt ihrer Würde, und Höflinge ihrer glänzenden Knechtschaft. Alle entziehen sich gerne, wenn sie können, dem rastlosen Getümmel, und suchen Ruhe in Einsamkeit.

Als

Als Publius Scipio in Rom die gröſten Aemter bekleidete, floh Er oft aus der Welt, die ihn umgab, in die Einſamkeit, wie in einen Hafen. Bücher ſchrieb er nicht, wie Cicero, aber er wog Roms Schickſale im Stillen, und ſagte: ich bin niemals weniger alleine, als wenn ich alleine bin. Darum verbannte er ſich, nachdem er durch ſeine Thaten die erſte Stufe menſchlicher Hoheit erreicht hatte, freywillig von Rom mitten in einen Wald, auf ſein Landhaus bey Liternum, und ſchloß ſein glorreiches Leben in ſtiller Gröſſe.

Cicero, auf den ſonſt aller Augen gerichtet waren, da Er noch die Herzen aller Römer regierte, verließ, als die Republik verloſch, die Stadt und den Anblick ſo vieler Verbrecher, und lebte alleine. Rom hatte für ihn die Reize nicht mehr, die er in ſeinem ſchattigten Tuſculum fand; und Horaz

vergaß die stolze Kaiserstadt und die Ergötzungen des ersten Hofes der Welt in seinem öden Tibur.

Wenige Monarchen schlossen ruhiger ihr Leben als Kaiser Diocletian, jener berüchtigte Verfolger der Christen; übrigens ein grosser und weiser Regent. Fünf und zwanzig Jahre hatte er auf dem Throne gesessen, als er sich entschloß, denselben zu verlassen. Bücher konnten ihn nicht zum Philosophen machen, denn er hatte keine gelesen; aber er war der erste aller römischen Kaiser, der sich groß genug fühlte, den kaiserlichen Purpur abzulegen*). Seine Regierung war ununterbrochen glücklich, alle seine Feinde überwunden; alle seine Absichten erreicht; er war nur

(*) Solus omnium, sagt ein römischer Geschichtschreiber von ihm, post conditum Romanum Imperium, qui ex tanto fastigio sponte ad privatae vitae statum civilitatemque remearet.

nur neun und funfzig Jahre alt, aber kränklich. Dieß machte ihm die Erfüllung seiner Pflichten schwer, und brachte ihn auf den Entschluß, den Ueberrest seiner Tage in geehrter Ruhe zuzubringen, seinen Ruhm nicht mehr dem Glücke zu überlassen, und jüngern und thätigern Gehülfen sein Reich. In einer weiten Ebene bey Nicomedien setzte er sich auf einen hohen Thron, und eröfnete in einer Rede voll Vernunft und Würde seinen Entschluß dem Volke und der Armee; und sobald er den Purpur abgegeben hatte, entwich er der ihn anstaunenden Menge in einem bedeckten Wagen in dem er durch die Stadt Nicomedien fuhr, und begab sich dann gleich von da nach seiner längst gewählten Einsamkeit zu Salona in Dalmatien. Diocletian, der von unedler Herkunft sich bis zur Kaiserwürde geschwungen, lebte zu Salona noch neun Jahre, nachdem er aus

Ver-

Vernunft den Thron verlassen, und, wie es scheint, mit Vergnügen. Er genoß eine lange Zeit die Hochachtung der Nachfolger seiner Herrschaft über die Welt. Wissenschaften konnten ihm seine Einsamkeit nicht versüssen; aber er hatte Geschmack für die natürlichsten und unschuldigsten Vergnügungen des Lebens. Er baute sich einen Pallast von einer Pracht und einer Gröſſe, über dessen Ruinen man in unsern Tagen noch erstaunet. Er pflanzte, und legte Gärten an. Berühmt und treflich ist die Antwort, die er seinem ehemaligen Mitregenten Maximian, der das Reich mit ihm verlassen mußte, und der ihn noch immer antrieb, den Purpur wieder umzulegen, mit lächelndem Mitleiden und der gröſten Gemüthsruhe gab: wenn ich dir, sagte Diocletian, allen Kohl zeigen könnte, den ich in Salona mit eigner Hand gepflanzet habe, so würdest du gewiß mich

nicht

nicht länger nöthigen, ſolches Glück für einen Thron hinzugeben.

Zenobia, jene berühmte Königinn von Palmyra, die undankbare Schülerinn und Freundinn des erhabenen Longinus, die den Homer und den Plato las, die an Schönheit den berühmteſten Weibern gleich kam, und ſie an Keuſchheit und Helbenmuth im Krieg übertraf, die ſich furchtbar machte in Arabien und Armenien und Perſien, die ſogar römiſche Heere geſchlagen hatte, ward endlich vom Kaiſer Aurelian geſchlagen und gefangen. Ihr Muth verließ ſie, und ſie verließ ihre Freunde. Aber der Kaiſer ſchenkte ihr ein ſchönes Landhaus in dem berühmten Tibur, oder Tivoli; und ſie trug da ihr Unglück mit Würde, und wußte ſich über den Verluſt eines Thrones durch die ſtillen Freuden der Einſamkeit zu tröſten, und

über

über ihre verſchwundene Gröſſe durch Philoſophie.

In dem einſamen und demüthigen Kloſter des heiligen Juſtus in Spanien begrub Kaiſer Carl der fünfte ſeinen Ehrgeiz und jene grenzenloſen Projekte, durch die er ein halbes Jahrhundert hindurch Europa in Bewegung geſetzet, und alle Völker nach einander mit dem Schrecken ſeiner Waffen erfüllet hatte, und mit der Furcht ſeines Joches.

Kjen Long, der itztregierende Kaiſer in China, ein wahrer Vater ſeines Volkes (*), verbin-

(*) Der vortrefliche Charakter des Kaiſers Kjen Long zeiget ſich in dem eigenhändigen Briefe, den er an den Unterkönig der Landſchaft von Fou Kim geſchrieben, wovon Folgendes ein Auszug iſt.

„Das Unglück, das meine Inſel Kay Onan „(Formoſa) den 22 May 1782 betroffen, iſt mir „zu Ohren gekommen. Ich befehle euch alſo, „daß ihr euch aufs genaueſte nach dem Scha-

„den,

verbindet mit den erhabensten Eigenschaften eine grosse Neigung zur Einsamkeit und Ruhe.

„den, den die übrig gebliebenen Einwohner der „unglücklichen Insel erlitten, erkundiget, und „mir solches geschwind meldet, damit ich schleu„nige Hülfe leisten könne. Die durchs Wasser „verwüstete Häuser und Gebäude sollen auf mei„ne alleinige Kosten wieder aufgebauet, und die „beschädigten ausgebessert werden. Den un„glücklichen Menschen sollt ihr alle erforderliche „Lebensmittel auf Kosten meines Beutels rei„chen. Diese meine Hülfe sollt ihr allen ohne „Ausnahme angedeihen lassen. Schmerzen wür„de es mich, wenn ein Einziger vergessen wäre. „Sie sollen wissen, daß mein Auge auf sie alle „sieht, und daß ich sie alle zärtlich liebe. Sa„gen sollt ihrs ihnen, daß ihnen von mir gehol„fen wird, ihrem Fürsten und Vater. Auch „sollt ihr so viel Kriegsschiffe und Magazine, „als der allgewaltige Arm durch Sturm und „Wogen mitgenommen, aus dem Schatze des „Staats wieder bauen lassen. Drücket keinen,

he. Er hat eine groſſe Menge Bücher geſchrieben; wie man ſagt, gegen acht und dreiſſig. Ein Kaiſer hat zwar nöthigere Dinge zu thun, als Bücher zu ſchreiben; aber in einem Gedichte über eine Reiſe, die er zu den Gräbern ſeiner Vorfahren gemacht, um ſich daſelbſt zu ſeiner eigenen Bildung an ihre Tugenden, Verdienſte und Regierungskunſt zu erinnern, klagt Kien Long über ſein Unvermögen, ſeine Unterthanen ſo glücklich zu machen, als er wol möchte. Er bittet ſeine Räthe ihm zu Hülfe zu kommen, und wünſchet, jene glänzenden Beyſpiele immer vor Augen zu behalten. In einem kurzen Gedichte über den Thee, das auf einigen Theetaſſen ſteht, die von ihm nach Paris geſchickt ſind, und das er verfertigte, als er auſſer der groſſen Mauer bey den Tataren auf

„ich verbiete euchs, und meldet mir, wie ihr „meinen Willen befolgt habt.“

auf der Jagd war, sagt Er: könnte ich doch wie ein Weltweiser des Alterthums von der Frucht einer Art von Tannen leben, um mit Musse und Bequemlichkeit mit mir selbst umzugehen, und weiter nichts zu verlangen.

Alle diese Beyspiele und Thatsachen zeigen überhaupt, daß Begierde nach Unabhängigkeit und Ruhe äusserst natürliche Gefühle sind; daß man auch wol Kronen hingiebt, oder gerne hingäbe, für Ruhe; und daß man in wohlbenutzter Einsamkeit sehr leicht allem entsaget, was die Welt hochschätzet und liebet.

Aber die Begierde, sich von den Menschen zu entfernen, hat noch sehr viele besondere und eine sorgfältige Untersuchung fodernde Richtungen, Beweggründe und Quellen. Man sondert sich ab von den Menschen aus Hypochondrie; aus Widerwillen gegen ihre schiefen und falschen Urtheile, ge-

gen ihre Schmähsucht und ihre Wahrheitsscheu; aus Menschenhaß und Menschenfeindschaft; dann auch aus Verlangen nach dem ausgesuchtesten Umgange der besten Köpfe und Herzen aller Zeiten; aus Liebe zu den Wissenschaften, zur Freyheit und zur Ruhe; und endlich aus Religion und Schwärmerey.

Der Zustand, in welchen die Seele durch Hypochondrie versinkt, ist eine unerschöpfliche Quelle von Unlust, die man nicht gerne mittheilet, und noch am liebsten für sich behält. Das daher entstehende innige Gefühl, daß man für andere nicht ist, was man seyn sollte, und sonst war, aber itzt nicht mehr seyn kann, dieß machet so oft, daß der Mensch die Menschen flieht.

Ein Hypochondrist verachtet niemand so sehr, wie sich selbst; und doch, wenn man ihn an eine prunkvolle Tafel und in eine glän-

glänzende Gesellschaft bittet, so kommt ihm das eben so vor, als wenn ihm einer sehr höflich sagen liesse: erlauben sie, daß ich morgen Mittag die Ehre habe, ihnen in meinem Hause die Kehle abzuschneiden; oder ihnen, mit ihrem gütigen Wohlnehmen, wenigstens die Zunge aus dem Halse zu reissen. Er fühlet es und weiß es, daß er unfähig ist, irgend einem Menschen Vergnügen zu machen, oder auch irgend ein gesellschaftliches Vergnügen zu genießen.

Gefoltert unter einem immerwährenden Drucke, voll schmerzhafter und ängstlicher Empfindungen, kann ein Hypochondrist wahrlich nicht frölich seyn mit den Frölichen, noch mit Zuversicht sich zeigen im Hause der Freude. Er hat allenthalben, wo er nicht gerne ist, ein Bret vor dem Kopfe. Jede kleine und jede grosse Freude des Lebens ist ihm vergiftet, alle Kraft des Geistes ist in

ihm vernichtet, wenn man ihn mit unklu-
ger Zudringlichkeit, und auswendig gelern-
ter frostiger Höflichkeit, in Gesellschaft zu
gehen zwingt. Mit der unzerstörbaren Ue-
berzeugung, ich passe zu keinem Menschen,
und wenige Menschen passen zu mir, ich ha-
be weder Verstand, noch Wissenschaft, noch
irgend eine Fähigkeit, etwas Gutes zu thun,
oder zu sagen; mit dem so oft unwiderlegli-
chen Gedanken, kein Mensch versteht mich,
weil kein Mensch weiß, wie mir ist; mit al-
len diesen Empfindungen und Gefühlen, die
unaussprechlich unglücklich machen, wenn
sie auch nur an dem subtilsten Faden der Ein-
bildung hängen; mit dieser schrecklichen
Krankheit der Imagination, die man ge-
wöhnlich über alle Begriffe dumm beurthei-
let, verachtet und verlachet, weil man nicht
weiß, welcher Schmerz und welches Leiden
und welche körperliche Quaal im Grunde sol-

cher

cher Einbildungen liegen; mit dieſem Dorne im Herzen, hat man an jedem Orte, wo man viele Menſchen verſammelt ſieht, in der beſten Geſellſchaft, an jeder Tafel, wo Glanz und Ceremonie, Ueberfluß, Witz und Aberwitz herrſchen, das Gefühl, als ſtünde man am Pranger.

Solches Leiden der Seele erreget alſo bey jedem Menſchen dieſer Art den Trieb, alleine zu ſeyn, und ſich vor den Menſchen zu verbergen. Da findet er zwar nicht immer Ruhe. Aber er kann ſich doch ſagen: hier bin ich unabhängig und frey, hier kann ich thun und laſſen, was ich will, hier quälet mich niemand aus Höflichkeit, hier foltert mich kein Schwätzer, hier ärgert mich kein Böſewicht. Immer und gerne iſt er darum einſam und alleine, ſo lange er niemand hat, dem er ſagen darf, was er fühlet; niemand, der dieſe Gefühle verſteht; niemand, der ſie

mit Sanftheit, Freundlichkeit, Liebe, Weisheit und guter Laune duldet und trägt.

Man ſondert ſich ab von den Menſchen aus Widerwillen gegen ihre ſchiefen und falſchen Urtheile. Unluſt treibt eben ſo oft aus Geſellſchaft weg, als Ueberzeugung, man werde in der Einſamkeit beſſere Nahrung für ſeinen Geiſt finden, und gröſſere Ruhe für ſein Herz.

Wer unabhängig ſeyn will von allen Vorurtheilen und Meinungen der Menſchen; wer ſeine Sinnesart nicht richtet nach jedem Winde, der eben durch die Stadt bläſt; wer zu frey denkt, um ſich von andern leiten zu laſſen, und zu vernünftig, um andere leiten zu wollen; wer gerne mit ſeinem Jahrhunderte lebet, und ſich der groſſen Fortſchritte deſſelben in allen Theilen menſchlicher Erkenntniſſe und Kräfte freuet, zieht ſich darum zurück von Menſchen, die alles

Groſſe

Groſſe und Gute misverſtehen, lieſt in der Stille, urtheilet in Geſellſchaft über nichts, und nähret in ſeinem Herzen den Trieb zur Einſamkeit bey jedem Hinblicke auf Volkswahn und Geiſtesſklaverey, und auf Leute, deren Seelen, wie Shakeſpear ſagt, immer auf der Heerſtraſſe laufen.

Aufklärung äuſſert ſich wahrlich nicht dadurch, daß die meiſten Menſchen in einer Stadt über jede Sache immer Einer Meinung ſind, ſondern dadurch, daß jeder frey für ſich denkt, was er will. Sind aber immer alle in allem einſtimmig, und denkt keiner für ſich, ſo herrſchet leicht an einem ſolchen Orde epidemiſcher Unſinn in Lob und Tadel.

Trieb zur Einſamkeit kann daher leicht da entſtehen, wo vorgefaßte Meinungen immer in allem Urtheil und Recht ſprechen; wo unter dem groſſen Haufen immer nur Ein Ton

herrſchet, und offenbar nie der beſte; wo Leidenſchaft jedem Irthume Flügel giebt, jedem Vorurtheile allmächtigen Einfluß, unbezwingbares Anſehen, und fürchterliche Gewalt; wo aller dieſer Unfug nur von wenigen herkommt; und wo man darum gerne jeden flieht, der die allgemeine Meinung führet, und jeden, der von der allgemeinen Meinung geführet iſt.

Man kann doch nicht immer glauben, was jeder glaubet; man iſt vielleicht anders erzogen, unterrichtet und gewöhnet, und ſo fühlet man leicht in Geſellſchaften eine Art von Unbehaglichkeit, wo über Litteratur und Geſchmack nichts als Vorurtheil überall und in allem regieret; wo der groſſe Haufen immer regieret iſt, und wo man wegen des armſeligen Stolzes und der erſtaunenden Unbedeutſamkeit dieſer Geſchmacksführer und Volkslehrer alles, was nicht in dem Geſichts-

ſichtskreiſe von jedem Alltagskopfe liegt, alles, was von der kalten wäſſerichten Fläche des Lebens abweicht, jedes nicht ganz froſtige Verdienſt, alles zu ſehr hervorſtechende Gute, das man irgend von einem Menſchen ſagt, oder das irgend ein Menſch thut, immer öffentlich rädert und viertheilet.

Unter ſolches Sklavenjoch beuget ſich kein freyer Kopf; nie beuget Er ſich unter Witzlinge, die in ihrem elenden Richterſtuhle gegen alles, was nicht mit ihnen an einem Seile zieht, gegen alle ihre Zeitgenoſſen von einiger Bedeutung, und dann gegen alles, was ſich erhebt, gegen Schriftſteller, Philoſophen, Geſetzgeber, Heerführer, Fürſten und Könige, ihr Richtſcheid in die Hand nehmen, und, dick und dünn, allen Unrath des Neides und der Scheelſucht herausgurgeln.

Wer flieht nicht gerne die Oerter, wo dieſe kleinen tonangebenden Herren alles, was zu viel Verſtand, zu viel Geiſt, den allerbeſcheidenſten Anſtrich von edler Kühnheit und freyer Denkart hat, perſifliren und ſchmähen, ſchänden und ſtürzen; und wo hingegen ein ewiges Lobgekreiſche für Gecken und Schurken und die elendeſten Schriftchen hallet?

Wer flieht nicht gerne die Oerter, wo dieſe Geſchmacksführer und dieſe bey der Naſe Geführten gegen Alles, was nicht alltäglich iſt, gegen Alles, was Aufſehen machet, gleich in Wuth kommen; wo drey oder viere dieſer witzigen Köpfe, mit der Tobakspfeife im Munde und dem vollen Weinglaſe in der Hand, alles, was bey ihrer Nation einen guten Namen hat, das Oberſte in ihrer Litteratur, in ihrer Verfaſſung, in den Thaten ihrer Landsleute, immer zu unterſt ſetzen,

und

und das Unterſte immer oben; und wo, indeß da die Hälfte dieſer Volkslehrer und Geſchmacksführer ſchon unter dem Tiſche liegt, die andere noch oben ſchreyt: Witz iſt unſer Leben, Wahrheit unſer Tod (*)?

Trieb zur Einſamkeit wäre daher wol in ſolchen Städten zu entſchuldigen, wo niemand vom guten Tone iſt, als wer alles Gute für dummes Zeug hält; wo man alle Tage mit meinem Freunde Friedrich von Stolberg ſagen kann: jedem Witzlinge ſey Freundſchaft, Liebe, Wahrheit und Natur, Muth, Freyheit, Vaterland, Religion, ein leerer Schall, oder Miston, wie der Geige Klang dem Hunde; wo man in allen Geſellſchaften von ſubalternem Verſtande die erſten und vorzüglichſten Schriftſteller des Jahrhunderts behandelt wie Bettelbuben, die keinen guten Lappen am Leibe haben; wo Dämchen, die ihr Leben

(*) Vivitur ingenio, caetera mortis erunt.

ben vor dem Spiegel zubringen, und von nichts mit Kenntniß sprechen, als von Bändern und Flor, die Nase über Alles rümpfen, was Geist und Leben und Erhabenheit hat; wo man nichts für gut gelten läßt, bevor man bey den sogenannten witzigen Köpfen nicht ins Haus gehöret hat, um zu erfahren, ob sie es lassen für gut gelten; wo alles, was ihren Stempel und ihr Privilegium nicht hat, durch die ganze Stadt dummes Zeug heißt; wo jede gedruckte Zeile über Volkswahn, oder irgend einen Punkt von Philosophie des Lebens, ein allgemeines Gewitter erreget; wo ein Schriftsteller, der nicht des herrschenden Glaubens ist, für jede gemeinnützige und unläugbare Beobachtung, für jedes liberale Wort, büssen muß, als wenn er gesuchet hätte, Schaden im Staate anzurichten, und allgemeines Verderben zu verbreiten; wo also der Geschmack

für

für Aufklärung, Freyheit und Wahrheit niemals sich bildet, als durch den hartnäckigsten Widerstand und die unüberwindlichste Verachtung für Volksgewitter und Volksgeschrey.

Solche Epidemien entschuldigen in jeder Stadt und in jedem Lande den Trieb zur Einsamkeit, obgleich das hitzigste Abderitenfieber unter einem günstigen Himmel oft so schnell vorübergeht wie ein Theaterblitz.

Schiefheit und Witzwuth, Intoleranz und Neid tobten in allen Zeiten und bey den berühmtesten Völkern am liebsten gegen gute Menschen. David Hume war ein stiller Mann. Er behauptete durch sein ganzes Leben einen unbefleckten Ruhm von Tugend und Würde. Seine Gutmüthigkeit verließ ihn nie, weder in Gesellschaft, noch zu Hause. Sein ganzes Wesen war ruhig, auch zu der Zeit, da der Muthwille seiner gelehr-

ten Widerſacher ihn dem gröbſten Spott ausſetzte. Er las mit der gelaſſenſten Redlichkeit die garſtigſten Schandſchriften, die gelehrte Schurken gegen ihn ſchrieben. Sogar die Armen auf ſeiner Nachbarſchaft, die jene Elenden aufgehetzet hatten, ihn zu ſchelten und zu verabſcheuen, betrachteten ſeine Menſchenfreundlichkeit und ſein Wohlthun mit Ehrfurcht und Dank. Sein Betragen bey jeder Gelegenheit war ehrbar und männlich, und das Gegentheil von Prahlerey und Pomp. Er war ganz beſonders leutſelig und ſehr leicht zu ſprechen. Weder in ſeinem Aeuſſern, noch in ſeiner Converſation hatte er gar nichts von einem Gelehrten. Alle ſeine Freundlichkeit war freywillige Ergieſſung ſeines guten Herzens, ohne alle Ceremonie und Schmuck. Hume misbrauchte, es iſt wahr, ſeine Talente gegen die Religion; aber ſeine Sitten wären eine Zierde in

den

den Zeiten der erſten und noch unverfälſchten Reinheit des Chriſtenthums geweſen. Er hatte die erhabene Kraft der Seele und das ausnehmend gute Herz, wodurch man ſich in jedem Lande und in jedem Zeitalter adelt, und den Rang erhält zwiſchen den größten und beſten Menſchen. So denkt itzt in England die neidloſe Nachwelt von David Hume; aber ſo dachte ſein Zeitalter nicht. Und welchen Trieb zur Einſamkeit und zur Flucht aus der Welt mag Hume wegen der Begegnung gefühlet haben, die er in der Welt fand; Er, der nicht unter unaufgeklärten Menſchen lebte, nicht in einem barbariſchen Jahrhunderte; ſondern mitten unter einem philoſophiſchen Volke, mitten in einer lichtvollen Zeit?

Alles, was man gegen Humes Unglauben ſagen konnte und mußte, machet wol nicht in England das Unglück eines Schrift-

ſtellers. Etwas that vielleicht Nationalhaß, weil Hume ein Schotte war; aber auch nach Schottland drang die gegen ihn erregte Wuth, und auch die ihn vielleicht noch mehr beleidigende Gleichgültigkeit. Ohne Beſtürzung kann man die von ihm ſelbſt geſchriebene Geſchichte ſeiner Autorsſchickſale in England, Schottland und Irrland nicht leſen; und gewiß lieſt ſie kein Schriftſteller von Gefühl, ohne daß ihm die Haut dabey ſchauert.

Hume bezahlte durch dieſe Schickſale den Zoll, den jeder berühmte Mann an ſchiefe Köpfe abzutragen hat; aber in England, Schottland und Irrland ſollten doch ſchiefe Köpfe die guten nicht führen.

Die größten Philoſophen diſſeits des Meeres hielten Humes Schriften für Muſter des beſten philoſophiſchen Vortrags. Sie bewunderten in gleichem Maaſſe ſeine

Fein-

Feinheit, seinen Tiefsinn und seine Eleganz. Wenn ich nicht irre, war mein seliger grosser Herzensfreund, Sulzer in Berlin, der erste, der dieß den Deutschen sagte. Als Geschichtschreiber ist Hume, wie ganz Europa weiß, bey mehr Ernst und Gründlichkeit ein Mahler, wie Voltaire; und vermuthlich hat dieser mehr von Hume gelernt, als Hume von ihm. Aber mit allen diesen Vorzügen machte Hume seinen Landsleuten einen Eindruck, dessen Er sich nicht zu schämen hatte, sondern sie.

Beynahe trauet man seinen Augen nicht, wenn man liest, wie es ihm gieng, so wie eine seiner Schriften nach der andern zum Vorschein kam. Am Ende des Jahres 1738 gab er seine Abhandlung über die menschliche Natur heraus. Niemals, sagt Er, war ein litteralisches Beginnen unglücklicher; diese Abhandlung fiel aus der Presse todtgeboh-

ren, und erreichte nicht ſo viel Anſehen, daß auch nur die Eiferer darüber brummten. Er goß ſodann den erſten Theil dieſer Abhandlung in ſeine Unterſuchung vom menſchlichen Verſtande, die im Jahre 1748 herauskam, als er in Turin war. Bey ſeiner Rückkunft nach England erfuhr er mit Demüthigung, ſein Werk ſey ganz vernachläſſiget, und an die Seite geworfen. Eine neue Auflage ſeiner moraliſchen und politiſchen Verſuche machte um die gleiche Zeit in London nicht viel mehr Glück. Seine im Jahr 1752 gedruckte Unterſuchung der Grundſätze der Moral hielt Er, ohne alle Vergleichung, von allen ſeinen hiſtoriſchen, philoſophiſchen und moraliſchen Schriften für die beſte; ſie kam in die Welt unangeſehen und unbemerket.

Aber nun war Hume voll feuriger Hofnung und Erwartung des guten Erfolges, den im Jahre 1754 ſeine Geſchichte des Hau-

ſes

ſes Stuart haben würde. Erbärmlich war ſein Selbſtbetrug. Ein einſtimmiges Geſchrey von ſchimpflichem Verweiſe, Misbilligung und ſogar Abſcheu, erhub ſich gegen Ihn. Engländer, Schottländer und Irrländer, Whigs und Torys, Cleriſey und Sektirer, Freydenker und Gläubige, Patrioten und Hofleute, verbanden ſich in allgemeiner Wuth gegen den Mann, der ſich erkühnet hatte, eine edle Thräne über das Schickſal Carls des erſten und des Grafen von Strafford zu vergieſſen; und kaum hatten ſich die erſten Aufwallungen dieſer Raſerey geleget, ſo folgte eine noch gröſſere Beleidigung für Hume, ſein Buch ſank in Vergeſſenheit. Millar, ſein Verleger, verſicherte ihn, er habe in zwölf ganzen Monaten nur fünf und vierzig Exemplare davon verkauft. Mit genauer Noth hörte Hume in allen drey Königreichen von einem einzigen

wegen ſeines Ranges oder ſeiner Einſichten beträchtlichen Manne, der das Buch ausſtehen konnte. Niemand nahm er aus, als das Haupt aller Biſchöffe von England, den Doctor Herring, und das Haupt aller Biſchöffe von Irrland, den Doctor Stone; allerdings zwey ſeltſame Ausnahmen. Beyde hohe Prälaten lieſſen ihm, jeder für ſich, ſagen, nichts müſſe ihn abſchrecken.

Deſſen ungeachtet ward der feſte Mann muthlos; und wäre damals der Krieg zwiſchen Frankreich und England nicht ausgebrochen, ſagt Er, ſo hätte er ſich ganz gewiß in irgend einer Stadt in den Provinzen Frankreichs verborgen; er hätte einen andern Namen angenommen, und wäre niemals mehr nach ſeinem Vaterlande zurückgegangen. Da er aber dieſen Entwurf itzt nicht ausführen konnte, und da der folgende Band ſchon beträchtlich bearbeitet war,

ent-

entschloß er sich, neuen Muth zu sammeln, und auszuharren.

Seine Geschichte des Hauses Tudor erschien im Jahre 1759, und in England, Schottland und Irrland war das Geschrey gegen diese Geschichte eben so greßlich, wie das Geschrey gegen die Geschichte der zwey ersten Stuarte. Endlich gieng Hume im Jahre 1763 mit dem Grafen von Hertford weg aus seinem Vaterlande nach Paris, und fand da eine Aufnahme, die für die Franzosen eben so rühmlich war, als für ihn. Diejenigen, sagt Hume sehr bescheiden, welche die wundersamen Wirkungen der Mode nie sahen, können sich unmöglich die Aufnahme einbilden, die ich in Paris bey Männern und Weibern von jedem Range und von jedem Stande fand; je mehr ich mich von ihrer unmäßigen Höflichkeit zurückzog,

deſto heftiger ward ich mit Höflichkeit überhäufet (*).

Humes

(*) Alle Gelehrte und alle Denker in Paris, von jedem Range, thaten mehr für Hume, als ſie für einen König gethan hätten; und wie man ihn in der Weiberwelt aufnahm, erzählet einer der angenehmſten deutſchen Schriftſteller, mein ſeliger Herzensfreund Sturz. „Als Hume in „Paris erwartet wurde, ſagt Sturz, gieng ihm „ſein Name voraus: alle guten Köpfe harrten „ungeduldig, parceque, hieß es, c'eſt un homme d'un eſprit infini. Kaum war er auf dem „feſten Lande, ſo caballirte man ſchon in den erſten Cotterien, um ihn früher, gewiſſer an ſich „zu ziehen. Es gelang einer eleganten Prinzeſſinn, daß ſie ihn haſchte, den Wundermann, da ſie es war, die ihn in den Cirkel „der Welt einführen ſollte. Man veranſtaltete „ein Abendeſſen, Karten flogen nach allen Cailletten, pour les inviter à un ſouper délicieux où ſe trouveroit Monſieur Ume. Nun „erſchien der trockne launigte Mann, der den „Mund nicht aufthat, wenn ihn nichts intereſſirte, und freute ſich wol in ſeinem Herzen über

„dieſe

Humes Geſchichte iſt die gewöhnliche Geſchichte aller Propheten in ihrem Vaterlande. Jeder kleine, mittelmäſſige, oder groſſe Kopf, der auch nur um einen einzigen Querfinger weiter ſehen will, als ſeine Mitbürger und ſeine Landsleute, und der ſodann noch die Thorheit begeht, das, was er ſieht, gedruckt zu ſagen, erreget augenblicklich einen allgemeinen Grimm. Kein Schriftſtel-

„dieſe Terrallen, wo alle Weiber über ihn herfielen, um auszumachen, ob er ein Weib ſey. „Nichts blieb unverſucht, um ihn zu elektriſiren. Man ſprach de ſes charmans ouvrages, die Niemand von ihnen leſen konnte, du „génie profond de Meſſieurs les Anglois. Umſonſt; der Undankbare blieb einſilbig und kalt, „und gab nicht einen Funken von ſich. Endlich „zuckten ſie betroffen die Schultern, blickten ſich „einander mitleidig an; den andern Tag küſſerte „man ſich ins Ohr: ce Monſieur Ume n'eſt „qu'une Bête. Ein Erzſpaßvogel ſetzte hinzu: c'eſt qu'il a fourré tout ſon eſprit dans ſon Livre.

ler iſt groß oder klein, der nicht auch wol kleinere Leute, wie er iſt, um ſich her habe; und alle dieſe lieben Leute werfen ihn mit Steinen. Es giebt immer Menſchen genug in deiner Vaterſtadt, die dich kleiden, wenn du keine Kleider haſt; die dich ſpeiſen, wenn dich hungert; die dir beyſpringen in jeder Noth; aber nur ſehen ſie nicht gerne, daß dir für einen Pfennig Ehre wiederfährt.

Sehr republikaniſch ſagten die Epheſer: iſt einer unter uns gelehrt, ſo ziehe er aus, und ſey es anderswo. Zieh du nicht aus, würde ich ſagen, ſondern bleib auf eine Weile nur zu Hauſe, und fliehe deine Mitbürger und deine Landsleute, nicht, um ſie zu haſſen, ſondern um ſie zu vergeſſen.

Man entſage doch nur dem Wunſche, daß die Menſchen ſeyen, was ſie nicht ſeyn können, und nehme ſie doch immer, wie ſie ſind. Es iſt wahr, man wird leicht aufgebracht

bracht durch die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten, die man in seinem Herzen trägt, wenn man Schurken sieht, die öffentlich Wahrheit und Weisheit lehren. Es ist wahr, man ärgert sich doch zuweilen über ein dummes Urtheil, zumal wenn man gleich dabey voraus sieht, es werde, am gehörigen Orte angebracht, wie elektrisches Feuer alle Köpfe ergreifen, und in wenig Tagen allgemeiner Volkswahn seyn, und bleiben. Aber, da es doch einmal der modernen Lesewelt ganz unmöglich ist, gut zu urtheilen; da über alles, was Litteratur und Geschmack betrift, sich itzt jeder Geck mit jeder Närrinn in den Richterstuhl setzt; da ohne Ausnahme über alles, was tief in jedem Menschen liegt, über jede nicht gleich aus den alltäglichen Apparenzen kenntbare Wahrheit, der grosse Haufen immer falsch urtheilet, so nehme man nur gleich vor allen

len Urtheilen den Hut ab, und denke im Herzen bis in den Tod, nichts ſey in der Welt ſo ſelten, als ein guter Richter.

Erniedrige dich auch nicht zu der allerkleinſten Empfindlichkeit gegen die armen Leute, die immer gackeln und krähen, und nie wiſſen, was. Mache doch unſchuldige Thoten nicht zu Schlangen und Skorpionen. Suche doch nicht immer nur das Böſe auf. Aber erhebe dich über das elende Geziſche und Geſumſe, das jedem Menſchen, der nur einige Aufmerkſamkeit erreget, an jedem Orte folget. Widerſetze dich nie den Meinungen von Menſchen, die du durch Vernunft nicht überzeugen kannſt; es iſt gar viel leichter, ihr Herz zu gewinnen. Wenn du nur erſt ihr Herz haſt, ſo läuft ihr Verſtand immer, wohin du ihn haben willſt.

Die Blumen muß man nicht zertreten, die Gott auf unſern Wegen wachſen läßt. Man muß

muß die Welt nicht fliehen, als bis man nichts Gutes mehr darinn thun kann. Trage darum nur jeder sein kleines Urtheil gegen alles Gute geruhig zu Markte; und was man da entscheidet, werde Regel und Gesetz in Stadt und Land. Was schadet dir das, wenn du darüber lachest. Murre nicht, auch wenn du die Menschen gar nicht gewinnen kannst; aber lerne sie ertragen.

An Höfen und in Städten und bis in die verborgensten und süßesten Ruheplätze der Einsamkeit fielen ja von jeher und überall alle mit dem grossen Haufen nicht laufende Menschen der Schmähsucht ins Maul. Gerne entsagten sie auch darum jedem Anspruch auf den Beyfall der Menschen um sich her. Geruhig zogen sie, um niemand mehr ein Dorn im Auge zu seyn, in einsame Oerter; aber freylich blieben sie zu ihrem Schaden, unter solchen Umständen, nicht frey von al-

ler

ler Misanthropie. Solon verschloß sich in sein Haus, da er der Tyranney des Pisistratus nicht länger widerstehen konnte; er warf seine Waffen auf die Strasse mit der Erklärung: lange genug habe ich die Gesetze und mein Vaterland vertheidiget, und nun machte er Verse gegen die Athenienser.

Kein Hofmann hat Herz und Eingeweide, und wünschet sich nicht deswegen zuweilen vom Hofe an den Pflug. Ohne Ekel und Aerger kann er nicht ansehen, wie oft man sich bey Hofe seine Existenz blos durch den Kammerdiener giebt; oder wie Hofdamen den ganzen Tag witzige Einfälle mit Papageyen auswechseln, und dann doch jedes Verdienst anschwärzen, jede Tugend verlachen, und zumal niemand schätzen und preisen, der sein Glück nicht durch die Garderobe suchet. Ihn jammert aller der Ränke und Schliche, durch die man die bessgesinn-

ten

ten Fürsten in Irrthum zu führen sucht, und oft die scharfsichtigsten verblendet. Er verachtet, wie die Cabalen kleiner Menschen gegen grosse, und zucket die Achseln, wenn er sieht, wie jene scheelsüchtig an diese hinaufblicken, bis sie sagen können, nun ist ein Fehlerchen gefunden; und dann wähnen, wenn das Fehlerchen herumgeflüstert ist, nun gelte der grosse Mann nicht so viel als ein Geck. Aber Beichtväter, die den Galgen verdienen, hält er doch nicht für so gefährlich, wie die armen schwachen Männerchen, denen der Bauch zerspränge, wenn sie glaubten, der Fürst gebe irgend einem vortreflichen Menschen ein gutes Wort.

Beneidet und gehaßt, beklatscht und verfolget war Dion von den Hofleuten des jüngern Dionysius, weil er nicht lebte wie sie; weil er nicht oft genug in ihre Gesellschaften kam, und weil er ihre Reden und Gesinnungen

gen nicht liebte. Kammerherren und Hofjunker gaben seinen Tugenden die wahrscheinlichsten Farben des Lasters; sie verschwärzten ihn bey dem Dionysius; sie hiessen sein ernsthaftes Wesen Stolz, und die Freymüthigkeit seiner Reden Uebermuth und Hartnäckigkeit; sie sagten, wenn er einen guten Rath geben wollte, er mache Satiren, und wenn er an ihren Ausschweifungen nicht Theil nahm, er verachte sie; und hatten, was den letzten Punkt betrift, Recht.

Alle diese schiefe und falsche Urtheile der Menschen, der verkehrte Gang, den so oft alles in ihren Köpfen hat und nimmt, dieß alles zeigt, daß man bey den menschenfreundlichsten Gesinnungen zuweilen Ursache haben mag, die Menschen zu fliehen.

Nur hassen muß man sie nicht. Schiefe Köpfe und ihre Urtheile muß man verachten; aber sie hassen ist der Mühe nicht werth.

Haß

Haß vertilget alle Liebe, und was iſt ohne Liebe das Leben! Ein kleiner Abweg leitet von gerechter Abneigung für die Menſchen zu Menſchenhaß, leicht, ſchnell und fürchterlich. Wer ſich ärgert über alle Thorheiten und Fehler, die er ſieht; wer dieß alles wiederkäuet, auch nur zur Vermehrung ſeiner Menſchenkenntniß; haſſet die Menſchen, ſobald ſie ihn beleidigen.

Dann ſchwärzt ſich ſeine Galle; dann beobachtet er ſelbſt alles falſch, und beurtheilt ſelbſt alles ſchief. Dann verfällt er in Argwohn, Misverſtändniß, Bosheit und Wuth; und wenn endlich Leidenſchaft ganz mit ſeinem Verſtande davon laüft, ſo wünſchet er vielleicht vollends mit dem Herrn von Saint Hyacinthe (*) eine einſame Inſel

(*) Herr von Saint Hyacinthe war Sohn des berühmten Biſchofs Boſſuet, und Verfaſſer des

ſel bewohnen zu können, um jeden verunglückten Menſchen, der auf derſelben nackt, verhungert und erfroren ankäme, zu tödten.

Mit dieſem ſchwarzen Gift im Unterleibe und vielem Stolze wird, zumal bey vieler Gelehrſamkeit und groſſer Schiefheit des Kopfes, dann alles an ſolchen Menſchen widerhaarig. Sie tragen allenthalben mit ſich die Peſt ihres Misvergnügens und ihrer Rache. Bald lachen ſie ſataniſch, bald brummen ſie wie Bären den ganzen Tag, und kommen immer zuerſt gegen diejenigen, die ihnen mit Freundlichkeit begegnen, in Wuth. Solche Bitterkeit des Sinnes iſt ein mächtiger Beweggrund zur Einſamkeit, und zur Feindſchaft mit allen guten Menſchen.

Mich ſchauert itzt noch, ſo oft ich mich eines Ungeheuers aus dieſer Claſſe erinnere, das

angenehmen Buches Chef d'Oeuvre d'un Inconnu par le Docteur Mathanaſius.

das ich in der Schweiz zuweilen sehen mußte. Dieser fürchterliche Menschenfeind kochte zu Hause immer Pandektengift. Mir war beständig, als wenn ich Schlangen aus seiner wilden, ungekämmten Parucke wirbeln sähe. Rother und blauer Aufsatz deckte sein Gesicht. Der liebreichste Blick aus seinen buschigten Augenbraunen war ein Blick aus der Hölle. Bey jedem Worte hieng er euch einen Proceß an den Hals. Er weidete sich an allem Bösen, wie ein Esel am Feigenbaum, oder ein Herbstdieb am Weinstock. Sein Haus war die immer offene Zuflucht aller Poltergeister im Lande, und aller Feinde der bürgerlichen Ruhe. Er vertheidigte jede Ungerechtigkeit, verfolgte alle biedere Leute, liebkoſete jeden Bösewicht, bewirthete jeden Verläumder, registrirte alle Verläumdungen, protokollirte alle Lügen, advo-

katiſirte für den Teufel, und war der Vater einer Furie.

Dieſer Helvetiſche Timon befand ſich dabey vortreflich. Er machte ſich täglich jene kleinen menſchenfeindlichen Freuden im Stillen; und lebte in ſeiner Einſamkeit zufrieden und glücklich.

Lucians unglücklicher Timon hatte Gründe zum Menſchenhaß; er bedurfte keiner Sophismen, und philoſophirte in ſeiner Einſamkeit ohne alle Juriſterey. Dieſer einſame Landfleck, ſagte Er, ſoll meine Wohnung ſeyn, und mein Grab. Alles, was Menſch iſt und heißt, ſoll mich künftig anſtinken. Bekanntſchaft, Freundſchaft, Mitleid und Erbarmen ſollen mich nicht mehr beziehen. Unglückliche zu beklagen, Nothdürftigen aufzuhelfen, iſt Schwäche und Verbrechen. Ich will wie die Thiere des Feldes mein Leben hinbringen in der Einſamkeit, und hiemand

ſoll

ſoll Timons Freund ſeyn als Timon. Alle Menſchen will ich für Schurken halten und für Betrüger, Umgang mit ihnen für Entheiligung, und Geſelligkeit für Fratzen. Verflucht ſey der Tag, da mir Einer von ihnen vors Angeſicht kommt. Ich will die Menſchen anſehen wie Blöcke von Erz oder Stein; ich will keinen Frieden mit ihnen haben und kein Verkehr; meine Einſamkeit ſey eine ewige Gränze zwiſchen ihnen und mir. Anverwandte, Freunde und Vaterland, heiſſe ich leere Namen, die niemand verehret als ein Narr. Verachten will ich alles Lob und vermaledeyen die ekelhafte Schmeicheley. An nichts will ich Vergnügen finden, als an mir ſelbſt. Alleine will ich den Göttern opfern, alleine ſchmauſen; Ich will mein Nachbar ſeyn und mein Geſellſchafter. Mein Lebenlang will ich alleine ſeyn, und allein, wenn ich ſterbe. Ich will berühmt ſeyn und

ausgezeichnet durch mein mürrisches und brummisches Wesen, durch meine widerhaarigen Sitten, durch meine Grausamkeit, durch meinen Zorn, und durch meine Unmenschlichkeit. Stirbt ein Mensch in den Flammen, und flehet er mich an, daß ich das Feuer lösche, so will ich Pech oder Oel hinein werfen, damit es besser brenne. Wollen die Fluten einen andern verschlingen, der seine Hände nach mir ausstrecket, so fasse ich ihn bey dem Nacken, und tauche ihn tüchtig herunter, damit er ersaufe.

Man weiß, aus wie sehr natürlichen Veranlassungen Lucian, der witzigste unter allen witzigen Köpfen in der Welt, diesen unübertreflich gezeichneten Wahnwitz ableitet. Dieß ist die äusserste Gränze der Wuth und der Tollheit, wozu Ungerechtigkeit, Undank, und alle Arten von schnöder Begegnung einen Menschen führen könnten, der anfangs ein

guter

guter und wohlthätiger Mensch gewesen wäre, wie Lucian seinen Timon beschreibt. Aber nicht nur solcher Wahnwitz, sondern jeder kleine Anstrich von Melankolie aus solchen Ursachen erregt den Trieb nach Einsamkeit. Antonius nannte die Wohnung Timons Haus, die er sich nach der unglücklichen Schlacht bey Actium bauen ließ; und lebte da, in der Entfernung von der menschlichen Gesellschaft, eine Zeitlang, von aller Welt verlassen.

Es giebt endlich auch Menschenfeinde genug, die sich über niemand zu beklagen haben. Sie lieben die Einsamkeit, denn sie hassen das Licht. Aus ihrer Einsamkeit schleichen sie nur, wenn es dunkel ist, heraus. So schleicht der Neid, von dem die Caraiben sagen: er sey eine der ersten Creaturen auf der Erde gewesen, er habe das Uebel auf derselben verbreitet, und geglaubt,

er ſey ſehr ſchön, aber beym Anblick der Sonne habe er ſich verborgen, und nun erſcheine er nur bey Nacht.

Aber auch ohne Hypochondrie; ohne Widerwillen gegen die ſchiefen und falſchen Urtheile der Menſchen, ihre Scheelſucht und ihre Wahrheitsſcheu; ohne eine Spur von Menſchenhaß und Menſchenfeindſchaft in der Seele; ohne irgend ein unſanftes oder einer philoſophiſchen Denkart unwürdiges Gefühl, ſuchen und wünſchen ſich doch eine groſſe Anzahl von Menſchen die Einſamkeit, blos aus Verlangen nach dem Umgang der beſten Köpfe und Herzen aller Zeiten und Völker.

Sie ſtreben nach dieſem gewählten und geliebten Ziel mit Leidenſchaft und Eifer, und haſſen nichts, als was ſie auf ihrem Wege hindert und hemmt. Jeden Stein wälzen ſie weg; ſie überwinden oder fliehen jede Abhaltung.

haltung. Aller Trübsinn verschwindet in Freyheit und Ruhe, und dann sehnet und seufzet man weiter nach nichts. Weit weg von der Gesellschaft der Menschen fliehen sie freilich, aber im Siege mit sanftem Sinn; und dann ohne irgend eine andere Rücksicht, als Freude über Zeitgewinn und Musse, und Liebe für Wissenschaft, Freyheit und Ruhe. Unlust an Welt und Leben hätten die fürchterlichsten Folgen, wenn nicht Einsamkeit auch die edelsten Vergnügungen demjenigen darböte, der sie sucht.

Für jede schöne Seele ist Einsamkeit das Gegengift der Misanthropie. Aber Seelen voll Begierde nach ihrer eigenen Vervollkommnung; voll Trieb zur Thätigkeit im Stillen und zu grösserer Wirksamkeit und Ausbreitung ihrer Kraft; Seelen, die etwas mehr wirken wollen, als man bey dem alltäglichen Lebenstritt wirket; die auch etwas für

Menschen seyn möchten, die sie nicht kennen, und von denen sie nicht gekannt sind; solche Seelen sind berechtigt zum edeln Widerwillen gegen alle Zerstreuung, und zu einiger Nichtachtung für die müssige Art, womit man gewöhnlich das Leben wegtändelt. Treibt aber auch Unlust an Welt und Leben mit solcher Absicht in die Einsamkeit, so lohnt uns diese dann wieder mit einer Energie von Gedanken und Gesinnungen, durch die man gleichgültig wird für alle schiefe und falsche Urtheile der Menschen, und stark genug an Geist und Herz zu jeder schweren Tugend.

Geist und Herz werden in der Einsamkeit erweitert, belebet, geschärft und gestärkt. Philosophen, Dichter, Redner und Helden, die ihre Kenntnisse vermehren und sich erheben wollten über den gemeinen Ton, suchten und liebten darum immer die Einsamkeit.

Die

Die Gesellschaft der Menschen verliessen sie für die Stille ihrer Gärten, und ihre freundlich einladende Schatten. Homer mahlte wol darum die einsamen Oerter Griechenlands und Italiens mit einer Stärke und einer Wahrheit, daß wir, wie Cicero sagt, durch seine Beschreibungen sehen, was er selbst nicht gesehen hat. Demosthenes floh in eine Kammer unter der Erde fern von dem Geräusche Athens, blieb da ganze Monate, und ließ sich die Hälfte seines Hauptes scheeren, damit es ihn nicht gelüste, diese Kammer zu verlassen, wo er seine Reden schrieb. Epikur lebte auf einem Garten. Die berühmtesten Helden Griechenlands und Roms theilten sich zwischen den Waffen und den Büchern, ihren Geschäften im Felde und der süssen Arbeit im Stillen, und waren eben so groß durch Philosophie, als durch Krieg. In einer schauerichten Einöde hub sich der

Kirchen-

Kirchenlehrer Hieronymus empor zu männlicher Beredſamkeit. und groſſer Macht mit der Feder, und er warf weit in die Welt aus dem Dunkeln ſeinen Glanz. Die Druiden räumten die Städte im alten Britannien, in Germanien und Gallien, wenn ſie von ihren Amtsgeſchäften frey waren, lebten in Wäldern, unterrichteten in ihrem Schatten junge Leute von groſſer Hofnung, und waren zugleich die Prieſter, Geſetzgeber, Räthe, Richter, Aerzte und Philoſophen dieſer Völker.

Joſeph, der gröſte aller Deutſchen Kaiſer und einige Könige, die Menſchheit eben ſo hoch und zuweilen höher ſchätzen als ihre Krone, haben blos, um als Menſchen zu leben, und ſich ihren Geſchäften beſſer zu widmen, in unſern Zeiten angefangen, ihre Paläſte und ihre Gärten ſtille und bürger-

lich

lich zu bewohnen, und ſich da bedankt für den Hofmarſchalls-Catechismus.

Schattige Gärten und ſtille Landgegenden ſind der geliebteſte Aufenthalt der größten Heerführer unſerer Zeit: Noch freue ich mich des erſten heitern Tages, den ich in Deutſchland hatte, als ich in den Wäldern von Antoinettenruh, bey Wolfenbüttel, einen, den berühmteſten Helden des Alterthums durch Liebe für die Litteratur und Kraft und Hoheit des Geiſtes ähnlichen, jungen Helden einſam und gedankenvoll, und mit dem Blitz in ſeinen Augen leſen ſah. Noch glühet mir mein Herz bey der Erinnerung, wie ich bald nachher auf dem Wege von Braunſchweig nach Hannover an das ruhige Landhaus Ferdinands, unſers Erretters, kam, und mich, durch das vom Fuſſe der Alpen mitgebrachte Andenken aller ſeiner auch in jenen friedſamen Hütten vom Vater

dem

dem Sohn erzählten groſſen Thaten, innigſt bewegt und mit Freudenthränen lehnte auf eine franzöſiſche Canone vor der Thür.

Zu Sansſouci, wo jener alte Kriegesgott ſeine Donnerkeile ſchmiedet und Werke ſeines Geiſtes für die Nachwelt ſchreibt; wo er ſein Volk regiert, wie der beſte Vater ſein Haus; wo er in der einen Hälfte des Tages die Bitten und Klagen des geringſten Bürgers und Landmanns lieſt, und ſeinem Lande von allen Seiten mit erſtaunenden Geldſummen aufhilft, ohne irgend eine Erſtattung zu verlangen, ohne irgend etwas dabey zu ſuchen als das allgemeine Beſte, und wo er in der andern Dichter iſt und Philoſoph; herrſchet weit umher eine Stille, in der man den leiſeſten Hauch von jedem ſanften Winde höret. Ich beſtieg dieſen Hügel zum erſtenmale im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieſes Welterſchütterers kleines Haus vor

mir

mir erblickte, ſchon nah war an ſeinem Zimmer, ſah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menſchen, der mich gefragt hätte, wer ich ſey, und was ich wolle? Ich ſah nichts und hörte nichts, und gieng frey und froh umher vor dieſem kleinen und ſtillen Hauſe.

Könige und Philoſophen, Helden und Weiſe, alle nach Licht und Aufklärung und Stärke der Gedanken und Geſinnungen ſtrebende Köpfe, ſuchten in allen Zeiten die Einſamkeit, und empfanden ihre Kraft. Ein Engländer, den ich wegen des Reichthums und der Wahrheit ſeiner Gedanken oft anführe, ſagt: es finde ſich kaum ein Schriftſteller, der die Vortheile eines einſamen Aufenthalts nicht anpreiſe, der ſich und ſeine Leſer mit den Melodien der Vögel, mit dem ſanften Wehen der Gebüſche, und dem Geräuſch kleiner Waſſerbäche nicht unterhalte;

es finde ſich kaum ein Menſch von hohem Geiſt, ausnehmenden Fähigkeiten, oder durch groſſe Thaten erworbenem Ruhme, der uns nicht einige Denkmäler einſamer Weisheit und ſtiller Würde nachließ.

Verlangen nach Einſamkeit iſt ſehr oft Verlangen, ſich Menſchen mitzutheilen, die man nicht kennt, oder von denen man wünſcht, gekannt zu ſeyn. Ach wie trübſelig verſchwindet das Leben an einem Orte, wo der Geiſt auf die elendeſte Weiſe erſchlaffet und hinwelket; wo man immer ausrufen muß: alles iſt hier leer, kalt, dürr, todt und öde! Was hundert Meilen weiter Eingang in die beſten Köpfe und die ſchönſten Herzen findet, wird immer da angeſpyen, wo man es ſchreibt. Augen, die einen Schriftſteller vorhin mit keinem Blicke würdigten, ſehen ſcheelſichtig auf ihn, ſobald er auch nur ein wenig den Kopf in die Höhe hebt.

Bibl. Univers. Lips.

hebt. Wenn ihn dann alle Feinde der Freyheit verfolgen; wenn ihn hinter dem Rücken alle zimpen Damen hohnnecken; wenn man ihn in allen Tribunalen schimpft: so geht er doch ruhig durch diesen Mückenschwarm. Wer Sachen schreibt, die den Menschen zeichnen und treffen, und dann klagt wie Petrarch (*) und Meißner (**), findet antwortende Herzen in allen Jahrhunderten.

Ein

(*) Petrarcha sagt: alle Federn, alle Zungen waren gegen mich gespitzt; meine Freunde wurden meine Feinde; der Neid verfolgte mich bis ins Grab; das Volk, das meine Lieder auswendig wußte, zerriß meine Ehre: und von denjenigen, die mich am wenigsten kannten, ward ich am meisten geschmäht.

(**) Meisners Klagen gegen sein Publikum, im deutschen Museum vom Januar 1783, hatten für meine Ohren einen Schwung, eine Neuheit und einen Zauberklang, der mich innigst bewegte

Ein Cordon der Dummheit umzieht vielleicht in Deutſchland tauſend brave Männer, und raubt ihnen Geſundheit und Leben. Ach wie viel unvollendetes laſſen ſie unvollendet; und wie rührend ſagen die Beſten unter ihnen: ich lebe und liebe, leide und wirke, empfange und gebe, miſſe und genieſſe, beſitze und mangle immer mehr! Aber je düſterer und froſtiger, kahler und ſchaaler, Hof und Stadt ſind, die ſolche Seelen einſchlieſſen; deſto muthiger und kühner bilden ſie doch oft ſich ſelbſt. Unſer Wieland, deſſen Namen die Muſen und Grazien itzt ſo gerne den Zweifiern an den Fähigkeiten und Fortſchritten der Deutſchen nennen, ward in einer kleinen Stadt in Schwaben, in dem einſamen und unbekannten Biberach, der Stolz ſeiner Nation, und ein Schriftſteller von mehr Grie-

und rührte, der aber freylich Miſton ſeyn wird für Höflinge, zimpe Damen und Tartüffen.

Griechiſchem Geiſte, als vielleicht kein Italiener, kein Engländer, kein Franzoſe.

Wo wurden die gröſten Philoſophen, die gröſten Staatsmäuner, groß? Schrieb Ariſtoteles ſeine Bücher unter den Hofleuten des Königs in Macedonien? Schrieb Plato die ſeinigen in der Geſellſchaft des Dionyſius? Alle ſuchten die Stille. Leibnitz wohnte bey Hannover auf einem Garten im Sommer. Keiner von allen unſern itzigen deutſchen Exminiſtern und Miniſtern, die durch ihre Aufklärung weit umher Licht und Zutrauen und Freyheitsſinn verbreiten, die das Reich der Dummheit in ſeine engſten Gränzen trieben, heiligen Schurken und Schurken an Höfen die blendende Maſke vom Geſichte riſſen und vor die Füſſe warfen; keiner von dieſen Lichtverbreitern und Völkererziehern bildete ſich auf Aſſembleen und mit Karten in der Hand. Necker ward nicht auf Petitſoupees in Pa-

ris; der Mann, von dem Frankreichs Geſchichte ſagen wird, auf einen ſolchen Fels baut ein Reich ſeine ewige Gröſſe.

Die Reihe dieſer mannichfaltigen Triebe für die Einſamkeit ſchlieſſen endlich Religion und Schwärmerey. Jene führet ins Stille aus den edelſten und erhabenſten Beweggründen, der tiefſten Ueberzeugung des Verſtandes, und dem wahrhafteſten und innigſten Herzensbedürfniß. Dieſe iſt Ausartung jener hohen Beweggründe, aus Schiefſinn, verkehrtem Eifer, Aberglauben und Thorheit.

Erhabene religiöſe Seelen fühlen den Trieb zur Einſamkeit mit fortreiſſender Kraft beym Anblick der Welt und ihrer Gefahren. Vielleicht misbilligen ſie im Feuer ihrer Andacht auch manche unſchuldige Freude mit einem Trübſinn, den die Sittenlehre der Religion verwirft. Aber in der Ueberzeugung, daß die Welt einmal nicht das iſt, was ihnen ihr

gröſ-

gröſstes Vergnügen bringen kann, tändeln ſie doch nicht ihr Leben hinweg. Voll Hofnung höherer Freuden und einer beſſern Zukunft, ſetzen ſie ſich in die Unabhängigkeit von dem Irdiſchen, nach der jedes ſchöne Herz im Kloſter ſtrebet. Verläugnen wollen ſie lieber frühzeitig und in der Blüthe der Jahre, was wir alle auf dem Sterbebette müſſen verläugnen. Im Leben wollen ſie lieber Schauer und Schrecken empfinden als im Tode. Bey jedem Blicke in die Ewigkeit, bey jedem Tritt auf ein Grab, verlieren darum alle Lüſte der Welt für ſie ihren Reiz. Darum gehen in der römiſchen Kirche fromme Menſchen ins Kloſter. Darum giebt Mönchen und Nonnen dieſe Sinnesart, die nicht allgemeine Religion ſeyn ſoll, und auch nicht meine Religion iſt, doch zuweilen eine Hoheit des Herzens und der Geſinnungen, vor der ich oft in der Stille meiner Kam-

mer mit Beſchämung, Wehmuth und Thränen niederfalle.

Schwärmer fliehen aus überſpannten Begriffen von Vollkommenheit die Welt. Mit jedem Fußtritt glauben ſie ſich um eine Stufe höher auf der Himmelsleiter, und verfluchen dann jeden, den ſie auf ihrer Leiter nicht antreffen. Als Gefäſſe des Berufes und der Demuth, ſondern ſie ſich oft ſchon in ihrer erſten Jugend von andern Kindern ab. Wenn dieſe Blumen ſammeln, hucken ſie mismürhig in einem Winkel. Wenn dieſe munter und fröhlich ſind, begießt ſie der junge Heiligt mit Unrath, oder wirft ſie mit Steinen. Dickköpfigt, argliſtig, ungezogen, ſchmutzig und ſchadenfroh wachſen ſie auf. Sie belauſchen aus ihren finſtern Löchern die Welt, ohne jemals zu verſtehen, was darinn vorgeht; oder laufen keichend aus derſelben weg, wie jener, der die Menſchen

schen floh, damit sie ihm seine gläserne Nase nicht zerbrechen. Schwäche der Vernunft macht ihre Imagination lebhaft, feurig und fliegsam; und werden sie auch in der Einsamkeit die größten Narren, so sind sie doch in derselben glücklich, wenn es in ihren Köpfen nur immer ungestört rappelt, faselt und spückt.

Den Trieb zur Einsamkeit aus allen bis hieher angebrachten Gründen werden gewiß diejenigen verstehen, von denen ich verstanden seyn will. Aber es giebt auch vorgebliche Ursachen und Beweggründe dieses Triebes, aus Liebe zur Mode, aus Ehrsucht, Faulheit, Wollust, Heucheley, Begierde, alte Sünden abzukaufen und neue zu begehen.

Leute von Stande ziehen in die Einsamkeit, der Mode wegen. Diese will, daß am Anfang des Sommers alles, was vornehm ist, oder sich für vornehm hält, auf das

Land gehe, und sich alsdann einbilde, nun sey kein Mensch mehr in der Stadt. Ein Philosoph für die Welt hat angemerket, Personen von Stande treiben grösstentheils zu diesem adelichen Marsch, weder Ermüdung von der Arbeit, noch Begierde nach Wissenschaft; ihre einzige Absicht sey, eine Scene von Müssigang mit der andern zu vertauschen, und in der Stille zu schlafen, anstatt öffentlich ihre Nächte durchzurasen. Der gröste Vortheil, den sie von der Einsamkeit haben, sey weiter nichts, als daß sie nun ihr lächerliches Leben in der Verborgenheit fortsetzen, und vor weniger Zeugen ihre Thorheiten verüben. Leute, die ihre Tage dem Müssigang hingeben, haben nichts von waldichten Schatten und blumichten Thälern zu hoffen. Die Dryaden machen sie nicht weise, sie lernen darum nicht besser denken, urtheilen und handeln, weil sie fern vom

Menschen-

Menſchengewühl ſind. Die meiſten Vornehmen, die den Sommer auf dem Lande verwüſten, haben alſo nach ihrer Rückkehr keinen andern Vortheil, als daß ſie die Zeit wie andere ihres Ranges hingebracht, und itzt eben ſo wie ſie, von der Glückſeligkeit und Schönheit des Landes plaudern können; von einer Glückſeligkeit, die ſie niemals fühlten, und von einer Schönheit, die ſie niemals ſchätzten.

Ehrſucht, Liebe zur Bequemlichkeit, zum Müſſiggang und zur Wolluſt, ſind auch noch in unſern Zeiten die gröſsten Beweggründe zum Kloſterleben bey dem Vater, der dieſen Stand für ſeine Kinder wählet; und bey dem Jüngling, der die Glorie ſieht, die dieſen Stand umgiebt.

Bauern und Handwerker glauben, daß man im Mönchsleben der Armuth und der Verachtung entgehe; und ſie irren ſich nicht.

Viele junge Leute ergreifen den heiligen Bettelsack, weil man ihnen dabey ehrenvolle Aussichten vorspiegelt. Man kann auch stolz in alten Lumpen seyn; denn kein Soldat dünkt sich in seiner Uniform so vornehm, wie ein Bettelmönch in seiner Kutte. Der unwissende Pöbel hat für dieselbe eine fast abgöttische Hochachtung. Nach ihrer Regel widmen sich die Bettelmönche nicht einem Stande, worinn man der Welt entsagt, so feyerlich auch sonst ihre Gelübde sind, sondern einem Stande, der sie weit mehr in die Welt wirft, und in ungleich mehr weltliche Angelegenheiten verwickelt, als der Bauernkittel, den sie verlassen. Vormals brauchte jeder Hof bey den wichtigsten Staatsunterhandlungen Bettelmönche. In der Regel der Franciskaner sind eben so tief versteckte Absichten von Ehrgeiz und unumschränkter Macht, als in den ehemaligen Constitutionen

nen des Jesuitenordens. Diese schändlichen Zeiten sind zwar vorbey; aber wer doch im Schweiße seines Angesichtes sein Brod nicht essen will, verläßt seine väterliche Handthierung; und wird ein Rekrute der Bettelmönche.

Viele haben weder Luft zur Arbeit, noch Luft zum Studieren, und denken, man werde in Klöstern vom Seegen des Himmels fett. Wenn man sieht, wie diese Hommeln allenthalben herumstreichen, um den arbeitsamen Bienen den Honig des Landes zu rauben, so begreift man, wie Abscheu vor der Arbeit und Neigung zum Müssiggange alle Bettelorden vollzählig macht. Weit geringer ist immer die Anzahl derer, die wegen zugestossener Verdrüßlichkeiten, aus Ungedult und Verzweifelung, oder aus Abneigung für die Welt, oder aus wahrem Eifer für die Gottseligkeit, oder aus irgend einem fanatischen

Trie-

Triebe, ſich in ſolche Klöſter begeben. Die meiſten Bettelmönche rief ihre Geburt zur Harke und zur Schaufel, oder zum Hammer und zur Feile; aber ſie wollten lieber in Kloſterkleidern müſſiggehen, im Müſſiggange verehrt ſeyn, und dabey gut eſſen und gut trinken. Die Mühſeligkeiten des Noviziats überwinden ſie durch die Ausſichten in eine beſſere Zukunft, und wiſſen wol, daß wenigſtens jeder Mönch, der in ſeinem Kloſter ein Amt verwaltet hat, mehrentheils aus dem Kloſter gehen kann, wann, wie lange, wie oft, wohin und mit wem er will. Sie ſehen, daß die Bettelmönche eigentlich gar nicht von der Welt abgeſondert ſind, ob ſie gleich alle hinter Mauern wohnen. Allenthalben findet man bey weltlichen Geſellſchaften Franziskaner und Kapuziner. Gewöhnlich ſind ſie die beſten Kundſchafter von allem, was in dem Innerſten der Familien vorgeht;

geht; und wegen ihrer abgeſchmackten Poſſenreiſſerey an Tafeln von Dummköpfen die beliebteſten Gäſte. Dann hat man auch, in unſern Zeiten, in Oeſterreich Bettelmönche geſehen, die ſich Kutſche und Pferde hielten.

Welchen fürſtlichen Ueberfluß genieſſen die vornehmern Mönche, deren Klöſter Goldſchlünde ſind! Nach ihren Gelübden ſollten ſie ein armſeliges, kaſteyendes Leben führen, und ſie wohnen in ſtolzen Palläſten, fahren in vergoldeten Wagen, und verzehren an ihrer Tafel die Reichthümer der ſchönſten Länderеyen. Sie lungern in ewigem Müſſiggang, und fallen in alle Laſter, zu denen Wohlleben führet. Wie viele Abteyen in Frankreich locken durch ihre angenehmen und ſchönen Wohnungen und herrliche Tafeln zu ſich, gewähren jedem, der dahin zum Beſuche kommt, jede Ergötzlichkeit, und geben ſelbſt Beyſpiele von jeder Art der Ausſchwei-

fung und der Lüderlichkeit! Die herrlichen und fruchtbaren Hügel um Neapel ſind mit den reichſten und bequemſten Klöſtern von Europa bedecket; und welcher unter allen Sünden entgehet wol irgend ein Menſch oder Mönch, und wenigſtens in Gedanken wol irgend eine Nonne in Neapel? Aller Ehren werth war der Abt eines Benediktinerklöſters, der rund und frey heraus geſtand: das Gelübde der Armuth verſchafft mir hunderttauſend Thaler jährlich, das Gelübde des Gehorſams erhub mich zu dem Range eines unumſchränkten Fürſten; nur die fruchtbringenden Folgen ſeines Keuſchheitsgelübdes erzählte er nicht.

Ein ſchöner Mönch macht allerwerts ſein Glück bey chriſtcatholiſchen Weibern. Ihre Männer dürfen ſich darüber nicht beklagen, denn ein Mönch entſagt ja allen Lüſten der Sinne und des Fleiſches. Aus wahrer

Hoch-

Hochachtung für den in so vielen Ländern angebeteten Mönchsstand ist kein Spanier und kein Portugiese eifersüchtig auf einen Mönch; und in dem Mogolischen Reiche hält es ein Vater für eine Ehre, wenn ein Heiliger bey seiner Tochter schläft.

Die Demuth aller dieser heiligen Väter scheint lobenswerth. Sie schmiegen sich und bücken sich, wo es Noth thut; und wem fällt ein, worauf, zum Exempel, auch wol ein Kapuziner stolz seyn wollte? Aber so oft ich doch in Kapuzinerklöstern war, und da vor ihrem heiligen Duft die Nase zuhielt, erinnerte ich mich an die Geschichte des Diogenes, der einst in seinem Schmutz über die prächtigen Fußdecken in den Zimmern des Plato watschelte, und dann immer dabey ausrief: ich trete den Stolz des Plato mit Füßen. Ja, sagte Plato, aber nur durch eine andere Art von Stolz.

Bey

Bey unproteſtantiſchen Dummköpfen verwebet ſich allerdings immer ein Begrif von Heiligkeit mit dem Bilde eines Mönchs. Aber eben die entſetzlich groſſe Menge von Dummköpfen in der Welt iſt die Urſache ſo vieler Spitzbuben in allen Ständen. Mancher gleisneriſche Böſewicht verbirgt darum unter einer Kutte ſeine Laſter vor frömmelnden Seelen, und ſeine inwendige Höflichkeit durch tiefgeholte Seufzer und an die Erde geheftete Blicke. Son Tche fand ſolche Einſame bey den Chineſern, und nennt ſie eben ſo argliſtige als eigennützige Betrüger, die durch eine heuchleriſche Entfernung von der Welt den Ruhm der Tugend und der Weisheit ſuchen.

Alle die angeführten Urſachen und Beweggründe zum Kloſterleben erwecken alſo doch nur einen heuchleriſchen Trieb zur Einſamkeit. Wie viel erhabener etwa der Trieb

zur

zur Einſamkeit und zum Kloſterleben unter der Herrſchaft der Römiſchen Kaiſer geweſen ſeyn mag, ſagt einer der gröſten Geſchichtſchreiber mit Worten voll Wahrheit und Kraft, indem er zeigt, wie allgemein beliebte Mönche, deren Ruf an dem Ruhme und den Fortſchritten ihres Ordens hieng, emſiglich bemühet waren, die Anzahl ihrer Mitgefangenen zu vermehren. Sie ſchlichen ſich in edle und vornehme Familien ein; und die blendenden Kunſtgriffe der Schmeicheley und der Verführung wurden angewendet, um ſich ſolcher Proſelyten zu verſichern, die Reichthum in die Klöſter brachten und Würde in die Möncherey. Mit Traurigkeit und Zorn beweinte vielleicht der Vater den Verluſt eines einzigen Sohnes; das leichtgläubige Mädchen ward durch Eitelkeit verführet, die Geſetze der Natur zu brechen; die bejahrte Frau ſtrebte nach eingebildeter Voll-

kommenheit, indem sie den Tugenden des häuslichen Lebens entsagte. Solche seltene und erlauchte Büssende p:ies man als den Ruhm und das Beyspiel ihres Zeitalters; aber die Klöster wurden auch durch Schaaren aus dem gemeinsten und niedrigsten Pöbel angefüllt, die durch diesen Tausch weit mehr gewonnen, als sie verliessen. Bauren, Sklaven und Handwerker kamen da aus der Armuth und der Verachtung zu einem sichern und geehrten Beruf, dessen anscheinende Mühseligkeiten gelindert wurden durch Gewohnheit, durch Volksgunst, und geheime Verminderung der Zucht. Roms bedrängte und durch übermässige Auflagen ausgehungerte Unterthanen entgiengen, da dem Drucke der kaiserlichen Herrschaft; und der kleinmüthige Jüngling wollte doch lieber im Kloster büssen, als die Gefahren des Soldatenstandes dulden. Die erschrockenen Einwohner

wohner der Provinzen von jedem Range, die vor dem Einbruch der Barbaren flohen, fanden Schirm und Unterhalt in Gotteshäusern, wo sich ganze Legionen begruben; die nämliche Ursache rettete einzelne Menschen und entnervte das Reich.

Als Roms Bischöffe allmählig eine unumschränkte Gewalt sich erwarben über die Gemüther und Herzen der Menschen; als sie Fürsten und Könige an ihrem Seile führten wie zahmes Vieh; als Lügen aus dem Vatikan in der ganzen Christenheit das Wort Gottes verdrängten, und ganz Europa gebunden lag unter dem Joche der Pfaffheit, pries man das Klosterleben als eine zweyte Taufe, als einen Stand der Reinigung und Abwaschung von allen Flecken der Seele. Der Oberpriester an der Tiber bediente sich der Mönche zu Allem; in ihrer Abhängigkeit von ihm waren sie die auserwähltesten Werk-

zeuge ſeiner Ränke, und durch ſie vergröſſerten ſich ſtromweiſe die Einkünfte der apoſtoliſchen Kammer. Erſt machte man die Klöſter zu einer Art von Gefängniß oder Verbannung, womit man in den Morgenländern ſeit dem ſechsten Jahrhundert, und in Frankreich unter der Regierung der zwey erſten Königlichen Häuſer die gröſten Herren ſtrafte. Im ſiebenten Jahrhundert gab ſchon beynahe jeder Vater einige Kinder in dieſe heilige Wäſche. Man weihte dem Mönchsſtande Kinder in der Wiege. Sie wurden durch eine ſchriftliche Verſicherung den Klöſtern geſchenkt; ſie ſollten die Sünden ihrer Familie tragen, und ihr den Himmel verdienen. Mit Bann und Fluch belegte man dieſes Geſchenk, aus Furcht, der raſche Jüngling oder das blühende und verliebte Mädchen widerſetzen ſich einſt der tollen Schenkung.

Die

Die ganze Chriſtenheit glaubte, man dürfe nur ſeine Güter den Mönchen zu verzehren geben, ſo ſey ein langes und ſchändliches Leben ausgeſöhnet bey Gott. Wenn gleich der ſchwächere Theil des Adels, um ſich vor der Raubbegier des ſtärkern zu retten, auch zuweilen Schutz bey den Mönchen ſuchte, und ihnen ſeine Güter zu Lehnen gab, ſo tauſchten doch die meiſten mit aufrichtigem Ernſt ihre Aecker und Grundſtücke gegen himmliſche Schätze. Der Adel raubte auf offener Landſtraße, und mordete ritterlich, und genoß jede Verbrecherluſt auf Burgſtall und Schloß, und tilgte dann dieß alles durch Allmeſen an die Mönche, und war verſichert, ſo komme ein Edelmann geraden Weges in den Himmel.

Durch Bereicherung der Klöſter hofte man allgemein, ſich jenſeits des Grabes den glücklichen Zuſtand für die Ewigkeit zu erkau-

sen. Die Franken glaubten, der jüngste Tag sey vor der Thür, und ihre Pfaffen sagten ihnen, es sey kein anderer Rath, denselben abzuwenden, als sein Vermögen in die Klöster zu geben; alle Stiftungsbriefe enthielten keine andere Beweggründe, als Erlösung der Seele und Abtilgung der Sünden. Die Hofnung der Seligkeit war für diejenigen noch gewisser, die mit ihren Reichthümern sich selbst in Klöstern begruben; durch ihre Erniedrigung und ihr Geld erlangten sie gedoppelt die Fürbitte der Mönche, dieser Gesalbten des Herrn und des Römischen Stuhls.

So erbärmlich wurden die Menschen in vielen Jahrhunderten durch Religionswahn geleitet; aber verachten kann man sie deswegen nicht, weil Wahn den groſſen Haufen immer allenthalben und in Allem leitet.

Eben

Eben ſo andächtig und eben ſo fromm als in der chriſtcatholiſchen Kirche wäre man in Japan, wenn die Menge von gottesdienſtlichen Perſonen, Einſamen, und Klöſtern Andacht bewieſen. Aber das Verhalten der Japaniſchen Mönche und Eremiten zeigt, daß man auch zuweilen alte Sünden abwäſcht, um neue wieder zu begehen.

Auf dem Wege von Meaco nach Jedo ſiehet man auf einem einzigen Berge nicht weniger als dreytauſend Tempel. In Meaco ſelbſt zählte man, den geiſtlichen Hof von Japan nicht mitgerechnet, nur allein zwey und funfzigtauſend hundert und neun und ſechzig Pfaffen. Seit zwölfhundert Jahren blühet der Orden der Jammabos, oder Bergſoldaten von Japan, die urſprünglich nach ihrer Regel gehalten wären, für ihre Götter und die Religion ihres Landes zu fechten. Ihr Leben iſt jedoch eremitiſch,

und ihre Abſicht, die zeitlichen Güter für die ewigen, das Vergängliche für das Unvergängliche, ein bequemes Leben für ein ſtrenges zu verlaſſen, und die Kaſteyungen des Leibes der Wolluſt vorzuziehen. Trieb und Drang zur Einſamkeit ſind jedoch bey ihnen durch einige Bequemlichkeiten gemildert; denn dieſe Eremiten ſteigen zuweilen im Winter von ihren heiligen Bergen herab, baden ſich aber täglich in kaltem Waſſer, und nothzüchtigen dann auf der Stelle wenigſtens alles, was weiblich iſt. Der Trieb zur Einſamkeit und zum Kloſterleben ſoll nur darum in Japan ſo ganz übermäſſig ſeyn, weil dort alle Heiligen, alle Mönche und Eremiten, unter dem frommen Deckmantel der Weltverachtung, im Dienſte des Himmels, ſo geil leben können, als ihnen beliebt; aber bey den Japanern iſt wie bey unſern Bettelmön-

chen

chen der Trieb zur Einſamkeit nur Vorwand, und nicht Zweck.

Dieſe lange Reihe von Urſachen des Triebes zur Einſamkeit könnte ich noch mehr zerſtückeln. Aber mancher würde mich nicht verſtehen, dem es leichter ſcheinen mag, den Menſchen zu predigen, als die Menſchen zu begreifen.

Temperament und Kränklichkeit haben unſtreitig bey vielen der angeführten Urſachen einen mächtigen Antheil. Jede wirket darum hundertfach bey dem einen, und wenig bey dem andern. Der ſtärkſte Trieb zur Einſamkeit iſt ſehr oft ein unläugbares Merkzeichen zerrütteter Organen. Mehr oder weniger gedrückte und gereizte Nerven wirken leider nur zu ſchnell, zu tief und zu beharrlich, auf unſere Seele und auf unſer ganzes Verhalten, um auch nur den geringſten Zweifel übrig zu laſſen, daß man nicht gera-

de deswegen ſo oft wünſche, alleine zu ſeyn. Menſchenſcheu und Menſchenflucht ſind immer im Gefolge der Melankolie.

Der Antheil körperlicher Urſachen an Hang und Trieb zur Einſamkeit wird ſich jedoch beſſer entwickeln, wenn ich die Menſchen betrachte, die in den Morgenländern zuerſt das Beyſpiel einer Lebensart gaben, womit man Menſchen auf Felſen und in Wüſten lockte, weg aus der Geſellſchaft ihrer Brüder in die angenehmen Wohnungen der Schlangen und der wilden Thiere; und dann auch die Völker, die aus natürlichen Anlagen mehr zur Ruhe und Abſonderung geneigt ſcheinen, als zur Geſelligkeit.

Viertes Capitel.

Trieb zur Einſamkeit in den erſten Zeiten der Chriſtlichen Kirche, und überhaupt in warmen Ländern.

Unter dem brennenden Himmel und in den ſchauerichten Einöden von Afrika und Aſien hat der Menſch entweder einen weit gröſſern Trieb zur Einſamkeit aus Melankolie, oder einen gröſſern Hang zur Ruhe aus Trägheit, als in Ländern, wo die Köpfe weniger warm ſind, und die Körper durch Sonnenhitze weniger erſchlaffen.

So ſchnell auch in den Abendländern eine groſſe Menge von Klöſtern bey der tiefen Nacht einer allgemeinen Barbarey entſtand; ſo viel beſſer der nordiſche Körper ſelbſt zur ſtrengſten Möncherey gebaut ſeyn mag: ſo

wenig

wenig wird doch dadurch erwieſen, das Elima habe auf den Trieb zur Einſamkeit keinen Einfluß. Was in Afrika und Aſien das Clima oft allein zum Beſten der Möncherey vermochte, that unter dem deutſchen und nordiſchen Himmel die behagliche Abſicht in fetten Gotteshäuſern, auf Unkoſten alter abergläubiſcher Matronen und vornehmer Verbrecher, heilige Bäuche zu mäſten.

Der allmächtige Trieb zur Einſamkeit in Afrika und Aſien muß aber zuerſt erwieſen ſeyn, bevor ich ſeine nächſten Urſachen unterſuche. Ich muß die mannichfaltigen und verwickelten Veranlaſſungen deſſelben nach ihrer erſten Entſtehung und Einwirkung aneinanderreihen; ich muß zeigen, daß Schwärme von Mönchen und Einſiedlern in den Wüſten von Egypten erzeugt worden ſind, wie Schwärme von Inſekten aus Nilſchlamm. Juden und Chriſten, Heiden und Türken, haben

haben in jenen Ländern auch so viel gemeinschaftliches, daß man nicht gleich sieht, wo göttliche Inspiration, oder menschlicher Enthusiasmus und wilde Schwärmerey in die Einsamkeit trieben.

Kleine Republiken von Einsamen entstanden schon unter den Juden, nach den einzelen und ehrwürdigen Beyspielen des Elisa und Elias, der Kinder der Propheten, die sich Hütten an den Gestaden des Jordans erbauten, dem Gedränge der Städte entwichen, und sich von Kräutern nährten; des Jonadab, eines Sohns des Rechab, und seiner Kinder, die alle in der Einsamkeit lebten.

Fabel oder Muthmassung erfüllen beynahe die ersten Capitel von jeder Geschichte, die nicht göttlichen Ursprunges ist. Man glaubt, es haben sich nach der ersten Zerstörung des Tempels hier und da einige Juden in wüste

und

und einſame Oerter geflüchtet, und daſelbſt wegen der Unmöglichkeit des öffentlichen Gottesdienſtes ihr Leben nach der viel ältern, und ihnen nothwendig bekannten Art der Egypter in der Beſchaulichkeit hingebracht. Wahrſcheinlich glaubten in der Folge dieſe Juden nach einem in Egypten ſchon eingeführten Lehrſatze, man bringe ohne Tempel und Altäre in milder Ruhe des Geiſtes und des Herzens dem Herrn ein reines und gefälliges Opfer. Wahrſcheinlich ward dieſer Glaube von wenigen nachgehends eine Lehre, weil man doch immer gerne andern anpreiſt, was man ſelbſt thut. Wahrſcheinlich gefiel dieſe einmal beliebte Lebensart auch in den beſſern Zeiten der Juden, und erwuchs dadurch in die Sekte, die Pythagoräiſche Grundſätze mit dem Moſaiſchen Geſetze zuſammenzwang. Gewiß iſt, daß die Eſſäer eine Jüdiſche der Einſamkeit und der Beſchau-

ſchaulichkeit ſich widmende Sekte geweſen ſind, die vieles von den Heiden und am meiſten von den Pythagoräern genommen, und dann allmählig ſich verbreitet hat durch Egypten, Syrien und Paläſtina.

Die Lehren und Meynungen der Eſſäer waren nicht durchaus einſtimmig. Alle kamen zwar darinn überein, der vernünftige Gottesdienſt beſtehe in Stille und Beſchaulichkeit, man mache ſich Gott durch ſtrenge Tugend gefällig, und zu dieſer Tugend bereite man ſich durch eine genaue Diät, und andere Prüfungen. Eine Gattung der Eſſäer hieſſen Theoretici; dieſe lebten in der Abgeſchiedenheit, und in beſtändigem Nachdenken. Eine andere Gattung derſelben hieſſen Praktici; dieſe lebten unter ſich in Geſellſchaft. Einige unter den letztern waren eben nicht gegen die Heurath; aber ſie ſetzten ihre Weiber erſt drey Jahre auf die Probe, und

dann

dann umarmten ſie dieſelben nur ſo viel, als nöthig war, um mit ihnen Kinder zu zeugen. Ihr Ehbett war alſo keuſch und unbefleckt. Die meiſten blieben jedoch unverehlicht, weil ſie die Untreu ihrer Weiber bey ſolchem Verhalten befürchteten, und Hauskrieg bey dem Misfallen über Untreu. Die ſtrengſten und nicht zahlreichen Eſſäer ſchmachteten in Egyptiſchen Wüſten, und führten da ein ſtilles und hartes Leben, um Gott mit voller Faſſung des Geiſtes zu dienen. Diejenigen hingegen, die in Judäa und Paläſtina wohnten und deren Anzahl auf viertauſend gieng, trugen ganz das Joch der Jüdiſchen Ceremonien.

Ueberhaupt hatten die Eſſäer keinen Einfluß in die herrſchende Religion und Staatsverfaſſung der Juden. Vermuthlich hat auch deswegen der Heiland der Welt ihrer nie erwähnet, ob ſie gleich durch ihre ſelbſt erſon-

erſonnene und zum Theil von den heidniſchen Weltweiſen nachgeahmte Heiligkeit die Einbildungskraft blödſinniger Menſchen verleiteten, ſich einen Weg zum Himmel zu bahnen, der ſie von dem Himmel abführte.

Die Therapeuten waren, wie die Eſſäer, eine Jüdiſche in Egypten entſtandene Sekte.

Sie haben wie dieſe, nach ihrer Rückkehr unter dem Ptolemäus Philadelphus, in den Gefilden von Judäa Gott allein mit dem Herzen gedient. Nachgehends verbreiteten ſie ſich auch weit häufiger in andere Länder, vorzüglich in Egypten, und zumal bey der Stadt Alexandrien. Ihre Lehre und ihr Leben hatte einen höhern und weit mehr ſchwärmeriſchen und alſo auch in dieſen Ländern weit mehr gefälligen Schwung; denn ſie entfernten ſich weit mehr von dem Moſaiſchen Geſetze, und der geſunden Vernunft. Voll widernatürlicher Begeiſterung und aberglau-

biſcher Träumerey, verlieſſen ſie ihre Weiber, ihre Kinder und Güter, lebten abgeſondert in Cellen und doch beyſammen, mehrentheils auf den berühmten Bergen von Nitrien, dem nachherigen Wohnſitz ſo vieler Chriſtlichen Schwärmer. Neben ihren äuſſerſt ſtrengen Uebungen in der Gottſeligkeit, ſtudirten ſie da, nach den Lehrſätzen des Pythagoras, Metaphyſik, Aſtronomie und Dichtkunſt.

Die Chriſtliche Religion kam durch den Evangeliſt Markus in Egypten. Er warf die Samen ſeines Evangeliums in Alexandrien aus, und dieſer brachte Egyptiſche Früchte. Jeſus hatte den groſſen Zweck bey ſeiner göttlichen Religion, daß Menſchen unter Menſchen gemeinnützig leben; treues Aushalten in geſelliger Tugend war nach ſeiner Lehre der Weg zur höchſten moraliſchen Vollkommenheit. Aber dieß ſchien den

Egypti-

Egyptiſchen Chriſten nicht genug. Sie wollten, weil ſie in allem weiter giengen als Jeſus Chriſtus, das höchſte Ideal aller moraliſchen Vollkommenheit übertreffen. Ein groſſer Kirchenſchriftſteller beſchuldigt ſie ſogar, daß nichts ihnen ſo ſehr geſchmeichelt habe, als die Kunſt ſelbſt eine Religion, welche ſie für göttlich hielten, mit ihren Erfindungen zu bereichern, und über die Vorſchriften derſelben ſich zu erheben; daß ſie darum eine Bahn betreten, welche durch neue und rauhe Umwege noch gewiſſer zu dem Zwecke zu führen und von der Heerſtraſſe der Laſter noch abgelegener zu ſeyn ſchien, als die Bahn, die Jeſus Chriſtus uns zeiget. Sie vergaſſen alle Pflichten gegen die menſchliche Geſellſchaft; die Einrichtungen des Schöpfers wurden umgeſtürzet, die Gaben Gottes wurden undankbar verachtet. Aus dem ganzen Geiſte und der ganzen Denkart

und allen Geſchichtſchreibern jener Zeit erhellet, daß die Egyptiſchen Chriſten glaubten, weiſer zu ſeyn, als der göttliche Stifter ihrer Religion.

Neuerſonnen war alſo ihre Frömmigkeit, wie ein treflicher Schriftſteller ſich ausdrückt, der in Abſicht auf die wahre und innere Kerngeſchichte des Mönchsweſens tiefer ſah, als alle Obereite in ihren Cellen und Löchern.

Deſto mehr Beyfall fand ſie unter den vielen ſchwermüthigen und traurigen Menſchen, da dieſe ſchon eine natürliche Abneigung gegen alle Annehmlichkeiten des Lebens hatten. Alle dieſe milzſüchtigen Phantaſten ſtrebten immer nach etwas mehr als der Chriſt ſeyn ſoll; denn nur der hieß ein vollkommener Chriſt, der durch harte Uebungen der Selbſtverläugnung aller Menſchheit entſagte. Man nannte dieſe überſpannten Egyptiſchen Männer Aſceten, das iſt, ſolche,

die

die sich üben, und deren grosser Lebenszweck war, durch diese Uebung und Vorbereitung tugendhafter und vollkommener zu werden am Stiste und am Leben.

Asceten waren allerdings auch schon die allererstten Christen, wenn man auf die rühmlichen und fruchtbaren Uebungsmittel der Frömmigkeit zurücksicht. Aber der eben angeführte Kirchenschriftsteller zeigt wieder vortreflich, daß kein Stand in der menschlichen Gesellschaft, keine Art von Speise oder Trank, bey den Apostein Hindernisse der Gottseligkeit hiessen; denn eben dieses sollte die grosse Kunst der Christen seyn, der Welt zu geniessen, ohne sie zu misbrauchen, und durch sie zum Dienste Gottes untüchtig zu werden.

Die Egyptischen Asceten hingegen waren wilde Schwärmer, welche immer mehrere Neuerungen, in guter Absicht und mit ge-

ringer Ueberlegung, aufbrachten. Einige trugen den philoſophiſchen Mantel. Viele hielten es für ein ſehr verdienſtliches Werk, mit ihren Weibern ſich blos im Geiſte zu vereinigen. Alle übten ſich in allem, was die menſchliche Natur quälet, damit die Reizungen der Wollüſte deſto weniger Eingang bey ihnen finden. Sie beteten zwar, wie recht iſt; aber ſie thaten dabey nichts als faſten, wachen und heulen. Sie züchtigten ihren Leib, und übten ſich ſo lange in der Knechtſchaft des Aberglaubens und der Schwärmerey, bis ſie endlich die chriſtliche Religion völlig umkehrten. Es war Sitte unter den Egyptiſchen Aſceten, immer zu glauben, ſie haben geſündigt, alſo auch immer Buſſe zu thun, ohne daß es ihnen die Kirche befahl, oder ſie in Ermangelung dieſer Werke von den Sakramenten ausſchloß. Sie waren alſo ſchon hierinn den Heiden gleich, die ſich

ſchmei-

ſchmeichelten, durch blutige Zerfetzungen des Geſichts, durch das Sitzen in zerlumpten Kleidern, durch das Wälzen im Staube und die Beſchmierung des ganzen Körpers mit Koth, Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Die aſcetiſchen Jungfrauen ſchämten ſich ihrer Weiblichkeit; die Jünglinge entmannten ſich, in heiliger Wuth, wegen der misverſtandenen Lehre, wenn dich ein Glied ärgert, ſo hane es ab. (*)

(*) Aus dieſer falſchen Exegetik entſtand, um das Jahr Chriſti 240, eine noch weit gefährlichere Gattung von Aſceten. Man nannte ſie Valeſier. C'etoient des heretiques fort dangereux, ſagt ein franzöſiſcher Kirchenſchriftſteller, car croyant que la concupiſcence etoit la liberté, ils ſoutenoient, qu'il falloit en ſupprimer la ſource, en ſe faiſant Eunuques; et ils pouſſoient leur charité & leur zéle jusqu' á faire Eunuques tous ceux, qu'ils pouvoient attraper. C'etoit là leur bonne oeuvre principale.

Bevor Egyptiſche Philoſophie, dieſes berühmte in Alexandrien entſtandene Gemengſel aus den Lehren des Pythagoras und Plato, mit Egyptiſchem Chriſtenthum ſich vermengte, und Einſamkeit und Möncherey einzige Beſtimmung des Menſchen und einziger Lebenszweck in den Augen unzähliger Egyptiſcher und morgenländiſcher Unmenſchen ward, gab es alſo ſchon Leute, die ſich von ihren Anverwandten und allem Weltumgang entfernten. Viele von ihnen thaten aber auch dieſes nicht, und entſagten nur allem, was den Sinnen ſchmeichelt, dem Ehеſtand, dem Fleiſche, dem Wein, allen nahrhaften Speiſen, allem, was nur den Körper angeht. Aber alle wollten ihre Seele reinigen, und ſie befreyen von allen Leidenſchaften und Lüſten.

Als ſodann aller Aberglauben der Neuplatoniſchen Philoſophie ganz mit dem Chriſtenthum

thum zuſammenfloß, kamen auch in jenes einfachere aſcetiſche Leben mehr Egyptiſche Fratzen. Plato hatte ſchon verführeriſch genug gelehret: das Leben des Weiſen müſſe ein beſtändiges Beſtreben zu ſterben ſeyn, oder den unſterblichen Geiſt vom zerbrechlichen Leibe zu befreyen. Der einzige Weg, der zur Gottheit hinaufleite, oder das einzige Mittel, was die abgefallenen Flügel der Seele wieder wachſen mache, ſey Ertödtung der Sinne und Leidenſchaften, und anhaltende Forſchung und Anſchauung der ewigen Wahrheiten. Der wahre Weiſe bekümmere ſich, von ſeiner erſten Kindheit an, gar nicht um die Wege, die zu Gerichtshöfen, oder Rathhäuſern, oder andern öffentlichen Verſammlungsplätzen führen. Er höre und ſehe nichts von geſchriebenen und ungeſchriebenen Geſetzen oder Volksſchlüſſen, und alles Wetteifern um öffentliche Aemter und Ehrenſtellen

werde ihm, wie grosse Gastmäler und fröliche Zusammenkünfte, nicht einmal im Traume bekannt. Er wisse nichts weder von der neuern noch ältern Geschichte seines Vaterlandes, und merke es nicht einmal, daß er nichts davon wisse. Er entsage diesem allem, nicht aus Eitelkeit, nicht in der Absicht, selbst mit seiner Unwissenheit zu prahlen, sondern das alles halte er für nichtswürdige Kleinigkeiten, die seine Aufmerksamkeit nicht einen Augenblick verdienen. Der Weise verweile und wandle nur allein seinem Leibe nach unter seinen Mitbürgern, sein Geist hingegen schwebe allenthalben umher, und senke sich entweder unter die Erde hinab, oder hebe sich auch über alle Himmel empor, um die Natur eines jeden Wesens auszuspähen. Müsse er aber sich vor Gericht verantworten, oder vor dem Volke reden, so sey er in der grösten Verlegenheit, und werde

eben

eben wie Thales, da er in eine Grube fiel, dem elendeſten Pöbel zum Gelächter, weil er von allem was zum gemeinen Leben gehört, oder gewöhnlichen Menſchen vor den Füſſen liegt, gar nichts wiſſe. Er verachte Hoheit des Standes, unermeßliche durch mehrere Länder fortlaufende Beſitzungen, Adel und Alterthum des Geſchlechts, ungeheure, von entfernten Vorfahren aufgehäufte, Schätze, als Spielwerke von Kindern, auf die kein groſſer himmliſch geſinnter Geiſt ſtolz ſeyn könne. Endlich ſpotte er aller Künſte und Wiſſenſchaften als unnützer Weibermährchen, diejenige ausgenommen, welche ihn lehre, wie er ſo geſchwind als möglich aus dem irdiſchen unreinen Wohnſitze der Vergänglichkeit in eine beſſere Welt entfliehen könne, wo keine Verwandlung ſey, keine Entſtehung, und auch kein Untergang.

Hingeriſſen durch dieſes ſchwärmeriſche Wortgepränge, begnügten ſich die Egyptiſchen Aſceten nicht etwa nur, den erſten allervollkommenſten und unſerm Heiland ganz nachgebildeten Chriſten von Jeruſalem gleich zu ſeyn. Solches Chriſtenthum war für ſie zu flach. Alle Platoniſer, ſagt ein tiefer Erforſcher der Denkart dieſer Zeiten (*), die am Ende des zweiten, und noch mehr diejenigen, welche im dritten Jahrhundert lebten, trugen jene Grundſätze des Plato vor, und wurden dadurch nicht nur ſelbſt unbrauchbare Mitglieder, ſondern auch Verräther

(*) Herr Meiners, Profeſſor in Göttingen, der in ſeinen Betrachtungen über die Denkart dieſer Zeiten, und auch in ſeiner Geſchichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfaſſung der Römer, gezeiget hat, wie leicht ſich deutſche Philoſophie mit aller hiſtoriſchen Kunſt der Engländer und dem edelſten Styl, unter einer Meiſterhand vereinigt.

ther der bürgerlichen Gesellschaft, indem sie derselben junge hofnungsvolle Männer entzogen. Sie wählten eine Lebensart, wodurch diejenigen, die Lehrer, Aufklärer und Besserer ihres Zeitalters hätten seyn können, weiter nichts wurden als unnütze philosophische Mönche.

Alle diese grübelnden und müssigen Schwärmer lehrten ohne Ausnahme, wie der angeführte grosse Mahler alter Denkart und Sitten zeigt, der Mensch werde nur allein durch das Hinaufsteigen zu Gott glücklich; und zu dieser höchsten Glückseligkeit, zur Wiedervereinigung mit Gott, könne er nie gelangen, wenn nicht alle Bande aufgelöst würden, welche die Seele an die Materie fesseln. Sie behaupteten, der ruhige, in der Stille forschende Liebhaber der Weisheit brauche weder dauerhafte Gesundheit noch Athletenstärke, um der höchsten Glückseligkeit theilhaft zu

werden;

werden; denn diese könne man nicht anders erreichen, als wenn man alle Leidenschaften allmählig ersticke, und nichts begehre, oder befürchte, über nichts traure, oder sich freue, was man nicht in seiner Gewalt habe zu erlangen, oder zu vermeiden. Also hatten die neuern Platoniker, sagt der vortrefliche deutsche Philosoph, ganz wunderliche Begriffe von der Vollkommenheit der menschlichen Natur, indem sie Tugenden nicht nach dem Verhältnisse des absichtlichen Guten schätzten, das durch gewisse Fertigkeiten und Handlungen gestiftet wurde, sondern nach dem Grade, in welchem sie uns von der Materie entfernten, und der Gottheit näher brächten.

Solche müssige Grillen und abentheuerliche Phantastereyen flossen nun in Egypten in die Christliche Religion, und verdarben sie bis zur Unkennbarkeit. Philosophirende

Chri-

Christen, die sich vornahmen ein Christlich heiligeres und Neuplatonisch erhabenes Leben zu führen, bestrebten sich, ihre Seele durch Beschaulichkeit, Enthaltsamkeit, Einsamkeit und körperliche Qualen von ihrem Körper loszureissen, um sie schon in diesem Leben näher mit Gott zu vereinigen. Ueber alles Irdische weggehoben, von allem, was aus der Welt ihnen noch anhieng, gereinigt, hofften sie sich himmelhoch zu verlieren im Wesen aller Wesen. Zweyerley Frömmigkeit und zweyerley Tugend entstand daher in Egypten. Man war gemein fromm und erhaben fromm; fromm daß es jeder sehen konnte, und fromm daß es nur die Eingeweihten verstunden. Gemeine Christen arbeiteten; erhabene Christen ruhten. Also war eigentlich die träge und lichtscheue Mystik das Produkt aller dieser Schwärmerey, des übel verstandenen Evangeliums, der

aben-

abenthenerlichen Neuplatonischen Philoso-phie, und dann auch der brennenden Son-nenhitze, in der sich der Mensch keine gröss-re Glückseligkeit denket als Kühlung und Ruhe.

Viele Asceten hatten doch vormals noch in ihren Häusern und unter Menschen gelebt. Aber seitdem sie durch ihre luftige Grund-sätze gelernt hatten, aus sich den Platoni-schen Funken der Göttlichkeit wie Feuer aus einem Kiesel herauszuschlagen, alle ihre Lei-denschaften wie Glas zu zerbrechen, alle Ein-drücke der Sinne rein zu zerstören, die See-le probhältig zu ihrem Urquell zu erheben, und ihr höchstes Gut in nichts zu suchen als in träger Ruhe, sonderten sie sich alle ab von den Menschen. Am Ende des zweiten und im dritten Jahrhundert, also in den Zeiten der größten Herrschaft der Neuplatonischen Philosophie, zogen die Asceten aus den Städ-

ten

ten in einsame Oerter, und man nannte sie Mönche, das ist, Einsame.

Einige hatten freilich vorher schon einsam gelebet. Aber der grosse Kirchenlehrer Mosheim hält für gewiß, daß viele blos der Egyptischen Philosophie zufolge, die ihnen durch ihre Lehrer vorgetragen ward, also in der Absicht die höchste Stufe der Heiligkeit zu erreichen, diese strengere Lebensart wählten.

Sie lebten nun zuerst in Egypten und nachher in Syrien, in der Entfernung von den übrigen Menschen, entweder beysammen, und wählten sich in hohen und festen Entschlüssen einen Vorsteher, Vater und Aeltesten, nach dessen Führung, Ermahnungen und Beyspiel sie hoften ihren Kampf zu vollenden. Oder dieß schien ihnen auch nicht genug zu ihrem Platonisch mystischen Zweck, weil doch viele befürchteten, durch den An-

blick ihrer Brüder, ihre Geſpräche, gemeinſchaftliche Arbeit und Gebet, die gänzliche Einkehr der Seele in ſich ſelbſt zu verhindern, und die erhabene myſtiſche Ruhe, die ſie ſuchten, zu verfehlen. Darum begaben ſich dieſe in Wildniſſe und in die abgelegenen Wohnungen wilder Thiere, wo ſie ein hartes, trauriges und troſtloſes Leben führten. Jene hieſſen Cenobiten, dieſe Anachoreten oder Eremiten.

Caſſianus iſt der erſte Schriftſteller, der als Augenzeuge und aus dem Munde der Egyptiſchen Mönche alle dieſe Nachrichten geſammelt hat. Er ſagt nach einem dieſer Mönche: der Zweck von jedem unter ihnen ſey eine unbewegliche Gemüthsſtille; alles müſſe ſich in ihm erheben zum geiſtigen Anſchauen Gottes, und zur beſtändigen Reinheit des Herzens, wodurch man allein Gott ſehe; nur Eins müſſen Mönche wollen, und dieſes

dieſes Einzige ſey Gott. Alſo war im zweiten und dritten Jahrhundert Myſtik der Urſprung aller Möncherey; alſo war der erſte Zweck des Mönchweſens etwas, wovon Millionen Mönche nie gehöret haben und nichts wiſſen. Alſo haben Pythagoras, und Plato, und Philo (*), und Egyptens brennende Sonnenhitze und trockener Himmel die Myſtik hervorgebracht, und Myſtik die Möncherey.

Viele Chriſten flohen auch in die Wüſten, um den Verfolgungen der Römiſchen Kaiſer zu entgehen, und viele kamen aus den Wüſten nicht wieder zurück. Einer der berühmteſten von denen, welche der Verfolgung des Decius entgiengen, war Paulus, der erſte Chriſtliche Einſiedler aus Theben gebürtig.

(*) Mosheim, der dieß alles in das deutlichſte Licht geſetzet hat, findet das ganze Syſtem der Myſtik bey dem platoniſirenden Juden Philo.

Als das Bedrängniß der Christen in Egypten den Anfang nahm, suchte dieser edle, reiche und gelehrte Jüngling sich an einem entfernten Orte auf dem Lande zu verbergen. Allein da man ihn den Heiden entdecken wollte, begab er sich tief in die wüsten Gebürge; nach einem langen zurückgelegten Wege fand er einen Berg, und an dessen Fusse eine grosse, mit einem Steine verschlossene Höhle. Er gieng hinein, und kam zu einem geräumigen Platz, der oberhalb eine Oeffnung hatte, die ein alter Palmbaum mit weit ausgebreiteten Aesten bedeckte; auch eine sehr klare Quelle, die sich aber, kaum daß sie hervorgeflossen war, wieder in der Erde verlor. Ausserdem gab es in diesem Berge viele Wohnungen, und in denselben verschiedene Werkzeuge zum Münzen, denn zu den Zeiten der Cleopatra nahmen falsche Münzer in diesen Ort ihre Zuflucht.

Hier

Hier wählte Paulus sogleich seinen Aufenthalt. Der Palmbaum gab ihm Kleidung und Speise, die Quelle seinen Trank. Er lebte daselbst unter Gebet und andern geistlichen Uebungen bis in sein hundert und dreyzehntes Jahr, ohngefähr bis gegen 340. Damals ward er dem Antonius bekannt, der in einer andern Gegend dieser Egyptischen Wüsteneyen eine gleiche Lebensart seit vielen Jahren führte, und eben bey dem Paulus ankam, um ihn, als er gleich darauf starb, zu begraben.

Paulus war also der erste unter den Christen mit Namen bekannt und berühmt gewordene Einsiedler, der eine Stufe höher stieg als die gewöhnlichen Asceten, in seiner wüsten Einöde allem Umgang mit Menschen ganz entsagte, und seine Höhle niemals wieder verließ. Hieronymus nennt ihn den Urheber des Einsiedlerlebens; aber dieses war

eigentlich nur eine Erweiterung und Fortsetzung des Lebens der Asceten.

Niemand wird ohne Vergnügen lesen, wie ein deutscher Kirchenschriftsteller, der helleschende Schröckh, diese neuersonnene Heiligkeit mit seinem philosophischen Auge betrachtet, und mit welchem treffenden Durchblick er das ganze Einsiedlerwesen in wenigen Worten schildert. Wie mußte, sagt Er, der grosse Haufen der Christen den Mann anstaunen, der blos, um desto nachdrücklicher an seiner Seligkeit zu arbeiten, sich großmüthig zum Wilden machte, und für die ganze Welt zum Todten! Wie mußte der grosse Haufen den Mann verehren, der ein ganzes Leben hindurch dem Genuß von allem freywillig entsagte, was die Menschheit für reizend und vortreflich hielt, und dieß alles hingab für unsichtbare Güter! Wie leicht verband man mit den Begriffen von solchen Gesinnungen

nungen und Sitten und einer so vollkommenen Heiligkeit die Erwartung wunderthätiger Kräfte. Wie leicht entflammte dann auch der Einsiedler selbst seine Einbildungskraft, indem er so viele für die Welt ihm ertheilte Gaben nicht allein ungenützt ließ, sondern gar erstickte. Es war natürlich, daß derjenige, der den ordentlichen Weg nicht betreten wollte, auf welchem andere Christen zu einer reifern Tugend gelangten, auf ausserordentliche Dinge wartete, auch wirklich wähnte, er sehe zu seinem Besten Erscheinungen und Wunder. Der heisse Himmelsstrich von Egypten, Syrien und Palästina, begünstigte durch seine Wirkungen auf den Körper diese schwärmerische menschenfeindliche Frömmigkeit. Mancher ward in die Wüste geleitet durch einen natürlichen Hang zur Einsamkeit und Schwermuth; ein anderer durch seinen ausgetrockenten Leib, oder

ſein dickes Blut. Verpflichtete ſich hier ein Chriſt zu dieſer hohen Selbſtverläugnung aus Furcht vor den Reizungen ſeiner Sinne: ſo gerieth dort ein anderer, dem die Welt wegen erlittenen Unrechts und Verdruſſes unausſtehlich war, oder der alle Reizungen zu ſchon begangenen Sünden ſchlechterdings vermeiden wollte, leicht auf einen gleichen Entſchluß. Rühmlicher und nützlicher entgieng man freilich der Sünde, durch die Stärke chriſtlicher Geſinnungen, mitten unter den Menſchen und der Verführung. Aber manchen Chriſten konnten auch die kirchlichen Büſſungen für die Sünden bewegen, ſich in eine Art von Unmöglichkeit zu verſetzen, dieſelben jemals wieder zu begehen. Doch der Einſiedler betrog ſich und ſeine Bewunderer. Er hofte der Sünde und jeder Veranlaſſung zu derſelben zu entfliehen, und die Sünde verfolgte ihn bis in ſeinen wüſten Aufenthalt.

halt. Schon die ſcheinheilige Unthätigkeit, in welcher er ruhte, war eine Uebertretung göttlicher Gebote; und das Herz, womit er die Welt überwand, ward überwunden durch Eitelkeit und Stolz.

Solche Betrachtungen beweiſen doch, wie mir deucht, daß ich nicht der Einzige bin, der vor dem Heiligenſchein der erſten Einſiedler nicht immer den Hut abnimmt. Vielleicht folgt mir auch, nach dieſer von fernher gezeigten Ausſicht, der ungeduldige Leſer itzt lieber in die Höhlen der Cellen, die, dreyhundert und fünf Jahre nach Chriſti Geburt, der heilige Antonius mehr in Ordnung brachte, und mit gröſſerm Enthuſiaſmus belebte. Vielleicht lieſt man itzt mit größerer Theilnehmung einige Züge aus dem Leben und dem Charakter eines Mannes, der ſo mächtig auf viele Menſchen gewirket hat, und aus deſſen Sitten und Lebensart der Weltüberwinder

Jacob Hermann Obereit behaupten will, er ſey durchaus weder der Melankoliker noch der Schwärmer geweſen, für den man ihn hält, ſondern ein heiterer, kerngeſunder, und gar nicht überſpannter Kopf.

Antonius der groſſe war von Geburt ein Egyptiſcher Bauer. Einige behaupten, daß er leſen und ſchreiben konnte, und von andern wird es geläugnet. In ſeiner erſten Jugend wollte er durchaus keinen Umgang mit andern Knaben haben. Er huckte lieber auf ſich ſelbſt in menſchenſcheuer Geſinnung. Kaum hatte dieſer ſchwarzgallichte Jüngling ſeine Eltern verloren, ſo verſchenkte er auch gleich ſein beträchtliches Vermögen von hundert und funfzig Morgen Landes an die Bauren ſeines Dorfes, er verkaufte ſein Hausgeräth und gab das Geld den Armen, verließ nachher Haus und Hof, und zog, zuerſt an einen einſamen Ort in der Nähe, ſodann

von

von einem Einsiedler zum andern, um sich mit der hohen Tugend bekannt zu machen, wovon er in der Folge seinen Zeitgenossen das Beyspiel gab, und durch sie der Welt die Lehre.

Der Teufel entzündete schon frühe in diesem grossen Heiligen das Feuer geiler Lust. Antonius kämpfte dagegen durch Brodt und Wasser und ein hartes Lager bey Nacht. Um desto kräftiger über Welt und Sünde zu siegen, verbarg er sich, in einer ziemlichen Entfernung von dem Dorfe wo er gebohren war, in ein Grab. Dieser seltsame Aufenthalt schien seine melankolische und menschenscheue Anlage zu vermehren, und ich darf blos erzählen, was seine bewährtesten Geschichtschreiber von ihm sagen, damit man sehe, wie sehr sein Hirn von diesen ersten ascetischen Versuchen litt. Er hatte in seinem Grabe beständige Katzbalgereyen mit dem Teufel,

Teufel, wie er glaubte, und er ſchlug ſich bey aller dieſer Angſt und Unruhe in dem engen Gewölbe die Glieder ſo fürchterlich entzwey, daß man ihn für todt aus ſeinem Grabe in die Kirche des nächſten Dorfes trug. Wahrſcheinlich war er epileptiſch. Aber kaum kam er in dieſer Kirche zu ſich ſelbſt, ſo verlangte er, daß man ihn, ſeiner Wunden ungeachtet, wieder in ſein Grab trage. Augenblicklich war auch der Teufel wieder da; das iſt, ſeine Krankheit befiel ihn wieder. Er ward von neuem verwundet, und behielt ſeine Wunden lange.

Antonius wollte ſich nun mit einem alten Aſceten völlig in die Wüſte begeben; dieſer ſchlug es ihm ab, weil es etwas Neues wäre. Antonius eilte alſo allein, in ſeinem fünf und dreiſſigſten Jahre, nach der Wüſte. Er gieng über den Nil, kam in die Gebürge,

und

und fand da ein altes Casteel, wo er sich noch für zwanzig Jahre einschloß.

Seine Nahrung bestund in diesem Casteel aus altem Brodt, das man ihm alle halbe Jahre brachte, und aus Wasser, das er in seinem Casteel fand. Seine Thür öfnete er weder für die, die ihm Brodt brachten, noch für die, die ihn besuchen wollten. Aber mit Schrecken und Erstaunen hörten diese Leute oft ein fürchterliches Getümmel und Geschrey. Sie glaubten, Antonius scharmutzire mit dem Teufel; aber eigentlich hörten sie nur, wie närrisch Er sich zuweilen anstellte, oder wie närrisch Er wirklich in seinem Casteel war. Der Anlauf ward aber doch allmählig, unter den heiligen Mauren dieses verwünschten Schlosses, so groß, daß Antonius endlich, nach zwanzig Jahren, auf vieles Bitten, wie die heiligen Schriftsteller sagen, aber aus Langerweile, wie mir deucht,

und

und offenbar zum Besten seiner Gesundheit, sich entschloß, sein Castcel zu verlassen.

Nun verließ ihn seine melankolische Wuth. Er ward gesellig, unternahm Dinge von wichtigem Zwecke, versammelte viele hie und da für sich lebende Einsiedler um sich her, und gewöhnte sie an eine gemeinschaftliche Lebensart. Sie rückten ihre Wohnplätze näher zusammen, und kamen einander zu Hülfe in ihren Gebetsübungen und in den Bedürfnissen ihres Lebens. Antonius that nun Wunder über Wunder an kranken Körpern und Seelen, und beredete eine grosse Menge von Menschen, sich auch in die Einsamkeit zu begeben, so wenig er sich selbst, im Grunde, der Einsamkeit bis hieher rühmen konnte; denn bey seinem Aufenthalt im Grabe und auf dem verwünschten Castcel war er offenbar nicht recht im Kopfe.

Viele

Viele gaben ihm Gehör, und bauten sich Hütten, die man damals einsame Mönchswohnungen (monasteria) hieß, in den dortigen Gebürgen. Ueber alle führte Antonius als gemeinschaftlicher Vater die Aufsicht. Dieser Zug zur Einsamkeit ward immer gröſſer, und er bevölkerte immer mehr die Wüsten umher. Vielleicht trugen die noch fortwährenden Verfolgungen viel dazu bey; aber als auch die Kirche wieder Frieden hatte, kamen doch noch immer wieder andere Flüchtlinge aus der Welt in diese Einsiedeleyen. Der Ort, wo Antonius die ersten Einsamen um sich her versammelte, hieß Phaium, und einer seiner ersten, berühmtesten und wirksamsten Lehrjünger war der heilige Hilarion.

Hilarion kam aus Neugier, als ein junger Student von Alexandrien zu Antonius, und mit dem Mönchskleid gieng er wieder

von

von ihm weg. Die Melankolie hatte aber anitzt den heiligen Antonius ſo ſehr verlaſſen, daß er wirklich zu geſellig und zu redſeelig ward. Dieß misfiel dem ſtrengen Hilarion. Unausſtehlich war ihm das Gedrenge um den heiligen Antonius her, und alle die Unruhe und aller der Unfug von Leuten, die ſich von dieſem Gaßner (*) jener Zeit wollten Teufel

(*) Gaßner, ein oberdeutſcher Prieſter, wie man weiß, hatte vor wenigen Jahren in Oberdeutſchland den Ruf, daß er eine groſſe Menge Krankheiten durch Beſchwörung des Teufels heile. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man alſo den Teufel für die nächſte und weſentliche Urſache aller dieſer geheilten Krankheiten hielt. Das war viel für unſere Zeit. Aber noch weit ſeltſamer iſt, daß Gaßner wirklich Kranke durch ſeinen Exorciſmus auf der Stelle und für eine lange Zeit geheilet hat, deren Geſchichte ich kenne, und die ich, und andere weit geſchicktere Aerzte als ich bin, nicht heilen konnten. Wir hätten ſie auch geheilet, wenn wir ſolche Einwirker auf die Seelen

fel austreiben lassen, die sie nicht hatten. Hilarion gieng deswegen nach seinem Vaterlande zurück, um da alleine und entfernt von solchem Geplauder zu leben. Antonius schenkte ihm beym Abschied, zum Andenken seiner

Geilen der Menschen wären, wie doch eigentlich jeder Arzt seyn sollte; denn an den Teufel, als Ursache irgend einer Krankheit, glaube ich nun freilich eben so wenig, als an die Wegschaffung irgend einer Krankheit, vermittelst dieser Wegschaffung des Teufels. Aber das Gaßner Nervenkranke curirt hat, durch eine äusserst frappante Herrschaft über Imagination und Nerven des Übels, davon bin ich völlig überzeugt. Seltsam genug war es übrigens auch, daß bald nach der Zeit, da Herr Lavater allenthalben die Lehre von der noch immer fortdaurenden Möglichkeit der Wundergaben rege zu machen suchte, dieser catholische Priester in Schwaben und Bayern diesen Spuk erregte, und praktisch das zu thun schien, was Herr Lavater in Zürich evangelisch verhieß.

ſeiner Freundſchaft, einen Schafspelz; und ſeine Achtung war auch in der Folge für Hilarion ſo groß, daß er gewöhnlich den Leuten ſagte, die aus Syrien zu ihm kamen, um ſich ihre Teufel austreiben zu laſſen, warum ſie nicht zu dem Hilarion gegangen ſeyen, der eben ſo gut Teufelaustreiberey verſtehe, als Er ſelbſt?

Antonius war nunmehr nicht ſo wol eigentlicher Einſamer, als vielmehr Prediger der Einſamkeit, und hochberühmter Teufelaustreiber. Strenge war ſein Leben ſonſt noch immer genug. Auf dem bloſſem Leibe trug er ein härenes Hemd, über dieſes einen Mantel von Schafspelz, und auf dem Kopf eine Kaputze. Schmutzig mag er ausgeſehen haben; denn er wuſch und reinigte ſich niemals, und ließ alſo den Thierchen, die zwiſchen Haut und Haaren wohnen, freyes Feld. Er aß wol zuweilen um drey Uhr des

Nach-

Nachmittages, aber gewöhnlich nur nach Sonnen Untergang, öfters erſt nach zwey, drey und vier, auch wol erſt nach fünf Tagen. War er auch alsdann erſchrecklich hungrig, ſo begnügte er ſich doch mit ſechs Unzen altem trocknem Brodt, das er in Waſſer einweichte, und ein wenig Salz. Zuweilen aß er einige Datteln, wenn er Palmbäume fand. In ſeinem hohen Alter erſt durften ſeine Jünger ihm alle Monate einmal Oliven, Oehl und Gemüſe bringen.

Für ſeine Patienten hielt Antonius Tafel, wie Michel Schuppach in Langnau. Aber bey weitem nicht ſo gut; denn ſeinen Patienten und Gäſten gab er weiter nichts zu eſſen, als von ihm ſelbſt gepflanzte, und vermuthlich ungekochte Kräuter. Bey Tiſche war Antonius auch wirklich nicht ſo luſtig und amüſant und amüſabel wie Schuppach; denn vor der Mahlzeit ſagte er zwölf Pſal-

men her; er wiederhohlte auch wol den nemlichen Pſalm zwölfmal, und zwölfmal betete er noch zwiſchendurch. Von Tiſche gieng er mit ſeinen Gäſten wieder zum Gebete, ſagte wieder zwölf Pſalmen her, zwiſchendurch wieder zwölf Gebete; und dann ruhete er aus.

Er ſchlief auf einer Decke von Rohr, und zuweilen auf der bloſſen Erde. Aber faſt gewöhnlich legte er ſich nicht zum Schlafen hin, ſondern er wachte und betete durch die ganze Nacht. Andere male, nachdem er ein wenig geſchlafen hatte, ſtand er um Mitternacht auf, und betete mit ausgeſtreckten Armen bis zum Aufgang der Sonne, zuweilen bis des Nachmittages um drey Uhr. Er ſchämte ſich, daß er ſchlafen und eſſen mußte. Dieſe Abhängigkeit von ſeinem Körper und von ſeinem Magen war ihm ſo widerlich, daß er ſich zuweilen mit den Brüdern zwar

zu Tiſche ſetzte, aber dann plötzlich aufſtand, weggieng, und entweder faſtete, oder alleine aß. Ob er gleich faſt nicht leiden konnte, daß man ihn eſſen ſah, aß er doch zuweilen mit den Brüdern, nur um Gelegenheit zu haben, ihnen gute Lehren zu geben.

Wenn die Kranken zu häufig auf ihn losſtürmten, gieng Antonius abſeite, und lebte alleine, ſo lange er es aushalten konnte. Aber dann hatte er auch, ab und zu, eigentliche und wahre Langeweile, wie man aus verſchiedenen alten und heiligen Schriftſtellern ſieht, die der fromme und gelehrte Tillemont anführt. Als ihn daher dieſer Seelentod einſt in der Wüſte anfchlich, beklagte er ſich im Gebete zu Gott, er könne aus Langerweile ſein Heil nicht mehr befördern. Sofort hatte Antonius eine Erſcheinung, die ihn zurechtwies. Er ſah ſich ſelbſt, ſitzend und arbeitend, dann von der Arbeit weggehend

hend zum Gebete, dann wieder ſitzend und beſchäftigt, eine Decke aus Palmblättern zu flechten, dann wieder betend. Der Schluß aus dieſer Viſion war: das beſte Mittel gegen Gähnſucht und Langeweile ſey Arbeit. Antonius flocht alſo nun gewöhnlich Decken. Er beſchäftigte ſich auch, wenn er ſonſt eben keine Teufel auszutreiben hatte, mit Ackerbau und Gärtnerey.

Einen damals gar nicht ungewöhnlichen Einfall hatte Antonius im Jahre 312; er verließ plötzlich ſeine Einſamkeit, und gieng nach Alexandrien, um ſich da hinrichten zu laſſen. Dieß gelang ihm nicht; auch kam er verdrießlich wieder in ſeine Celle zurück, verſchloß ſich, wollte nicht ausgehen, wollte keinen Menſchen ſehen und ſprechen. Aber an den Kranken, die ihn noch immerfort beſuchten, um von ihm geheilt zu werden, geſchahen itzt Wunder, wenn ſie

auch

auch der heilige Doctor nicht sah und sprach.

Lange konnte Antonius jedoch auch diese Besuche nicht aushalten, denn sie störten seine Ruhe, und beleidigten durch die Ehre, die man ihm zu erweisen glaubte, seine Demuth; oder schienen ihm auch läppisch und abgeschmackt, wie es alle Besuche sind, die man berühmten Männern macht, um sie anzugaffen. Er gieng also tiefer in die Wüste hinein, und wählte nah an dem rothen Meer, zum letzten und herrlichsten Ziele seiner Laufbahn, den Berg Colzim. Wasser und Palmbäume fand er da; er säete auch Weitzen aus, und machte sein Brodt selbst, damit nur niemand zu ihm komme, unter dem Vorwand, ihm Brodt zu bringen. Uebrigens hatte er auf dem Berge Colzim anfangs keine andere Gesellschaft als eine grosse Menge Teufel, die ihn immer aus seiner Einsamkeit vertreiben

wollten, und die gewiß auch gegen die Einſamkeit geſchrieben hätten, wenn Antonius hätte leſen können.

Der hohe Colzim lag in der Wüſte, die zum rothen Meere führet, zwiſchen Babylon und Heraclea; aber doch von Babylon durch eine ſo fürchterliche und unwirthbare Wüſte entfernt, daß man für diejenigen eine Cameelpoſt anlegen mußte, die den heiligen Antonius in der Folge aus den nächſten Städten beſuchten, ſo ſehr er ſich auch gegen alle Beſuche ſträubte, und ſo widerhaarig er auch gewöhnlich die vermaledeyte Brut der nahen und fernen Viſitenmacher anblickte.

Sonſt war dieſer Berg noch angenehm genug, felſicht, hoch, und nur von tauſend Schritten im Unkreis. Aus ſeinem Fuſſe floß ein kleiner leiſer Bach, deſſen Ufer eine groſſe Menge von Palmbäumen beſchatteten. Antonius hatte Weinſtöcke da gepflanzt und

Bäu-

Bäume, und ein Gärtchen angeleget, und den Acker gebaut. Dieß machte ihm viele Arbeit, war aber auch ein herrliches Mittel gegen Langeweile. Gewöhnlich kamen eine Menge Waldesel und andere Thiere der Wüste, um aus dem kleinen Bach zu trinken; aber bey dieser Gelegenheit verheerten sie dann auch das Gärtchen des Antonius, und alles, was er pflanzte und säete. Eines Tages befahl deswegen der grosse Heilige einem Waldesel, der die übrigen führte, er soll stillestehen. Das that der Esel. Nun gab ihm Antonius einen sehr sanften Hieb mit einem Rütchen, und dabey befahl er ihm und seiner Gesellschaft, im Namen des Herrn, sie möchten nun ihr Lebenlang nicht wieder in sein Gärtchen kommen. Und die Esel begnügten sich blos, aus dem kleinen Bache zu trinken, und kamen nicht wieder in das Gärtchen.

Antonius der groſſe hatte gewöhnlich ſeine Reſidenz in einer engen Höhle dieſes Berges, die nicht gröſſer war als er ſelbſt. Zur Veränderung hatte er ſich aber, oben auf dem Berge, noch zwey Cellen von gleicher Gröſſe in die Felſen gehauen, und mit Thüren verſehen. Er begab ſich dahin, wenn er ſich vor dem Viſitenzwang retten wollte.

Dieſer überſtieg itzt wieder alle Begriffe, ſobald Antonius wieder aufgeſpürt war. Es gab Beſuche von allen Enden und Orten, von Mönchen und Müſſiggängern und Kranken. Den Mönchen gab er vortrefliche Lehren. Die Kranken curirte er oft durch die Kraft ſeines Glaubens und Gebets. Zuweilen curirte er ſie aber auch nicht; und dieß machte ihn nicht traurig und betroffen, wie ich es wahrlich an ſeiner Stelle geweſen wäre, ſondern er verwies ſie, kurz und gut, zur Gedult.

Von

Von dem Berge Colzim gieng Antonius auch wieder oft nach Phaium, wo er seine ersten Schüler um sich her in kleinen Hütten versammelt hatte. Dieß geschah aber doch nicht so häufig, als man verlangte, weil jener Ort von diesem drey Tagereisen und drey Nachtreisen entfernt war, und weil der Weg durch eine Wüste gieng, wo man kein Wasser fand. Alle fünf, zehn, oder zwanzig Tage verließ Antonius seinen heiligen Berg, und begab sich nach einem noch ziemlich von da entfernten Orte, Pispir genannt, wo eine Menge Cenobiten lebten. Hier nahm er gerne Besuch an. Auch fragte er gleich, wenn er hinkam, ob Fremde da seyen? Sagten ihm die Mönche ja, so fragte er: sind es Egypter oder Leute von Jerusalem? Nun logen die Mönche. Denn wenn Leute da waren, die den Antonius nicht für Sachen von Wichtigkeit zu sprechen hatten, sag-

ten

ten ſie, es ſeyen Egypter da; waren es aber Leute von groſſem Glauben an den Antonius, ſo ſagten ſie, es ſeyen Leute da aus Jeruſalem. Sagten ſie, es ſeyen Egypter da, ſo befahl Antonius, daß man ihnen Linſen koche und ihnen zu eſſen gebe; dann fertigte er ſie aber mit einem Gebet und einer kurzen Ermahnung ab. Sagte man ihm, es ſeyen Leute aus Jeruſalem da, ſo ward er ſehr ſprachſeelig, ſetzte ſich zu ihnen nieder, und ſchwatzte mit ihnen von Heilsſachen die ganze Nacht hindurch. Alſo war wirklich Antonius gegen Ausländer höflicher als gegen ſeine Landsleute.

Zuweilen gieng Antonius auch von ſeinem Berge herab auf entfernte Reiſen, und zumal öfters nach Alexandrien, wo viele Unterdrückte ihn um ſeine Fürſprache bey der Obrigkeit baten. Aber er eilte, ſobald er dieſelbe angebracht hatte, wieder in ſeine Einſamkeit zurück.

Einen

Einen ſehr merkwürdigen Beſuch machte er in ſeinem neunzigſten Jahr bey Paul dem erſten Einſiedler, der ſchon neunzig Jahre her, allen übrigen Menſchen unbekannt, alleine, und verborgen lebte. Der alte Kopf des groſſen Antonius ward auf dieſer Reiſe wieder außerordentlich warm, denn das meiſte, was er davon erzählte, zeigt, er habe mit offenen Augen geträumt.

Schon unterwegens wollte Er mit einem Ungeheuer geſprochen haben. Es war halb Menſch, halb Pferd, und bat ihn im Namen eines ganzen Haufens ſeines gleichen Gott für ſie anzurufen. Solche Ungeheuer ſieht man nicht, wenn man recht im Kopfe iſt. Sodann ſagte Antonius, habe gleich nach ſeiner Ankunft ein Rabe doppelt ſo viel Brodt gebracht, als er ſonſt dem Paulus ſeit ſechzig Jahren her zu bringen gewohnt war. Aber dieß iſt noch nicht alles; denn Paulus

erſ-

eröfnete ſeinem Freunde, daß ſein Ende bevorſtehe, und damit er ihm die ſchmerzhafte Gegenwart bey ſeinem Tode erſparen möchte, bat er ihn, zur Einwickelung ſeines Leichnams einen ihm von Athanaſius geſchenkten Mantel zu hohlen. Als Antonius mit dem Mantel zurückkam, ſpükte es nun wieder ſo in ſeinem Kopfe, daß er nicht etwa den Paulus ganz natürlich todt fand, ſondern er ſah ſeinen unſterblichen Theil ganz glänzend zum Himmel aufſteigen, zwiſchen Schaaren von Engeln und Apoſteln. Was aber ſterblich an dem Paulus war, ſeinen todten Körper, fand er in der Stellung eines Betenden knieend. Er beerdigte ihn mit Hülfe von zwey Löwen.

Antonius mußte ſich nach dieſer fieberhaften Reiſe doch auch ſchwach gefunden haben, denn nachdem er wieder auf ſeinem heiligen Berge angekommen war, wählte er ſich zu

ſeiner

seiner beständigen Gesellschaft zwey seiner Schüler, damit sie ihm bey seiner zunehmenden Schwächlichkeit einige Dienste leisten.

Unter den vielen Besuchen, die Antonius theils in dem Kloster Pispir, theils auf seinem Berge hatte, befanden sich auch zuweilen Ketzer. Aber Ketzer, und zumal Arianer, konnte Antonius nicht ausstehn. Einige Arianer besuchten ihn auf seinem Berge, die er auf der Stelle wegjagte. Allen Ketzern überhaupt war Antonius auch so fürchterlich gram, daß er kurz vor seinem Tode noch eine Reise nach Alexandrien that, um den Ketzern da zu fluchen. Auch sogar auf seinem Sterbebette zeigte sich seine Intoleranz noch durch eine kräftige Ermahnung an seine Lehrjünger, womit er ihnen befahl, nie mit keinem Ketzer umzugehen.

Auch von Philosophen hatte Antonius zuweilen Besuch; und diese kamen um sich

über

über ihn lustig zu machen, und ihn als einen Idioten und als einen Tölpel zu verlachen. Dieß mislang ihnen, wie man leicht denken kann. Cassianus erzählet, einige Philosophen, die sich bekanntlich damals sehr mit der Magie abgaben, haben ihm auch, zum blossen Schabernack, eine Menge Teufel vom ersten Range auf den Hals gehetzet. Aber Antonius war schußfrey, wie man weiß, vor allen Teufeln des ersten und vor allen Teufeln des zweiten Ranges.

Ein paar andere Philosophen spöttelten ihn; er schlug sie aber auf der Stelle damit nieder, daß er ein paar Teufel vor ihrer Nase austrieb. Andere Philosophen fragten ihn, wie er doch ohne Bücher leben könnte? Antonius gab erhaben zur Antwort: mein Buch ist Gott und die Natur. Einmal sagte er auch vortreflich: es kommt eine Zeit, da die Menschen Narren seyn werden, und

wenn

wenn sie dann einen Menschen sehen, der kein Narr ist, so werden sie sich gegen ihn auflehnen, als wäre Er, weil er nicht ist wie sie, der einzige Narr in der Welt.

Eine Anecdote steht in dem Coptischen Märtyrerbuche, woraus man schliessen kann, Antonius habe mehr als einmal recht gute prophetische Blicke in die Zukunft geworfen. Seine Jünger fassen einst um ihn her, und bewunderten die Menge von Menschen die sich der Einsamkeit widmeten, und den Eifer mit dem sie fortschritten auf dem Pfad der Tugend. Wird das auch noch lange dauren, fragten sie den Antonius? Er erwiederte ihnen mit Thränen: ach es wird eine Zeit kommen, da die Mönche anstatt in Höhlen zu wohnen nach den grösten Städten ziehen werden; da werden sie sich Palläste erbauen, gut essen und gut trinken, und von den übrigen Weltlingen sich durch nichts unterschei-

terſcheiden, als durch ihre Kleider, durch ihre Kaputzen, und durch den eiteln Stolz auf ihren erſten Stifter.

Ein herrliches moraliſches Wort kam auch aus dem Munde des Antonius, als man einen Mönch in ſeinem Kloſter eines Vergehens wegen heftig ausgefilzt hatte. Dieſer Mönch gieng nach dem Antonius, um ſich über dieſe Härte zu beklagen; die übrigen Mönche galoppirten ihm nach, um ihn zurück zu zerren, und ſcholten ihn noch ärger in Gegenwart des Antonius. Eben war der heilige Paphnutius auch da. Als er dieſen Mordslerm hörte, ſagte er den Mönchen: ich ſah einſt am Ufer eines Fluſſes einen Menſchen bis an die Knie im Moraſt ſtecken; einige kamen herbey, reichten ihm die Hände um ihn herauszuziehn, und ſtieſſen ihn in den Moraſt bis an den Kopf. Das iſt nach der Wahrheit geſprochen, erwieder-

wiederte Antonius; Paphnutius, du verſtehſt, wie man Seelen rettet.

Aus der Freude, mit welcher ich auch ſolche edle Züge anführe, wird jeder billige Leſer ſehen, daß ich nicht unbillig gegen den heiligen Antonius bin. In meinem Leben hat es mir nichts gekoſtet, von einem Manne, deſſen Schwäche ich kenne und zeige, auch das wirklich groſſe und gute zu ſagen, ſobald ich es ſehe. Aber die ſchiefen Köpfe, die den Antonius für einen Mann halten, der Engelsverſtand ſein Lebenlang hatte, mögen nun freilich auch zuſehen, wie ſie mit mir fertig werden, da ich ihnen ſo deutlich zeige, daß es viele und lange Zeiten in dem Leben dieſes berühmten Egyptiſchen Bauers gab, in welchen er verrückt im Kopfe war.

Thorheit ſchadet dem Ruhme nicht; denn deſſen ungeachtet gieng das Gerücht vor dem Heldenleben diſes Bauers bis an den Hof

des Kaisers Constantinus, der auch deswegen an den Antonius als an einen Propheten schrieb, und sich einen Besuch von ihm ausbat. Sein Ruhm erscholl über den ganzen Erdboden. Groß und weit verbreitet war seine Herrschaft über die Gemüther der Menschen; und allerdings mußte Antonius, so schwach und elend er auch in seiner Jugend gewesen war, bey mehrern Jahren Nerv und Kraft und gute Lungen haben, um so vielen Menschen die Lust zum Leben wegzuplaudern.

Seine letzte Reise nach Alexandrien beschleunigte wahrscheinlich seinen Tod. Er watschelte hin um den Ketzern zu fluchen, und Ketzern flucht man nie ohne Galle; die immer gefährlich ist, und die gewöhnlich in solchem Alter tödtet. Was den Herrn von Voltaire in Paris umbrachte, half sodann auch nicht wenig, wie mir deucht, zu dem

Tode

Tode des groſſen Antonius in Alexandrien. Die Alexandriner waren wie die Pariſer ein luftiges, neugieriges, regſames und feuervolles Volk. Ein fremdes Thier oder ein groſſer Mann ſetzten ganz Alexandrien in Bewegung. Auch war bey dieſem allerletzten Aufenthalte des Antonius in Alexandrien das Gedrenge von Chriſten und Heiden um ihn her ſo ausſchweifend, daß der arme Sonderling darunter erliegen mußte. Alle Alexandriner wollten den groſſen Mann ſehen, der ſo viele Teufel ausgetrieben hatte; und viele berührten nur ſeinen Rock in der Hofnung, dadurch werden ihnen auch wenigſtens ein paar Teufel abgehen.

So ſchloß ſich alſo das Ende der langen und glorreichen Laufbahn des groſſen Antonius, im hundert und fünften Jahre ſeines Lebens. Er ſtarb auf ſeinem heiligen Berge in den Armen ſeiner zwey Mönche, gleich

nach seiner Rückkehr von Alexandrien; und hinterließ dem Erzbischof Athanasius (*) einen seiner härenen Röcke, dem heiligen Macarius seinen Stock, und allen Einsamen sein Beyspiel.

Der Name des Antonius ist groß geblieben bis auf unsere Zeit, denn in allen Klöstern wird er angebetet. Als ein Mann der sich

(*) Athanasius, Patriarch und Erzbischof zu Alexandrien, hat seine dankbaren Gefühle für dieses wichtige Vermächtniß verewiget; denn er ist bekanntlich der Lebensbeschreiber des grossen Antonius. Auch verehret die Römische Kirche noch jetzt den Athanasius als einen grossen Heiligen. Dessen ungeachtet nahm ihm im Jahre 335 das Concilium von Tyrus seinen Hirtenstab. Man beschuldigte den heiligen Mann, er habe ein Mädchen genothzüchtiget, einen Bischof umgebracht, und einen Kelch zerbrochen. Es soll ihm zwar gelungen seyn sich dieser Verbrechen wegen zu rechtfertigen; aber er blieb abgesetzet, und man verbannte ihn von Alexandrien nach Trier.

ſich göttlicher Erſcheinungen rühmte, als Wunderthäter, als Muſter aller Mönche und oberſter Heiliger aller Myſtiker, verachtete er natürlicherweiſe alle Gelehrſamkeit. Sie war den myſtiſchen Grundſätzen des Mönchsſtandes im Wege. Durch einſame Betrachtungen, Gebet, inneres Gefühl, fruchtbare Einbildungskraft und ſtrenge Enthaltſamkeit hofte man zu einer weit vollkommenern Religionserkenntniß zu gelangen als durch alle Anſtrengung der Verſtandskräfte. Aber alle dieſe Vorzüge zur Gottſeligkeit ſind doch bekanntlich nicht der ächte Geiſt des Chriſtenthums.

Solche Beyſpiele der erhabenſten Gottſeligkeit, wie Antonius hatte geben wollen, erzeugten bald einen unglaublich groſſen Hauſen chriſtlicher Sonderlinge und Abentheurer. Egypten, Lybien, Syrien, Arabien und Paläſtina wimmelten von dieſer neuen Gattung

von Frommen; sie verbreiteten sich bis in Ethiopien und Abyssinien. Alle waren Lehrjünger des Antonius und Erben seiner hohen Tugend. Jeder bestrebte sich in seinem Vaterlande das Leben und die Kraft seines grossen Lehrers zu erreichen. Einer ermunterte den andern auf dieser dornichten Bahn; jeder verbreitete, so weit er konnte, diese göttliche Philosophie. Man besuchte aus den entferntesten Ländern die Jünger des Antonius und ihre Schüler. Ihr erhabenes Leben und ihr heroisches Ausdauren bey diesem Leben machte sie berühmt und demüthig; denn diese grossen Männer waren eben so gerne unbekannt, sagt Sozomen, als ihre eiteln Nachfolger nach Weltruhm gierig.

Antonius hätte aber nur noch einen kleinen und nicht am häufigsten betretenen Fußsteig zum Himmel ausgefunden. Sein Lehrjünger Pachomius zeigte, wie man glaubt,

die

die breite Strasse; denn er ward in Egypten der eigentliche und erste Stifter aller Klöster in der Christenheit.

Pachomius ein abgedankter Soldat, aber nach meinem Bedünken ein ungleich vernünftigerer und grösserer Mann als Antonius der Egyptische Bauer, hatte, seiner Thebaischen Herkunft ungeachtet, die melankolische Hirnwuth seines Lehrers Antonius nicht, so kränklich er sonst war. Er besaß auch mehr erworbene Kenntnisse als Antonius, und verstand durch Inspiration, oder wie man will, Griechisch und Latein. Der Anachoret Palemon ertheilte ihm das Mönchskleid. Auf einem Berge und in einer Höhle lebten sie mit einander alleine.

Pachomius und Palemon lebten von Brodt und Salz. Bisweilen kamen noch einige Kräuter hinzu, bisweilen assen sie anstatt der Kräuter Staub und Asche auf ih-

rem Brodt. Beten, Nähen und Spinnen war ihr gewöhnliches Geschäft. Sie verfertigten härene Röcke, theils um sie selbst zu tragen und ihr Fleisch damit zu kratzen und zu kreutzigen, theils um sie zu verkaufen und aus dem erlösten Gelde zu leben und etwas an die Armen zu geben. Wenn sie mitten in der Nacht sich des Schlafes nicht mehr erwehren konnten, trugen sie Sand von einem Orte nach dem andern, um sich zum Wachen abzuhärten und zum Gebet. Damit sie nicht schlafen müssen, beteten sie auch beyde, die Nacht hindurch, mit kreutzweise über einander ausgestreckten Armen. Aus dieser Ursache war das die damals gewöhnliche Art zu beten; nun betet man noch so in der Messe. Um recht stark zu werden, gieng auch Pachomius immer barfuß durch Gebüsche und Dornen.

Ein

Ein unbewohntes Dorf auf einer Insel des Nils, Tabenna genannt, lag nicht weit von der Höhle wo diese zwey heiligen Männer wohnten. Pachomius, der da zuweilen Holz hohlte, bekam Lust unter diesen Trümmern zu wohnen. Palemon half ihm dort ein kleines Häuschen bauen. Nun verliessen sie sich, mit dem Versprechen sich doch jedes Jahr einmal zu besuchen. Aber der arme einsame Palemon ward krank. Antonius der Bauer hätte nun gleich an den Teufel gedacht, und den Kranken exorcisirt; aber Pachomius hohlte ihm ein paar Aerzte aus der ziemlich nahen Stadt Panopel. Die Aerzte aus Panopel sagten dem Palemon sehr vernünftig, er müsse essen; er aber wollte nicht essen, und starb.

Tabenna blieb itzt der Wohnort des Pachomius. Sein Bruder kam aber bald zu ihm, den er seit seinem Abschied von der Römischen

miſchen Armee eben ſo wenig geſehen hatte als ſeine übrige Familie. Sie erweiterten gemeinſchaftlich ihr Häuschen, in der Hofnung mehrere gute Menſchen da zu beherbergen. Aber der Bruder ſtarb, und nun war Pachomius wieder alleine.

Da gab es Katzbalgereyen mit dem Teufel. Der arme Pachomius ſah nun auch Geſichter; und beydes war natürlich, denn er hatte ſich den Schlaf ſo abgewöhnt, daß er vierzig Nächte nach einander ohne Schlaf zubringen konnte. Bekanntlich kann man nach ſo langem Wachen und Abmergeln ſehen was man will. Da aber dieſer geſpannte Zuſtand länger nicht auszuhalten war, hatte Pachomius eine ſehr vernünftige Viſion, der zufolge er nun darauf dachte, ſich Geſellſchaft zu verſchaffen. Wer ihn alſo beſuchte und Luſt und Liebe bezeugte Mönch zu

werden,

werden, den behielt er bey ſich, und machte ihn zum Mönch.

Alſo wirklich aus der Langenweile des Pachomius entſtand zu Tabenna ohngefähr im Jahre Chriſti 325 das eigentliche, erſte reguläre Kloſter in der Welt. Nur den Namen Kloſter (Clauſtrum) kannte man damals noch nicht, denn die Orientaler hatten noch keine Clauſur. Daher verſteht man durch das was wir anitzt Kloſter nennen, ſeit dieſer erſten Stiftung des Pachomius, ein der Andacht geheiligtes Haus, oder eine zu dieſem Zwecke gemachte Verbindung vieler Häuſer, wo verſchiedene Menſchen gemeinſchaftlich beyſammen unter der nemlichen Regel und in der Abhängigkeit von einem Vorſteher wohnen und leben.

Pachomius iſt leider auch der erſte Stifter und Vater aller Congregationen und aller Mönchsorden, und das verzeihe ihm der lie-

be Gott, weil doch die Mönche nachmals bekanntlich die größten Apostel des Aberglaubens geworden sind, so wie sie selbst aus dem Innersten des Aberglaubens entsprossen. Vor ihm und nach ihm sah man im Orient nicht verschiedene Klöster eines Ordens, von einer Regel, und unter der Führung eines einzigen Abts; aber der ganze Occident hat diesen Gedanken von ihm. Pachomius stiftete acht solcher Klöster, ausser dem von Tabenna, in der Thebaischen Wüste; und viere kamen bald hinzu.

Seine Mönche waren mehrentheils zusammengeraffte Thebaische Bauren, insgesammt starke und derbe Kerle. Pachomius regierte dieses Gesindel verhältnißmässig nach seiner Derbheit. Die Novitzen mußten jedem Mönch, der ihnen begegnete, vor die Füsse fallen; und der Mönch erwiederte dann das Compliment mit jeder Grobheit und je-

der

der bäuriſchen Begegnung; um die Novitzen in der Demuth zu üben und in der Gedult. Dann erhielten ſie das Mönchskleid. Leſen mußten ſie alle lernen; junge Mönche wurden zuweilen gepeitſcht.

Alle Mönche von Tabenna trugen Hemder aus grobem Linnen ohne Ermel, die ihnen blos auf die Knie giengen, und um den Leib einen Gürtel. Ueber dieſem Hemde hieng ein Mantel aus gegerbtem Ziegenfell, über Hals und Schulter, und von hinten bis unten an die Schenkel. Auf den Kopf und bis an die Schultern ſetzten ſie eine wollene Kapuze. In der Kirche hiengen ſie dann noch ein Mäntelchen von Linnen um Hals und Schultern.

Faſten mußten ſie nur zweymal in der Woche, aber hungern konnte wer wollte. Die Schwachen erhielten immer ihr Eſſen zuerſt. Ihr gewöhnliches Eſſen beſtand in

Brodt,

Brodt, gesalzenen Oliven, Sallat mit Oehl und Essig, Feigen und andern Baumfrüchten. Zuweilen erhielten sie eingesalzene Kräuter, zuweilen kleine gesalzene Fische, auch Linsen und anderes Gemüse mit Oehl gekocht. Wein und Fleisch gab man nur den Alten und den Kranken. Reden durfte man nicht beym Essen, vorgelesen ward auch nicht, und keiner durfte den andern beym Essen ansehen. Allen war deswegen die Kaputze über die Augen gezogen. Eben dieß geschah auch beym Gebet und bey der Arbeit. Nach der Regel des Pachomius mußte ein Mönch unter Menschen immer einsam seyn, immer seinen eigenen Vorstellungen überlassen, und darum drückte er auch allen seinen Mönchen die Kaputze auf die Nase.

Fremde wurden jedoch in diesen Klöstern freundlich aufgenommen. Mönchen wusch man gleich die Füsse. Auch Weiber nahm

man

man zu jeder Stunde auf, nur wusch man ihnen die Füsse nicht, der Anfechtungen wegen die mancher fromme Mönch gehabt hätte beym Anblick eines schönen Fusses. Man verzeigte darum den Weibern eine besondere Wohnung; auch durften sie in die Kirche kommen, aber nur wenn die Mönche nicht da waren. Anverwandte eines Mönchs konnten Essen und Früchte mitbringen; dem Mönch war erlaubt ein Weniges davon zu geniessen; das übrige ward für die Kranken aufgehoben. Die Mönche hatten auch Erlaubniß ihre auswärtigen kranken Anverwandten zu besuchen.

Allerley Handwerke wurden von diesen Mönchen in ihren Klöstern getrieben. Das allgemeinste Geschäft von allen war Decken aus Rohr zu flechten. Dieß thaten sie auch sogar in der Kirche. Nur von den Kranken ward keine Arbeit verlangt. Auf den

benachbarten Bergen hohlten sie Bauholz und Brennholz.

Zum Unterricht und zum Gebet versammelten sich alle des Abends, auch in der Nacht, und des Morgens. Die geringsten Fehler wurden hart bestraft, durch Büssungen, und durch die Peitsche. Unverbesserliche wurden aus dem Kloster gejagt. Sprechen durften sie von nichts als von der heiligen Schrift, und von ihren Pflichten. Gewisse Zeiten waren ausgesetzet zu völligem Schweigen. Keiner durfte im Kloster erzählen was er ausserhalb gehöret hatte. Seinen freyen Willen hatte keiner, nichts geschah als auf Befehl.

Vierzehnhundert Mönche hatte schon Pachomius unter sich zu Tabenna, und zusammen bekannten sich bey seinem Leben schon dreytausend zu seiner Regel. Sein Name, der Ruf seiner Tugenden, und der Ordnung

und des Verhaltens in seinen Klöstern, verbreitete sich bey vielen Völkern. Man kam aus Armenien, sogar aus dem Occident und von Rom, den grossen Pachomius zu sehen, von ihm zu lernen, und ihn nachzuahmen.

Alle Mädchen in der Welt, die Dummheit, Aberglauben und unmenschlicher Wahnwitz in Klöster eingesperret, damit sie da die Welt zertreten, der Natur entsagen, ihr Herz tödten, und ihre unschuldigsten und süssesten Gefühle verdammen lassen von einer runzlichten Domina, alle diese armen und frommen Schafe, führen ein solches Marterleben blos wegen einer Grille des grossen Pachomius. Er stiftete das erste Nonnenkloster zu Tabenna. Mit Weibern sprach Er zwar nie, und also wußte er auch wol nicht was Weiber fühlen. Aber seiner Schwester ließ er die Einrichtung dieser Klöster wissen. Also ward auf seinen Befehl das erste Nonnen-

kloster bey Tabenna erbaut. Es enthielt schon vierhundert Jungfern. Allen ließ er die Haare abschneiden, allen das Gesicht zudecken mit der heiligen Kapuze, diesem grossen Hülfsmittel zur Einkehr in sich selbst. Aber Zanksucht und Weiberwuth wohnten schon in diesem ersten Mädchenkloster; denn Palladius erzählet, eine dieser Nonnen habe eine andere im Zorne eines Verbrechens beschuldiget, und gleich habe sich die Beschuldigte ersäuft und die Verläumderinn erhenkt.

Mannsklöster seines Ordens besuchte Pachomius öfters selbst; und da er in einem frühen Alter schon kränkelte, besuchten sie seine Vertrauten. Er schrieb auch öfters an die Vorsteher. Aber vor allem aus empfohl er seinen Lehrjüngern, daß sie ihre Versuchungen gleich an die erfahrensten und aufgeklärtesten unter ihren Brüdern entdecken, damit sie von ihnen das wahre Verhalten

halten in Gemüthskrankheiten lernen. Pachomius hatte allzusehr schon selbst erfahren, was Melankolie in Klöstern wirket, und er versicherte feyerlich: viele Mönche haben sich von Felsen herabgestürzet, viele haben sich mit Messern die Bäuche aufgeschnitten, oder sich sonst auf mancherley Weise ermordet (*).

(*) Auch Gregorius von Nazianzus kannte solche Selbstmörder unter den Einsamen seines eigenen Kirchsprengels. Er sagt in einem Gedichte, worinn er seine Mönche von Nazianzus seinem Freunde Hellenius, einem Steuerbedienten, empfielt: „Die Diener Gottes fliehen den Ehe„stand, die Städte und Menschen. Einige von „ihnen wohnen in Klüften und Höhlen; sie su„chen Ruhe, die Freundinn der himmlischen „Weisheit. Andere beladen sich mit Ketten. „Manche schliessen sich, gleich wilden Thieren, „in kleine Hütten ein, wo sie keinen Menschen „sehen. Es giebt Leute unter ihnen, welche „zwanzig Tage nach einander fasten; noch an„dere, welche ein unaufhörliches Stillschweigen „beob-

Ein ſehr ſonderbarer Zug in dem Charakter eines Egypters, eines Heiligen und eines Mönchs, deucht mir der Haß des Pachomius gegen das Uebertriebene. Jeder Mönch war in ſeinen Klöſtern gehalten täglich eine Decke aus Rohr zu flechten, denn von ſolchen groben und ungeiſtigen Bauren konnte man nicht verlangen, daß ſie, ohne Langeweile zu haben, immer beten. Aber einer dieſer armen heiligen Fechter flocht einſt

„beobachten. Einer hielt ſich ganze Jahre in „der Kirche auf, und ließ ſich in dieſer Zeit „nicht vom Schlaf überwältigen. Ein anderer „begab ſich auf den Berg, von welchem Chriſtus „gen Himmel gefahren iſt, und hier ſtand er „unbeweglich unter Winden, Schnee und Kälte, „bis man ihn halbtodt in eine für ihn erbaute „Celle brachte. Und was ich ohne Entſetzen „nicht ſage: um der Gefahr der Sünde zu ent„gehen, nahmen ſich einige Mönche durch Hun„ger, oder mit einem Stricke, oder durch einen „Sprung in Abgründe das Leben.“

einst zwey Decken in einem Tage, und hieng sie aus Eitelkeit an einen Ort, wo Vater Pachomius vorbeygehen mußte. Der Vater sah sie, runzelte die Stirn, und sprach zu den übrigen Mönchen, die ihn begleiteten: seht, wie dieser vom Morgen zum Abend für den Teufel arbeitet, und blos wegen der Ehre täglich zwey Decken zu verfertigen anstatt einer. Sodann ließ Pachomius den armen Sünder rufen, und befahl ihm, in die Kirche und ins Speisezimmer soll er kommen vor alle Mönche mit seinen zwey Decken in der Hand, und sie alle um Vergebung bitten, daß er aus Eitelkeit habe wollen besser seyn als sie. Dieß war noch nicht genug. Der arme Mönch ward noch auf fünf Monate in seine Celle eingesperrt; er durfte mit niemand sprechen, sein Unterhalt war Brodt, Wasser und Salz; und er mußte täglich zwey Decken flechten.

So viele Thoren gab es aber in den Egyptischen Klöstern, daß diese sehr vernünftige Strafe nicht half; denn was die Regel nicht gebot, das thaten die Mönche doch oft aus Wahnwitz. Ein Mönch in Tabenna übertrieb die Strenge gegen sich selbst mit einem Eifer, den ihm Vater Pachomius oft mit vieler Sanftheit verwies. Er zeigte ihm wie man allzutugendhaft und allzuweise seyn könne aus blossem Stolze. Das sichertste Mittel diesen Stolz zu überwinden, sagte er, sey eine Weile nicht mehr zu thun als andere; also nicht strenger zu fasten, und nicht mehr zu wachen und zu beten wie sie. Das that der Mönch eine Weile. Aber bald wütete er wieder eben so gegen sich selbst wie vorhin, und knurrte und murrte dabey über den Pachomius, der dieß nicht haben wollte. Dieser gab seinem liebsten Jünger, dem heiligen Theodor, Befehl, daß er den überspann-

ſpannten Mönch, der immer betete, in ſeinem Gebete hinderte. Der Mönch empfieng den Theodor mit den derbſten Injurien, und betete dann wieder in einem fort. Als Theodor ihm noch einmal Vorſtellungen gegen dieſes übertriebene Beten machte, hieb ihn der Mönch mit ſeinem Stock über den Kopf, und ward wahnwitzig.

Gegen Ketzer bezeigte Pachomius keine erleuchtete Verträglichkeit, denn er verbot ſeinen Mönchen mit Ketzern zu beten. Für Orthodoxen und Orthodoxie hegte er eine Hochachtung die man ihm verzeihen muß. Die Wunderkraft der Apoſtel beſaß er, wie ſeine heiligen Lebensbeſchreiber ſagen; und der Glauben an dieſelbe, der ſo oft wahre Wunder wirket, mag wenigſtens ſeinen Mönchen ſehr nützlich geweſen ſeyn, denn ſie waren oft krank. Seine Wunder mislangen ihm aber auch oft, und deswegen ver-

wies er gerne, wie Antonius, ſeine Patienten zur Gedult. Ueberhaupt heilte er immer lieber die Krankheiten der Seele durch ſeine Weisheit, als die Krankheiten des Körpers durch ſeine Wunderkraft; und man merkt auch wol, daß er von dieſer nicht einmal gerne ſprach. Es giebt Geheimniſſe, ſagte er oft und wie mir deucht ganz vortreflich, die man den Menſchen ganz verbergen muß, oder von denen ſich nur ſo viel ſagen läßt als fähig iſt ſie zu erbauen.

Viele trefliche Züge könnte ich aus dem Leben und Charakter dieſes gar nicht überſpannten Heiligen ausheben. Alle wären Beweiſe von ſeiner Vernunft und ſeinem Wahrheitsſinn. Alle würden zeigen, Pachomius ſey nach ſeiner Art ein Weiſer geweſen in einer Welt voll Thoren.

Die öftern Krankheiten des Pachomius wird man für etwas ſonderbares in ſeinem

Leben

Leben halten, weil ein eingebildeter Grundkenner der Egyptiſchen Mönche und Einſiedler, der Weltüberwinder Obereit, mit einer Dreiſtigkeit ohne Beyſpiel behauptet, ſie ſeyen alle kerngeſund geweſen. Es iſt wahr, und dieß brauche ich gewiß nicht von dem Chirurg Obereit zu lernen: wer ſich hart hält wird weniger krank, wenn er nicht in der Lehre bleibt. Dieß that Pachomius, und ſo rettete er auch vermuthlich oft ſein Leben. Aber oft war er doch krank, ob er gleich nicht leiden konnte daß man für ihn ſorge, aber hingegen immer ſelbſt zärtlich ſorgte für die vielen Kranken, die er, ihrer derben Leibesbeſchaffenheit und ſeines gar nicht übertriebenen Eifers ungeachtet, immer in ſeinen Klöſtern hatte. Sein Leben war nicht lang. Eine allgemeine Krankheit brach im Jahr 348 in allen Thebaiſchen Klöſtern von der Congregation des Pachomius aus; in ſehr

kurzer

kürzer Zeit starben davon mehr als hundert Mönche, und Pachomius mit ihnen, im sieben und funfzigsten Jahre seines Alters, und im fünf und dreissigsten seiner Einsamkeit.

Sehr unvollkommen hätte ich den im vierten Jahrhundert in Egypten allgemein rege gewordenen Geist der Möncherey geschildert, wenn ich nicht von den zwey grossen Flügelmännern aller Mönche vieles würde erzählet haben, das man hier nicht erwartet. Daß Antonius ein Vater unzählicher Schwärmer ward, befremdet wol niemand; aber leid thut es mir, da Pachomius mehr Enthusiast war als Schwärmer, daß Er dann doch, seiner Mässigung und hohen Vernunft ungeachtet, der Erfinder der Klosterregel und wenigstens der erste Veranlasser des Klosterzwanges ward.

Der Wahnwitz des heiligen Antonius fand im Orient allgemeinen Beyfall. Hingegen

gegen war die Kloſterregel des Pachomius zu vernünftig, nach zu wenig gegen die Natur, und deswegen in dem ſchwärmeriſchen Egypten, ſo lange ſie neu war, zwar ſchnell und zahlreich befolgt, aber auch bald abgeſetzt, und bald vergeſſen. Noch ruhte zwar der Geiſt des erſten Stifters eine Weile auf ſeinen Mönchen nach ſeinem Tode, und dieß ſieht man zumal bey dem Palladius und dem Rufinus. Aber allmählig verlohr die Congregation von Tabenna ihre Ordnungsliebe, ihre Mäſſigung, und ihre Sitten. Die allzuſehr gehäufte Menge der Mönche vermehrte die Nothwendigkeit weltlicher Sorgen, und ſo gieng alles Gute zu Grunde. Die Vorſteher hatten nicht die Vernunft des Pachomius, daher entſtand unter ihnen Rangſtreit, ein gewöhnlicher Streit unter Dummköpfen; und ſo ward ein arbeitſames und heiliges Leben verwandelt in ein Leben voll

Zänk-

Zänkerey, Müssiggang, und Verbrechen. Böſewichter allein kamen in den Egyptiſchen Klöſtern zu Ehre und Ansehn, und dieſe verfolgten dann die Freunde der alten Tugend. Um ſo mehr groß und erhaben war aber auch in der Zukunft die Frömmigkeit einzeler Mönche, weil ſie ihr armes Leben wegathmen mußten unter unzählbaren Haufen von Schurken.

Antonius, der Egyptiſche Bauer, war alſo der Mann der die Welt unter ſeinen Füſſen ſah, und dem wilden Enthuſiaſmus der Egyptiſchen Chriſten zu immer keckern und derbern Fortſchritten in einer ganz misverſtandenen Religion, neue Kraft und neues Leben gab. Pachomius hingegen hatte durch ſeine gemäſſigtere Führung vieles gemildert. Aber allgemeinen Beyfall fand nun einmal in Egypten, und ſo weit als nur irgend die Chriſtliche Religion in den Morgenländern

ländern reichte, die Lehre von der Abtödtung des Menſchen durch Einſamkeit und ſelbſtgewählte Qualen. Die Bewohner der Klöſter hieſſen nun nicht mehr Aſceten, ob ſie gleich aſcetiſch lebten, ſondern Einſame oder Mönche. Die übrigen nannte man Anachoreten, Einſiedler, oder Bewohner der Wüſte.

Eigentlich gab es vier Gattungen Egyptiſcher Mönche: Cenobiten, Anachoreten, Remoboth oder Sarabaiten, und Herumſchweifende.

Cenobiten hieſſen ſolche, die gemeinſchaftlich und beyſammen wohnten. Man lieſt ihre ganze Oeconomie bey dem Hieronymus. Sie waren in Haufen von zehn und hunderten eingetheilt. Neun derſelben hatten allemal einen Vorſteher. Sie wohnten in Cellen von einander abgeſondert, und kamen vor der neunten Stunde nicht zuſammen, den

Vor-

Vorſteher ausgenommen, der ſeine Schafe beſonders beſuchte. Nach jener Stunde vereinigten ſie ſich zum Pſalmenſingen und Leſen der heiligen Schrift, und zum Gebete. Hierauf fieng der in der Mitte ſitzende Vater an zu reden; keiner unterſtand ſich nun den andern anzuſchauen oder auszuſpucken. War die Verſammlung geendigt, ſo gieng jedes Zehend mit ſeinem Vorſteher zu Tiſche. Niemand redete dabey: man aß nur Brodt, Hülſenfrüchte, und Kräuter, die man mit Salz würzte und zuweilen mit Oehl. Wein bekamen nur die Alten, für welche auch, und für die Kranken, oft ein Mittageſſen gegeben ward, damit jene geſtärkt und dieſe nicht zu ſehr entkräftet werden. Sie ſtanden endlich auf, ſtimmten einen Geſang an, und kehrten in ihre Hütten (*) zurück, und da führte

(*) Dieß iſt der eigentliche Name, den man den dama-

führte dann jeder Vorſteher mit den ſeinigen bis an den Abend gottſelige Geſpräche. Da auch des Nachts, auſſer dem gewöhnlichen Gebete, jeder auf ſeinem Lager wachen muſte, giengen die Vorſteher in den Cellen herum, und horchten was jeder mache. Den trägen gaben ſie keinen Verweis, ſondern

beſuch-

damaligen Klöſtern geben konnte; die Zeiten haben ſich ſeitdem verändert. Mandra hieß der Platz, auf welchem jene Hütten gebaut waren, und dieſes Wort bedeutet einen Schafſtall. Gleich den Sammelplätzen der Schafe hatten dieſe Mönchswohnungen den freyen Himmel zur Decke, und umher weiter nichts als eine Wand. Die Cellen waren ſchlechte, enge und aus leichten Materialien zuſammengeſtoppelte Hütten, reihenweiſe gebaut, und durch Gaſſen von einander geſondert. Jedes Klöſter hatte ſodann noch ſeine Kirche, ſeinen Krankenſpital, einige Haushaltsgebäude, einen Garten, einen Brunnen oder Teich; und alles umgab eine Wand oder Mauer.

besuchten ihn öfters, und foderten ihn mehr zum Beten auf. Die Tagesarbeit eines jeden war festgesetzet, und ward dem Vorsteher von jedem Zehend überliefert, der sie an den Haushälter übergab, welcher monatlich den Abt mit viel Zittern Rechenschaft ablegte. Er kostete auch die zubereiteten Speisen, und sorgte dafür, weil keiner etwas begehren durfte, daß es keinem an der nöthigen Kleidung fehle. Die Kranken wurden von den Alten, an besondern Orten, auf das sorgfältigste verpfleget. Diese Cenobiten lebten sehr einsam, denn sie sahen, wenn ich die Klöster des Pachomius ausnehme, niemand als ihre Brüder, und lebten in einer beträchtlichen Entfernung von allen bewohnten Oertern, mitten in dem dürren und brennenden Sande.

Anachoreten hiessen solche, die alleine lebten, und sich von allen Menschen absonderten,

ten, nachdem sie ihr Noviziat unter den Cenobiten ausgehalten, und da versuchet hatten ihre Leidenschaften zu zähmen. Diese verliessen ihre gemeinschaftlichen Wohnungen, und begaben sich blos mit Brodt und Salz in die Wüste.

Remoboth oder Sarabaiten waren, wie Hieronymus sagt, schlimm und verachtet, aber in seiner Provinz waren sie entweder die einzige oder vornehmste Gattung. Ihrer zwey oder drey, nicht leicht mehrere, wohnten beysammen, ganz nach ihrer Willkühr und unabhängig. Sie lebten gemeinschaftlich von ihrer Arbeit. Sehr viele derselben wohnten in Städten und Schlössern. Alles was sie verkauften, war theuer. Oft entstanden unter ihnen Zänkereyen, weil sie von ihren eigenen Nahrungsmitteln leben und niemand unterworfen seyn wollten. Sie schlichen auch wol, sagt Hieronymus, zu

Mädchen; sprachen übel von Geistlichen, und assen sich an Festtagen bis zum Brechen satt. Cassianus redet von diesen Einsamen, als von Leuten, die darum der Klosterzucht und des Gehorsams gegen den Abt sich entschlügen, damit sie desto freyer leben und herumschweifen können; die auch wol in den Städten selbst und in ihrem väterlichen Hause wohnten, und die entweder um viel essen zu können, oder aus Geitz, einen Vorrath auf viele Jahre häuften.

Eine vierte Gattung von Egyptischen Mönchen hiessen Herumschweifende (gyrovagi), denn sie machten, wie die Domherren die viele Präbenden haben, an jedem Orte nur eine kurze Residenz. Anfänglich hatten sie sich dem Klosterleben gewidmet, gar bald aber, da ihre Demuth und Gedult erkaltet waren, begaben sie sich in abgesonderte Cellen, um da, wo man die Tugend nicht prüft,

das Anſehen der Tugend zu erſchleichen. Auguſtinus ſagt von dieſen verdorbenen Anachoreten, der Feind des menſchlichen Geſchlechts habe eine Menge Heuchler unter der Geſtalt von Mönchen überall zerſtreut, die im Lande herumziehen, nirgends hingeſandt ſeyen, nirgends bleiben, nirgends ſtehen oder ſitzen. Einige von ihnen verkaufen ſelbſtgemachte Glieder der Märtyrer; andere ſagen, ſie hätten gehört, daß ihre Eltern oder Anverwandten in dieſem oder jenem Lande wohnten, und geben fälſchlich vor, daß ſie zu denſelben reiſen. Sie betteln von allen, ſie fordern von allen, entweder Koſten für eine gewinnſüchtige Dürftigkeit, oder den Werth einer verſtellten Frömmigkeit.

Jene Cenobiten, Anachoreten, Sarabaiten, und dieſe Vaganten, mit einem Worte dieſes ganze heilige Geſindel war aus dem Samen des groſſen Antonius erwachſen; al-

le verehrten ihn als ihren geiſtlichen Vater, alle erzeugten ihm ähnliche Kinder und Baſtarte.

Sein geiſtlicher Sohn Hilarion war auch noch ein Mann, der hier einen Blick verdient. Man erinnert ſich was ihn von dem Antonius entfernte. Seines Geiſtes voll bewohnte er anfänglich in der fürchterlichen Wüſte zwiſchen Gaza und Egypten eine elende Hütte, und nachmals eine eben ſo ſchlechte Celle, in der er nicht aufrecht ſtehen konnte. So lebte er zwey und zwanzig Jahre bis ſein ausgebreiteter Ruhm Kranke zu ihm zog, die er dann, wie man leicht denken kann, wunderthätig heilte, denn in dieſen Zeiten war einer ein ſchlechter Kerl, wenn er keine Wunder that.

Durch den Hilarion verbreitete ſich der Hang zum Mönchsſtand überall in Syrien, und zumal in Paläſtina. Er bekehrte auch viele

viele Heiden zum Christenthum. Er trieb Teufel aus dem besessenen Vieh, und konnte an dem Geruche jeder Sache merken, welchem bösen Geiste oder lasterhaften Besitzer sie angehöre. Hilarion roch allenthalben Teufel, auch da wo sie nicht waren, so wie gewisse Leute allenthalben Satiren.

Italicus, ein christlicher Officier zu Gaza, wollte das Volk durch ein Pferderennen belustigen; aber seine Pferde waren steif und wollten gar nicht laufen, denn sein Gegner, ein Heide, hatte sie behext. Dieß roch der heilige Hilarion. Er gab also dem Italicus den Wasserkrug, aus dem er gewöhnlich trank. Dieses Wasser tröpfelte Italicus in seinen Stall, auf seine Pferde, auf seinen Kutscher, auf seine Wagen und auf die ganze Rennbahn, und erhielt mit seinen Pferden den vollkommensten Sieg. Alle Heiden, die dieses Wunder sahen, wurden Christen.

Bischöffe und andere christliche Lehrer, Grosse und Pöbel, auch vornehme Damen zumal, besuchten den Hilarion unaufhörlich, und in Menge. Man begreift wie diese ausserordentlichen Ehrenbezeugungen manchem Einsiedler schmeicheln mußten, und manchen zur Einsiedeley lockten und trieben; und wie ihre eitele Selbstgenügsamkeit und ihr Stolz in armseligen Höhlen und öden Klüften mehr Nahrung fand als in aller Pracht der Städte.

Allgemein und offenbar ward itzt die Sittenlehre des Christenthums verlassen. Es entstanden Klöster überall und unzählige Cellen. Die Mönche besuchten in die Wette den Hilarion, um sich immer mehr in ihren grossen Entschlüssen zu stärken, und wanderten mit ihm, in der nemlichen Absicht, nach allen Klöstern und Cellen. Hilarion hatte gewöhnlich bey diesen Besuchen über zweytausend Mönche in seinem Gefolge.

Aber

Aber dann floh er auch wieder, ſo viel er konnte, das Menſchengewühl. Als er einſt nach Egypten reiſen wollte, und zehntauſend Menſchen ihn durch ihr Flehen zurück zu halten ſuchten, aß er ſieben Tage nichts, bis ſie ihn wandern lieſſen. Hilarion war glücklicher hierinn als der heidniſche Einſiedler Andeſius, ein Schüler des Jamblich. Dieſer faßte ebenfalls den Entſchluß ſich der Welt ganz zu entziehen, und ſein Leben auf dem Lande in tiefer Einſamkeit hinzubringen und zu beſchlieſſen. Allein der Ruhm, der ihn umgab, war, nach ſeines Lebensbeſchreibers Eunapius Erzählung, ſo glänzend, daß er ihn auch in ſeiner Einſamkeit verrieth. Viele nach Weisheit dürſtende Jünglinge ſpürten ihn in Cappadocien auf, rannten heulend um ſein Haus her, und drohten ihn zu zerreiſſen, wenn er darauf beſtehen würde, ſo viele göttliche Kenntniſſe zu vergraben.

Ammonius, ein anderer Lehrjünger des Antonius, ward der Vater der überaus zahlreichen Mönchscolonie, die ſich auf dem Nitriſchen Gebürge niederließ, und deren Ruhm in der Folge ſo weit ſich verbreitet hat. Er war ebenfalls, wie man leicht denken kann, ein ziemlicher ſeltſamer Kautz. Seine Anverwandten zwangen ihn, in ſeiner Jugend, ein Weib zu nehmen. Er verheurathete ſich mit einem ſchönen Mädchen. In der Hochzeitsnacht hielt er ihr eine lange Rede gegen den Eheſtand, und die Folge dieſer Rede iſt geweſen, daß Mann und Frau aus ihrem Bette weggelaufen und nach der Wüſte geflohen ſind, wo ſie, von einander getrennt, in der Einſamkeit lebten.

Aus Liebe zur Freyheit und aus Ehrgeiz haben viele das Anachoretenleben dem Mönchsſtand vorgezogen, und deswegen iſt auch wahrſcheinlich die Anzahl der Anachoreten

reten noch viel gröſſer geweſen als die Anzahl der Mönche. Es war doch immer für ſolche Schwärmer angenehmer, nach eigenem freyen Willen nackt in der Wüſte herum zu laufen, oder mit den Thieren des Feldes Gras zu freſſen, als ſich einer ſtrengen Mönchsregel zu unterwerfen, und aus bloſſer Langerweile in einem Kloſter, auch allenfalls in der Kirche Fußdecken zu flechten, oder das edle Handwerk der Schuhflickerey zu treiben.

Wir haben das Zeugniß Sanct Ephrems des Syrers, daß dieß der Fall der grasfreſſenden Anachoreten geweſen ſey. Sie waren in der Tugend noch ſchwach, und des Kloſterlebens überdrüſſig. Die Pflichten die ſie gegen ihre Brüder auszuüben hatten, und die von ihnen geforderte Handarbeit, machten ihnen Langeweile. Sie hoften auch mehr Ehre und einen gröſſern Heiligenſchein

zu erwerben, wenn ſie ſich einzeln den Menſchen zur Bewunderung hinſtellten, oder auf allen Vieren krochen, als wenn ſie nur den allgemeinen Geruch der Heiligkeit eines ganzen Kloſters theilten. Als Mönche hatten ſie immer ihre Vorſteher auf dem Halſe, und dieſe regierten zuweilen mit der Peitſche in der Hand; als Anachoreten gaben ſie von ihren Handlungen keinem Menſchen Red und Antwort. Gras freſſen und Freyheit machte alſo manchem Einſamen mehr Freude als das langweilige Schuhflicken und Deckenflechten im Kloſter.

Aus Ehrgeiz ſchmachteten in Egypten, in Syrien und Paläſtina viele Anachoreten unter der Laſt von Kreutzen und Ketten. Ihre ausgedörrten Glieder waren geſchloſſen und gehemmt durch Halskragen, Armbänder, Handſchuh, und Rüſtungen von ſchwerem Eiſen. Freyheit war dieß nicht; aber man

fiel

fiel vor ſolchen Thoren auf die Knie, und hielt ſie für Erzengel Gottes.

Alle Kleider warfen andere mit Verachtung weg, und einige wilde anachoretiſche Heilige von beyderley Geſchlecht hat man bewundert, weil nichts als ihre ſehr langen Haare ihre Blöſſe deckte. Viele Anachoreten verſetzten ſich in einen ſo äuſſerſt rauhen und elenden Zuſtand, daß beynahe aller Unterſchied zwiſchen dieſem menſchlichen Vieh und anderm Vieh erloſch. Sie bemächtigten ſich der Höhlen wilder Thiere, denen ſie ſich beſtrebten ähnlich zu werden, und härmten ſich da, bis man ſie entdeckte und ihnen den gebührenden Zoll von Ehrfurcht brachte.

Evagrius ſagt in ſeiner Kirchengeſchichte: einige Anachoreten haben in Paläſtina in kleinen Grüften unter der Erde gewohnt, die nicht gröſſer waren als ſie; Männer und Weiber haben ſich in die unfruchtbarſten Wüſteney-

ſieneyen begeben; haben nur eine kleine Decke vor ihrer Blöſſe getragen; ſeyen auf allen Vieren gekrochen; haben ſich mit Gras und Wurzeln genährt wie das Vieh; ſeyen weggelaufen wenn ſie einen Reiſenden ſahen, und haben ſich verborgen.

Meſopotamien war der vorzügliche Wohnſitz der grasfreſſenden Anachoreten, und dieſe Lebensart war doch wirklich härter als man glaubt. Sanct Ephrem erzählet, es haben ſich, in ſeiner Zeit, Anachoreten aus dieſer Claſſe in ſandigte Wüſten hineingewagt, wo man vollends weder Gras noch Waſſer fand. Nach langem Leiden haben dieſe erhabenen Einſamen nach den Wohnungen der Menſchen zurückkehren wollen, aber nun verfehlten ſie den Weg. Lechzend vor Durſt und abgezehret durch Hunger ſeyen ſie zur Erde gefallen, und wären da, in der ſchrecklichen Sonnenhitze wie viele ihres gleichen

chen gestorben, wenn nicht Reisende sie auf ihre Pferde genommen und nach bewohnten Gegenden gebracht hätten. Diese Anachoreten starben nicht, sagt Ephrem, aber sie blieben lange krank.

Noch grösser war der Ehrgeiz und wundersam groß der Name der Anachoreten die nach den Städten kamen, um da, wie Nicephorus sagt, Hurenhäuser zu besuchen und in öffentlichen Bädern mit nackten Weibern sich zu baden. Evagrius giebt uns Nachricht von dieser Tugendübung. Diese Heiligen, sagt er, behaupten sie seyen toll, und begeben sich in die Städte, auf Plätze wo der gröste Zusammenlauf des Volkes ist; sie laufen in die öffentlichen Häuser, essen und trinken da mit allerley Leuten; dann gehen sie auch, emsig nach den öffentlichen Badhäusern, wohnen da und waschen sich mitten unter den Weibern; aber über alle Leiden-

schaft

ſchaft und Fleiſchesluſt ſo erhaben, ihrer Gewalt über die Natur ſo gewiß, daß ſie weder durch den Anblick, noch durch das Betaſten, noch ſogar durch die Umarmungen dieſer Weiber zu irgend etwas gereizet werden können, das ſonſt in ſolchen Fällen Natur iſt: denn ſie ſind Männer, ſagt Evagrius, bey Männern, aber unter Weibern auch wahre Weiber.

Beynahe über jeden dummen Einfall und jede neuerſonnene Heiligkeit entſtand ein allgemeiner Wetteifer unter allen Anachoreten.

Barabatus, ein Syrer, verſchloß ſich erſt in eine kleine Zelle; dann gieng er auf einen Berg, und verfertigte ſich da ein hölzernes Häuschen, in dem er nicht konnte aufrecht ſtehen. Er lebte lange geblickt in dieſer unbequemen Wohnung, die ihn auch gegen die Winde, den Regen, und die Sonne nicht ſchützte. Nachher wohnte er, um doch

auf-

aufrecht stehen zu können, in freyer Luft, aber seine Arme waren immer gen Himmel gestrecket, und er in ein Thierfell eingewickelt, in das er ein kleines Loch geschnitten hatte, um dadurch Luft zu hohlen.

Jacob, ein gleichzeitiger und wegen seiner Wunderkraft weit berühmter Anachoret, lebte zuerst in einer kleinen Hütte, sonach ebenfalls in freyer Luft. Der Himmel und seine eigene Haut war seine Decke, und er gewöhnte sich an jede Marter von Hitze und Frost. Um seinen Hals und seinen Leib wand er eiserne Ketten; vier andere Ketten hiengen von seinem Halse herunter, zwey von vorne und zwey von hinten; auch seine Arme waren mit Ketten umwunden. Seine Speise bestand in nichts als Linsen, und er war oft drey Tage und drey Nächte hindurch so sehr mit Schnee bedecket, indem er

auf den Knien lag und betete, daß man ihn kaum ſehen konnte.

Barſanuph, ein Egyptiſcher Heiliger und Anachoret, verſchloß ſich um das Jahr 552 in Paläſtina in eine Zelle, und funfzig Jahre nachher hatte man Merkmale daß er noch lebte, ob ihn gleich kein Menſch in dieſem halben Jahrhundert ſah.

Sanct Simeon Salus, ein groſſer Anachoret, ſtellte ſich aus Demuth, als wenn er toll wäre; und bekehrte dadurch in ſeiner Einſamkeit eine Menge Sünder.

So war der groſſe Haufen der Schwärmer beſchaffen, die man ſo viele Jahrhunderte hindurch angebetet hat und noch anbetet, und die uns ſogar ein Proteſtant, der Weltüberwinder Jacob Hermann Oberzeit, in ſeiner Hirnwuth als die allervollkommenſten Menſchen darſtellt, weil ſie allen von ihm ver-

verabſcheuten Menſchenvernunft aus heiliger Hirnwuth entſagten.

Aber in jenen Tagen des allgemeinſten Aberglaubens und der zügelloſeſten Schwärmerey, da halbe Nationen ihrer Sinne beraubet ſchienen, ward Chriſtus, der die Menſchen in bürgerlicher Geſellſchaft mittheilſam, liebreich und umgänglich machen wollte, nicht mehr gehöret, oder nicht mehr verſtanden. Egypten, Syrien, Paläſtina, Meſopotamien, Paphlagonien, Pontus, Cappadocien und Armenien, erfüllten nach jenen erhabenen Beyſpielen des Paulus, des Antonius, und ihrer wahnwitzigen Nachfolger, in kurzer Zeit Armeen von Menſchen, die allen Geſchäften und Annehmlichkeiten des Lebens, allem Umgange ſich entzogen, Hunger, Mangel, Kreutz und Qualen litten, und Narren wurden, um ſich dadurch den Himmel zu verdienen, oder wenigſtens auf Erden

durch Müſſiggang und Faulheit ſich Anſehn und Einfluß zu erwerben. Nicht mehr Neuplatoniſche Philoſophen, ſondern Bettler, Landſtreicher, Bauren, verlumpte Handwerker, Taglöhner, Sklaven, Keſſelflicker, Diebe, Miſſethäter, alles was dem Hunger, der Armuth, den Schlägen und der härteſten Arbeit unterworfen geweſen, oder vor verdienten Strafen floh, einſiedelte in Egypten oder begab ſich in den Mönchsſtand. Der ſchlechteſte Spitzbube erwarb ſich Anſehn durch ein Mönchskleid; und den gröſten Verbrecher verehrte man als einen Heiligen, ſobald er eine Kapuze aufſetzte.

Auguſtinus ſagt, viele Mönche haben ſich geweigert mit ihren Händen zu arbeiten, in der Hofnung, Faulheit bringe auch Unterhalt, und ihr lehrreiches Exempel verdiene ſchon Belohnung. Aber nicht nur faullenzten dieſe obereitiſchen Liebeseinſamen, ſondern

dern ſie verſagten ſich auch nicht immer fleiſchliche Lüſte im Stillen. Ihr groſſer Freund und Vertheidiger Athanaſius ſchrieb an den Mönch Dracontius, der gegen ſeinen Willen zum Biſchof erwählt worden: wenn du auch Biſchof biſt, ſo kannſt du doch faſten und keinen Wein trinken. Wir haben Biſchöffe gekannt, die faſteten, und Mönche die aßen: Biſchöffe die ſich des Weines enthielten, und Mönche die ihn tranken; Biſchöffe die Wunder thaten, und Mönche die keine verrichteten; Biſchöffe welche niemals geheurathet haben, und Mönche die Väter von Kindern waren.

Durch Geſetze war es unmöglich das Mönchsweſen einzuſchränken. Die Kaiſer hatten ſehr oft befohlen, daß amtsfähige Bürger nicht Geiſtliche werden ſollten, um ſich ihrer Verbindlichkeit zu öffentlichen Aemtern zu entziehen; und eben dieſen Befehl ertheilte

theilte Valens im Jahr 373 auch in Absicht auf die Mönche. Einige Liebhaber der Faulheit, heißt es in diesem Edikt, entschlagen sich der Aemter in den Städten und begeben sich in Einöden, wo sie sich mit dem Haufen der einsam Lebenden vereinigen. Finden sich solche Leute in Egypten, so sollen sie aus ihren Schlupfwinkeln herausgerissen und genöthiget werden die ihnen obliegenden Aemter zu verwalten; oder sie sollen wenigstens ihr Vermögen denen überlassen, welche jene Aemter anstatt ihrer übernehmen.

Valens verfuhr bald darauf gegen die Mönche mit einer Schärfe die sie hätte biegsam machen sollen. Er gab ein Gesetz, daß man sie zu Tode prügle, wenn sie nicht wollen Kriegsdienste nehmen, oder sich bürgerlichen Aemtern und Dienstleistungen widmen. Viele Mönche verlohren dadurch in Egypten ihr Leben. Kaiser Valentinianus der dritte

machte

machte eine Verordnung, nach welcher kein Knecht, Landmann, oder anderer Unterthan in die Gesellschaft der Mönche aufgenommen werden sollte, wenn er sich dadurch nur wolle von seiner Abhängigkeit befreyen.

Aber alle diese Gesetze und Verordnungen der Kaiser fruchteten nichts gegen die ungeheure Ausbreitung der Möncherey, und zuweilen nahmen die Kaiser ihre Gesetze gegen die Mönche selbst zurück. Im Jahr 390 gab Theodosius der ältere ein Gesetz zur Bestrafung der Mönche, und verlangte daß sie alle für immer in ihre Wüsten und Höhlen zurückkehren. Der Kaiser schien bey diesem Gesetz zumal die Egyptischen und Syrischen Mönche im Auge zu haben, die unter dem Vorwand eines blinden Eifers in die Städte kamen, Aufruhren erregten, und den Lauf der Gerechtigkeit störten, auch einen öffentlichen Krieg gegen die Heiden und ihre Göt-

ter führten, deren Tempel sie zerstörten. Aber Theodosius bedachte sich bald eines schlimmern, er ließ etwa zwanzig Monate nachher sein Gesetz widerrufen, und bezeugte es sey ihm abgezwungen worden durch den Anlauf der Obrigkeiten die voll Vorurtheile gegen diese heiligen Männer seyen; und nun gab Theodosius den Mönchen wieder Erlaubniß herumzuschwärmen, und in die Städte zu kommen, so oft sie dieß, nach ihrer Weisheit, für nöthig erachten. Von dem Kaiser Justinianus hat man vollends ein Gesetz, das den Vätern verbietet, ihre Söhne, die gegen ihren Willen in den Mönchsstand treten, zu enterben.

So wuchs die Möncherey mit ununterbrochenen Fortschritten. Der Geruch ihrer Heiligkeit war nun einmal bis an den Kaiserlichen Hof gedrungen; manche Kaiserinn liebte diesen Geruch; und der Pöbel sah mit

eben

eben so viel Erbauung als Erstaunen, Kerle aus Einöden hervortreten, die sich, um ihren Leib desto empfindlicher zu martern, mit eisernen Ketten umhiengen; die ihr aus Ziegenhaaren verfertigtes Hemd, über das die ersten Mönche einen Schafpelz trugen, auswärts kehrten, in der Hofnung sie machen dadurch mehr Aufsehen; und die stolz waren auf lange Haare, lange Bärte, nackte Füsse, und Schmutz in allen Dingen.

Die Griechischen Philosophen hatten auch eine besondere Kleidung, und viele unter ihnen breiferten sich ungeschliffen, bettelhaft und schmutzig zu scheinen. Sie wurden daher oft von den Strassenjungen und dem Pöbel mishandelt. Sehr weise bewafneten sich die Cyniker mit einem guten Stock, womit sie die Hunde und das Strassengesindel abtrieben. Die Christlichen Mönche waren Nachahmer dieser alten Philosophen in Klei-

dung und Aufzug, und manchem ſchienen ſie auch Erben ihrer Lumpen, ihres Stolzes, und ihrer Zankſucht.

Einige Mönche wollten ſogar, nach der Weiſe des groſſen Antonius, zur Kränkung ihres Fleiſches die Läuſe, von denen ſie zerfreſſen wurden, weder fangen noch tödten. Sie übertraffen darinn die Juden, die dieſe Geſchöpfe nur am Sabbat ſchonten; denn nach dem Ausſpruch eines groſſen Rabbiners, iſt derjenige, der eine Laus am Sabbat umbringt, eben ein ſolcher Verbrecher als derjenige der am Sabbat ein Kameel tödtet.

Als daher Athanaſius die erſten Egyptiſchen Mönche nach Rom brachte, kam jedermann beym Anblick dieſer lauſichten Philoſophen ins Lachen. Alle dieſe Lehrjünger des heiligen Antonius erweckten bey den Römern, zuerſt, Ekel und Verachtung durch ihren fremden Aufzug, durch ihre Wildheit,

und

und durch ihre Läuse. Der heilige Hieronymus klagte bitterlich darüber, und sagt, man verabscheue diese heiligen Gottesmänner aus Egypten als bettelhafte und hungrige Betrüger, die reiche und vornehme Damen verführen, und ihnen ihre Gesundheit durch Anpreisung einer rauhen Lebensart verderben. Aber wie bald wendete sich das Blatt! Diese laufichten Philosophen erhielten in Rom allgemeinen Beyfall und wurden eifrigst nachgeahmt, sobald als sie in Rom eine Schule ihrer neuen Philosophie errichteten; denn ihre meisten Zuhörer waren Damen (*).

Vor

(*) Viele vornehme Römische Damen hörten auch den Heiden Plotin, als er seinen ebenfalls aus Egypten kommenden Neuplatonischen Schnickschnack in Rom öffentlich lehrete; und eine von ihnen, mit Namen Gemina, nahm ihn vollends zu sich ins Haus.

Vor dieſen borſtigen und behaarten Egyptern beugte ſich nun in Rom jeder der zu leben wußte, da ſie den Damen ſo äuſſerſt wohl gefielen. Bald fiengen ſie auch an, den damals ſchon ſehr eleganten geiſtlichen Stand zu verdunkeln. Ihr Lob flog von Mund zu Mund bey den Vornehmen. Denkende Köpfe ſogar wurden für dieſe Mönche hingeriſſen, als ſie ſahen daß die ehrwürdigſten und gelehrteſten Kirchenväter auf alles Ausſchweifende und Ungereimte der Mönchery ihr Siegel druckten, und die gröſten Thorheiten der Mönche für Beweiſe der höchſten Vollkommenheit hielten; und daß ſie alle Chriſten ermahnten mit Bewunderung hinaufzuſehen an Mönchskraft.

Der ganze Mönchshaufen, alle dieſe ungelehrten Schwärmer, alle dieſe frommgeſinnten aber trübſeligen Köpfe, alle dieſe mürriſchen und menſchenfeindlichen Sonderlinge,

linge, alle diese stolzen Heuchler, wären zwar bey der falschen Richtung ihrer äusserst angestrengten Kräfte vor dem besser erkannten Licht des Evangeliums bald verstummt und verschwunden. Aber auch Männer von der ersten Geistesgrösse, ein Basilius, ein Gregorius von Nazianzus, ein Chrysostomus, traten in den Mönchsstand, oder versuchten wenigstens diese rauhe Lebensart. Ob sie gleich dieselbe nicht aushielten und aus Kränklichkeit bald die Einsamkeit wieder mit der Welt vertauschten, so blieben sie doch eifrige Vertheidiger des Mönchslebens und der Einsiedeley; ihre Schriften und Reden rissen die Menschen stromweise in die Einsamkeit.

Johannes mit dem goldenen Mundt, oder gewöhnlich Chrysostomus genannt, Ertzbischof und Patriarch in Constantinopel, ein Mann von dem grösten Ansehen wegen sei-

ner

ner Gelehrſamkeit, ſeiner Beredſamkeit, und ſeiner ehrwürdigen Sitten, beförderte mit dem äuſſerſten Eifer dieſen allgemeinen Hang für geiſtliche Abentheuer. Er war ſelbſt in ſeiner Jugend darauf ausgegangen, ob ſich gleich ſeine Mutter der Ausführung ſeines Vorſatzes durch ungemein rührende Vorſtellungen widerſetzte. Dieſe vornehme, reiche und edle Frau war bald nach ſeiner Geburt Witwe geworden, und hatte ihn unter vielen Beſchwerlichkeiten mit der äuſſerſten Sorgfalt erzogen. Nun bat ſie ihn weinend, und auf demſelben Bette liegend auf welchem ſie ihn zur Welt gebahr, er möchte ſie doch nicht zum zweitenmal zur Witwe machen, und erſt ihren Tod abwarten eh er ſeinen unchriſtlichen und grauſamen Entſchluß vollſtrecke. Sie ſagte dem jungen Schwärmer, er beleidige Gott auf eine leichtſinnige Weiſe, indem er ſeine Mutter undankbar

ver-

verlaſſe. Chryſoſtomus, der dieß alles ſelbſt erzählet, glaubte er ſey Gott mehr ſchuldig als ſeiner Muter. Ohne das allergeringſte Bedenken übertrat er die kindlichen Pflichten der Ergebenheit, des Gehorſams und hülfreichen Beyſtandes. In der Mönchsmoral kannte man die Lehre von den Pflichten gegen die Eltern nicht. Chryſoſtomus begab ſich, bald nach dem Jahr 370 von Antiochien auf die benachbarten Gebürge, und lebte da als Mönch völlig getrennt von der Welt und ſeiner Mutter.

Dem ſchwärmeriſchen Chryſoſtomus war indeſſen doch bey ſeinem raſchen Unternehmen etwas bange. Er erkundigte ſich vorher ſorgfältig, ob er auch in ſeiner Einöde täglich friſches Brodt bekommen könne; ob er nicht etwa einerley Oehl werde gebrauchen müſſen zum Eſſen und zur Lampe, ob man ihn nicht nöthigen werde zu graben, oder

Holz und Wasser zu tragen. Er sey mit einem Worte eben so begierig, sagte er, nach Ruhe in der Einsamkeit, als viele Mönche seiner Zeit in ihrer Einöde nach einem Ueberfluß von irdischen Bedürfnissen.

Chrysostomus hielt aus Ursachen, die ich am Ende dieses Capitels anzeige, das Mönchsleben nicht allzulange aus. Aber ein grosser Beförderer desselben blieb er stets, empfohl es in Schriften und Predigten durch die prächtigsten Lobeserhebungen, und wachte auch über seine Aufführung mit einer Strenge die demselben sehr nahe kam. Seine Talente, seine Lage in der Welt, und sein viel vermögendes Ansehen machte es ihm nun äusserst leicht, in den Köpfen und Herzen des ansehnlichsten Theiles der Christenheit die Liebe für die Möncherey immer mehr zu entzünden. Nach seiner Rückkunft aus der Einsiedeley ward er in Antiochien Presbyter, und

predig-

predigte da mit hinreiſſendem Beyfall. Eutropius, der Staatsminiſter des Kaiſers, hatte ihn predigen gehöret. Als daher der Ertzbiſchof und Patriarch in Conſtantinopel geſtorben war, erinnerte ſich Eutropius den Prediger den er in Antiochien ſo ſehr bewundert hatte. Aus Beſorgniß das Volk möchte den groſſen Mann nicht gerne aus Antiochien wegziehen laſſen, ertheilte Eutropius heimlich ſeinen Befehl an den Statthalter von Syrien; und man brachte den Chryſoſtomus ingeheim und ſchnell auf einem Poſtwagen von Antiochien nach Conſtantinopel. Der kaiſerliche Hof, die Cleriſey, und das Volk rechtfertigten die Wahl des Miniſters; als Heiliger und als Redner übertraf der neue Ertzbiſchof die feurigſte Erwartung.

Er war in der Schule des berühmten Redners und Philoſophen Libanius erzogen, und zur höchſten Beredſamkeit gebildet. Liba-

nius hielt ihn ſchon als Knaben würdig einſt ſein Lehramt zu vertreten, und er beklagte daß er ihm von den Chriſten aus ſeiner Schule weggeſtohlen ſey. Mit dem Geiſte der groſſen Männer Griechenlands und Roms trat alſo Chryſoſtomus in Conſtantinopel auf die Kanzel. Unſtreitig gab er ſeinen Religionsvorträgen noch dadurch mehr Gewalt und Nachdruck, daß er als Prediger und Patriarch, bey ſehr vielen guten Eigenſchaften, ſtarke Züge aus dem Mönchscharakter behielt. Er war nüchtern und enthaltſam; aber auch zankſüchtig, eifrig, leer von aller Weltklugheit und Verſtellung, unvorſichtig, und ungebunden frey im Tadel von Perſonen des höchſten Ranges. Mit unerbittlicher Strenge verlangte er Ehrbarkeit und Zucht bey Mönchen, bey Geiſtlichen, und bey Layen. Er war ſehr fertig Bannſtrahlen loszuſchieſſen; ſehr geneigt allen Umgang zu

vermei-

vermeiden, und ſich von allen Pflichten der Geſelligkeit loszureiſſen; dem Anſchein nach verdrießlich, unfreundlich, trotzig und ſtolz für Leute die ihn nicht ſehr genau kannten. Untadelhaft war aber immer ſeine Tugend und groß ſein Wohlthun, denn aus den reichen Einkünften ſeines Amtes, die ſeine Vorfahren zu Pomp und Wohlleben verſchwendet hatten, errichtete er Hoſpitäler; ſein ſtrenger und feuervoller und unerbittlicher Geiſt kannte alſo doch auch Güte und Milde. Das Volk, für deſſen Heil er ſo ſehr ſorgte, gab den eindringenden und treflichen Predigten ſeines Ertzbiſchofs gröſſern Beyfall als allen Beluſtigungen des Theaters und des Cirkus. Seine Sprache war ſchön und warm, und unerſchöpflich an allem was eine Rede belebet, hebt und ſchärft; er führte die Herzen wohin er wollte, und lenkte jede Leidenſchaft zu ſeinem Zweck.

Ein solcher Heiliger und ein solcher Redner predigte von seiner Kanzel in Constantinopel den Christen: ein Mönch genieſſe mehr Ansehen als die Fürsten selbst; in jeder Stadt bewundere man ihn, in seinem elenden und zerrissenen Kleide, als einen Engel vom Himmel; niemand sey so mächtig wie ein Mönch; niemand könne und dürfe den Fürsten Verweise geben wie Mönche; vor ihnen müssen die Mächtigen der Erde weichen; jeder Vater werde groß und hochgeachtet, wenn er Mönche zu Söhnen habe; das Mönchsleben sey die einzige wahre Philosophie; Chöre der Engel, in menschlichen Körpern hervorleuchtend, sehe man auf den Gipfeln ihrer heiligen Berge; ihre Stille und Anbetung sey so rein als das Leben Adams vor dem Falle; Cellen in der Wüste seyen zwar Trauerhäuser, wo man nichts erblicke als Einsamkeit, aber auch ungestörte himmlische Ruhe; und

jeder

jeder ſolle hinein eilen, um die heiligen Füſſe der Mönche zu küſſen.

Aber mit noch weit mehr Gewalt, gleicher Beredſamkeit, gröſſerer Kenntniß der Menſchen und der Sitten, alles wegreiſſendem oder alles niederwerfendem und zermalmendem Eifer ſprach, ſchrieb und wirkte der heilige Hieronymus für den Mönchsſtand. Sehr mangelhaft wäre dieſe kurze Ueberſicht des Triebes zur Einſamkeit in den erſten Zeiten der Kirche, wenn ich hier nicht einen etwas ſcharfen Begrif von dieſem Heiligen und dieſem Feuerkopf gäbe. Die Sinnesart, der Charakter, und das ganze Verhalten des Hieronymus haben ſo viel groſſes, und dann auch wieder ſo viel menſchliches, daß man gerne verweilet bey ſo vieler Leidenſchaft, Bewegung, Thätigkeit und Kraft; und daß man gerne etwas näher mit dieſem ſo äuſſerſt berühmten Kirchenvater bekannt wird,

weil er bey allen seinen Fehlern doch ein sehr grosser Mann war, auch in vielen Dingen ein edler naiver und liberaler Mann, der überaus viel es sagt wie es ist.

Hieronymus kam um das Jahr 342 in Sclavonien zur Welt. Seine Eltern waren Christen, und schickten ihn sehr jung nach Rom, wo er mit grossem Eifer studirte, und dann nebenher auch ziemlich liederlich lebte. Lateinische Sprachkunst, Beredsamkeit und Philosophie ergriff und faßte sein feuervoller Kopf schnell und leicht; aber Virgil und Cicero machten ihn nicht gleichgültig für den Anblick schöner Mädchen. Indessen besuchte er des Sonntags die Gräber der Apostel und Märtyrer, und wanderte gerne in den Catakomben umher. Von Rom kam er nach Gallien, auch an den Rhein, und sodann nach Aquileja, wo ihn ein unvermutheter Wirbelwind,

belwind, wie er ſagt, nach den Morgenländern trieb.

Vorerſt beſuchte er noch einmal ſein Vaterland. Dann verließ er, um des Himmelreiches willen, ſein Haus, ſeinen Vater, ſeine Mutter, ſeine Schweſter die etwas liederlich war, ſeine Anverwandten; und was er noch, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, für das traurigſte hielt, eine vortrefliche Tafel. Die Bibliothek, die er ſich in Rom geſammelt hatte, nahm er auf den Rücken. So kam er durch Thracien, Pontus, Bithynien, Galatien, Cappadocien, Cilicien, und fand endlich in Syrien den Fleck, wo er wünſchte als Anachoret zu leben.

Ein fleiſchliches Vergehen war höchſt vermuthlich der Wirbelwind, der den heiligen Hieronymus ſo ganz unerwartet nach Syrien verſchlug. Wolluſt war ſein größter Feind. Er geſteht auch aufrichtig: man

ändere mit ſeinem Aufenthalte nicht ſeinen Sinn, ſein Feind ſey mit ihm nach Syrien gegangen; und er leide da, in ſeiner Einſamkeit, noch weit mehr als nie von dem Unzuchtsteufel.

Das läßt ſich begreifen. Aber der heilige Mann ſagt es auch ſelbſt rund heraus; er habe aus Furcht vor der Hölle Italien mit einer weiten von der Sonne verbrannten Wüſte vertauſcht; in dieſem ſchrecklichen Wohnſitz der wilden Thiere, der Schlangen und der Mönche, vier Jahre ganz mit Chriſto und mit Büchern gelebt, vier Jahre da gekämpfet gegen unbändige Fleiſchesluſt, und garſtige Gedanken.

In dieſer rauhen Einſamkeit dachte Hieronymus: nun kann ich alles was ich will. Er hatte geleſen, daß demjenigen, der glaubt, alle Dinge möglich ſind. Alſo kämpfte er in einem fort gegen den Teufel den er mitgebracht

bracht hatte; und wagte sich sodann in seiner Höhle an die Auslegung eines Propheten, den er nicht verstand. Als in der Folge diese Auslegung grossen Beyfall gefunden, sagte dann doch Hieronymus selbst sehr ehrlich: kein Buch in der Welt sey so schlecht, das nicht irgendwo ein dummer Leser lobe.

Ein Mann von Genie, wie Hieronymus unstreitig in einem sehr hohen Grade war, konnte aber dieses rauhe und wilde Anachoretenleben nicht lange aushalten. Vielerley Krankheiten befielen ihn in seiner Höhle. Von Natur war er schon schwächlich, auch wenn er sich sonst wohl befand; aber in seiner Syrischen Einöde kam er um alle Kräfte seines Körpers. Er verfiel durch langes Fasten und Wachen in ein langwieriges Fieber; er ward äusserst mager; seine Glieder wurden kalt, und kaum fühlte er noch Lebenswärme in seiner Brust. Sein Kränkeln

keln brachte ihn aber wieder zur gesunden Vernunft, denn das Anachoretenleben fieng ihm an zu misfallen. Er sagte, die Freunde die bey ihm waren, haben ihn verlassen, weil sie hätten lieber wollen mit Thieren leben als mit den Anachoreten der dortigen Gegend. Er selbst beklagte, daß er sich nicht mit ihnen flüchten könne, theils wegen seiner Krankheit und theils wegen des beschwerlichen Winters.

Dieß war nicht Anachoretensprache, aber es ist Thatsache und Geschichte. Hieronymus verließ endlich die Syrische Wüste, gieng nach Antiochien, und da machte man ihn zum Priester. Sodann begab er sich nach Constantinopel, und im Jahr 382 wieder nach Rom, wo er drey Jahre als Geheimschreiber des Pabsts Damasus lebte, und nun die Wunder that und die Welterfahrung erwarb, wofür ich ihm hier

mit ſchwacher Feder dieſes kleine Denkmal errichte.

Die geheimen Sekretaire der Päbſte ſind zwar gewöhnlich loſe Vögel. Aber das war Hieronymus nun nicht mehr, und doch gefiel er den Römiſchen Damen ganz auſſerordentlich. Marcella, eine ſehr vornehme, und wie es ſcheint auch eine ſehr ſchöne Römerinn, nahm ihn zu ſich in ihren Pallaſt; und der fromme Tillemont, der dieſes Verhältniß mit einer ſchönen Frau für den ehmals ſo fleiſchlich geſinnten Hieronymus von Bedeutung hielt, ſagt, die Palläſte der vornehmſten Römiſchen Damen ſeyen damals ſo groß geweſen wie Städte, und alſo habe Hieronymus auch mit allem Anſtand bey der heiligen Marcella wohnen können.

Sein Ruf machte die vornehmſten Römerinnen nach ſeinem Umgang gierig. Aber ſeiner anachoretiſchen und alſo etwas widerhaari-

haarigen Sinnesart wegen, mußten doch dieſe Damen ſehr ſeltſame Damen ſeyn, wenn Hieronymus ſich entſchließen ſollte irgend eine von ihnen zu ſprechen.

Sie mußten kein Roth auflegen; mußten ſich ſchon die Augen halb aus dem Kopfe geweint haben; mußten hungern können; mußten ſchon dürr und mager ſeyn durch langes Faſten; mußten in ſchmutzigen Kleidern gehen, und Pſalmen ſingen vom Morgen bis in die Nacht.

Kein Weib gefiel mir, ſagt Hieronymus, die ich eſſen ſah. Eine Menge Römiſcher Jungfern umgaben mich zuweilen; ich erklärte ihnen die heilige Schrift. Wir kamen zu dieſem Zwecke oft zuſammen. Das öftere Beyſammenſeyn zeugte Vertraulichkeit, und Vertraulichkeit zeugte Freundſchaft. Aber meine Feinde ſollen mir beweiſen: ich habe mit irgend einem dieſer vornehmen Mäd-

Mädchen etwas unanſtändiges unternommen; ich habe gelitten daß eine einzige ihre Reichthümer mit mir theile; ich habe nicht alle ihre groſſe und kleine Geſchenke verworfen; ich habe bey einer Einzigen die Verwaltung ihrer Gelder mir angemaſſet; ich habe jemals liederliche Diſcurſe bey ihnen gewagt; ich habe jemals bey ihnen dahin geſehen, wohin man bey Mädchen nicht ſehen ſoll (*); ich

(*) Hier lügt der heilige Hieronymus. Allerdings hat er dahin geſehen, wohin man bey Mädchen nicht ſehen ſoll, denn Alles was irgend an Mädchen, oder auch an ſchönen Weibern für Weltkinder bemerkenswerth iſt, ſah Er mit Adlersaugen, und ſagt es ſo gut, ſo wahr, ſo ſchön ſo treffend, und ſo ſehr in Allem der Natur getreu, daß mir ſchwarz und grün vor den Augen wird, wenn ich in den Schriften eines ſo heiligen Mannes auf ſolche Gemählde falle. Zum Exempel. In ſeinen Vermahnungen de vitando ſuſpecto contubernio, an eine Mutter und Tochter in Gallien, ſchreib Hieronymus, aus

ich ſey jemals in die Häuſer der Weltkinder gekommen; ihre ſeidenen Kleider, ihre Ju-

welen

aus Bethlehem, an die Tochter: „Mädchen, „was ſoll aus dir werden, wenn du geſund biſt, „fein, fett und roth, bey ſchmackhaften Spei„ſen und köſtlichem Wein, im Bade, unter Eh„männern und Jünglingen? Thuſt du auch das „nicht, wofür ſie dich anſprechen, ſo freuſt du „dich doch, und denkſt es ſey ein Beweis deiner „Schönheit, wenn du angeſprochen biſt. Deine „Kleider ſeyen auch noch ſo beſcheiden, braun „von Farbe, ohne Falten, und ohne den langen „Schlepp, durch den man immer länger und „ſchöner ſcheinen will, ſo iſt es doch arg ge„nug, wenn du mit Fleiß an deinem Rock et„was Aufgetrenntes nicht achteſt, damit von „innen heraus etwas erſcheine, das Mädchen „gerne ſehen laſſen, weil es ſchön iſt. Es iſt „doch arg genug, wenn du weite ſeidene Hoſen „trägſt, damit du durch ihr Geräuſch, wenn „du gehſt, Jünglinge zu dir lockeſt. Es iſt doch „arg genug, wenn du deinen Buſen durch Bin„den und Gürtel herausſtoßeſt. Es iſt doch

„arg

weiten und ihre bemahlten Geſichter haben mich jemals verblendet?

Dem heiligen Hieronymus kann man alle dieſe trutzigen Herausforderungen nicht verdenken, denn bey Freunden und Feinden war er ſeiner brennbaren Natur wegen im Verdacht. Uebrigens ſuchte er doch bey dem ſchönen Geſchlecht weiter nichts, als daß ſie, kurz und klein, alle Nonnen werden.

Nie-

„arg genug, wenn deine Haare in Locken auf „die Stirne fallen, oder ſeitwärts auf die Ohren. Es iſt doch arg genug, wenn du dein „Mäntelchen zuweilen fallen läßt, damit deine „weiſſen Schultern in ihrer ſchönen Nacktheit „erſcheinen, und du dann, als wenn du das „nicht zugeben wollteſt, geſchwinde verbirgſt, „was du mit gutem Willen entblößet haſt. Es „iſt endlich doch arg genug, wenn du auf den „Gaſſen, wie es in unzüchtigen Häuſern Sitte „iſt, gleichſam aus Schamhaftigkeit dein Geſicht verſchleyerſt, und dann doch immer zeigſt, „was am meiſten gefällt.“

Niemand hat ſich jemals, ſo wie Er beeifert, das ſchöne Geſchlecht wenigſtens zu frommer Einſamkeit zu bereden; und niemand hatte jemals eine gröſſere Kraft die Weiber an ſich zu ziehen als Er. Wo dieſe Kraft den Egyptiſchen Mönchen überhaupt ſaß, weiß ich; aber wo ſie eigentlich dem Hieronymus ſaß, weiß ich nicht recht. So viel ſehe ich doch, daß ein Feuerkopf Weiber immer führen kann wohin er will, wenn er dunkel auf ihren Verſtand und lebhaft auf ihre Empfindung wirket. Wer dieß kann wie Lavater, deſſen Herrſchaft iſt immer groß in der Welt, und das konnte Hieronymus.

Vielen Römerinnen von Stande gab er Unterricht, und wer Gelegenheit hat feuerfänglichen Damen in irgend einer Sache Unterricht zu geben, kommt immer weiter als man glaubt. Hieronymus war berühmt

als der gelehrteſte Ausleger der heiligen Schrift den damals die Kirche hatte, und ſelbſt der Römiſche Biſchof Damaſus zog ihn darüber zu Rath. Er war berühmt wegen ſeiner unſterblichen Schriften, wegen ihrer mahleriſchen und hinreiſſenden Beredſamkeit, wegen des hohen Schwunges ſeiner Gedanken, der Schärfe ſeiner Blicke, und der Kraft und des Gewichts ſeiner Worte. Jedermann erwartete in Rom, Hieronymus würde nach dem Tode des ſchon fünf und ſiebenzig jährigen Damaſus Pabſt werden. Die ſchöne Marcella, in deren Pallaſt er wohnte, die als Witwe in den Nonnenſtand trat, und zur Errichtung mehrerer Klöſter in Rom das meiſte beytrug, war ſeine erſte Schülerinn; und man weiß was das bedeutet, wenn man eine ſchöne und vornehme Frau auf ſeiner Seite hat.

Der Marcella folgte gleich die erhabene Paula, eine ſehr reiche, ebenfalls ſehr vornehme, und ebenfalls ſehr feuerfängliche Dame aus der Familie der Gracchier und Cornelier, übrigens Witwe, und Mutter von fünf Kindern. Sie konnte der unüberwindlichen Beredſamkeit des Hieronymus nicht widerſtehen. Der entheiligende Name einer Schwiegermutter Gottes (*) verführte ſie, und das war der Triumph des Hieronymus, ihres geiſtlichen Vaters. Ihr Name iſt groß und denkwürdig geworden in der catholiſchen Kirche.

Zuerſt gieng ſie in ein Römiſches Kloſter, um ſich da in allen Werken der Demuth zu üben. Dann warf ſie ihre ſeidene Kleider weg; ſchenkte Alles, was ſie von ihren Reichthümern verſchenken konnte, den Ar-

men

(*) Socrus Dei war ein ſehr gewöhnliches Compliment, das Hieronymus der Paula machte.

men (*), und entſagte allen Eitelkeiten der Welt. Faſten, Leſen und Beten war ihr beſtändiges Geſchäft. Anſtatt ihre Tage in wollüſtigen Bädern hinzubringen, und ſich mit wohlriechenden Waſſern zu waſchen, anſtatt ihre Reichthümer und ihren Witwenſtand den Wollüſten, der Pracht, der Coketterie und der Liederlichkeit zu weihen, lebte

(*) Dieſe Enthuſiaſterey war in Rom nicht neu, und auch nicht blos den Chriſten eigen. Plotin bewunderte und empfahl allen ſeinen übrigen Freunden, als ein nachahmungswürdiges Muſter eines ächten Weltweiſen und Philoſophen nach Neuplatoniſcher oder Egyptiſcher Art und eifrigen Suchers der Wahrheit, einen Römiſchen Senator Negotianus, den ſeine Lehren und Beyſpiel ſo gänzlich umgekehret hatten, daß er allen ſeinen Sclaven die Freyheit ſchenkte, ſein ganzes Vermögen abtrat, das Amt eines Prätors, das er erhalten ſollte, ausgab, und nicht einmal in ſeinem eigenen Hauſe wohnte, ſondern bey ſeinen Freunden ſchlief, und ſpeiſte.

ſie im Sack und in der Aſche. Ihr gröſster Ehrgeitz war gerade nach den Wüſten hinzugehen, wo Paul der Eremit und der groſſe Antonius ihr hohes Leben ſchloſſen. Aber dieß konnte ſie nun freilich nicht für ſich alleine; und eben ſo wenig wäre es ſchicklich geweſen mit dem Hieronymus aus dem Lande zu laufen.

Paula trieb in ihre Tochter Euſtochium eben den Enthuſiasmus, mit dem ſie Hieronymus anſteckte. Als aber dieſe ſchon ihren ehemaligen zierlichen Anzug weggeworfen hatte, wagte es Prätextata, ihre Tante, ihr die Haare wieder aufzupuzen, und ſie koſtbar auszuſchmücken. Aber Hieronymus verſichert, gleich in der nächſten Nacht ſey der Prätextata ein Engel erſchienen, und habe ihr mit fürchterlichem Geſichte verkündigt, ihre gottloſen Hände werden verwelken, ſie werde ihren Mann und ihre Kinder verlieren,

und

und ſelbſt nach fünf Monaten in die Hölle fahren; welches dann auch, wie man leicht denken kann, geſchah.

Die ſchöne Euſtochium ergriff mit Liebe den hohen Gedanken der Abgeſchiedenheit von der Welt. Sie empfand bald einen unwiderſtehlichen Trieb zum eheloſen und einſamen Leben; und nun ſchrieb Hieronymus an ſie, zu ihrem Unterricht und zu ihrer Stärkung, ſeinen berühmten Brief über die Feſthaltung der Jungfrauſchaft.

Dieß war nach den damaligen Sitten in Rom nicht eine leichte Sache. Hieronymus hatte bey dieſem Briefe zur Abſicht, die Euſtochium hauptſächlich zu warnen, daß ſie bey ihrem Ausgange aus Rom nicht das Schickſal von Loths Frau habe. Er räth ihr vorerſt beſtändige Furcht und demuthsvolle Vorſichtigkeit, wegen der Schwäche des Fleiſches. Gott kann alles, ſagt Hiero-

nymus, aber eine gefallene Jungfrau kann Er nicht wieder in die Höhe bringen. Er geſteht ſelbſt, rund und frey, in ſeinem erſtorbenen Körper ſey das Feuer unzüchtiger Begierden noch in der Zeit aufgelodert, da er ſich aus Furcht vor der Hölle zur brennendheiſſen Wüſte und zur elendeſten Nahrung und Lebensart verdammte; aber Er habe den Unzuchtsteufel durch anhaltendes Gebet, Thränen, Faſten von ganzen Wochen, und die rauheſte Einſamkeit bezähmt.

Geilen Gedanken müſſe man nicht nachhängen, ſondern ſie in ihrer erſten Entſtehung unterdrücken. Darum müſſe auch eine Jungfer, die ihre Jungfrauſchaft feſthalten wolle, den Wein fliehen wie Gift. Geiz und andere Laſter können wir eher bezähmen als die in uns eingeſchloſſene, mit unſerer Natur verwebte Fleiſchesluſt. Mäſſigkeit im Eſſen ſey auch gut für eine Jungfer; der

Schö-

Schöpfer finde zwar kein Vergnügen an heulenden Eingeweiden, aber nichts erhalte doch beſſer die Keuſchheit.

Hieronymus erzählet ſodann der Euſtochium die Sitten des Chriſtlichen Roms, vor vierzehnhundert Jahren. Es verdröſſe mich, ſagt er, dir zu offenbaren, wie viele Jungfern täglich fallen. Aber auch die meiſten Chriſtlichen Witwen wirſt du ſehen ihr böſes Gewiſſen hinter lügenhaften Kleidern verſtecken. Würde auf den Gaſſen ihr dicker Bauch, oder in ihren Häuſern das Kindergeſchrey ſie nicht verrathen, ſo dächte man ſie ſeyen heilig und keuſch, und ſie trippelten dann mit erhabenem Haupte, unverſchämtem Geſicht, und hüpfenden Füſſen durch die Gaſſen. Einige Witwen nehmen Getränke ein, um ſich unfruchtbar zu machen, und alſo morden ſie was noch nicht gezeuget iſt. Einige wollen ihre Leibesfrucht

durch gewaltſame Mittel abtreiben, und tödten oft ihre Leibesfrucht und ſich ſelbſt. Für Keuſche iſt alles keuſch, ſagen dieſe Damen, darum kann man mit reinem Herzen auch alles eſſen was Gott erſchaffen hat, und wenn man das Herz erfreuen will, auch ſich betrinken.

Euſtochium, habe du keinen Umgang mit jenen Weibern. Auch nicht mit Witwen oder Mädchen, die bey Männern geiſtlichen Troſt ſuchen und fleiſchlich mit ihnen leben. Auch nicht mit jungen Ehfrauen, wegen der geilen Fragen und Erzählungen, womit ſie ſich die Zeit vertreiben, wenn ſie ſonſt nichts zu ſagen wiſſen. Geh auch nicht in die Häuſer vornehmer Damen, die von Schmeichlern wimmeln; wo man den ganzen Tag frißt; und wo man Geiſtliche ſieht, die durch ein ernſthaftes und geſetztes Weſen dieſe Damen erbauen und zur Ehrerbietung gegen

ſich erwecken ſollten; aber die anſtatt deſſen die Damen erſt zärtlich küſſen, und ſodann die Hand ausſtrecken als ob ſie ihnen den Segen ertheilen wollten, und damit für ihren Beſuch ein Geſchenk empfangen.

Blaſſe und von Faſten ausgezehrte Jungfern ſind die beſten Geſellſchafterinnen für dich. Lieben muß zwar der Menſch immer etwas, aber die geiſtliche Liebe muß die fleiſchliche überwinden. In deinem Bette mußt du ſagen, des Nachts ſuche ich Ihn, den meine Seele liebt; aber ausgehen mußt du nie bey Nacht. Du mußt deinen Bräutigam nicht auf den Gaſſen ſuchen, noch deinen Buhlen in den Winkeln der Stadt. Verhüllet mußt du immer gehen vor frechen Augen. Es ſcheint zwar hart, die Natur zu zwingen, Menſchen ein Engelsleben abzupreſſen, und was uns angeſchaffen iſt zu verdammen. Enthaltſamkeit war vormals nur

eine Regel für Männer; aber derjenige, den Engel im Himmel anbeten, verlangte nun auch Engel auf der Erde.

Eine Jungfrau, die nicht heurathen will, muß durchaus an nichts denken was nicht jungfräulich iſt. Sie muß ſich hüten vor jeder unanſtändigen Rede, vor jedem unanſtändigen Buche, vor jedem unanſtändigen Gedanken. Schlechte Geſellſchaft von jeder Art muß ſie fliehen, zumal jene andächtigen Heuchlerinnen, die ihr Geſicht verſtören, damit es ſcheine als wenn ſie ſich mit Faſten quälen; die immer ſeufzen, wenn ſie glauben daß man nach ihnen ſieht, und dabey die Augen niederſchlagen, oder nur verſtohlen unter ihrem Schleyer hervorſchielen; die in dunkeln Kleidern gehen, indeß da ihr Magen erhitzet iſt durch Speiſen; oder die ſich die Haare abſchneiden, ein grobes Kleid auf dem bloſſen Leibe tragen und eine meiſterlich

gemach-

gemachte Kapuze auf dem Kopf, und aussehen wie Eulen und Uhus.

Aber auch heuchlerische Männer mußt du fliehen, zumal die frommen Kerle die sich mit eisernen Ketten umhängen, Bärte haben wie Böcke, schwarze Mäntel, und nackte Füsse. Dieß alles ist vom Teufel. Solche Heuchler die sich traurig stellen und die mit Sünden beladenen vornehmen Weiblein bethören, sobald sie den Zutritt in ihren Häusern haben, gab es vormals in Rom, und solche giebt es auch anitzt. Ich schäme mich zu sagen was sie dann ferner bey diesen Betschwestern unternehmen, und schweige lieber; damit es nicht scheine, ich schmähe da ich nur warne.

Fliehen mußt du die geistlichen Schurken, die sich für Kirchenämter bewerben, um nur freyer an die Weiber zu kommen. Ihr höchster Wunsch ist blos schöne Kleider zu haben;

haben; dann wollen ſie auch lieblich riechen; wollen daß ihre Schuhe gut ſitzen; zieren ihre Finger mit glänzenden Ringen; kräuſeln ſich die Haare mit warmen Eiſen; und damit ihre ſchönen Füſſe gelegentlich nicht naß werden, gehn ſie immer auf den Zeen. Einige von ihnen verwenden ihr Leben und ihren Fleiß blos darauf, die Namen der vornehmſten Damen zu wiſſen, ihre Wohnungen zu erfragen, und ihre Neigungen auszukundſchaften. Einen unter denſelben, der in dieſer Kunſt der gröſte Meiſter iſt, will ich dir kurz und treffend ſchildern, damit du deſto leichter die Schüler in dem Bilde ihres Lehrers erkenneſt.

Er ſteht eilig und mit Anbruch des Tages auf, um ſeine Viſiten abzulegen. Dazu bedient er ſich des kürzeſten Weges; er ſtürzt beynahe, eh die Damen vom Schlafe erwachen, in ihre Zimmer. Sieht er unter dem

Haus-

Hausgeräth etwas kostbares und seltenes, so streicht er es heraus, bewundert es, beguckt es von allen Seiten; und indem er der Dame zu verstehen giebt, er wäre eines solchen Hausraths benöthigt, preßt er es ihr eher ab, als daß sie es ihm gutwillig giebt; denn die Damen schämen sich einen Stadtläufer zu beleidigen, der aus einem Hause in das andere kommt, und weiß was in jedem vorgeht. Diesem Kerl ist Keuschheit eine Aergerniß, und Enthaltung eine Thorheit. Sein Maul ist grob und frech, und immer zu schmähen bereit. Wohin du dich wendest, siehst du ihn immer zuerst. Alle Stadtneuigkeiten erfindet Er, oder macht sie schlimmer und grösser.

Erinnere dich immer daß du mitten unter Fallstricken wandelst; und daß vielen alten Jungfern von unbezweifelter Keusch-

heit,

heit, noch ganz nahe vor ihrem Tode, die Keuſchheitskrone aus den Händen fiel.

Wie die Peſt mußt du Mädchen und Witwen fliehen, die aus Müſſiggang und Neugier den ganzen Kreis unſerer alten Matronen beſuchen, alle Schamröthe wegwerfen, und nicht als Schwätzerinnen und Schmarotzerinnen bey Vornehmen ſind. Dieſe Schwätzerinnen und Schmarotzerinnen ſorgen für nichts als ihren Bauch und was dem Bauche zunächſt liegt, indem ſie ſagen: ach gebrauchen doch Ihr Gnaden was ſie haben, und genieſſen ſie das Leben weil ſie leben! Wie die Peſt mußt du auch die Weiber fliehen, die ſich gerne betrinken und geiler Natur ſind, und in alle Ohren alles Böſe einflüſtern, und eiſerne Köpfe zur Wolluſt erweichen. Aber dieß Alles kann dir nichts helfen, ſetzt endlich der orthodoxe Hieronymus hinzu, wenn du dich nicht über alles und vor

allem

allem aus beſtrebeſt, daß du den wahren Glauben behalteſt, denn alle nicht orthodoxen Jungfern ſind Huren.

Kaum kann man ſich vorſtellen, welchen Eindruck in Rom dieſer häufig abgeſchriebene und bald in der ganzen Stadt bekannt gewordene Brief an die Euſtochium machte. Man muß eine Weiberepidemie geſehen haben, um fähig zu ſeyn ſich die allgemeine Wuth zu denken, womit man itzt von allen Seiten über den Hieronymus herfiel. Die ganze Stadt ſchrie, dieſer Brief iſt eine Satire! Einer riß denſelben dem andern aus den Händen; eine Geſellſchaft ſchnatterte es der andern zu, es ſeyen Portraite in dem Briefe! Jedermann bewies mit dem Briefe in der Hand, hie, da, dort, und dort und da, ſey die, der, dieſe und jener gemeint! Viele liederliche Damen von hohem Stande erkannten ſich ſelbſt in manchem Zuge, und

betrach-

betrachteten den Hieronymus nicht etwa als einen Freund der ſie warnte, ſondern als einen öffentlichen Verräther ihrer Ungebundenheit.

Manches hätte man vielleicht dem Hieronymus nicht ſo ſchrecklich übel genommen. Aber verzeihen konnten ihm doch die Römiſchen Witwen und Jungfern nicht, daß er hatte ſagen dürfen, ſie ſollten unter ſich und nicht in Männergeſellſchaften leben. Das war genug um ganz Rom aufrühriſch zu machen, und alle Menſchen ſo aufzubringen, daß ſie alle auf den Hieronymus mit Fingern wieſen. An ſolche ſtarke Wahrheiten war man gar nicht gewohnt; ſo unwiderſprechlich ſie auch ſonſt denen ſchienen, die ſie in der Stille wogen. Es war auch dabey nicht ein geringes den falſchen Mönchen und der ehrwürdigen Geiſtlichkeit in die Augen zu greifen; und dann ſamt und ſonders,

ders, die allgemeine Eigenliebe zu beleidigen, die Thorheit zu entlarven, die Dummheit aufzudecken, das Laster auszupeitschen. Rom war schon damals als der Hauptsitz der Aufklärung in der Religion und der besten christlichen Sitten in größtem Ansehen; und mitten aus Rom heraus machte Hieronymus diese stolze Stadt der ganzen christlichen Welt zum Spott.

Die Heiden, die Abtrünnigen von der christlichen Kirche, die Verfolger, alle die den Namen der Christen haßten, schrieben in die Wette den Brief des Hieronymus an die Eustochium ab. Er schilderte in demselben Leute von allen Ständen, von jedem Rang, Glieder der Kirche und des Staats, und am allermeisten die Weiber, als ein niedriges Volk. Er wies, daß alle Verbrechen welche die Heiden den Christen vorwarfen, und welche diese als die ärgsten Verläumdungen

abläugneten, nicht nur völlig gegründet, sondern weit schlimmer waren als die Heiden dachten.

Hieronymus hatte dann auch schon manche Römische Familie gegen sich aufgebracht, und er hatte schon hie und da auch vor seinem Briefe an die Eustochium schon manche vornehme Dame beleidiget. Man hieß ihn schon lange einen Weiberverführer und einen Zauberer. Darum schlugen sich itzt alle Secken, alle Schöpfe, alle Halbköpfe, der grosse Haufen der Idioten und der Wahrheitshässer, wie gewöhnlich, zur Partey der Damen. Alle Weiber und alle Damen selbst waren bereit, dem Hieronymus die Finger abzuschneiden, die Augen auszukratzen, den Bart auszurupfen.

Alle die elenden und armseligen Neidhammel und Schmarotzer in Rom, die sich durch nichts eine Existenz zu geben wußten, woll-

ten

ten in dieſer Epidemie nun auch merkwürdig werden, und machten trotzig und in Schaaren, mit hervorgedrücktem Kinn, dem Hieronymus Knipſe. Alle ſchrien, einen ſolchen unklugen Kopf müſſe man nicht dulden, der ſich unterſtehe vornehmen Leuten die Wahrheit zu ſagen; brandmarken müſſe man einen Vermeſſenen, der ſich erdreiſte Damen, um deren Gnade ſich ſonſt jedermann bewerbe, in öffentlichen Schriften, wie den Teufel an die Wand zu mahlen; man müſſe ihn durch den Profos aus der Stadt jagen laſſen, man müſſe ihn zu den Scythen verbannen.

Weg war nun aller Ruhm des Hieronymus; weg war alle Achtung für ſeine Gelehrſamkeit, und für ſeinen Geiſt. Solche die dem heiligen Mann noch heimlich die Hände küßten und ihn umarmten, wenn es niemand ſah, ſcholten ihn itzt in allen öffent-

ſichen Geſellſchaften, und freuten ſich wenn man ihn ſchmähte und ſeine Ehre zerriß. Sogar ſeine Wirthinn und Freundinn, die heilige Marcella, warf ihm vor, er mache ſich ſelbſt unnöthigen Verdruß, und ſollte ſich ſchämen ſolche Dinge zu ſchreiben, wenn auch andere ſich nicht ſchämen ſie zu thun. Marcella hätte ihm gerne die Hand vor den Mund halten mögen damit er ſchweige. Aber das that Hieronymus nicht; denn ſeine Schriften hieß man nun dummes Zeug; und man miethete, dieß durch ein witziges Blatt zu beweiſen, einen Witzling, mit Namen Bonaſus (*).

Tauſend Römiſche Damen trippelten und hüpften frohlockend, mit dem Blatt in der Hand, um ihre Mönche, Diakone und Buhlen umher, als es, ihrer Meynung nach, dem witzigen Kopfe Bonaſus gelungen war,

den

(*) Bonaſus heißt auf deutſch ein Auerochs.

den heiligen Hieronymus zu perſifliren. Hieronymus begnügte ſich den Bonaſus, in einem Briefe der noch vorhanden iſt, zu warnen. Aber er warnt ihn, mit einer Milde, als wenn er ihn ſcalpirte.

Es giebt Aerzte die man für grauſam hält, ſchreibt Hieronymus an den lieben Bonaſus; aber grauſam iſt es nicht, brandichtes Fleiſch mit dem Meſſer wegzuſchneiden. Verabſcheuen muß man die heilende Hand nicht, wenn man an ſich ſelbſt verabſcheut, was faul iſt. Die Wahrheit iſt bitter und die Laſter ſind ſüß. Wenn die geiſtlichen Aerzte in die Sünden hineinſchneiden, ſo ermahnen ſie doch eigentlich nur zur Buſſe. Wer laſterhafte anklagt, macht ſich immer viele Feinde. Zeichne ich geſchwätzige Narren, ſo werden dieſe freilich ihre Thorheit gewahr. Bonaſus iſt zwar nicht der Einzige in Rom den ich in die Naſe hieb. Er iſt nicht der

Einzige, der mit groſſen und leeren Worten prahlte aus aufgeblaſenen Backen. Wenn ich ſage, Schurken ſeyen in Rom geehret, lieber Bonaſus, ſo mußt du das nicht übel nehmen, da du dich für keinen Schurken hältſt. Verlache ich einen Advocaten wegen ſeiner nicht einen Heller werthen Beredſamkeit, ſo ſoll dich das, lieber Bonaſus, nicht ſchmerzen, weil du beredt biſt. Wenn ich gegen geitzige Prieſter auffahre, ſo kann ein armer Schelm wie Bonaſus, ſich darüber nicht erzürnen. Spreche ich von Eulen und Uhus und Egyptiſchen Wunderdingen, ſo kannſt du nicht glauben, ich ſpreche von dir. Trift meine Feder wie ein Dolch jedes Laſter, ſo ſollte Bonaſus nicht ſchreyen ich bin verwundet, und dann handgemein mit mir werden wollen, und dann doch immer brüllen: Hieronymus ſchreibt Satiren! Wenn ich ſage daß es Furien giebt, ſo kannſt du doch

fromm

fromm wie ein Schaaf seyn, lieber Bonasus. Willst du immer böse werden wenn ich auf heßliche Menschen schelte, und willst du dafür mich immer wieder schelten, so will ich dir, lieber Bonasus, aus dem Persius vorsingen: ach hätten doch Könige und Königinnen den witzigen Bonasus zum Schwiegersohn, möchten doch alle Schönen dem Bonasus nachlaufen, möchten doch Rosen wachsen unter allen Tritten des Bonasus. Oder möchtest du, und dieß ist mein letzter und bester Rath, um allen Menschen beredt und schön zu scheinen: nie deine Zunge hören lassen, und nie deine Nase zeigen.

Mausestill wurden alle Damen, Weiber, Gecken, Halbköpfe, Idioten und Neidhammel in Rom, nach dieser kleinen Warnung an den Bonasus. Aber Hieronymus und Paula und Eustochium hatten nun einmal die tiefste Verachtung für Rom; und so ent-

ſchloſſen ſie ſich alle drey dieſe Narrenwelt zu verlaſſen, und in eine heilige Einſamkeit zu ziehen. Lobenswerth wäre auch dieſer Entſchluß geweſen, hätte es nur in den Köpfen der Paula und des Hieronymus auf dieſer Reiſe nicht ſelbſt ein wenig geſpükt.

Hieronymus packte, wie natürlich, zuerſt ein, und gieng alleine nach dem Orient. Aber Paula entſchloß ſich, es koſte was es wolle, ihr Leben ihm zur Seite zu beſchlieſſen. Sie ſchenkte ihren Kindern nun faſt ihr ganzes übriges Vermögen; entriß ſich ihren ausgeſtreckten Armen; brach durch alle Hinderniſſe, mit geſenktem rauhem Blick; und ſegelte mit ihrer Tochter Euſtochium in die Morgenländer, um als eine heilige Zigeunerinn durch Meere und Länder zu ſchwärmen.

Sie küßte in Cypern die Füſſe des heiligen Epiphanius. In Paläſtina und Egypten beſuch-

beſuchte ſie, mit ihrem lieben Hieronymus nun wieder vereinigt, alle Mönchswohnungen und alle heiligen Oerter mit brennender Andacht. Sie betete vor dem heiligen Kreutz, als ſähe ſie den Herrn noch daran hängen. In ſeinem Grabe küßte ſie den Stein der Auferſtehung. So durchzog ſie ganz Paläſtina mit ſteten Erinnerungen an alle Begebenheiten des Lebens Jeſu, ſeiner Apoſtel, und aller Heiligen. Sie ſah die Gräber der zwölf Propheten, die Stadt Samaria, und das Grab Johannis des Täufers. Hier gerieth ſie in Beſtürzung durch viele bewunderungswürdige Dinge. Sie ſah die böſen Geiſter unter allerhand Martern ſchrecklich ſchreyen, ſagt Hieronymus; Menſchen vor den Gräbern der Heiligen wie Wölfe heulen, wie Hunde bellen, wie Löwen knirſchen, wie Schlangen ziſchen und wie Stiere brüllen. Sie ſah Leute mit allerhand Drehungen und

Convulsionen, und wahrscheinlich hatte Sie, oder Hieronymus als er ihr Leben schrieb, auch solche Convulsionen im Hirn.

An der treuen Hand ihres lieben Hieronymus gieng Paula nun nach Egypten. Von unzählichen Mönchen ward sie da bewillkommet. Sie gieng in die Cellen des Macarius, und anderer Mönche von hoher Vollkommenheit, und warf sich vor ihnen nieder. Sie hatte grosse Lust unter so vielen tausend Liebeseinsamen Egyptens, ihres Geschlechts, auch der Feuerfänglichkeit und gewaltigen Mannskraft dieser borstigen Einsamen ungeachtet, mit vielen gleichgesinnten Jungfrauen und ihrer schönen Tochter zu wohnen; aber eine stärkere Begierde zog sie nach den heiligen Oertern zurück. Sie kam wieder nach Bethlehem, und lebte da zuerst drey Jahre in einem kleinen Hause, bis sie selbst Klöster bauen ließ; und sodann noch

lange

lange Jahre, in frommer Vertraulichkeit und steter Herzensergiessung, mit ihrem geistlichen Vater Hieronymus.

Bethlehem war also der Ort, den Hieronymus und Paula zu ihrem gemeinschaftlichen Liebesaufenthalt wählten. Erst hatten sie beyde Lust in Jerusalem sich niederzulassen; aber Jerusalem war so üppig wie Rom. Jerusalem ist eine grosse Stadt, schrieb Hieronymus an den Paulinus, und hat wie andere grosse Städte einen Rath, ein Gericht, Gerichtsdiener, verschiedene Theater, Comedianten, Gauckler, Huren, eine grosse Menge Volks, und einen Zusammenlauf aus allen Gegenden der Welt. Aus Gallien, aus Britannien, aus Armenien, Persien, Indien und Ethiopien kamen in der That die Christen zusammen, um in Jerusalem anzubeten.

Ab und zu kamen zwar diese Leute auch nach Bethlehem. Aber mit mehr Bescheidenheit; und überhaupt war das Leben dort ziemlich christlich. Man hörte nicht den geringsten Lerm, den Gesang der Psalmen ausgenommen und das Hallelujah beym Pfluge. Bethlehem war also der rechte Ort für den Hieronymus. Er hatte ausserhalb des Dorfes, bey dem Grabe eines Jüdischen Königs, seine Celle. Das war nun, für eine Weile, sein Paradies auf Erden. Da kleidete er sich mit den elenden Kleidern, die ihm seine geliebte Paula schenkte; da nährte er sich mit dem magern Essen das Paula für ihn kochen liess. Aber auch von da flog sein Ruhm wie Himmelsfeuer über den erstaunten und bewundernden Erdboden durch seine hohe und alle Herzen ergreifende Beredsamkeit.

In dem heiligen Dorfe Bethlehem ward Hieronymus mächtiger mit der Feder, als kein Schriftſteller ſeines Zeitalters und der damaligen Welt. Die ganze Chriſtenheit und ſelbſt die vornehmſten Biſchöffe waren aufmerkſam auf ſeine Lehren. Niemand konnte wieder aufſtehen, den Er durch ſeine gewaltige Feder zu Boden ſchlug. Er ſchrieb gegen niemand, von dem er nicht zu verſtehen gab, er ſey ſo unbedeutend als Bonaſus. Einige Griechiſche Schriftſteller haben ſich ſehr über ſeine Eitelkeit und ſeinen Hochmuth beklagt; aber hochmüthige Leute ſind ſehr gewohnt über einander zu klagen; denn eben ſo ſehr ärgerte den Hieronymus der Stolz der Griechen. Aber ſtolz und hochfahrend war er gewiß; und nie mehr, als wenn es auf die Orthodoxie ankam, oder wenn man ihm auf ſeine Briefe nicht antwortete.

Mit

Mit dieser heftigen Sinnesart genoß daher Hieronymus, selbst in dem heiligen Dorfe Bethlehem, die Ruhe und den Frieden nicht, den er am Anfang seines dortigen Aufenthaltes so sehr pries. Er nahm leicht alles übel, und vergab, wenn man ihn zum Zorne gereitzet hatte, gar nicht leicht. Etwas bitteres, verdrüßliches, und sauertöpfisches war in seinem ganzen Charakter. Man beschuldiget ihn sogar, er habe nach dem friedseligen Dorfe Bethlehem das Uebel hingebracht, welches er da, wie er selbst sagt, nicht fand; nemlich die Scheelsucht und den Neid. Hieronymus beleidigte durch seinen Neid seine größten Freunde, und entfernte sie dadurch von sich. Sogar sagt Palladius, der berühmte Bischof von Hellenopolis, den ich zwar in Vergleichung mit dem Hieronymus für einen armen Tropf halte, Hieronymus vertilge durch seinen Neid alle

seine schönen Eigenschaften. Und aus dem Munde des Posidonius, eines Einsamen und ganz ausserordentlichen und wunderthätigen Heiligen zu Bethlehem, erzählet Palladius: der Neid des Hieronymus sey so groß gewesen, das kein Heiliger neben ihm habe leben können; und er habe sogar seinen eigenen leiblichen Bruder beneidet.

Alles war also, wie bey vielen andern grossen Männern, leidenschaftlich bey dem Hieronymus. Aber er hatte auch das gewöhnliche Schicksal aller grossen Männer: für und wider ihn sprach und schrieb niemand ohne Leidenschaft. Seines Ruhmes und seiner Beredsamkeit wegen war er furchtbar, er tödtete mit seiner Feder. Aber wenn er auf der Orthodoxie seinem Steckenpferde saß, verließ ihn alle Mässigung und Billigkeit; als Theologe war Hieronymus ein grimmiger Verfolger.

Nicht

Nicht den geringſten Widerſpruch vertrug er in ſeiner Celle zu Bethlehem. Helvidius ſchrieb ein Buch, worinn er behauptete, eine Jungfer ſey nicht heiliger als eine Frau; gleich warf ihn Hieronymus mit einem Buche in den Koth. Jovinianus dachte auch nicht beſſer von der Jungferſchaft; Hieronymus widerlegte ihn eben ſo, erhub die Jungferſchaft, und läſterte den Ehſtand mit der entſetzlichſten Wuth. Er nannte den Jovinianus einen Epikuräer und einen lüderlichen Wollüſtling, ob er gleich ganz aſcetiſch lebte. Das Ende des Streites war, daß Jovinianus in den Kirchenbann kam, daß der Kaiſer Honorius ihn als den niedrigſten Verbrecher auf die grauſamſte Art geiſeln ließ, und ihn dann auf eine arme kleine Inſel verbannte, wo er arm und elend ſtarb. Aber auch nach dem Tode dieſes Gegners gieng der Eifer des Hieronymus noch ſo weit,

daß

daß er sagte: Jovinianus habe sich auf dieser dürren und elenden Insel an Schinken und Fasanen todtgefressen.

Durch dieses Alles, und durch sein gresses Beyspiel und sein hartes Leben, zeigte nun Hieronymus in seiner Bethlehemitischen Einsamkeit, daß man ein Mönch seyn kann, wenn man ein Mönch seyn will; und da verwandte Er die ganze allgewaltige Kraft seines Styls, allen seinen Eifer, alle Blitze seiner Beredsamkeit, um dieser unmenschlichen Lebensart Verehrer zu verschaffen und zu erhalten.

Er verfertigte prächtige Lobschriften auf die ersten und vornehmsten Heiligen und Heiliginnen. Er vertheidigte das Mönchsleben und den ehelosen Stand mit glühender Heftigkeit. Er machte von der zweiten Ehe die schimpflichsten Vorstellungen. Er war unermüdet, und bis in seinen im Jahr 420 er-

folgten Tod beschäftiget, Christen von allen Ständen, besonders junge Frauenzimmer und Witwen, zur Annehmung des Mönchslebens durch seine Briefe zu locken; und hierinn hatte Er, wie ein grosser Engländischer Kirchenschriftsteller sagt, alle schiefen Köpfe, das ist, eine ungeheure Majorität, auf seiner Seite.

Paula war dann ihrerseits auch nicht müssig. Sie stiftete zu Bethlehem ein Kloster für Mönche und drey für Nonnen. Aus verschiedenen Provinzen hatte sie diese versammelt, und nach Standesgebühr in drey Gesellschaften von vornehmer, geringerer, und ganz geringer Herkunft abgesondert; denn auf diesen Punkt war sie noch immer Weib. Die Nonnen vom ersten, zweiten und dritten Range arbeiteten und assen abgesondert, ihrem Range gemäß; aber weil Adelsherrheit im Himmel nicht gilt, sangen

und beteten doch alle drey Länge gemeinschaftlich.

Sechsmal von Tages Anbruch bis Mitternacht sangen sie, und lernten noch täglich etwas aus der heiligen Schrift. Nur des Sonntags giengen sie in die Kirche, jede Gesellschaft mit ihrer Mutter an der Spitze. Dann eilten diese geistlichen Damen und Fräulein, Frauen und Jungfern, auch sogar des Sonntags, gleich wieder zur Arbeit, damit sich der Teufel durch fleischliche Begierden bey ihnen nicht einnisten, welches Er aber doch zuweilen that, wie man sehen wird.

Mit keiner männlichen Seele durften sie sprechen, und auch sogar mit keinem Castraten; woraus sich schon schliessen läßt, wie äusserst feuerfangend die armen Nonnen unter diesem heissen Himmelsstrich waren. Von den vornehmen Nonnen durfte keine

ihre alte Kammerjungfer bey ſich haben, weil Kammerjungfern gewöhnlich Gelegenheitsmacherinnen ſind. Zornige Nonnen behandelte Paula mit geduldigen Reden und geduldige Nonnen mit Verweiſen. Nahrung und Kleidung ausgenommen durfte keine nichts beſitzen. Ueppigkeit und Fleiſchesluſt ward gedämpft, oder zu dämpfen verſucht, durch wiederholtes Faſten. Geſchwätzige und zänkiſche Nonnen ließ Paula an der Thüre des Speiſeſals beten und alleine eſſen; und ſolchen die ſich noch gerne ſchmückten, zeigte ſie allen Unſinn und alle Abſcheulichkeit der Coketterie im Kloſter.

Paula, die alte und ſchwächliche Domina dieſer Nonnen, lebte ſtrenger als alle. In einem Fieber riethen ihr einſt die Aerzte ein wenig Wein zu trinken; Hieronymus der ihre Widerſpenſtigkeit kannte, bat einen alten Biſchof heimlich, er möchte ſie doch da-

zu bereden. Aber der alte Bischof gestand dem Hieronymus, Paula hätte ihn beynahe selbst beredet keinen Wein mehr zu trinken. In den härtesten Krankheiten lag sie auf bloſſer Erde, in einem härenen Hemd. Im Gebete wachte sie Nächte durch. Wegen ihrer geringſten Vergehungen vergoß ſie häufige Thränen. Bat Hieronymus, ſie möchte doch ihre Augen ſchonen, ſo antwortete Paula ich muß das Geſicht ſchänden, das ich wider Gottes Gebot ſo oft mit Schminke bemahlt habe; mein langes Lachen kann nichts vergüten als beſtändiges Weinen. Als ihr Hieronymus über ihre Freygebigkeit Vorſtellungen machte, ſagte ſie: ſie möchte bettelnd ſterben, ihrer Tochter nicht das Allergeringſte hinterlaſſen, und ſie wünſche daß man ihren Leichnam in fremde Leinwand einwickle. So geiſelte Paula ihre Nonnen und ſich ſelbſt; ſo lebte und ſtarb ſie in der Liebe

des Himmels, nach zwanzig Jahren ihres büſſenden Aufenthalts in Bethlehem.

Euſtochium, die berühmte Tochter der Paula, ward Nonne in Bethlehem mit ihr. Sie lebte, nachdem ſie vormals in Rom von Hieronymus mit ſo vieler Erfahrungsweisheit zur Feſthaltung ihrer Jungfrauſchaft angeführet worden, mit ihrer Mutter, in der Nachbarſchaft des Hieronymus, und unter ſeiner Aufſicht. Nach ihrer Mutter Tod ward ſie Vorſteherinn eines Kloſters von funfzig Jungfrauen. Hieronymus überſetzte zu ihrem gemeinſchaftlichen Gebrauche die Mönchsregel des Pachomius ins Lateiniſche. Man ſagt, und es iſt glaubwürdig, Euſtochium ſey als Jungfer geſtorben.

Aus ſeiner Zelle zu Bethlehem ſchickte Hieronymus noch immer vortrefliche Keuſchheitsregeln nach Rom; ob es ihm gleich wä-

re erlaubt geweſen zu glauben, alle Hofnung ſey in dieſer Abſicht an den meiſten Römiſchen Damen verlohren.

Er hatte verlangt, das Läta, eine Römiſche Dame aus der Familie der Paula, ihm ihre Tochter nach Bethlehem ſchicke. Sie war ſchon vor ihrer Geburt zum Nonnenſtande und zur beſtändigen Jungfrauſchaft beſtimmt. Dieſes ſchwere Verhaben zur Ausführung zu bringen belehret Hieronymus in einem noch verhandenen Briefe die Läta, über die erſte Erziehung eines gottgeweihten Mädchens. Sehnſucht, ſagt er, müſſe man ihr erregen nach ihren Anverwandtinnen im Kloſter. Allen Schmuck müſſe man von ihr entfernen und zumal die Schminke. Man müſſe ſie nicht einmal Ohrengehänge tragen laſſen. Sie ſoll bey keinem Gaſtmal erſcheinen. Sie ſoll bey reiſern Jahren ſich des Weines völlig entwöhnen, und nicht

wiſſen wozu man die Flöte und die Leyer braucht. Sie ſoll täglich ihrer Mutter ein geſetztes Stück aus der heiligen Schrift herſagen, auch Griechiſche Verſe lernen und Römiſche Gelehrſamkeit. Ohne ihre Mutter ſoll ſie niemals ausgehen, auch nicht in die Kirche. Vorzüglich ſoll ſie beym nächtlichen Gottesdienſte in der Kirche ihrer Mutter nie von der Seite weichen. Sie ſoll keine ihrer Mägde mehr lieben als die andere. Eine ernſthafte, bleiche, ſchmutzige und etwas traurige Perſon ſoll ſie zur Gefährthinn haben, und eine bewährte Jungfrau überher. Von dieſer ſoll ſie des Nachts zum Gebete und zu den Pſalmen aufſtehen. Sie ſoll Wolle ſpinnen. Sie ſoll nur ſolche Kleider verfertigen lernen, die gegen die Kälte ſchützen. Kraut und Pflanzen ſoll ſie genieſſen, ſelten aber Fiſche. Sie ſoll ſo eſſen, daß ſie immer hungrig ſey, und gleich

nach Tiſche leſen und ſingen. Ihre Mutter ſoll ſie nie allein zu Hauſe laſſen. Sie ſoll keinen Luſtbarkeiten beywohnen. Nach den Jahren der Kindheit ſoll ſie nie baden, denn durch Bäder reitze man böſe Lüſte. Und weil ein junges Mädchen unter fleiſchlichen Worten nicht leicht eine geiſtliche Hochzeit verſtehe, ſo ſolle ſie unter allen Büchern der heiligen Schrift das hohe Lied zuletzt leſen.

Voll von Lobſprüchen auf vorzüglich gottſelige Nonnen ſind alle Briefe des Hieronymus. Voll des Eifers, mit welchem er junge Witwen in den Nonnenſtand zu ziehen ſuchte, und zumal eine Anleitung zu einem ununterbrochenen keuſchen Leben, ſind ſeine Briefe an die Furia und an die Salvina. Er verbietet ihnen immer Schminke und Schmuck, warme Speiſen und Fleiſch, und inſonderheit wohlſchmeckende Vögel, von denen er glaubt, ſie erregen bey jungen Wit-

wen die Brunſt der Wolluſt. Eine Witwe, ſagt er, müſſe die Vergünſtigung der zweiten Ehe gar nicht wiſſen. Sie müſſe die Stelle gar nicht kennen, wo es heißt, es ſey beſſer freyen als Brunſt leiden. Nehmt das Brunſtleiden weg, ſagt er, ſo hilft das Freyen zu nichts. Wenn der Apoſtel aus Furcht vor der Hurerey in ſeinem Unterricht an den Timotheus erlaube, daß die jungen Witwen heurathen dürfen, ſo ſetze er gleich hinzu: denn es ſind ſchon einige umgewandt dem Satan nach. Die zweite Ehe werde alſo blos von dem Apoſtel den Hurenhäuſern vorgezogen.

Mit ſolchen Vorſtellungen empfohl Hieronymus den ehloſen Stand, und jede Art von Enthaltſamkeit. Er wachte mit Adlersblicken auf die Sitten der Mönche und Nonnen. Nichts brachte ihn, weil er ſelbſt war liederlich geweſen, ſchrecklicher in Harniſch,

als

als Liederlichkeit. Nie entbrannte ſein Zorn fürchterlicher, als über eine Liebesintrigue zwiſchen Mönch und Nonne.

Eine Liebesgeſchichte gab es ſogar in einem von der heiligen Paula geſtifteten Kloſter zu Bethlehem, mit einer Nonne die in ihrem geiſtlichen Gefolge von Rom kam. Der Buhle war Sabinianus, ein Italiäniſcher Geiſtlicher und Diakon von vieler Erfahrung in ſolchen Schlichen. Er hatte ſchon in Italien alle Häuſer der Unzucht beſucht, Jungfrauen genothzüchtiget, das Ehbett einer Menge vornehmer Perſonen befleckt, und veranlaſſet daß dieſer Verbrechen wegen verſchiedene von ihm verführte Frauen öffentlich hingerichtet worden. Nun kam er an die Frau eines der vornehmſten Gothen; er verführte die Frau, und ward durch den Mann entdecket. Dieſer jagte ihm wütend nach durch das ganze Land. Sabinianus

nus ſchiffte ſich eiligſt ein, und floh, mit einem Empfehlungsſchreiben ſeines Biſchofs, nach Bethlehem zu dem heiligen Hieronymus, um da in einem Kloſter ſich dem Himmel zu weihen. Hieronymus nahm ihn freundlich auf; welches mich an einen Herrnhuter erinnert, der mir ſagte: uns ſind die größten Sünder am liebſten.

Hieronymus ſteckte den Sabinianus in das von ihm ſelbſt zu Bethlehem geſtiftete Kloſter, und empfehl ihm Zucht und Ehrbarkeit, welches ihm dann dieſer auch heiliglich und auf Mönchsparole verſprach. Eines Tages aber ſah Sabinianus in der Kirche jene ſchöne Nonne aus dem Kloſter der Paula, die mit dieſer groſſen Heiliginn von Rom gekommen war, und verliebte ſich in dieſe Nonne. Nach einigem Briefwechſel verſprach die Nonne dem Sabinianus, ſie wolle Alles was Er wolle. Aber der Han-

del ward entdeckt, eh noch die Nonne ihre Jungferschaft verlohr. Sabinianus bat den Hieronymus fußfällig um Vergebung. Ob er gleich der Todesstrafe sich schuldig gemacht hatte, vergab ihm doch der heilige Mann; aber er gebot ihm, im Sack und in der Asche Busse zu thun; ein härenes Hemd anzuziehen, welches mir eben zu dem Zwecke, den Hieronymus hier hatte, nicht sehr schicklich scheint; in die Wüste zu gehen, und da unter beständigen Thränen Gott um Vergebung zu bitten.

Das that Sabinianus nicht; denn er machte sich lustig, lebte in Freuden, und schimpfte und schmähte auf den Hieronymus fürchterlich. Aber dieser nahm nur seine Feder in die Hand, und schrieb an den Sabinianus einen Brief, der sich lesen läßt.

Die ganze Kirche, sagt Hieronymus in diesem Briefe, erscholl um Mitternacht vom heili-

heiligen Geſang der Vigilien. In den Sprachen vieler Völker erhub man ſich, mit einem Geiſt und einer Seele, einſtimmig zum Lobe Gottes. Indeſſen legteſt du, da wo die Krippe des Herrn geſtanden hat, unter den hohen Alter, einen Liebesbrief; und jene Elende kam hin zum Altar, als wenn ſie da knien und anbeten wollte, und nahm den Brief. Du ſtandeſt indeß im Chor der eifrig ſingenden, und warfeſt geile Blicke nach ihr. In der ehrwürdigen Höhle, wo unſer Heiland gebohren worden, empfängſt du die abgeſchnittene und Gott geweihte Haare dieſer unglücklichen Jungfrau, als ein Pfand eurer Liebe. Dann folgſt du ihr nach einer andern Kirche, an dem Orte wo der Engel den Hirten erſchienen iſt, und gelobſt ihr da nochmals deine Liebe. Mehr ſage ich nicht, als wie du ſie in dieſer heiligen Höhle geküßt und gedrückt haſt. Alles übrige kann man

zwar

zwar von dir glauben; aber die Ehrerbietung für die Krippe und das Feld der Hirten erlaubt mir doch nicht zu denken, daß du anders gesündigt habest, als im Geiste und mit dem Willen. Elender, als du da, auf dem Geburtsplatz unsers Erlösers, mit deiner Nonne standest, wurdest du nicht mit sehenden Augen blind; ward deine Zunge nicht lahm; sind deine Arme nicht gesunken; hat deine Brust nicht gebebt, dein Gang nicht gewankt? Und diese Nonne, diese gottgeweihte Jungfrau, die ihre Gelübde in der Peterskirche zu Rom abgeleget, und in drey Kirchen zu Jerusalem nochmals vor den Altären schwur, sie wolle Gott allein lieben, wolle ihr Leben ganz dem Kloster weihen, darf dir ihre Christo geheiligten Haare schenken, zum Beweise daß sie dein seyn wolle; und du darfst sie annehmen! Vom Abend bis zum Morgen sitzest du dann noch unter ihrem

rem Fenſter, und weil ihr, wegen der Höhe nicht aneinander kommen könnet, muß eine Schnur behülflich ſeyn ihr Briefe zu ſchicken und Briefe von ihr zu erhalten. Die Sonne gieng dir da immer gegen deinen Willen auf, indeß da wir glaubten du ſitzeſt in deiner Celle und wachest und betest, und ſeyſt von frommen Uebungen ſo blaß. Nun war die Leiter ſchon fertig, auf der die Unſelige zu dir herunter ſteigen ſollte, eure Reiſe war eingerichtet, ein Schiff beſtellt, der Tag angeſetzt, der Flucht nachgedacht, und ſiehe durch einen Engel des Herren wirſt du ertappt. Beflecket haben ſich meine Augen, fluchwürdig war der Tag, an welchem ich deine Liebesbriefe, die ich vorerſt noch zurückhalte, mit Beſtürzung las. Welche Fülle von Unzucht und Schande ſah ich da? Welches Liebkoſen? Welches Frohlocken über den zugeſagten Beyſchlaf?

Hiero-

Hieronymus bestrafte lasterhafte Mönche, und erweckte gläubige Gemüther zum hohen gottgeweihten Mönchestand mit gleichem Feuer. Schon aus seiner Syrischen Einsamkeit hatte er in frühen Jahren an seinen Freund Heliodorus geschrieben, um ihn, da er auf diesem geistlichen Ritterzug von ihm gewichen war, wieder in seine Gesellschaft zu locken: sollte gleich dein kleiner Schwestersohn von deinem Halse herabhängen; deine Mutter mit fliegendem Haare und in zerrissenen Kleidern, dir die Brüste zeigen mit welchen sie dich genähret hat; dein Vater auf der Schwelle deines Hauses liegen, so trete du auf deinem Vater, und fleuch mit trockenen Augen zu der Fahne des Kreuzes!

Grausamkeit, sagt Hieronymus, ist hier die einzige Frömmigkeit. Die Liebe Gottes und die Furcht der Hölle vernichten alle

häuslichen Bande; wer ſeine Eltern mehr liebt als Chriſtum, verliert ſeine Seele. Was machſt du unter dem Haufen, da du allein ſeyn ſollteſt? Du befindeſt dich in einer gefährlichen Meeresſtille. Du haſt verſprochen vollkommen zu werden, haſt den Soldatenſtand verlaſſen, haſt dich des Himmelreiches wegen entmannt; nun bleibt dir nichts als Chriſtus. Darum packe dich weg aus der Welt, denn du biſt gröſſer als die Welt. Kein Mönch wird in ſeinem Vaterlande vollkommen; er iſt daſelbſt nicht geehret, ſondern wird vielmehr verachtet; er leidet, wird darüber unwillig, und genießt folglich keine Ruhe. Mit dieſen und vielen andern Gründen ſuchet Hieronymus den Heliodorus zu ſich in die Wüſte zu ziehen und in die Einſamkeit, deren Reize er ihm ſchildert, und auf die er ihm überall Blumen wirft.

Man-

Mancherley Mönchsregeln ertheilet Hieronymus, in einem andern Schreiben, dem Galliſchen Mönch Rusticus. Er warnt ihn vor dem Umgang mit Weibern, und nimmt nur ſeine Mutter aus. Er zeigt wie ſchlimme Folgen das oft habe, wenn ſich die Damen (*) geiſtliche Söhne wählen, oder wenn Mönche gemeinſchaftlich mit Weibern leben in dunkler Kleidung und langem Barte. Er verlangt, Rusticus ſoll ſich losmachen von allen häuslichen Sorgen, und an nichts denken, als an ſeine Seele; ſeine ſchmutzigen Kleider ſollen die Reinheit ſeines Geiſtes zeigen, und ſein elender Rock ſeine Weltverachtung. Er ſoll keine Bäder gebrauchen.

(*) Das Verhältniß der Damen jener Zeit mit ihren geiſtlichen Söhnen war eben ſo, wie das Verhältniß zwiſchen Mamma von Warens und ihrem geiſtlichen Sohn Johann Jacob Rouſſeau.

Hieronymus mußte ſeltſame Erfahrungen über die Bäder haben, und ich verſtehe ihn vielleicht über dieſen Punkt.

Dann ſagt Hieronymus unübertreflich, und mit einer Wahrheitsliebe die mich entzücket: Es ſey beſſer daß Rusticus in Geſellſchaft mit andern Menſchen lebe, als ganz alleine; in der Einſamkeit könne ſich der Stolz geſchwind einſchleichen; denn der Mönch, der ein wenig gefaſtet habe und keinen Menſchen ſehe, halte ſich für einen Mann von Wichtigkeit. Er vergeſſe ſich und ſeinen Urſprung, ſchweife inwendig mit dem Herzen herum und auswendig mit der Zunge. Er richte, gegen den Willen des Apoſtels, fremde Knechte. Er ſtrecke ſeine Hand aus, zum Dienſte ſeiner Freßbegierde; ſchlafe nach Belieben; fürchte niemand; thue alles was ihm gefällt; achte alle Menſchen für niedriger als ſich; ſey weniger in ſeiner

Celle,

Celle, als in den Städten; stelle sich schamhaftig unter den Brüdern, und erhalte Rippenstöſſe auf den Straſſen im Menſchengewühl. Und ſolche Mönche, oder eigentlich ſolche Anachoreten, ſetzet der liberale Hieronymus hinzu, erdichten dann abentheuerliche Geſchichten von Teufeln mit denen ſie gefochten haben, damit ſie bewundert werden vom Pöbel, und daraus einen Gewinnſt ziehen von Unerfahrnen.

Hieronymus erzählet in dieſem Briefe an den Rusticus auch eine Geſchichte, die für Seelenärzte intereſſant ſeyn mag, die es aber auch wahrlich für mich war, da ich zuweilen wegen ſolcher Uebel befragt werde. Ein junger Mönch in Egypten ward von unzüchtigen Gedanken unaufhörlich geplagt. Der Abt, unter dem er ſtand, befahl einem ernſthaften Manne ihn mit Zank und Schimpfreden anzugreifen; hierauf aber über ihn ſich

zu beklagen. Es wurden Zeugen aufgestellt, die wider den Jüngling sprachen, der sich gegen ein so gehäuftes Unrecht vergebens zu vertheidigen suchte. Nur der Abt nahm sich seiner etwas an, damit er nicht vor Betrübniß vergehe. Ueber dieser Beängstigung verfloß ein ganzes Jahr; und nun fragte ihn der Abt, ob ihn jene Gedanken noch beunruhigen? Wie könnte ich, antwortete der Mönch, unzüchtige Triebe empfinden, da man mich kaum leben läßt.

Solche Auszüge aus den Briefen des Hieronymus zeigen hinreichend was für ein Mann er war. Reflexionen über sein Leben, seinen Charakter, und seine Sittenlehre mache nun jeder wie er will. Mir ist es genug daß ich den grossen Mann gemahlt habe wie ich glaube daß man grosse Männer mahlen soll; es wird mich freuen, wenn Kenner finden, das Bild sey ähnlich.

Alles

Alles was Hieronymus erzählte, sagte, lehrte und that, gieng überall von Mund zu Mund, und war von erstaunender Wirkung für das Mönchswesen. Seine Regeln und Aussprüche wurden Glaubensartike für die ganze Catholische Kirche. Auf sein Leben verwiesen alle Mönchsvorsteher. Sein Beyspiel gab seinem Unterricht gewaltigen Nachdruck, und seine feuervolle Beredsamkeit erregte allenthalben schwärmerische Seelen zum höchsten Enthusiasmus für die unsinnige Philosophie der Mönicherey. Er billigte, rieth, und betrieb mehr als kein anderer den Seelenmord, der die heiligsten Bande der Natur zerhieb und die edelsten Gemüther in Wüsten zog, diese himmlische Castratenwuth, womit man Mädchen welche die schönsten Kinder gebohren hätten, aus der Welt wegstäupte in schauderichte Klöster.

Solche Kraft des Beyſpiels, ſolcher Zauber der Beredſamkeit auf der Kanzel, in Briefen und Schriften, die man in der halben Welt las, machten im vierten und fünften Jahrhundert den Zug zum Mönchsſtand unwiderſtehlich. Aber auch jede Art von Ehrgeiz half zu ſeinem Fortgang; denn aus Ehrgeiz griff man itzt nach Kutten wie nach Kronen.

Biſchöffe wählte man ſchon im vierten Jahrhundert aus dem Mönchsſtande. Die ſtrengen Mönche waren zwar damit unzufrieden; Pachomius erlaubte keinem ſeiner Mönche daß man ihn zum Geiſtlichen weihe. Man wollte daß ein Mönch Biſchöffe eben ſo ſehr fliehe als Weiber, weil die Bekanntſchaft mit beyden ihm nicht verſtatte ruhig in ſeiner Celle zu ſitzen. Aber das ehrgeizige Beſtreben und die Sehnſucht nach dem geiſtlichen Stande und deſſelben Würden, ward

deſſen

deſſen ungeachtet bald bey allen Mönchen allgemein. Der elendeſte Hallunke übte ſich in jeder Mönchstugend, und log unzählige Wunder her, in der Hofnung, das mache ihn einſt zu einem Heiligen und zu einem Biſchof.

Als ſodann noch einige der berühmteſten Lehrer der Kirche, wie man geſehen hat, aus dem Mönchsſtande hervortraten, verlangte man aus manchen Mönchswohnungen und manchen wegen ihrer Stifter und der Strenge ihrer Lebensart berühmten Klöſtern, von allen Seiten Biſchöffe und Geiſtliche. Ganze umliegende Länder wurden mit dieſen Heiligen beſetzt, die dann aber auch oft, wie ſogar Chryſoſtomus geſteht, nichts für die Menſchen waren, und nichts mehr für ſich ſelbſt. Ein groſſer deutſcher Kirchenſchriftſteller macht dabey die ſcharfſinnige Anmerkung: ſolche Biſchöffe haben in dem engen

Kreiſe ihrer Cellen nicht gelernt geiſtliche Aemter unter Menſchen zu führen, da ſie den Menſchen nicht kannten. Die Härte die ſie an ſich ſelbſt ausgeübet, machte ſie gegen die Fehler ihrer Gemeinden unerbittlich; ſie unternahmen nichts mit Klugheit, und verdarben immer alles durch Hitze und Gewalt. Auch die anſteckenden Grundſätze ihrer ſchwärmeriſchen Frömmigkeit verbreiteten ſich dadurch weit ſchneller unter dem Volke; und der dumme Aberglaube den ſie aus ihren Cellen mitbrachten, ward der allgemeine Glaube der Chriſtenheit.

Durch ſo mancherley Beweggründe und Triebfedern wuchs der Geiſt der Möncherey in den Morgenländern, und immer zuerſt in dem melankoliſchen und abergläubiſchen Egypten, wo man beynahe ſo viele Mönche in den Wüſten ſah als Menſchen in den Städten. Fünftauſend Mönche lebten ſchon frü-

he

he in dem Nitriſchen Gebürge. Im vierten Jahrhundert ſtieg die Anzahl der in groſſen Klöſtern wohnenden Mönche und Nonnen in Egypten auf mehr als ſechs und neunzig tauſend. Unzählbar waren die Mönche in kleinern Mönchswohnungen, und die Einſiedler. Auch in den Städten Egyptens waren die Mönche häufig. Die Thebaiſche Stadt Oxyrinthus enthielt zweytauſend dieſer heiligen Männer, und zwanzig tauſend heilige Jungfrauen. Die Anzahl der heiligen Gebäude war gröſſer als die Anzahl der Häuſer. Auf jedem Thore, auf jedem Thurme, in jedem Winkel von Oxyrinthus huckte ein Mönch.

Der ſchwarze unverſöhnliche Geiſt des Aberglaubens, ſagt Herr Gibbon, ein groſſer Engländiſcher Geſchichtſchreiber und nach meinem Gefühle unter allen itzigen Schriftſtellern in Europa das gröſte Muſter für

Styl

Styl und Sprache und Geſchmack, verwies alle dieſe Unglücklichen aus dem geſelligen Leben ins Elend. Millionen Menſchen von beyderley Geſchlecht, von jedem Alter, und von jedem Stande unterſtützten durch ihr Beyſpiel den gemeinſchaftlichen Muth. Alle dieſe Ueberläufer ſetzten kaum den Fuß in ihre Höhlen und Cellen, ſo wähnten ſie, nun wandeln wir auf dem gähen und dornichten Fußſteig zur ewigen Glückſeligkeit. Die Vornehmen, die Soldaten, die Kaufleute, vereinigten ihren brennenden Eifer und ihren gläubigen Gehorſam mit der Ausübung ihrer geſellſchaftlichen Pflichten, mit der Sorge für ihre zeitliche Wohlfart, und mit der Nachſicht für ihre Leidenſchaften. Aber das Volk der Aſceten die das Evangelium nach dem ſtrengſten Sinne befolgten und misbrauchten, überlieſſen ſich ganz einem wilden Enthuſiaſmus, der den Menſchen als

Ver-

Verbrecher darſtellte und Gott als einen Tyrann.

Allen Geſchäften und Vergnügungen entſagten ſie mit Ernſt. Sie ſchwuren den Gebrauch des Weins ab, ſie aſſen kein Fleiſch, ſie berührten kein Weib. Sie züchtigten ihren Leib, widerſtanden ihren natürlichſten Neigungen, und ergriffen ein elendes Leben um ewige Herrlichkeit. Unter der Regierung des Kaiſers Conſtantinus flohen die Aſceten aus einer ruchloſen und verdorbenen Welt zu immerwährender Einſamkeit, und religiöſer Verbindung. Gleich den erſten Chriſten von Jeruſalem entſagten ſie dem Genuſſe oder dem Beſitze ihrer zeitlichen Güter,, errichteten unter ſich Geſellſchaften von gleichem Geſchlechte und gleichem Gemüthehang; und gaben ſich, nach der Verſchiedenheit der wahren oder erkünſtelten Wüſteneyen die ſie bewohnten, die Namen von Eremiten,

ten, Mönchen und Anachoreten. Auch erwarben ſie ſich bald die Hochachtung der Welt die ſie verachteten. Der lauteſte Beyfall erſcholl dieſer göttlichen Philoſophie, die ohne Wiſſenſchaft und Vernunft die arbeitſamen Tugenden der Griechiſchen Schulen ſo mächtig übertraf. Mönche konnten allerdings um den Vorzug ſtreiten mit den Stoiſchen Philoſophen, durch ihre Verachtung für Reichthum, Schmerz, und Tod; das Stillſchweigen und die Zucht der Pythagoräer lebte in der klöſterlichen Knechtſchaft auf; ſo ſchnöde als die Cyniker, verachteten ſie Sittlichkeit und Wohlſtand. Aber ihre göttliche Philoſophie hieß noch, nach weit höherer Reinheit und mehr auffallender Vollkommenheit ſtreben. Sie traten in die Fußſtapfen der Propheten in der Wüſte; und ſie haben das fromme und ſpekulative Leben wieder hergeſtellt, das die Eſſäer in Paläſtina

und

und Egypten trieben. Mit Erſtaunen beſchaute das philoſophiſche Aug des Plinius ein einſiedleriſches Volk, das nah an dem todten Meere unter Palmbäumen wohnte, ohne Geld lebte, ohne Weiber ſich fortpflanzte, und dem, Abſcheu gegen die Menſchheit und Buſſe, immerwährende Rekruten zuführte.

Die allervollkommenſten Weltüberwinder lebten, wie man glaubt, viele Tage ohne Speiſe, manche Nacht ohne Schlaf, und manches Jahr ohne ein Wort zu ſprechen. Groß und erhaben war der Menſch, aber man misbraucht dieſen Namen wenn man ſolche Geſchöpfe Menſchen nennt, ſagt Herr Gibbon, der ſich eine Celle oder irgend einen Sitz ausdachte, wo er in der allergrößten Unbequemlichkeit alles mögliche von Witterung und Jahrszeit litt.

Eine Luftbusse die über alles geht, was der Geist der Möncherey jemals Ausschweifendes erdachte, verewigt den Namen des Simeon Stylites im Buche solcher Unsterblichkeit. Als ein Schäferjunge von dreyzehn Jahren verließ dieser Syrische Weltüberwinder seine Heerde, und begab sich in ein strenges Kloster. Nach einem langen und peinlichen Novizíate, worinn Simeon öfters von frommem Selbstmord mußte gerettet werden, wählte er sich endlich seine Residenz auf einem Berge, nicht weit von Antiochien. Innerhalb eines Kreises von Steinen schleppte er sich an einer schweren Kette, stieg auf eine Säule, die er allmählig von neun Fuß zu funfzig über die Erde erhub (*). Auf dieser letzten und stolzen Höhe

(*) Theodoretus sagt ausdrücklich: Simeon der Säulenheilige habe solchergestalt, von Zeit zu Zeit,

Höhe hielt der Syrer die Hitze von dreissig Sommern aus, und eben so viele Winter. Gewohnheit und Uebung lehrten ihn sich in dieser gefährlichen Stellung ohne Furcht oder Schwindel erhalten, und machten ihn allmählig

Zeit, dem Himmel näher kommen wollen. Aber mir deucht, die Begierde bewundert zu seyn habe diesen Wahnwitzigen nur allzusehr zur Erde gezogen. Christen aus allen Gegenden kamen Ihn zu sehen, sich seinem Gebete zu empfehlen, und Proben der wunderthätigen Kräfte, die ein dummer Aberglaube ihm zuschrieb, zu erfahren. Man brachte ihm unheilbare Kranke zu heilen, und Eheleute wollten durch seine Fürbitte Kinder erlangen. Als die heidnischen Bewohner des Berges Libanon ihn um Hülfe gegen die wilden Thiere baten, gab Simeon ihnen zur Antwort: dagegen sey kein ander Mittel, als daß sie die christliche Religion annehmen. Das thaten die Leute vom Libanon; und von dieser Zeit an verlohren sich die wilden Thiere, wie man sagt.

mählig geſchickt zu verſchiedenen Gebehrdungen der Andacht. Bald betete er aufrecht, mit ſeitwärts ausgeſtreckten Armen in der Figur eines Kreutzes; aber noch viel lieber bog er ſein elendes Skelett mit der Stirne zu den Füſſen; und ein neugieriger Zuſchauer, der geſehen hatte, daß er zwölfhundert und vier und vierzig Reverenzen dieſer Art nach einander machen konnte, hörte auf zu zählen. Dieſes himmliſche Leben ward durch ein Geſchwür im Schenkel vielleicht verkürzet aber nicht geſtöret. Den geduldigen Simeon kümmerte dieſes Geſchwür nicht; er ſtarb auf ſeiner Säule.

So vollkommen ſtimmt dieſe Vorſtellungsart des Brittiſchen Weiſen mit meiner Meynung von dem eigentlichen Werth der Egyptiſchen und Orientaliſchen Einſamen aus den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche überein. Aber auch unzählige aus den

erſten

erſten Quellen der alten und aus den bewährteſten Schriftſtellern der neuern Zeit geſchöpfte Thatſachen beweiſen eben das, und werden meinen Gegner in dem zweiten Theile dieſer Schrift niederſchlagen. Alle Bewunderer der Thorheiten der chriſtlichen Einſamen von Afrika und Aſien werden anitzt ſchon erröthen, wenn ich ihnen zeige, daß auch die Tugend der heidniſchen Weltüberwinder der ältern und neuern Zeit in Aſien eben ſo lebhaft und gleiſſend war und iſt, und nicht weniger probhältig, feſt und ausdauernd ihre Neigung zur Einſamkeit und zu einem ganz ausgeſonderten und die Welt von ſich ſtoſſenden Leben.

Die Brachmanen oder Gymnoſophiſten ſind die älteſten bekannten Einſamen von Indien. Sie ſcheuten zwar die Sünde der Verehlichung nicht, aber dann widmete auch gleich der Vater ſeinen Sohn ſchon in der

erſten Jugend einem ſpekulativen Leben. Eigene Lehrer gaben dem Jüngling Unterricht in der Kunſt die Einſamkeit durch Studiren auszuhalten, und leben zu können ohne zu ſprechen. Mit dem ſechs und zwanzigſten Jahre endigte ſich ſein Noviziat. Nun dachten ſie weder an Aemter noch Geſchäfte, und lebten auf einem Berge oder an den ſtillen Ufern eines Fluſſes, in der Betrachtung philoſophiſcher Wahrheiten, in der Enthaltſamkeit von Fleiſchſpeiſen, und in der äuſſerſten Reinlichkeit.

Solche Philoſophen ſind die neuern Einſamen von Indien nicht. Alle bilden ſich nach einem närriſchen Kerl der viel Aehnlichkeit mit dem heiligen Antonius und noch mehr Aehnlichkeit mit unſern Myſtikern hat, dem Vichnou der Siameſer, dem Badhum der Cingaleſen, dem Xaka Sacka oder Siacka der Chineſer oder Japaneſer, oder wie man

ihn

ihn insgemein nennt, dem Fo, Foe oder Fotoque, das ist, dem Götzen. Dieser Götze, oder eigentlich dieser Gesetzgeber, verließ in seinem neunzehnten Jahre seinen Pallast, seine Frau und seinen Sohn, um unter der Aufsicht eines Einsiedlers zu spekuliren. Er entzog sich den sichtbaren Dingen damit er die unsichtbaren sehe. Nach der Meinung der Indianer verschwindet die Sinnlichkeit, wenn man die Beine übereinander legt, die Hände vor die Brust hält, und die Spitzen der Daumen aneinander. In dieser ascetischen Stellung fand Fo die tiefen Geheimnisse seiner Religion, die Kunst nichts zu empfinden um desto lebhafter zu phantasiren. Nun trat Er aus seiner Einsamkeit hervor, und ließ sein Licht leuchten vor den Leuten. Er erwarb sich bald ein Gefolge von unzählbaren Jüngern, die Indien mit seinen Lügen erfüllten. Die Pendets, oder Doctoren

von Indoustan, die Talapoinen von Siam, die Lamas der Tartaren, die Bonzier von China glauben an niemand als an ihn. Die Religion des Fo ist die herrschende Religion in Ostindien, und das Buch worinn man seine Religionsvorträge nach seinem Tode für alle Völker Asiens zusammenzog, heißt Fokekio, oder seiner Vortreflichkeit wegen auch nur Kio, das Buch, das Buch aller Bücher, die Bibel.

Zu den Jüngern des Fo schlugen sich die Abkömmlinge der alten Gymnosophisten. Mannigfaltige Sekten entstanden auch, und zankten sich immer, und verstanden sich nie; denn alle hielten das Unbegreifliche für heilig, alle trugen verschiedene Livereyen, und machten alles toller je mehr sie zankten.

Eine dieser Sekten bestehet aus öffentlichen Heuchlern und schamlosen Wollüstlingen; sie heissen Gioghis. Nach der Regel

sollen

ſollen ſie die Welt fliehen, ein einſiedleriſches oder doch unſtätes und wanderndes Leben führen, ungekleidet gehen, und dabey immer verſenket ſeyn in tiefen Betrachtungen. Sie ſollen ſich auf alle nur erſinnliche Weiſe martern und quälen, nicht in der Meynung daß ſich der Schöpfer der Leiden der Creatur freue, ſondern um zu zeigen wie ſehr ihre tiefen Betrachtungen über die Gottheit ſie dem Zwange der Sinne entreiſſe, und gefühllos mache gegen alle Leiden der Zeit. Zum Beweiſe dieſer völligen Entkörperung ihres Geiſtes, wollen die Gioghis nicht nur unempfindlich gegen den Schmerz ſcheinen, ſondern was noch mehr ſagt, gefühllos für die Wolluſt. Nackt auf einen Säulenfuß ſtellen ſich darum dieſe Heiligen an den Teichen, wo die Indianerinnen ihre gottesdienſtlichen Abwaſchungen verrichten. Die nackten Weiber bringen in der Reihe dieſen nackten

Heiligen Gruß und Anbetung, indeß da dieſe auf eine fürchterliche Weiſe ihre Augen verdrehen, und nicht die allergeringſte ſichtbare Spur von Empfindlichkeit äuſſern. Gleichwol ſagen die Indianerinnen, dieſe Anbetungen ſeyen ſehr befruchtend.

Santons oder Fakirs, das iſt, Leute die der Welt entſagen, hat Indien in groſſer Menge, und von allen Farben. Die Anzahl der Muhammedaniſchen Fakire von Indien wird auf achthunderttauſend angegeben, und die Anzahl der heidniſchen auf zwölfhunderttauſend. Viele wohnen in einer Art von Klöſtern, haben ihren Vorſteher, und ſchwören, eben wie unſere Kloſterleute die Gelübde des Gehorſams, der Armuth und der Keuſchheit, und halten ſie auch wie ſie. Dieſe Indianiſchen Mönche nennt man Janguis, oder mit Gott Verbundene. Sie ſitzen Tag und Nacht an ihren Teichen, oder

in den Gallerien ihrer Tempel, in der Asche. Andere lassen ihre Haare in Zöpfen bis an die Waden herunter hängen, strecken einen oder auch wol beyde Arme unablässig über ihren Köpfen in die Höhe; ihre eines halben Fingers lange Nägel sind ebenfalls in Zöpfe geflochten, und ihre Arme sind entfleischt und ausgedörrt. Processionen bettelnder Fakirs sieht man oft. Alle gehen nackt; einige sind mit Keulen bewafnet, andere zieren ihre Schultern mit gedörrten Tygerhäuten. So wandern sie durch Städte und Dörfer bis alles Volk zusammenläuft. Einige machen die wunderbarsten Sprünge, andere erfüllen die Luft mit ihrem Geschrey, andere geben sich Convulsionen. Dieß alles geschieht bey Tage. Gegen die Nacht nimmt jeder von diesen Bettelmönchen das erste Weib zu sich, das er findet, um alles Ungemach dieser Zeitlichkeit mit ihr zu vergessen;

oder er gehet auch in ein zu ſolchen Abſichten beſtimmtes Haus. Die Begierde ſich nackt auf den Straſſen zu zeigen iſt bey dieſem heiligen und geilen Lumpengeſindel ſo groß, daß ſie lieber dem Leben entſagen als dieſer Begierde. Bernier ſah in Dehli einen Fakir dem Aurengzeb bey Todesſtrafe verboten hatte ſich nackt auf den Straſſen zu zeigen; der Fakir luſtwandelte wie vorher, und ließ ſich dafür den Hals abſchneiden.

Ganz Oſtindien und Perſien wimmelt von Mönchen jeder Art und Gattung. Corea iſt von Klöſtern und Tempeln voll. In einigen wohnen oft bis ſechshundert Mönche; ſie ſtehen unter der Gerichtsbarkeit einer Stadt, und einige Städte dulden in ihren Mauern viertauſend ſolcher Müſſiggänger. Sie haben alle ihre eigenen Abtheilungen oder Congregationen. Der älteſte Mönch iſt immer Prior der übrigen. Hat ein

Mönch

Mönch etwas verschuldet, so verordnet ihm der Prior aus der Hand der übrigen Brüder zwanzig bis dreissig Hiebe auf den Hintern. In allen diesen Klöstern herrscht stolze und grausame Macht bey den Befehlenden, und bey den Gehorchenden eine traurige und schmerzhafte Niedergeschlagenheit. Darum werden auch diese Mönche verachtet, weil man sie für einen elenden Trupp von Sklaven hält; ihre Vorsteher haben hingegen, wenn sie gelehrt sind, den Rang der Grossen im Lande, und man nennt sie Mönche des Königs.

Die Santons sind in Pegu eine Art von Anachoreten. Allmosen verlangen sie nie, sollten sie auch deswegen verhungern, denn man befriedigt zum voraus alle ihre Wünsche. Wer ihnen beichtet, wird nie bestraft, so groß auch seine Missethaten sind. Diese Santons wohnen in hohlen Bäumen

und

und nach dem Tode erzeigt man ihnen göttliche Ehren.

Obereit, der abergläubische Bewunderer der Egyptischen Anachoreten, wird ohne Verdrehung seiner Augen und ohne Neid die Beobachtungen nicht lesen, die uns ein vortreflicher und ganz neuer Französischer Reisebeschreiber, Herr Sonnerat, über die Heiligen von Indien mittheilt. Indianische Büssende, sagt dieser Augenzeuge, verlassen ihre Güter und ihre Familien für ein elendes Leben. Sie dürfen nichts von Hausrath haben als einen Lingam (*) den sie in einem fort anbeten, und ein Tygerfell worauf sie schlafen. Sie kehren gegen sich selbst alle Eingebungen ihrer fanatischen Wuth. Einige

(*) Lingam ist bey den Indianern eben das, was die bey den Egyptern, Israeliten, Moabitern, Madianiten, Griechen und Römern angebetete Figur des Phallus und des Priapus.

nige zerfleiſchen ſich durch Peitſchenhiebe, oder heften ſich für ihr ganzes Leben mit Ketten an den Fuß eines Baumes. Andere zwingen für ihr Lebenlang ihren Körper in eine beſchwerliche Stellung; laſſen ſich ihre Nägel durch immer geſchloſſene Fäuſte wachſen; halten immer ihre Hände kreutzweiſe vor die Bruſt, oder ausgeſtrecket über ihre Köpfe, und laſſen ſich durch ihre Lehrjünger füttern. Viele vergraben ſich in die Erde, und hohlen Luft durch eine kleine Oefnung; andere begnügen ſich nur bis an den Hals ſich einzugraben. Einige thun ein Gelübd ſie wollen immer ſtehen, ſie lehnen ſich wenn der Schlaf kommt an eine Mauer oder an einen Baum, und hängen, damit es ihnen unmöglich werde ſich niederzulaſſen, ihren Kopf in eine Art von Gitter. Andere ſtehen viele Stunden hindurch auf einem Bein, und ſehen mit unverwandten Augen in die

Son-

Sonne. Andere halten ebenfalls einen Fuß in die Höhe, stehen mit dem andern auf der grossen Zehe, halten dazu beyde Arme empor, und betrachten, mit unbeweglichen Augen, zwischen vier Gefässen voll Feuer, die Sonne. Andere erscheinen nackt vor dem Volke, um öffentlich zu zeigen sie haben allen Leidenschaften entsagt, und sie leben seit ihrer Rückkehr zu Gott im Stande der Unschuld; der Pöbel hält sie für Heilige und glaubt alle ihre Gebete werden erhöret; jeder bestrebet sich ihnen Essen zu bringen, ihnen die Bissen, weil sie sich des Gebrauches ihrer Hände berauben, in den Mund zu legen, und sie zu waschen. Sonnerat erzählet ebenfalls, was ich schon aus andern Quellen von den Gioghis angeführet habe, daß die Indianischen Weiber die Zeugungstheile dieser Heiligen küssen und anbeten, indeß

deß da dieſe ihren myſtiſchen Betrachtungen nachhängen (*).

Alle dieſe Thoren leitet, eben wie die bußfertigen Einſiedler von Egypten und die Säulenheiligen von Syrien, nichts als eiteler Stolz und die Sucht ſich anbeten zu laſſen. Alle Menſchen, die nicht ihres Standes ſind, verachten ſie, ob ſie gleich die Verehrung aller Menſchen ſuchen. Alles was nicht ihres Ordens iſt, nennen ſie profan; und alles was ſie angeht, umhüllen ſie mit Myſterien.

Die

(*) Und dieſe Indianiſchen Heiligen betragen ſich, bey dieſer ſonderbaren Anbetung, eben ſo erbaulich, als die Egyptiſchen Anachoreten von denen ich geſagt habe, daß ſie ſich mit nackten Weibern badeten. Car ſi le peuple, ſagt Sonnerat, qui vient leur faire ſes adorations, s'appercevoit qu'ils eprouvaſſent le moindre mouvement de la chair, il les regarderoit comme infames, et finiroit par les lapider.

Die sublimste und auf alle nur erdenkliche Religionen passende und mit allen gleich verwandte Mystik, diese erhabenste von allen Windbeuteleyen, ist die Grundlage der Lehre der Sophis von Persien, dieser Abkömmlinge der alten Magier. In allen ihren Schriften betreiben sie die innigste Vereinbarung mit Gott, und die vollkommenste Entkörperung ihrer Seele; und die Kernprobe dieser Vereinbarung ist, nach der Erfahrungstheologie der Sophis, eben die Wollust die ein von Hitze Stickender hat, wenn ihn ein sanfter Wind umsäuselt.

Alle Einsamkeitsschwärmer in allen Religionen sind sich also gleich. Alle machen sich die Einsamkeit lästig, und alle suchen dadurch Seligkeit im Himmel, Vereinbarung mit Gott, und Anbetung auf Erden. Alle drehen sich um einen gemeinschaftlichen Thorheitspunkt.

Diese

Dieſe ganze Geſchichte des Triebes zur Einſamkeit in warmen Ländern hat etwas Zuſammentreffendes bey Heiden und Juden, Muhammedanern und Chriſten. Luft und Boden und was man das Temperament eines Volkes nennt, hatten alſo doch wol einigen Einfluß auf den wunderbaren Schwung, den die chriſtliche Religion in Afrika und Aſien nahm, und auf alle Thorheiten, in die ſie dort ausgeartet iſt. Vielleicht läßt ſich auch daher der gemeinſchaftliche Trieb zur Einſamkeit unter ſo ganz verſchiedenen Religionsverwandten dieſer Welttheile erklären und begreifen.

Zuerſt iſt die natürliche Beſchaffenheit von Egypten zu erwägen, weil dieſes Land in allen Zeiten die Herberge ſo vieler Einſamen war, und weil alſo wirklich einige allgemeine Urſachen vorhanden ſeyn müſſen, welche

die Bewohner dieſes Landes geneigter zur Einſamkeit machen.

Egypten iſt eines der heiſſeſten Länder in der Welt. Mit dem Januar kommt der Frühling und im Februar iſt er ſchon zum Ende. Die Sommerhitze währet bis in den Auguſt. Im May ſind ſchon die Trauben reif. Der ungemein gelinde Winter dauert vom November bis in den December. Schon im März und nachgehends im April und May wehen in Egypten insgemein ſo unerträglich heiſſe Mittagswinde, daß man denken ſollte ſie kommen aus einem brennenden Ofen. Auch könnte kein Menſch gegen dieſe Hitze ausdauren, ohne die bald darauf folgende Erfriſchung der Luft, durch kühlere Winde und die Ueberſchwemmungen des Nils. Ganz Egypten iſt mit Ausnahme der Seeküſten dürr und ſandigt. In dem mittlern und obern Theil regnet es beynahe nie; oder

der Regen bedeutet höchstens so viel als bey uns der Thau. Der Himmel ist daher ungemein helle. Reisende, die vier bis fünf Jahre in Egypten zugebracht haben, sahen den Himmel bey Tage niemals trübe und bey der Nacht immer sternenklar.

Träge und unthätig wird bekanntlich der Mensch überall bey übermässiger Hitze. Darum sagen die Italiener, das köstliche Nichtsthun (il delicioso far niente) sey die Erste Glückseligkeit in einem heissen Lande. Darum haben die Türken nicht die geringste Neugier, und unsere Quietisten lieben nicht mehr als sie die Ruhe. Darum kennen die Egypter, wie die Syrer und alle Morgenländer die zur Lust vorgenommene Bewegung nicht; in unsern Zeiten ist Tabackrauchen, Kaffeetrinken und Müssiggehen ihr einziges Geschäft. Aus dieser Trägheit und Unwirksamkeit entstehet also natürlicher Weise auch

in der wärmsten Seele, die nun eben durch keine Veranlassung zu ausserordentlicher Thätigkeit angeflammt wird, der Trieb zu einem müssigen Leben und zur Einsamkeit.

Trübsinnig und zur Melankolie geneigt waren die Egypter nach allen Nachrichten die man von ihnen aus alten und neuen Zeiten hat. In ihrem Charakter vereinigen sich alle Merkmale des Temperaments das die Alten das melankolische nannten, und dessen Ursache sie in einem Ueberfluß von schwarzer Galle suchten; ob uns gleich anitzt ein Grundkenner ihres Temperaments, der Chirurg Obereit, versichern will, die Egyptischen Einsamen, als eine sehr zahlreiche Menge von Egyptern, haben gar keine schwarze Galle und keine Melankolie nie gehabt.

Dem Temperament der Gesunden muß man allerdings nicht zuschreiben, was wahre Krankheit ist; man muß auch nicht auf

Krank-

Krankheit geben was der Egyptiſche Einſame dachte und that, wenn er geſund war und aller ſeiner Sinne mächtig. Aber wenn man ſieht, was Melankolie wirket und iſt, und was der morgenländiſche Melankoliker thut und liebt, und was Egyptiſche Melankoliker in allen Zeiten geweſen ſind, ſo entſtehet, auch ohne weitere Unterſuchung, der Verdacht, die Egyptiſchen Einſamen haben in ihren Cellen und Höhlen nicht ganz ſo froh gelebt, wie die Flamendiſchen Bauern in ihren Wirthshäuſern.

Aretäus der Cappadocier, bekanntlich der gröſte aller morgenländiſchen Aerzte, hat uns ein Gemählde der Melankolie hinterlaſſen, das mit den neuern Beobachtungen des Proſper Alpinus, eines ſehr groſſen Italieniſchen Arztes, verbunden, die deutlichſten Begriffe von Egyptiſcher Melankolie und Egyptiſchen Melankolikern giebt. Die Me-

lankoliker, sagt Aretäus, sind hartleibig; was von ihnen abgeht, ist wenig, trocken, rund, und mit schwarzer Galle gefärbt. Ihr Antlitz ist garstig, und schwarzgelb. Einige unter ihnen sind sehr auffahrend, traurig, und äusserst kleinmüthig. Sie denken sehr angsthaft immer auf eine einzige Sache; vermaledeyen den Umgang; fliehen in die Einsamkeit; werden abergläubisch; hassen das Licht, und das Leben. Läßt ihre Angst zuweilen nach, so werden sie heiter und lustig; zuweilen auch toll, aber die Weiber (*) toller als die Männer. Anfangs sieht man sie nur stille, ruhig, traurig, träge, zornig, und von bösem Willen. Sie wachen viel. Ihr Aufwachen ist schreckhaft, so wie ihre Träume lebhaft und gräulich. Sie zittern über manches in grausamer Furcht; begehren immer etwas mit Heftigkeit; fliehen endlich

(*) Deterius mulieres furiis agitantur.

lich von den Menſchen weg, aus Abſcheu. Einige leben zuletzt wie wilde Thiere; alle verfluchen das Leben und wünſchen den Tod.

Man ſollte denken Aretäus wäre der Leibarzt aller Egyptiſchen Anachoreten in den erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche geweſen. Aber auch Proſper Alpinus fand in neuern Zeiten, bey einer fünfjährigen Ausübung der Arzneykunſt in Egypten, eine unzählbare Menge ſolcher Melankoliker, wie uns die Geſchichte die Egyptiſchen Einſiedler mahlt. Sie ſehen, ſagt Er, ſchwarz und unfläthig aus, und ſind gleich den Mumien trocken und dürre. Ihr Hirn iſt theils durch die übermäſſige Sonnenhitze, theils durch ihre wenige Nahrung, theils durch ihr häufiges Wachen gleichſam ausgebrannt; und ſie ſind überzeugt, daß ſie ein heiliges und ſündenfreyes Leben führen, weil ſie die Reichthümer, Lüſte und Gemächlichkeiten der Welt-

verachten, und den Genuß ihrer Weiber fliehen.

Geſchichte und Beobachtung ſcheint dann doch einige Beweiskraft für die Wirkungen der Egyptiſchen Luft, des Egyptiſchen Bodens und Temperaments zu haben. Einerley Menſchen wie jene Melankoliker des Aretäus und dieſe des Proſper Alpinus, werden doch wol wenigſtens die Anachoreten geweſen ſeyn, die in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten ſo viele Proben ihres ſchrecklichen Trübſinns gaben; viele wenigſtens von denen, die mit Haß und Grauen ihren unglücklichen Körper und alle irdiſchen Freuden betrachteten; viele wenigſtens von denen, die allem Umgang entſagten um von der menſchlichen Geſellſchaft nicht angeſteckt zu werden, die Städte verlieſſen, in Einöden, Klüfte, Cellen und Höhlen flohen, alle Bequemlichkeiten des Lebens, alle Gemeinſchaft der Liebe

be und Pflege für ſündlich hielten, und keine andere Menſchenpflicht zu kennen ſchienen als ein unerheitertes Daſeyn. Einerley Urſachen darf man doch hier bey einerley Wirkungen vermuthen; und wahrſcheinlich wird wol überhaupt kein Gottesgelehrter und kein Philoſoph die Einwirkung der phyſiſchen Urſachen in den orientaliſchen Mönchsgeiſt miskennen, wenn ſie auch etwa ein borſtiger Schwärmer ableugnet.

Obereits hochgelobte Kraftbauer der Egyptiſchen Mönche und Anachoreten, kommt aber auch durch eine Stelle des Ammianus Marcellinus in ein vortrefliches Licht. Die Egypter, ſagt dieſer Geſchichtſchreiber, ſind mehrentheils bräunliche, geſchwärzte, hagere, dürre und zänkiſche Kerle, die bey jeder Gemüthsbewegung auffahren, und ſtrenge unerbittliche Schinder. Sie würden ſich ſchämen, wenn ſie nicht eine Menge, wegen

Ableugnung des Tributs, auf ihrem Körper erhaltene Spuren von Prügeln zeigen könnten. Keine Marter ist noch erdacht, die einen verstockten Egyptischen Strassenräuber, gegen seinen Willen bewogen hätte zum Geständniß seines Verbrechens.

Kraft hatten also die Egypter; und eben darum waren sie so vorzüglich geschickt zur strengen Einsiedeley, und zu allen Kasteyungen des Mönchsstandes.

Muhammeds Clerisey hat anitzt noch in Egypten manche Aehnlichkeit, mit jenem alten, bräunlichen, geschwärzten, hagern, dürren und zänkischen Mönchsschwarm aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit. Die gottesdienstlichen Personen unter den Türken in Egypten bestehen aus drey Classen. Die erste Classe bedient die Moscheen; die zweyte besteht aus Mönchen, die von der menschlichen Gesellschaft entfernt, in Klö-

stern

ſtern wohnen; die dritte Claſſe theils aus abgeſchiedenen in Einöden lebenden und dem Himmel ganz im Geiſte dienenden Anachoreten, und theils aus wandernden Heiligen.

Dervischen nennt man die in Egyptiſchen Klöſtern wohnende Muhammedaniſche Mönche. Ihr Leben iſt ehlos; ſie ſtudiren die Weltweisheit und Gottesgelehrtheit, und leſen den ganzen Tag unter ihren Bäumen. Nah bey Cairo fand einer unſerer Reiſenden in einem Kloſter vierzig ſolcher Mönche, die er für Aerzte hätte halten ſollen, denn ſie waren alle verſchiedener Meinung (*). Einige

(*) Man verzeihe mir dieſes Wort, da ich mir auch dabey den Römiſchen Proconſul erinnere, der alle Philoſophen von Athen zu ſich kommen ließ, und ihnen von Amts wegen bedeutete: er habe mit groſſem Unlieb vernommen, daß ſie immer verſchiedener Meinung ſeyen. Sie möchten ſich alſo

nige schienen Atheisten. Einige disputirten über die Sterblichkeit der Seele nach der Epikuräer Art; einige verfochten die Unsterblichkeit; viele waren unserm Heiland weit geneigter als dem Muhammed.

Wandernde Heilige machen indeß die größte Anzahl der Muhammedanischen Religiosen von Egypten aus; und diese sind itzt dort die eigentlichen Muhammedanischen Weltüberwinder nach Obereits Sinn. Die Europäer nennen sie Santons; die Araber Siech, ein Wort das einen Menschen bedeutet, der zur einen Hälfte ein Heiliger ist, und zur andern Hälfte ein Narr.

Nicht

also doch einmal vergleichen, und Er versprache ihnen, zu diesem ersprießlichen Zweck, von Amts wegen, alle mögliche Handreichung. Die Philosophen verglichen sich auf der Stelle über einen Hauptpunkt, nemlich sie lachten alle einmüthig den Proconsul aus.

Nicht ganz nackt wie die Indianischen Fakire, aber doch mit dem beynahe unsichtbaren Nebel eines feinen Hemdes bekleidet, durchwandern diese Weltüberwinder die Städte, Flecken, und Dörfer. Allenthalben betragen sie sich zaumlos, und allenthalben ergeben sie sich bey dem Frauenzimmer ihren Lüsten. Brodt, gebratenes Fleisch, und andere Eßwaaren ergreifen sie nach Belieben; die Verkäufer danken dem Himmel für diese Ehre, eben so wie das Egyptische Frauenzimmer für jene. Begegnen diese Weltüberwinder irgend einem Weibe auf der Strasse, so nehmen sie dieselbe sanft und milde und höflich bey der Hand, und ergötzen sich dann, vor aller Menschen Augen, mit ihr nach cynischer Weise. Auch hierüber beklagen sich weder die Ehmänner, die ihre Weiber durch die Weltüberwinder öffentlich schänden sehen, noch die

Anver-

Anverwandten dieſer Weiber, und am wenigſten die Weiber ſelbſt. Man muß es dem Heiligen verzeihen, ſagen ſie, denn er iſt unſinnig.

Böſe Lüſte haben alſo auch die Türkiſchen Weltüberwinder in Egypten; und was ich von der Geilheit der Chriſtlichen Weltüberwinder aus der heiligen Anachoretenzeit im ſiebenten Capitel werde ſagen müſſen, zeigt, daß meine Vergleichungen zwiſchen den heutigen Egyptern und den Egyptern aus jener heiligen Zeit ſo unrichtig nicht ſind, zumal da ich meine Ideen nicht wie der Weltüberwinder Obereit aus romanhaften Sätzen, Wahn und Einbildung herhohle, ſondern aus der Geſchichte.

Sonnenhitze und das Temperament der morgenländiſchen Völker verſchafften alſo wol auch den Lehren des Pythagoras und ſeiner Schüler allgemeinen Eingang. Darum

um fand der Grundſatz daß man die Seele entkörpern müſſe, um zu einem nähern Umgang mit der Gottheit zu gelangen, einen ſo unumſchränkten Beyfall. Darum waren wol die Egyptiſchen und Morgenländiſchen Chriſten des zweiten Jahrhunderts, durch die Lehre der Pythagoräer und Platoniker von der Kunſt über die Natur zu leben, ſo ſehr bezaubert. Darum ſind auch die Geſetze der Morgenländiſchen Kirche ſo viel härter geweſen, als die Geſetze der Abendländiſchen. Darum ſind auch wol die thörichten Buſſen der Indianer noch itzt eben ſo grauſam, als vormals die Kreutzigungen des Fleiſches unter den Chriſten, ihr aſcetiſches Leben, und ihre ſchrecklichen Entſchlüſſe zu ewiger Jungferſchaft. Und vermuthlich waren auch darum die Aſceten in dieſen heiſſen Ländern ſo ſehr auf das Entmannen erpicht, und daher die chriſtliche

Kirche

Kirche gezwungen zu einem positiven Gesetz gegen dieses allgemeine Abhacken eines brauchbaren Gliedes (*).

Sonnen-

(*) Dieses Gesetz war sehr natürlich; denn was Asceten abgehauen hatten, wuchs nie wieder. Wenigstens ist mir kein Exempel bekannt, daß in dieser Absicht ein Ascet so glücklich gewesen sey als Pabst Leo der grosse, der sich eben auch aus ascetischen Beweggründen, aber mit weit mehr Glück verstümmelt hat. Nach der damaligen Gewohnheit des fünften Jahrhunderts, liess sich dieser Pabst am Osterfeste von einer schönen Frau die Hand küssen. Augenblicklich aber empfand der heilige Vater bey dem Kusse einen sündhaften Trieb, den er längst überwunden und erstickt glaubte. Dieß verdroß ihn; denn kaum war die Küsserey vorüber, so schnitt Leo, aus einem seltsamen Misverstand, sich die Hand ab. Bald gereuete ihn jedoch diese That, die ihn zur Verrichtung seiner priesterlichen Amtsgeschäfte untüchtig machte. Voll Verlangen also daß ihm eine neue Hand wachse, fiel er vor dem Bilde der Jungfrau Maria nieder, das der Evangelist Lucas

Sonnenhitze, Blut und Nerven thun auch bey den Indianiſchen Heiligen und Einſamen das meiſte zu ihrer Liebe für Stille und Abgeſchiedenheit. Aber ihr Temperament hat ſeine groſſen Eigenheiten, und von dem Egyptiſchen iſt es ſehr verſchieden, ſo wie es in einer Abſicht ganz damit übereinkommt.

Eine

Lucas gemahlt hat, und das man deswegen in der Hauptkirche Santa Maria Maggiore zu Rom, noch anitzt, auſſerordentlich verehret. Die heilige Jungfrau Maria erhörte das Gebet des Pabſts; die Hand wuchs ihm nicht nur wieder, ſondern durch ein eben ſo groſſes Wunderwerk verſchwand auch bey Leo, ungeachtet der am ganz unrechten Orte angebrachten Verſtümmelung, das Feuer böſer Begierden. Aber die folgenden Päbſte, die dieſer völligen Auslöſchung nie recht trauten, veränderten die Gewohnheit des Handkuſſes; und daher küßt man ſeitdem dem Pabſt nur den Pantoffel.

Eine weit gröſſere Trägheit und Unwirkſamkeit der Seele herrſchet bey vielen Völkern Aſiens, und in dieſer Abſicht auch weniger Kraft. Daher ihre wenige Neugier, ihr Kleben an alten Sitten und Gewohnheiten, ihr Müſiggang, ihre Unterwürfigkeit, ihre unerſchütterliche Liebe für Einſamkeit und Ruhe. Daher der Geſchmack der Aſiatiſchen Völker, und zumal der friedſamen Chineſer, für die Moral. Daher die herrſchende Religion der Heiden von Indien, die zur tiefſten Einſamkeit leitende Lehre des Fo.

Tchin, ein Chineſiſcher Philoſoph, ſagt in ſeinem Buche über den Urſprung der Welt, in der allgemeinen Lehre des Fo werde gezeiget, was der Menſch thun ſoll; und in dieſes Träumers inwendigen, nur den Gelehrten, den Freygeiſtern und den groſſen Herren kundgemachten Lehre, warum er es thun ſoll. Dieſer gehemnißreichen, grillenhaf-

ten und auf eine völlige Atheisterey hinauslaufenden Lehre zufolge, soll der Mensch bemühet seyn dem leeren Urstoff aller Wesen, dem Nichts aus welchem alles entstanden sey und in das alles zurückfalle, diesem reinen, unveränderlichen, höchst vollkommenen, aller Wirksamkeit, alles Verstandes und aller Empfindung beraubten Wesen gleichförmig zu werden. Unser unveränderliches Gesetz soll seyn nichts zu wollen, nichts zu denken, nichts zu empfinden. Und je mehr wir uns von allen Empfindungen reinigen, je mehr wir unser eigen Daseyn vergessen, je mehr wir uns zu der Natur der Steine erheben, desto näher seyen wir der höchsten Vollkommenheit. Die Augen sollen nicht sehen, die Ohren sollen nicht hören, die Sinne sollen über und über leer seyn, der Mund soll nicht sprechen, die Hände sollen nichts betasten, die Füsse sollen nicht gehen; denn Alles sey

an dem Menschen zur Stille und zur Unwirksamkeit gemacht; und diese Diät der Seele sey der einzige Weg zur Gemeinschaft mit dem Wesen aller Wesen, der einzige Weg zum höchsten Glücke.

Clima, Trägheit, und Religion löschen aber deswegen in Asien das Feuer der Einbildungskraft nicht aus. Diese Völker haben sehr viel Gefühl, und die stärkste Einbildungskraft.

Alle Künste und Wissenschaften machten darum vormals, bey günstigen Veranlassungen, in Asien Fortschritte. Die Dichtkunst ist diesen Völkern angebohren; kein Wort ist in ihren bilderreichen Sprachen ohne Nachdruck; selbst die eigenthümlichen Namen sind jedesmal Gemählde der Sachen, die sie bezeichnen. Jede Leidenschaft bringt ihre Einbildungskraft in Verwirrung. Sie martern sich zu Tode, wenn sie nur

Busse

Buſſe thun wollen, und Selbſtmord iſt bey ihnen die Wirkung einer ganz gewöhnlichen Traurigkeit. Ihr Aberglauben iſt Wahnwitz, ihre Schwärmerey iſt Wuth. Ihre Kühnheit raſet, und führet ſie zu einer uns unerträglichen Grauſamkeit, ſo wie ihre Furchtſamkeit zu der mitleidenswertheſten Schwäche. Ihre Schandthaten und Verbrechen ſind für uns unglaublich; ihre Tugendübungen überſteigen unſere Kräfte. Ihre Weisheit iſt in Fabeln eingehüllet, und ihre elende Wiſſenſchaft in Myſterien. Sie träumen, wachend. Sie zittern vor den Drohungen ihrer Religionsführer in abergläubiſcher Furcht. Den ſchönſten Theil des Menſchengeſchlechts verwahren ſie hinter Riegel und Schloß. Weiber verbrennen ſich für ihre geſtorbene Männer. Fleiſchesluſt iſt bey ihnen wie bey allen hitzigen und müſſigen Menſchen allmächtig, und miſchet

schet sich in ihre Theologie und in ihre Religion. Von Liebe, Sehnsucht und Verlangen sind sie verzehret, aber sie finden Wollust in Marter, Leiden und Schmerz. Nichts ist in Ostindien gewöhnlicher als Wahnwitz, Melankolie, und Convulsionen.

So viel Feuer bey so vieler Trägheit, so viel Schwäche bey so vieler Kraft, widersprechen sich also nicht, wie Obereit wähnt. Wie oft sieht man, auch unter uns, bey Kranken die äusserste Trägheit Schwäche und Unwirksamkeit in Verbindung mit der äussersten Empfindlichkeit. Wie mancher Kranker, wie mancher vielleicht ganz gesunder Mensch ist auch bey uns wechselsweise dreist und furchtsam, vielleicht in der gleichen Stunde trotzig und verzagt. Gleichwie ein krampfhafter Zustand bey uns die stärkste Seele entsetzlich aufbringt, so reisset

in

in Oſtindien die erregte Imagination ſelbſt das Temperament in eine Wuth, in der man keine Gefahren ſcheut. Ein Bengaleſe, den ein Engländer im geringſten in ſeinen Sitten und Gebräuchen beleidiget, ſchneidet nicht dem Engländer, ſondern ſich ſelbſt den Hals ab (*).

Blos durch eine gewaltſam aufgebrachte Imagination wirft ſich in Oſtindien ſo manche treue Gattinn zu dem Leichnam ihres Mannes freudig ins Feuer. Dieſer Zuſtand gränzet an den in den Morgenländern ſo ſehr gewöhnlichen Wahnwitz; und wirklich entſtehet in demſelben durch eine ſtär-

(*) Damit dieß nicht zu oft geſchehe, kam im Jahr 1781 ein Bramine nach England, um mit ſeinem Gefehrten dem Parlement vorzuſtellen, die Indianer würden ſich noch häufiger die Hälſe abſchneiden, wenn man nicht aufhöre ſie nach Engliſchen Geſetzen zu regieren.

kere Anstrengung der Einbildungskraft, die äusserste Stärke aus der äussersten Schwachheit.

Auch dieß will der Weltüberwinder Obereit mir ableugnen. Er sagt, die äusserste Stärke im Wahnwitz sey nicht von langer Dauer; sie könne es am wenigsten in hitzigen Ländern seyn, wo die widernatürliche Stärke durch das Clima bald matt gemacht und verzehret, auch in brennenden Fiebern nebst dem Leben selbst hingerissen werde.

Zugeben will ich, daß die äusserste convulsivische Stärke im ganz tollen Menschen nicht von langer Dauer sey. Aber ein Irthum der immer rege auf die Einbildungskraft wirket, also auch eine falsche oder übelverstandene Religion, ist doch eine Narrheit von langer Dauer; und also ist auch wol ein heiliger Narr ein äusserst gefähr-

fährlicher Narr? (*) Es ist wahr, die Egyptischen Einsiedler wurden zuweilen bey ihrer Narrheit steinalt. Es ist wahr, Narrheit gab Mönchen und Anachoreten grossentheils ihre hochgelobte, lange, feste, und gleichförmige Kraftdauer.

Ohne Narrheit, ohne die unglaubliche Kraft der Schwärmerey, wären auch die baumstarken und handfesten Egyptischen Einsiedler bey ihrer unnatürlichen Lebensart weit mehr erkranket. Erhärten will zwar der handfeste Schwärmer Obereit die Egyptischen Einsamen seyen nie krank gewesen, und

(*) Es ist eine sehr schöne und sehr wahre Bemerkung eines grossen Weltweisen, des Herrn Meiners in Göttingen: dass ein Heiliger ohne gewisse Verirrungen von der gesunden Vernunft sich nicht so sehr über sich selbst, und über das gewöhnliche Maaß der menschlichen Natur könne erheben.

haben keiner Aerzte bedurft. Aber dieß iſt wieder grundfalſch; denn Sanct Obereit iſt entweder in den Alterthümern der Kirche ein Idiot, oder er verſchweigt überall Alles was ihn widerleget mit einer Unredlichkeit die ihres gleichen nicht hat. Das hohe Alter, zu dem einige Einſiedler gelanget ſind, iſt alles was Er zur Vertheidigung dieſer Grille zu ſagen weiß.

Mönche und Einſiedler waren aus Eitelkeit und Heucheley gezwungen ihre körperliche Schwäche zu verbergen. In dem Buche von der Jungfrauſchaft, oder von der geiſtlichen Uebung, das man gemeiniglich für ein ächtes Werk des Athanaſius hält, wird ſogar den gottgeweihten Jungfrauen befohlen, wenn ſie krank ſeyen, ſo ſollen ſie ſich ſelbſt heilen, damit die Menſchen nicht ſagen; ſie haben ſich ihre Krankheiten durch ihre geiſtlichen Uebungen zugezogen.

So unbarmherzig war aber der groſſe Kloſterſtifter Pachomius nicht. Man hat geſehen daß er noch als ein Aſcet zwey Aerzte für einen kranken Mitbruder hohlte. Es gab eine groſſe Menge von Kranken in ſeinen Egyptiſchen Klöſtern; Pachomius ſelbſt war überaus kränklich, und ſtarb ſehr frühzeitig. Erſtaunen wird man über die Unverſchämtheit von Obercits Behauptung, wenn ich, bey Erwähnung der Mönchseinrichtungen auf dem Nitriſchen Gebürge zeige, daß die Mönche und Einſiedler dort ihre ordentlichen Aerzte hatten, und alſo gewiß auch Kranke. Erſtaunen wird man über die Unverſchämtheit von Obereits Behauptung, wenn ich durch ein Heer von Beweiſen dieſen borſtigen Schwärmer überführe, daß Hypochondrie, Melankolie und Wahnwitz, nicht nur in die Egyptiſchen Klöſter und Einſiedeleyen

deleyen führten, ſondern auch in denſelben erzeugt worden ſind; und daß man auch deswegen einen ordentlichen Spithal für wahnwitzige Mönche und Einſiedler errichten mußte; und wenn man ſich erinnert, daß in dem allererſten Egyptiſchen Nonnenkloſter eine Nonne ſich erhenkte und die andere ſich erſäufte.

Erröthen kann Obereit nicht. Aber wie muß dieſem Windkopf zu Muthe geweſen ſeyn als er las, was ich in dieſem Capitel von der Kränklichkeit des heiligen Pachomius und des heiligen Hieronymus ſage? Dieß iſt mir nicht genug. Von der Kränklichkeit der Orientaliſchen Mönche kann ich dem Herrn Chirurgus Obereit gleich noch vier Beweiſe an den erlauchteſten und größten Beförderern des Mönchsſtandes geben.

Erfran-

Erkranket ist Basilius der grosse, Bischof zu Cäsarea in Cappadocien, der in seiner Jugend mit einem Geiste, den die Schriftsteller Griechenlands und Roms gebildet hatten und mit einem Ehrgeiz dem in der Folge ein Ertzbißthum zu klein war, in eine Mönchswohnung in Pontus gieng. Er that da alles mögliche um die vermeinte Mönchsvollkommenheit zu erlangen. Er aß so wenig, daß er kein Fleisch und kein Blut zu haben schien; Brod und Salz mit frischem Wasser machte seine ordentliche Nahrung aus; wenn er aber Kräuter und schlechten Wein genoß, so lebte er herrlich. Er setzte sich der härtesten Kälte aus, war kaum nothdürftig bekleidet, brachte ganze Nächte ohne Schlaf zu, oder schlief auf der Erde, verrichtete dabey die schwersten körperlichen Arbeiten, und gab seine Gesetze einer grossen Einsiedlercolonie an den

Ufern

Ufern des schwarzen Meeres. Eine so gewaltige Anstrengung stürzte ihn aber auch nicht nur in häufige Krankheiten, sondern machte ihn auch überhaupt so kränklich, daß man ihn, wie Gregorius von Nazianzus sagt, stets für einen Sterbenden halten konnte. Dieß mag auch eine Haupturſache gewesen seyn, warum Basilius das einsame Leben mit dem gesellschaftlichen näher vereinigt haben wollte, weil er wohl sah, wie vernunftlos solche selbstgewählte Qualen sind, und wie bitter es für schwächliche und gefühlvolle Körper seyn mußte, diesen geistlichen Soldatenstand auszuhalten. Basilius zeigt auch deswegen in seinen Mönchsregeln sehr klüglich, daß es den Mönchen erlaubt sey, sich der Arzneykunst als eines von Gott herrührenden Geschenkes zu bedienen.

Er-

Erkranket iſt der groſſe Gregorius von Nazianzus, der mit dem Baſilius in einer ſo groſſen Uebereinſtimmung der Geſinnungen und Sitten lebte, daß er ihm auch in ſeinem einſamen Aufenthalt in Pontus nachfolgte. Er machte ſich zwar nachmals in zwey Briefen an denſelben über die elende Gegend, Wohnung und Lebensart luſtig (*), woran ſie gemeinſchaftlichen Antheil hatten, und wo er verhungert ſeyn würde, wie

(*) Der Kirchenvater Gregorius liebte den Scherz. Eines Tages fragte ihn ſein Freund, der heilige Hieronymus, um ſeine Meinung über eine ſchwere Stelle im neuen Teſtament. Gregorius von Nazianzus erwiederte ihm: das will ich dir gleich erklären. Komm nur in meine Predigt, da ſoll dich der allgemeine Beyfall meiner Zuhörer wider deinen Willen zwingen, zu verſtehen was du nicht verſtehſt, oder für einen Tölpel gehalten zu ſeyn, wenn du der Einzige in der ganzen Kirche biſt der mich nicht bewundert.

wie Er sagt, wenn sich nicht die Mutter des Basilius seiner angenommen hätte. Gregorius verfiel, wie er selbst in seinen Reden und Gedichten versichert, eben so wie sein Freund, durch die harte Behandlung seines Körpers, in eine beständige Kränklichkeit, und verließ deswegen den Mönchsstand.

Erkranket ist der grosse Chrysostomus von aller heiligen Wuth, mit der er, als ein feuervoller Jüngling, in den Mönchsstand trat. Auf den Syrischen Gebürgen übte er sich, bey einem alten Einsiedler, vier Jahre in der härtesten Enthaltsamkeit. Sodann verkroch er sich in eine Höhle, und lebte noch zwey Jahre, ganz mit sich alleine. Da er aber weder bey Tage noch bey Nacht sich niederlegte, ward sein Körper so schwächlich und krank, daß er sich gezwungen sah, der Einsamkeit und der Möncherey zu entsagen.

Erkran-

Erkranket iſt der Biſchof Palladius, von dem man die um das Jahr 400 verfertigten berühmten Lebensbeſchreibungen der vorzüglichſten Mönche und Nonnen ſeiner Zeit, in der Wüſte Egyptens, in Lybien, Thebais und Syrien, auch in Meſopotamien, Paläſtina und Syrien, und in einigen Abendländiſchen Gegenden hat. Er war aus Galatien gebürtig; reiste aber in ſeinem zwanzigſten Jahre nach Egypten, um ſich nach den berühmten Mönchen dieſes Landes zu bilden. Hier begab er ſich zuerſt unter die Anleitung eines einſiedleriſchen Mönchs, der ſich in einer Höhle bey Alexandrien aufhielt. Allein da er der übermäſſigen Strenge deſſelben nicht gewachſen war, übte er ſich in andern Mönchswohnungen nahe bey dieſer Stadt. Nach einigen Jahren gieng er auf das Nitriſche Gebirge, und in die

Sketiſche Wüſte, wo er noch länger blieb. Eine Krankheit, welche ihm dieſe unſinnige Lebensart zuzog, nöthigte ihn nach Alexandrien zurückzukehren, und auf den Rath der Aerzte verfügte er ſich, um einer geſunden Luft zu genieſſen, nach Paläſtina. Sein berühmter Freund, Johannes Chryſoſtomus, weihte ihn ſodann zum Biſchof von Helenopolis in Bythinien, welches Amt er nach einigen Jahren mit dem Bißthum zu Aſpona in Galatien vertauſchte.

So viel elenden Witz und ſchaalen Spott hätte der hochmüthige Obereit in ſeinen Büchern wol nicht gegen mich ausgegoſſen, wenn ihm dieſe Thatſachen wären bekannt geweſen; oder wenn Er, dieſer windige Grundkenner der Egyptiſchen und Orientaliſchen Mönche und Einſiedler, ſich nicht durch den Wahn hätte verführen laſſen; ich wiſſe von dieſem allem

Nichts,

Nichts, und Alles was ich jemals über Einſiedler und Mönche ſchreiben möchte, werde ohne alle Kenntniß ſeyn; ob ich gleich ſeit fünf und zwanzig Jahren mit dieſen Dingen umgehe.

Männer von ſo feiner Empfindung und ſo erhabenem Geiſte, wie Baſilius der groſſe, Gregorius von Nazianzus und Chryſoſtomus waren, hatten nun freilich keine Obereitiſche Organiſation. Sie waren nicht Thebaiſche Bauren: ſie hatten nicht die Derbheit und Kraftdauer dieſer ſchmutzigen Kerle, vor deren heiligem Duft der abergläubige Obereit ſeine Stirne ſo unermüdet an die Erde beugt, und deren Unflat er ſeit dreiſſig Jahren vergöttert. Aber freilich wären ohne dieſe Derbheit und Kraftdauer alle dieſe heiligen Hallunken, ſamt und ſonders, auch nicht fähig geweſen alle die Bubenſtücke zu verüben,

alle die Aufruhren zu erregen, den Orient mit allen den Schandthaten, allem Mord und Brand zu erfüllen, wovon das ſiebente Capitel dieſes Buches einen ſchauderichten Abriß geben wird.

Zu den allgemeinen Urſachen des groſſen Triebes für die Einſamkeit in warmen Ländern gehöret endlich auch noch zum Theil ihre Regierungsform. Man hat ſchon genug geſehen, daß nicht blos Furcht vor Verfolgung, oder auch vor verdienter Strafe; nicht nur träger Müſſiggang, ſondern wirklich Freyheitsliebe und Streben nach Unabhängigkeit, unter den erſten Chriſten viele nach jenen berühmten Einöden hinzog, in denen ſie eine Art von Republik errichtet haben, durch die ſo ſchreckliche Uebel in die Welt gekommen ſind. Aber auch die Einſamen unter den philoſophiſchen Heiden giengen, oft wegen der übeln Beherr-

Beherrschung ihrer Länder, in die Einsamkeit.

Die Griechischen Philosophen lebten unter Volksherrschaft, oder unter Tyrannen. Beydes ist ein Unglück, aber gewöhnlich wirket ein vielköpfiges Ungeheuer noch viel mehr Böses als ein einköpfiges. Volksherrschaft war immer vermessen und übereilt, schwindlich und unbeständig; immer ward die blinde Menge hintergangen durch listige Betrüger. Jeder demokratische Staat ist darum, seiner innern Natur nach, immer despotisch, wie alle wissen die aus alter und neuer Zeit solche Staaten kennen und ihre Galgen und ihre Märtyrer.

Aus Abscheu für solche Regierungen verliessen darum die alten Philosophen oft die Städte. Sie suchten Wahrheit in der Stille, und waren da unangefochten gut und weise. Die Philosophie, oder viel-

mehr der Ekel, der den Geiſt qualvollen und niederdrückenden Geſchäften und dem Anblick alles herrſchenden Unrechts entziehet um in der Einſamkeit ihn zu erhöhen, kam entweder aus Griechenland in das ſchwärmeriſche Egypten; oder auch, wie die angeblichen Pythagoräer des erſten und zweyten Jahrhunderts glaubten, hatten Pythagoras und Plato ihre Philoſophie aus einerley Quelle ſelbſt in Egypten geſchöpfet. Pythagoras gieng in die Einſamkeit, nachdem er in dem unruhigen Samos allen Ekel empfunden hatte, den Tyranney erwecket. Für einen groſſen Theil der Welt wurden ſeine in der Folgezeit durch den Enthuſiaſmus des Plato erhöhte Lehrſätze einziger Unterricht und Leitfaden für unzählige Schwärmer. Die unumſchränkte Gewalt der Aſiatiſchen Monarchen erregte den Trieb zur Einſamkeit um ſo viel mehr

in jenen unglüklichen Ländern, wo der Despot alles iſt und der Unterthan nichts, wo das gekrönte Ungeheuer wütet und lacht, und die unterjochte Menſchheit ihre Seufzer verheelet. Freunde der Wahrheit und der Tugend entwichen ſolcher Herrſchaft mit der Verachtung die ſie verdienet, und fanden in quellenreichen Gebürgen und im Schatten wohlthätiger Palmbäume mehr als alles was ſie verlohren hatten, unter allen Glücksgütern das größte, die Freyheit.

Aber alle dieſe Betrachtungen über den Trieb zur Einſamkeit in warmen Ländern, führen mich nur etwas den Gränzen dieſes Theiles der Naturgeſchichte des Menſchen näher. Sie ſind eine bloſſe Einleitung zu dem was ich im fünften, ſechsten und ſiebenten Capitel dieſes Buches über einige Nachtheile der Einſamkeit ungern ſagen werde, aber in einem Buche, worinn die Einſam-

keit von allen Seiten betrachtet wird, nothwendig ſagen muß; und doch hielten voreilige Bücherrichter die erſten längſt gedruckten Zeilen dieſer Einleitung, für den ganzen Inbegrif von Allem was ich über Einſamkeit empfinde und denke.

Ende des erſten Theils.

Namenregiſter.

A.

Alpinus (Proſper) ſ Seite 359. 360.
Ammianus Marcellinus ſ 361.
Ammonius (der heilige) ſ 234.
Andeſius ſ ſ 233.
Antonius (Marcus) ſ 103.
Antonius (der heilige) 169 — 200. 203. 218. 220. 222. 229. 243. 250. 340.
Arctdus ſ 357. 358. 359.
Ariſtoteles ſ ſ 115.
Athanaſius (der heilige) 198. 245. 250. 378.
Auguſtinus (der heilige) ſ 244.
Aurelian (Kaiſer) ſ 63.
Aurengzeb ſ ſ 346.

B.

Bacon ſ ſ 49.
Barabatus ſ ſ 240.
Barſanuph (der heilige) ſ 242.
Baſilius (der heilige) 253. 381. 382. 387.
Bernier ſ ſ 346.
Benaſus ſ 292. 293. 294. 295. 301.

Boſſuet . . Seite 97.
Braunſchweig (der regierende Herzog von) 109.
Braunſchweig (Herzog Ferdinand von) 110.

C.

Carl (Kaiſer) der fünfte . 64.
Carl (König) der erſte von England . 85.
Caſſianus . . 162. 193. 228.
Chryſoſtomus (der heilige) 253 — 261. 384. 386. 387.
Cicero . 59. 107. 262.
Conſtantinus (Kaiſer) der groſſe . 136. 333.

D.

Damaſus (Pabſt) . 266. 273.
Decius (Kaiſer) . 163.
Democritus . . 11. 12.
Demoſthenes . . 107.
Diogenes . . 127.
Diocletian (Kaiſer) . 60. 61. 62.
Dion . . 95.
Dionyſius der jüngere . 95. 96. 115.
Dracontius . . 245.

E.

Elias . . 141.
Eliſa . . 141.
Ephrem (der heilige) . 235. 238. 239.
Epikur . . 107.
Epiphanius (der heilige) . 296.

Enna-

Eunapius Seite 233.
Euſtochium (die heilige) 266. 277 — 287. 295. 296. 310.
Eutropius (der Miniſter) 257.
Evagrius 237. 239. 240.

F.

Fo 341. 342. 370.
Furia 313.

G.

Gaßner 176. 177.
Gemina 251.
Gibbon 331. 335.
Gregorius (der heilige) von Nazianz 213. 253. 382. 383. 384. 387.
Grothaus (Baron von) 57.

H.

Heliodorus 321. 322.
Hellenius 213.
Helvidius 304.
Heraclit 51.
Herring (Erzbiſchof) 86.
Hertford (Graf von) 87.
Hieronymus (der heilige) 108. 165. 223. 227. 251. 261 — 327. 380. 383.
Hilarion (der heilige) 175. 176. 177. 178 — 230. 233.
Hippocrates 11.
Homer 63. 107.
Honorius (Kaiſer) 304.

Horaz

Horaz . . . Seite 59.
Hume (David) . . 79 — 89.

J.

Jacob der Anachoret . . 241.
Jamblich . . 233.
Jonadab . . 141.
Joseph (Kaiser) . . 57. 108.
Jovinianus . . 304. 305.
Italicus . . 231.
Justinianus (Kaiser) . . 248.

K.

Kien Long (Kaiser) . . 64. 65. 66.

L.

Lata . . 311.
Lavater . . 177. 272.
Leibnitz . . 35. 36. 115.
Leo (Pabst) der grosse . . 368. 369.
Libanius . . 257.
Longinus . . 63.
Lopez . . 15.
Lucian . . 100. 102.

M.

Macarius (der heilige) von Alexandrien 198. 298.
Marcella (die heilige) 267. 273. 274. 292.
Markus (der Evangelist) . . 147.

Maximian (Kaiſer) Seite 62.
Meiners 156. 377.
Meißner 113.
Micheli bû Cret 4.
Miller 85.
Molinos 15.
Mosheim 161. 163.
Muhammed 364.

N.

Necker 114.
Nicephorus 239.

O.

Obereit (der Weltüberwinder) 15. 170. 219. 242. 248. 356. 361. 364. 374. 376. 377. 378. 379. 380. 386. 387.

P.

Pachomius (der heilige) 200 — 222. 226. 328. 379. 380.
Palemon 201. 203.
Palladius 212. 221. 302. 383. 385.
Paphnutius (der heilige) 194. 195.
Pascal 56.
Paul der Eremit. 163. 164. 165. 189. 190. 243.
Paula (die heilige) 274. 276. 295. 296. 297. 298. 299 300. 306 — 309. 315.
Paulinus 299.

Per-

Perſius . . . Seite 295.
Petrarcha . . . 113.
Philo . . . 163.
Piſiſtratus . . . 94.
Plato . . . 63. 115. 127. 152. 153. 163. 390.
Plinius der ältere . . . 335.
Plotin . . . 251. 275.
Peſidonius (der heilige) . . . 303.
Prädeſtinata . . . 276.
Preuſſen (König von) . . . 57. 58. 110. 111.
Ptolomäus Philadelphus . . . 145.
Pyrrhus . . . 57.
Pythagoras . . . 152. 163. 366. 390.

R.

Regulianus . . . 275.
Rouſſeau . . . 323.
Rufinus . . . 221.
Ruſticus . . . 323. 324. 325.

S.

Sabinianus . . . 315. 316. 317. 318. 319. 320.
Saint Hyacinthe . . . 97.
Salvina . . . 313.
Schröckh . . . 166.
Schuppach (Michel) . . . 179.
Shakeſpear . . . 73.
Scipio (Publius) . . . 59.

Eine

Simeon Salus (der heilige) Seite 242.
Simeon der Säulenheilige 336. 337. 338.
Solon 94.
Sonnerat 348. 350. 351.
Son Tche 128.
Sozomen 200.
Stolberg (Graf Friedrich Leopold von) 77.
Stone (Ertzbischof) 86.
Strafford (Graf von) 85.
Stutz 88. 89.
Sulzer 83.

T.

Tchin 370.
Thales 155.
Theodor (der heilige) 216.
Theodoretus 336.
Theodosius (Kaiser) der ältere 247. 248.
Tillemont 267.
Timon 100. 101.
Timotheus 314.
Trenck 6.

V.

Valens (Kaiser) 246.
Valentinianus (Kaiser) der dritte 246.
Virgil 262.
Voltaire 83. 196.

W.

Walrave (General) , Seite 6.
Warens (Frau von) , 323.
Wieland , , 114.

Z.

Zenobia , , 63.

Druckfehler und Verbeſſerungen.

S. 1. Z. 6. Lies: Zwang, ſtatt Zwange.
S. 11. Z. 4. Lies: Beſuchszwang, ſtatt Beſuchszwange.
S. 13. Z. 12. Lies: glaubt, ſtatt glaubet.
S. 18. Z. 5. wird nach gewöhnen ein Punkt geſetzt, und dann geleſen: Alle meine Wünſche ſind erreicht, wenn dann noch etwa hie und da ein Trauriger Troſt bey mir findet.
S. 18. Z. 21. Lies: Niedergang, ſtatt Niedergange.
S. 19. Z. 20. Lies: es werden doch einige gute Menſchen in der Welt mich verſtehen, ſtatt: daß doch einige gute Menſchen in der Welt mich verſtehen werden.
S. 21. Z. 5. 6. Lies: auf dem Club erſcheine, oder in der Aſſemblee, ſtatt auf dem Club oder in der Aſſemblee erſcheine.
S. 22. Z. 10. Lies: ſehnt, ſtatt ſehnet.
— Z. 11. Lies: ſucht, ſtatt ſuchet.
— Z. 18. Lies: Menſchengewühl, ſtatt Menſchengewühle.
S. 22. Z. 21. Lies: Wahnſinn, ſtatt Wahnſinne.
S. 23. Z. 4. Lies: Zweck, ſtatt Zwecke.
— Z. 10. Lies: Umgang, ſtatt Umgange.
— Z. 13. Lies: reizt, ſtatt reizet.
— Z. 14. Lies: befriedigt, ſtatt befriediget.
S. 24. Z. 21. Lies: Mausloch, ſtatt Mauseloche.

S. 25. Z. 6. Lies: befriedigt, statt befriedige.
S. 28. Z. 19. Lies: sucht, statt suchet.
S. 29. Z. 8. Lies: seufzt, statt seufzet.
— — Lies: gähnt, statt gähnet.
— Z. 10. Lies: begünstigt, statt begünstiget.
S. 30 Z. 6. Lies: lebt, statt lebet.
S. 32. Z. 8. Lies: Einer Alles für alle ist, statt einer Alles für Alle.
— Z. 13. Lies: Zweck, statt Zwecke.
S. 33. Z. 12 Lies: hat doch oft am Ende, statt hat doch am Ende.
— Z. 16. Lies: sucht, statt suchet.
S. 34. Z. 10. Lies: macht, statt machet.
— Z. 14. Lies: hinstreckt, statt hinstrecket.
S. 35. Z. 9. Lies: fühlt, statt fühlet.
— Z. 16. Lies: Schnack, statt Schnacke.
S. 36. Z. 5. Lies: Vorrath, statt Vorrathe.
— Z. 19. Lies: Augenblick, statt Augenblicke.
— Z. 20. Lies: hemmt, statt hemmet.
— Z. 21. Lies: sucht, statt suchet.
S. 37. Z. 4. Lies: gesucht, statt gesuchet.
— Z. 15. Lies, rühret, statt rühret.
— Z. 19. Lies: Schnickschnack, statt Schnickschnacke.
S. 39. Z. 5. Lies: stürzt, statt stürzet.
S. 40. Z. 16. Lies: Kaltsinn, statt Kaltsinne.
S. 41 Z. 2. Lies: anstellt, statt anstellet.
— Z. 7. Lies: sucht, statt suchet.
— Z. 17. Lies: beschäftigt, statt beschäftiget.
S. 42. Z. 18. Lies: frühstückt, statt frühstücket.
— — Lies: spielt, statt spielet.

S. 43. Z. 4. Lies: Gecke, ſtatt Gecken.
— Z. 5. Lies: ſchwärmt, ſtatt ſchwärmet.
— Z. 7. Lies: rennt, ſtatt rennet.
S. 43. Z. 17. Lies: beſchäftigt, ſtatt beſchäftiget.
— Z. 19. Lies: Fleck, ſtatt Flecke.
S. 44. Z. 4. Lies; Ablauf, ſtatt Ablaufe.
S. 45. Z. 14. Lies: eure, ſtatt ihre.
S. 47. Z. 18. Lies: melankoliſch, ſtatt melancholiſch.
— — Lies: dargeſtellt, ſtatt dargeſtellet.
S. 49. Z. 10. Lies: hemmt, ſtatt hemmet.
S. 50. Z. 9. wird zwiſchen dem Worte Schwäche und dem Worte Unthätigkeit ein Punkt geſetzt, ſtatt eines Comma.
S. 50. Z. 17. Lies: entſagt, ſtatt entſaget.
S. 54. Z. 4. Lies: verſucht, ſtatt verſuchet.
— Z. 13. Lies: ſchätzt, ſtatt ſchätzet.
— — Lies. haut, ſtatt hauet.
— Z. 14. Lies; pflanzt, ſtatt pflanzet.
S. 53. Z. 20. Lies: glaubt, ſtatt glaubet.
S. 54. Z. 15. Lies: verdammt, ſtatt verdammet.
S. 55. Z. 6. Lies: hemmt, ſtatt hemmet.
— — Lies: lähmt, ſtatt lähmet.
S. 55. Z. 21. Lies: ſpielt, ſtatt ſpielet.
S. 56. Z. 13. Lies: Umgang, ſtatt Umgange.
— Z. 14. Lies: macht, ſtatt machet.
— Z. 16. Lies: nennt, ſtatt nennet.
S. 62. Z. 12. Lies: erſtaunt, ſtatt erſtaunet.
S. 67. Z. 14. Lies: liebt, ſtatt liebet.
S. 68. Z. 13. Lies: mittheilt, ſtatt mittheilet.
S. 69. Z. 9. Lies: fühlt, ſtatt fühlet.

S. 71. Z. 2. Lies: Dorn, statt Dorne.
S. 71. Z. 20. Lies: fühlt, statt fühlet.
S. 72. Z. 18. Lies: lebt, statt leber.
— Z. 20. Lies: freut, statt freuet.
S. 73. Z. 3. Lies: urtheilt, statt urtheilet.
S. 74. Z. 12. Lies: glaubt, statt glaubet.
— Z. 13. Lies: gewöhnt, statt gewöhnet.
— Z. 14. Lies: fühlt, statt fühlet.
— Z. 17. 18. Lies: regiert, statt regieret.
S. 75. Z. 8. Lies: viertheilt, statt viertheilet.
— Z. 9. Lies: beugt, statt beuget.
S. 81. Z. 20. Lies: macht, statt machet.
S. 84. Z. 9. Lies: vernachlässigt, statt vernachlässiget.
S. 86. Z. 5. Lies hier, und durch das ganze Buch: Bischöfe, statt Bischöffe.
S. 91. Z. 21. Lies: urtheilt, statt urtheilet.
S. 92. Z. 14. Lies: folgt, statt folget.
S. 93. Z. 8. Lies: lachst, statt lachest.
S. 94. Z. 7. Lies: vertheidigt, statt vertheidiget.
S. 94. Z. 10. Lies: wünscht, statt wünschet.
— Z. 20. Lies: sucht, statt suchet.
S. 95. Z. 2. Lies: in Irthum führt, statt in Irthum zu führen sucht.
— Z. 5. Lies: zückt, statt zücket.
S. 113. Z. 9. und 10. Lies: wohnte im Sommer auf einem Garten bey Hannover, statt wohnte bey Hannover auf einem Garten im Sommer.
S. 117. Z. 21. und 118. Z. 2. Lies: in der Stille meiner Kammer niederfalle, mit Beschämung.

Weh-

Wehmuth, und Thränen, ſtatt in der Stille meiner Kammer mit Beſchämung, Wehmuth und Thränen niederfalle.

S. 119. Z 9 Lies: ſpükt, ſtatt ſpückt.

S. 139. Z. 13. Lies: erſchlaffet, ſtatt erſchlaffen.

S. 143. Z. 7. Lies: wie jener treſliche, ſtatt wie ein treflicher.

S. 167. Z. 21. Lies: ausgetrockneten, ſtatt ausgetrockenten.

S. 190. Z. 8. Lies: ſpükte, ſtatt ſpückte.

S. 217. Z. 9. Lies: und es fand ſich, er ſey wahnwizig, ſtatt und ward wahnwizig.

S. 312. Z. 19. Lies: Kraut und Wurzeln, ſtatt Kraut und Pflanzen.

S. 327. Z. 15. 16. 17. 18. 19. Lies: der die heiligſten Bande der Natur zerhieb, die edelſten Gemüther in Wüſten zog, und Mädchen welche die ſchönſten Kinder gebohren hätten. ꝛc.

S. 350. Z. 5. Lies: und betrachten die Sonne, mit unbeweglichen Augen, zwiſchen vier Gefäſſen voll Feuer, ſtatt und betrachten, mit unbeweglichen Augen, zwiſchen vier Gefäſſen voll Feuer, die Sonne.

S. 374. Z. 21. Lies: die ſchwächſte Seele, ſtatt die ſtärkſte Seele.

Ueber die

Einſamkeit.

Von

Johann Georg Zimmermann

Königlich Großbritannischen Hofrath und Leibarzt in Hannover.

Zweiter Theil.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1784.

D 20. 11. - '54

Städtische Bücherei Wurzen

8.6.55

NK

Psychologie der Erfindung

Inhalt des zweiten Theils.

Fünftes Capitel.

Einige Nachtheile der Einſamkeit.

Etwas nachtheiliges wirket alſo doch die Einſamkeit zuweilen auf Geiſt und Herz . Seite 1.

Aber nicht alle Fehler der Einſamen entſtehen aus der Einſamkeit . 2.

Zur Hölle wird man geſchicket, wenn man wegwirft, was Obereit und Compagnie zur Ehre der Einſamkeit wähnen und lehren . 2.

Wie man verfahren muß, wenn man nicht einen Roman über die Einſamkeit ſchreiben will 3.

Wirkungen der Einſamkeit bey Müſſiggang, geſchäftloſer Ruhe, und allzuſtarker Anſtrengung . 4.

In der Einſamkeit werden die Ideen ſteif und unbiegſam . 5.

Einſamkeit wird dadurch gefährlich, daß ein jeder darinn ſich ſelbſt zu ſehr gefällt . 6.

Junge Landdamen . 6.

Landjunker . 6.

Cynische Einsame . . . Seite 7.

Des cynischen Einsamen, Jacob Herrmann Obereits, Blize aus dem Lycopodiumspulver seiner Erfahrungstheologie . . . 8.

Kraftseuche . . . 9.

Genieseuche . . . 10.

Genies in zerrissenen Hosen . . . 10.

Weltreformatoren . . . 11.

Nachtheile der Einsamkeit für Gelehrte . . . 11.

Gelehrte haben zuweilen etwas von Mönchsmanier 12.

Etwas aus einer sehr schönen Predigt für Gelehrte 12.

Mangel von gutem Umgang mit Lebenden und Todten macht oft Gelehrte zu Wesen von geringem Gehalt . . . 13.

Wie man auf einer Universität so witzig werden kann, daß man wirklich für die Welt keinen Witz mehr hat . . . 14.

Daß der Charakter eines wahren Weisen in der Einsamkeit nichts von seinem Adel verlieret, zeigen die Beyspiele von Mendelssohn und Garve 15.

In welche Thorheiten zuweilen Gelehrte durch Einsamkeit versinken, zeigt der Professor dort in der Bude . . . 15.

Solche übelerzogene Wesen bilden sich ein, man lebe gar nicht, oder man habe doch ganz gewiß keine Lebensart, ausserhalb der Universitäten 16.

Ein

Ein grober Weltmann auf seiner Universität war der Professor mit der goldenen Tabatiere Seite 17.

Mancherley Ungezogenheiten sind freylich unvermeidliche Folgen der Anbetung roher junger Dümmlinge " " 17.

Kathederschwänke wirken nichts ausserhalb der Universitäten " " 18.

Enger Umkreis mancher academischer Begriffe und Vorstellungsarten " 18.

Weltleute fodern aber auch zu viel von Gelehrten 20.

Meibom und Naude " " 21.

Wie unschuldig der grosse Mathematiker Nicole wähnte, eine schöne Dame könne alles leiden, daß man glaube, irgend etwas sey an Ihr klein 21.

Schicksale und Abentheuer mancher Stubengelehrten in der Welt " 23.

Welche Gelehrte vor den Menschen nicht fliehen sollten " " 24.

Wie vieles man zu Hause schreibt, worüber man in Gesellschaft erröthet " 25.

Gottisen zum Exempel " 25.

Vortheile des Weltumganges für Gelehrte 26.

Warum zuweilen grossen Philosophen alles in der Welt mislingt " 29.

Politische Denker jagt man auch wol in der Schweiz aus dem Lande . . Seite 32.

Bücher lehren nie den Gebrauch der Bücher 34.

Was ein Philosoph in der Welt gewinnt 35.

Sokrates und Wieland . 36.

Franklin . . 36.

Cato der Censor . . 37.

Marcus Aurelius . 37.

Göthe . . 39.

Wie man sich Liebe unter den Menschen erwirbt 39.

Warum es besser sey in der Welt sich Liebe zu erwerben, als in einem dicken Buche zu beweisen, man rede in der Ewigkeit nur Latein 42.

Warum es nicht gut sey, nur die zu lieben, die uns immer ins Maul hören . 42.

Das eingesperrte Gelehrtenleben auf der Stube und im Schlafrock, hat auch seine edle und erhabene Seite . 44.

Nur nicht für gelehrte Neidhammel . 44.

Auch nicht für Gelehrte, und Professoren, die in dem einen Hause wie Adler steigen, und in dem andern wie Würmer kriechen . 47.

Sechs

Sechstes Capitel.

Nachtheilige Einwirkung der Einsamkeit auf die Einbildungskraft.

Wie viele Wunder man sieht, wenn man Wunder glaubt , Seite 48.

Wie mir in der Kirche zu Mariaeinsiedeln zu Muthe war , , 48.

Alle die lüstigen und liederlichen Worte, alle die Drehungen, Annäherungen, und Anschmiegungen eines niedlichen weiblichen Teufels, waren bey dem heiligen Antonius Wirkungen seiner Imagination , , 51.

Einsamkeit wirket so mächtig auf die Imagination, weil die Herrschaft von dieser über den Menschen, unendlich gröſſer ist, als die Herrschaft des Verstandes , , 51.

Von mancherley guten und schlimmen Wirkungen, und Sprüngen der Imagination 52.

Enthusiasmus ist das Leben der Seele, Schwärmerey ihr Tod , , 54.

Alles Erhabene wird durch Enthusiasmus empfunden, gedacht, und vollführet , 55.

Von dem Erhabenen in der Freymaurerey 56.

Von den Schwärmereyen einiger Freymaurer 59.

Von allen Krämpfen und Convulſionen, die Schwärmerey in der Seele bewirket Seite 61.

Schwärmer die in der Schweiz, mit ihren Weibern, nackt auf Stecken und hölzernen Pferdchen galoppiren 63.

Tägliche Fortſchritte der Neuplatoniſch-deutſchen Philoſophie, Alchymie, Theurgie, und Jacobböhmheit 64.

Vom annulus Platonis und dem Herrn von Plümenöl 66.

Von Lord George Gordon 70.

Von Doctor Fothergill 71.

Von dem heiligen Franz von Aſſiſi 73.

Einſamkeit gieſſet Oehl ins Feuer der Schwärmerey 75.

Der vornehmſte Geiſtliche in Hannover geht nicht aus ſeinem Hauſe, aus Furcht, die Hüner möchten ihn freſſen 77.

Aber Männerimagination iſt nichts gegen Weiberimagination 77.

Nonnen die wie Katzen mauen 77.

Weiberköpfe in denen es in Abſicht auf ein Geſpenſt oder einen Doctor ſpükt 79.

Mädchen die ſich truppweiſe erhenken 79.

Weiber die ſich gemeinſchaftlich in die Flüſſe ſtürzen 79.

Von

Von der schönsten unter allen Weiberepidemien Seite 79.

Was Einsamkeit auf die Imagination bey einzelen Menschen vermag » 80.

Wie die Imagination im Ganzen, mit allen dazu erforderlichen Hülfsmitteln, in der Einsamkeit rappelt und wirkt » 81.

Die Schwärmereyen der neuern Platoniker waren Geburten der Einsamkeit » 82.

Aus diesen Schwärmereyen entstand bey den Christen eine gedoppelte Moral » 85.

Antonius ward in den Egyptischen Wüsten der Vater der Mönchsphilosophie » 86.

Nach den Grundsätzen dieser Philosophie verlangte der ehrwürdige Pater Serapion von einem ehrlichen jungen Frauenzimmer, daß sie mit ihm nackt durch alle Strassen von Rom spazieren gehe 87.

Von solchen Grundsätzen der weltüberwindenden Halunken erklang der ganze Orient » 88.

Solche Grundsätze und Lebensregeln hatten in der Einsamkeit einen allmächtigen Einfluß auf die Imagination » » 89.

Wie die in schauerichten Einöden ihrer Imagination überlassene Menschen durch Hunger und Durst sich quälten » » 89.

Wie sie überhaupt ihr Fleisch kreuzigten und schimpften » » 93.

Wie ſich der heilige Macarius den Theil durchlöchern ließ, worauf man ſitzt Seite 96.

Wie man ſich damals in der Einſamkeit zum Umgang mit den Engeln vorbereitete „ 98.

Wie ſich, in dieſer löblichen Abſicht, die heilige Mutter Paſſidea in den Rauchfang eines Schornſteins hieng „ „ „ 99.

Wie die Malabariſchen Einſamen Gott zu gefallen ſuchen „ „ 99.

Narren waren zuweilen die erſten chriſtlichen Einſiedler, und gewiß oft unſchuldige Betrüger 101.

Schwärmerey und durch Einſamkeit erregte Hitze und Flieſamkeit ihrer Köpfe war die Urſache ihres Wunderglaubens „ 101.

Wunder thaten allerdings die Apoſtel, und ihre erſten Nachfolger „ 102.

Auch etwas über Lavaters Wunderglauben 102.

Die wundervolle Anachoretenzeit war die Zeit des gröſten und lächerlichſten Aberglaubens bey Heiden und Chriſten „ „ 103.

Die Wunderthäter unter den damaligen Chriſten waren wenig verſchieden von den heidniſchen Wunderthätern „ „ 106.

Unſere beſten Gottesgelehrten haben unſern Wunderglauben mächtig herabgewürdigt „ 109.

Es gab Zeiten, in welchen der ein ſchlechter Kerl hieß, der keine Wunder that Seite 109.

Kein Profeſſor weiß, ob Gott heute nicht mehr thun werde, was geſtern geſchah » 109.

Die Wunder der Einſiedler und Mönche verdienen jedoch keinen Glauben » 110.

Einſamkeit und Einbildung thaten die Wunder die man dem heiligen Geiſte zuſchrieb 112.

Einbildungen des heiligen Antonius 113.

Einbildungen des heiligen Hieronymus 114.

Einbildungen des heiligen Hilarion 117.

Einbildungen des heiligen Copres, des heiligen Helenus, und des heiligen Macarius 118.

Einbildungen des heiligen Seranus » 120.

Schreckliche Langeweile und mannigfaltige Kränklichkeit der Seele und des Körpers, war bey Mönchen und Einſiedlern eine unläugbare Wirkung der Einſamkeit » 122.

Ekel des Herzens, und Verdroſſenheit zu allen Dingen » » 122.

Melankolie und Wahnwitz waren bey dieſen Mönchen und Einſiedlern nicht nur Veranlaſſungen des Triebes zur Einſamkeit, ſondern auch gar nicht ſeltene Wirkungen der Einſamkeit 125.

Ein Hoſpital für wahnwitzige Mönche und Einſiedler wird bey Jeruſalem errichtet » 127.

Ein unſanftes Wörtlein für den heiligen Windbeutel Obereit , Seite 127.

Je weniger damals ein Menſch geſunden Verſtand zeigte, deſto lauter krähten die Obereite jener Zeit, er ſey ein Heiliger und ein Halbgott 130.

Uebergang zur Myſtik und Centralbrüderſchaft 130.

Wie die Myſtiker und Centralbrüder jener Zeiten die Kraft ihrer Seele in der Einſamkeit erhöhten und ſtärkten , 131.

Mislungene Verſuche des Centralbruders Macarius 132.

Die ganze Centralkraft der Seele ſammlet ſich bey den Indianiſchen Myſtikern auf der Spitze ihrer Naſe , , 135.

Die Myſtiker von Indien vermehren die Centralkraft ihrer Seele durch eine Latwerge 135.

Myſtiker ohne ſolche Latwergen , 136.

Menſchen ohne Blut , 137.

Was Obereit und ſeine Weiber durch Myſtik verſtehen , , 138.

Einſamkeit befördert alle Viſionen der Myſtiker und alle Luftſarthen ihrer Erfahrungstheologie 138.

Urquell und Geſchichte aller Myſtik, aller Mönchereyn, und des heiligen Müſſiggangs 139.

Ammonius , , 139.

Ein wahnwitziger Grieche , 140.

Die

Die Nachfolger dieser beyden hielten sich, eben auch wie unsere itztlebenden Mystiker für die allervollkommensten Christen . Seite 141.

Pfeiler der Mystik und die berühmtesten unter allen Erfahrungstheologen waren die Säulenheiligen 141.

Ein einziger Erfahrungstheologe im Occident nahm diesen hohen Schwung . 142.

Mystik wird durch einige Kaiser ansteckend 143.

Unzählige mystische Einsame rühmen sich der gänzlichen Erlöschung ihrer Menschheit, und ihrer völligen Auferstehung zu Gott . 143.

Centralbrüder und Erfahrungstheologen, von denen man glaubte, sie haben die Seele im Nabel . . . 144.

Hieronymus Savanarola und Thomas von Kempis 145.

Das Büchlein des Kempis von der Nachfolge Jesu enthält das Kerngut der Mystik . 145.

Die Köpfe der Mystiker machen, in der Absonderung von der Welt, und in einsamer Verborgenheit, entsetzliche Sprünge . 146.

Jacob Böhm, Schuster und Poet in Görlitz 147.

Die Böhmisten sagen, Newton habe alles was er wußte, von diesem deutschen Schuster gelernt 148.

Einige Gedanken über Jacobböhmheit 150.

Weiter-

Weibermyſtik gedeyt in der Einſamkeit noch weit beſſer als Männermyſtik Seite 151.

Plato hielt die Weiber für Urheberinnen alles Aberglaubens und aller Schwärmerey » 151.

Hippocrates hat geſagt, Weiber nehmen immer gröſsern Antheil an allen Spökgeſchichten als Männer » » 151.

Wie in klöſterlicher Stille und Einſamkeit weibliche Köpfe ſich verſchieben » 152.

Weibermyſtik entſtehet ſehr oft aus einer mislungenen Liebesabſicht » 152.

Man muſs völlig wahnſinnig und toll ſeyn, um von Gott ſprechen zu dürfen, wie dieſe verliebten Weiber » » 153.

Sanct Obereit wähnt, ich verdiene, weil ich die myſtiſchen Weiber für wollüſtige Närrinnen halte, die ſchärfſte Stachelpeitſche Gottes 153.

Sonderbarer Zuſammenhang zwiſchen den Ideen der Schwärmer und ihren Geſchlechtstheilen 154.

Wollüſtiger Wahnwitz der Armelle » 155.

Wollüſtiger Wahnwitz der Johanna von Cambray, der Angelina von Foligny, und der heiligen Mechtildis aus Sachſen » 157.

Wollüſtiger Wahnwitz der Marie de l'Incarnation 158.

Wollüſtiger Wahnwitz der Maria Magdalena von Pazzis , , Seite 159.

Wollüſtiger Wahnwitz der Catharina von Genua 159.

Wollüſtiger Wahnwitz der heiligen Catharina von Siena , , 160.

Unrichtige Geſtändniſſe der Marie de l' Incarnation 161.

Viele Dinge weiß manche Nonne nicht ſo deutlich wie eine Frau , , 162.

Auch kein unſchuldiges Mädchen weiß deutlich, was ſie für ihren Bräutigam empfindet , 162.

Wie alſo das Irrereden der Andacht entſtehet 163.

Die angeführten Reden der myſtiſchen Nonnen ſind nicht gottesläſterliche Unzucht , 164.

Keines Andenken ehemaliger grober Sinnlichkeit floß wol zuweilen in das Irrereden dieſer Heiliginnen 164.

Myſtiſche Deutſchheit der heiligen Gertrud aus Sachſen , , 164.

Vielfache Beweiſe daß Arnelle eine Närrinn war 165.

Was mit ihr vorgieng, als ſie einen Kapaun ſpickte 166.

Die Küche war ihre Welt, und der Beſen ihre Zerſtreuung , , 166.

Arnel-

Armelle machte ſchon in ihrem Hirtenſtande ſeltſame Fortſchritte in der himmliſchen Liebe Seite 167.

Nichts drückte ſie ſchrecklicher und närriſcher als die armen Seelen im Fegfeuer , 167.

Nichts hielt ſie für ſo köſtlich wie Weihwaſſer und Ablaß , , 168.

Unzüchtige Begierden der Armelle , 168.

Warum Sanct Obereit wähnt, ich habe den Beelzebub , 169.

Sinnliche und geiſtige Liebe ſind Zweige eines Stammes , , 169.

Erhabene Seite der Myſtik , 170.

Man wird unglaublich hingeriſſen durch die Beredſamkeit des zärtlichen Fenelon , 170.

Wahre Myſtik iſt eine Theologie des Friedens, und der äuſſerſte Gegenſatz von Obereitiſcher Wuth 171.

Ob unſer einer in der Einſamkeit auch wol melankoliſch werde , , 172.

Dieß läugnet der gröſte geiſtliche Don Quichotte in Deutſchland von ſich und ſeines gleichen 172.

Enthuſiaſmus und Schwärmerey ſind allerdings oft treffliche Heilmittel gegen die Melankolie 173.

Beyſpiel des heiligen Antonius , 173.

Beyſpiel des gröſten geiſtlichen Don Quichotte in England , , 174.

Melan-

Melankolie erregt den Trieb zur Einſamkeit, und in ſehr vielen Fällen wird Melankolie durch Einſamkeit befördert , Seite 175.

Alle Melankoliker ohne Ausnahme ſcheuen des Tages Licht, und den Anblick der Menſchen. 175.

Melankolie verſchlimmert ſich immer in der Einſamkeit, wenn nicht die Imagination in derſelben irgend einen gewaltigen Stoß erhält 175.

Unter welchen Bedingen Einſamkeit einem Melankoliker nützlicher iſt, als alle Zerſtreuung der Welt , , 176.

Man kann nicht jedem Melankoliker anrathen, auf den Club zu gehen, und ſich eine Maitreſſe zu halten , , 178.

Melankolie führet in der Einſamkeit die Seele in eben ſo tiefe Verwirrung, als Einſiedlerwahn, und Myſtik , , 178.

Mancher Menſch wird durch eben das melankoliſch, was den andern erheitert , 180.

Nichts befördert ſo ſehr Melankolie und Menſchenflucht, wie das beſtändige Grübeln nach Urſachen zu dieſer Flucht , 181.

Mancher wird aus keiner andern Urſache melankoliſch, als weil er ſich immer Ruhe und Freyheit wünſchet, die er nicht hat, und niemals findet 181.

Kalte Menſchen begreifen nie den Dorn in eines andern Herz , , 182.

Man kann Unwiſſenden gerade in der Zeit voll gu-
ter Laune ſcheinen, da man Welt und Menſchen
am meiſten verwünſchet . Seite 184.

Anecdote von dem Harlekin Carlin . 185.

Melankolie wird in der Einſamkeit durch Abneigung
gegen alle Zerſtreuungen ſchlimmer . 187.

Ein melankoliſcher Menſch wird ſcheu, wenn er auch
raſch und kühn von Natur iſt . 188.

Ihm ſchaudert die Haut, ſo oft ihn jemand beſu-
chen will . . 188.

Man tödtet ihn, wenn man ihn zum Eſſen bittet 189.

Einſamkeit iſt ſein Gift, aber er liebet dieſen Gift
189.

Warum Rouſſeau die Menſchen floh . 189.

Man ſagt, Rouſſeau war ein Narr, oder höchſtens,
er war ein erhabener Narr; aber man ſagt nie,
er war krank . . 190.

Warum wir Rouſſeau verläumden . 192.

Warum ihm die gelehrten Herren nicht gut ſind 194.

Wie ſchwarz und falſch Rouſſeau, weil er krank
war, in der Einſamkeit ſah . 195.

Keinen Menſchen von einigen Talenten würde man
beneiden, wenn man wüßte, wie er Stundenlang
vergeblich auf ſeinem Nachtſtuhl ſitzt 196.

Wie ſchrecklich Melankolie die Seele beugt, und zer-
drücket . . 196.

Einen

Einen Melankoliker interessiet, in der ganzen Welt, nichts als seine Krankheit , Seite 197.

Rede eines Imaginationskranken , 200.

Meine Antwort auf diese Rede , 202.

In tiefer Melankolie wird Freyheit und Muße auf nichts verwendet als auf Melankolie , 206.

Einsamkeit wird in religiöser Melankolie eine wahre Hölle , , 206.

Ein Wort für Prediger, die von nichts in der ganzen lieben Welt wissen, als von ihrem System 206.

Einsamkeit bewirket oft religiöse Melankolie, aber sie entstehet doch auch aus andern Veranlassungen , , 209.

Was der Prediger dem Teufel nicht aufbürden soll 212.

Religiöse Melankolie einer sehr schönen, sehr geistreichen, sehr guten, und sehr coketten Dame 213.

Die kleinsten und die größten Köpfe verfallen in diese Melankolie , 216.

Haller hatte sie in seinen letzten Lebensjahren 216.

Einige nicht verstandene Symptomen dieser Melankolie, haben die grundfalsche Anecdote veranlasset, Haller sey in seinen letzten Lebenstagen zur Sekte der Ungläubigen übergegangen , 219.

Unter welchen Umständen religiöse Melankolie durch Einsamkeit am meißen vergrössert wird 220.

Seltſame Melankolie und Nervenzufälle eines liebenswürdigen Genueſers Seite 221.

Schreckliches Schickſal eines unbekannten armen Mannes in Hannover » 229.

Allerdings wirket Einſamkeit auch nicht immer nachtheilig auf die Einbildungskraft » 231.

Nervenkranke müſſen ſehr oft alle Zerſtreuung, und alle zu ſtarke Senſationen, mit der größten Sorgfalt vermeiden » 231.

Was mir der Fürſt Orlow gegen meine Nervenzufälle rieth » » 235.

Was ich dem Fürſten Orlow gegen ſeine Anfechtungen rieth » » 236.

Wie das Maaß der Glückſeligkeit und des Elendes, das uns allein aus der Imagination kommt, über alle Begriffe erfreuet und foltert » 238.

Siebentes Capitel.

Nachtheilige Einwirkung der Einſamkeit auf die Leidenſchaften, zumal bey Einſiedlern und Mönchen.

Alle ſich ſelbſt überlaſſene Leidenſchaften wirken in der Einſamkeit feuriger und ſtärker » 239.

Alsdann vergißt man nichts, dann blutet jede alte Wunde, dann roſtet kein Dolch » 240.

Wie Einſamkeit in kleinen Städten auf die Leidenſchaften wirket , Seite 241.

Eine beſtändige Hungersnoth von Ideen herrſchet in kleinen Städten , 241.

Kaum läſt es ſich begreifen, wie viele kleine Dinge in kleinen Städten zünden , 242.

Etwas von groſſen Herren in kleinen Städten 242.

Eben die Leidenſchaften, Faktionen und Ränke, und eben der Machtgeiz, herrſchen in kleinen Städten, wie in den gröſten Staaten , 243.

Die Rollen werden nur ſchlechter geſpielt 244.

Klatſcherey und Treiberey ſind oft in kleinen Städten die Springsfedern der gröſten Begebenheiten 244.

Schmähſucht iſt in London nicht ſo groß, wie unter den Weibern in kleinen Städten , 245.

Man ſchmäht in kleinen Städten genealogiſch, und erzählet die Fehler und Gebrechen jeder Generation in aufſteigender Linie , 245.

Eine fromme Frau ärgerte ſich in ihrer kleinen Stadt am meiſten darüber, daß ſie müſſe mit ihren Mitbürgern auferſtehen , 247.

Einſchränkung des Kopfes auf eine naſenlange Welt, wirket in einer kleinen Stadt, eben ſo viel Böſes, als das leidenſchaftlichſte Gemüth in einem Kloſter , , 247.

Verbitterungen und Mishelligkeiten herrſchen an jedem Orte, wo wenige Menſchen auf einem kleinen Fleck zuſammengepreſſet ſind Seite 248.

Die ganze Heerde Chriſti verwandelt ſich über dem klöſterlichen Streit von zwey unbiegſamen Böcken in einen Haufen raſender Wölfe 249.

Wie jede alte, heßliche, und heimtückiſche Nonne gegen ihre jungen Mitſchweſtern wütet 249.

Trauriges Schickſal einer Nonne voll tiefen Gefühles, und ſtiller Leiden, unter einer Menge heiliger Rabeltaſchen 249.

Wie darum ſo manche Nonne, anſtatt ſich Gott zu weihen, ihre Eltern verfluchet 250.

Alle Leidenſchaften ſteigen in der Einſamkeit zu einer entſetzlichen Kraft 250.

Man wird nie beſſer mit der Liebe bekannt, als wenn man ſie flieht 251.

Es iſt tauſendmal leichter der Welt zu entſagen, als der Liebe 251.

Wahre Liebe vergißt man nie 251.

Liebe wird in geſchäftloſer Einſamkeit nicht überwunden 253.

Solche Einſamkeit iſt für Verliebte nicht Arzeney, ſondern Gift 254.

Die Aebtiſſinn Eloiſe lebte in ihrem Kloſter nicht für Gott, ſondern für Abelard 256.

Den

Den armen Abelard sogar drückte in seinem Kloster nicht das Kreuz Christi nieder, sondern die Liebe . . . Seite 258.

Liebe zerstörte bey der Eloise alle Wirkungen der Gnade und der Vernunft . 259.

Sie glaubte, ihre Liebe sey voll Reinheit und Engeley, und in ihrem Herzen wütete die heisseste Glut der Wollust . 261.

Eloise glaubte, sie sündige nur in Gedanken, und nicht in der That; also sey sie in der Theorie zwar ein Weib, aber in der Praxis ein Engel 266.

Sie hatte im Traume immer ihren lieben Abelard bey sich im Bette . 267.

Einige Anmerkungen über die Liebe Abelards und der Eloise, und die Einwirkung der Einsamkeit auf solche Liebe . 268.

Petrarcha dachte über die Liebe unaussprechlich edler und erhabener als Eloise . 269.

Aber auch Petrarcha litt in der Einsamkeit, weit mehr als in der Welt, von der Liebe 269.

Liebe war bey Petrarcha edler Tugendkampf, und süsse Melankolie . 269.

Körperliches Bedürfniß der Liebe ist eine Einbildung . . . 270.

Dieß läugnet eine plattdeutſche Dame Seite 271.

Räthe für Jünglinge die ſich einbilden, körperliches Bedürfniß der Liebe laſſe ſich nicht ausſchwitzen , , 271.

Je widernatürlicher man die Leidenſchaften unterdrücket, deſto mehr kommen ſie in Gährung 272.

Darum ſchneiden ſich die Carthäuſer die Hälſe ab 273.

Sieg über unſere Leidenſchaften gründet ſich immer auf Sieg über unſere Imagination 274.

Wie thöricht ſich mancher einbildet, er habe dem Teufel entſagt , , 275.

Leidenſchaften und Laſter ſind unſere Teufel 276.

Wodurch Liebe die Vernunft erwürgt 276.

Die heiligen Väter in der Wüſte kannten die Liebe nicht , , 277.

Unſchuld des Teufels , 277.

Die heiligen Väter in der Wüſte wären weit weniger geil geweſen, wenn ſie hätten ſchreiben und leſen können , , 278.

Sechs Grade der Keuſchheit , 279.

Aller Streit der heiligen Väter mit dem Unzuchtsteufel war mehrentheils eine Imaginationskrankheit , , 280.

Solche Imaginationskranke sind nirgends so unglücklich wie in der Einsamkeit , Seite 280.

Ehrenvoller Streit eines deutschen Domherrn mit dem Unzuchtsteufel , 280.

Eine fürchterliche Anecdote für Eltern, Erzieher, und Kinderfreunde , 285.

Zuverlässige Nachrichten von dem Unzuchtsteufel der Egyptischen Einsiedler und Mönche 286.

Von den nächtlichen Pollutionen dieser Heiligen 287.

Eine ordentliche Gesetzgebung mußte man für die Thebaischen Heiligen wegen dieses nächtlichen Unglücks errichten , 289.

Weiber die man sieht sind immer weniger gefährlich, als Weiber an die man denkt 290.

Der heilige Antonius hatte alle sechs Grade der Keuschheit nicht , 290.

Wie er mit dem Unzuchtsteufel scharmutzirte 290.

Der heilige Hilarion vertrieb sich mit dem Unzuchtsteufel die Langeweile , 292.

Sein Streit mit dem kleinen Esel , 293.

Wie ein siebenzigjähriger Einsiedler feuervolle Fleischeslust litt und bezähmte , 294.

Ammonius bedient sich zu diesem keuschen Zwecke eines feurigen Eisens , 295.

Evagrius keusch, in gleicher löblichen Absicht, zur Winterszeit nackt in einen Brunnen Seite 295.

Wie der Weltüberwinder Moyses den Unzuchtsteufel nicht überwand » 296.

Wie der Teufel, in der Gestalt einer schönen Dame, mit einem Thebaischen Weltüberwinder coquettirte » » 297.

Wie die weniger vollkommenen Einsiedler Egyptens ihren fleischlichen Anfechtungen nicht widerstunden » » 299.

Böse Zufälle wegen unterdrückter Liebesbegierden. 300.

Tobende Liebesbegierden und schaudrichte Liebesqualen des heiligen Kirchenvaters Hieronymus 300.

Seine geilen Begierden heilte endlich der heilige Hieronymus durch ein sehr leichtes Mittel 302.

Ihre Einsamkeit und ihre heilige Stille theilten viele Geistliche aus den frühern Zeiten der christlichen Kirche mit hübschen Mädchen 304.

Unzucht der christcatholischen Geistlichkeit in jenen Zeiten » » 304.

Man wußte Heiligkeit und Menschheit damals sehr gut zu paaren » 305.

Jede frömmelnde Jungfer behält doch immer ein zärtliches Herz » 306.

Daher

Daher war es damals allgemeine Sitte der Bischöfe und Kirchendiener bey aſcetiſchen Jungfern zu ſchlafen , Seite 307.

Die Haushälterinnen unſerer chriſtcatholiſchen Domherren ſtammen von den aſcetiſchen Jungfern ab , , 307.

Alle Theologen jener Zeit erlaubten ſolche Seelenverbindungen , , 308.

Jungfrauſchaft war in den Augen des heiligen Chryſoſtomus ein Stand der unaufhörlichen Anſtrengung , , 309.

Die Kirchenväter hielten die Ehe blos für einen Damm gegen die Wuth der Natur 310.

Fürchterliche Beſchreibungen der Beſchwerlichkeiten des Jungfernſtandes , 310.

Erklärung eines ſeltſamen Kloſtergeſetzes der heiligen Paula , , 311.

Allenthalben war man für die Keuſchheit der Nonnen ängſtlich beſorgt , 312.

Und doch ſchlichen die Mönche heimlich zu den Nonnen , , 313.

Allmählig wurden alle Nonnenklöſter in der Chriſtenheit Wohnungen zügelloſer Begierde 315.

Kein natürliches und unnatürliches Verbrechen der Unkeuſchheit iſt zu erdenken, welches chriſtcathoſ-

liſche

liſche Geiſtliche des mittlern Zeitalters nicht begiengen , Seite 315.

Die Mönche wollten ſich ihr Unmenſchenrecht gar nicht mehr nehmen laſſen , 317.

Nonnenverführung war, wenigſtens zur Hälfte, eine Wirkung der Einſamkeit, und des Mangels an Beſchäftigung , , 318.

Triebe zur Wolluſt wirken in Klöſtern gewaltiger als in der Welt , , 319.

Betragen der Nonnen zu Argenteuil, unter der Anführung ihrer Priorina Eloiſe 319.

Hinter den Gittern ihres keuſchen Kloſters zu Paraclet ſogar, klagte Eloiſe, die Tugend ſey doch immer auf Natur und Weib gepfropfet 322.

Ausſchweifendes Leben der Nonnen in Italien nach einer groſſen Peſt , 324.

Das neuerliche Erdbeben in Sicilien und Calabrien war den Nonnen beſonders angenehm 325.

Abſcheuliche Liederlichkeit der Nonnen in Avignon 326.

Durch die Unſittlichkeit der Nonnen vermehrten ſich die Einkünfte der päbſtlichen Kammer 327.

Römiſche Sündentaxe , 327.

Phyſiognomik der Unkeuſchheit 328.

Der heilige Geiſt wohnte in Klöſtern höchſtens wie zu Ferney in der Kapelle des Herrn von Voltaire 330.

Schreß-

Scheußliche Entdeckungen bey den Visitationen einiger Nonnenklöster in Italien Seite 331.

Die unreinen Sitten der Mönche und Nonnen waren einer von den dringenden Beweggründen der Reformation im sechszehnten Jahrhundert 334.

Ein ganzes Jahrhundert vorher bestand beynahe die ganze christcatholische Geistlichkeit aus ausgelassenen und unzüchtigen Buben 334.

Die Nonnenklöster waren Pflanzschulen aller Künste der Geilheit . . . 335.

Wie sich die Sitten in den Nonnenklöstern verfeinert haben . . . 336.

Wie auch viele Heilige der Sünde entgegen giengen, um sie in tapferm Streite zu überwinden 337.

Der heilige Robert von Arbeissel hatte den tollen Einfall sich zu seinen Nonnen ins Bett zu legen, um sich da in strenger Tugend zu üben 338.

An was eine ehrliche Frau nicht denkt, wenn sie alleine schläft . 339.

Niemand wußte in solchen Dingen besser Bescheid, als der heilige Hieronymus 339.

Wie die Einsamkeit durch die ganze Welt gefährlich auf die Leidenschaften wirket 342.

Reflexionen eines Chinesischen Philosophen über das Klosterleben . . . 342.

Lieder-

Liederlichkeit der Nonnen in Siam Seite 341.

Liederlichkeit der Nonnen in Japan 343.

Alle diese Beyspiele und Thatsachen lassen also keinen Zweifel an der mächtigen Einwirkung der Einsamkeit auf die Liebe, in ihrer reinsten und abscheulichsten Gestalt 344.

Kein Laster wirket sonach in der Einsamkeit für Mönche so gefährlich wie der Müssiggang 344.

Feurige Köpfe verfallen, durch Müssiggang und Stille, in alle Ausschweifungen, in alle Laster, in alle Verbrechen 345.

Durch Nähen und Stricken werden bey dem weiblichen Geschlechte mehr böse Leidenschaften abgeleitet, als durch alle übrige Gewalt auf Erden 346.

Müssiggang war die Hauptquelle aller Verbrechen der orientalischen Mönche 347.

Mönchsphilosophie war eine Philosophie des Müssigganges, und Gottesvergessenheit war schon frühe das Mahlzeichen eines Mönchs 349.

Blendwerk und Trug ist alles, was man uns von der Geschäftigkeit der Egyptischen Mönche erzählet 350.

Diese Mönche und alle Mönche blieben ihrer Regel nicht getreu 354.

Sie lebten in Egypten, und durch den ganzen Orient, nicht nur im Müssiggange, sondern in völliger Gesetzlosigkeit 354.

Allent-

Allenthalben äusserte sich ihre Neigung zum Herumstreifen , , Seite 354.

Mönche waren die Hülfsvölker der Bischöfe in allen ihren Kriegen gegen die Ketzer , 355.

Sie mischten sich in alle Welthändel, aus Langerweile , , 356.

In ihrer heiligen Wuth bezeichneten sie ihre Wege mit Plünderung, und alles verheerendem Feuer . 357.

Sie störten öfters in den Städten den Lauf der Gerechtigkeit , , 357.

Sie wurden in ihren Klöstern weibisch, zänkisch, verläumderisch, aufrührisch, grausam, und wütend 358.

Sie verliessen ihre Hausarbeit, und wollten lieber alles in der Welt wagen, als mit Ueberdruß des Lebens in ihren Zellen gähnen , 358.

Sie handelten und sprachen, mit gebietrischem Stolze und der größten Kühnheit, gegen Fürsten und Obrigkeiten , , 359.

Wie ein solcher heiliger Halunke dem Kaiser Valens trotzte , , 359.

Wie Mönche die Kaiser nöthigten, ihre Gesetze aufzuheben , , 361.

Wie sie überall Aufruhren erregten, und unerhörte Gewaltthätigkeiten verübten , 361.

Ihr sittsames Betragen war allemal voll Bedeutung und Kraft , , 362.

Gewöhnlich behaupteten ſie ihre Meinungen mit der Fauſt, und gar nicht ſelten mit Feuer und Blutvergieſſen . . . Seite 365.

In allen Glaubensſtreitigkeiten wußten die Mönche gewöhnlich nicht, wovon die Rede war; aber deſto heftiger haben ſie, eben deswegen, immer gefochten . . . 368.

Sie zogen in ganzen Armeen gegen einander zu Felde . . . 368.

Gewöhnlich waren die Oberhäupter dieſer Mönchsarmeen entweder Idioten oder Schurken 369.

Obereit lobt die Zeiten, in welchen dieß alles geſchah, als ein Jahrhundert des Friedens, und die Mönchswohnungen Egyptens, als Wohnſitze ſeliger Ruhe . . . 371.

Egyptiſche Mönche, oder Obereitiſche Friedensengel, hatten einen groſſen Antheil an den Schandſcenen und Gewaltthätigkeiten auf dem Mörderconcilio zu Epheſus . . . 372.

Mönche vertraten, bey allen Fehden der Kirche, die Stelle der Banditen und Mordbrenner 376.

Ohne ihre Fauſt ward zur Aufnahme des chriſtlichen Glaubens, und zur Handhabung der immer abwechſelnden Orthodoxie, nie geprügelt und nie gemordet . . . 376.

Ein ausgezeichnet böſer Bube, unter dem Egyptiſchen

ſchen Mönchshauſen, war Timotheus die Katze Seite 376.
Geſchichte der Katzenſtreiche des Timotheus 377.
Einige vorläufige Züge aus dem Charakter der höchſten anachoretiſchen Friedensengel 380.
Von dem Verhalten dieſer heiligen Canaille für und wider den Origenes 381.
Origenes war ein Mann, deſſen Geiſtesgröſſe kein Mönch verſtand, und deſſen Lehren die wenigſten begriffen 383.
Die Mönche widerſetzten ſich dem Origenes, gröſtentheils, mit ſchwachen Einſichten; und alle ſtritten für und wider ihn, mit wildem Eifer 388.
Warum der heilige Hieronymus mit der Ungezogenheit eines Gelehrten, und der Wuth eines Mönchs, gegen den Origenes ſchrieb 390.
Die Mönche und Einſamen lieferten einander, aus Haß und Liebe für den Origenes, in ihren Wüſten, blutige Schlachten 392.
Mönche wollten in Cäſarea dem kranken Chryſoſtomus das Haus über dem Kopfe wegbrennen 394.
Die kaiſerlichen Soldaten hatten nicht den Muth gegen dieſe heiligen Waabälſe zu fechten 395.
Mordbrennerey und Mönchslerm in Conſtantinopel, wegen eines Liedes 396.
Beweiſe anachoretiſcher Wuth, aus der Geſchichte der Säulenheiligen 397.
Wie Daniel, der Säulenheilige, den Kaiſer Baſiliskus um Krone, Reich, und Leben brachte; und ſich dann wieder geruhig hinſetzte auf ſeine Säule 400

Schöner Zuſtand des erſten occidentaliſchen Mönchsweſens , , Seite 412.
Benedictiner des ſechsten Jahrhunderts verglichen mit unſern heutigen Herren Benedictinern in Bayern , , 414.
Jene ſchönen Kloſterregeln wurden im Occident bald eben ſo ſchlecht befolgt als im Orient 415.
Alle Klöſter wurden überall Wohnſitze der Faulheit und der Schwelgerey , 417.
Scheußliches Verhalten der Mönche gegen ihre Vorſteher , , 417.
Ihre einzige Regel war, keine Regel zu haben 418.
Alle Ungeheuer von Königen, Fürſten, und Edlen, überlieſſen dem Gebet und den Litaneyen der Mönche die Sorge für ihre Seligkeit , 420.
Einſamkeit zeugte in den Köpfen der orientaliſchen Mönche jede Art von Schwärmerey und Wuth 421.
Melankolie, Miſanthropie, und Grauſamkeit ſind bey Mönchen ſehr natürlich , 421.
Dieſe Sinnesart trug in den Klöſtern des Orients und des Occidents, Früchte, über welche die Hölle ſich freute , 423.
Grauſamkeiten der Mönche unſerer Zeit 424.
Kaiſer Joſephs vielbedeutendes Wort an den Cardinal Migazzi , , 424.
Mönche, die klüger ſind als die Eſel ihres hochwürdigen Convents, werden noch in unſerer Zeit zuweilen, dafür, lebendig begraben , 425.
Bey dem geringſten Funken von Schwärmerey, der in

in ihre Klöſter fiel, glühten die orientaliſchen Mönche Seite 425.
Ihre Streitigkeiten glichen einer im Finſtern gelieferten Feldſchlacht, wo man Freunde von Feinden nicht unterſcheidet , 426.
Geſetze in Glaubensſachen gaben die theologiſchen Klopffechter nicht durch Glauben und Gebet, ſondern durch ihre Fäuſte , 427.
Sie fanden immer groſſen Beyfall bey den Damen 428.
Die Unwiſſenheit und Dummheit der Mönche und der Einſiedler vermehrten ſich auch zumal durch die Lobſprüche, welche die Kirchenväter der Armuth ihres Geiſtes ertheilten , 428.
Kirchliche Revolutionen, die man immer dem heiligen Geiſte zuſchrieb, entſtanden durch Mönchswuth und Tumult , 429.
Einfältig thätiges und ohne Schwärmerey und Aberglauben wirkſames Chriſtenthum galt im Orient durchaus für Ketzerey , 430.
An abgelegenen Kloſtermauren ſproß Aberglauben, Eifer, Neugier, Bosheit, Ehrgeiz, und Unverſöhnlichkeit empor , 433.
Von Mord und Aufruhr flammte ganz Paläſtina, Syrien, und Egypten, über die endloſe Frage, ob Chriſtus eine oder zwey Naturen habe , , 434.
Eine Armee von Mönchen, Eremiten, Schelmen, und Straſſenräubern, geht dieſer Frage wegen, unter der Anführung des Mönchs Theodoſius, auf Jeruſalem los , , 436.

Wegen dieſer theologiſchen Frage wird in Jeruſalem geraubt, gebrannt, gegeiſelt, genothzüchtiget, und gemordet Seite 437.

Zahlreiche Mörderhaufen werden, durch den Mönch Theodeſius, allenthalben im Lande herum geſchicket, um alles auszurotten, was nicht ſeiner Meinung war . . . 438.

Mönche, nebſt allem von ihnen zuſammengerafften Anachoretengeſindel, waren die vornehmſten Werkzeuge aller dieſer Gewaltthätigkeiten 439.

Unbändige Mönchsköpfe erfanden in den Klöſtern des Orients immer neue Streitfragen, und immer gelang es ihnen dadurch den Orient und den Occident zu erſchüttern . . . 441.

Wegen der Mönchsfrage, ob Chriſtus zwey Willen habe, entſtehen fürchterliche Tumulte, und völliger Aufruhr . . . 442.

Bey dem Bilderkriege waren die Mönche wieder die wüthigſten, aber dießmal die unglücklichſten Kämpfer . . . 443.

Mönche hetzten allenthalben zur Rebellion gegen den bilderverachtenden Kaiſer . . 444.

Sie erregten täglich Tumulte ſogar in Conſtantinopel . . . 447.

Sie beſchimpften öffentlich den Kaiſer in ſeiner Perſon . . . 448.

Sie ſchryen allenthalben Rache gegen den Kaiſer und gaben ihm alle Satansnamen des alten und neuen Teſtaments . . . 449.

Sie fochten Jahrhunderte hindurch für jede Lehre und für jede Meinung . . 451.

Auch

Auch die Anachoreten und Mönche von Nitrien tauchten ihre Hände in Blut . . . Seite 451.
Beschaffenheit dieser heiligen Friedensrepublik 451.
Fürchterliche Wirkungen der Einsamkeit in den Köpfen und Herzen der Einsamen von Nitrien 461.
Fünfhundert Nitrische Mönche kommen nach Alexandrien, um dort den Stadthalter des Kaisers zu ermorden . . . . . 463.
Einen Mönch, der diesen Mord versuchte und dafür an der Folter starb, versetzte der Patriarch von Alexandrien in die Zahl der heiligen Märtyrer 464.
Alle Anhänger des Patriarchen verschwuren sich den Tod dieses Mörders an der liebsten Freundin des Stadthalters, der Philosophinn Hypatia, zu rächen . . . . . 465.
Charakter dieser liebenswürdigen Philosophinn 465.
Ihr schrecklicher Tod . . . . . 469.
Die Schandthaten der Mönche und Anachoreten häuften sich im Orient, bis man sie, im Bilderkriege, zwang sich zu verheurathen . . . 470.
Das gröste Uebel, das Einsamkeit und Mönche in die Welt brachten, ist Intoleranz . . . 472.
Das Reich des Vatikans ward gegründet wie Muhammeds Reich . . . . . 473.
Der heilige Hieronymus war ein grimmiger Verfolger . . . . . 475.
Christen machten mit ihrer durch Mönche und Mönchsgrundsätze immer am meisten angefachten Uneinigkeit, das Himmelreich zu einem Bilde des Chaos, eines Gewitters in der Nacht, und der Hölle 478.

Wüten und Morden zwiſchen der katholiſchen Parthey, und den Donatiſten Seite 478.
Der Verfolger Auguſtinus wollte alle Menſchen, wie ein Schäferhund alle Schafe, in einen Stall treiben 480.
Es iſt beſſer, ſagte dieſer heilige Mann, daß man einige Donatiſten verbrenne, als daß dieſer ganze gotteslaſterliche Haufen ewig brenne in der Hölle 482.
Dieſe Lehre haben alle Mönche eingeſogen und gepredigt 482.
Beyſpiele von Intoleranz waren ſeitdem häufig in allen Jahrhunderten 482.
Wüthige Befehle Gratians, Theodoſius des groſſen, und ſeiner Söhne 483.
Alle dieſe elenden Regenten traten Staatsklugheit und Menſchlichkeit unter die Füſſe, aus Liebe für dürre unfruchtbare Orthodoxie 485.
Kaiſer Juſtinianus, der Juriſt, war ein elender theologiſcher Krittler, und grauſamer Ketzerfeind, der ſeine Unterthanen orthodox machte durch apoſtoliſche Rippenſtöſſe 487.
Orthodoxie ward nun ein Donnerwort im Munde des Blödſinns, des Aberglaubens, und der Dummheit 489.
Mönche, Geiſtliche, und Päbſte erklärten einmüthig, Ketzern müſſe man weder Treu noch Glauben halten, und keine ihnen geſchworne Eide ſeyen verbindlich 490.
Ketzer, hieſſen im Vatikan, alle und jede die ſich den Befehlen des Pabſtes nicht unterwarfen 490.

So heiſſen ſie noch ißt, in Ländern, wo ſich Menſchenverſtand an Bettelmönche verpachtet, oder an Beichtväter, die eben ſo dumm ſind wie ſie. Seite 491.
Orthodoxie der Franziskaner und Kapuziner 493.
Orthodoxie iſt gewöhnlich nichts als Glauben an den Meiſter im Stuhle 493.
Alle Neuerer in der Religion ſind Ketzer, für ſteife Orthodoxen 496.
Jeder orthodoxer Mönch glaubt, er ſey eine Poſaune des Evangeliums, und ein Hammer für die Ketzer 497.
Etwas von Deutſchlands gröſtem Dummkopf, und ſeiner Streitdrommete 497.
Controverſen verfinſtern immer den Verſtand der Menſchen, und machen immer ihre Herzen wütend 498.
Alle Verfolgung und alle Unduldſamkeit rühret alſo freylich nicht allein von Mönchen her 499.
Eine Meinung, der nur wenige ihren Beyfall geben, heißt in manchem proteſtantiſchen Lande auch Ketzerey 502.
Aber alle hier erwähnte Vorurtheile über Orthodoxie und Irrglauben, Bekehrungsſucht und Verdammung, gedeyten doch zuerſt in Mönchsköpfen 505.
In der Einſamkeit thronte immer der ſchwarze Geiſt der Melankolie, und da wurden zumal bey Mönchen alle ſanfte Gefühle verbannet 506.
Grauſamkeit war bey Mönchen immer im Gefolge des Aberglaubens und der Dummheit 508.

Mönchs-

Mönchsgeist gab uns zuerst Zornitheologie für Religion Seite 509.
Mönchstheologie war die Ursache aller Spaltungen, Lästerungen, Ketzereyen, Greuel, und Blutvergiessungen der christlichen Kirche 510.
Also war nicht die christliche Religion die Ursache dieser Greuel » » 510.
Die christliche Religion lehret uns inniges Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftheit und Geduld » » 511.
Hildebrand und seine Kirche, und alle Janitscharen des Pabstthums, waren nie schlau und mächtig genug, die Religion Jesu ganz zu ersticken 511.
Diese Religion ward aufbewahret und gerettet, durch Männer, die den wohlthätigen Geist des Evangeliums fühlten, bekannten, und lehrten 512.
Kaiser Joseph, der Grosse und von euch Miskennte, hat Roms Tyranney zermalmt, Denkfreyheit hergestellt, den Glauben geläutert, des Pabstthums Unsinn verbannt » » 513.
Kein Lied in keinem Lande, unter keinem Volke, in keinem Zeitalter, in keinem Tempel Gottes, erklang jemals rührender und schöner, als Lavaters Toleranzlied in Wien » » 513.
Trostvolle Aussichten für die Religion Jesu Christi 514.
Prüfung meiner Urtheile über Mönche und Mönchery » » 514.

Ueber

Ueber die Einſamkeit.

Fünftes Capitel.

Einige Nachtheile der Einſamkeit.

Alle dieſe Triebe zur Einſamkeit vertragen ſich alſo nicht immer mit der geſunden Vernunft. Sie ſind auch nicht immer in Verbindung mit einer friedfertigen und gerne wie ein ruhiger Schatten durch

die Welt hingleitenden Gemüthsart. Einige Nachtheile hat die Einſamkeit ſchon in ganz gewöhnlichen Abſonderungen, und viele in jeder hartnäckigen Entfernung von Welt und Umgang.

Nicht alle Fehler der Einſamen entſtehen aus der Einſamkeit. Man hat aus anderweitigen Urſachen auch wol Hang zu ſolchen Fehlern; aber deſto nachtheiliger iſt die Einſamkeit, wenn man ein Heer von böſen Gedanken und Trieben in dieſelbe bringt. Ueberhaupt je ſorgfältiger man dieſes alles unterſuchet und wiegt, deſto eher erhellet das wahrhaftig Gute der Einſamkeit, wenn ich auch alles wegwerfe, was Schwärmerey ihr zur Ehre wähnt und lehrt.

Zur Hölle wird mich aber auch dafür der Schwärmer ſchicken, denn jede freye Beobachtung und der beſcheidenſte Gebrauch der Vernunft iſt ihm ein Dorn im Auge. Ihr

müßt

müßt ganz sein Freund seyn, oder ihr seyd ganz sein Feind. Alles was er sagt, müßt ihr glauben, wenn er auch nicht weiß was er redet. Alle seine Träume nennt er Grunderfahrungen; denn er faselt wenn er spricht, und glaubt was er träumt. Sich selbst und alles Gute opfert er seinen Hirngespinsten auf, und giesset seine Zornschale jedem ins Gesicht, der nicht ganz denket wie Er, und nicht ganz in wilder Wuth mit ihm fortrennt.

Böse und gute Wirkungen der Einsamkeit, unter mancherley Umständen, in mancherley Köpfen und Herzen, muß man indessen doch beobachten und prüfen, bevor man sagen kann, in welchen Fällen die Einsamkeit schadet, und wo sie gute Früchte bringt. Man muß untersuchen wodurch Einsamkeit eben so zufrieden macht als Umgang mit der Welt, und unter welchen Umständen und zu wel-

chem Zweck es gut ſey, daß Menſchen unternehmen die Menſchen zu fliehen. Die Entfernung von dem gewöhnlichſten Weltumgange hat ſchon vieles gegen ſich, und dann wohlbenutzte Einſamkeit auch wieder unendlich mehr für ſich; nicht für alle Menſchen, aber für viele. Von den Nachtheilen der Einſamkeit würde ich bey der Behandlung einer ſo ſchönen Materie dennoch gerne ſchweigen, wenn ich, wie andere vor mir, hier weiter nichts ſchreiben wollte als einen Roman über die Einſamkeit.

Der Menſch iſt in einſamem Müſſiggange wie ein ſtehendes Waſſer, das keinen Abfluß hat, und fault. Durch geſchäftloſe Ruhe und durch allzugroſſe Anſtrengung werden Leib und Seele ungeſund.

Plötzlich ermattet jeder Theil des menſchlichen Körpers, wenn er ohne abwechſelnde Ruhe immer wirket. So ermattet auch der

Geiſt

Geiſt deſſen der immer nur Eins thut, immer die nemlichen Gegenſtände ſieht, immer die gleiche Arbeit hat, immer zieht an dem nemlichen Laſtwagen. Einſamkeit drückt jeden der aus Kränklichkeit ſich nicht lange in ſich ſelbſt und mit ſich ſelbſt beſchäftigen kann. Er erlieget unter jeder Arbeit, wenn ihn Pflicht oder Leidenſchaft nicht mehr regſam machen, und der letzte Funke ſeines Geiſtes erlöſchet in ungeſelliger und geſchäftloſer Stille unter Mismuth und Melankolie. Alsdann iſt es Zeit gute und freundliche Menſchen zu ſuchen, bis man wieder Luſt hat zu ſtiller Thätigkeit und Vergnügen an ſich ſelbſt.

Ohne Abwechslung und Erhohlung erſtarret der Menſch in der Einſamkeit, wenn er die Kraft nicht hat eine groſſe Anſtrengung lange auszuhalten. Seine Ideen werden ſteif und unbiegſam. Seine Ein-

sichten und Meinungen gelten ihm bald über alles, wenn er auf anderer Einsichten und anderer Meinungen in nichts mehr achtet. Am Ende schätzet er Nichts als sich selbst. Charakter und Sitten gewinnen augenscheinlich, wenn man im Weltumgange an Widerspruch sich gewöhnt hat, und an Leute die nicht denken wie wir.

Einsamkeit wird immer dadurch gefährlich, daß ein jeder in derselben sich selbst zu sehr gefällt. Wie oft geben junge Damen die auf dem Lande wohnen, aber mit ihren Herzen immer in den Städten sind, schnöde und bitter da ihren Ausspruch über Alles; wie herrisch entscheidend, wie hartnäckig und spitz, ergreifen sie da Partey über Menschen und Sachen! Landedelleute gewöhnen sich oft, in öden Gegenden, an einen solchen hohen Grad von ungeschliffener Hartnäckigkeit in ihren unbilligsten Behauptungen, an ei-

nen solchen Starrsinn in allen ihren Handlungen, daß es beynahe ganz unmöglich ist, irgend ein Geschäft mit ihnen abzuthun. Plato sagte: Stolz, Eigensinn und Hartnäckigkeit seyen eine beständige Wirkung der Einsamkeit; und dieß ist begreiflich, weil ein ganz für sich selbst und alleine lebender Mensch niemand zu gefallen verlanget, sobald er sich selbst gefällt. Daß Er alles könne was er will, glaubt Er, weil seine Knechte und sein Vieh alles thun was er befielt.

Eben so unvertilgbar ist eines cynischen Einsamen heiliger Respekt für seine Grillen und tiefe Bewunderung seiner selbst. In der vollen Ueberzeugung, alle seine Ideen seyen göttlichen Ursprunges und unmittelbare Eingebung des Himmels, rufet Er, jeden der nicht eben so denkt, vor den Richterstuhl Gottes als einen Verbrecher, und

schleudert, als oberster Weltrichter hienieden, gegen die von ihm verabscheute Weltvernunft Blitze aus dem Lycopodiumspulver seiner Erfahrungstheologie.

So viel an innerer Kraft gewinnt indessen jeder in sich selbst gezogene und in cynischer Unabhängigkeit von allem Aeusserlichen lebende Mensch, als er an Einsamkeit aushält. Aber derber Hartsinn, hochtrabende Selbstzufriedenheit, bäurische Grobheit, schnöde Verachtung und gänzliches Unvermögen unter vernünftigen Menschen irgend etwas zu wirken, sind sehr oft im Gefolge dieser Kraft.

Eine Anzahl Sprudelgeister erinnert man sich vielleicht, die vor einigen Jahren sich über alle Bande des Universums hinwegsetzten, die in mehr nicht als fünf genau gezählten Jahren (*) ganz Deutschland umstimmen,

(*) Man 1776 bis 1780.

ſtimmen, und dann, unter ihrer ſtolzen Anführung, durch die deutſche Nation alle Nationen um ſich her, und alle Zeitalter vor ſich verdunkeln und überflügeln wollten. Sie nahten ſich den Herzen der Menſchen mit Sitten aus den Zeiten Knipperdollings (*); und ihrer Meinung nach, herrſchten ſie ſchon von Winterthur bis nach Aſtrakan über alles Volk, wie über Hunde und gemein Vieh. Aber in weniger als fünf Jahren waren alle dieſe glänzenden Hofnungen bankrott! Die betrübte Erfahrung zeigte bald, daß dieſe aus dem Samen Rouſſeaus in ſandigtem Boden gezogene Kraftknaben, wie in der Unterwelt der Ochſenträger Milon beym Lucian, nicht eine Fliege wegjagen konnten. Sie hatten das Aeuſſerſte verſucht. Aber ſie waren weder Rouſſeaus noch Fränkline, und in der menſchlichen Geſellſchaft was ein Rad

(*) Alſo nicht ſuaviter in modo, et fortiter in re.

ohne Zähne in einem Uhrwerk, welches nirgends eingreifen kann, und wo es anſtößt den ganzen Mechaniſmus verwirret.

Vielleicht hätte die leidige Genieſeuche in Deutſchland weniger gewütet, wenn ſie nicht am meiſten unter rohe junge Leute gekommen wäre, die in der Entfernung von allem Weltumgange lebten, in bacchantiſcher Einſamkeit jene wilden Anfälle von ihrer Selbſtheit hatten, und jene jämmerliche Träume von ihrer Kraft.

Sodann war ausgemacht bey dieſen Knaben, man müſſe ohne Luſt und Liebe nichts lernen und nichts treiben. Die Abſicht ſchien gut, und der Weg ſanft. Aber deswegen ſieht man ſeitdem ſo oft Genies in zerriſſenen Hoſen; und einige die nicht undeutlich zu verſtehen geben: es wäre ihnen weit beſſer gedient mit etwas weniger Reſpekt für ihre Kraft, und deſto mehr mit einem alten Ueberrock.

Köni-

Könige und Fürſten bezahlen eigentlich nur Leute die ſie gebrauchen können. Das thäten wir auch, wenn wir Könige und Fürſten wären. Daher giebt es in Deutſchland ſehr wenig Penſionen für Genies. Tänzerinnen und Tonkünſtler koſten zwar freilich unſern Fürſten ſo viel, daß eine ganze Akademie von Philoſophen oft an der Penſion eines einzigen Kaſtraten genug hätte. Alſo wäre es doch beſſer, wenn jeder junge Menſch, anſtatt aus ſeiner Einſamkeit Deutſchland umſtimmen und die Welt reformiren zu wollen, ſich erſt ein wenig in der Welt umſähe, und dann vorläufig ſeine Reformation auf niemand weiter ausdehnte als auf ſich ſelbſt.

Etwas nachtheiliges wirket Einſamkeit auch wol für Gelehrte, die man ſich jedoch äuſſerſt unter ſich verſchieden denken muß; ſo verſchieden, als etwa im Thiergeſchlechte

den

den Elephant und den Hahn, oder den Adler und die Kröte.

Viele Gelehrte leben ganz für ſich alleine, oder nur unter wenigen Menſchen, und kommen dann auſſerhalb ihrer Studierſtube ganz aus ihrem Element. Ihre Lage hat etwas Klöſterliches, und darum miſchet ſich auch in ihr ganzes Weſen zuweilen etwas von Mönchsmanier. Man wird es mir nicht glauben wollen, und es ſoll doch ganz gewiß ſeyn, daß man in Deutſchland, ſogar auf der Kanzel und in einer ſehr berühmten Stadt, die Gelehrten dringend und inbrünſtig bat: ſie möchten ſich doch vor den gewöhnlichen Fehlern ihres Standes hüten; vor der Ungeſelligkeit, vor der Menſchenfeindſchaft, vor der Verachtung alles deſſen was nicht in ihrem Kreiſe liegt, oder zu ihren Beſchäftigungen gehöret. Sie möchten doch nicht ſtolz ſeyn und nicht herrſchſüchtig;

tig; ſie möchten doch den Schwachen, den Unwiſſenden, den Irrenden mit Liebe tragen; ihn nicht beſchämen, aber belehren; nicht über alles entſcheiden, und inſonderheit nie ohne Gründe. Sie möchten ſich doch zu jedermanns Faſſung herablaſſen; ſie möchten doch jeden beſcheidenen Widerſpruch mit Gelaſſenheit anhören; ſie möchten doch, ſelbſt von den Nichtgelehrten eben ſo gern lernen, als ſie andere lehren; und um Gottes willen, doch alle ihnen fremde Einſichten, doch alle ihnen fremde Vorzüge, doch alle nützliche Beſchäftigungen anderer Menſchen nicht verachten.

Wie viel oder wenig dieſe Predigt gefruchtet hat, kam nicht bis zu meinen Ohren. Aber ſo viel iſt gewiß, daß der Mangel von gutem Umgang mit Todten und Lebenden oft Gelehrte, in ihren eigenen Augen, zu Weſen von groſſer Bedeutung macht;

macht; und darum ſind ſie dann auch, in anderer Augen, auſſerhalb oft Weſen von ſehr geringem Gehalt. Mancher iſt in ſeinem Schulwinkel eine lange Zeit her gewohnt, ſich immer alleine ſprechen zu hören, und darum erſtaunt er, wenn er neben ſich Leute ſieht die auch ſprechen wollen. Manchen befällt, in ſeinem kleinen Umgang, ein ſo ſehr übermüthiges Vertrauen zu ſich ſelbſt, daß er vollends die Fähigkeit verlieret, daſſelbe im gröſſern Umgang zu mildern, oder zu verheelen. Mancher vergißt bey ſeinen Büchern die Menſchen ſo ſehr, daß er wirklich gegen das moraliſche Gefühl von jedem anſtößt; und mancher wird, im beſtändigen Umgange von ein paar rohen Studenten, und etwa ein paar der erbärmlichſten Creaturen aus dem niedrigſten und bettelhafteſten Pöbel, ſo witzig, daß er wirklich für die Welt keinen Witz mehr hat.

Viele Tage konnte man mit Plato umgehen, ohne zu wissen daß er Plato war. Ein Fremdling hatte eine lange Reise gemacht, um diesen grossen Philosophen zu sehen; und wie erstaunt war er, als man ihm sagte, Plato sey der einfache und geschmeidige Unbekannte, mit dem er, schon einige Tage her, in Gesellschaft unter einer Menge von Alltagsgesichtern gesprochen hatte, ohne ihn mehr zu bemerken als irgend einen andern. Dem Plato schadete also die Einsamkeit eben so wenig, als zwey grössern deutschen Weltweisen aus unserer Zeit, dem edeln Mendelssohn, und dem liebenswürdigen Garve.

Wer lacht nicht über einen Professor, der aus seiner Bude, jedem der seiner Waare nicht bedarf, ein schief Maul macht! Aber unter Menschen, die Menschenverstand haben, ist es allzubekannt, daß ein Professor eben darum weil er sich einbildet, er habe einen

nen Verlag wie keiner neben ihm, doch noch vieles sich anschaffen könnte, das man in seiner Bude nicht findet.

Ein so ohnmächtiges und übel erzogenes Wesen verfällt in solche Thorheiten durch Einsamkeit, und das Leben im Schlafrock. Darum hat auch der ganze Geist eines Gelehrten, der in seinem Schulwinkel mit niemand oder nur mit den allerschlechtesten Menschen umgeht, in manchem Betracht ein etwas kurzes Gesicht, und dabey oft viele Schwäche und Kleinheit. Aber auch nur solche Geister bilden sich ein: man lebe gar nicht (*) oder man habe doch ganz gewiß keine Lebensart, ausserhalb der Universitäten (**).

Unge-

(*) Ein berühmter deutscher Professor hat sehr oft gesagt: vita extra academias non est vita.

(**) Es ist unstreitig, daß Professoren zuweilen Proben von Lebensart ablegen, die kein anderer Mensch

Ungezogenheiten, die unvermeidliche Folgen der Anbetung roher junger Dümmlinge sind, vergiebt man auch gern einem Gelehrten. Nachsicht bedarf ohne Ausnahme jeder Mensch; und warum wollte man nicht Nachsicht gegen solche Gelehrte haben, da man doch sieht, wie sehr bescheiden sie ihre Ohren niederhängen, wenn etwa ausserhalb der

Mensch hat, und kein anderer Mensch niemals haben wird. Einer der größten deutschen Fürsten schenkte einem deutschen Professor, den man auf seiner Universität für einen grossen Weltmann hielt, eine goldene Tabatiere, und schrieb ihm dabey einen sehr gnädigen Brief. Der Professor ließ sich mit diesem Briefe in der einen Hand und mit der goldenen Dose in der andern abmahlen, und schickte das Portrait an den Fürsten. Ich sah in einem Zimmer des Fürsten dieses in einer Ecke hängende Portrait, und erkannte auch augenblicklich den Professor.

der Universitäten über ihre Katheberschwänke niemand lachte!

Katheberschwänke gelten nirgends, als unter dem einsamen engbeschränkten Völklein, das ewig im Kreise academischer Begriffe und Vorstellungsarten (*) herumwirbelt;

(*) „Academische Begriffe und Vorstellungsarten „behalten als Vorbereitungen ihren entschiedenen Werth. Den Fortschritten der Kenntnisse „werden sie hingegen dadurch hinderlich, daß „der Geist so vieler edler Jünglinge gerade in die „Schranken und Leisten hineingezwängt wird, „die sein Lehrer gezimmert hat. Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Philosophie ꝛc. nach den „ältesten oder neuesten Lehrbüchern, von demselben Lehrer hundert herchenden Jüngern vorgetragen; sollte eine solche Gleichförmigkeit der „Vorstellungsart dem Fortgang der Wissenschaften zuträglich seyn? Es ist immer dasselbe „Rauchfaß des Opferpriesters, immer derselbe „Altar der Schule oder der Academie; und im „Rauchfaß, wie auf dem Altar, dampft noch „dazu

helt; weiter von der Welt nichts gesehen hat, und nichts erfährt; und an der Aufklärung

„dazu gar oft verfälschter Weyhrauch. Da sich „indessen die wenigsten Menschen zum Selbstden„ken erheben; so ist es doch für den Beobachter, „der es weiß, wie es bey diesem Schauspiel hin„ter den Coulissen aussieht, kein unangenehmer „Anblick, wenn er ein Heer von geistlosen Gei„stern, in denselben Dunst academischer Weis„heit gehüllt, auftreten sieht; Er sieht doch we„nigstens keine blossen Gerippe. Fürs bürger„liche Leben scheint Dampf und Mittagslicht, „Wolken- und Feuersäule, meist einerley zu seyn; „die Völker folgen beyden.“ — Mein Gott, und dieß — sagt ein Professor! Wären auch darum in Deutschland Preise für Männer ausgesetzet, die in jedem Jahre, auf dem wenigsten Papier, die kühnsten und nützlichsten Wahrheiten sagen, so würde ich diesen Preis für das Jahr 1783 demjenigen zuerkennen, der Kopf und Muth hatte so über Universitäten, und zumal ihren Einfluß aufs bürgerliche Leben, zu raisonniren. Man findet diese Stelle an der 13 Seite eines

Versu-

des Jahrhunderts gerade eben so viel Antheil hat, als der Pfahlbürger einer Universitätsstadt an der grossen Niederlage alles menschlichen Wissens in den Köpfen der besten Professoren der Universität.

Weltleute fodern aber auch offenbar zu viel von Gelehrten, und erdrücken dann dadurch ihre Begierde zu gefallen, die sie ohnehin so oft in Unglück bringt. Man hat mit eben so viel Wahrheit als Weisheit gesagt: von Gelehrten, die meistens ein einsames Leben führen, oder führen müssen, und die selten einen freyen Geist haben, könne man nicht die Munterkeit erwarten, nicht die feinen Sitten, nicht die Theilnehmung an allem was vorgeht, wie von Personen die in der grössern Welt leben, und an allen gesell-

Versuches über das Leben des Freyherrn von Leibnitz, von Herrn Hißmann, Professor der Weltweisheit in Göttingen.

gesellschaftlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten hängen. Darum war es grausam, daß man am Hofe der Königinn Christina von Schweden über die entsetzliche Verlegenheit von Meibom und Naude lachte, als die Königinn dem einen der über die Tanzkunst der Alten geschrieben hatte, öffentlich vor ihrem ganzen Hofe sagte, er möchte doch ein wenig tanzen; und dem andern, der über die Singkunst der Alten geschrieben hatte, er möchte doch ein wenig singen.

Es war grausam daß die Franzosen über den grossen Mathematiker Nicole lachten, als ihn eine Dame in Paris wegen seiner grossen Kenntniß von krummen Linien zum Essen bat. Der gute Nicole hatte in seinem Leben nie eine so gute Mahlzeit gethan. Als er weggieng, dankte er der Dame unendlich, und versicherte ihr, nie werde er aufhören ihre schönen kleinen Augen zu bewundern.

Das war ein dummes Compliment von einem ſo groſſen Mathematiker, ſagte ihm ein Freund beym Weggehen auf der Treppe. Nun ſo mache ich es gleich wieder gut, erwiederte der groſſe Nicole. Flugs, ohne daß der Freund ihn halten konnte, kehrte Er zu der Dame zurück, bat ſie demüthig um Vergebung, und in der Meinung eine ſchöne Dame könne nicht leiden daß man glaube, irgend etwas ſey an Ihr klein, ſchwur er: nie habe er ſo ſchöne groſſe Augen geſehen, nie eine ſo ſchöne groſſe Naſe, nie einen ſo ſchönen groſſen Mund, nie einen ſo ſchönen groſſen Fuß.

Man begreift hieraus daß kleine Mängel zuweilen für Gelehrte nur in ſolchen Augen nachtheilig wirken, die gern alles Groſſe klein ſehen, alles aus dem Geſichtspunkt ihres Cirkels, oder nach dem ſehr willkührlichen Zuſchnitt ihrer ſelbſtgemachten Begriffe von guter Lebensart.

Stuben-

Stubengelehrte kommen freilich in Gesellschaft, aus einem Lande wo sie zu Hause sind, in ein Land von neuen und ungewöhnlichen Sitten. Mancher Gelehrter glaubt auch allzubescheiden, daß er nicht hoffen dürfe im Weltumgange sich zu zeigen; deswegen raucht Er lieber seine Pfeiffe zur Seite. Mancher fühlet daß es schwer ist da sich hören zu lassen, wo leicht eine grosse Gesellschaft von stolzen und unwissenden Verächtern aller Gelehrsamkeit ausziehen würde, wenn unter ihnen ein Gelehrter spräche. Mancher fühlet daß ihm die Welt eben so fremde ist, als Er der Welt. Mancher hat schon alle Kraft seines Geistes in seinen Schriften ausgetröpfelt, und bescheidet sich auch leicht, daß er nun für den gesellschaftlichen Umgang weiter nichts ist als eine ausgepreßte Citrone. Mancher siehet bald, wie wenig es oft in grossen kerzenhellen Gesell-

schaften darauf ankommt, daß man denken könne, und wie unwillkommen in ihrem Geräusche jedes Wort von einiger Bedeutung ist. Er zwinget sich zu seyn, was er nicht ist und nicht seyn kann, und sieht sich immer von jedem leeren Kopfe ausgestochen. Darum geht er gerne weg, wo er lächerlich ist, und indem er höflich weggeht, werden alle Nasen gerümpft.

Viele Gelehrte die für Menschen schreiben und auf die Menschen wirken könnten und sollten, fliehen darum die Menschen, und dieß mit Unrecht. Die einzigen Quellen ihres Unterrichts sind doch nicht hinreichend zur Menschenkenntniß und Welterfahrung. Sie geben wenigstens den Geschmack nicht, den man allmählig in der Welt für die beobachtende Moral annimmt, und durch den man doch immer Lust bekommt die Menschen zu studiren, so wenig Freude man auch am

Ende

Ende davon hat, ſie zu kennen. Die gröſsten Schriftſteller aus dieſer Claſſe haben ſich doch im Weltumgange gebildet, und durch eigene Erfahrung deſſen, was auf die Menſchen am beſten und am ſchlimmſten wirkt. Eigentlichen Wohlſtand lernt jeder Schriftſteller doch am beſten in der Welt, wenn er will; denn wie vieles ſchreibt man nicht zu Hauſe, worüber man erröthet, wenn man in Geſellſchaft daran denkt! (*)

(*) Sottiſen zum Exempel! — und dieſs iſt gerade mein Fall. Indem ich dieſes Buch ſchrieb, widerfuhr mir zuweilen, daſs ich irgendwo (natürlicher Weiſe ganz gegen meinen Willen) in groſſer Geſellſchaft eſſen muſste. Wenn es ſich nun traf, daſs ich in der gewöhnlichen bunten Reihe, den beyden ſchönen Damen zwiſchen denen ich ſaſs, eben ſo wenig zu ſagen wuſste als dieſe beyden ſchönen Damen mir, ſo befiel mich, in dieſen langen Stunden, gewöhnlich eine erſchreckliche Langeweile. Ich rang jedesmal, ſo gut ich konnte,

Weltumgang ist eine unerschöpfliche Quelle von Gedankenprüfung und von neuen Gedanken. Er giebt dem Geiste den Charakter,

konnte, gegen diesen Tod meiner Seele. Aber hatte ich nun auch in mir selbst nichts mehr im Vorrath, um mir diese Marter doch in etwas zu erleichtern, so fieng ich an, in Gedanken, dieses Buch zu recensiren. Wie würde dir zu Muthe seyn, fragte ich mich selbst, wenn nun alle die Herren und Damen, unter denen du hier so mausestill sitzest, wüßten was du schreibst; und was würden sie zu dieser, und dieser, und dieser, und dieser, und dieser, und dieser Stelle sagen? Dann recitirte ich bey mir selbst, alles was in diesem Buche etwa vorzüglich auffällt, und sah dabey, den Herren und den Damen, gerade ins Gesicht. Bey jeder kecken und kühnen Stelle, ward mir herzinniglich wohl. Bey jeder Sottise, ward ich übel, angst, und beklommen. Es ist also wohl in meinem Charakter, keck und ehrlich die Wahrheit zu sagen; aber es ist auch, Dank sey es meiner Erziehung und gutem Umgange, ganz gegen meinem Charakter, in

Gesell-

ter, und den Sitten die Biegſamkeit, die Schlankheit und die Kraft, durch die man unmöglich ſcheinende Dinge möglich macht, die

Geſellſchaft ein Wort zu ſagen, wobey die Beſcheidenheit erröthen, oder irgend eine ſchöne Seele ſich entſetzen könnte. Inſoweit bin ich alſo durch guten Weltumgang gebildet, daß ich in Geſellſchaft nie keine Sottiſe ſage; aber ſo weit bin ich leider noch nicht gekommen, daß ich deswegen auch keine Sottiſe ſchreibe! Schauer und Schrecken befielen mich darum ſo oft, indem ich dieſes Buch ſchrieb, in Geſellſchaft von Damen. Ich ſtrich auch deswegen, ſobald ich aus ſolcher Geſellſchaft nach Hauſe kam, und ſo lange dieſer Schrecken noch daurte, unzählige leichtfertige Stellen weg, von denen mancher Weltmann geſagt hätte, ſie ſeyen die beſten in meinem ganzen Buche! Am Ende machte ich mir aber dieſe feſte Regel, die auch bey dieſem ganzen Buche getreulich befolgt iſt. Sah ich, daß ich eine Sottiſe im Feuer der Compoſition, blos aus Muthwillen geſagt hatte, ſo ſtrich ich dieſelbe augenblicklich weg. Sah ich, daß eine

Sot-

die Herzen hinreisset, und die Gemüther überzeuget. So viele Gelehrte wollen aus finsterer Einsamkeit die Menschen aufklären; und wissen nicht, wie man auf die Menschen wirkt. Sie wollen anziehen, und stossen von sich weg. Sie zielen immer, und treffen nie. Setze du, so oft es gut und schicklich ist, ein ganzes Publikum durch einige nützliche und unschuldige Wahrheiten in Convulsionen, wenn du kannst; aber lerne dann auch

Gottise zu meiner Materie gehörte, und daß sie aus einer hinreichend guten und völlig zweckmässigen Ursache in meinem Buche stand, so ließ ich sie stehen. Bey diesen Gesinnungen konnte ich also auch mit gutem Gewissen sagen, was einst der ehrwürdige Herr Lorenz Sterne in London, in einer grossen Gesellschaft gesagt hat: jeden Schriftsteller, der seiner Feder eine einzige Gottise entgehen läßt, sollte man über seiner eigenen Hausthür aufknüpfen. Aber leider, erwiederte ihm eine Dame: Sie, Herr Sterne, wohnen also zur Miethe?

auch die Kunſt gefällig, friedſam, ruhig, dienſtfertig, freundlich, und mit den Menſchen im Arme umhergehen, die dieſe Convulſionen hatten, und dich dafür verfluchten.

Einſamkeit und das Leben im Schlafrock, machen auch oft Gelehrte von ausnehmend guter Lebensart und ganz auſſerordentlich fähige Köpfe erfahren, wie wahrhaft Salomon ſagt: zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn, zum Streite hilft nicht ſtark ſeyn, zur Nahrung hilft nicht geſchickt ſeyn; daß einer angenehm ſey, hilft nicht daß er ein Ding wohl könne.

Wenn ſolche Gelehrte einmal recht ihr Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit haben, ſo werfen ſie ſich gewöhnlich mit erhitzter Bruſt in das Feld das ihnen die meiſten Früchte verſpricht. Das daher entſtehende abgeſonderte Leben hat etwas ſo vorzüglich reizendes vor allen gewöhnlichen Vergnügun-

gnügungen, daß es einem ſolchen Manne ſchwer fällt ſich davon loszureiſſen. Geht er in Geſellſchaft, läßt er ſich zum Eſſen bitten, erſcheint er bey öffentlichen Luſtbarkeiten, ſo iſt dieß ein geheimes Opfer für Umſtände und Betrachtungen die keinen wahren Einfluß auf ſein Glück haben. Eine gewiſſe Erhabenheit der Seele und der Geſinnungen macht übrigens ſolche Gelehrte ziemlich gleichgültig für das was man Glück nennt. Ihr Hochſinn hindert ſie gewöhnlich das Nöthige zu thun, um ihre Mitwerber zu entfernen, und auf der Bahn des Glückes vorne zu ſtehen. Man muß Wiſſenſchaften treiben, die mit den unmittelbarſten Bedürfniſſen der Menſchen verbunden ſind, wenn man dennoch, und vielleicht gar zum Aerger der Menſchen unter denen man lebt, ſein Glück machen ſoll. Aber freilich wird hingegen in manchem Lande oft der gröſßte Gelehrte, der

ſcharf-

ſcharfſinnigſte philoſophiſche moraliſche und politiſche Denker auf ſeiner Dachſtube grau, eh man ihn aus ſeiner Einſamkeit in das thätige Leben ruft.

Oft habe ich nachgedacht, wie es doch komme, daß Männer dieſer Art, die alle Liebenswürdigkeit, alle mögliche Talente um in der groſſen Welt zu gefallen und zu glänzen, alle Miniſterkenntniſſe haben, dann doch mit allem erworbenen literariſchen Ruhme in einſamer Dunkelheit, ohne Amt und Ausſicht, ihr projektvolles und glückleeres Leben ſchlieſſen?

Etwas thut freilich das Land in dem ſie leben. Solche verdienſtvolle Unglückliche kenne ich nicht in Deutſchland; wo ſich ſo mancher Miniſter findet dem man ſich durch ein gutes Buch empfielt. Jeder fähige und brauchbare Kopf wird in Deutſchland gewiß gebraucht, ſobald man ihn kennt. Aber

alle

alle seine Fähigkeiten helfen ihm zu nichts in der Schweitz, wenn ihn nicht sein aristokratisches Stammrecht zum Rathsherrn oder Landvogt macht, indem Er noch in die Wiege pißt; oder wenn er nicht etwa ein dürftiges Amt von der Gnade einiger Hundert oder Tausend edler und unedler, süsser und widerhaariger, sehender und blinder, kluger und unkluger Glücksaustheiler mit Ehre oder durch Kriechen erhält. Ein politischer Denker zumal, nehme sich in der Schweitz in acht, daß man ihn nicht eher aus dem Lande jagt als befördert (*).

Doch dieß alles ist noch nicht genug. Mir deucht Gelehrsamkeit, Philosophie und Einsam-

(*) Nach den Fundamentalgesetzen der Republik Zürich ist sogar jede über die Staatsverfassung dieser Republik, auch nur mit auswärtigen Privatpersonen, geführte Correspondenz, Hochverrath.

Einſamkeit wirken zuſammen etwas Widriges von ganz anderer Art, das vielleicht dieſes ganze Problem auflöst. Man glaubt oft einem Arzt ein Compliment zu machen, wenn man von ihm ſagt, er ſey ein philoſophiſcher Arzt. Mancher würde für die Ehre nicht danken. Was würde ein Officier ſagen, wenn man ihm das Compliment machte, er habe alle Anlagen zu einem philoſophiſchen General?

Da liegt der Knoten. Der Durchblick, der in der groſſen Welt, in allen feinen, böſen, kitzlichen und gefährlichen Umſtänden des Lebens für jeden Menſchen alles ſagt und alles entſcheidet, iſt nicht Philoſophie. Er iſt nicht das Federleſen, nicht das langſame Abwickeln der Gedanken, nicht das Zweifeln und Schwanken, das Ja und Nein, das Nein und Ja, woran ſich oft der gröſte philoſophiſche Denker in der Einſamkeit ſo ſehr

gewöhnet. Rasch und schlank, auf alle Seiten beweglich und doch fest und keck, muß man in allem zu Werke gehen, immer geschwind, furchtfrey und muthig. Dieß ist, so viel ich hiervon weiß, zwar der Weg zu unzähligen Fehlern, die kein Philosoph begeht; aber auch der einzige, beste und sicherste Weg zum Glücke in der grossen Welt.

Umgang mit Menschen in allen möglichen Fällen und Verwicklungen des Lebens, aber nicht Einsamkeit, führet auf diesen Weg. Darum lehren auch Bücher, wie Bacon sagt, nie den Gebrauch der Bücher (*). Willst du

(*) Ein Professor ohne alle Professorvorurtheile, ein Professor zu dem man aus ganz Deutschland hinreisen sollte um Philosophie von ihm zu lernen, Herr Professor Hißmann in Göttingen, sagt in seinem Versuche über das Leben des Freyherrn von Leibnitz: „Die vier Wände der Stu„bierstube sind nicht die Begrenzungen der Welt; „und

du die Menſchen recht kennen, ſo mußt du ſehen wie ſie handeln, und ſelbſt in ihre Geſchäfte verwickelt ſeyn und dein Bisgen Weltklugheit ſchrecklich theuer kaufen. Es iſt aber auch ſchon viel, wenn ein Philoſoph im Weltumgange nur die gute Laune gewinnt, die man in der Einſamkeit ſo leicht verlieret,

„und in allen Büchern ſteht nicht alles, was „groſſe Männer gedacht haben. Viele Bemer„kungen und Unterſuchungen, und, unter ge„wiſſen Umſtänden, gerade die erheblichſten, „werden den Büchern gar nicht anvertraut. Da„her wird die Selbſtbildung in der Studierſtu„be, durch Lectüre und Nachdenken angefangen. „Fortgeſetzt und vollendet wird ſie, durch den „Umgang mit Menſchen, durch Bekanntſchaft „mit ihren Geſinnungen, mit ihren Vorurthei„len, mit ihrer Weisheit und Thorheit. So „lernte einſtens Sokrates, nachdem er alle merk„würdigen Schriften der Dichter und Weiſen „geleſen hatte, die Kunſt zu reden von der Aſpa„ſia, und die Kunſt der Liebe von der Dioti„ma.“

und die doch in Gesellschaft Liebe dem Possenreisser erwirbt und Achtung dem Schurken. Gewönne aber auch ein Philosoph nichts in der Welt, als blos den Unterricht den sie ihm durch ihre Schwachheiten und Fehler giebt, so wäre ihm doch schon dadurch die Unlust vergütet die sie ihm macht.

Aber er gewinnt mehr; er lernt die Menschen vertragen und sie ihn. Wenn er, wie Sokrates oder Wieland von der Philosophie nur gebraucht was sie sanftes und bequemes hat, wenn er das Schwierige und Misfällige daraus wegläßt, so macht er sie gesellig, da sie sonst einsam war und hart; er benimmt ihr die wegschreckende Maske, und zeigt sie in ihrer natürlichen Schönheit. Ein vortreflicher deutscher Schriftsteller hat in einem meisterhaften Aufsatze über Fränklins Leben gesagt: Fränklins Vortrag habe nie einen Anschein von Gelehrsamkeit, nirgends

die

die Miene eines Compendiums. Alles seyen einzele Bemerkungen mit ihrer ganzen Veranlassung uns angenehm erzählt, kurze Sätze, kleine Abhandlungen, leichte Briefe an Freunde, an Frauenzimmer. Man nehme Theil daran, man ermüde nie, man finde so viel Abwechselung in der Darstellungsart als in den Gegenständen selbst. Dieser feine Geist des Weltmanns, dieser gesunde Natursinn des unpedantischen Weisen lebe und webe überall in Fränklins Schriften.

Cato der Censor war ein ernsthafter Mann, aber auch kein Pedant. Seine Verträgsamkeit machte ihn sogar liebenswürdig; er glaubte daß Thoren zum Unterricht des Weisen mehr beytragen als Weise zum Unterricht der Thoren; denn bekanntlich fliehet der Weise so sehr das Beyspiel der Thoren als diese seinen Unterricht. Hochmüthige und Idioten, sagt der Kaiser Marcus Aurelius,

sprechen ohne zu denken, und diese lehrte mich der Philosoph Sextus ausstehen.

Diese liebenswürdige Toleranz verbindet den aufgeklärtesten Kopf mit Menschen ohne alle Aufklärung. Er hat in der Einsamkeit die Samen seiner Kenntnisse ausgeworfen, er erndtet in der Welt ihre Früchte. Nichts war dort für seine Wißbegierde zu groß, hier ist in den Herzen der Menschen auch keine Falte für ihn zu klein. Er war in der Einsamkeit rauh, er wird im Weltumgange sanft und höflich, der Mann für alle Menschen und für alle Stände. Der wahrhaftig Höfliche giebt sich selbst nie den allergeringsten Vorzug vor irgend einem Menschen; er führet nie das Wort, er dissertirt nie! Umsonst hätte Sokrates die Weisheit vom Himmel gerufen, wäre er nicht so liebenswürdig gewesen in seinem ganzen Betragen. Man wird einen Menschenbeobachter immer lieben,

sobald

ſobald man aufhört ihn zu fürchten. Alles um Liebe, ſagt Göthe, und wer ihn geſehen hat, weiß wie er durch Anmuth die Kraft ſeines Geiſtes zudecket, und durch Freundlichkeit den Ernſt ſeiner einſamen Stunden.

Liebe findet man immer, wenn man ſich offenherzig den Menſchen nähert, und zutraulich mit ihnen lebt. Es giebt keine menſchliche Lage, in der wir nicht Rath, Hülfe, Beyſtand, von andern Menſchen bedürfen. Aber wie kann ſich derjenige Liebe verſprechen, dem man immer zuvorkommen muß und der niemand zuvorkommt; der ſich ängſtiget bey jedem Worte das aus ſeinem Munde geht, bey jeder Empfindung die ſich aus ſeiner Bruſt herausdrängt, jedem Geſichtszuge und jeder Geberde die den Zuſtand ſeiner Seele verrathen; der darum an keinem Menſchen hängt, und immer einſiedleriſch und ſauerſehend, immer ſtillſchweigend, ſteif

und verschlossen, immer verhüllet und auf seiner Hut, sich keinem Menschen vertraut, und doch bey allen guten Menschen Liebe fände um Liebe. (*)

Es

(*) Man hat nicht Ursache sich über die Zurückhaltung unserer jungen Schriftsteller zu beklagen, wenn man ihre Schriften liest. Aber treffliche Köpfe und Leute von grosser Aufklärung giebt es auch unter unsern jungen Schriftstellern, die im Umgange ihre Philosophie durchaus nicht menschlich machen, durchaus nicht zugeben wollen, daß man aus dem Brunnen ihrer Weisheit trinke. Dieß hält doch niemand, wie mir deucht, für Bescheidenheit? Aber wem es darauf ankommt, nicht blos durch die Kraft seines Ruhmes, sondern auch durch Liebe und Zuneigung der Menschen, sein Glück zu machen, der ist, mit diesem Verhalten, auf einem Irrweg; weil ungleich weniger gute Köpfe, von gleichem Alter, durch mehr Zutraulichkeit, durch mehr Offenheit, durch ein freyeres Wesen, mehr Herzen in einem Tage gewinnen, als jene immer stillschweigende Genies in vielen Jahren.

Es liegt unendlich viel Veranlaſſung zu wahrem und dauerhaftem Vergnügen, in der Fertigkeit andern, wenn man will, gleich das Herz zu öfnen. Man muß nur mit keinem Menſchen verlegen ſeyn, und dann iſt es auch kein Menſch mit uns. Alles Lob der Welt, alle ihre elende Ehre, alle ihre bettelhafte Gnade, alles Poſaunen in Zeitungen und Journalen, iſt wahrlich am Ende nicht ſo viel werth, als der einzige Gedanke: dieſem Unglücklichen habe ich itzt doch Zutrauen zu mir erwecket; dieſen Betrübten habe ich doch itzt getröſtet; dieſen Muthloſen habe ich, Gott Lob, ſo gehoben, daß er nun wieder Herz faßt! Aber dieß alles kann man nicht, wenn man die Fertigkeit nicht hat ſich Liebe zu erwerben; und dieſe Fertigkeit verliert ein Gelehrter ſehr leicht in der Einſamkeit. Geiſt und Herz werden durch ſolche Geſinnungen und Kräfte unendlich mehr erhoben, als

durch alles das hochgeprieſene Grübeln und Graben nach neuen Vorſtellungsarten dürrer und fruchtloſer Wiſſenſchaft, und durch jene ſtolze Schuſſuchshofnung eines deutſchen Profeſſors, der in einem dicken Buche bewieſen hat, man werde in der Ewigkeit nur Latein reden.

Wer unter den Menſchen immer mit Gefühlen umhergienge, die wirklich ſeinen Geiſt in der Einſamkeit erheben, würde ſich bey den Menſchen wenig Liebe erwerben. Vertrauen zu ſich ſelbſt geben ſolche Gefühle; ſie machen beherzt; aber ſie machen auch ſtolz.

Wer nur die liebet, die ihm immer ins Maul hören, ihn immer loben, ihm nie widerſprechen, iſt ſelbſt keiner Liebe werth. Ach wie mancher Gelehrter und wie mancher hochberühmter Schriftſteller prahlt mit Menſchenliebe, und glühet von Wohlwollen ſo lange man nichts von ihm verlangt, und iſt

dann

dann doch hartherzig gegen treue Freunde die nur nicht mit ihm ſchwärmen, und läßt ſie ſtecken in ihrer Noth. Jene arme gelehrte Tröpfe, die immer ihre Schriften in der Taſche haben oder Briefe in denen man ſie lobt, und euch dieſes Zeug immer vorleſen um ein kleines Allmoſen von eurem Lob, und euch verfluchen wenn ihr bey einer ſolchen Vorleſung gähnt, mögen immer mit ihrer fürchterlichen Brieftaſche wandern von Haus zu Haus; man erſchrickt wenn ſie kommen und freut ſich wenn ſie gehen. Weg darum mit dieſem Stubenehrgeitz, der auf nichts zielt als die Befriedigung kindiſcher Eitelkeit, und der weiter zu nichts führet, als daß alle die euch an dem Gipfel eurer Wünſche beneiden auch immer bereit ſind euch zu ſchaden, und daß von allen die euch bewundern euch keiner liebt.

Das eingesperrte Gelehrtenleben, auf der Stube und im Schlafrock, hat aber auch seine edle und erhabene Seite. Nur der gelehrte Neidhammel schmäht, foppet, stichelt, hechelt und schmachtet da, einsam, lumpicht und betrübt. Aber glücklich und ruhmvoll und von allen Menschen verehret ist das Leben eines Professors, der niemand beneidet; den die Welt, die Er aufkläret, eben so sehr liebet und hochschätzt, wenn er auch, ausser seinen Lehrjüngern, keinen Menschen sieht; der bey seiner erhabenen Ruhe, seiner innern Grösse, seinem gesetzten Selbstbeschauen, keiner Schwänke und keiner Witzwuth bedarf, damit man ihn gewahr werde; dessen Seele niemals erschlaffet; dessen Denkkraft sich niemals erschöpfet; dem keine Geistesarbeit zu groß ist; der immer meditiren, immer schreiben, immer lesen kann; dem immer alles Vergnügen macht; der seine Universität

als

als die groſſe Niederlage alles menſchlichen Wiſſens und der Maſſe oder des Capitals aller Kenntniſſe betrachtet, die unter dem aufgeklärten Theil des Menſchengeſchlechts im Umlaufe ſind; der darum immer warm bleibt, immer in dem edelſten Affekt, niemals ſatt iſt, niemals müde, und niemals krank; deſſen Schriften ſo ſanft und leicht aus ſeiner Feder flieſſen als ein Bach aus ſeiner Quelle; der eine unerſchöpfliche Einbildungskraft hat; deſſen Trieb zum Denken nie unter keiner Art von Unmuth erlieget; der nie gegen Unluſt kämpfen muß, nie gegen Verdruß, nie gegen die fürchterliche Oberherrſchaft des Körpers über die Seele; der glücklich in ſich ſelbſt, ſich aller Vergnügungen des Umgangs berauben kann; der im Genuſſe ſeiner ſelbſt immer zufrieden lebt; der niemals ſagen muß, ſeine Arbeit ſey ihm widerlich; der auch bey der Langſamkeit ſeiner Fortſchritte niemals

unge-

ungeduldig wird; dessen Vorrath von Kenntnissen und Gedanken immer wächst, sich immer in neue Vorstellungsarten verwandelt, und sich nie erschöpfet, der Geist der Beharrlichkeit genug hat alles was er will zu umfassen und alles ins Reine zu bringen; und der in seinem Leben nichts erfährt, von dieser Menschenart hier, die sich befugt glaubt jeden anzuspeyen der ein Buch schreibt, das ist, der ihrer Meinung nach sich öffentlich hinstellt sie zu unterrichten.

Solche Glückliche leben auf meiner Nachbarschaft. Ihre Anzahl ist groß in Deutschland, und ihr Beyspiel zeiget, daß man gegen das eingesperrte Gelehrtenleben nichts Allgemeines sagen soll. Es mag seyn daß solche Einsamkeit auch wohl einige Albernheiten, einige Greuel veranlasset. Oft schadet sie gewiß demjenigen, der sich in derselben entweder ohne den Antrieb irgend einer

edeln

edeln Leidenschaft übermässig beschäftiget, oder auch selbst durch das beständige und anhaltende und bey Tage und Nacht unausgesetzte Nachdenken über eine einzige Sache. Es mag auch seyn, daß sie nicht immer eine Schule guter Sitten ist, und wohl zuweilen aus Gelehrten und Professoren Fremdlinge unter Menschen macht, die in dem einen Hause wie Adler fliegen und in dem andern wie Würmer kriechen.

Aber dieß sind nicht meine Einwürfe gegen die Einsamkeit. Nachtheile von weit grösserm Belang auf Imagination und Leidenschaften scheinen hauptsächlich einer nähern und genauern Untersuchung werth, weil sie am Ende doch etwas zur Auflösung der grossen Frage beytragen, ob man in Klöstern und Einsiedeleyen mehr Gott oder dem Teufel diene, an den Urquell der Weisheit gelange, oder nur in mystische Luft.

Sechstes Capitel.

Nachtheilige Einwirkung der Einſamkeit auf die Einbildungskraft.

Auſſerordentliche Menſchen ſind in freudenleerer Stille der Welt abgeſtorben, haben in ſchrecklichen und unwegbaren Einöden unter mancherley Qualen gelebt, zuweilen Gras gefreſſen mit den Thieren des Feldes, zuweilen der Menſchheit ganz entſagt, und dann allenthalben Dinge erfahren, die man für Wunder hält, wenn man Wunder glaubt.

Als ich einſt in das Allerheiligſte der maieſtätiſchen Kirche zu Einſiedeln in der Schweitz eingieng, in einer ſchwarzen dunkeln Kapelle die durch verſteckte Lampen erleuchtete Mutter Gottes ſah, und die erhabenen Innſchriften in feurigen Buchſtaben über mir las, und

dann

dann an den Fluch dachte, den man auf alle Hunde (*) ausgiesset, die an den hier geschehenen Wundern zweifeln, und da alleine und verketzert stand, mitten unter einem Haufen auf

(*) Der Jesuit Canisius sagt in seinem Buche über die heilige Mutter Gottes zu Einsiedeln: „Possenreissen und verläumden mag nun jenes ruchlose Verbrechervolk, das sich von der christkatholischen Kirche abgesondert hat. Erdichten und ausspeyen mag es, was sein unreiner „Geist ihm gegen den Ursprung, den Fortgang, „die Anbetung, und die Wunder dieses heiligen „Ortes darreicht. Rechtgläubige und heilsbegierige Christen hingegen werden edelmüthig „und mit Würde sich betragen, wenn sie vor dem „Bellen jener tollen Hunde ihre Ohren verstopfen; und zufrieden mit der heiligen Einfalt „des wahren christlichen Glaubens, und berubigt durch das grosse Beyspiel ihrer Voreltern „sich nicht um das kümmern was jene Böswichte sagen, sondern um das, was alle frommen „Seelen seit so vielen Jahrhunderten denken, „glauben und thun.“

auf der Erde ausgestreckter, schaudernder und inbrünstig betender Menschen, war mir eben so zu Muthe, wie mir itzt zuweilen ist, wenn ich mich durch meine Einbildungskraft in die tiefe Stille und erhabene Verborgenheit der Egyptischen Wüsten versetze, und in die dunkeln Höhlen betender Anachoreten.

Das Ausserordentliche rührt und erschüttert in einem Augenblicke von Betäubung. Aber alle diese täuschende Bilder verkleinern sich im Auge der prüfenden Vernunft, wenn man die Erscheinungen auflöset, und die Ursache der Wirkung sucht. Dann wird alles menschlich. Durch seine Abgeschiedenheit erhitzte der heilige Antonius seine Phantasie; sein Fleisch ward aufrührisch. Er fühlte in sich mächtige Begierden, gereitzte Nerven, und tobendes Blut. Dann wähnte Er daß ihm Beelzebub in der Gestalt eines schönen Weibes erscheine, freundlich mit ihm spiele,

ihn

ihn liebkose, reitze, necke, wärme, und durch tausend listige und liederliche Worte, und Drehungen, und Annäherungen, und Anschmiegungen versuche. Aber dieser niedliche Teufel war ein Traum seiner Einbildungskraft.

Einsamkeit wirket so mächtig auf die Einbildungskraft, weil die Herschaft von dieser über den Menschen unendlich gröſſer ist als die Herrschaft des Verstandes. Der Verstand verlanget Deutlichkeit der Erkenntniß; die Einbildungskraft erkennet undeutlich. Der Verstand ist das Vermögen das Mögliche sich deutlich vorzustellen; eine warme Einbildungskraft hingegen glaubt unendlich viele Dinge deutlich zu sehen, die der reinsehende kaltblütige Kopf nicht sieht. Die Einbildungskraft wiederhohlet zwar auch Ideen wie das Gedächtniß, aber sie werden in ihr verändert, vergröſſert, ge-

schwächt, verwirrt; und was nun theils in Absicht auf die Ideen selbst, und theils in Absicht auf ihre Verbindung unter sich verändert ist, nennen die Philosophen Einbildung.

Aber Einbildung, Enthusiasmus und Schwärmerey, entstehen nicht etwa nur in der Einsamkeit. Ueberall sind Wege offen zur Weisheit und zur Narrheit, und viele Menschen laufen leider nach beyden. Einige allgemeine Anmerkungen über diese Phenomene der Seele werden zeigen, welche Wirkungen der Einbildungskraft ich eigentlich nachtheilig heisse; und in wiefern, nach meiner Meinung, die Einbildungskraft in der Einsamkeit durch Mancherley Arten von Einbildungen, Schwärmereyen, Träumen und Krankheiten der Seele Schaden leidet.

Einbildungskraft, sagt man, ist wiederhohlte Sensation. Aber mir scheint Einbildung sehr oft, falscher Schluß aus wahrer Sensation. Ein Kranker hat irgendwo eine krampfhafte Empfindung, und Er behauptet, es sitze da ein Geschwür. Ich weiß daß er mir eine Empfindung angiebt, die wahr ist, aber was er daraus schliesset, ist falsch. Also kommt es nicht blos darauf an, daß die Imagination getreu wiederhohle; denn ist auch die Wiederhohlung der Sensation wahr, so sehe ich nicht wie man behaupten kann, die Einbildung sey alsdann so gewiß als das lebendige Anschauen. Nur die Sensation jenes Krampfes ist gewiß, aber deswegen hat der Kranke kein Geschwür.

Erschrecklich viele falsche Schlüsse giebt es aus wahren Sensationen. Die Imagination faßt alles sehr schnell auf, und bildet

ſich ſchon ein, bevor ſie recht ſieht. Alles wirket auf ſie, und ſie wirket auf Alles. Sie erfindet Bilder, verwebt ſie mit den Gedanken, giebt allem Farbe und Ausdruck. Wieland ſagt vortreflich: Enthuſiaſmus iſt ihr Leben, Schwärmerey ihr Tod.

Enthuſiaſmus und Schwärmerey entſtehen aus tauſenderley Quellen, aber nirgends ſchneller als in der Einſamkeit, wenn der Menſch ſolche Anlagen hat. Enthuſiaſmus iſt eine lebhafte und heftige Erhöhung der Seele, bey dem Anblick von etwas, das den Verſtand durch ſeine Neuheit und Wahrheit rühret, und die Menſchen zu auſſerordentlichem und unerwartetem Verhalten treibt. Man iſt im Enthuſiaſmus nicht auſſer ſich, ſondern nur auſſerhalb der gewöhnlichen Fläche des Lebens. Darum wird der Enthuſiaſt von ruhigen und kalten Köpfen immer misverſtanden, von Witzlingen immer perſi-

ſirt, von Dummköpfen immer verlachet, und von ſeinem Hausgeſinde ſtarr und läppiſch angeſtaunt. Enthuſiaſmus erhält eben dadurch ſeine völlige Wirkſamkeit, wenn der Menſch alle Abhaltungen, alle Hinderniſſe vergißt, oder auch mit Aerger und Gewalt von ſich ſtößt. Daher nennt man einen ſolchen Menſchen begeiſtert, das iſt, gleichſam durch die Gegenwart und den Beyſtand eines höhern Weſens angeflammet und geſtärket. Alles Erhabene in den menſchlichen Leidenſchaften wird durch dieſe Geiſteskraft empfunden, gedacht, und vollführet. Lord Shaftesbury ſagt: ein edler Enthuſiaſmus erzeuge Helden, Dichter, Redner, Tonkünſtler, Philoſophen, und alles was irgend einer von dieſen Groſſes hervorbringt (*).

(*) Gewöhnlich hält man jede Art von Enthuſiaſmus für Schwärmerey. Beyde ſind jedoch unter

Verlieben würden sich in die Einsamkeit, alle Menschen die nicht im Schlamme des gemeinen Lebens waden; alle würden sich in stille

ter sich äusserst verschieden; und werden von unsern sogenannten witzigen Köpfen doch immer verwechselt. Aber man stelle nur ihre Bilder neben einander, wenn man Liebe für Enthusiasmus erwecken will, und Nichtachtung für Schwärmerey.

Ein ächter Freymäurer ist ein ehrwürdiger Enthusiast. Die Welt weiß zwar nicht was er thut, aber das Gröste thut Er im Stillen. Er ist unermüdet im Betreiben jeder grossen und menschenfreundlichen Handlung, die diese Gesellschaft anizt auch zuweilen äusserlich verrichtet. Aber von innen heraus wirket er weit mehr; denn seine gröbsten Kräfte gebraucht er im Verborgenen. Ein niemals erlöschender Trieb lodert in ihm, bey Tag und bey Nacht, für alles was weise ist, und gut und groß. Der ächte Freymäurer ruhet nie, ist nie träge, nie müssig und läßig, sondern immer hoher verschlossener Gedanken voll; innerlich immer in heissem Affekt,

stille Gärten und anmuthige Thäler, oder auf Felsengebürgen und zu klaren Quellen hin-

selt, und äusserlich immer kalt und ruhig. Lieder und Reden ächter Maurer giessen, durch ausgezeichnet schöne und gute Grundsätze, einen unauslöschlichen Enthusiasmus in sein Herz. Die edle Maurerey erreget Enthusiasmus, sogar bey Profanen, die aufmerksam auf Alles was ächte Maurer treiben und sind, wenigstens einige Funken auffassen, aus dem heiligen Dunkel. Wer bewundert nicht ächter Maurer reinen Natursinn, den keine adeliche Hoheit blendet, keine bürgerliche Geringfügigkeit ekelt; mit dem unter der blauen Cokarde, der Hohe sich so gern herabläßt, und der Geringe sich so dreist erhebet. Adel und Unadel, die in Deutschland die Menschheit spalten, verbrüdert und verkittet die edle Maurerey. Die auserlesenste Blüte der Jugend, der Weise und Gute, die Quintessenz der Menschheit, findet überall und alleine Eingang in den Oeden. Nur den weisesten, aufgeklärtesten und tugendhaftesten Bruder setzet jede ächte Loge in den Stuhl. Dieser sieht dann auch hinweg über

alle

ſetzen, wenn ſie hoffen dürften, Einſamkeit bringe nur ſolche Gefühle hervor; und man werde da dieſes Geiſtes voll.

Aber

alle Parteyen, und hält alle Schismatiker für Maurer, wie der weiſe Chriſt alle Chriſten für Brüder. Jedem ſich ſelbſt etwa vergeſſenden Bruder erinnert Er durch einen Blick aus dem vielſagenden Auge, durch ein Zeichen von der zarten Lippe, den hohen Zweck des Ordens. Unter allen Brüdern von der ächten Obſervanz herrſchet, zur Vervollkommnung der höchſten moraliſchen Gröſſe, die genaueſte, engſte, reinſte, und thätigſte Verbindung. Alle ſind ein Geiſt und ein Herz. Einer ſteht durch die ganze Welt für Alle, und alle ſtehen durch die ganze Welt für einen. Ihre Grundſätze ſind der Weisheit Meiſterſtück. Alle ächten Maurer entſagen überall allen ſchnöden Vorurtheilen und böſen Leidenſchaften der Menſchen, geben ſich immer die Hand, machen unter ſich eine unzertrennliche unſichtbare Kette; und ziehen ſich an derſelben durch die Welt und durch das Leben, in leiſer

heils

Aber den Schwärmer hebt und begeistert Trug, Blendwerk und Lüge, eben so sehr, als

heiliger Eintracht, erhabener trauter beständiger und unzerbrüchlicher Freundschaft.

Ein Schwärmer hingegen ist der Maurer, der sich mit Grillen von Goldmachen und Geisterbannen schleppet; der den Stein der Weisen sucht, und auf eine Universalarzney ausgeht; der jedem Aberglauben milden Beyfall nickt, und jede Spükgeschichte in seinen Schuz nimmt; der sich einbildet, man befördere die Aufklärung des Menschengeschlechts, wenn man Bücher voll mystischen und alchymistischen Unsinns allenthalben verbreitet, und uns aus dem hellen Tage deutscher Philosophie in die barbarischen Zeiten Paracelsischer Finsterniß zurückwirft; der alles verachtet, was von ihm abgesonderte Brüder sagen und thun, und sich anstellt als wenn Er allein der Mann wäre, sie alle unter die Füsse zu treten; der sich nie erkundigt, ob diese schismatischen Brüder es etwa durch ächte Weisheit, durch edles Verhalten, durch Selbstverbesserung, durch Liebe gegen den Nebenmenschen, und vorzüglich

als Wahrheit den Enthusiasten. Der Schwärmer macht Gold; der Enthusiast fliegt mit Montgolfiers Luftball in die Höhe.

Der

zuglich gegen alle Maurer höher gebracht haben als Er, sondern sie gleich, unverhört, excommunicirt.

Ein Maurer also, der allgemein die wärmste Menschenliebe über die entferntesten Länder und über alle seine Mitbürger und Landsleute verbreitet, wie die Sonne ihre Strahlen; der, als ein Stiller im Lande, unbemerkt und ungesehen die reinste und erhabenste Tugend, mit der größten Unverdrossenheit, bey jedem Schritte in seinem Leben übt, ist ein grosser edler liebenswürdiger Mann, und ein äusserst ehrwürdiger und herrlicher Enthusiast. Aber ein schwacher unächter Maurer und alter Neuling im Orden, der Alles thut um Aufmerksamkeit zu erregen, aber dann doch nicht will daß ein Unheiliger davon spreche; der es gar für ein Majestätsverbrechen hält, wenn ein Profaner etwa ein Paar Worte darüber schreibt; der den Annulus Platonis, und des Herrn von Plümenök geoffenbarten

Ein-

Der Schwärmer ſieht auſſer ſich und vor ſich, Alles kommen, werden und ſeyn, was Er will, und wie Er ſichs einbildet. Er harret immer in gigantiſcher Hofnung, ſieht was alle andere Menſchen nicht ſehen, und alles was dieſe ſehen, ſieht er nicht. Er fühlt und greift was kein geſunder Sinn gewahr wird. Er höret Stimmen aus der unſichtbaren Welt. Er hat, wie er glaubt, wahre Eingebungen, ſieht Wunder, und thut Wunder. Im Enthuſiaſmus verſchwin-

Einfluß der ächten Freymaurerey in das allgemeine Wohl der Staaten, ſammt dem klaren und deutlichen Unterricht das wahre Roſenkreützeriſche Aſtralpulver des Bruders Damerien ächt zu bereiten, bey Tag und bey Nacht lieſt, und ſogar Hausknechten, Fréres ſervants und Lägethürhütern zu leſen räth; der alſo allenthalben, wo er kann, unter ſeiner blauen Cokarde und hinter ſeinem ledernen Schurz Aberglauben und groſſes Nichts zwiſchen Dampf und Nebel und Rauch ausbreitet, iſt ein Schwärmer.

ſchwindet die Furcht vor Hinderniſſen, die ſonſt den Geiſt binden, und ſeiner natürlichen Wirkſamkeit im Wege ſind; Schwärmer haben eine Kraft die alles niederreiſſet, und alles zerſtöret was Gott und weiſe Menſchen ſagen. Kommt ein ſchwärmeriſcher Kopf vollends in Umſtände, in denen alles auf die Fliegſamkeit ſeiner Phantaſie wirket, und die dann wieder in ihm, ſo wie er auf ihr, alles niederreitet was gegen ihn iſt, dann werden die Worte Gottes misverſtanden, und kühlere Köpfe dürfen gegen ihn ihre Auslegung nicht wagen, wenn ſie nicht, durch ſeinen Sturm und ſeine Blitze, gottſelig wollen geſchleudert ſeyn in jene ſchwarzen Tiefen, wo man nichts höret als Heulen und Zähnklappern (*).

Schwär-

(*) Schwärmer legen die heilige Schrift immer anders aus, als jeder andere Menſch. Unter den

Schwärmerey hat oft und mannigfaltig in der Welt gewütet, wie in der Einsamkeit. Sie ist, wenn sie ins Grosse und Weite wirken will, sehr gesellig, wie man weiß. Sie ist vielleicht die am weitesten herrschende Krankheit unsers Zeitalters. Mitten unter dem Lichte der Philosophie für die Menschheit und die Welt, mitten unter der grossen Revolution im Sehen und Denken, die itzt Kaiser

den Schwärmern, womit die Schweitz immer reichlich versorgt war, zeichneten sich vormals, durch ihre Exegetik, besonders die Anabaptisten aus. Wenn wir nicht werden wie die Kindlein, so mögen wir nicht ins Reich Gottes eingehen, heißt es; und nun seyten sich diese Exegeten nackt auf Stecken und hölzerne Pferdchen, und ritten hin und her in grossen Haufen. Ihre Weiber und Weibsleute galoppirten mit, und ebenfalls nackt. Endlich galoppirten sie alle nach Hause, und warfen sich, in der reinsten Unschuld und Engeley, übereinander und durcheinander, auf Bänke und Betten: damit sie werden wie die Kindlein!

Kaiſer Joſeph in ſeinen Staaten unter ſo vielen Millionen von Menſchen zu bewirken ſucht, ſteigen blos durch Schwärmerey, in mancher deutſchen Provinz, wo man ſonſt auf Aufklärung ſtolz war, ſchwarze Wolken auf, anſtatt neuer Lichtquellen.

Alchymie und Theurgie, Geſpenſterglauben und Jacob Böhmiſcher Unſinn, umnebeln itzt Höfe und Weltleute (*) und Menſchen

(*) Teufelsbanner und Alchymiſten, Prorheten, Zauberer, Sterndeuter, Jongleurs und Schwärmer, Urinbeſchauer und Wunderthäter von jeder Art, waren im Jahre 1782, als bevor die Franzoſen die Kunſt zu fliegen entdeckten, bey den Vornehmen in Paris eben ſo willkommen, wie itzt in Deutſchland. Ohne Erſtaunen höre ich nie, was man ſich darüber in Deutſchland ins Ohr ſagt. Ohne Lachen las ich nie, was man laut und öffentlich darüber in Paris ſchrieb und druckte. Ein Schweitzer aus dem Canton Bern, der ſeit zwanzig Jahren in Paris lebt, und

ſchen ohne Zahl. Sie laufen in Schaaren nach verborgener Weisheit, durch Rauch und Dampf, durch Barbarey und Mitternacht. Man haſſet Wahrheit, und kneift den der ſie ſagen darf, heimlich und öffentlich in die Ohren, wenn man kann. Indem Deutſch-

und ein groſſer und vortreflicher Mann, der Baron d'Eſcherny, ſagt in ſeinen Lacunes de la Philoſophie (Paris 1773) ſehr nützlich für uns: Les Charlatans ſont des eſpèces de plantes, qui croiſſent naturellement ſur le terrein de la Sottiſe humaine. Il eſt du devoir de la Philoſophie de ſarcler ce terrein autant que l'on peut. Et pour parler ſans figure, les Charlatans ſont des hommes qui préférent une exiſtence merveilleuſe, mais paſſagere, à l'exiſtence plus longue du mérite qui ſe produit ſans l'appareil des prodiges; qui ſe plaiſent à réünir ſur quelques points de leur durée, les jouiſſances de gloire, et quelquesfois d'argent, d'une vie entiere. Ils commencent par etre diviniſés, ils finiſſent par etre hués.

Deutſchlands Söhne itzt auf unſern Univerſitäten mehr wahre Aufklärung finden, als da doch nie zu haben war, leſen ihre Väter zu Hauſe den Annulus Platonis. Geheime Weisheit aus Hermes Trismegiſt, und dem göttlichen Annulus, und der Magia Adamica, und dem Compaß der Weiſen, und Grabel, und Gichtel, und Jugel, und Plümenök (*) verdrängen bey einer groſſen Menge von Menſchen alle wahre Phyſik und Philoſophie. Schwärmerey wirft ſich in Deutſchland durch Liſt und Feinheit und tauſend politiſche Künſte, heimlich wie ſie glaubt, und doch zum Erſtaunen merklich, an die Stelle der geprüfteſten und nützlichſten Wiſſenſchaf-

(*) Alle dieſe und hundert andere Schartecken werden in Deutſchland anitzt ſo häufig gedruckt, gekauft, und geleſen; Hermetiſche Weisheit iſt anitzt ſo allgemein, daß ein Wort zur Erklärung dieſer berühmten Namen eben ſo lächerlich wäre, als eine Laterne im hellen Mittagslichte.

ſenſchaften; und dann krähet ein Imaginationsmann in der Schweitz, der wol leider von dieſem Allem nichts weiß: Unſerm Zeitalter Winke, und ſo hämiſche Winke, geben ſich vor Schwärmerey in acht zu nehmen, ſey eben ſo tiefflug, als wenn man die Hottentotten vor dem Misbrauch der Wolfiſchen Philoſophie warnte. Alles ſpreche, predige und lerne, gegen Schwärmerey; der Vater warne den Sohn davor, der Regent den Unterthan, der Profeſſor den Student; und wenn man recht nachfrage, ſo kenne niemand das Thier.

Aber nach allem was man in der Welt ſieht und noch ferner ſehen wird, deucht mich der Vater, der Regent und der Profeſſor, haben alle Urſache ernſthaft und kräftig gegen dieſes Thier zu warnen, das ſich mit hundert Füſſen in die Hirnhöhlen einſchleicht, dort die ſeltſamſten Bewegungen macht, und

den Willen des Menschen so convulsivisch unterjochet.

Schwärmerey wäre nicht gefährlich, wenn nur der allein den Namen eines Schwärmers verdiente, der seine Einbildungen für Empfindungen hält. Keine grössere Schwärmer gäbe es alsdann, als etwa die armen guten Leute, die sich körperliche Krankheiten einbilden, welche sie nicht haben, oder überhaupt Dinge, die nicht sind und nicht seyn können. Aber die Schwärmerey, gegen die man warnt, ist wahre Wuth der Seele, die Alles wagt und Alles thut, was man sich des herrschenden falschen Gedankens wegen für erlaubt hält.

Also gehören mit dem Glauben der Schwärmer auch ihre Werke zum allgemeinen Begriffe der Schwärmerey. Also nicht nur des unregsamsten Mystikers, des staunenden Fakirs, des feurigsten Liebhabers innigste

nigſte Verbindung mit dem höchſten und einzigen Gegenſtand ſeiner Liebe, ſondern auch die proteſtantiſche Aſſociation in London. Alſo nicht nur die Einbildungen aller einſiedleriſchen Grillenfänger in den Wüſten Egyptens, ſondern alle Thaten der Mönche. Alſo nicht nur der ewige Schnickſchnuck unſerer Damen von allen Wundern und Spükereyen, ſondern die täglichen Fortſchritte der neuplatoniſch deutſchen Philoſophie, Theurgie und Cabaliſtik, auf der Nachbarſchaft unſerer Univerſitäten und vor dem Barte unſerer Philoſophen. Alſo jede theologiſche, moraliſche, politiſche, beutelſchneideriſche, und Volksvernunft erwürgende Schwärmerey.

Alſo iſt jeder Keim von Schwärmerey in unſerm Zeitalter, wie in jedem andern, ſehr gefährlich. Jeder kräftige und kühne Einwirker in die Meinungen des Volks iſt, ſo viel ich von der Sache ſehe und verſtehe, in

einigen groſſen Staaten und in allen Republiken, nichts weniger als ein gleichgültiger Mann, ſobald man weiß daß er gerne ſchwärmt. Jeſuiterey ſteckt nur gar zu oft hinter affektirter Chriſtusliebe, und politiſcher Salbung. Lord George Gordon ward in Schottland auf einmal ein ſehr gefährlicher Mann, nicht deswegen, weil er ſich nicht mehr friſieren und pudern ließ, und kurze abgeſchnittene Haare trug, ſondern weil er auf einmal alles mitmachte was zum äuſſerlichen Anſehen eines ſtrengen Presbyterianers gehöret. Alle religöſen Eiferer in Schottland ſahen auch darum gleich in dieſem jungen Imaginationsmann einen groſſen Heiligen. Er ward gleich Preſident aller proteſtantiſchen Aſſociationen. Im Parlament ſprach er gegen die Hofparthey und gegen die Oppoſition oft ſehr witzig, und immer halbklug. Endlich ſpielte er im Jahre

1780

1780 die Rolle, durch die er itzt so berufen ist und bleiben wird. Aber der Englische Pöbel wußte freilich nicht, daß dieser grosse Heilige, unter allen um Christi willen durch ihn veranlaßten Scenen von Mord, Brand und Verwüstung, auch jede Nacht zu einer öffentlichen Hure schlich (*).

Aeusserst gefährlich ist jeder Keim von Schwärmerey, auch für den vernünftigsten Kopf, wenn er ihn nicht so frühe und so glücklich durch ein thätiges und nützliches Leben niederdrückt, wie der berühmte Doctor Fothergill. Dieser im Jahre 1780 in London verstorbene Arzt hatte vielleicht alle seine Vernunft seiner Profession zu verdanken, weil sie ihn zwang mit vielen Men-

 schen

(*) Jeder Schritt und Tritt von Lord Georg Gordon ward natürlicher Weise in dieser gefährlichen Zeit beobachtet: und es fand sich, daß er jede Nacht einige Stunden bey Mylady Grosvenor zubrachte.

schen umzugehen, und weil wirklich bey dieser Profession das meiste auf Vernunft und Beurtheilungskraft ankommt. Fothergill hatte heroische Anlagen zur Selbstverleugnung; denn wenige Jahre vor seinem Tode beichtete er einem seiner Freunde, er habe eben so wie Newton, in seinem Leben nie kein Weib berühret. Ein Quaker ist er zwar gewesen, aber nichts in der Welt weniger als ein Schwärmer, so viele Anlage er auch vielleicht in den verborgensten Tiefen seiner Seele dazu hatte. In Edinburgh betrug er sich schon als Jüngling anständig, ehrbar, mässig, bescheiden und stille. Kein Mensch hielt ihn für einen Imaginationsmann; und dessen ungeachtet, hatte er einst, ohne daß ein Mensch damals, oder seitdem, die Ursache errathen können, den excentrischen Einfall, nackt bey hellem Tage durch eine Hauptstrasse von Edinburgh zu gehen, und in einem

nem Anfalle von Schwärmerey die Rache Gottes allen Einwohnern dieser Stadt zu verkündigen.

Etwas ähnliches that der heilige Franz von Assisi, von dem Herr Spittler in Göttingen, der Verfasser einer nervichten und lichtvollen Kirchengeschichte, sagt: man erzeige ihm alle Ehre, wenn man glaube, es habe ihm im Kopfe gefehlt. Aber Franz schwärmte sein Lebenlang, und Fothergill nur auf einen Tag. Mit Recht seines liederlichen Lebens müde, ward Franz einmal in einer Krankheit bange, es möchte am Ende damit nicht gut gehen; und nun wandelte er, ungefehr wie Fothergill, in einem ganz zerrissenen Kleide, halb nackt und mit blossen Füssen durch die Strassen von Assisi, um sich, wie er sagt, an den Spott und an das Gelächter der Weltkinder zu gewöhnen. Sein Vater dachte, es spüke in seinem Ko-

yse, und hatte nicht ganz unrecht. Er wollte seinen Sohn einschliessen; aber Franz entgieng ihm, und begab sich zu dem Bischof der Stadt. Dieser ließ den Vater hohlen, der ihm dann allerley Vorstellungen machte. Franz zog seine Lumpen aus, warf sie seinem Vater vor die Füsse, und sagte, dieses Kleid hatte ich noch von euch, itzt gebe ich es euch zurück, ihr waret mein Vater auf Erden, und nun sage ich weiter nichts mehr, als Vater unser der du bist im Himmel. Entzücket durch diese Rede des nackten Schwärmers, warf ihm der Bischof seinen eigenen Mantel um, und ermahnte ihn bey seiner Begeisterung und seinen hohen Gesinnungen zu beharren. Nun verließ Franz die Stadt, gieng in die Wälder, betete und sang. Hätte dieser Heilige sich solche Geschäfte machen können wie Forthergill, so wäre er mit wenigerm Ruhme weit nützlicher

geworden; hätte Fothergill einsam und eben unter einem so abergläubigen Volke gelebt wie Franz von Assisi, so hätte man ihn eben so unvernünftig und toll gelobt und vergöttert wie den närrischen Franz.

Genug sey dieß von Schwärmerey, nach ihren verschiedenen Seiten und Wirkungskreisen betrachtet. Auch genug für solche die mich nicht kennen, zum Mahlzeichen meiner Denkart über solche Gegenstände. Meine Untersuchung geht hier nur auf Schwärmerey die in der Einsamkeit entstehet, und die auch Böses genug in der Welt gewirket hat.

Schwärmerey von mehr als einer Art wärt vielleicht von kurzer Dauer, wenn Einsamkeit nicht ihr Oehl in dieses Feuer göss. Wer sich einbilden kann was er will, phantasirt auch gerne bey guter Musse, so viel er kann. Alles beruhet hierbey auf äusserer

Stille

Stille und einer warmen fliegsamen Einbildungskraft. Verlieret sich der Geist eines Mönchs nicht ganz in gedankenloser Contemplation, verdirbt ihn das beständige Lesen einschläfernder Asceten und aller Menschenvernunft beraubter Legenden nebst dem Zeitermässigen und stundenlangen Chorgeschrey nicht ganz zu allem Nachdenken, macht ihn die beständig unterbrochene Nachtruhe bey Tage nicht immer schläferig, und erhält sie seine Seele nicht in einem beständigen Taumel und in unüberwindlicher Trägheit, so schwebet doch über seinem Kopfe die stets gegenwärtige Gefahr der Einsamkeit.

Sie schwebet über jedem guten wie über jedem leeren Kopf, der sich finstern Vorstellungen ganz überläßt, seine Einbildungskraft nicht auffer sich sondern ganz gegen sich kehret, und vor allem was sie zerstreuen könnte sorgfältigst verwahret. Der sehr gelehrte

Abt

Abt Molanus in Hannover bildete sich in seinen letzten Lebensjahren ein, er sey ein Gerstenkorn. Er sprach dabey sehr vernünftig über alles und mit allen die ihn besuchten; aber der Herr Abt wollte durchaus nicht mehr aus seinem Hause gehen, weil er besorgte die Hüner möchten ihn fressen.

Weibliche Imagination ist immer reitzbarer als Männerimagination, und daher ist jene bey einem äusserst einsamen Leben und beständiger Einkehr in sich selbst für jede Thorheit empfänglich. Daher wird in Waisenhäusern, Hospitälern und Klöstern die Nervenkrankheit von einem Mädchen so leicht und schnell die Krankheit von allen. Ich habe in einem guten mediciniſchen Buche gelesen, es sey in einem sehr zahlreich besetzten Nonnenkloster in Frankreich einer Nonne eingefallen, nach Katzenart zu mauen; eine kurze Weile nachher mauten andere Nonnen auch.

auch. Endlich mauten alle Nonnen jeden Tag auf eine beſtimmte Zeit, verſchiedene Stunden nacheinander, gemeinſchaftlich. Die ganze Chriſtenheit umher hörte, mit gleichviel Aergerniß und Erſtaunen, dieſes tägliche Katzenconcert, das nicht nachließ, bis alle dieſe Nonnen beredet worden, man habe, von Policey wegen, vor den Eingang des Kloſters eine Compagnie Soldaten geſtellt, und nun werden dieſe Soldaten eine Nonne nach der andern über das Knie legen, und ihr ſo lange auf ihren nackten Hintertheil die Ruthe geben, bis ſie verſpreche nicht wieder zu mauen.

Wegen der Entzündlichkeit der weiblichen Imagination iſt es überhaupt, auch auſſerhalb der Einſamkeit eines Kloſters, bey Weibern nicht ungewöhnlich, daß alle ſchnacken was eine ſchnacket, alle glauben was eine glaubt, alle ſchreyen wenn eine ſchreyt, und

alle

alle mauen wenn eine maut. Die weisse Frau und der Monddoctor in Berlin, und die Wunderfrau in Hannover, sind traurige Beweise daß man uns nicht Fabeln erzählet, wenn man uns sagt, daß es in den Köpfen der meisten Weiber nicht nur in Absicht auf ein Gespenst oder einen Doctor spükt, sobald es bey einer spükt, sondern in Absicht auf Alles, was irgend einen entzündlichen Punkt in ihrer Seele trift. So entstand eine Epidemie unter den Milesischen Mädchen die sich truppweise erhenkten; so kam eine Epidemie unter die Weiber in Lyon, die sich gemeinschaftlich in die Flüsse stürzten.

Vor allen Weiberepidemien die ich in Deutschland selbst gesehen habe, oder deren Geschichte mir bekannt ist, zeichnet sich doch die berühmte Klosterepidemie des funfzehnten Jahrhunderts am besten aus, die Cardan erzählet, und die eigentlich beweiset was ich

hier

hier beweisen will. In einem deutschen Nonnenkloster fiel es einer Nonne ein, alle ihre Mitschwestern zu beissen; es vergieng eine kurze Zeit, und alle Nonnen dieses Klosters bissen sich durcheinander. Bald verbreitete sich das Gerücht von dieser Nonnenwuth; aber nun gieng sie auch von Kloster zu Kloster durch einen grossen Theil Deutschlands, zumal Sachsen und Brandenburg. Nachher kam sie in die Nonnenklöster von Holland, und die Nonnen bissen sich endlich bis nach Rom.

Kein Ende von Geschichten wäre, wenn ich die ansteckende Kraft der Imagination wollte noch weiter verfolgen. Man schliesse aber nur aus diesem Wenigen, auf das was Einsamkeit durch die Imagination auch bey jedem einzelen Menschen vermag, der sich gegen ihre Gefahren nicht schützet. Die Nachthaube zieht man sich, in stiller Ruhe,

nur ganz über das Geſicht; oder man ſitze und ſtaune Tag und Nacht und ganze Jahre hindurch, und lebe nur immer in ſeiner eigenen traurigen Geſellſchaft, wenn uns nichts mehr abhalten ſoll von uns ſelbſt und von allen unſern Grillen. Wie leicht finden ſich alsdann Träume und Viſionen von Engeln und Teufeln, Wunderglauben und Wundergeſchichten; wie leicht greift man alsdann nach dem blauen Dunſt der Goldmacherey; wie leicht wird in religiöſer Ruh ein ſchwacher Kopf aberglaübiſch und ein Schwärmer närriſch. Wer ganz aus ſich ſelbſt leben will, hat das beſte Mittel gefunden bald zu verhungern; denn er nährt ſich, wie ein alter Weiſer ſagte, von ſeinem Hirn, und frißt ſein Herz.

Ein Blick ins Groſſe und Weite wird aber aus Beyſpielen der Einſamen von allen Religionen noch treffender zeigen, wie die Ein-

bildungskraft mit allen dazu erforderlichen Hülfsmitteln in der Einsamkeit rappelt; wie diese Einsamen ihren Geist zu befreyen glaubten, wenn sie ihre Kaputze über das Gesicht zogen; wie sie durch die Einschläferung ihrer Sinne hofften der Welt besser abzusterben und der Sünde leichter zu entgehen; und wie sie dann in diesem Imaginationsrausch in den Himmel hinein eben so deutlich sahen, als ein Betrunkener in die Vorgänge dieser Welt.

Geburten der Einsamkeit waren alle die abscheulichen Schwärmereyen der aus Trümmern der Lehren des Pythagoras und Plato entstandenen neuern Platoniker. Ihre Brüder, die christlichen Mönche und Anachoreten, kamen in ihren Einöden um ihre Vernunft. Einsamkeit erzeugte die Fakire von Indien, und die zu allen Religionen sich passende Sekte der Mystiker, die mit Staunen und Hucken im Stillen ihr Leben hinbringt,

und

und ſo gerne in Werkſtätten der Schuſter und alchymiſtiſchen Küchen, alten Bergſchlöſſern, Klöſtern und Conventikeln faſelt und ſpükt.

Der Weltheiland gab allen Menſchen nur eine Lebensregel. Aber Begierde die Heiden nachzuahmen unter denen ſie lebten, erregte bey den Chriſten den Wahn, es gebe weniger nicht als zwey Wege zum frommen und heiligen Leben; einen für alle und einen für wenige; einen niedrigen und einen hohen; einen für geſchäftige Menſchen und einen für Müſſiggänger; einen für Weltleute und einen für Weltüberwinder. Eben ſo machten ſich die neuern Platoniker in Alexandrien eine doppelte Lebensregel. Die eine war nur für gemeine Menſchen, die andere für Philoſophen; jene ſollten nach der Natur leben, dieſe ſollten ſich über die Natur erheben. Es gehörte zu ihrer Philoſophie, daß man allen

Wust des Körpers und der Sinnlichkeit abschüttele, die Menschen fliehe, der Wollust entsage, weder Wein noch Fleisch zu sich nehme, und sich scheue vor der rechtmässigen ehelichen Liebe, als einem Hindernisse eines heiligen Lebens und der Vereinigung mit Gott. Nur wenige von diesen heidnischen Philosophen waren darum verheyrathet, denn sie hielten den Genuß eines Weibes für eine Befleckung der Seele. Alle suchten in der Einsamkeit und im Stillen ihren Körper zu reinigen, ihre Seele zu entkörpern; und so hofften sie schon diesseits des Elisiums die Vereinigung mit der Gottheit, und nach abgelegter Bürde des Fleisches ihre Erhebung zum Himmel, ohne die andern Menschen vorher nöthige gröbere Purganz.

Aus der Vereinigung dieser heidnischen und christlichen Grillen entstand schon bey den Christen des zweyten Jahrhunderts eine

doppel-

doppelte Moral. Nach der Moral der welt-überwindenden Müssiggänger erhub man sich zu einem weit vortreflichern und höhern Grade eines wahrhaftig christlichen Lebens, wenn man seinen Leib abtödtete, und dann gerade, ohne weitere Umstände, in den Himmel aufflog. Also verboten sich diese Müssiggänger alles was die übrigen Christen reitzte, alle Weltgeschäfte, Fleisch, Wein und Weiber. Sie suchten die höchste moralische Vollkommenheit durch Wachen, Enthaltsamkeit und Hunger jeder Art, zogen in Wildnisse und wüste Oerter, und erwarteten ihre Seligkeit, indem sie durch solche Uebungen sich von aller Sinnlichkeit befreyten. Gewöhnlich gab man ihnen den Namen der Ascetен; sie hiessen aber auch Philosophen und Philosophinnen, und unterschieden sich von den übrigen Christen durch ihre Kleidung und ihr ganzes äusserliches Wesen.

Egypten war das Vaterland und die Pflanzschule von allem diesem religiösen Unfug. Der Egyptische Geschmack lenkte von jeher zum Uebertriebenen. Die Heiligen dieses Landes liebten, wie die Künstler, mehr das Uebertriebene als das Schöne. Egypten war der alte Sitz der Melankolie und des Aberglaubens. Seine Priester brachten von jeher das größte System von Ausschweifungen in Gang, und benebelten dadurch Religion und Philosophie.

Das machte den heiligen Antonius zum Lycurg der Egyptischen Wüsten. Aus Flicken heidnischer Weisheit und Afterweisheit, und durch eine Wuth die sich wie ein Strom über ein so abergläubisches Volk ergoß, entstanden christliche Mönche und Anachoreten. Es blieb aber doch immer ein merklicher Unterschied zwischen ächter Pythagoräischer Philosophie und Mönchsphilosophie. Pythagoras

goras wollte gar nicht den Leib plagen, sondern ihn blos zu den Geschäften der Seele geschickt machen; die Mönche hingegen glaubten schon durch die freywillige Marter ihres Körpers das Aeusserste versucht zu haben, und bildeten sich darauf so viel ein, daß sie glaubten, nun sey Alles richtig. Um ihre Seele mit Gott zu vereinigen, wähnten alle von Antonius erzeugte Schwärmer, sie haben weiter nichts zu thun, um des Himmels würdig zu seyn, als nur zu einsiedeln.

Den hohen und prächtigen Grundsatz von der Kunst über die Natur zu leben, ergriffen die christlichen Einsamen so gut, daß sie vom Menschen alles foderten was nicht menschlich ist. Ein sehr schmutziger Pater, der Mönch Serapion, kam, wie Heraclides in seinem Paradiese erzählet, aus der Thebaischen Wüste nach Rom, und wollte da eine Jungfer prüfen, die ihn versicherte, sie habe der Welt

entsagt. Gut, sprach Pater Serapion: und nun befahl Er ihr, auf einem öffentlichen Platze in Rom, sie soll sich da nackt ausziehen, Er wolle eben das thun, dann wollen sie beyde ihre Kleider auf den Rücken nehmen, und zusammen nackt durch alle Strassen von Rom ziehen; Er wolle voraufgehen, und sich nicht schämen. Nein, sprach die Jungfer, so weit habe ich der Welt nicht entsagt; aber ich will beten, damit ich es so weit bringe. Pater Serapion erwiederte: sieh Schwesterlein, wenn du das nicht kannst, so glaube nicht an deine Grösse, rühme dich nicht, du seyest eine Weltüberwinderinn; denn eben hast du gezeiget, daß du noch nach der Natur lebst und den Menschen gefallen willst.

Von solchen Grundsätzen der weltüberwindenden Hallunken erklang der ganze Orient. Wer Ohren hatte zu hören, warf seine Klei-

der

der ab; entriß ſich allen Aemtern und Geſchäften, jagte ſein Geſinde zum Hauſe hinaus, ſtürzte ſich in Kummer, Mangel und Elend, und war äuſſerſt glücklich, wenn er ſeine Hirnwuth behielt.

Alle dieſe Grundſätze und Lebensregeln hatten nun einen allmächtigen Einfluß auf die Imagination in der Einſamkeit. Alles ward bey dieſer beſtändigen Einkehr in ſich ſelbſt, bey Mangel und Kummer in jedem ſpitzfindig ausgedachten Ungemach noch toller, weil man wähnte, Bläſſe und Dürre gehöre zur Zierde eines Mönchs, Magerkeit ſey ein Weg zum Himmelreich, und durch Hunger vertreibe man böſe Gedanken. Hieronymus verſichert von der heiligen Paula, ihre Tugenden haben alle menſchliche Begriffe übertroffen. Es iſt wahr, Paula aß Aſche wie Brodt. Die Feyertage ausgenommen genoß ſie kaum et-

was Oehl; und dieß alles zur Sicherung ihrer Keuſchheit (*).

Dieſe Kloſterdiät hatte theils die erſten Anordnungen Gottes für die Juden, theils die misverſtandenen Reden unſers Heilandes, und theils auch die übel ausgelegten Lehren des Pythagoras vor ſich; aber in der Einſamkeit ward, wenigſtens ſo weit man ſehen konnte, jede Lebensregel überſpannt.

Pythagoras rieth ſeinen einſamen Schülern eine ſehr vernünftige Diät für Körper und Seele. Er hoffte ſie würden beſſer zur Beſchaulichkeit aufgeleget ſeyn, wenn ſie von der Anſtrengung des Geiſtes zu körperlichen Bewegungen übergiengen, im Laufen ſich übten, im Ringen, und im Tanzen; er vergönnte ihnen ſogar in dieſen Erhohlungsſtunden den Umgang mit Eingebohrnen und Fremden. Die Nachfolger des Pythagoras unter

(*) Ut tuta ſit pudicitia, ſagt Hieronymus.

unter den Brachmanen in Indien lebten ebenfalls von Speisen aus dem Pflanzenreiche, und enthielten sich unter ihrem heissen Himmel des Fleisches. Die wirklich in mehr als einem Betracht ehrwürdigen Therapeuten hatten sichs zum Gesetze gemacht, ihre Speise nie als nach Untergang der Sonne zu nehmen; sie baten um diese Zeit Gott um Befreyung ihrer Seele von allen irdischen Dingen, damit sie desto geschickter sey die Wahrheit zu suchen. Die Indianischen und Muhammedanischen Gesetzgeber nahmen in ihren geistlichen und weltlichen Anordnungen immer Rücksicht auf das Clima, und die dadurch vergrösserte Nothwendigkeit einer guten Diät.

Aber die in ihren Einöden der Amtsführung ihrer Imagination überlassenen Menschen giengen jählings über diese Vorschriften hinaus. Hunger ward ihr Leben und

ihre

ihre Freude. Durch Hunger ſuchten die angeblichen Pythagoräer und neuern Platoniker die nähere Gemeinſchaft mit der Gottheit, und die Entbindung des Geiſtes von ſeinem Körper. Unter den Egyptiſchen Therapeuten fanden ſich ſolche, die von der Weisheit ſo geſättiget waren, daß ſie bis an den ſechsten Tag ohne die geringſte Speiſe lebten. Die groſſe Menge von Chriſten, die den Pythagoräiſchen und Neuplatoniſchen Lehrſätzen von der Kunſt über die Natur zu leben den wärmſten Beyfall gaben, hungerten in ihrer Einſamkeit ihren Körper ſo lange aus, bis ſie darüber ganz von Sinnen kamen. Auch den Durſt hielten ſie für ein ſo groſſes Verdienſt, daß einſt der groſſe Macarius, einem ſeiner Schüler, der in der Mittagshitze vor Durſt faſt vergieng und ihn um Waſſer bat, ſehr lakoniſch zur Antwort gab: ſteh im Schatten!

So

So hungerten und durſteten auch die Enkratiten in Syrien, und endlich im vierten Jahrhundert die Mönche, wie ſie ſagten, überall. Alle, um ſich dadurch Gott zu nähern, und den Himmel zu verdienen. Bey den Indianiſchen Einſamen iſt Hunger das gröſte Verdienſt, und bekanntlich fäult der Hunger die Säfte, führet zu böſen Fiebern, und zur gänzlichen Raſerey. So verſchwand in der Einſamkeit die Reinheit jeder Lehre, weil die Einſamkeit die Imagnation überſpannte und verrückte; und ſo verwandelten ſich auch bey den chriſtlichen Einſamen alle Geſetze der Vernunft und des Glaubens in Schwärmerey und Thorheit.

Einſamkeit gebahr bey dieſer Mönchsſittenlehre, zur Unterdrückung jeder gefährlichen Leidenſchaft, in den warmen Köpfen der Einſamen auch jedes andere Hülfsmittel zur Kreutzigung und Qual des Fleiſches.

Kreu-

Kreutzigung und Qual des Fleiſches hielten die angeblichen Pythagoräer und neuern Platoniker für eine Stufe zur Verbindung mit Gott. Die chriſtlichen Aſceten ſchimpften und pinigten, in dieſer ſanften Hofnung, mit wahrer Wolluſt ihren verhaßten Leib. Es war eine groſſe Kleinigkeit für einen Aſceten, ſich zu entmannen. Dieſe blutige Operation ward überaus hochgeſchätzet. Der heilige Hieronymus rieth den Mönchen und Einſiedlern jedes Glied wegzuſchneiden das ſie ärgere, und der heilige Mann wußte ſelbſt gar zu gut, wo der gröſte Aerger ſitzt. Die Weltüberwinder in der Thebaiſchen Wüſte verdammten ſich entweder in tiefen Klüften zu ewiger Einkerkerung; oder ſie warfen ihre Kleider ab, und ſchwärmten nackt umher mit den Thieren des Feldes. Alles was toll war, galt in dieſen Zeiten für göttlich. Die meiſten Egyptiſchen Mönchswohnungen waren ein Fegfeuer

auf

auf Erden, und die gröſte Kaſteyung des Leibes war die gröſte Tugend der Mönche.

Moſes, ein Egyptiſcher Abt, warf zum Unterricht ſeiner Lehrjünger ſeinen Mantel ab, trat darauf mit ſeinen Füſſen, und ſprach: wer ſich nicht ſo zertreten läſt, wird kein Mönch. Einen beſtändigen Geſtank unterhielt der Abt Arſenius durch faule Palmblätter in ſeiner Celle; er hoffte, ſo entgehe der Menſch dem ihm bevorſtehenden Geſtank der Hölle. Unter einer kleinen mit Riedgras bedeckten Hütte lebte der groſſe Hilarion von ſeinem ſechszehnten bis in ſein zwanzigſtes Jahr. Sodann bante er ſich eine Celle die niedriger war als er; vier Fuß breit und Fünf Fuß hoch; ſie war einem Grabe ähnlicher als der Wohnung eines Menſchen, und da wohnte er bis in ſeinen Tod. Dorotheus verbarg ſich ſechzig Jahre in einen Fels. Johannes der Seher ſtand in der Egyptiſchen Wüſte, drey Jahre nacheinander

unter

unter einem Fels, betete immer, ſetzte ſich nie und legte ſich nie, indeß da ſeine Beine aufbrachen und Eiter daraus floß. Macarius von Alexandrien ſaß auf einem Berge in einer ganz verſchloſſenen Celle die ganze Faſtenzeit hindurch im Dunkeln; er hatte eine andere Celle wo er die Füſſe nicht ausſtrecken konnte. In dieſer Celle ſtach ihn einſt eine Schnaake in den Fuß; er tödtete das Thier. Aber dieſe That machte ihm ſo angſt, daß er in eine Scytiſche Einſamkeit zog, wo er ſich für ſechs ganze Monate, nackt, unter einen entſetzlichen Schwarm von Schnaaken hinwarf, die ſo groß waren als Hornuſſen, und dem heiligen Manne völlig den Theil durchlöcherten worauf man ſitzt. (*).

Allen

(*) Der Gewährsmann dieſer trübſeligen Geſchichte iſt Heraclides, Biſchof von Bythinien, in ſeinem Paradiſus, ſeu de ſanctis Egypti et variorum locorum patribus. Dieſer Heraclides hatte vier Jahre hindurch in der Thebaiſchen Stadt Anthina gelebet, und von da aus alle Thebaiſchen Klöſter beſuchet, und alle in felſichten Höhlen lebende Anachoreten.

Allen Wahnwitz der ganzen Republik der Weltüberwinder faſſet einer der weiſeſten Kirchenſchriftſteller aus der Mitte dieſes Jahrhunderts, der groſſe Kanzler von Mosheim, mit folgenden Worten in einen Brennpunkt zuſammen: unter wilden Thieren und nach der Art der wilden Thiere leben; raſend und nackt in wüſten und einſamen Gegenden umherirren; den ausgedörrten Körper mit Gras und Heu ernähren; Anblick und Umgang der Menſchen fliehen; an einem Orte und auf einem Fleck viele Jahre unter freyem Himmel, ohne die geringſte Bewegung ausharren; in enge Cellen ſich ſelbſt bis an das Ende ſeines Lebens einſperren; dieß hieß Frömmigkeit, und Streben nach Gott in Stille und Verborgenheit.

Ungeheuer waren alſo die Heiligen jener Zeit; und doch wähnte man, ſie leben in beſtändigem Umgange mit himmliſchen Geiſtern.

ſtern. Sulpicius Severus erzählet die Geſchichte eines dieſer Heiligen. Er irrte, als ein Freund des Sulpicius jene Gegenden beſuchte, ſchon nahe an funfzig Jahre am Sinai herum, ohne alle Bedeckung als ſeine eigene Haut, und ohne jemals ſich den Wohnungen der Menſchen zu nähern, oder ſich von denen anreden zu laſſen die ihn ſuchten. Vor fünf Jahren, hieß es, ſey jemand ſo glücklich geweſen mit ihm zu ſprechen; und als dieſer ihm geſagt, warum er denn allen menſchlichen Umgang ſo ſehr fliehe, habe er geantwortet: wer mit Menſchen umgehe, tauge nicht für die Geſellſchaft der Engel (*).

Mala-

(*) Zu der Geſellſchaft der Engel haben ſich ſeitdem Heilige und Heiliginnen der catholiſchen Kirche durch nicht weniger merkwürdige Methoden vorbereitet. Mutter Paſſidea von Siena ſchlief zu dieſem Zwecke gewöhnlich auf einem Brett, oder auf der platten Erde. Zuweilen ruhte

Malabariſche Einſame ſuchen noch in unſern Zeiten Gott dadurch zu gefallen, wenn ſie ganze Monate nackt auf einem Fleck ſtehen, und die ſenkelrechten Strahlen der Sonne mit ihrem Schädel auffaſſen; wenn ſie ih-

ruhte ſie auf Kirſchkernen oder Beſenreiſern. Sie gieng gewöhnlich barfuß, oder wenn ſie Schuhe trug ſo legte ſie Erbſen oder auch heiſſen Schrot hinein. Bey dem Gebete kniete ſie auf Diſteln und Dornen, oder auch am häufigſten auf einem groſſen Reibeiſen oder auf eiſernen Platten voll Stacheln und Spitzen, manchmal auch wol auf glühenden Nägeln oder Eiſenblech. Sie erfand ſogar eine neue und bisher unbekannte Mortification. In den Rauchfang eines Schorſteins hieng die heilige Mutter Paſſidea ſich auf, wie einen Schinken; und zwar die Füſſe oben und den Kopf unten. Sodann ließ ſie Feuer von Heu oder naſſem Stroh machen, um die Pein des dicken Dampfs ſo wol als der Flammen recht zu genieſſen, ihr Fleiſch kräftiger zu kreutzigen, und dadurch dem Umgang der Engel immer näher zu kommen.

re Arme und Beine so lange unbeweglich ausstrecken bis sie alle Beweglichkeit verlieren; wenn sie auf den Händen gehen und ihre Beine in die Höhe strecken; wenn sie sich den Rücken durchstechen lassen, ein Seil durch die Wunde ziehen, und sich damit an eine Art von Galgen aufhängen. Heissen solche Handlungen Tugend und Frömmigkeit und Streben nach Gott in der Stille und in der Verborgenheit, so könnte man die Namen dieser Malabarischen Heiligen auch in unsere Kalender aufnehmen, und auch vor ihren Bildern niederfallen, damit sie im Himmel für uns beten.

Solche Schwärmereyen und solchen Wahnwitz hat also Einsamkeit unter Völkern von so ganz verschiedenem Charakter und so ganz verschiedener Religion erzeuget, und so muß sie doch wol die Imagination zuweilen irre führen und berücken.

Betrü-

Betrüger waren mehrentheils die erſten chriſtlichen Einſiedler nicht, ſondern nur Narren. Die meiſten giengen ehrlich zu Werke und in wahrer Einfalt des Herzens. Etwas von Schurkheit (*) miſchte ſich zwar ab und zu in ihre Katzbalgereyen mit dem Teufel; da man aber doch bey den meiſten Einſiedlern an der Regſamkeit ſolcher Leidenſchaften nicht zweifeln kann, gegen die dieſe heiligen Sonderlinge am meiſten ſtritten, ſo möchten ſie auch leicht auf die Einbildung verfallen, der Teufel ſey im Spiele, wenn es ihnen nicht gelang ihr Herz vor böſen Lügen zu verwahren.

Schwärmerey und durch Einſamkeit erregte Hitze und Fliegſamkeit ihrer Köpfe

(*) Inepti homines, ſagt der heilige Hieronymus, demonum contra ſe pugnantium portenta conſingunt, ut apud imperitos et vulgi homines miraculum ſui faciant, et exinde lucra ſectentur.

wars, wenn die Egyptischen und Orientalischen Einsiedler sich einbildeten, durch Glauben und Gebet geschehen Wunder. Wissen konnten sie zwar, daß Petrus den Juden gesagt hatte, sie werden ebenfalls die Gaben des heiligen Geistes erhalten, wenn sie sich bekehren, denn sie seyen auch ihnen und ihren Kindern und vielen aus den Heiden verheissen. Gott hat auch ohne Zweifel dieselben den ersten Nachfolgern der Apostel noch verliehen. Aber ob man gleich in Absicht auf die Zeit nicht einig ist, da diese Gaben aufhörten; obwol die catholische Kirche wähnt, sie haben nie aufgehöret; obwol Herr Lavater in Zürich sogar exegetisch behauptet, jeder Christ könne unter gewissen Bedingungen noch anitzt (*) Wunder thun, so

(*) Lavater, ein grosser Originalkopf und zuweilen fast übermenschlich kühner Denker, macht schon viele

ſo muß man ſich doch erinnern, daß die Anachoretenzeit, aus der man uns die meiſten Wunder erzählet, auch eben die Zeit war, in welcher der gröſte und lächerlichſte Aberglau-

viele Jahre her, mit der edelſten Abſicht und dem ſchlimmſten Erfolge, einen Glaubensartikel aus dieſer rieſenmäſſigen Lehre. Mir, und allen ſeinen übrigen Freunden die ſich nichts aufbinden laſſen, that dieß herzlich leid. Aber keck und kühn hält Lavater, nebſt noch einigen andern Imaginationsmännern, ſeine Lehre nicht nur für demonſtrirt, ſondern vollends für den untrüglichſten Probierſtein eines wahren Chriſten.

Samen dieſer Lehre ſtreuen die Herrn Imaginationsmänner in Zürich wahrlich auch da aus, wo man ſie nicht vermuthet. Als ich daher das Leben des groſſen Carls Barromäus las, das einer dieſer Imaginationsmänner unübertreflich beſchrieben hat, war ich, ich geſtehe es, dumm genug, daß ich gar nicht begriff was der auf dem Titel dieſer Schrift ſtehende Denkſpruch bedeute: O quanta ſub nocte jacebat ejus dies!

Unmög-

he überall geherrſchet, und die Chriſten eben ſo ſehr, oder noch mehr, ergriffen hätte als die Heiden.

Es

Unmöglich, dachte ich, hat dieſer wirklich erhabene Schriftſteller damit andeuten wollen, es ſey doch ewig Schade daß der Cardinal Barromäus nicht Pfarrer oder Diakon in Zürich war! Aber einer der größten und aufgeklärteſten Theologen Deutſchlands, den ich darüber befragte, zeigte mir ſehr leicht aus einigen deutlichen Stellen am Ende dieſer Schrift: der Mangel des herrlichen Borromäus ſey in den Augen ſeines Lebensbeſchreibers nicht das, was ihm etwa von dem Geiſte der Möncherey noch ankleben mochte; denn in ſeinen Zeiten und Umſtänden, war eben wegen der geraden einfältigen Ehrlichkeit ſeines Herzens, deſſen Vermeidung ſo gut als unmöglich. Sondern den hellen und groſſen Tag des Cardinals habe die Dunkelheit tiefer Nacht noch umhüllet, weil er von Herrn Lavaters exegetiſch erwieſenen Lieblingshypotheſe noch nichts wußte.

Höchſt

Es iſt eine unleugbare Anmerkung eines unſerer gröſſten Denker, des Herrn Meiners in Göttingen, daß die Heiligen und angebli-

 chen

Höchſt wahrſcheinlich weiß aber auch, weder Herr Lavater noch irgend ein Freund ſeiner Wundertheorie, daß im Jahre 1715 in London ein Buch herauskam, welches weit mehr als Lavateriſche Wunder verkündigt, und dann doch Herrn Lavaters ganze Wunderexegetik verdächtig macht. Das Buch heißt: An Argument proving, that according to the Covenant of eternal Life revealed in the Scriptures, man may be translated from hence into that eternal Life, without paſſing through Death, altho the human Nature of Chriſt himſelf could not be thus translated till he had paſſed through Death.

John Asgill, ein Engliſches Parlamentsglied, und ein offenbarer Religionsſpötter, iſt der Verfaſſer dieſes tückiſchen Buches. Gleich auf dem Titelblatte ſagt Er: Nec vanis credite verbis; aſpicite en! faciatque fidem conſpectus. Er hatte Recht, zu verlangen daß man ihm nicht glaube;

chen Wunderthäter, unter den Chriſten der erſten Jahrhunderte, von den Heiligen und Wunderthätern der Heiden mehr dem Scheine

glaube; denn Er behauptet durch ſein ganzes Buch: es ſey eine bloſſe Einbildung, daß der Menſch ſterben müſſe, weil jeder nur wollen dürfe was er kann, wenn er Luſt habe aus der Welt, ohne Tod, gerade in den Himmel zu fliegen.

Nach Lavaters Grundſätzen giebt es allerdings Leute, die alles können was ſie wollen. Aber Aſgill, der Schalk, verräth genug durch das Motto ſeines Buches, und den burleſken Ton ſeiner Schreibart, was Er will. Alſo wünſchte ich blos von irgend einem Vertheidiger der Lavateriſchen Wunderexegetik, wenn er Aſgills Buch geleſen hätte, zu wiſſen: Ob Er, zwiſchen der Art wie der Engländiſche Religionsſpötter aus den Verheiſſungen Jeſu die Kraft des Glaubens zum ununterbrochenen Leben beweiſet, und der Art wie Herr Lavater die von ihm behauptete Kraft des Glaubens und Gebets aus ähnlichen Verheiſſungen herleitet, einen Unterſchied

ne nach, als im Grunde sich unterscheiden. Die Christen brauchten, sagt Herr Meiners, ihre Engel wie die Heiden ihre Dämonen, und besassen nicht weniger als diese ihre Amulete, ihre Zauberformeln, und sogar ihre Zwangsmittel, wodurch sie alle Theile der Natur und selbst die Allmacht der Gottheit nach ihrem Willen zu leiten und ihre Rathschlüsse abzuändern wähnten.

Glauben, Fasten und Gebet waren die Zwangsmittel womit die Christen des dritten, vierten und fünften Jahrhunderts Gott zu ermü-

terschied finde? Und wenn sich zwischen beyden Beweisarten kein Unterschied angeben läßt, so flieſſet eine zweite Hauptfrage aus der erſten: Ob die allgemeine Erfahrung, daß es weder in Zürich noch ausserhalb keine Wunder mehr giebt, unsern lieben Lavater nicht eben so unsanft widerlege, als Asgill durch die allgemeine Erfahrung widerleget ist, daß sichtbarlich und ohne alle Widerrede jeder Mensch stirbt?

ermüden hofften. Dieß war ihre Magie, das ist, die von den Heiden nur mit veränderter Richtung zu ihnen übergegangene Kunst Götter und Geister zu beschwören und sich unterthan zu machen, abgeschiedene Seelen hervorzurufen, Todte zu erwecken, allerley Gestalten anzunehmen und abzulegen, Krankheiten abzuwenden und zu heilen, Feinde durch böse Geister zu quälen, unwiderstehliche Leidenschaften zu erregen und die Zukunft durch Hülfe dienstbarer Geister aus unzählichen Dingen zu erfahren.

Gottesgelehrte von treflichen Einsichten und wahrem philosophischen Geiste hielten deswegen alle Erzählungen von Wundern und Wundergaben bey den Christen, nach den Tagen der Apostel, entweder für verdächtig, oder sie verwarfen sie ganz als Betrügereyen. Schon lange her würdigte ein Mann, der gröſſer war als sein Zeitalter und der heller

sah

ſah als faſt alle Theologen damals, der lichtvolle Denker, Johann Jacob Zimmermann, Profeſſor der Theologie in Zürich, viele göttliche Geſichter und Erſcheinungen der erſten chriſtlichen Jahrhunderte auf eine kleine Anzahl herab. Unſere gröſsten und neueſten deutſchen Kirchenſchriftſteller vermuthen, die auſſerordentlichen Gaben des heiligen Geiſtes haben wenigſtens nicht lange fortgedauert. Einige ſetzen das Ziel derſelben in die Mitte des zweiten Jahrhunderts, andere gegen den Anfang, und andere in das Ende des dritten.

Zeiten gabs unſtreitig, in denen man ein ſchlechter Kerl hieſs, wenn man keine Wunder that. Dann gab es auch wieder Zeiten in welchen man allgemein denjenigen verlachet hat, der auch nur einen einzigen kleinen Wunderverſuch wagte. Wiſſen kannſt du zwar, Herr Profeſſor, eben ſo wenig als ich

daſs,

daß Gott heute nicht mehr thun werde was Er gestern that. Aber das weiß ich doch, daß die Wunder der Egyptischen und Orientalischen Mönche und Anachoreten keinen Pfennig werth sind.

Wunder mag man glauben, wenn man Wunder sieht. Aber keinen Glauben verdienen jene Hirngeburten einer durch Einsamkeit fliegsam gewordenen phantastischen Einbildungskraft. Nachahmungssucht, und eitele Begierde jene ersten apostolischen Wunderkräfte fortdaurend zu erhalten, hat nach dem Urtheil der besten Kirchenschriftsteller, die Einsiedler, die Mönche und die Welt so ganz augenscheinlich noch lange nach den Zeiten der Auserwählten bethöret, in die durch Auflegung der Hände der Apostel diese ausserordentliche Kraft übergieng. Alle diese abgeschmackten und zwecklosen Wunder faßte die Fliegsamkeit einsiedlerischer Einbildungs-

kraft

kraft gierig auf. Der Ruf so vieler grossen Thaten der christlichen Magie gieng von einer Einöde in die andere, und erscholl von Bart zu Bart. Sonach war im vierten Jahrhundert, in der christlichen Kirche, der Lehrsatz allgemein angenommen, Lügen und Betrug seyen erlaubt, wenn die Religion dadurch gewinne. Und da auch die Schriften der berühmtesten Kirchenväter dieser Zeit, von lächerlichen Legenden und frommen Lügen voll sind, so hatten freilich Mönche und Anachoreten wenigstens auch das Recht, zu behaupten, ihre Einbildungen seyen Wunder.

Ein sonst vortreflicher Engländischer Geistlicher warf in London die müssige Frage auf: wovon doch die Aerzte in den Tagen der ersten Kirche lebten, da so viele wunderthätige Heilige ihre Kunst allenthalben unnütz machten? Mir deucht, Aerzte leben, wie Geistliche, eigentlich vom Widerspruch;

spruch (*); also waren Zeiten, in welchen es viel zu zanken gab, schöne Zeiten für beyde. Sodann bedienten sich ja selbst jene heiligen Wunderthäter, eben wie die Thaumaturgen unserer Zeit, bey ihren Curen, der vorgeblichen Gaben des heiligen Geiste ungeachtet, unter der Hand der Aerzte und der Arzneykunst (**).

Einsamkeit und Einbildung thaten also wol eigentlich die meisten Wunder, welche der Anachoreten sich selbst und dem heiligen Geiste zuschrieben. In rauhen und öden Wild-

(*) Ob Geistliche überall, (und an Höfen zum Exempel?) vom Widerspruche leben, werden vielleicht einige bezweifeln! Aber ein Arzt, der dem Kaiser, dem König, und dem Fürsten, nicht da widerspricht wo er soll, ist kein Arzt.

(**) Die Beweise findet man bey dem Heraclides; und sogar hatten, wie man sehen wird, die Mönche und Anachoreten in dem heiligen Gebürge von Nitrien ihre ordentlichen Aerzte.

Bibl. Univers. Lips.

Wildnissen durch Fasten und Wachen, Kasteyungen und Qualen fliegsam gewordene Köpfe, konnte blosse Beschaulichkeit und leeres Grübeln nicht hinlänglich beschäftigen. Für sehr kleine Leibesbedürfnisse durfte auch die Arbeit nur sehr kurz seyn, sagt ein trefflicher Schriftsteller, der Mensch der mehr dachte und seufzte als handelte, fiel der besten Gesinnungen ungeachtet in Trägheit und Langeweile. So stürzte mit dem Kopf zuvorderst, der in ödes Nachsinnen vertiefte und von hellen Begriffen entblößte Geist, in alle Trübsale, oder wenn man will, in alles Glück des Aberglaubens und der Schwärmerey. So glaubte der Einsiedler manches zu sehen und zu hören was nicht war; und so bildete er sich insonderheit ein, Offenbarungen zu haben und wunderthätige Kräfte.

Einbildung hielt der grosse Grillenfänger Antonius für Empfindung und Thatsache,

wenn er wähnte, er habe durch die Kraft seines Glaubens und Gebets Wasserquellen in der Wüste hervorgebracht, Teufel ausgetrieben, wilde Thiere verjagt, Esel vernünftig gemacht, Seelen handgreiflich gesehen zum Himmel fahren, und Er selbst sey in seinen Entzückungen sichtbar in die Luft aufgeflogen.

Einbildung hielt der grosse Hieronymus für Thatsache, als er wähnte, er sey vor den Richterstuhl Gottes gerufen, und da befragt, wer bist du? Hieronymus antwortete ich bin ein Christ. Ihm ward erwiedert, du lügst, denn du bist ein Ciceronianer und kein Christ. Diese Worte machten mich verstummen, sagt Hieronymus. Der Weltrichter befahl daß man mich mit Ruthen peitsche. Dieß geschah, ich schrie, und indem ich mit Thränen um Erbarmung rief, hörte man unter den Peitschenhieben kaum dieses

ſes Wort. Endlich warfen ſich verſchiedene vor den Füſſen des Weltrichters nieder, und baten daß er mir meiner Jugend wegen verzeihe, und mir Zeit zur Buſſe laſſe, aber mit dem Vorbehalt einer viel härtern Strafe, wenn ich mich jemals wieder ſollte gelüſten laſſen heidniſche Schriftſteller zu leſen. Ich ſchwur mit einem Eide daß ich niemals wieder heidniſche Schriftſteller leſen wolle (*).

(*) Hieronymus hat tauſendfach dieſen Eid gebrochen; aber wie konnte er auch einen Eid halten, den er ſchwur als ihm ſeine Syriſche Einſamkeit den Kopf ſo oft umdrehte? Ruffinus ſagt: es ſey klarer als der Tag, daß er nie aufgehöret habe heidniſche Schriftſteller zu leſen. Er ſelbſt geſtehe, er habe den Porphyrius und andere Griechen geleſen, und dieß müſſe offenbar nach ſeiner vergeblichen Bekehrung geſchehen ſeyn, denn vor jener Viſion verſtand er noch nicht Griechiſch. Er habe auch in den Cellen, die Ruffinus mit einigen Mönchen bewohnte, die Dialo-

gen

Also ward ich nicht mehr gepeitscht, und kam in die Welt zurück. Nun glaube man aber nicht, sagt Hieronymus als er vermuthlich diesen Imaginationsrausch noch hatte, daß dieß einer von den Träumen gewesen sey, die so oft unsere Einbildung betrügen. Der Richterstuhl Gottes, vor dem ich niedergeworfen lag, sey mein Zeuge, so wie der gegen mich ergangene schreckliche Machtspruch. Bezeu-

gen des Cicero abschreiben lassen, und theuer dafür bezahlt. Er habe dem Aufinus, als er einst von Bethlehem nach Jerusalem gieng, seine Büchertasche in Verwahrung gegeben, und in derselben habe dieser einen griechischen Dialog des Plato mit einer Uebersetzung von Cicero gefunden; und endlich habe er sogar in seinem Kloster zu Bethlehem eine lateinische Sprachkunst gelehret, und den Virgil, die comischen und lyrischen Dichter, auch die heidnischen Geschichtschreiber den Kindern erklärt, die ihm von ihren Eltern übergeben worden, damit er sie in der Furcht Gottes erziehe.

Bezeugen mag es mein wundgepeitſchter Körper, und die Schmerzen die mir davon nachgeblieben ſind, und der Ernſt mit dem ich izt die heilige Schrift eben ſo emſig leſe als vormals die Schriften der alten Römer.

Einbildung nahm der heilige Hilarion in ſeiner Einſamkeit für Thatſache, als er glaubte die ſchönſten Weiber beſuchen ihn nackt in ſeiner Celle, und legen ſich zu ihm hin. Darum erſchienen ihm auch, wenn er hungerte, die vortreflichſten Speiſen. Darum glaubte er, wenn er beten wollte, er höre Wölfe heulen und Füchſe bellen. Darum ſah er, wenn er ſang, eine Menge Fechter vor ſich die ſich ſchlugen, einen der todt zu ſeinen Füſſen niederfiel, und ihn bat, er möchte doch ſo gut ſeyn und ihn begraben. Darum ſah er beym Mondlichte einen Wagen mit feurigen Pferden auf ihn losrennen, und, als er den Namen Jeſus ausſprach,

plötzlich die Erde sich spalten und dieses ganze Fuhrwerk verschlingen.

Einbildung nahm der Anachoret Cyprés für Thatsache, als er versicherte, er sey im Feuer unverbrennbar geblieben; und eben so der Anachoret Helenus, als er erzählte, er habe feurige Kohlen in seinem Rock getragen und doch darein kein Loch gebrannt, er sey auf einem Krokodill über einen Fluß geritten, und er habe ein anderes Krokodill durch ein Wort getödtet.

Einbildung nahm der grosse Anachoret Macarius für Thatsache, als er erzählte: Er habe Todte erwecket, oder sie doch eine Zeitlang zum Reden gebracht; Er habe Hirnschädel mit seinem Stabe in der Wüste berühret, und diese haben ihm dann ihre Lebensgeschichte erzählet; Er habe einer Frauensperson, die durch Zauberey in ein Pferd verwandelt worden, die menschliche Gestalt

durch

durch sein Gebet wiedergegeben; Er habe sich mit dem leibhaften Teufel handgreiflich geschlagen; Er habe gesehen auf die Augen und den Mund eines jungen betenden Einsiedlers Teufel wie Fliegen sich niederlassen, aber auch einen Engel dabey der sie mit einem zweyschneidigen Schwerdt verjagte; Er habe gesehen, das aus dem Munde eines andern Einsiedlers, wenn er betete und sang, eine feurige Kette zum Himmel gieng; Er habe zweymal dem Teufel begegnet als er zu den andern Mönchen in die Wüste zog um sie zu versuchen und als er wieder von ihnen zurückkam. Das erstemal sey ihm der Teufel in einem leinenen Kleide voll Löcher erschienen, und an jedem Loch hieng eine Flasche. Auf Befragen wozu Er diese Flaschen brauche, habe der Teufel gesagt, es wären in diesen Flaschen lauter Getränke die er den Mönchen zu kosten gebe, indem doch jeder wenigstens

stens eines darunter würde nach seinem Geschmacke finden.

Einbildung nahm der Abt Seranus für Thatsache, als er erzählte, er habe es durch Fasten und Wachen und die Kraft des Glaubens und Gebets so weit gebracht, daß alle fleischliche Begierden in seinem Herzen ausgelöscht waren, wie man ein Licht auslöscht. Aber dieß war dem heiligen Seranus nicht genug. Er wünschte aus Eifer für die Keuschheit, wie die heiligen Schriftsteller versichern, daß diese Tödtung der Leidenschaften im innern Menschen sich auch auf die Reinheit im Aeusserlichen erstrecke, und daß er also auch diejenigen natürlichen Bewegungen an einem gewissen Theile nicht mehr empfinde, von dem Plato sagt, er sey der Sitz des Begehrens. Seranus dachte, da es dem Menschen durch Arzneymittel oder auch durch ein Messer zuweilen gelungen sey,

die

die Neigungen der Natur zu unterdrücken, so müßte es Gott viel leichter seyn, nachdem ihm jene erhabene Reinheit des Herzens geschenkt sey, dieselben ganz auszurotten. Durch ein Wunder ward ihm diese anhaltende Bitte gewährt: ein Engel kam und riß ihm ganz sachte die Ursache seines Aergers mit einer Zange weg.

Alle Mönche und Einsiedler glaubten, dieß alles geschehe vermittelst der Kraft des Glaubens und Gebets. Eigentlich waren aber alle diese Erzählungen entweder zur Erbauung ersonnene Mährchen, oder weiter nichts als Einbildungen in der Einsamkeit warm und fliegsam gewordener Köpfe. Mit dieser Fliegsamkeit der Imagination war es leicht auf geistliche Abentheuer auszureiten; und dann Dinge zu sehen, die mehr gesellschaftliche, thätige und kaltblütige Menschen niemals sehen.

Schreckliche Langeweile und mannigfaltige Kränklichkeit der Seele und des Körpers war bey Mönchen und Einsiedlern eine unläugbare Wirkung der Einsamkeit. Wie langsam und schwerfällig mußte die Zeit für sie fortrollen, wenn der Egyptische und Orientalische Himmel sie zur Arbeit träge machte, und wenn die Sonne dann nur langsam über ihren freudenlosen Tagen unterging. Ach wer hat den Zustand nicht erfahren, den ein tiefer Grundkenner der Egyptischen Einsiedler, Cassianus, so meisterhaft schildert, indem er diesen armen Tröpfen nicht üble Regeln giebt demselben zu entgehen!

Ekel des Herzens und Verdrossenheit zu allen Dingen nennt Er diesen trübseligen und leider in der allgemeinen menschlichen Natur nur allzusehr gegründeten Zustand. Er überfällt und plagt Einsiedler und Mönche, sagt

Cas-

Caſſianus, die ihre Wohnung oft von einem Orte an den andern verſetzen. Seine Merkmale ſind Abſcheu vor der Mönchswohnung und Ekel vor der Celle; Verachtung der Brüder; Trägheit zu aller Arbeit; Herumſchweifen auſſer der Celle; Seufzer; Sehnſucht nach entfernten Gegenden; Müdigkeit; ſtarker Hunger; ängſtliches Betragen; unnützes Beſuchen, und Schlaf zur Mittagszeit. Ich fodere jeden Arzt und jeden Seelenmahler auf, mir dieſen Zuſtand treffender darzuſtellen als ihn Caſſianus dargeſtellet hat (*).

Dieſer Seelenmahler hatte, von ſeiner erſten Jugend an, ſelbſt zu Bethlehem in einem Kloſter gelebet, und alſo wußte er aus eigener Erfahrung wie es einem Mönch ums Herz

(*) Wie mahleriſch und rührend iſt zumal das Bild des Caſſianus von einem Mönch den Langeweile drückt: Saepiusque egreditur et ingreditur cellam, et ſolem velut ad occaſum tardius properantem crebrius intuetur.

Herz ſeyn muß. Sodann iſt er gegen das Ende des vierten Jahrhunderts nach Egypten gereiſet, und hat daſelbſt ſieben Jahre hindurch, die Einſiedler und Mönche auf dem Nitriſchen Gebürge, in der Sketiſchen Wüſte, und in Thebais beſuchet. Ueberdruß des Lebens muß ſehr häufig in den Egyptiſchen Einſiedeleyen und Cellen geherrſchet haben, weil Caſſianus in ſeinem Werke von den Kloſtereinrichtungen, oder von der Lebensart der Mönche in den Morgenländern, dieſen Ueberdruß oder Ekel des Herzens zu den acht Hauptlaſtern der Mönche zählet; und weil er dieſelben dagegen eben ſo kräftig warnt, als gegen ihre übrigen Hauptlaſter, die Freßſucht, den Trieb zur Unzucht, die Neigung zum Zorn, die eingewurzelte Traurigkeit, die eitele Ruhmſucht und den Stolz. Welches Geiſtes Kinder alſo die Egyptiſchen Einſiedler und Mönche waren, ſieht man

aus

aus dieſen Laſtern und Krankheiten, zu deren Heilung Caſſianus ſo herzliche Vorſchriften giebt.

Menſchen waren ſie. Aber ihr angeblicher Grundkenner Obereit, verſchweigt nicht nur alle ihre Fehler und Verbrechen; ſondern er iſt frech genug ſogar ihre Krankheiten und vorzüglich ihre Melankolie abzuläugnen.

Melankolie und Wahnwitz waren nicht nur, in Egypten zumal und in den Morgenländern, Veranlaſſungen des Triebes zur Einſamkeit, ſondern auch gar nicht ſeltene Wirkungen der Einſamkeit. Vielen Einſiedlern wurden in ihren Höhlen und Einöden die Köpfe ſo warm, daß man ſie nach dem Zeugniß des Biſchofs Heraclides in die Welt zurückſchicken mußte, um ſie wieder abzukühlen. Eben dieſer Heraclides ſagt, der Weltüberwinder Valens ſey von ſeinen Mitbrüdern in Ketten geſchlagen worden, und in

diesen Umständen ein Jahr geblieben, indeß da die Brüder immer neben ihm auf den Knien lagen, und für seine Herstellung baten. Der heilige Hieronymus, ein unverwerflicher Zeuge, versichert: es gebe Mönche und Einsiedler, die durch den Aufenthalt in ihren Cellen, durch unmäßiges Fasten, durch ihren Ekel gegen die Einsamkeit, und durch allzuvieles Lesen melankolisch werden, und Hippokratischen Rath viel mehr bedürfen als seine Ermahnungen. In den Schriften des Gregorius von Nazianz finden sich Beyspiele von Mönchen aus seinem Kirchsprengel, die blos, um der bösen Welt zu entgehen, sich durch Hunger tödteten; oder sich mit einem Strick, oder durch einen Sprung in Abgründe aus der Welt halfen. Man liest in des frommen Tillemonts Denkwürdigkeiten der Kirchengeschichte, aus den ersten Zeiten des Einsiedlerwesens und der Mönchery, Beyspiele

ſpiele von Mönchen die ihrer unüberwindlichen Verſuchungen wegen ſich von Felſen herabgeſtürzet, den Bauch aufgeſchnitten, auf mancherley Weiſe ſich getödtet haben; auch ebenfalls bey Tillemont Beyſpiele von Egyptiſchen Nonnen, die ſich im allererſten Nonnenkloſter erhenkten und erſäuften. Hochgetriebene Mönchsthorheit und eremitiſcher Trug führten natürlicher Weiſe zu Melankolie und Tollheit. Auch nahmen dieſe Uebel unter den armen Einſamen von Paläſtina ſo ſehr überhand, daß im Jahr 491 bey Jeruſalem ein ordentliches Hoſpital für die unglücklichen Opfer der Möncherey und der Einſiedlerwuth errichtet werden mußte, die dort in Klöſtern und Wüſten toll wurden.

Solche Thatſachen verſchweigt Sanct Obereit, der in den Lebensgeſchichten der Anachoreten und der Mönche nichts ſah, als was er in ſeiner fanatiſchen Begeiſterung darinn

inn ſehen wollte; der ſich in Sachen der erſten Kirche für den tiefſten Grundkenner und größten Gelehrten auf Erden hält, und entweder vollends keine Kirchengeſchichte nie geleſen hat, oder nicht glaubt daß jemand auſſer ihm Kirchengeſchichte lieſt; der mich, ohne daß auch irgend ein Menſch in Deutſchland ein Wort dagegen zu erinnern hatte, öffentlich in ſeinen Schriften der Hölle und dem Teufel übergab, weil ich dieß alles auch nur erſt von ferne errathen ließ; und dem anitzt keine Art von Rache mehr übrig bleibt, da ich vollends über das Mönchsweſen denke und ſchreibe, wie jeder vernünftige Menſch darüber denkt und ſchreibt.

Um Dominikaniſche Wuth an mir alleine auszuüben, um allgemeinen Abſcheu gegen mich alleine anzuzünden, verſichert dieſer heilige Windbeutel: kein Kirchenſchriftſteller und kein Philoſoph habe nie von den Anachore-

choreten gedacht wie ich, und keiner habe so schändlich gegen sie geschrieben. Aber Sanct Obereit, der höchst vermuthlich keinen einzigen philosophischen Kirchenschriftsteller kennt, hätte wenigstens doch wissen können, daß einer der größten und bekanntesten Lehrer der Kirchengeschichte, der selige Kanzler von Mosheim, rund heraus behauptet und beweiset: die Lebensbeschreiber aller dieser Heiligen weiden ihre Leser mit nichts als wundersamen und abgeschmackten Fabeln, und geben keine andere Menschen uns zur Nachahmung als Rasende und Thoren, die sich selbst Gewalt angethan, und Vorschriften ertheilet zu einem harten und seltsamen Leben. Hunger und Durst leiden, nackt wie Narren auf dem Lande herumlaufen, sich in ein kleines Loch einschliessen, mit verschlossenen Augen ich weiß nicht was für ein göttliches Licht erwarten, halten sie für heilig und

ehrwürdig. Je weniger ein Mensch gesunden Verstand zeigte, desto fester konnte er hoffen, sagt Mosheim, man werde ausrufen: er sey ein Heiliger und ein Halbgott.

Alle Thorheiten sind aber dadurch noch nicht erschöpfet, die man als Wirkungen einer durch Einsamkeit närrisch gewordenen Imagination betrachten kann. Viele Einsame glaubten sie haben den Geist Gottes, oder sie seyen vollends eins mit der Gottheit, wenn sie ganz geistlos waren, aller Gefühle sich beraubten, und, wie sie es nannten, philosophisch starben.

Solche spekulative Köpfe sahen immer hin nach einem einzigen Fleck, um dadurch ihre Leidenschaften zu zerdrücken, äusserlich zu sterben, und dann desto mehr die Centralkraft ihrer Seele zu erhöhen und zu schärfen. Männer von dieser Geisteskraft, soffen wie der heilige Bernhard, Oehl für Wein. Pythago-

thagoras verlangte zwar, um die Seele allmählig in dieſe erhabene Lage zu verſetzen, und von allen ihren Banden zu befreyen, daß ſie ſich vorläufig durch mancherley Verſuche purgire, und ſich dann ſtufenweiſe zur Betrachtung des Ewigen erhebe. Erſt rieth er die Mathematik. Aber dann, ſagte er, löſe ſich alles zuletzt auf in Eins, in das Anſchauen Gottes. Dahin führte jede Wahrheit. Abwerfen müſſe darum die Seele ihren Körper, von allen Leidenſchaften ſich losreiſſen, philoſophiſch ſterben. Aller Umgang der Seele mit dem Leibe höre dann auf, und ſo ſteige man zu Gott durch Erleuchtung, Gebet, Einſamkeit und Stille.

Abrufung der Seele von aller Sinnlichkeit, gänzliche Wendung des Geiſtes zu Gott durch Betäubung des Körpers, tiefe Spekulation und ſtrenges Faſten war bey den Neuplatonikern des zweiten Jahrhunderts der

Zweck aller Philosophie, und die höchste Weisheit. Unübertreflich haben sich auch die christlichen Anachoreten, und nach ihnen alle Mystiker in diese höchste Weisheit hineingestaunt. Macarius von Alexandrien oder der jüngere wie man ihn auch nennt, soll einst versuchet haben, fünf Tage hindurch, an gar nichts als an Gott zu denken. Er schloß sich ein, damit er durch niemand beunruhiget werden könnte, und dann sprach er zu seiner Seele: hüte dich daß du nicht vom Himmel herabsteigest; du hast Engel und Ertzengel, Cherubim und Seraphim, alle himmlische Mächte, deinen Gott und deinen Schöpfer: verlaß den Himmel nicht, laß dich nicht herab zu niedrigen und irdischen Dingen. Makarius blieb zwey Tage und zwey Nächte in dieser Gemüthsverfassung; aber der Teufel ward darüber so wütend, sagt die Legende, daß er dem Macarius eingab,

gab, er ſey in eine Feuerflamme verwandelt, alles um ihn her entzünde ſich, Er ſelbſt brenne; und nun erſchrack Macarius darüber ſo ſehr, daß er am dritten Tage ſeinen Vorſatz aufgab, und wieder an irdiſche Dinge dachte.

Heidniſche und chriſtliche Einſame kamen darinn völlig überein, um die Seele von dem Körper zu entbinden und ganz Eins zu werden mit Gott, müſſe man täglich viele Stunden hindurch hartnäckig und mit unverwandtem Blicke auf einen Punkt hinſehen, und ſo hebe man ſich aus ſich ſelbſt heraus, ſehe verwunderungswürdige Dinge, vereinige ſich mit Gott, und genieſſe eine unbeſchreibliche Wolluſt.

Die Myſtiker von Indouſtan nennen Gott ſelbſt Achar, den Unbeweglichen, und ſtaunen ſich über den tiefſinnigſten Betrachtungen des Nichts, als des Urſprunges aller Din-

Dinge, selbst zu nichts. Ihre Brüder die Fakire haben einen Orden, den man den Orden der Erleuchteten oder ganz mit Gott Verbundenen nennt. Die Geschichte ihrer Seherey ist beynahe der ganze Inbegrif der Geschichte der Mystik. Diese Erleuchteten haben die Welt überwunden, gehen dann abseiten, etwa auf einen abgelegenen Garten, behelfen sich da ganz eremitisch, essen wenn man ihnen was zu essen bringt, leben von der Gnade wenn man ihnen nichts bringt, versenken sich so tief in die Beschaulichkeit daß sie ganze Stunden auf einen Punkt hinlucken, äusserlich nichts fühlen und sich nicht bewegen; aber dann erblicken sie auch, wie sie versichern, mit lebhafter und unnennbarer Freude Gott, als ein sehr weisses, sehr helles und ganz unerklärliches Licht. Einige Tage vorher geniessen sie nichts als Wasser und Brodt, versenken sich in die tiefste

Stille,

Stille, ſehen dann eine Zeitlang mit ſtarren Blicken in die Höhe, laſſen hierauf ſachte die Augen ſinken, kehren ſie endlich beyde mit der ganzen Centralkraft der Seele nach der Spitze ihrer Naſe; und nun erſcheint dieſen Centralbrüdern das weiſſe Licht.

Die Myſtiker von Indien und aus dem neuern Egypten überwinden die Welt durch eine Latwerge. Die Egypter verfertigen dieſelbe auf Hanfblättern und Waſſer, und nehmen davon fünfmal die Gröſſe einer Caſtanie, auch zuweilen mehr: eine Stunde nachher werden ſie betrunken und toll, und ſehen alles was ſie wollen. Eine andere Latwerge bringt man ſehr häufig aus Indien nach Egypten die auf die Imagination beynahe eben ſo wirket, wie das Anachoretenleben; aber nur viel ſchneller. Erſt macht ſie frölich, dann angenehm raſend, dann zornig und toll, dann traurig furchtſam und

in Thränen zerflieſſend, dann müde und schläfrig, und nach dem Schlafe völlig gesund.

Mystiker ohne solche Latwergen findet man in der Welt beynahe wo man hinsieht. Unter dem Kaiser Hoei Ti entstand um das Jahr Christi 304 eine mystische Sekte in China. Sie nannten sich Lehrer der Leerheit und des Nichts; und zeigten ebenfalls die Kunst wie man alle Kräfte der Sinne und der Seele binden, und zu einem Quietismus gelangen könne, von dem sie glaubten, er sey der Zustand der höchsten Vollkommenheit. Safen nennen die Mystiker in Japan eine tiefe Meditation über die Geheimnisse der Gottheit, worinn der Mensch gegen alle äusserliche Eindrücke der Sinne unempfindlich wird, und wie leblos. Die Priester des Xaka versetzen sich in diesen Zustand. Darma, einer von den Nachfolgern des Xaka, schnitt sich die Aug-

Augdeckel weg, weil er glaubte, ſie ſeyen ihm bey ſeinen ecſtatiſchen Betrachtungen hinderlich; er iſt in Japan ein groſſer Heiliger. In einem Peguaniſchen Tempel der Stadt Judia in Siam wird ein coloſſaliſches Bild des Xaka angebetet, das eben ſo wie Er, in religiöſem Nachdenken und myſtiſchem Vereinigungszweck huckt und kuckt. Die Prieſter dieſes Sehers ſetzen ſich, ihrer Ordensregel zufolge, bey ihren gottesdienſtlichen Uebungen, täglich auf einige Zeit in dieſe Poſitur, von der ſie glaubten, daß der Menſch darinn ganz aufhöre Menſch zu ſeyn. Die Malabarn nennen deswegen eine gewiſſe Gattung ihrer einſamen Seher Saniakanen, das iſt, Menſchen ohne Blut.

Obereit und ſeine Freunde haben ſich zwar noch nicht erdreiſtet, vorzugeben, ſie ſeyen Menſchen ohne Blut, denn dazu ſind ſie zu choleriſch und zu wütend. Aber ſie ſagen

doch, wir haben den Tugendlauf der Erfahrungstheologie, bis zu ihrem Ziele zur Einheit mit Gott, selbst vollendet und Proben davon abgeleget; und aus jenen griechischen, egyptischen, indischen, chinesischen, japanischen, siamesischen und malabarischen Probchen kann man ungefehr auf diese Proben schliessen.

Gänzliche Einsiedeley und tiefe klösterliche Stille begünstigen zwar allerdings die erhabenste Tugend, und vielleicht selbst den kühnen Gedanken eins zu seyn mit Gott. Aber Mystik, das ist dem Wortverstande nach, geheime Theologie, und Alles was sie in der Christenheit seit ihren ersten Ursprüngen war und wirkte, zeigt doch immer, welchen Antheil die Einbildungskraft an den Visionen ihrer Schüler hat, wie furchtbar oft die mystischen Heiligen und Heiliginnen faseln, und wie jeder hartköpfige Mystiker vorzüglich deut-

lich

lich aufgeklärten Religionsbegrif, wie geſchreckt vom Blitze, zurückfährt.

Urquell aller Myſtik unter den Chriſten und eigentliche erſte Veranlaſſung aller Möncherey und alles heiligen Müſſigganges war, auſſer einigen misverſtandenen Lehren des Evangeliums, die Alexandriniſch oder Neuplatoniſche Philoſophie, durch die ihr Stifter Ammonius Heiden und Chriſten unter eine Kapuze bringen wollte. Nach den Lehrbegriffen dieſer Schule behaupteten die Urheber der Myſtik, die Seele jedes Menſchen enthalte etwas göttliches, das iſt, unſere Vernunft ſey aus Gott in uns gefloſſen, und dieſes Licht allein müſſe uns leiten. Die erſten Myſtiker läugneten ganz, daß durch Arbeit und Fleiß dieſes göttliche Feuer ſich in uns entzünde, und darum verwarfen ſie alles eitele Streben nach menſchlicher Wiſſenſchaft und vernunftmäſſiger Bildung des Geiſtes.

ſies. Sie riethen im Gegentheil nichts als Einſamkeit, Stillſchweigen, Wegwerfung aller Arbeit, Ruhe, Unthätigkeit und Kreuzigung des Fleiſches; und ſo hofften ſie, es gebe ſich dann von ſelbſt mit dem innern Lichte. Alles kehre unmittelbar zurück zu Gott, ſagten ſie, ſobald man alle menſchliche Dinge vernachläſſige, ſobald man Augen und Sinne der Anſteckung der Sinnlichkeit entziehe. Alsdann genieſſe der mit Gott verbundene Menſch nicht nur Wonne über alle Begriffe, ſondern er ſehe auch die Wahrheit nackt und ganz. Jeder andere hingegen, der kein Myſtiker ſey, ſehe alles falſch und alles verwirrt.

Ein wahnwitziger Grieche, der angebliche Dionyſius Areopagita, erhub dieſe thörichte Theologie des dritten Jahrhunderts im vierten zu einer gröſſern Vollkommenheit. In Griechenland und Syrien verbreitete Er,

eine

eine allgemeine Finsterniß in der menschlichen Seele. Er zog hinter sich her eine Menge Menschen in die Einsamkeit. Alle lebten in heiliger Trägheit. Alle wähnten bey ihrem Fasten und der Kreutzigung ihres Fleisches sie seyen nun an ihrem Ziele, der Einheit mit Gott, und haben davon Proben abgeleget.

Solche Seher hielten sich damals, wie anitzt, für die allervollkommensten Christen. Viele einfältige und dumme Menschen zogen sie dann wieder im fünften Jahrhundert an sich, zumal in allen Provinzen des Orients. Sie lebten, um Gott im innern Sinne zu fühlen, wie wilde Thiere und wie Wahnwitzige. Pfeiler der Mystik und die berühmtesten dieses Ordens waren damals die Säulenheiligen, die zu grossem Erstaunen des Pöbels sich wie goldene Kälber auf hohen Säulen anbeten ließen.

Simeon,

Simeon, dessen Geschichte man in meinem vierten Capitel gelesen hat, der bewunderte Urheber dieser mystischen Uebung, erlangte auf seiner Säule in Syrien unsterblichen Ruhm. Viele ahmten seine Lebensart nach, in Syrien, und in Palästina. Erst im zwölften Jahrhundert erlosch in den Morgenländern diese mystische Thorheit. Im Occident hatte sie keinen Fortgang; denn die Bischöfe liessen die Säule niederreissen, auf der ein Lombardischer Mönch, namens Vulfilaik, im Jahre 591 in der Gegend von Trier diese mystische Uebung versuchte. Es mag auch seyn daß Vulfilaik selbst seinen Kopf dabey nicht sehr erleuchtet fand, denn in dieser an sich schon viel kältern Gegend stand dieser Märtyrer der Mystik, mitten im Winter, barfuß auf seiner Säule.

Von Mystik wußten nun weiter unsere Abendländer noch nichts, bis Kaiser Michael

chael im neunten Jahrhundert den unkaiſerlichen Einfall hatte, Ludwig den Frommen mit einem Exemplar der untergeſchobenen Werke des Dionyſius Areopagita zu beſchenken. Johann Scotus, der berühmte Hofphiloſoph Carls des Kahlen, überſetzte dieſelben. Sie fanden gleich anfangs in Klöſtern, und ſodann auch allenthalben den allgemeinſten Beyfall; und nun rühmten ſich, in einer Reihe von Jahrhunderten, unzählige myſtiſche Einſame der gänzlichen Erlöſchung ihrer Menſchheit, und ihrer völligen Auferſtehung zu Gott.

Aber auch in der tiefſten Einſamkeit hat es doch vielleicht, in unſern Ländern kein Myſtiker weiter gebracht als die Omphalopſychiſten. Man weiß aus der Kirchengeſchichte des vierzehnten Jahrhunderts, daß damals die Mönche vom Berge Athos behaupteten, das Licht welches bey der Verklärung Jeſu Chri-

Christi auf dem Berg Thabor erschien, sey unerschaffen und Gott selbst gewesen. Sie rühmten sich die Vollkommenheit des Gebetes so weit gebracht zu haben daß sie mit ihren leiblichen Augen dieses Licht sehen konnten, und glaubten sie seyen nun an der obersten Spitze der Mystik. Gregorius von Palamas war ihr Heerführer; er hatte den Hof von Constantinopel, wo er war erzogen worden, um den Mönchsstand verlassen, und war nun Ertzbischof in Thessalonich. Man nännte diese Mönche Omphalopsychisten, das ist, Leute welche die Seele im Nabel haben; denn in ihren Gebeten stützten sie ihren Bart auf ihre Brust, und richteten die Augen mit der ganzen mystischen Centralkraft der Seele auf ihren Bauch.

Mystik ward aber auch Bedürfniß, Kühlung und Labsal für viele gute Menschen, in Zeiten da eine unsinnige Schultheologie alle Reli-

Religion verdrängte. Edle Herzen konnten ſich nicht mehr bey dem beruhigen, was die Kirche lehrte. Daher bekannten ſich im funfzehnten Jahrhundert verſchiedene vortrefliche Männer zur Myſtik, und unter dieſen vorzüglich Hieronymus Savanarola und Thomas von Kempis. Kein Buch in der Welt ward häufiger gedruckt und geleſen als das in alle Europäiſche Sprachen überſetzte Buch des Kempis von der Nachfolge Jeſu. Sanct Obereit ſagt, in dieſem Buche liege das wahre Kerngut der Myſtik. Aber Kempis ſtellt Welt und Gott immer einander entgegen, und ſetzt die Selbſtverläugnung und Weltverläugnung darinn, daß man alles in der Welt verachte, allen Umgang, alle Freuden fliehe. Scharfſinnige und daher mehr auf Wahrheit als flatterhafte Eindrücke dringende Religionslehrer unſerer Zeit haben gezeiget, daß des Heilandes Leben

nicht so war; und noch weniger geben sie sich mit dem zufrieden, was Kempis von der Liebe zu Gott und Jesu mit nichts als müssiger, spielender und ins Romanhafte fallender Empfindung sagt. Und dann sehen sie in diesem Buche über die Nachfolge Jesu, nichts von der heilsamen Geschäftigkeit für die Welt, nichts von der Mässigkeit; wenig und unbestimmt von Menschenliebe und ihren Zweigen. Sie fanden endlich das ganze Werk, dieses wahre Kerngut der Mystik, so allgemein und entfernt, daß sie nach ernstlicher Durchlesung nicht mehr wußten, was denn auch eigentlich Christenthum sey.

Bey so weniger Aufklärung, bey so elenden Religionsbegriffen, machten nun freilich die Köpfe der Mystiker, in Absonderung von der Welt und einsamer Verborgenheit, zuweilen entsetzliche Sprünge. Aus ihrer so sehr geliebten Einsamkeit, dieser an so vielen

andern Verirrungen der menschlichen Seele so fruchtbaren Quelle, floß vielleicht alles Grillenhafte der Mystik; aller der Dünkel von einem innern Sinn der sich über die Grenzen der menschlichen Vernunft erhebe, und übernatürlich doch vorhanden sey, wenn ihn auch die Philosophie nicht entdecken könne. Die mystische Kapuze muß dem schon tief im Gesichte sitzen, der wähnt, daß er weit über das gemeine Maaß hinaus geistige Harmonie, Veränderungen seiner selbst und seines innern Zustandes, Einwirkung fremder Substanzen in die seinige empfinde. Aber schade daß nur solche Menschen hiervon Erfahrung haben, die Schüler sind von Jacob Böhm, dem Schuster und Poet in Görlitz.

Erblicket auch ein Wahnwitziger Dinge im Stillen, die kein vernünftiger Mensch sieht, erlanget auch ein Schuster aus Ermangelung des menschlichen Verstandes den

göttlichen, so vermissen doch die unbefangensten Leser, auch in dem Schlichten und Wahren, das sie zuweilen in Jacob Böhms Schriften finden, diese Spuren von Göttlichkeit.

Aber man hat ganz neuerlich im deutschen Museum (*) ausgerufen: Doctor Byron von Mancheſter habe in den letzten Jahren ſeines Lebens Deutſch gelernt, um Jacob Böhm im Original zu leſen, und dann geſagt, wohl mir, nun verſteh ich dich, göttlicher Jacob, verblendet ſeyd ihr verdorbenen Herzen, die ihr ihn nicht faſſet? Newton, Sir Iſak Newton ſogar, ſey ein fleiſſiger Leſer Jacob Böhms geweſen, habe weitläuftige Auszüge aus ſeinen Schriften gemacht, und habe aus ſeinen drey Geſetzen der Natur die Lehre von der Attraction und den Geſetzen geſchöpfet, nach welchen ſich die Planeten bewegen? Und

(*) Vom November 1783. 478 S.

Und in England sey, im Jahr 1781 der vierte Band der Uebersetzung von Böhms Schriften unter folgendem Titel erschienen: die Werke Jakob Böhms, des deutschen Weltweisen?

Sorgfältig hat aber auch der deutsche Muſeist uns verschwiegen, wie es im Jahre 1781, in England, dem deutschen Weltweisen gieng? Hirnverbrannte, hieß es in England, müssen Böhms Schriften lesen, um alles darinn zu sehen, was nicht darinn ist. Männer von dem geprüftesten Scharfsinn und der schärfsten Denkkraft gestanden öffentlich in London: Sie haben Jacob Böhms chymisch metaphysisch mystische Probleme mit eben so vieler Aufmerksamkeit studirt als den Euclides selbst, und weiter nichts dabey empfunden als den Verdruß, sie haben ihre Zeit verwüstet, und ihre Köpfe oft über einem gemeinen lumpichten Gedanken zerbro-

chen, den in einfältiger Menſchenſprache ein Kind verſtünde. Jacob Böhme mache eine unnatürliche Anwendung chymiſcher Ausdrücke auf Gegenſtände der Metaphyſik und der Theologie. Er vermenge dieſe mit Alchymie und Cabaliſtik. Er dränge die Ungereimtheiten jeder Afterwiſſenſchaft, die Träume der Sterndeuter, die Grillen der Roſenkreutzer, und die Viſionen der Myſtiker, in ſeinen Schriften wie in einem Brennpunkt zuſammen; und Er ſey ſelbſt das gröſte Beyſpiel und der ſchärfſte Beweis, der innigen Verbindung aller dieſer verſchiedenen Gattungen des Unſinns.

Solche myſtiſche Pröbchen und Proben erregen alſo doch wohl beyläufig den Gedanken: daß in der ehrwürdigſten Einſamkeit und erhabenſten Stille, aus der innigſt geſuchten Vereinigung mit Gott, und aus der vermeinten myſtiſchen Nachfolge Jeſu, wie

aus allem was myſteriöſe Weisheit mit ihrem Zauberſtaab berühret, weiter nichts wird, als Spiel der Imagination und ſchwärmeriſcher Trug?

Weibermyſtik gedeyt jedoch, wie man ſehen wird, in der Einſamkeit noch weit beſſer als Männermyſtik. Weiberunſinn geht, wie Menſchenkenner wiſſen, immer noch viel weiter als Männerunſinn, denn weibliche Reitzbarkeit giebt Convulſionen, und männliche mehrentheils nur Krämpfe. Alles was bey Männern weiter nichts iſt als Wahn, verwandelt ſich bey Weibern in Leidenſchaft und Wuth. Plato hält darum die Weiber für Urheberinnen alles Aberglaubens und aller Schwärmerey; und mir deucht Plato habe doch nicht ganz unrecht, weil auch ſchon Hippocrates ſagt: Weiber nehmen immer gröſſern Antheil an allen Spükgeſchichten als Männer, und ſolche Geſchichten verrücken

rücken auch jenen weit häufiger als diesen die Köpfe.

Die Symptomen der Mystik muß man darum auch vorzüglich bey Weibern studiren, wenn man wissen will, wie weit sich in klösterlicher Stille und Einsamkeit weibliche Köpfe verschieben, und welche seltsame Wendung die Mystik bey Weibern gerade durch ihre Sinnlichkeit nimmt, da man doch denken sollte, Mystik sey das höchste Gegengift der Sinnlichkeit.

Weibermystik, diese höchste weibliche Liebe Gottes und des Himmels, entstehet sehr oft aus einer mislungenen Liebesabsicht auf Erden. Darum entheiligen mystische Nonnen und phantastische Mädchen ganz über alle Begriffe den höchsten Gedanken unserer Seele. Aber elende halbkluge Creaturen begreifen nicht, daß es beynahe unmöglich ist, mit Schicklichkeit von einem höchst erhabenen

und

und furchtbaren Wesen zu sprechen, dessen allumfassende Grösse wir nicht anders betrachten können als gleichsam unter den Armen seiner Allmacht, mit dessen Allgegenwart wir allenthalben umringet sind, vor dessen Zorn die Erde bebt und die Himmel versinken. Man muß völlig wahnsinnig und toll seyn, um von Gott sprechen zu dürfen, wie die heilige Catharina von Siena, oder die gebenedeyte Närrinn Armelle.

Sanct Obereit verkündigt mir zwar in seinem Weltüberwinder, daß ich die schärfste Stachelpeitsche Gottes verdiene, weil ich in dem zu stark auffallenden allgemein lebendigen Kraftlicht der Mystik nichts als Phantasie erblicke, und alles was ich moralisch und geistlich verstehen sollte, nicht anders verstehe, als physisch, sinnlich, und verkehrt. Aber wie betroffen wird dieser borstige Schwärmer seyn, wenn ich ihm zeige, daß

seine mystischen Weiber entweder mit den Organen ihres Körpers fühlten was sie geistlich ausdrucken, oder geistlich fühlten was sie in der Sprache der Aloysia Sigäa sagen.

Man kennet den sehr sonderbaren Zusammenhang zwischen den Ideen der Schwärmer und ihren Geschlechtstheilen. Herr Hemsterhuis hat denselben in einem System vorgetragen, das ein grosser deutscher Gottesgelehrter und eben so feiner Kopf wie Er, für so groß hält wie die Welt, und ewig wie Gott und unsere Seele. Der tiefsinnige Holländische Philosoph berufet sich zum Beweise, auf jene muntern Schwärmer, deren Leidenschaften in Religion, Liebe, Freundschaft, oder selbst im Begehren blos materieller Dinge vom äussersten Grade sind. Ich wette, sagt Hemsterhuis, daß alle die in diesen Augenblicken der Inbrunst je nachgedacht, von welcher Art ihre Regungen gewesen,

weſen, ſie mehr oder minder in den Theilen werden gefühlet haben, von denen Plato ſagte, ſie ſeyen der Sitz des Begehrens.

Ohne dieſes Hemſterhuiſiſche Mitgefühl der Organen ihres Körpers hätte Armelle nicht geglaubt, ihr geiſtlicher Buhle habe das Feuer ſeiner Liebe in ihrem Herzen ſo entzündet, daß ſie nun innerlich und äuſſerlich nichts mehr ſey als Feuer und Flamme. Der Pfeil ihres Buhlen, ſagt ihre fromme Lebensbeſchreiberinn eine franzöſiſche Urſelliner Nonne, hatte ihr Herz verwundet, nun ſuchte ſie unaufhörlich ihren Buhlen auf; ſie girrte und ſeufzte bey Tage und bey Nacht, ohne Ruhe und Zerſtreuung unaufhörlich nach ihm. Ihr Geiſt war ſo ganz weggewandt und ſo ganz bis zum Unſinn auſſer ſich, daß jeder geſagt hätte, ſie iſt eine Närrinn; denn da ſie ihren Buhlen nicht ergreifen konnte, der ihr Herz verwundet hatte, ſtürzte ſie

ſich

sich oft von einem Zimmer in das andere, in der Hofnung ihn zu finden. Oft schrie sie nach ihm und rief ihn mit allen ihren Kräften, und die Liebe von der sie besessen war, brach in Worte und Handlungen aus, von denen Weltlinge glauben, sie gehen über die Grenzen der Vernunft, aber sie giengen nicht über die Grenzen ihrer Liebe. Zuweilen herzte und drückte sie Alles was sie auf ihren Wegen fand, Pfeiler, Bettstellen, Stock und Block, als wollte sie sich mit Allem vermischen; und schrie, verschließt ihr nicht meinen Geliebten, und zerschmolz dabey in Thränen? Auf den Feldern lief sie, mit ausgebreiteten Flügeln ihrer Inbrunst, sich ganz aus dem Athem, um den Einzigen zu suchen den ihre Seele liebte. Sie gieng in die Wälder, und küßte und drückte inniglich die Bäume; sie durchstreifte die Fluren, und fragte die Bäume und alle Thiere, wo ist der Einzige

zige nach dem mein Herz verlanget? Sie erzählte den Vögeln in der Luft die Marter ihrer Liebe. So ganz weg, so heftig verliebt, so voll Sehnsucht nach dem über alle Beschreibung süssen Augenblick der Vereinigung mit ihrem Buhlen, hätte sie sich mit Ungestüm in den Abgrund des Meeres gestürzet, hätte sich geschwinder als ein fallender Stein mitten in die Hölle geworfen, hätte alle Marter der Hölle mit Wollust erduldet, wenn ihr nur die Botschaft erschollen wäre: Er ist da!

Ohne dieses Mitgefühl der Organen ihres Körpers hätten sich Johanna von Cambray und Angelina von Foligny den höchsten Gegenstand ihrer Liebe als die höchste Schönheit nicht gedacht; hätte die heilige Mechtildis aus Sachsen nicht gesagt, dieser hohe Gegenstand sey ihr erschienen, Er habe sie geküßt, sie an sich gedrückt, ihr zugeflistert,

gönne

gönne mir daß ich bey dir sey, und deine Ergötzlichkeiten genieße.

Ohne solches Mitgefühl der Organen ihres Körpers hätte Maria de l'Incarnation nicht gesagt: O meine süsse Liebe, ich bin mit dir vereinigt und Eins mit deinem entzündeten Herzen. Ich lebe, ich sterbe, man leidet, man verschmachtet, man genieſſet. Mir deucht mein Geliebter wolle mich verzehren in seinen göttlichen Umarmungen. Mein Geliebter ist eine ausgeschüttete Salbe; von ihrer himmlischen Süssigkeit vergehe ich in seinen keuschen Umarmungen. Unablässig erfährt die Seele diesen freundlichen Beweger, der mit dem lieblichsten Feuer mich entzündet und aufreibt. Die Ergötzlichkeiten meiner Seele trachten sich ins Aeussere zu ergiessen und in den untern Theil; aber der Geist schickt Alles wieder aufwerts.

Ohne

Ohne solches Mitgefühl der Organen ihres Körpers wäre Maria Magdalena von Pazzis nicht unbeweglich und unempfindlich gewesen, bis die Liebesergiessung kam und mit ihr ein neues Leben ihre Glieder durchdrang. Sie wäre nicht von ihrem Bette gesprungen, hätte nicht in der grösten Liebesraserey eine ihrer Mitschwestern bey der Hand ergriffen, und ihr gesagt, komm und laufe mit mir um die Liebe zu rufen: wäre nicht wie eine von Liebe Trunkene und Thörichte in ihrem Kloster umhergelaufen, und hätte dabey nicht laut geschryen: Liebe, Liebe, Liebe, ach nicht mehr Liebe, es ist zu viel!

Ohne solches Mitgefühl der Organen ihres Körpers hätte Catharina von Genua doch arbeiten, doch gehen, doch stehen, doch reden können; aber das konnte sie oft nicht mehr. Ohne dasselbe hätte sie nicht gesagt,

alle

alle Männer und alle Weiber würden sich ins Meer stürzen, wenn es die göttliche Liebe wäre; in diesem friedseligen Abgrund der süssesten Liebe verschlungen wäre sie nicht in den Klostergarten gesprungen, und hätte da nicht den Pflanzen und Bäumen ihre Liebe erzählet; wäre nicht im Kloster herumgerannt, hätte sich nicht ganz ausgestreckt zur Erde hingeleget, und geschryen Liebe, Liebe, Liebe, ich kann nicht mehr!

Ohne solches Mitgefühl der Organen ihres Körpers wäre die heilige Catharina von Siena in ihrem Kloster nicht von dem Geiste der Unzucht, geilen Gedanken und Träumen geplagt gewesen, bis sie sich endlich mit dem höchsten Gegenstand ihrer Liebe nach tausend Liebesbetäubungen förmlich vermählte. Oder was wäre sonst alle diese Italienische Wuth, alle diese Otaheitische Wärme der mystischen Nonnen; was wäre ihr unaufhör-

aufhörliches Gekreische und Zwitschern von Liebesbegierden und Liebesbeschwerden, von Eröfnungen und Zusammenfügungen, von Entzückungen und Ueberströmungen?

Sittiglich und leise gestehet auch die Nonne Maria de l'Incarnation: es gebe gewisse Ausdämpfungen der Unvollkommenheiten und geistlichen Unreinigkeiten, welche herkommen von der verderbten Natur; gewisse kleine Thorheiten, gewisse kleine Verdrehungen, gewisse kleine Vorstellungen, die sich bey einer Nonne einschleichen, damit sie eine subtile Vermischung machen mit dem was des heiligen Geistes ist; und solche unreine Ausdämpfungen und solche unreine Gefühle der verderbten Natur seyen weit gefährlicher als der Teufel selbst, weil sie sich bedecken mit einem Scheine der Gottseligkeit und der himmlischen Liebe.

Dieses Geständniß war edel. Aber wie manche arme mystische Nonne sprach zwar wie sie fühlte, und wußte doch eigentlich selbst nicht was sie fühlte; denn wie viele Dinge weiß manche Nonne nicht so deutlich wie eine Frau! Liebe ist überhaupt eine so feine Sache; hängt einerseits so offenbar an reiner erhabener Sittlichkeit, und dann wieder so unmerklich hie und da an einem kleinen Nerv oder an dem Faden eines Nervs, daß man wahrlich von einem armen unschuldigen Mädchen nicht verlangen kann, sie soll aus der Anatomie wissen was sie für ihren Bräutigam empfindet! Nun ist bey aller ihrer erhabenen und überirdischen Liebe eine Nonne doch auch ein Mensch; und darum sind freilich im Augenblick ihres größten Enthusiasmus, mitten unter der Ergiessung ihrer höchsten geistigen Liebe alle ihre Nerven körperlich und sinnlich bewegt. Es ist

unmög-

unmöglich ohne Mitgefühl und Mitwirkung von Nerven und Blut, Enthusiasmus zu fühlen. Die Seele kann darum so gewaltsam und zärtlich nicht wirken, ohne etwa auch in den Organen des Körpers einer jungen und empfindsamen Nonne Gefühle zu erwecken, die doch weiter nach ihrer Sprache nichts sind als gewisse kleine Thorheiten, gewisse kleine Verdrehungen, gewisse kleine Verstellungen von dem was des Geistes ist, und was von Rechts wegen freilig ganz unter der Botmässigkeit der Seele stehen soll und muß. Jene mystischen Nonnen hatten zärtliche und gefühlvolle Herzen: aus Mangel eines Liebeshandels auf Erden geriethen sie in einen Liebeshandel mit dem Himmel. Dieß machte sie zaumlos, vermehrte ihre Inbrunst, benebelte ihre Köpfe; und so folgte jenes Irrereden ihrer Andacht.

Gotteslästerliche Unzucht war also nicht in jenen angeführten Reden der mystischen Nonnen. Sie waren eine ganz natürliche Wirkung ihrer durch Einsamkeit, Mystik und körperliche Reitzbarkeit verrückten Imagination; also eigentlicher geistlicher Wahnwitz.

Leises Andenken ehemaliger grober Sinnlichkeit floß dann wol zuweilen in das Irrereden einiger von diesen Heiliginnen. Weniger verliebt, aber mit kalter Deutschheit, rief darum die heilige Gertrud aus Sachsen, Aebtissinn des Klosters Helfde im Mansfeldischen, im dreyzehnten Jahrhundert aus: O Gabe welche über alle Gaben ist, in dieser Apotheke von den Gewürzen der Gottheit so sehr gesättiget, und in diesem Weinkeller der göttlichen Liebe so überflüssig betrunken, ja so voll zu werden, daß man nicht einmal den Fuß bewegen kann!

Armel-

Armelle Nicolas, jene groſſe geiſtliche Närrinn in Frankreich, jene durch Sanct Obereits Weihwaſſer ſo herrlich gebenedeite myſtiſche Heiliginn, war eine gebohrne Bäurinn aus Bretagne, Dienſtmagd und Köchinn (*); denn ihre Nachbarinn, die Urſu-

 liner

(*) Darum ſagt der Vorredner zur Lebensgeſchichte der Armelle (L'Ecole du pur amour de Dieu ouverte aux Savants et aux Ignorants dans la vie merveilleuſe d'une pauvre fille idiote, paiſanne de naiſſance et ſervante de condition, Armelle Nicolas. Cologne 1704.) den Theologen: „Dieu pour faire crever l'enflure de „l'orgeuil des grands Docteurs ſelon la chair „leur a mis en face des femmes et des filles „ſans etudes, dont les eclatantes lumieres al„loient au delà de toutes les connoiſſances „des Theologiens les plus habiles.“ Darum bittet er auch alle Gelehrte, die Er insgeſamt für Sylbenſtecher und Schaalenkucker hält, auf ſein Buch mit folgendem Compliment zu Gaſte: „Venez y vous Savants de ce monde, grands „coloſ-

liner Nonne von der ich alle meine Nachrichten aus der Armelle Leben nehme, ſagt: ein kleiner Hausknecht habe einſt durch die Ritzen der Küchenthür gekuckt, um zu wiſſen was Armelle mache; Armelle wollte eben einen Kapaun ſpicken, ſey aber mit dem Kapaun in der Hand drey bis vier Fuß hoch über die Erde gehoben und ganz mit Licht umgeben worden; und ihr Antlitz habe von der göttlichen Liebe ſo geglühet, daß der arme Junge, der durch die Ritze kuckte, aus Rührung und Entzückung ein Mönch ward.

Armelle, die gebenedeiteſte unter allen Weibern Obereits, bildete ſich in der Einſamkeit; denn die Küche war ihre Welt, und der Beſen ihre Zerſtreuung. Kaum hatte ſie

„coloſſes de Litterature, grands feuilletteurs d'hi„ſtoire, annotateurs de circonſtances, grands „épluchеurs de mots et de vetilles, grands Cri„tiques de lettres et d'ecorçes.

ſie reden gelernt, ſo fand ſie ſchon ein innigliches Vergnügen wenn ſie ein Ave und ein Paternoſter betete. Als ſie etwas gröſſer ward, mußte ſie die Schafe hüten. Auch das that ſie gerne; ſie betete dabey den ganzen Tag ihren Roſenkranz; und machte in ihrem Hirtenſtande erſtaunende Fortſchritte in der himmliſchen Liebe, ſagt die Urſelliner Nonne, denn als ſie das erſte Crucifix ſah, herzte ſie daſſelbe und liebelte mit ihm, küßte es inniglich, und benetzte es mit den zärtlichſten Thränen.

Nichts drückte ſie ſchrecklicher als die armen Seelen im Fegfeuer. Alle ihre Arbeit und alle ihre Bemühungen hatten in ihrem einſamen Hirtenſtande und nachher in der groſſen Welt, ihrer Küche, keinen andern Zweck als Seelen aus dem Fegfeuer zu retten. Wenn ſie vor Hitze brannte, oder vor Kälte ſchlotterte, freute ſie ſich deſſen, aus Liebe

für ihre Brüder im Fegfeuer. Machte ſie die Treppen reine, oder kehrte und ſcheuerte ſie das Haus, oder bratete ſie vor dem glühenden Feuerherd einen Kapaun, ſo dachte ſie immer durch ſolchen Schweiß und ſolche Hitze erleichtere ſie ihre Brüder im Fegfeuer. Immer ſah ſie dieſſelben in groſſen Feuerpfühlen brennen. Sie hatte eine erſtaunende Ehrfurcht für die heilige Anna, für die heilige Urſula, für Kreutze und Fahnen und Agnus Dei. Nichts hielt ſie für ſo köſtlich wie Weihwaſſer, und Ablaß.

Aber das ſeltſamſte bey dieſem allem erwartet wol keiner meiner Leſer. Armelle Nicolas, die gebenedeiteſte unter den Weibern Obereits und unter allen ſeinen Heiliginnen die gröſte, hatte einige nicht ganz unmerkliche Anlagen zu einer Hure. Denn ihre Lebensbeſchreiberinn, die Urſelliner Nonne, ſagt: das Herz der Armelle war einſt zwey

ganze

ganze Jahre hindurch von der Liebe Gottes leer, und da brannte sie von einem so höllischen Feuer, da war ihre ganze Seele so voll der garstigsten und abscheulichsten Gedanken, ihre Einbildungskraft so voll von den geilsten Bildern, daß sie sich gar nicht mehr zu lassen gewußt.

Etwas Körperlichkeit, oder wie Herder es nennt, etwas von wahnsinniger Vergeistung des Körpers, aus der nur oft zu grobe Verkörperung wird, sehe ich also doch in der Faseley der grossen Armelle; und darum glaubt Sanct Obereit, der Anbeter aller dieser Faseley, ich habe den Beelzebub.

Aber gesetzt auch, ich hätte den Beelzebub, so wird doch deswegen Wahrheit in meiner Feder nicht zur Lüge. Sinnliche und geistige Liebe sind doch Zweige eines Stammes. Sinnliche Liebe wird oft geistig und geistige Liebe wird oft sinnlich. Jede geistig sehr

empfindliche Nonne iſt nie blos und allein geiſtig empfindlich. Oder ſollte wol empfindſamen Mädchen, die auch gar nichts in der Welt geleſen hätten als etwa zwey oder drey Bücher voll geiſtiger Empfindung, aus bloſſer Geiſtigkeit die Sprache vergehn, die Knie zittern, der Buſen ſchwellen, die Augen ſchmachten, der Athem brennen, wenn ihr ſie küßt?

Von myſtiſchem Irrereden und myſtiſchen Temperamentsſünden denke man aber auch wie man will, dieß verdränget doch keinesweges das wahrhaftig Erhabene der Myſtik. Ekelt uns zwar bey dem geilen Girren jener myſtiſcher Turteltauben, ſo wird man deswegen doch nicht weniger ſanft entzücket und unglaublich hingeriſſen in ſüſſer Schwärmerey durch die Beredſamkeit des zärtlichen Fenelon (*).

Man

(*) Lord Peterborough ſagte zu Pope, nachdem er den Ertzbiſchof Fenelon beſucht hatte; „Er iſt „eine

Man bewundert doch gerne an den Mystikern in der Römischen Kirche, Werke der edelsten Verläugnung, der ungeheucheltesten Demuth, und der thätigsten Menschenliebe. Man hält darum doch die wahre und erhabene Mystik für eine Theologie des Friedens, und für den äussersten Contrast mit Dominikanischen Scheiterhaufen und Obereitischer Wuth. Aber es bleibt dann doch ein fast gewöhnlicher Fehler einsam und in sich selbst verschlossen staunender Mystiker daß sie übernatürliche Beweise solcher Wahrheiten zu haben glauben, die man natürlicher Weise nicht begreifen kann; und daß sie in ihren Kammern, Küchen und Cellen auf Grillen verfallen die jeder vernünftiger Mensch verwirft, die niemand frommen, und die am Ende nichts

„eine liebliche Seele (a delicious creature); „aber ich eilte so schnell ich konnte von ihm weg, „aus Furcht, er mache mich fromm!

nichts sind als ein Mischmasch von feiner Wollust, falscher Philosophie, und wahrer Phantasterey.

Tiefe Melankolie und geistlicher Wahnwitz bevölkerten die Einöden Egyptens, oder entstanden dort, wie man gesehen hat, unter heiligem Harm und gegen sich selbst spitzfindig ausgedachten Qualen. Dieß läugnet zwar ein berühmter Vertheidiger dieser Schwärmer, der größte geistliche Don Quichotte in Deutschland, Sanct Obereit; und er ist keck genug zu behaupten, der heilige Antonius, das ganze Heer von Thebaischen Eulen und Uhus, alle diese schwarzgelben Bewohner unwirthbarer Höhlen und dunkler Felsenklüfte seyen lustige Vögel gewesen, schnackselige Gesellschafter, und Männer von der äussersten Heiterkeit der Seele.

Ein mürrischer Sauertopf war indeß, nebst vielen andern, der grosse Macarius, jener

ner berühmte Egyptiſche Heilige. Aber freilich gab es auch Eremiten, die, wie der jüngere Macarius ein fröliches Anſehen beybehielten, und durch ihre angenehme Lebhaftigkeit junge Leute in die Fallſtricke des Mönchsſtandes zu locken wußten. Alſo mag es wol ſeyn daß nicht alle Egyptiſche Eremiten melankoliſch waren, und daß auch mancher dem für wahnwitzige Anachoreten bey Jeruſalem errichteten Hoſpital entgieng. Enthuſiaſmus und Schwärmerey ſind oft trefliche Heilmittel gegen Melankolie. Dadurch überwand Antonius der groſſe die ſchwarzgallichte Anlage ſeiner jüngern Jahre, ſein hohes Alter war glücklich und geſund. Schwärmerey machte manchen Egyptiſchen Einſiedler ſteinalt. Jahre gehen wie Tage vorbey, der ſchnelle Lauf der Zeit iſt eine ununterbrochene Folge von Heiterkeit für Menſchen die immer angenehme Viſionen

nen haben, die immer ſagen ich mag wol warten, die ſich täglich unter Chören von Engeln befinden, und täglich mit einem Stoß in den Hintern den Teufel über den Zaun ſchleudern.

Ein neuerliches Exempel zeigt, wie kräftig Melankolie durch Schwärmerey verdränget wird. Der berühmte Whitefield lag an einer religiöſen Melankolie krank, als er Herrn Wesley den Stifter der Sekte der Methodiſten bat in dieſe Sekte ihn aufzunehmen. Das Mittel half. Man weiß wie heiter ſeitdem Whitefield die Würde des größten geiſtlichen Don Quichotte von England trug.

Aber wenn ich dieß alles zugebe, wie man billig hier manche Ausnahme zugeben muß, ſo bleibt mir noch immer ein Heer von Zeugen und Thatſachen gegen alle Träume und Dichtungen und Ideale von luſtigen Vögeln

in der Thebaiſchen Wüſte. Doch von dieſen Vögeln iſt nun hier nicht mehr die Rede; ſondern es frägt ſich, ob es nicht in der allgemeinen menſchlichen Natur ſey, daß Melankolie den Trieb zur Einſamkeit erreget; und ob nicht, in ſehr vielen Fällen, Einſamkeit auch Melankolie befördert?

Trieb zur Einſamkeit iſt das allgemeinſte Symptom der Melankolie. Alle Melankoliker ſcheuen des Tages Licht und den Anblick der Menſchen. Unfähig irgend einem Gedanken nachzuhängen, als demjenigen der ſie verzehret, machen ſie ſich ihr Leben zu einer Folterbank. Dieſer Zuſtand verſchlimmert ſich in der Einſamkeit, wenn nicht die Imagination in derſelben irgend einen gewaltigen Stoß erhält, der ihre Richtung verändert. Aber viel iſt gewonnen, wenn man auch da den Melankoliker nur auf andere Gedanken leiten, nur die Modulation und Haushal-

tung seines Verlangens und seiner Sehnsucht verändern kann. Er muß nicht am Brunnen eines einzelnen Genusses verschmachten. Er muß für seine Glückseligkeit auf Erden nicht blos Eins, das ihm nicht beschieden ist, wünschen; er muß sich aufraffen, muß immer streben nach dem was seine Seele hebt, und nie nach dem was seine Seele verwundet. Kann man ihm nur erst solche Lehren beliebt machen, und ihn dann in irgend ein Geschäft verwickeln das Anstrengung kostet, so ist ihm dadurch besser geholfen als durch alle Zerstreuung der Welt. Anlage zur Melankolie wird er immer behalten, aber diese reitzt ihn dann auch in allem was er mit Heftigkeit will zum Ausharren.

Vor den Kopf schießt sich ein melankolischer Engländer; ein melankolischer Franzose wird ein Carthäuser. Beydes ist einerley;

die

die Engländer schöſſen ſich nicht todt, wenn ſie Klöſter hätten.

Wenn Kränklichkeit und Melankolie alles Feuer unſerer Thätigkeit auslöſchen, ſo verlieret ſich auch leicht alle Luſt zur Welt und zum Leben, und ſo kommt man ganz natürlich in die Einſamkeit. Von jeder Art von Melankolie iſt nichts ſo unzertrennlich wie die Begierde ſich von den Menſchen abzuſondern, ſich von aller Verbindung mit ihnen loszureiſſen, mit niemand zu reden, niemand zu ſehen, an niemand zu ſchreiben, von niemand Briefe zu erhalten. Man will in dieſem Zuſtand der Seele ſo viel als möglich alleine ſeyn, um da Ideen und Vorſtellungen nachzuhängen die man Urſache hätte am meiſten zu fliehen. Darum ſchreyt man melankoliſchen Menſchen ſo oft in die Ohren: ſie haben Zerſtreuung nöthig; ſie müſſen Damen und Aſſembleen, Bälle und Maſkeraden

besuchen; oder wenigstens auf den Club gehen und sich eine Maitresse halten.

Die Absicht bey diesen Räthen mag gut seyn, aber die Mittel taugen nicht. Kein melankolischer Mensch thut, was gerade gegen seinen Geschmack, seine Neigungen, und seine Ueberzeugung anstößt. Falsche Philosophie, Einsiedlerwahn und Mystik führen in der Einsamkeit die Seele nicht in tiefere Verwirrung, als bloße Melankolie ohne irgend einen ableitenden Lebenszweck. Aller vorerwähnte Wust von Egyptischer Finsterniß und Schwärmerey und Faseley verdunkelte die Religion, und hüllte sie in Dunst und Nebel; aber Melankolie vernichtet auch jede gute und tröstende Wirkung der aufgeklärtesten Religion, jede Wohlthat Gottes, und alles menschliche Glück.

Aus den Schriften der Aerzte erfährt man nie genug, wo eigentlich Melankolie sitzt.

Jede

Jede Schulwiſſenſchaft enthält immer noch zu viel Allgemeines und gleichſam aus leerer Luft Ergriffenes, das viel verſpricht und wenig giebt. Eine vielleicht ganz unausſprechlich kleine Veränderung in unſern Nerven, aus Unverdaulichkeit, oder Verkältung wirft uns zuweilen aus der ruhigſten Faſſung plötzlich in Abgründe von Traurigkeit; eine eben ſo kleine Veränderung, durch einen guten Stuhlgang oder eine freyere Ausdünſtung hemmt oft auf einmal einen ganzen Strom von traurigen Gedanken. Wie man jenen Zuſtand ausweicht und dieſen befördert, ſieht niemand ſo gut wie der aufmerkſame Beobachter ſeiner ſelbſt. Aerzte müſſen aber auch die Geſchichte, das Weſen und den Gang der Seele ſolcher Kranken bis in ihre innerſten Tiefen kennen, wenn ſie Alles wiſſen ſollen was ſie drückt und hebt, was ihnen ſchadet und nützt, und ſo ſieht man oft,

daß ein Mensch durch eben das melankolisch wird was den andern erheitert, und daß jenen hebet was diesen niederdrückt.

Melankolie ist ein falsches Raisonnement, das mehrentheils durch Mitwirkung ungesunder und traurigmachender Gefühle des Körpers, die niederschlagendesten Vorstellungen in der Seele unterhält, und ihr in sich selbst und ausser sich alles von der schlimmsten Seite darstellt (*). Darum ist derjenige nicht melankolisch der nur irgend einer wichtigen und langwierigen Arbeit wegen die Stille sucht und jede Gesellschaft vermeidet. Aber kein Mensch ist melankolisch, der nicht auch gleich alle ihm nicht ganz vertrauliche Gesell-

(*) Ich fragte einst einen Prediger: was ist ein melankolischer Mensch? Der Prediger versetzte mir rasch und kurz: „Melankoliker sind Menschen von sehr kleinem Geist, deren Vernunft so „äusserst schwach ist, daß sie jeder Regung des „Körpers unterliegt.“

Gesellschaft flieht und scheut. Mit gesunden Nerven, und irgend einem schönen und edeln Zweck, kann man Einsamkeit lange aushalten. Mit grossen Anlagen zu Kränklichkeit und Melankolie, wird Einsamkeit bald gefährlich, wenn man nicht irgend eine reitzende Arbeit vor sich hat, die den Geist in beständigem Fortschritte von Gedanken zu Gedanken treibt. Nichts befördert so sehr Melankolie und Menschenflucht, wie das beständige Grübeln nach Ursachen zu dieser Flucht.

Grober Misverstand ists daß man die höchste Zerstreuung für das gröſte Gegengift der Melankolie hält, denn mancher wird aus keiner andern Ursache melankolisch, als eben weil er sich immer Ruhe und Freyheit wünschet, die er nicht hat, und niemals findet. Ach wie oft verlieret man, wegen der gänzlichen Unmöglichkeit auch nur auf kurze

Zeit in der Stille seine Gedanken zu sammeln, alle Lust zur Welt und zum Leben. Wie tief verfällt oft derjenige in Melankolie, der sich gezwungen sieht, immer den nämlichen Karren zu ziehn: der jeden Tag gehen muß, wie und wohin andere wollen; und nie gehen kann, wie es ihm gefällt und behagt. Die beste Lage für jeden Menschen sollte doch eigentlich diejenige seyn, in der er das meiste Gute thun kann, und dieses könnte mancher noch weit besser in der Einsamkeit als in der Welt. Melankolie wird darum zuweilen eben so gut durch Einsamkeit geheilt, als in vielen andern Fällen durch Einsamkeit erzeuget.

Traurig ists ganz über alle Begriffe für einen Melankoliker, und darum auch ein grosser Beweggrund zur Flucht vor allen kalten Menschen, wenn ihn gar niemand versteht, und wenn man immer glaubt, er sey

lustig

luſtig und froh, indeß da jeder Blick in ſich ſelbſt und um ſich her, ſeine Seele zermalmt. Wie wenige Menſchen ſehen, daß etwas den andern drückt, und wie gar nie begreifen kalte Menſchen, den Dorn in eines andern Herz! So wie ihnen nichts unverſtändlicher ſcheint, als die Folter einer Nervenkrankheit, ſo lange ſie nicht auf den Gaſſen in Convulſionen ausbricht, ſo bemerken ſie auch niemals eine Melankolie, ſo lange man ſich in derſelben nicht todtſchießt. Man kann viele Jahre hindurch, von ſolchen Krankheiten alle Marter der Hölle jeden Augenblick leiden, und Leute kalter Art die man täglich ſieht, alle dieſe froſtigen Gönner und Bekannte, ſind überzeugt, man befinde ſich vortreflich! (*)

(*) Ein Theologe und Religionslehrer, der den Menſchen kennt und verſteht, der ihm darum nie

Voll guter Laune ſogar kann man Unwiſſenden gerade in der Zeit ſcheinen da man Welt und Leben am meiſten verwünſchet.

Kein

nie unrecht thut, den Irrenden nicht verdammt, ſondern ihm vergiebt und ihn dann durch Bande der Liebe an ſich zieht, ein Theologe mit einem Worte der Chriſt und Philoſoph iſt, Herr Zollikofer, reformirter Prediger in Leipzig, ſagt in einer Sammlung ſeiner Predigten, die Menſchen von allen Religionen mit gleicher innigſter Erbauung leſen werden: „Der Geſunde, der „Starke, hält ſehr oft alle Klagen über Schmerz „und Krankheiten für übertrieben, hat nie ähnliche Gefühle gehabt, und wenn er ſie auch andern nicht abſtreitet, ſo rühren ſie doch ſeinen „feſten Nervenbau nur ſchwach. Aber wer ſelbſt „gelitten hat, o der fühlet die Leiden ſeiner Brüder ganz anders, den durchdringet wahrer „Schmerz bey dem Anblicke des Schmerzenleidenden, der vermiſchet ſeine Thränen mit den „Thränen des Weinenden, der empfindet jeden „Streich, welcher andere trifft, ſo, als wenn „er ihn ſelbſt träfe. Alle Spuren, welche ſeine

„ihm

Kein ſo guter Harlekin war nie auf dem Italieniſchen Theater zu Paris erſchienen, wie der im Jahre 1778 dort verſtorbene Harlekin

„ehmaligen Leiden in ſeinem Innerſten zurück„gelaſſen haben, erneuern ſich, vereinigen ſich, „durchſchüttern ihn, und ſtellen ihm ein Gemäl„de von dem Leiden des andern dar, das ihn ge„wiß weder gleichgültig noch unthätig läßt. Wer „ſelbſt die Laſt des Unglückes getragen hat, der „fühlet es auch dann, wie ſchwer ſie drücket, „wenn er andere darunter ſeufzen höret, und fin„det den ſtärkſten Antrieb in ſich, ihnen dieſe Laſt „zu erleichtern, wenn er ſie ihnen nicht abneh„men kann. Wer es ſelbſt erfahren hat, wie „ſüße die Theilnehmung, der Troſt, die Hülfe „eines Freundes im Leiden iſt; wie dadurch das „Herz erleichtert, die Ausſicht erheitert, die „Hofnung neu belebet wird, wenn man ſeinen „Kummer in den Schooß des andern ausſchütten „darf, wenn man es fühlet, daß man nicht von „allen verlaſſen iſt, nicht allein leidet, und ſich „ſelbſt auf dem rauheſten Pfade Begleitung und „Stütze verſprechen darf: wer das erfahren hat,

„o wie

Carlin. Er beherrschte wirklich die Lungen seiner Zuhörer unumschränkt, aber ausser seinem bunten Theaterjäckgen war er ein sehr stiller und trauriger Mann. Als daher einst ein Kranker bey einem der ersten Pariser Aerzte über Anfälle der schwärzesten Melankolie klagte, rieth ihm der Arzt er müsse sich mehr heitere Zerstreuungen machen. Besuchen sie die Italienische Comedie, sagte er: ihr Uebel muß sehr tief stecken, wenn sie Carlin, der Harlekin, nicht curirt. Ach, sagte der Kranke, ich bin Carlin selbst, und bin um nichts frölicher, wenn ich gleich alle andere lachen mache.

So

„O wie wird der eilen, seinem leidenden Freund „und Bruder sein Herz zu öfnen, seinem Kum„mer Luft zu schaffen, seine Klagen und seine „Thränen aufzufassen, und alles zu thun, was „nur einiges Licht in seine Finsternis bringen, „und ihm zur Erquickung und zum Troste dienen kann!

So wenig ein Melankoliker unter Menschen leben mag, die ihn gar nicht verstehen, so wenig taugt ihm doch mehrentheils alleiniger Umgang mit sich selbst. Gröſtentheils wird doch durch Abneigung gegen alle Zerstreuung Melankolie in der Einsamkeit schlimmer. Unmäſſiges Nachdenken über irgend etwas das den Geist niederschlägt, rastloses Anhängen an irgend eine traurige Idee, macht Einsamkeit eben alsdann zu Gift, da man die gröſte Neigung dazu hat. Die Verführungen der Misműthigkeit und der Melankolie sind weit nachtheiliger als alle Gesellschaften die man fliehet. Eigener Umgang, den man alsdann am meisten liebt, ist immer der schlechteste und gefährlichste von allen, weil ein einziger trauriger Gedanke alle unsere Gedanken, bey gänzlicher Menschenfurcht und Menschenflucht, mit ungestörter schrecklicher Gewalt beherrscht und unterjochet.

Ein

Ein melankoliſcher Menſch wird ſcheu, ſo raſch und kühn er auch von Natur ſeyn mag. Er fliehet von jedem Orte weg, wo viele Menſchen beyſammen ſind. Es iſt ihm zuwider wenn ihn die Sonne beleuchtet, weil er ruhiger iſt wenn er ſich weniger ſichtbar glaubt, alſo nie ſo ruhig wie bey trübem Himmel, bey Regen und Sturm. Ausgehen iſt ihm unerträglich; er möchte, wenn er ausgehen muß, auf den Gaſſen keinen Menſchen ſehen und von keinem Menſchen geſehen ſeyn. Darum geht er nie gern aus, als bey der Nacht. Er iſt nie ruhig, als wenn er keinen Menſchen ſieht und keinen Menſchen höret. Auf ſeiner Stube iſts immer dunkel. Die Haut ſchaudert ihm ſo oft ihn jemand beſuchen will. Man macht ihn durch nichts in der Welt unglücklicher, als wenn man ihn mit Höflichkeit in Geſellſchaft nöthiget, oder ihm freundlich zeigt, man

wolle

wolle ihn zerſtreuen; man tödtet ihn wenn man ihn zum Eſſen bittet. Er erſchrickt ſo oft ſeine Stubenthür aufgeht. Einſamkeit iſt ſein Gift; aber er liebt dieſen Gift.

Rouſſeau floh in ſeinen letzten Lebensjahren die Menſchen. Er glaubte ſie haben ſich alle gegen ihn verſchworen, und alle Völker ſeyen gegen ihn im Harniſch. Ganz konnte man ihm das nicht verdenken; man hatte ihn verjagt aus Paris und Genf, aus dem franzöſiſchen Theile des Cantons Bern, und wieder aus ſeiner ſchönen friedſamen Inſel im Bieler See. Das waren alſo doch keine Windmühlen, und Rouſſeau war alſo kein Don Quichotte. Fürchterliche Keime von Hypochondrie und Melankolie lagen ſodann ſeit früher Jugend in ſeinen Eingeweiden und Nerven. Er hatte tauſendfachen Tod durch martervolle Krankheiten gelitten. Bosheit und Neid wurden frölich, und weideten ſich

an

an ihm, wenn Armuth ihn drückte und Schmerz ihn niederſchlug; denn er kann itzt nicht ſchreiben, dachten ſie! Man verfolgte ihn ſeiner Denkfreyheit wegen und ſchrie am meiſten Rache gegen ſeine Religionsbegriffe in Ländern und Städten wo man Voltaire vergöttert, und wo man Atheiſten blos als witzige Köpfe betrachtet. Und nun da ſeine Seele ruhet in den ewigen Wohnungen des Friedens, verdammt man ihn blos deswegen, weil er gar zu berühmt iſt (*). Man ſagt, er war ein Narr, oder höchſtens, er war ein erhabener Narr, aber nie ſagt man, er war krank. Er, der keine Bitterkeit und keine Galle in ſeiner Seele hatte, der ſo gern

alles

(*) Non propter dogmatum novitatem, nec propter haereſim, ut nunc adverſus eum ſimulant, ſed quia gloriam eloquentiae ejus et ſcientiae ferre non poterant, et illo docente omnes muti putabantur.

alles gethan und alles gelitten hätte um Liebe, der die Menſchen blos deswegen floh weil er ſie nur in ſeiner ſchrecklichen Hypochondrie immer durch einen ſchwarzen Flor ſah; Er, der in den Zeiten der gröſten Kraft ſeiner Feder gut war wie ein Kind (*); Er, der mit dem unausſprechlichen Zauber ſeiner Beredſamkeit aus uns macht was er will; Er, der immer eine Thräne im Auge von jedem guten Menſchen findet; Er, der einzig und allein durch das Feuer und die Zärtlichkeit

(*) Il écrivit en homme, ſagt ſein edler Vertheidiger, der Baron d'Eſchernay (ein groſſer Freund von Diderot und D'Alembert), et s'affligea comme un enfant. Il s'emportoit moins qu'il ne ſe dépitoit. Sa colère et ſes momens d'humeur reſſembloient à cet age, en avoient l'innocence et les graçes naïves. Ce fut un véritable enfant. Il en eut ſes joies vives et les chagrins bruyans, mais un enfant vigoureux, qui nourri du lait de la Philoſophie, prit plaiſir toute ſa vie à battre ſa nourrice.

keit in ſeinem Herzen uns ſo hinreiſſet, ſo beweget, ſo entzücket, uns wenn und wie er will die Bruſt erweitert und zuſammenpreßt; warum iſt Er dann unſer Spott? Eben deswegen kann ich ihn nicht leiden, ſagte eine deutſche Dame, weil er mir immer das Herz zuſamenpreßt. Alſo haſſen wir ihn nur deswegen, weil wir nicht wollen Menſchen ſeyn (*). Wir verläumden ihn, weil er ſich ſelbſt

(*) Das ſind wir aber doch zuweilen! Denn einſt zankte ſich eine andere deutſche Dame mit mir über Rouſſeau, und ihr entgiengen die Worte: je vois diſparoitre tous les ouvrages de Rouſſeau devant une page de d'Alembert ou de Hume! Gnädige Frau, erwiederte ich, unſer ganzer Streit kommt daher, daß ich in Rouſſeau verliebt bin, und Sie nicht!

Nun gieng ich, ohne ein Wort weiter zu ſagen, nach Hauſe, hohlte ein wenig bekanntes Profilportrait von Rouſſeau, (das ſehr ſchön iſt) zeigte es der Dame, und ſagte: können Sie — dieſen Mann nicht lieben?

Die

selbst verläumdet hat (*). Also weil in unsern Büchern nichts gefällt als Ehrbarkeitspedanterey und Zimpheit, und Ziererey und Lüge, weil fast jeder Schriftsteller immer glänzen und immer nur das seyn will was er nicht

Die Dame stutzte; schwieg; sah beynahe Löcher in das Portrait; und sagte endlich, nach einem tiefgehohlten Seufzer: ah qu'il est beau--! oui à présent j'en suis amoureuse aussi.

Aber, gnädige Frau, Sie haben doch Rousseau, seiner Schriften wegen, gehaßt und verachtet?

Mon Dieu, erwiederte mir die mild gewordene Dame; je ne sçavois pas qu'il etoit si beau!

(*) Mein grosser Landsmann der Baron d'Eschernysagt in seinen Lacunes de la Philosophie: Rousseau se calomnie lui-même dans ses trop naïves confessions. Pourquoi les écrivit-il? Cet ouvrage semble prouver que si, comme on l'a dit, il n'y a point de Héros pour son valet de chambre, il est difficile de garder la taille de grand homme devant son Confesseur.

nicht iſt, ſo begreift man nicht, warum Rouſſeau ſich niemals ziert und niemals heuchelt, und immer zwanglos und vertraulich ſich allen Begeiſterungen, Sprüngen, Abfällen und Launen ſeiner Imagination und ſeines Charakters überläßt. Das iſt nicht unſere Natur und unſere Manier, ſagen die gelehrten Herren! Aber das war Rouſſeaus Natur und Rouſſeaus Manier, und eben deswegen lieſt man durch ganz Europa ſeine Schriften, und kümmert ſich nicht um die Schriften und Vorſtellungsarten der gelehrten Herren. Er iſt kein Muſter zur Nachahmung, das gebe ich zu; aber fühlen darf man doch die Kraft ſeiner Worte, und weiden darf man ſich doch an ſeinem Zauberpinſel? Macht man aber ohne die allergeringſte Rückſicht auf menſchliche Natur dem armen Rouſſeau jede körperliche Angſt, alles was er aus Angſt glaubte und that zum Verbrechen,

chen, so hat man nie bedacht wie das Buch entstand, das er in seiner Melankolie unter dem Schutz der Fürsehung auf den hohen Altar der Hauptkirche in Paris niederlegen wollte. Man hat nie bedacht, daß dieses fürchterlich melankolische Buch, und die seinen Bekenntnissen angehängten Reverien eines einsamen Wanderers, am Fusse von Rousseaus Statüe ein demüthigendes und rührendes Beyspiel menschlicher Schwachheit sind, und für alle Zeiten schauderhafte Beweise wie schwarz und falsch auch ein solcher Geist, wenn er krank ist, in der Einsamkeit sieht.

Ein feines Nervengewebe, eine grosse Empfindlichkeit der Imagination, vernichtet alle Kraft des Geistes, wenn die Nerven heftig angegriffen sind. Ach wie stille würde alle Scheelsucht und aller Neid gegen Menschen, die durch irgend eine Geschicklichkeit

ihr Glück in der Welt gemacht haben, wenn man wüßte, daß Schmerz oft Jahre lang ihr Hirn zusammenpreßt, ihr Gedächtniß zerdrücket, und ihnen in den meisten Stunden des Tages alle Gedanken benimmt; oder wenn man auch nur wüßte, wie diesen vermeinten Glücklichen zu Muthe ist, wenn sie Stundenlang vergeblich auf ihrem Nachtstuhl sitzen! Haller, der den Ruhm bis an seinen Tod liebte, der groß war, so lange er seine Wissenschaften trieb, fiel in seinen letzten Lebensjahren, wenn er nicht acht Gran Opium im Leibe hatte, tiefer in Kleinmuth als der kleinste Mensch. Seine melankolischen Gefühle öfneten Abgründe vor seinen Augen, aus denen er immer hyperorthodoxe Gespenster aufsteigen sah, die ihm durch ihre Theologie alles Licht des aufgeklärtern Christenthums ausblieſen.

Solche

Solche Geistesbeugung ist schrecklich, wenn es auch Zwischenstunden giebt, in welchen die Seele ihre Kraft fühlet. Aber es ist schrecklicher wenn sie nichts mehr fühlet, wenn auf einen melankolischen Menschen gar nichts mehr von allem dem wirket, was ihn sonst zu reitzen oder zu heben pflegte, was ihm Vergnügen machte, oder was ihn verdroß. Er wünschet immer alleine zu seyn, und geniesset die Einsamkeit nie. Er kommt aus der Welt in seine Kammer zurück, und ekelt alles an, was er in seinen Kammern sieht. Er speyt auf alles was da hängt und glänzt. Seine Bücher sieht er an wie vielfarbigte Klötze, die zu nichts nütze sind, als ihm durch ihren bunten Anblick den Schwindel zu geben. Alle an ihn geschriebene Briefe möchte er ungelesen verbrennen. Jedes geschriebene oder gedruckte Lob von jeder Art, allen euren verfluchten Schickschnack

über seine wohlbekannte Menschenliebe, erwiederte er gerne durch einen eisernen Faustschlag ins Gesicht. Aller Schimpf den man über ihn ausgießt, jeder Luftstreich der Mißwuth, alles Hohnlächeln und Grinsen aus dem Galgenfelde des Neides und der Schmähsucht, alle dort mit schüchterner Arglist gegen ihn ausgeübten Katzenstreiche, und die darüber entstehende allgemeine Freude in Zeitungen, Almanachen und Journalen, und bey nahem und fernem, gelehrtem und ungelehrtem Gesindel, dieß alles gleitet über ihn weg wie Wasser über Wachstuch. Die Werke der schönen Geister sind für seinen Kopf und Geschmack was gehacktes Stroh für eines hungrigen Magen; er giebt der Stimme zärtlich sorgsamer Freunde kein Gehör; für ihn geht keine Sonne auf; ihn erquicket kein Schlaf, denn er ist nur das Aufwachen zu neuen Schmerzen, und

neuer unaussprechlicher Gleichgültigkeit für Alles.

Einsamkeit macht rasend, wenn man seine Einbildungen für Thatsachen hält, und in diesem Wahn durch nichts gestöret, und von niemand zurückgeführet wird. Ein redlicher, stiller, fleissiger und in aller Menschen Augen vernünftiger Kaufmann, der nur etwas finster und widerhaarig aussah, klagte mir einst in der Schweitz über einen elenden Magen, eine schlechte Verdauung, viele Blähungen, und einen immer sehr eingenommenen Kopf. Er unterhielt mich lang und breit von Mitteln die er unnütz von berühmten Aerzten für seinen Magen gebraucht hatte. Ich fragte ihn, ob er Verdruß habe? Er seufzte, und ward sprachlos. Ich fragte nochmals, und mit Nachdruck, habt ihr Verdruß? Nun ward der Kranke äusserst redselig.

Die Pfaffen, sagte er, sind an allem meinem Unglücke schuld. Meine Frau hat bey ihrem Beichtvater geschlafen. Zwey Pfaffen haben ihr gesagt, sie könne schlafen bey wem sie wolle; und dieß thut sie seit zehn Jahren. Eben sollte ich bey Rathhause in Proceß mit einem Schlüngel kommen, dem ich vorwarf, er habe auch bey meiner Frau geschlafen; und weil ich dieß nicht beweisen kann, so werde ich müssen, noch obendrauf, die Proceßkosten bezahlen! Ich kenne die menschliche Natur; denn ich komme in der Schweitz, seit dreissig Jahren, in manche Stadt, und habe auch Bücher gelesen. Aber ich sehe daß allenthalben einer bey des andern Frau schläft, und daß kein Mensch nichts daraus macht. Vormals hatte man Gesetze gegen dieses Unwesen; nun vermögen die Gesetze auch nicht so viel daß sich die Leute ihrer Laster schämen. Allenthalben wo

ich

ich hinkomme, geht es zu, wie in Sodom und Gomorra; aber nirgends ſo ſchlimm wie in meinem Hauſe! Ich hatte einen ſchönen Buben; er ſah aus wie Milch und Blut. Der hätte mir itzt bey meiner Handlung, die ich ſo mühſelig treibe, helfen können; meine Frau hat ihn vergiftet. Des Morgens frühe war er noch geſund, wie ein Fiſch im Lucernerſee, und des Abends mauſetodt. Mich wollte ſie am Frohnleichnamstage vergiften; ich bekam nur drey Tropfen von dem Weine, in den ſie mir Ratzenpulver ſtreute; aber gleich darauf hatte ich ein Zittern in allen Gliedern, und es war mir als wenn man mir das Herz aus dem Leibe riſſe. Ich gieng zum Doctor, und zeigte ihm den Wein. Der Doctor ſagte, er könne wahrhaftig nicht wiſſen, ob Gift darinn ſey, oder nicht. Alſo war Gift darinn, weil der Doctor zweifelte, und mir nicht rund heraus ſagte, es

ſey kein Gift in dem Wein. Sonſt iſt meine Frau, die Giftmiſcherinn, nicht böſe. Ich habe ſie oft derbe abgeprügelt; aber ſie giebt mir dann ſchöne Worte, und iſt eine ſehr gute Hausfrau, und hält ſehr gute Kinderzucht. Alles Böſe in der Welt kommt von den verfluchten Pfaffen; dieſe ſind die einzigen Teufel die wir in der Welt haben.

Ich antwortete dem armen Kranken ſo: Mein lieber guter Herr, ich bin kein groſſer Freund von Mönchen und Pfaffen. Aber ſo böſe ſind gewiß eure Pfaffen nicht, wie ihr glaubt. Sie geben freilich nicht immer die beſten Räthe; allein wißt ihr, eben ſo gewiß als ich itzt mit euch ſpreche, daß eure Frau bey ihrem Beichtvater ſchläft? Gebt doch immer eurer Frau und jedem Menſchen gute Worte, und denkt in allen Fällen, es ſey beſſer Unrecht leiden als Proceß führen. Freilich lernt man vieles aus Büchern; ich

leſe

lese auch zuweilen, aber manches steht doch in Büchern und ist nicht wahr! Wo Kläger sind, da sind auch Richter; aber die Richter haben keine Ohren, wenn die Kläger keine Beweise haben. Es geht freilich in der Schweitz schlimm genug; aber doch vollends so schlimm nicht wie in Sodom und Gomorra, und gewiß in eurem Hause nicht am schlimmsten. Eure Frau ist ja eine gute Hausfrau und nimmt eure Kinder wohl in acht. Aber ihr seyd krank, mein lieber Freund, sehr krank, und ich habe oft Kranke gesehen die es eben auch so im Magen und im Kopfe hatten, und die dann auch immer glaubten, man schlafe bey ihren Frauen, man habe ihre Kinder vergiftet, und man wolle sie vergiften. Aber sie wurden gesund, gestanden mir dann selbst, sie haben sich das nur eingebildet, und baten dafür den lieben Gott und die heilige Jungfrau Maria um

Ver-

Vergebung. Wenn euch eure Frau etwa deswegen untreu wird, weil ihr ſie prügelt, ſo gebt ihr lieber nicht Prügel ſondern gute Worte und ſchlechten Wein. Ihr glaubt nicht wie treu ſolche Weiber ſind, wenn ſie ſchlecht eſſen und trinken. Schenkt eurer Frau anſtatt des guten Weines, alle halbe Jahre ein ſeltenes Kleid, und anſtatt zu guter Speiſen nach der Faſtenzeit immer einen neuen Kopfzeug und eine ſchöne Schürze. Wenn ihr ſodann noch allen euren Herren Geiſtlichen gute Worte gebt und tiefe Reverenzen macht, ſo iſt kein Teufel im Stande euch zu ſchaden. Nun brauche ich weiter keine Arzeney, ſagte dieſer arme Timon, indem er mir freundlich die Hand drückte, und mit einer ſanften Thräne im Auge weggieng.

Dieß war die unglückliche Gattung von Melankolie, in der man immer falſche Schlüſſe aus mancher vielleicht ſehr wahren Senſation

ſation macht, und alſo Einbildungen für Thatſachen hält. Hätte dieſer arme Kranke einſam und fern von allem Umgange gelebet, wäre er nicht in der glücklichen Lage geweſen, die ihn als Krämer nöthigte von einem Hauſe ins andere und von einer Stadt zur andern zu gehen; hätten die guten Geiſtlichen, die er ſo ſehr haßte, ihn ſeiner Einbildungen wegen blos auf ein paar Wochen einſperren laſſen, ſo wäre ſeine Melankolie in einen völligen Wahnwitz übergegangen oder gar in Tollheit.

Aeuſſerſt unglücklich dünken ſich melankoliſche Menſchen, die, wegen ihres Amtes und ihrer Lage in der Welt, nicht vermögend ſind die Menſchen ganz zu fliehen. Aber dieß iſt ein Glück für ſie, wenn ſie auch mit der äuſſerſten Gewalt ſich zu allem anſtrengen müſſen was ſie thun. Wenigſtens ſind ſie dadurch den äuſſerſten Gefahren ihrer

Krank-

Krankheit nicht so ausgesetzet, wie solche Melankoliker die keine Geschäfte haben, und alle Freyheit und Musse zur Einkehr in sich selbst. In tiefer Melankolie wird Freyheit und Musse auf nichts verwendet als auf Melankolie.

Einsamkeit wird in religiöser Melankolie eine wahre Hölle durch die Einbildung, man sey von Gott und Menschen verlassen, weil man alsdann alle Menschen scheut, und Gott selbst in der Stille nicht sucht sondern fliehet. Dieser bedaurenswerthe Gemüthszustand wird in Stille und Abgezogenheit immer schlimmer; aber am schlimmsten durch Prediger, Beichtväter und Seelsorger, die keine Herzenskündiger sind, nicht wissen was zerrüttete Nerven wirken, Krämpfe dem Teufel aufbürden, Moral und Religion blos als Grundsatz System Regel und Richtscheid kennen, und übrigens Alles

an dem Menſchen ſchief ſehen und falſch beurtheilen (*).

Geiſt-

(*) Ueber religiöſe Melankolie kenne ich aber auch keine mich hinreichend befriedigende Schrift. Der Arzt iſt immer zu wenig Theolog und Philoſoph, der Theolog iſt immer zu wenig Arzt, um alles, was zur Hülfe und zum Troſt ſolcher Kranken dient, ganz durchzufühlen und durchzuſchauen. Das Bedürfniß einer ſolchen recht guten Schrift iſt indeſſen groß; denn wer ſehnet ſich nicht, nach einer guten Anleitung zur Cur einer Krankheit, die häufig vorkommt, die der leibliche Arzt mehrentheils dem geiſtlichen überläßt, und die dieſer ſo oft misverſteht und übel behandelt. Viele Geiſtliche wiſſen ſehr oft gar nicht, was Aerzte in ſolchen Fällen vermögen; aber ſehr viele Aerzte werden dann auch nicht begreifen können und wollen, daß Theologen zuweilen durch ein einziges wohl angebrachtes Wort wirklich beynahe Wunder in ſolchen Krankheiten thun. Bis man etwas beſſeres zu einem richtigen Begriffe von religiöſer Melankolie und zur Hülfe und zum Troſt ſolcher elender Kranken hat, möchte ich wol bitten daß irgend ein junger

Geiſtliche von der erſten Gröſſe, Luther, Tillotſon, Clarke, haben ſehr deutlich eingeſehen, daß religiöſe Melankolie in der Einſamkeit

junger Geiſtlicher ein ganz kleines Engliſches Buch überſetze, das wenigſtens über religiöſe Melankolie weit mehr enthält als mancher Prediger weiß. Es heißt: Obſervations on the nature, cauſes and cure of Melancholy, eſpecially of that which is commonly called Religious Melancholy, by Benjamin Fawcett. Shrewsbury 1780. Der nunmehr verſtorbene Verfaſſer war ein ſehr frommer und ſehr menſchenfreundlicher Engliſcher Geiſtlicher, den man freilich für einen Pietiſten halten wird, der aber mit einer recht rührenden Herzlichkeit ſolchen armen Kranken entgegen kommt, recht vernünftig die Urſachen ihres Uebels auseinander ſeget, auch ſehr wohl die Fälle unterſcheidet in welchen der Geiſtliche die Cur dem Arzte überlaſſen muß und gewiß manche Quelle des Troſtes eröfnet, den auch nur ein kluger, aufgeklärter, beredter und freundlicher Geiſtlicher dem armen Kranken geben kann. Er handelt weitläuftig von

der

samkeit schlimmer wird, und haben auch deswegen kräftig dagegen gewarnt. Mehrentheils hat Einsamkeit Antheil an dieser Krankheit, aber doch entstehet sie aus anderweitigen Veranlassungen zuweilen auch plötzlich. Durch Kränklichkeiten sah ich schon ganz junges Frauenzimmer zuweilen in die größte Abneigung für jede Jugendfreude verfallen, zugleich in ein redliches aber trübsinniges Prüfen aller ihrer Handlungen, und in ein ausschweifendes, trauriges, quälendes Grübeln nach Sünde wo keine Sünde ist. Dieser Zu-

der geistlichen Cur. Reich an eigener Erfahrung ist er nicht; aber er hat viel Gutes aus andern, und sagt wirklich vieles das mir vermögend scheint versinsterte Seelen zu erheitern, zweifelnde zu erleuchten, und trostlose zu stärken, ob er gleich mehr an das Herz spricht als für den Verstand, und wenigstens nach meiner Empfindung, etwas zu viel frömmelt und gewiß zu wenig philosophirt.

Zustand war offenbar körperlich. Eine völlige religiöse und an Wahnwitz grenzende Melankolie sah ich plötzlich und vermuthlich aus zusammengesetzter Ursache, bey einer schönen, muntern, raschen, freudigen und coketten Frau in einem Wochenbette entstehen. Sie hatte täglich Anfälle von wahrer Wuth, in der sie immer schrie, sie sey verdammt; diese Anfälle erschienen täglich zwey bis dreymal mit einer Fieberkälte, und dauerten eine halbe bis drey Viertelstunden. Arzneyen hoben jedoch gänzlich diese Melankolie (*).

Alle

(*) Ein sehr aufgeklärter junger Arzt in Pommern, Herr Uden, erzählet in seinen schönen Briefen über Beobachtungen aus der praktischen Arzneywissenschaft, die Geschichte einer ebenfalls auf der Stelle verschiedene Tage nach dem Pfingstfeste gestillich wahnwitzig gewordenen Familie. Diese Leute hatten im Feste zu viel gefressen: und zugleich

Alle Anlagen zur religiösen Melankolie sah ich zuweilen bey einsam lebendem Frauenzimmer, denen nichts mangelte als ein schlechter Prediger, um sie unheilbar melankolisch zu machen. Eine vortrefliche aber der Welt fast ganz entzogene junge Frau sagte mir einst, sie sehe, so oft sie alleine sey oder auch nur die Augen schliesse, rund um sich her in allen Ecken eine grosse Menge Teufel. Sie war lange sehr krank gewesen und ich hatte Gelegenheit gehabt eine fürchterliche Succession verschiedener Krankheiten bey ihr zu sehen, von denen eine sehr tiefe Melankolie die letzte war. Sanft und freundlich fragte ich sie, als sie mir von ihren Teufeln sprach: ob sie

zugleich einen Besuch von einem Vagabonden gehabt, der ihnen allerley geistliche Schwärmereyen vorsagte, und dadurch ihre Einbildungskraft erhitzte. Die Cur, die ein Geistlicher auf die Seele gerichtet hätte, gieng hier ganz auf den Körper, und sie gelang.

glaube daß diese Teufel etwas Böses in ihrem Herzen wirken? Nein, sagte die Frau, aber sie erschrecken mich durch die fürchterlichen Gesichter die sie mir machen. Nun meine gute Seele, erwiederte ich, diese Teufelsgesichter sind Geschöpfe ihrer Einbildung, diese ist krank, und solche Teufel vertreibt man durch Arzneyen. Wäre nun da ein Prediger, der den Unterschied zwischen solchen Phantasien und geistlichen Anfechtungen nicht gekannt hätte, gleich aus Dummheit oder Schwärmerey zum Teufel als der wahren Ursache dieser Krankheit geschritten; und hätte er dann mit dieser guten Frau den ganzen Tag seufzen und beten wollen, daß Gott doch diesen Anfechtungen des leidigen Satanas ein Ende mache; so hätte sie mit offenen und geschlossenen Augen Teufel in allen Ecken gesehen bis an ihres Lebens Ende.

Die

Die schreckliche Kammer sehe ich noch, in der ich eine vornehme, etwas galant gewesene, aber sonst sehr gute, sehr liebenswürdige, sehr aufgeklärte, sehr schöne und geistvolle junge Dame, in meiner Jugend, sehr lange besuchte. Tiefe dunkle Nacht herrschte in dieser Kammer den ganzen Tag, und vor dem Gemüthe der armen Kranken schwebten Abgründe endloser Finsterniß. Sie sagte mir bey jedem Besuche: sie sey eine Verworfene in den Augen Gottes, ein aus der Kette aller Wesen abgerissener Ring, zur Verdammung gebohren, in ihren heitersten Stunden die Bewohnerinn einer stillen Hölle, in ihren schwarzen Stunden brenne sie im Mittelpunkt ihrer Flammen; dieser Zustand sey ihr Wesen, und alle ihre vorhergegangenen Krankheiten seyen eine Wirkung dieses Zustandes. So lebte diese Dame über ein Jahr in einer Einöde, unter beständigem

Gebete, und in beſtändigem Umgang mit einem von ihrem ſehr andächtigen Manne ihr zugegebenen äuſſerſt orthodoxen, äuſſerſt unaufgeklärten und äuſſerſt geiſtloſen Geiſtlichen, den dieſe Dame nie hatte ausſtehen können. Durch die Reden dieſes Mannes fiel ſie immer tiefer. Aber alle dieſe religiöſe Melankolie verlohr ſich ſo ſchnell als ein Blitz am Himmel, da die Dame eines Tages ihren Mann bey ihrer Kammerjungfer auf dem Bette fand. Sie erlangte durch dieſen Anblick ihren völligen Verſtand, ihr ehmaliges angenehmes Weſen, und ihren ganzen lichtvollen Geiſt, nur lachte ſie zwiſchendurch zu viel. Sie lachte über ihre ehmaligen melankoliſchen Vorſtellungen, und ihre ſelbſtgewählte ſchreckliche Einſamkeit. Alles was ſie ein ganzes Jahr hindurch gedacht, geſagt, und gethan hatte, hielt ſie nun für bloſſe Wirkungen einer kranken Phantaſie. Sie

mach-

machte einen neuen und überaus vernünftigen Lebensplan. Drey Tage dauerte dieser glückliche Zustand; am vierten verfiel sie in einen Wahnwitz, der unheilbar blieb.

Nicht immer hat die religiöse Melankolie diesen betrübten Ausgang. Aber es wird doch selten gründlich damit besser, wenn der Prediger die Seele nicht mit überaus vielem Verstande führet, indem der Arzt durch Arzeneyen und Lebensregeln zu helfen sucht, oder wenn die Einbildungskraft nicht einen gewaltigen Stoß erhält, der sie ganz aus ihrer Abgezogenheit wegrückt; das ist, wenn man nicht in einigen Fällen auch dem Mädchen einen Mann giebt.

In Nonnenklöstern habe ich als ein junger Arzt schon gesehen, wie leicht der Geist da in religiöse Melankolie verfällt. Bey gröſſerer Abwechslung und mehr vervielfältigten Ideen scheint dieß nicht zu befürchten.

Aber noch zeigt die Erfahrung, daß Köpfe, die Welten von Ideen umfassen, dieser Melankolie eben so sehr fähig sind, als der dürftigste Nonnenkopf. Dieß gebe ich einerseits auf den unmässigen Hang zum spekulativen Leben, also auf Einsamkeit; anderseits auf Krankheit, vielleicht zuweilen selbst auf Arzneyen, und dann wieder auf die Theologie.

Haller verfiel in die religiöse Melankolie, als er sich in seinen vier letzten Lebensjahren der Republik entzog. Er lebte nun anders nicht als mit Buch oder Feder in der Hand. Er sah oft vornehme Herren nicht an, die ihn besuchten. Einer Krankheit wegen nahm er in diesen vier Jahren eine unbändige Menge Opium, täglich bis acht Gran; dieß hub abwechselnd seine Seele, und machte sie auch wieder schlaff. Ich sah zwey Jahre vor seinem Tode diesen grossen Mann in seiner Melankolie. Ausser seiner noch im-

mer

mer brennenden noch immer cholerischen Ruhmbegier, die bey ihm niemals keine Melankolie um den zehntausendesten Theil eines Fliegenhauchs schwächte, lag ihm itzt nichts in der Welt so sehr am Herzen als immer Prediger um sich zu haben. Er ließ so viele kommen als zu haben waren; bald die besten und bald jeden, ohne alle Wahl in Absicht auf System und Kopf. Er verlangte Hülfe von jedem, wie ein Kranker der in einer unheilbaren Krankheit die Ohnmacht der Kunst bey guten Aerzten erfährt, und nun auch den Quacksalber ruft.

Haller war hyperorthodox. Diese Art von Theologie gefiel ihm, weil sie hart und unbiegsam ist, wie Er war. Aber in seiner Schwermuth taugte sie nicht für ihn. Wenn eine kranke Imagination wähnt, niemand wisse in Religionssachen Bescheid als der hyperorthodoxe Prediger, so ist er verlohren.

Einige Tage vor seinem Tode schrieb Haller an einen grossen und guten Mann, seinen Freund Heyne in Göttingen: er glaube zwar in dieser Nähe der Ewigkeit an die unermeßliche Güte des Erlösers, aber er wisse nicht ob er etwas hoffen könne; seine Laster liegen vor ihm ausgebreitet; es sey ein unermeßliches Heer das gegen ihn zu Felde ziehe, und siebenzig Jahre gesammelt; Er wollte noch gerne von einem vortreflichen Theologen, Herrn Leß in Göttingen, wissen, welches kurze Buch er etwa gegen die Schrecken des Todes noch lesen könne? Ich schliesse den Brief zu früh, sagte er, und werde anzeigen was etwa vorfallen dürfte.

Er zeigte nichts mehr an; denn in wenigen Tagen erfolgte das beste für ihn, sein Tod; und auf einen Augenblick das schlimmste für seinen Ruhm. Unmittelbar nach Hallers Tod erregte, mit einer so schrecklichen

chen als grundfalschen Anecdote ein junger Edelmann aus Bern, durch einen nach Göttingen geschriebenen Brief den ich gelesen habe, das größte Aufsehen in Deutschland. Haller, hieß es in diesem Briefe, habe in seinen letzten Lebenstagen allen um ihn herversammelten Theologen rund heraus gestanden: er glaube nichts, und es sey ihm unmöglich etwas zu glauben, so gern er es auch thäte!

Eben seiner religiösen Melankolie wegen glaubte Haller nicht, und hatte nie geglaubt, daß Er Barmherzigkeit von Gott hoffen dürfe. Er fürchtete den Tod. Er hatte auch diese Furcht nie verheelet; aber er fürchtete ihn nur, wegen des darauf folgenden Gerichts, und, wie der kranke Mann zu sprechen pflegte, wegen der Abscheulichkeit seiner Seele. So fürchterlich berechnet man in religiöser Melankolie auch die ewige Liebe

Got-

Gottes, die besser sieht als du und ich, ob es sehr viel anders in der Welt hätte gehen können als es geht.

Bey Haller hätte in müssiger Einsamkeit die religiöse Melankolie vom Morgen bis in die Nacht gewütet. Er verdrängte sie durch Opium und Arbeit. Aber sie kam mit der schrecklichsten Gewalt in verschiedenen Jahren täglich wieder, so oft er in Gesellschaft seiner Pastoren von seiner Melankolie sprach; auch so oft er alleine war, und nicht arbeitete.

Es giebt Fälle von religiöser Melankolie in welchen die Einbildungskraft durch Einsamkeit grausam leidet. Am meisten wird das Uebel durch Einsamkeit vergrössert, wenn man unfähig ist zum Nachdenken und zur Arbeit; und also keine einzige Erleichterung übrig hat, als diejenige die man etwa in Gesellschaft durch das Zurückführen

der

der Gedanken auf irgend etwas Beruhigendes findet.

Ein junger Genueser von sehr guter Erziehung fragte mich wegen einer Nervenkrankheit um Rath, der eine religiöse Melankolie vorhergegangen war, in welcher die Einsamkeit fürchterlich auf ihn wirkte. Als ein junger Knabe ward er auf einer Schule in Genua zu dem Fehler verleitet, der izt auf Schulen so allgemein ist, vermuthlich es auch immer war, aber ohne daß sich die Aerzte vor Tissot sonderlich darum kümmerten. Lange wußte er nicht, daß das unrecht sey; und, welches ein sehr gewöhnliches Unglück ist, er verfiel dadurch lange nicht in keine Krankheit, und setzte deswegen sein Verbrechen immer fort. Nach Verlauf von drey und ein halb Jahren, hörte er zufälliger Weise von einem Knaben in Genua, Onanie sey Sünde. Dieses Wort fuhr wie ein

Blitz

Blitz durch die ſchöne Seele. Von dieſer Stunde an, verfiel mein Kranker für anderthalb Jahre in eine erſchreckliche religiöſe Melankolie, ſodann noch für mehr als vier Jahre in eine Art von gelinderer Melankolie, die aus kindiſchen Bedenklichkeiten bey den unbedeutendeſten Dingen des Lebens beſtand, und endlich in eine fürchterliche Nervenkrankheit (*).

Gegen

(*) Folgendes iſt aus einem ſchriftlichen Aufſatze genommen, an dem dieſer intereſſante Kranke lange gearbeitet hat, und den er mir in die Hände gab: „Abominandum manuſtuprationis exercitium in Scholis didici, cum non adhuc pubertatem attigiſſem. At, quod forte miruberis, morum aliunde integritate praeditus, nihil in eo culpae ſuſpicabar. Laſciviae crimina, quae pueris ſubobſcuro modo indicantur, abſque pluralitate perſonarum locum non habere credideram. Evenit hinc aliquando ut de ea re tanquam prorſus indifferenti, amico verbum facerem. Terri-

tus

Gegen ſeine religiöſe Melankolie ſuchte er Hülfe durch ſein Gebet. Aber dann fiel ihm immer dabey ein, für ihn ſey Beten ein Verbrechen.

„tus ille inſigniſſimi criminis mihi gravitatem „aperit, et ſimul ſupinam nimis, ac fere im„probabilem ignorantiam, me non ſatis a cul„pa excuſare pronunciat. Quid tunc? a cri„mine abſtineo procul dubio, at dum ad prae„teritam negligentiam corrigendam ſtrictius „vitae meae examen atque actionum inſtituo, „in peſſimum incido mentis morbum, in ſcru„pulos, ſeu inania de rebus indifferentibus du„bia, futiles inquiſitiones; ac perpetuam in „qualibet actione haeſitationem. Quid de his „dicam? Proh malum horribile! Hoc ſuffi„ciat, quod infelici experientia doctus ſibi „certo affirmare audeo. Neminem credo un„quam floris vitae pretioſiſſimae tantum diſſi„paſſe, nervosque adeo debilitaſſe, quantum „ipſe praematuris conatibus, longoque atque „non interrupto nefandae actionis exercitio. „Nihilo tamen ſecius hoc in morbi mei pro„ductione ſecundas duntaxat partes obtinere

„non

brechen. Er glaubte Gott durch die allergleichgültigſte Handlung zu beleidigen; zum Exempel, wenn er ausſpuckte. Alles wovon er ſich einbildete daß es Sünde ſeyn könnte, ſo toll auch der Gedanke war, hielt er für Sünde. Vor dem Beichtſtuhl fand er es natürlicher Weiſe unmöglich ſein ganzes Sündenheer ſich zu erinnern, und es dem Beichtvater ſo darzuſtellen, wie es in der catholiſchen Kirche Sitte und Pflicht iſt. Kaum hatte er ausgebeichtet, ſo fiel ihm immer wieder eine unabſehbare Reihe von Sünden ein, und ſo gieng er den andern Tag wieder zum Beichtvater, wie ein Hypochondriſt, der einem Arzte ſeinen Zuſtand ſchon mit der überflüſſigſten Ausführlichkeit geſchildert hat, an ſeinen

„non dubito. Majorem in ſpiritibus ac nervis devaſtationem mentis illa perturbatio „diei unius ſpatio peragere poteſt, quam in „integro menſe maxima feminis profuſio.“

seinen Brief noch immer hundert Postscripte hängt.

Einsamkeit wirkte bey ihm erschrecklich. Tagelang wälzte er sich auf der Erde, unter beständigem und entsetzlichem Geschrey, so oft man ihn alleine ließ. Er gieng gern in Gesellschaft, weil ihm da das Herz zuweilen leichter ward; aber seine Melankolie befiel ihn auch in Gesellschaft. Anderthalb Jahre litt er Alles was das Herz zermalmet und den Geist niederdrückt, durch seine religiöse Faseley. Sie verlohr sich endlich, blos durch den Umgang mit einigen sehr vernünftigen Geistlichen aus Genua. Aber Scrupel und Zweifel behielt er über Alles ausserhalb der Religion.

Er zweifelte an dem Daseyn von allem was er sah, vom allem was vor ihm stand, von allem was er mit Händen griff. Der herzgute Mann sagte mir, es habe ihm zwi-

schendurch doch oft geschienen, alle seine Bedenklichkeiten seyen nur Krankheit, und oft habe er selbst mit seinen Freunden darüber gelacht. Aber mit Schauder und Schrecken versicherte er mir auch, daß er zehn Mordthaten begangen hätte, wenn es möglich gewesen wäre dadurch diese Krankheit los zu werden, die seine Imagination bey jeder allergleichgültigsten Handlung des Lebens befiel.

Durch Studiren suchte er Hülfe; aber er konnte keine einzige Idee festhalten. Meine Seele, sagte er mir, entwischte mir immer, wenn ich sie am meisten bedurfte. Er hatte nicht so viel Denkkraft, um zu berechnen wie viel Geld man ihm zurückgeben müsse, wenn er eine Kleinigkeit mehr für eine Tasse Chocolade bezahlte als ihm gefodert ward; und wollte er diese Rechnung mit Gewalt machen, so bekam er auf der Stelle ein Erbrechen, oder eine Pollution.

End-

Endlich wich jede Spur von Melankolie; und auf eine Gemüthsunruhe von fünf bis sechs Jahren folgte die Nervenkrankheit in der ich diesen Genueser sah. Von den mannigfaltigen Zufällen dieser Krankheit hebe ich nur ein paar Zufälle aus: er brauchte einige Monate um einen einzigen Brief schreiben zu können; und verfluchte allen Umgang, weil er glaubte alle Fähigkeit mit Menschen zu sprechen, sey ganz bey ihm verlohren. Er haßte die Menschen nicht; aber wenn ihm die Aerzte sagten, er müsse in Gesellschaft gehen, fand er den Rath eben so dumm, als wenn sie demjenigen der an einer Verhaltung des Urins krank läge, weiter nichts riethen als er müsse pissen.

Kein Mittel linderte seine Nervenkrankheit und seine Menschenscheu. Verschiedene Genuesische und Englische Aerzte stimmten zum letzten Versuche auf eine lange Seereise. Er

schiffte sich in Genua ein, blieb sechs Monate auf der See, kam bis nach Riga, und befand sich den letzten Tag eben so fürchterlich schlecht als den ersten. In kalter und heller Luft, die in dem immer feuchtkalten Riga sehr selten ist, war er sehr erleichtert; und in der gewöhnlichen kalten und feuchten Luft ward er immer schlimmer. Aber eigentlich litt er in dieser nordischen Stadt nicht so wol von der übeln Luft, als vielmehr tausendfache Todesmarter von der Hitze der Ofen. Noch in der Zeit da ich ihn sah, und da er äusserst frey war von aller Melankolie, litt er Alles was man von allen möglichen schmerzhaften und schrecklichen Zufällen leiden kann, an seinem Kopfe und an seiner Denkkraft, noch immer zwischendurch, wenn er nur einen Augenblick Langeweile hatte; und doch habe ich einen Mann von angenehmerer Laune, einen scharfsinnigern

Beob-

Beobachter und treffendern Denker nicht gesehen.

Einsamkeit war nicht die Ursache dieser religiösen Melankolie. Aber sie vergrösserte die Wirkungen einer anderweitig entstandenen Nervenschwäche auf die Imagination; und diese Melankolie hatte wahrscheinlich unter den übrigen Ursachen, wieder den grösten Antheil an der Nervenkrankheit dieses Genuesers.

Die Feder würde mir aus den Händen fallen, wenn ich die schauderichte Geschichte einer religiösen Melankolie erzählen sollte, die ein in Hannover noch lebender, aber unbekannter Mann von guter Herkunft, bey Armuth und Hunger und Mangel an allen Lebensbedürfnissen hat. Schrecken des Todes überfielen mich als ich ihn sprechen hörte. Es ist unmöglich sich die Geschichte seiner Leiden nur zu denken, ohne daß einem dabey

das Mark in den Beinen zittert. Wenn ich mir den tiefſten Abgrund der Hölle vorſtelle, ſo könnte es doch da unmöglich ſolche Qualen geben, wie dieſer arme Mann in Hannover leidet.

Aus allen dieſen Beobachtungen und Betrachtungen über Melankolie erhellet, wie gefährlich Einſamkeit für melankoliſche Menſchen werden kann, und wie immer die Imagination der ſchwache Theil iſt, den alles Unheil der Einſamkeit zuerſt trifft.

Es iſt hier nicht der Ort wo von Hülfsmitteln gegen dieſen traurigen Zuſtand der Seele geſprochen werden muß. Mich ſchmerzt es zwar diejenigen nicht hier ſchon tröſten zu können, die ich gewiß durch Gemählde ſolcher Seelenleiden verwunde. Aber ungetröſtet verlaſſe ich doch manchen melankoliſchen Menſchen nicht, der die Gedult hat dieſen Verſuch über die Einſamkeit ganz durch-

zule-

zuleſen, weil ich in mancher Stelle der Capitel über die Vortheile der Einſamkeit zu zeigen hoffe, wie man in einer geſchäftigen Einſamkeit doch auch oft die ſchwärzeſte Melankolie überwindet.

Es wäre Misdeutung meiner Begriffe von den Nachtheilen der Einſamkeit auf die Einbildungskraft, wenn man glaubte daß ich Einſamkeit in allen Fällen für die Einbildungskraft ſchädlich halte. Ich müßte blind und ſtumpf ſeyn für alles was ich ſehe, wenn ich nicht gewahr würde, wie oft Stille und Einſamkeit und die äuſſerſte Ruhe eine aufgebrachte Imagination beſänftigen. Wer wollte Nervenkranken von Zerſtreuung ſprechen, wenn jeder kleine Laut den ſie hören, jeder Menſch der ſich ſtellt als wenn er mit ihnen ſprechen wollte, ihnen ein Gefühl erreget, als wenn er ihnen Nerven, Hirn und Herz zerriſſe.

Von dieser Todesmarter die Nervenkranke in dem Zustande einer allzugrossen Reitzbarkeit leiden, versteht ein Kerngesunder mehrentheils gerade so viel als eine Kuh von der Metaphysik. Fliehen muß man darum allen Umgang und alle Menschen, wenn alle Nerven im Aufruhr sind und aufs Aeusserste gereitzet, und wenn die Einbildungskraft gleichsam Convulsionen hat. Nichts hilft in diesem Zustand als Kühlung und Ruhe, und zu dieser Ruhe wird man gelangen, wenn man sich bestrebet seine Seele auf eine einzige einfache Idee einzuschränken, und dann mit dieser wegvegetirt so gut man kann, bis der Sturm sich legt.

Es widerfuhr mir selbst oft, durch eine zu grosse Menge von Sensationen, daß ich keine Sensation mehr vertrug. Wenn ich meiner elenden zerbrochenen Nerven wegen in Pyrmont den Brunnen trank, wenn ich

des

des Morgens ganz berauscht von diesem kräftigen Heilwasser, unter vielen hundert Menschen auf und nieder gieng, die ich aus Betäubung nicht mehr kannte, nicht mehr sah, nicht mehr hörte; wenn mir die lustigste Coquette nun eben so gleichgültig ward als das dicke adelstolze Weib, wenn mich die Conversation des witzigsten Kopfes itzt nicht mehr interessirte als der gemeinste Schnickschnack; und dann gerade in diesem Zustande hundert Kranke auf mich zustürmten, und Rath und Bescheid haben wollten gegen zwanzigjährige Reihen von Krankheiten, oder auch auf Klagen die keine Laus werth waren, so gestehe ich, daß ich oft aus der Fassung kam, und mit Gewalt von allen Menschen weg nach meiner stillen Kammer eilte, und nun den ganzen Tag an meinem Kopfe litt, wie der heilige Laurentius als er auf einem Rost gebraten ward.

In dieſen Zuſtand ſtürzte mich im Jahre 1780 bey dem Bade in Embs das unbändige Conſultiren einer Reihe lauter und hitziger Hypochondriſten aus den Gegenden des Rheins, die mich truppweiſe mit ihren Aerzten heimſuchten, und mich einſt gleich, vom Mittageſſen bis an den Abend alles meines Widerſtandes ungeachtet, unter ihren Klauen hielten. Die ganze Nacht darauf und den andern Morgen hatte ich die Empfindung, als wenn man mir in einem fort heiſſes Bley auf meinen Kopf göſſe.

Nun legte ich mich den andern Morgen auf mein Bett. Ich wollte keinen Menſchen ſehen, und ſuchte nicht Zerſtreuung ſondern Ruhe. Indem ich da ſo gedankenlos als ein Indianiſcher Myſtiker lag, ſtürzte die mir ſonſt ſehr angenehme Fürſtinn Orlow mit zwey andern Ruſſiſchen Damen in meine Kammer. Ich fuhr mit der gröſten Heftig-

keit von meinem Bette auf, und sagte den Damen mit Zorn, ich wolle und müsse alleine seyn, und dieß geschah. Eine Stunde nachher kam der Fürst Orlow. Er setzte sich vor mein Bett, unterhielt mich sanft und leise mit seiner unvergleichlichen Gutmüthigkeit, und mit allen nur erdenklichen auf meinen Zustand treffenden Reflexionen. Er sagte mir unter anderm, mit der ihm eigenen Russischen Naivheit: du weißt daß ich eben nicht fromm bin, aber wenn es dir in deinem Leben wieder in deinem Kopfe so heiß wird, als es heute ward da dich meine Frau mit der Fräulein von Protassow und der Fräulein von Kamensky besuchen wollte, so rathe ich dir, nicht der Kraft des Gebets wegen sondern weil es deinen hitzigen Kopf besänftiget und ableitet, alsdann so lange als ein anderer mit dir sprechen will oder spricht, und absonderlich

lich eh du vom Bette springst, daß du ein Vater Unser betest.

Dieß ist eben das Vereinfachen und Ableiten der Ideen, wovon ich die Kraft so oft erfahren habe, und eben deswegen auch andern anrathe. Als daher eben dieser Fürst Orlow mir einige Wochen nachher in Embs sehr ernsthaft klagte, daß ihm die Brunnendiät, die ich ihm und seiner Gemahlinn angerathen hatte, gewisser physikalischer Anfechtungen wegen, sehr beschwerlich falle; und mich fragte, wie er sich in solcher Noth zu verhalten habe, erwiederte ich ihm: Gnädiger Herr, beten Sie bey fleischlichen Lüsten immer zuerst ein Vater Unser.

Ableitung der Einbildungskraft durch Vereinfachung der Ideen ist also die kräftigste Hülfe bey unausstehlich gereizten Nerven. Die lindernde Kraft der Ruhe führet in diesem Zustande die Seele zurück in ihren gewöhn-

wöhnlichen und ordentlichen Gang, und nichts ist ihr alsdann so zuträglich wie Einsamkeit.

Weit entfernt bin ich also von dem Gedanken, daß Einsamkeit der Imagination in allen Fällen schade. Einsamkeit ist die Mutter der herrlichsten Werke der Imagination. Kranke hebet sie auch oft, und giebt ihrem Herzen Ruhe; und dann schadet sie auch wieder, wie alles Gute, durch den Misbrauch. Groß ist das Maaß der Glückseligkeit und des Elendes, sagt Addison, das uns allein aus der Imagination kommt. Gott kennet alle Wege und Mittel zur Wirkung auf unsere Imagination. Er kann Ideen in uns gieſſen nach seinem Gefallen; Er erfüllet nach seiner Willkühr dieselben mit jedem Grade des Schreckens und des Vergnügens. Er kann ohne die Hülfe von Wörtern in unserer Seele Bilder erregen, und ohne die Mitwirkung

kung äusserlicher Gegenstände vor unsern Augen Scenen erschaffen. Er kann die Imagination durch solche schöne und herrliche Visionen entzücken, oder dieselbe mit solchen erschrecklichen Gespenstern und Erscheinungen plagen, daß wir uns dabey Vernichtung wünschen und glauben, unser Daseyn sey Fluch. Er kann die Seele blos durch die Imagination so über die maassen erfreuen und foltern, daß jener Zustand uns zum Himmel wird, und dieser zur Hölle; und so entspringet dann auch, nach der Natur die Gott in uns zum Guten gelegen hat, und die wir verdrehen misbrauchen und verderben, in der Einsamkeit jede Seelenschwelgerey, jede Schwärmerey, und jedes Gespenst der Melankolie.

Siebentes Capitel.

Nachtheilige Einwirkung der Einsamkeit auf die Leidenschaften, zumal bey Einsiedlern und Mönchen.

Jede Leidenschaft wirkt in der Einsamkeit feuriger und stärker und mit grösserer Schnellkraft, weil sie ganz da zusammengedrängt ist auf Eins.

Bey der größten äusserlichen Stille glimmet Leidenschaft unter betrügerischer Asche, wenn der Mensch sich blos mit seinen eigenen Vorstellungen beschäftiget, und durch die beständige Wiederhohlung der nämlichen Ideen seine Einbildungskraft schärft.

Traut einem hochherzigen Menschen nicht, wenn ihr ihn auch einsam, leidend und betrübt seht; beleidiget ihn nicht. Seine Leidenschaf-

denſchaften ſchlafen. Lange könnt ihr einen elaſtiſchen Körper beugen; aber nehmt euch in acht. Er ſchlägt euch, wenn ihn nichts mehr drückt, die Augen aus dem Kopfe.

Menſchen von empfindlicher Gemüthsart, ſtarker Einbildungskraft und hoher Leidenſchaft, wird Einſamkeit leicht gefährlich, weil ſie jene immer mehr erreget und dieſe immer mehr entzündet. Alle unſere Leidenſchaften begleiten uns in der Einſamkeit. Da wird jede Gemüthskrankheit ſchlimmer, durch die ungeſtörte und heftige Darſtellung von dem was iſt, oder war. Da vergißt man nichts, da blutet jede alte Wunde, da roſtet kein Dolch. Alles was einſt die Nerven ſpannte, und mit tiefen Spuren ſich einprägte in die Imagination, iſt entweder ein Geſpenſt das dich mit unermüdeter Wuth in deiner Einſamkeit verfolget, oder ein Engel der dir

da,

da, in jeder Stunde mit stillem süssem Himmelsanblick winket.

In der Todtenstille kleiner Städte, wo wenige müssige Menschen unter sich und mit sich alleine leben, wirket Einsamkeit sichtbar gefährlich auf Kopf und Herz. So viele Regsamkeit und so viel Feuer sollte man zwar im Schooße so vieler Ruhe nicht erwarten, wenn man sieht wie müssig und träge mehrentheils die Einwohner kleiner Städte sind, wie schrecklich sie Langeweile drückt, wie da ausserhalb ihrer Gastereyen und Spieltische, mit Ausnahme der politischen Kannengiesserey, eine beständige Hungersnoth von Ideen herrscht, und wie diese guten kleinen Leute dann weiter nichts aufbringt und rühret, als was zuweilen durch ihre Strassen fährt, und was sie etwa gewahr werden, indem einer dem andern vom Morgen bis zum Abend in die Fenster schielt.

Aber eben dieſe Wenigkeit von Ideen giebt allem was auf die Leidenſchaften eines ſolchen kleinen Völkleins wirket, deſto mehr Feuer und Leben. Erſcheinungen und Begebenheiten an die in groſſen Städten niemand denkt, oder an denen beynahe niemand Theil nimmt, erſchüttern in kleinen Städten Dienſtmädchen und Damen am höchſten Range, Schuſter und Schneider und die Herrn vom Senat. Der Zunder zum Enthuſiaſmus liegt in allen Menſchen; aber wer es nicht erfahren hat, kann kaum begreifen wie viele kleine Dinge in kleinen Städten zünden.

Groſſe Herren die in kleinen Städten Regen und ſchön Wetter machen, ſprechen entſetzlich viel und laut. Wer ſich nirgends fühlen würde oder dürfte, fühlte ſich in einer kleinen Stadt, wo alles horcht, wenn ein groſſer Herr ſpricht. Aber je tiefer man ſich

da

da vor den Ersten im Lande beugt, desto kecker sperren sie ihre Bäuche vorwerts und ihre Schenkel auseinander, bey allem was sie behaupten. Gott erbarme sich jedes Jünglings von Einsicht und Verstand in jeder kleinen Stadt, deren hochweiser Schultheiß oder Bürgermeister sein Lebenlang nichts gelesen hat, und von allem was gedruckt wird, nichts weiß und versteht.

Als Cäsar nach Spanien reiste, kam er in die Alpen durch ein kleines Städtchen, das nur sehr wenige und sehr armselige Einwohner hatte. Seine Freunde fragten ihn im Scherze: ob es wol möglich wäre, daß man in einem solchen Nest eben so erpicht auf Aemter und Ehrenstellen sey als in Rom; ob es da im Rathe auch Faktionen gebe, und Neid unter den Mächtigen?

Allerdings. In den kleinsten Städten sieht man völlig die Leidenschaften, die Ränke,

ke, die Faktionen, und den Machtgeitz, der die gröſsten Staaten erſchüttert. Die Rollen werden zwar ſchlechter geſpielt, und Klatſcherey und Treiberey (*) ſind dann freilich die Springfedern der gröſsten Begebenheiten. Der geringſte Zweifel an der Schönheit, an dem Verſtande, an der Macht, und an der Engeley von jeder Dame die ſich für die Sonne eines kleinen Städtchens hält, erreget in ihrem Buſen Veſuviſches Feuer. Für einen geringen Zwiſt mit einem kleinen Kerlchen in einer kleinen Stadt, macht Er eben ſo viel Lerm dort, als der Herzog von Crillon vor Gibraltar.

Ein

(*) Der groſſe Menſchenkenner Rouſſeau ſagt: Rien ne retrécit plus l'eſprit, rien n'engendre plus de riens, de rapports, de paquets, de tracaſſeries, de menſonges, que d'etre éternellement renfermés vis à vis les uns des autres dans une chambre, reduits pour tout ouvrage à la neceſſité de babiller continuellement.

Ein groſſer Engliſcher Schriftſteller behauptet: Schmähſucht ſey in London nicht ſo groß als unter den Weibern in mancher kleinen Stadt in England. Weil man in London eine gröſſere Menge von Menſchen zu beobachten und zu tadeln finde, ſo begnüge man ſich gewöhnlich ihnen weiter nichts aufzubürden als ihre eigenen Thorheiten; und man gebe keinem andern Unwillen Raum, als etwa ſolchem der aus wahren oder eingebildeten Beleidigungen entſtehe, die uns ſelbſt zuſtoſſen. Aber auf dieſen entfernten kleinen Landflecken, wo von einem Zeitalter zum andern dieſelben Familien immer in denſelben Häuſern wohnen, ſchmähe man genealogiſch; und erzähle die Fehler jeder Generation in aufſteigender Linie. Ich habe gehört, ſagt dieſer Engländer, wie urſprünglich jeder zu dem Gute kam, das er itzt beſitzet; und ich fand daß kein einziges Gut in

den Händen ſeines rechtmäſſigen Beſitzers wäre, wenn ich alles hätte glauben wollen was man mir hierüber ſagte. Man hat mir Liebeshändel von Stutzern von Coketten erzählet, die ſchon volle dreyhundert Jahre im Grabe lagen, und man hat mich mit wohlhergebrachten Erzählungen von Schandthaten ſolcher Perſonen unterhalten, deren Namen man längſt vergeſſen hätte, wenn ihnen nicht etwas nachgeſagt wäre, womit man noch hoffte ihre Nachkommenſchaft zu entehren.

Feinde und Leute die man haßt, vergißt man in groſſen Städten weil man ſie nicht ſieht, oder nicht ſehen muß wenn man ſie nicht ſehen will. In kleinen Städten hat man den ganzen Pack immer auf dem Halſe; und nagt dann ſelbſt Jahr aus Jahr ein an dieſem Pack. Eine alte und ſehr gottſelige Frau verſicherte mir einſt in einer ſehr klei-

nen

nen Stadt in der Schweitz: Sie sage nichts gegen alle die bösen Leute in dieser Stadt, denn sie seyen unverbesserlich; aber es ärgere sie, daß sie müsse mit ihnen auferstehen.

Wenn ein weltkluger Rathsherr in einer äusserst kleinen Stadt, in sich selbst gezogen, stolz und müssig spatzieren geht, wie ein Hahn auf seinem Miste, so stellet doch unstreitig seinen Augen sich alles anders vor, als dir und mir. Trennung von allem ausgebreitetem Umgang, Mangel von Aufklärung, zerdrückter Freyheitssinn, felsenfeste Einschränkung des Geistes auf die Begebenheiten einer nasenlangen Welt, Armuth, Ehrgeitz, Langeweile, Freßsucht, allmächtiger Einfluß einer einzigen Plaudertasche oder eines einzigen hungrigen Schurken wirken zusammen in äusserst kleinen Städten eben so viel Böses als die grausamsten Leidenschaften in Klöstern. Unter den Pfahlbürgern und Pfahl-

bürgerinnen von jeder ſehr kleinen Stadt herrſchet eben ſo viel Uneinigkeit, Rangſtreit, Hochmuth, Baurenſtolz, Dummheit, Schiefheit, Haß, Neid, Galle, Verbitterung, Unruhe, Zwietracht, Verläumdungsſucht, Liſt, Intrigue, Rache, Machtgeitz, Plauderey und Tyranney, als unter den Herren in ſpitzen und runden Kaputzen.

Verbitterungen und Mishelligkeiten ſind an jedem Orte, wo man wenige Menſchen in eine kleine Geſellſchaft zuſammengepreſſet ſieht, die traurigen Folgen einer willkührlichen oder erzwungenen Entfernung von Welt und Weltgenuß. Alle geſellſchaftlichen Tugenden, Gutherzigkeit, Mitleiden und Bruderliebe verſchwinden daher mehrentheils in Klöſtern. Mönchsgemüther ſind immer gegen einander aufgebracht. Die ganze Heerde Chriſti verwandelt ſich über dem klöſterlichen Streit von zwey unbiegſamen Böcken in

einen

einen Haufen reiſſender Wölfe, von welchen immer einer die gröſte Luſt hat den andern aufzufreſſen. In jedem Nonnenkloſter iſt jede alte Katze Beelzebub.

Nach der Regel ſollen in Nonnenklöſtern immer doch einige Nonnen ſo hold, ſelbſtgenügſam, und ſüß ausſehen, als wenn ſie immer mit Engeln aufſtünden und mit Engeln zu Bette giengen. Aber ich war doch von Mitleid und Erbarmen durchdrungen, und wirklich voll melankoliſcher Gefühle, ſo oft ich in Nonnenklöſtern unter der ganzen um mich her verſammelten Nonnenſchaar nicht nur etwa manches unſchuldiges Schaf, ſondern auch hie und da eine Seele voll tiefen Gefühles und ſtiller Leiden, und dann neben ihr eine Menge feuriger und unaufhaltſamer Räbeltaſchen ſah. Nimmt man hierzu alles Unglück, das, hinter ſo vielen Regeln und Thoren, Klatſcherey und Treiberey über ein

armes gefühlvolles Herz verhängen; die wü-tende Freude und die ſcheelſüchtige Rachbe-gier die bey einer alten greßlichen Nonne alle Nerven anſpannt, alle Borſten ſträubt, wenn ſie eine ſchöne junge Nonne über einem Liebesanſchlag erhaſchet; betrachtet man ſo-dann noch den Gram über die Nothwendig-keit aus bloſſen Familienabſichten ſich in ein Kloſter einſperren zu laſſen, und da nichts zu ſehen als Bilder des Schreckens und der Verzweifelung: ſo begreift man leicht, war-um eine arme Nonne, anſtatt ſich Gott zu weihen ihre Eltern verflucht.

Tief und ewig fühlet man dieß alles, wenn man die Leidenſchaften einſamer Men-ſchen betrachtet. So wie ſich allmählig meine Ideen hierüber mehr entwickeln, wird man mit Erſtaunen ſehen, zu welcher entſetz-lichen Kraft die Leidenſchaften in der Einſam-keit ſteigen.

Liebe

Liebe wirket immer am gewaltſamſten wenn man ſie fliehet. Glückliche Liebende kennen die Melankolie der Liebe nicht. Aber kommen Hinderniſſe in den Weg, will man dieſes ſüſſe Gift der Seele überwältigen, läßt man die kalte Vernunft reden gegen Melankolie und Liebe, werden Herzen getrennt die ohne einander nicht leben können, dann zeigt ſich die Allmacht der Liebe, und dann erſt wird man mit der Liebe bekannt.

Tauſendmal leichter iſts der Welt zu entſagen als der Liebe. Wie leicht flieht man den Umgang der Menſchen, wie leicht entwöhnt man ſich von jeder geſellſchaftlichen Freude, und von allem was die Welt hat und giebt. In den Armen der Liebe vergißt man den Neid mit aller ſeiner Wuth, die Ungnade der Groſſen, mislungene Projekte, alles Unglück von jeder Art, in einer Stunde. Aber nie vergißt man wahre Liebe, al-

les

les was einst war und nun nicht mehr ist, jenen Einklang der Seele und des Daseyns den das Schicksal zerstöret. Alle Reize der Einsamkeit wirken nichts gegen die Leiden der Liebe; und wie freundlich laden doch stillschweigende Schatten Verliebte zu sich ein? Niedergeschlagen und traurig scheint uns die ganze Natur, wenn die Menschheit in uns sieget, und nur sie das kranke Herz leitet. Ströme von Thränen verwischen nicht eine einzige Spur der Vorzeit, versiegen nie beym Anblick von jedem einst gemeinschaftlich gepflückten Blümchen des Feldes, versiegen nie im grünen Schatten und am stillen Wasser, hemmen nie das tobende Hinstreben und eitele Hinwünschen in vergangene Freuden und verschwundenes Entzücken, das unaussprechliche Andenken eines süssen Traums, wenn das arme Herz noch blutet.

Liebe wird in der Einsamkeit nicht überwunden. Der Hirt erfüllet die Thäler mit Seufzern und Klagen und der Mönch seine Celle mit Thränen. Der geliebte Name entgehet überall dem Munde, hallet von den Felsen wieder, wird in die Bäume geschnitten, kommt immer in die Mitte zwischen Gott und uns. Sanct Gildas Kloster in Bretagne lag auf einem einsamen hohen Felsen, an den das Meer mit seinen Wellen schlug; in dieser wilden Einsamkeit wollte Abelard unter frommen Uebungen seine Eloise vergessen; da wollte Er ihr Bild durch seine Thränen auslöschen! Aber seine erst aufkeimende Tugend und seine noch allzuschwache Frömmigkeit wurden da nicht gestärket gegen die Einbrüche der Liebe. Er erhält einen Brief von Eloise; seine ganze Liebe wachet in ihm auf. Eloise war schwach, aber sich selbst findet er noch weit schwächer, und weit

mehr

mehr beklagenswerth. Ob Abelard gleich, vor Eloise, die herzerhöhenden Wirkungen der Gnade empfand, wie sichs aus seiner Antwort vermuthen läßt, so schwächte er doch selbst dieses selige Gefühl durch seine Seufzer und Klagen. Er antwortete an Eloise nicht, wie ihr Lehrer oder Beichtvater, sondern wie ihr Buhle, wie ein Mann der geliebet hat, der noch liebet, der es gesteht, der seine liebevolle Geliebte mit nichts zu trösten weiß, als nur damit, daß er ihr sagt was er leidet, und was es ihm kostet sich von ihr loszureissen.

Einsamkeit leihet Verliebten nicht Arzeney, sondern Gift. Sie ist unerträglich für ein unruhiges Herz. Langeweile wächst im Stillen, Abgezogenheit unterhält sie bey Liebenden. In Sanct Gildas Mauren hörte Abelard nicht auf zu weinen; Paraclet hatte vormals der Schall seines Jammers erfüllet.

Wie

Wie ein gefangener zu ewiger Einſamkeit verdammt, brachte er ſeine Tage mit Seufzern hin, und ſeine Nächte in ewigem Schmerz. In ſolchen Wüſten, ſagte Er, auf die der Thau des Himmels nicht fällt, liebe man was man nicht mehr lieben ſollte; durch Einſamkeit gereitzte Leidenſchaften bemeiſtern ſich der Seele in dieſer Todtenſtille, wo man Gott vergißt, aber nie die Liebe.

Einſchmeichelnd, ſüß und hold, aber dann auch wieder hinreiſſender unbezwingbarer und tobender Liebe voll, waren alle Briefe der einſamen Eloiſe an ihren einſamen Abelard. Ich wünſche mit Heftigkeit, ſagt ſie, dich zu ſehen, aber da es mir verboten iſt dieß zu hoffen, will ich mich laben auch an wenigen Zeilen von deiner Hand. Sollte das eine ſo groſſe Arbeit ſeyn, an ſeine Geliebte zu ſchreiben? Eloiſe fodert von Abelard nicht lange und gelehrte Briefe, nicht

Brie-

Briefe die den Stempel seines Ruhmes tragen; Billete fodert sie, wie sie dem Herzen entschlüpfen, so schnell geschrieben als die Feder läuft, und die der Verstand nicht wiegt. Wie war ich betrogen, Abelard, als ich glaubte du seyest ganz mein, und darum den Schleyer nahm, mit dem Entschlusse ewig unter deinen Gesetzen zu leben. Ich gieng ins Kloster, um dein zu seyn, und dir zu dienen. Du verlangtest, nach deinem Unglück, daß ich mich vor der Welt verschliesse. Warum soll ich es dir itzt verschweigen, daß nicht Andacht, nicht Frömmigkeit, mich in diese Mauren einsperrten. Im Kloster bin ich, ich lebe da, ich bleibe da; aber wenn du nicht für mich lebst, nicht für mich sorgest, mich nicht liebest, was hilft mir dieser Kerker? Wo ist mein Lohn? Dieses keusche Kleid gaben mir die unseligen Folgen unserer Verbrechen, dein Unglück, und nicht ein aufrichti-

ges

ges Verlangen nach Buſſe. Ich quäle mich und kämpfe vergebens. Mitten unter den Bräuten Gottes bin ich deine Magd; unter den edeln Sklavinnen des Kreuzes bin ich ein elendes Opfer menſchlicher Liebe; ich bin Aebtiſſinn eines Kloſters, und lebe für niemand als für Abelard.

Abelard erwiederte der Eloiſe: dieſen ſchändlichen Ueberbleibſeln deiner Leidenſchaft entreiſſe dich. Ach wenn du mich hier ſäheſt, mit dieſem Geſicht aus Haut und Knochen, mit dieſem trübſeligen Blick, mitten unter einem unleidlichen Haufen von Mönchen, die mich verabſcheuen, weil man ihnen ſagt, ich ſey ein Gelehrter; die mein abgezehrter Leib beleidigt, weil ſie glauben, ich misgönne ihnen ihre fetten Bäuche! Was würdeſt du von meinen feigen Seufzern denken, von meinen unnützen Thränen, mit denen ich dieſe leichtgläubigen Menſchen bethö-

re? Ach ich bin niedergeworfen unter der Liebe, und nicht unter das Kreuz; Eloiſe beklage mich, und befreye dich von der Liebe. Ich bin ein armer Sünder, der in Augenblicken der Gnade und der Vernunft gebeugt lieget vor ſeinem Richter, den Mund an die Erde heftet, mit ihrem Staube ſeine Seufzer und ſeine Thränen vermenget. Darfſt du kommen Eloiſe, darfſt du den Gebeugten ſehen, und noch verlangen, daß er dich liebe? Komm, wenn du darfſt, in deinem Kloſterkleide, dich zu ſtellen zwiſchen Gott und mich? Komm und nimm mir weg die Gedanken, die Seufzer, die ich Gott allein ſchuldig bin? Komm dem Teufel zu Hülfe, ſey das Werkzeug ſeiner Wuth? Was vermagſt du nicht auf ein Herz, deſſen ganze Schwäche du kenneſt? Aber nein; fliehe mich, und dann bin ich gerettet! Entreiſſe mich dem Verderben, ich bitte und beſchwöre dich, um

deiner

deiner Freundschaft willen die ich so lieb hatte, und wegen unserer gemeinschaftlichen Leiden. Liebe wird es immer seyn, wenn du mir keine Liebe zeigst.

Liebe wütete noch weit furchtbarer gegen Gnade und Vernunft, im Herz der einsamen Eloise. Jede Zeile ihrer Antwort zeigt die Macht der Einsamkeit und klösterlicher Stille in solcher Liebe. In diesem Tempel der Keuschheit, sagte sie, bedecket mich nur die Asche des Feuers, das uns verzehret hat. Eine Sünderinn bin ich, das gesteh ich, aber weit entfernt daß ich weine für meine Sünden, beweine ich nur meinen Buhlen. Weit entfernt daß ich meine Verbrechen verabscheue, wünsche ich immer neue zu begehen; und da dieß in meiner Einsamkeit unmöglich ist, so erinnere ich mich doch immer unsere süssen Vergehungen mit Freuden. Ich weiß zwar was ich meinem Schleyer schuldig bin;

aber ich fühle noch viel beſſer, was die Gewohnheit lange geliebet zu haben auf eine gefühlvolle Seele vermag. Ich bin überwältigt und überwunden durch dieſen ſanften Hang. Die Liebe verwirret meinen Verſtand und meinen Willen. In dem einen Augenblicke, höre ich die etwa in mir aufſteigenden frommen Gefühle an; in dem andern, laſſe ich in meiner Imagination, allem was meine Zärtlichkeit ſüſſes hat, den Lauf. Heute entdecke ich Alles, was ich geſtern ſchwur dir ewig zu verheelen. Ich war entſchloſſen dich nicht mehr zu lieben; ich beherzigte meine Gelübde, meinen Schleyer, und wie ich hier begraben bin und beynahe todt! Aber dann zerdrücket bald meine Liebe wieder alle dieſe Geſinnungen; ſie benebelt meine Vernunft und meine Frömmigkeit. Abelard, du herrſcheſt in ſo verborgenen in ſo ganz unerreichbaren Tiefen meines Herzens,

zens, wie kann ich vermögend seyn da dich anzugreifen? Versuche ich die Ketten zu zerbrechen, die mich an dich fesseln, so hilft doch alles Streben und alle Gewalt nichts; ich schliesse sie fester. Hilf du, aus Barmherzigkeit, einer elenden, damit sie ihren Begierden, sich selbst, sogar dir wenn es möglich ist, entsage. Bist du mein Buhle, bist du mein Vater, so hilf deiner Geliebten, tröste deine Tochter!

Nein von wollüstigen Trieben glauben sich oft solche Verliebte, und in ihren Herzen wütet die heisseste Wollust. Hätte ich die Wollust geliebet, schrieb Eloise an Abelard, als deine Mörder über dich herfielen, so hätte ich mir noch zu helfen gewußt. Ich war damals nur zwey und zwanzig Jahre alt. Welches Alter! Wie viele Männer blieben noch für mich in der Welt, da Abelard nicht mehr war! Aber was that ich? Ich vergra-

be mich lebendig in ein Kloster; ich überwinde die Liebe, gerade in dem Alter, da sie alles überwindet. Dir weihe ich noch itzt die Ueberbleibsel meiner verwelkenden Schönheit, meine Witwennächte, meine langen Tage, die ich hinbringe ohne dich; und da du sie nicht mehr geniessen kannst, nehme ich alles zurück, und gebe es Gott.

Aber wie? Liebe liess der Eloise eben so wenig Ruhe in der Abtey von Paraclet, als in dem Kloster von Argenteuil. Nur gegen das Ende ihres Lebens, nach tausendfachem Kampf ward Eloise etwas kühler. Man sieht zwar aus ihren Briefen, daß sie sich zwingt, daß sie Abelards heilige Vermahnungen oft zu Hülfe nimmt; aber schaaler Weibertrug, Irthum einer sinnreichen und äusserst verliebten Frau war die Einbildung der Eloise. Sie wähnte, ihre Liebe sey nichts als Engeley, weil sie den armen Eunuch

nuch Abelard noch liebte. Aber warum gestand sie ihm dann noch so oft in ihren Briefen: das Andenken ihrer verschwundenen Freuden sey ihr noch so süß, daß sie bey Tag und bey Nacht, wachend und schlafend, und mitten unter der Feyer der Messe daran denke? Warum sagte sie, unaufhörlich bedaure sie diesen Verlust; niemals verschwinde in ihrem Herzen weder der Wille, noch das Verlangen, zu solchen süssen Sünden? Warum versichert sie daß sie, in Gedanken, diese Sünden beständig und an den nemlichen Orten wo sie geschehen sind, wiederhole, da sie es in der That nicht mehr könne? Die Gnade unsers Heilandes, schrieb Eloise an Abelard, ward zwar durch einen einzigen Schnitt stärker in dir; aber meine Jugend und die Erfahrung der süssesten Vergnügungen entzündet nur desto mehr das Feuer meiner Triebe; je schwächer meine Natur ist,

deſto mehr erliege ich unter der Gewalt des Fleiſches (*).

So

(*) Die eigenen Worte der Eloiſe enthalten weit mehr als ich überſetzen darf. In tantum vero illae, ſagt Eloiſe, quas pariter exercuimus, amantium voluptates dulces mihi fuerunt, ut nec diſplicere mihi, nec vix à memoria labi poſſint. Quocunque loco me vertam, ſemper ſe oculis meis cum ſuis ingerunt deſideriis. Nec etiam dormienti ſuis illuſionibus parcunt. Inter ipſa Miſſarum ſolemnia, ubi purior eſſe debet oratio, obſcoena earum voluptatum phantaſmata ita ſibi penitus miſerrimam captivant animam, ut turpitudinibus illis magis quam orationi vacem. Quae cum ingemiſcere debeam de commiſſis, ſuſpiro potius de amiſſis. Nec ſolum quae egimus, ſed loca pariter et tempora in quibus haec egimus, ita tecum noſtro infixa ſunt animo, ut in ipſis omnia tecum agam, nec dormiens etiam ab his quieſcam. Nonnunquam et ipſo motu corporis animi mei cogitationes deprehenduntur, nec à verbis temperant improviſis. O vere me miſeram, et il-

la

So voll Reinheit auch Eloiſe ſich dachte, ſo ſtieg bey ihr doch, bis zur höchſten Schwärmerey, die Wuth der Liebe. Sie ſündigte keck und kühn in ihrer Einſamkeit; überließ ſich in derſelben allen Eingebungen einer, eben durch ihre Abſonderung von der Welt, bis zur höchſten Raſerey der Leidenſchaft getriebenen Imagination weil ſie ſich

In conqueſtione ingemiſcentis animae digniſſimam: infelix ego homo, quis me liberabit de corpore mortis hujus? Utinam et quod ſequitur veraciter addere queam: gratia Dei per Ieſum Chriſtum Dominum noſtrum. Haec te gratia, clariſſime, praevenit, et ab his te ſtimulis una corporis plaga medendo multas in anima ſalvavit, et in quo tibi amplius adverſari Deus creditur, propitior invenitur. Hos autem in me ſtimulos carnis, haec incentiva libidinis, ipſa juvenilis aetatis fervor, et jucundiſſimarum experientia voluptatum, plurimum accendunt, et tanto amplius ſua me impugnatione opprimunt, quanto infirmior eſt natura quam oppugnant.

mit dem elenden Wahn bethörte: ſie ſündige nur in Gedanken, und nicht in der That; alſo ſey ſie und bleibe ſie in der Theorie zwar ein Weib, aber in der Praxis ein Engel.

Abelard, ſagt ſie in einem ihrer feurigen Briefe, ich muß es dir geſtehen, was mein größtes Vergnügen in der Einſamkeit iſt. Wenn ich den ganzen Tag an nichts gedacht habe als an dich, wenn meine Seele überlauft von meinen geliebteſten Gedanken, ſo befällt mich dann doch der Schlaf, und ich ergebe mich ihm gerne. Eloiſe, die bey Tage nur mit Zittern an dich denkt, überläßt ſich dann ganz dem Vergnügen dich zu ſprechen und dich zu hören. Dann ſehe ich dich, Abelard, und meine Seele weidet ſich an dem ſchönen Anblick. Dann vertraueſt du mir zuweilen deinen geheimſten Verdruß, und du betrübſt mich. Zuweilen vergiſſeſt du aber auch jene ewige Hinderniſſe, die ſich unſern

Begier-

Begierden widersetzet, und beschwörst mich, daß ich dich glücklich mache; ohne Widerstand überlasse ich mich dann ganz der Heftigkeit deines Verlangens. Der Schlaf kommt uns zu Hülfe. Dann werden unsere Seelen getrieben durch ein gemeinschaftliches Feuer, und gemeinschaftlich ist unsere Wonne. Aber wie schnell verschwindet diese angenehme Einbildung, dieser süsse Trug! Beym Erwachen suche ich Abelard in meinem Bette, und finde ihn nicht. Ich strecke meine Arme aus nach ihm, er entgeht mir, ich rufe ihn, er höret mich nicht. Irre ich, Abelard, oder hast du auch zuweilen im Traume die Eloise bey dir? Wie bezeigt sie sich? Sprichst du noch eben so zärtlich mit ihr als damals, da man sie deiner Aufsicht überließ? Hast du, beym Erwachen, Freude oder Schmerz?

Solchen gegen alle Menſchenvernunft und alles edle moraliſche Gefühl ſich empörenden Unſinn, ſolche Raſerey, ſolche Liebeswuth, wirkte ſchauderichte Einſamkeit, klöſterliche Clauſur und ewige Abſonderung von der Welt, in dem Herzen des armen verſtümmelten Abelards, und ſeiner Gattinn Eloiſe. Dieſe berühmten Beyſpiele mögen im Ganzen zeigen, wie fürchterlich groß und zum Entſetzen gefährlich die Macht in Wolluſt und Schande verſunkener Liebe in der Einſamkeit iſt. Aber Menſchenkenner können wiſſen, wie unausſprechlich nahe Liebe und Melankolie ſich ſind; wie alſo auch überhaupt, bey der höchſten Reinheit der Liebe, der Kopf ſchon angegriffen iſt; und wie darum, um ſo mehr, der fürchterliche Wahnwitz einer Eloiſe die Folge der Hemmung ſolcher Triebe ſeyn muß, wenn tobende Sinnesluſt ſich zu Liebe geſellet.

Petrar-

Petrarcha, der unaussprechlich edler und erhabener über Liebe dachte als Eloise, erfuhr so sehr als sie, wie nahe Liebe und Melankolie sich sind, denn Er litt dadurch unaussprechlich. Schon in seinen schönsten Jahren suchte er Ruhe gegen Melankolie und Liebe bey der Quelle zu Vaucluse. Er floh dahin wie in einen Hafen. Aber ach, sagte er, ich wußte nicht was ich that; es fehlte viel, daß ich das Mittel fand, dessen ich bedurfte. Ich trug meine herzzernagenden Sorgen immer bey mir. Alleine, verlassen, ohne Beystand, litt ich selbst da weit grausamer als irgend anderswo. Unaufhörlich durch Liebe verzehret, erfüllte ich die schönen Thäler mit Seufzern und Klagen, die man allenthalben gehöret hat, und deren Schall man angenehm fand.

Liebe war bey Petrarcha edler Tugendkampf, überirdisch erhabene Wollust des Herzens,

zens, ſüſſe Melankolie, himmliſcher Laukenklang; bey Eloiſe und Abelard, ſchändliches Preſſen der Begierde, fürchterlich tobende Sinnesluſt, Otaheitiſche Wärme.

Körperliches Bedürfniß der Liebe iſt Einbildung, und gar nicht ſelten wahre Gemüthskrankheit. Dieß bewies, aus Naturgründen, ein ſcharfſinniger Arzt in Hannover gegen den wahnſinnigen Pfarrer Blanchet und ſeinen Advocaten den Herrn von Büffon, in einer von ihm in die Göttingiſchen Anzeigen eingerückten und von meinem verewigten Herzensfreunde Iſelin mit dem lebhafteſten Beyfall in die Ephemeriden der Menſchheit aufgenommenen Widerlegung der Büffoniſchen Lehre.

Willſt du herrſchen über dich ſelbſt, ſo mußt du herrſchen können über deine Imagination. Durch dieſe allein ſchnappen die Sinne auf. Wie oft wären ſie ruhig, wenn

wenn man nur erst Ruhe suchte für die Imagination.

Körperliches Bedürfniß der Liebe lasse sich nicht ausschwitzen, sagte zwar eine plattdeutsche Dame. Aber bey Jünglingen, die sich einbilden, körperliches Bedürfniß der Liebe mache sie krank, sah ich doch oft, was der Mensch zu dieser Absicht kann, wenn er will. Verwelkte Lebensblüte, ein matter und scheuer Blick, eingefallene Wangen und zitterhafte Hände, verrathen mir nur zu oft, daß Keuschheit die erste Regel und die gröſte Arzney für Jünglinge ist, die sich einbilden, körperliches Bedürfniß der Liebe lasse sich nicht ausschwitzen. Solchen Jünglingen möchte ich darum immer mit Rousseaus Feuerzunge sagen: Hätte nie kein geiler Gegenstand euren Augen sich gezeiget, wäre kein unanständiger Gedanke nie in eure Seelen gekommen, so hätte sich das angebliche

körper-

körperliche Bedürfniß der Liebe niemals in euch gereget; ihr wäret keusch geblieben ohne Versuchungen, ohne Anstrengung und ohne Verdienst.

Die Mönchsregel sey in Klöstern auch noch so hart, je mehr sie Eine Leidenschaft beschränket, desto gröſſer wird die Kraft der Andern die sie nicht beschränken kann. Je widernatürlicher man die Leidenschaften zusammendrängt und unterdrückt, desto mehr kommen sie in Gährung, und dann kommt der Teufel, und versuchet Mönch und Nonne. Keuschheit kommt dann in Gefahr; und bey dem geringsten Mitwirken der Imagination müssen diese Versuchungen in der Einsamkeit immer wachsen, wenn man auch die Absicht hat sie zu zerdrücken. Ein groſſer Dichter hat gesagt: Einsamkeit, die klösterliche Stille, die Andacht selbst, vermehrt ich weiß nicht

wie,

wie, den ſüſſen Hang zu unerlaubten Freuden (*).

So viele Karthäuſer ſchnitten ſich darum von jeher, in Italien und anderswo (**), die

(*) Ganz richtig. Eben der gröſſern Andacht wegen, ſehen catholiſche Mädchen verliebter aus, als andere. Ueber das was Herr Nicolai in ſeinen Reiſen vom catholiſchen Augenaufſchlag beym Frauenzimmer, und von der catholiſchen Religionsphyſiognomie in einigen Ländern, eben ſo ſcharfſinnig als wahr und richtig ſagt, hätten jene Herren dort nicht geſpottet, wenn jene Herren dort wüßten, daß es ein Mahlzeichen der Dummheit iſt, über Dinge zu ſpotten, für die man keinen Sinn hat.

(**) Ein Domherr aus Hildesheim von ſehr groſſem Geiſte, wie jeder weiß der dieſen Originalkopf kennt, hat mir verſichert, man zähle ſogar, in der Geſchichte des nunmehr abgeſchafften Karthäuſerkloſters in der Niederſächſiſchen Stadt Hildesheim, eine ganze Reihe abgeſchnittener Hälſe.

die Hälſe ab. Darum werden auch die Karthäuſer in Frankreich ſo frühe kindiſch. Denn entweder haben dieſe guten Leute ihr Fleiſch zu viel gegeiſſelt, welches immer noch mehr reitzt; oder ſie haben über ihre brennende Imagination nicht genug gewacht.

Sieg über unſere Leidenſchaften gründet ſich immer auf Sieg über unſere Imagination. Nur der iſt ein wahrer Weltüberwinder, der die Welt ſeiner eigenen böſen Gedanken in der Einſamkeit überwindet. Der heilige Hieronymus befreyte ſich da von manchem Laſter; aber die Wolluſt war ein Feind den er im Buſen trug. Bis in ſeine ſchauervolle Höhle folgte ihm dieſer Feind; und zeigte ihm da, daß derjenige, der einen Teufel in die Wüſte trägt, immer mit vieren wieder herauskommt.

Johannes, ein armer Eremit auf einem hohen felſichten Berge in der Thebaiſchen Wüſte,

Wüſte, ſagte vortreflich: iſt einer unter euch, der ſich einbildet er habe der Welt und dem Teufel entſagt, ſo iſt es doch nicht genug, daß dieß mit dem Munde geſchehen ſey; es iſt nicht genug, daß er ſein Vermögen, ſeine Landgüter, alle Weltgeſchäfte verlaſſe, wenn er nicht auch ſeine Laſter verläßt, und ſeine thörichten und ſchädlichen Lüſte. So entſagt man dem Teufel und ſeinen Werken. Der Teufel ſchleicht ſich nur gelegentlich durch den Weg eines Laſters, und mit unſerm guten Willen, ins Herz. Die Laſter da ſind ſeines Amtes, die Tugenden kommen von Gott. Darum haben ſolche Herzen keinen Frieden, keine Ruhe, darum ſind ſie immer aufgebracht, bald durch eitle Freude erhöhet, bald durch unnütze Traurigkeit niedergedrückt. Sie beherbergen einen böſen Geiſt, der durch nichts

bey ihnen Eingang fand, als durch ihre Leidenſchaften und ihre Laſter.

Leidenſchaften und Laſter ſind alſo die Teufel, die mit uns in die Einſamkeit kommen, und Bezwingung des Teufels iſt Bezwingung unſers böſen Willens. Liebe macht in ihren glücklichſten Augenblicken zu glücklich, um nicht warme Köpfe zu bereden, ſie ſey auf Erden das höchſte Glück; und dadurch eben erwürgt Liebe die Vernunft. Einſiedler mußten darum gar nicht fühlen wollen, was kein weiſer Mann und kein tugendhaftes Herz, am unrechten Orte, fühlen ſoll und darf. Sie mußten den Zug der Natur zur Liebe gar nicht kennen, oder das Einſiedlerleben war gar nicht in der Natur.

Liebe wäre auch in dem Herzen eines Einſiedlers nur eine Geburt der Imagination. Aber ſo ſehr die Imagination der heiligen Väter in der Wüſte durch Einſamkeit immer

gerei-

gereitzet war, so kannten sie doch die Liebe nicht. Nur Unzucht und Geilheit kannten sie; und auf den Teufel gaben die heiligen Väter in der Wüste dann gewöhnlich ihre geilen Begierden.

Unschuldig war hierbey der Teufel, wie mir deucht. Ich weiß zwar wie zitterhaft die heiligen Väter in der Wüste gegen ihn schryen; und wie groß auch wieder in unserer neuesten Zeit das Ansehen ist, in das der Teufel in Zürich kommt. Aber kann man durch Arzneyen, und eine äusserst sorgfältig veränderte, und nach der besondern Gemüthsart und dem Geschmacke des Kranken aufmerksam geleitete Richtung der Seele, solche Krankheiten der Imagination heilen, so sehe ich gar nicht, wozu man hier den Teufel braucht. Auch suchten darum die heiligen Väter in der Wüste, zuweilen sehr vernünftig, den Geilheitsteufel blos durch

eine gewiſſe Diät auszutreiben, oder durch Arbeit.

Aber entweder war die Arbeit der Mönche und Einſiedler nicht ſtark genug, oder der Teufel war ſtärker als die Arbeit. Hätten ſich darum die Mönche verheyrathet, oder hätten auch nur alle Anachoreten leſen und ſchreiben können, ſo wäre vielleicht ihre Verdorbenheit nicht ſo groß geworden als ſie es nothwendig werden mußte, da ſie in der Enthaltſamkeit lebten, ſich in ſchreckliche Wüſten verſetzten, und in endloſe Verſuchungen. Sie ſchienen alles zu thun, um in ihrer Seele den Trieb zu erſticken, für den die Menſchen ſo oft alles Glück auf Erden und im Himmel hingeben, aber ſie erſtickten ihn nicht. Die Sucht der Heiligkeit hielt die gänzliche Enthaltung von Weibern für das beſte Mittel zur Vervollkommnung, und unter allen Teufeln reizte doch die-

ſe

ſe Heiligen keiner ſo ſehr wie der Unzuchtsteufel.

Mönchen und Einſiedlern ward in Egypten gepredigt, es gebe ſechs Grade der Keuſchheit für ſie. Der erſte ſey, daß den Einſamen kein fleiſchlicher Angriff beunruhige. Der zweite, daß er ſich bey wollüſtigen Gedanken nie verweile. Der dritte, daß ihn der Anblick einer Frauensperſon nicht zu der geringſten Begierde reitze. Der vierte, daß er wachend keine Bewegung in den Theilen empfinde, von denen Plato ſagte, ſie ſeyen der Sitz des Begehrens. Der fünfte, daß er vermögend ſey, ohne ſolche ſündhafte obgleich unwillkührliche Bewegungen, an die Zeugung des Menſchen zu denken. Der ſechste, daß ſeine Einbildungskraft ihn auch des Nachts durch keine verführeriſche Bilder ſtöre.

Niemand, hieß es in Egypten, kann von diesem allem urtheilen, als wer selbst Versuche darüber angestellet hat. Aber mir deucht, es war eben eine sehr üble Wirkung der Einsamkeit, in der man gewiß solchen Empfindungen, Bildern und Gedanken am meisten nachhängt, daß die Egyptischen Einsamen nur gar zu viele Versuche dieser Art machten, und gar zu oft daran dachten. Ihr Streit mit dem Unzuchtsteufel war mehrentheils eine Krankheit ihrer Imagination.

Solche Kranke sind nirgends so unglücklich wie in der Einsamkeit. Die geilsten Bilder verfolgen sie da, mitten unter den besten Entschlüssen; nirgends befinden sie sich erträglicher als in der Welt und im Umgange, und immer am schrecklichsten in der Einsamkeit. Ein solcher mir überaus merkwürdiger Kranker sagte mir, seine kranke Imagination habe ihn einst mitten im Winter gezwun-

zwungen sich auf das Land zu flüchten; er hofte dort den geilen Bildern zu entgehen, die ihn in der Stadt so oft er alleine war, unter den inbrünstigsten Religionsübungen verfolgten. Aber der blosse Anblick einer garstigen Magd stürzte ihn, an einem äusserst einsamen Orte, wieder in das äusserste Unglück; er konnte es da über sechs Tage nicht aushalten, und floh ungemein geschwächt zur Stadt. Beten und Wachen hemmten lange die körperlichen Zufälle, die seine aufgebrachte Imagination in der Folge ihm auch wachend erregte; und doch wurden tausend wollüstige Bilder seinen Augen dargestellt, sobald er alleine war, und jedes ergriff ihn mit Wuth. Schloß er seine müden Augen, so spannte ihn ein noch reitzenderes Bild von neuem auf die Folter. So durchwachte er Nächte, so durchweinte er Tage, und die beständige Erinnerung an seine Leiden er-

regte in seiner Imagination immer neue Bilder der Unzucht. Er bat Gott täglich um Weisheit, aber Wollust brannte unablässig in seiner Seele. Er dachte an nichts als an Gott, und an Unzucht. Oft ergoß sich sein Herz in inbrünstigem Danke für einige Augenblicke von Ruhe, und dieß war wie eine Herausfoderung zu neuem Kampfe, gegen seine schreckliche Leidenschaft. Wollte er lesen, so saß ein Mädchen auf dem Blatte; wollte er denken, so hatte er ein Mädchen im Kopfe. Am meisten rettete er sich noch durch schreiben, und doch war dieses Mittel auch nicht allezeit wirksam. Er hatte oft versucht durch grosse politische Geschäfte sich zu zerstreuen, aber seine Schwächlichkeit machte ihn unfähig zu irgend einer Anstrengung. In reuevollem Gebet stieg bey jedem Drang der Leidenschaft seine Seele unermüdet zu Gott; und seine Leiden, sagte er mir, hat-

ten

ten doch auch ihre Freuden, denn so süsse war ihm ein mit Thränen begleitetes Gebet, daß er es, Tage und Nächte hindurch, gern erkaufte durch solche Folter. Manche Reise unternahm er, um durch Zerstreuung sein Elend zu vergessen, gute Menschen und schöne Gegenden kennen zu lernen, und dadurch seiner Seele eine andere Richtung zu geben. Ich sah ihn auf einer solchen Reise mitten in einem Kreise vieler Damen von Stande; einige derselben waren so schön und so reitzend, daß ein Heiliger sie auf den ersten Blick geflohen hätte. Mein Kranker gieng unter ihnen mit der gröſten Unbefangenheit umher. Manche von diesen schönen Damen sprach mit ihm, und neckte ihn sogar, und weil er in seinen grossen schwarzen Augen, in seinem schönen jugendlichen Gesichte, und in seinem ganzen edlen und aufgeweckten Wesen etwas sehr Anziehendes hat, waren ihm alle Da-

men

men gut. Oefters fragte ich ihn dann leise: ob er nicht vergehe? Keinesweges, sprach er, denn ich halte dieß Alles durch Schamhaftigkeit aus. Aber er freute sich inniglich, und zitterte dann, und ward übel, wenn er an einem einsamen und abgelegnen Orte die Stimme eines Mädchens nur von ferne hörte; und fiel in Ohnmacht, wenn er ein freches Mädchen da in der Nähe sah. Als Domherr und Priester durfte er nicht heyrathen, und bis auf diese Stunde blieb er immer fest entschlossen nie keine Weibsperson zu berühren. Des Sieges über seine Handlungen war er immer gewiß, aber nie eines völliges Sieges über seine Imagination. Sein sündloses Leben war sein einziger Trost, und seine verdorbene Imagination seine beständige Folter. Wegen dieser Schwäche niedergeschlagen und menschenscheu, sehnte er sich dann nach Einsamkeit; und so oft er

einsam

einsam war, befiel ihn seine alte Geilheit mit aller ihrer Wuth (*).

Geil-

(*) Menschenkenner werden erstaunen und erschrecken, wenn ich ihnen sage, wie diese Krankheit entstand. Schon seit dem vierten Jahre seines Alters hatte der vortrefliche Mann, auf dessen ausdrückliche Erlaubniß ich diese Geschichte bekannt mache, das Unglück, durch die Dienstmädchen seiner Eltern so behandelt zu werden, daß der Trieb zur Unzucht früher in ihm erwachte, früher in seiner Seele allmächtig ward, als kein Mensch sich vorstellt. Sobald aber in seinem Knabenalter eine sehr frühe zur Reife gekommene Vernunft ihm sagte, dieß müsse nicht seyn, floh er die Dienstmädchen seiner Eltern, und diese erfuhren nicht das allergeringste weder von der langen Gefahr ihres Kindes, noch von ihrer Ueberwindung. Aber der Trieb zur innigsten Vereinigung mit dem weiblichen Geschlechte blieb in ihm, mit immer fortschreitender gröſserer Gewalt, und erwuchs sodann zu der angeführten fürchterlichen Krankheit der Imagination.

Geilheit war in dieſem angeführten Falle durchaus nicht körperliches Bedürfniß, ſondern vielmehr körperliche Schwäche, und übermäſſige Reizbarkeit der Imagination. Sie erhielt eine unwiderſtehliche Gewalt über die Seele, wenn dieſen Kranken nichts zerſtreute, und wenn kein Gegenſtand um ihn her ſtärker auf ihn wirkte als ſeine Imagination. Die kranken und übermäſſig empfindlichen Nerven wurden alsdann immer noch mehr gereizet, und der Körper ermattete dann immer noch mehr unter dieſem Kampfe.

Nun begreift man den Unzuchtsteufel (ſpiritus fornicationis) der Egyptiſchen Einſiedler und Mönche. Sie hatten eben wie dieſer Domherr den Willen aber nicht die Kraft, ſich von ihren geilen Gedanken und Begierden loszuwinden, und je einſamer ſie waren deſto wüthiger ward ebenfalls ihre

Geil-

Geilheit. Daher wurden sie in ihren Einsiedeleyen und Cellen so oft armselige Opfer eines nur allzugewöhnlichen nächtlichen Zufalls, der für Gesunde bekanntlich kein Uebel ist, aber den eine sehr reitzbare oder gereitzte Imagination doch mehrentheils hervorbringt, so wie derselbe eine schon aufgebrachte Imagination auch immer mehr reitzet, und einen kränkelnden Körper immer tiefer in Krankheit stürzt.

Cassianus sagt, die Zufälle, die sonst gewöhnlich nur im Schlafe kommen, haben den armen Egyptischen Einsiedlern auch im Wachen und bey Tage keine Ruhe gelassen, denn sie konnten deswegen kaum mehr beten. Er erzählet sogar, ein Mönch habe allemal diesen Unfall gehabt, wenn er das heilige Abendmal genieſſen wollte. Solche Zufälle sind freilich unwillkührlich; aber es ist doch sehr bemerkenswerth, daß Cassianus versichert:

chert: je strenger die Mönche fasten, desto häufiger seyen ihre Pollutionen.

Schwach wird man durch Fasten, und aus jenem Erfolge sieht man nur allzudeutlich, welcher Theil bey den Egyptischen Heiligen, Anachoreten und Mönchen, der schwächste war. Wohlverdiente Krankheit waren auch wol die nächtlichen Zufälle dieser Heiligen; denn Cassianus selbst sagt, es gebühre nur den wahrhaftig Keuschen sie für eine bloße natürliche Reinigung zu halten. Aber dieß sind sie eigentlich nie; also waren sie bey den Egyptischen Heiligen, Einsiedlern und Mönchen, zuerst Wirkungen eines durch stumme Sünden geschwächten Körpers; dann Wirkungen ihrer geilen Träume, also Wirkungen ihrer geilen Imagination.

Wer in Hunger und Kummer lebt, hat ohne einen sehr geschwächten Körper, oder

ohne

ohne einen äuſſerſt geilen Sinn, keine ſolche Kapuzinerzufälle.

Eine ordentliche Geſetzgebung mußte man, für die Thebaiſchen Heiligen, dieſer verhaßten nächtlichen Zufälle wegen errichten. Ruffinus ſagt, Dioſcorus, ein Vorſteher von hundert Mönchen, habe feſtgeſetzet: wenn ein Mönch eine Pollution habe, ohne dabey an eine Frauensperſon zu denken, ſo ſey dieß keine Sünde, denn der Körper werfe alsdann nur ſeine Ueberflüſſigkeiten weg; aber wenn er dabey an Weiber denke, ſo ſey dieß ein Zeichen daß ſeine Seele Weiber begehre, und alsdann müſſe er faſten und beten.

Alſo ſagte ein Mönch, durch Faſten verfalle man in jenes Uebel, und der andere ſagt, durch Faſten müſſe man es vertreiben. Aber mir deucht, wenn man die Mönche aus ihrer Einſamkeit in die Welt gejagt hätte, ſo wären ihre Pollutionen gewiß ſeltener ge-

worden; denn die Weiber die man ſieht, ſind doch mehrentheils weniger gefährlich, als die Weiber an die man denkt.

Der heilige Antonius hatte alle ſechs Grade der Keuſchheit zuverläſſig nicht (*). Als er noch jung war, mangelten ihm wenigſtens fünfe. Der Unzuchtteufel ließ ihm bey der Nacht keine Ruhe, er vexirte ihn vollends bey Tage ſo ſchändlich, daß die Vorübergehenden dieſen ſcheußlichen Kampf mit leiblichen Augen ſahen. Zuweilen blieb es aber doch bey der bloſſen Verſuchung und das kam ſo. Vorerſt erregte der Teufel in dem heiligen Antonius garſtige Gedanken; Antonius vertrieb ſie durch Beten. Dann kitzelte

(*) Denn Athanaſius ſagt: Diabolus tentatis omnibus ut Antonium à vita eremitica abduceret, ſed incaſſum, tunc ſuis in umbilico ventris fretus armis, iisque exultans, in juvenem impetum fecit.

te der Teufel ſein Fleiſch; Antonius widerſetzte ſich durch Glauben, Gebet, und Hunger. Der Teufel erſchien ihm bey Nacht in der Geſtalt einer ſchönen Frau, und that alles was dieſe in der Nacht bey einem ſchönen Jüngling gethan hätte, um ihn zu ihrem Willen zu bringen; Antonius warf das Weib vom Leibe. Als aber der Drache ſah, daß ihm dieſer Kniff nicht gelingen wollte, knirſchte er mit den Zähnen, kam ganz auſſer ſich, und erſchien dem Antonius als ein ſchwarzer Bube. Ich heiſſe Unzuchtsteufel, ſagte Er. Nun ward Antonius bange; nun marterte er ſeinen Körper immer mehr, und brachte das Fleiſch immer mehr in die Dienſtbarkeit des Geiſtes. Er lebte härter; wachte oft ganze Nächte durch; aß nur einmal im Tage, zuweilen auch nur einmal in drey oder vier Tagen; aß nichts als Brodt mit Salz, und trank nichts als Waſſer. Das ärgerte

den schwarzen Buben so sehr, daß er einst bey Nacht mit einer ganzen Legion von Teufeln erschien, und mit dem heiligen Antonius so lange scharmuzirte, bis er darüber stumm zu Erde fiel (*).

Hilarion, der grosse Lehrjünger des Antonius, lebte in einer schrecklichen Einsamkeit. Seine Wohnung war so klein, daß er darinn nicht aufrecht stehen konnte. Gegen die fürchterliche Langeweile die er da hatte, nahm der heilige Mann, wie es scheint, seine Zuflucht zu wollüstigen Gedanken. Hieronymus sagt, in diesem Loch habe der Teufel die Sinne des Hilarion gekitzelt, und in seinem reifwerdenden Körper die Einsiedlerflamme der Wollust entzündet (**). Mir deucht

(*) Wörtlich habe ich dieß Alles dem heiligen Athanasius nacherzählet. Man sieht in welchem Styl diese Heiligen schrieben.

(**) Ibi titillabat Diabolus sensus ejus, et pubescen-

deucht diese Worte beweisen gerade was ich beweisen will. Aber Hilarion sey, wie Hieronymus ferner erzählet, über sich selbst ergrimmt; er habe sich selbst mit Fäusten geschlagen. Also wußte er doch wo der Teufel saß. Er habe gesagt: du kleiner Esel, ich wills schon so machen, daß du mich nicht schlagen sollst; ich will dich nicht mehr mit Gerste nähren, sondern mit Spreu, ich will dich durch Hunger und Durst bändigen; dich mit schweren Bürden belastet, durch Hitze und Frost treiben, damit du viel eher noch an Futter denkest, als an Geilheit. Das that Hilarion, und es half. Mit Kräutersäften und wenigen Feigen half er sich, in drey oder vier Tagen nur einmal, von seiner Schwachheit und Ohnmacht. Er betete und sang die übrige Zeit; grub in der Erde,

bescenti corpori *solita* voluptatum incendia suggerebat.

damit er die Laſt des Hungers durch die Laſt der Arbeit vergröſſere. Er flocht auch, nach Egyptiſcher Mönchsmanier, Körbe von Binſen, und kam durch dieß alles ſo herunter, ward ſo ausgemergelt, daß er kaum an ſeinen Knochen hieng.

Pachomius, ein ſiebenzigjähriger Einſiedler, litt in ſeiner Scytiſchen Einſamkeit noch feuervolle Fleiſchesluſt (*). Heraclides erzählt es aus ſeinem Munde, dieſe leidige Krankheit habe ihn von ſeinem funfzigſten bis in ſein zwey und ſechzigſtes Jahr, den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch, keinen einzigen Augenblick verlaſſen. Er glaubte ſich ſchon völlig von dem Teufel überwunden; denn dieſer kam zu ihm, ſagt Heraclides, in Geſtalt eines mohriſchen Mädchens,

(*) Anno aetatis ſeptuageſimo etiamnum grandi cupiditate actus venerei vexabatur, ſagt Heraclides.

chens, sprang ihm aufs Knie, und machte alle Gefühle der Wollust in ihm rege. Nun war der arme Pachomius, der Folgen wegen in Noth. Er gieng darum tiefer in die Einöde, vermuthlich weil keine Mädchen dahin kamen; fand eine Schlange, setzte sie an das sündhafte Glied, drückte der Schlange beynahe den Kopf entzwey, damit sie anbeisse; aber sie biß ihn nicht.

Ammonius, der Einsiedler, ward in seinem armen Körperlein durch fleischliche Begierden so gekreutziget und so gequälet, sagt Heraclides, daß er sich genöthiget sah mit einem feurigen Eisen seine Glieder zu zerfleischen, und dadurch von allen Seiten voll ward von Geschwüren.

Evagrius, ein berühmter Weltüberwinder, stand bey Winterszeit, die ganze Nacht hindurch, nackt in einem Brunnen bis er völlig vor Kälte erstarrte, sagt Heraclides,

damit der Geiſt der Unzucht ihn verlaſſe. Gegen das Ende ſeines Lebens, das vermuthlich ſehr ſpät erfolgte, geſtand er: noch keine drey Jahre ſey er nach einem ſolchen Leben, nach ſo vielem Kampf und Faſten und Gebet, frey von fleiſchlichen Begierden!

Moyſes, ein Egyptiſcher Weltüberwinder, ward, ebenfalls nach dem Zeugniß des Heraclides, einſt von den Teufeln zu ſeiner alten Unzucht (*) ſo getrieben, daß er anfieng die ganze Nacht kein Knie zu beugen, und ſeinen Augen keinen Schlaf zu vergönnen. Sechs ganze Jahre, ſagt Heraclides, ſtand er jede Nacht, mit offenen Augen mitten in ſeiner Celle, betend; und doch verließ ihn der Unzuchtsteufel nicht (*).

Ruf-

(*) Ad conſuetudinem impuritatis *antiquae.*

(**) Et tamen ne ſic quidem illo, quo laborabat malo, potuit liberari.

Ruffinus erzählet die Geſchichte eines Thebaiſchen Weltüberwinders, den er nicht nennt, und dem der Teufel in der Geſtalt einer ſehr ſchönen, muntern, ſchmeichelhaften, und gefälligen Dame erſchien. Das Geſpräch zwiſchen dem Anachoreten und der Dame ward nach und nach lebhaft, man lachte und ſcherzte. Da griff die Argliſtige nach dem Kinn und nach dem Barte des Weltüberwinders. Kurz, ohne viel Federleſens zu machen, nahm ſie den Weltüberwinder endlich ganz gefangen. Dieſer ward ſo unruhig, ſo warm, und ſo geil, daß er nun ganz auf die Dame losgieng. Aber ſie entſchlüpfte unter ihm weg, und erhub ein verfluchtes Geſchrey, und verließ ihn mit einem ſchnöden Gelächter, indeß da der Weltüberwinder nach dem leeren Schatten die ſchändlichſten Bewegungen machte. Aber nun ſah der heilige Mann mit Verzweife-

lung, daß ihm die Einſamkeit weiter zu nichts nütze ſey. Er gieng alſo zurück in die Welt, und lebte in Unzucht und Schande (*).

Ihrer

(*) Man würde es mir nicht glauben wollen, daß ſich die heiligen Schriftſteller ſolcher leichtfertigen Worte und Wendungen und Farben bedienten; aber hier iſt der Grundtext des Ruffinus, woraus man ſehen wird, wie viel ſtärker und ſprechender Er dieß alles mahlt: Diabolus ſub ſpecie formoſae mulieris monachum in eremo Thebaidis tentavit. Senſim ſenſimque inter blandiora colloquia riſus jocusque miſcentur; Diabolus manum procax ad mentum barbamque Venerandi protendit. Quid multa? ad ultimum captivum ducit militem Chriſti. Continuo enim perturbari intra ſe ipſum, et libidinis fluctubus aeſtuare coepit; atque ubi obſcoenos jam conabatur inire amplexus, ille ululatum teterrimum dirae vocis emittens, umbra ut erat inanis, per manus amplectentis elabitur, ipſum quoque dedecoroſis motubus,

inanes

§ Ihrer fleiſchlichen Anfechtungen wegen giengen zuweilen die wenigen vollkommenen Einſiedler Egyptens, gemeinſchaftlich aus ihren Einſiedeleyen heraus, und wälzten ſich in aller Wolluſt der Welt. Aber die Sünden eines Heiligen, ſagt Caſſianus, beſtehen im Fallen und Aufſtehen; denn deswegen blieben dieſe Einſiedler noch immer hochgelobte Mitglieder der Friedensrepublik in der Wüſte, und kein Weltmann war würdig dem Geringſten unter ihnen die Schuhriemen aufzulöſen. Bisweilen kamen ihnen auch ihre mildegeſinnten Anverwandtinnen zuvor, beſuchten ſie in ihren Einſiedeleyen, und Unzucht war nicht ſelten die Folge ihrer frommen Unterredung.

Ruf-

inanes auras ſectantem foediſſima cum deriſione deſeruit. At ille deſperans Saeculum repetit, omnique ſe tradidit impudicitiae et iniquitati.

Ruffinus, bey dem ich alle dieſe Anecdoten fand, hat zwar in dem zweiten Buche ſeiner Lebensläufe der heiligen Väter in der Wüſte, auch eine Menge Beyſpiele von ihren unterdrückten Liebesbegierden. Aber dann arteten auch dieſe in böſe körperliche Zufälle aus, und bisweilen in eine völlige Wuth. Er erzählet in ſeinem erſten Buche die Geſchichte eines wahnwitzigen Mönchs aus der Thebaiſchen Wüſte, der immer ein Weib an ſeiner Seite zu ſehen glaubte, die er liebkoſete und umarmte (*).

Mit ſchaudrichter und tobender Beredſamkeit ſagt der groſſe Hieronymus: als ich ein Jüngling war und Wüſte und Einſamkeit mich umgaben, konnte ich dem Reitz des Laſters

(*) Imaginem mulieris quaſi jam praeſentis et ſecum poſitae, ſecumque accumbentis, quam et complecti ſibi videbatur, et ad turpes uſus habere ſubſtratam.

Laſters und dem Feuertrieb der Natur nicht mehr widerſtehen. Ich verſuchte ſeine Gewalt zu brechen durch öfteres Faſten, aber meine Seele glühte doch von wollüſtigen Gedanken. Ach wie oft glaubte ich in der Einſiedeley, in jener unabſehbaren Einſamkeit, dieſer von der Sonne verbrannten ſchrecklichen Wohnung der Mönche, ich lebe mitten in Roms Wollüſten; und huckte alleine, in der Bitterkeit meines Herzens. Meine garſtigen Glieder deckte ein Sack; der Schimmel Ethiopiſcher Schwärze überzog meine unfläſtige Haut. Ich weinte täglich, ich ſeufzte täglich; und wenn mich einſt gegen meinen Willen der Schlaf überfiel, wurden meine noch kaum aneinander hängenden Knochen auf der Erde zerknirſcht. Ich ſchweige von Speiſe und Trank, denn ſolche Elende haben Waſſer, aber etwas Gekochtes zu eſſen, wäre für ſie ſchon Schwelgerey. Und ich, der

blos aus Furcht vor der Hölle mich zu dieſem Kerker verdammte, ein Vertrauter ward der Schlangen, und der wilden Thiere, ich glaubte doch oft, ich lebe unter Haufen von jungen Mädchen. Durch meine Faſten war mein Antlitz blaß, und in dem kalten Körper brannte das Herz von wollüſtigen Begierden; in meinem vor mir ſchon todten Fleiſche lebte nichts mehr als das Feuer geiler Luſt. Ich erinnere mir, daß ich oft deswegen den ganzen Tag, bis in die tiefe Nacht ſchrie; und früher ward ich nicht ruhig (*).

So ſchauderhaft und fürchterlich, ſo ganz wie auf Eloiſe und Abelard, wirkte die Einſamkeit auf die Herzen der Mönche und Einſiedler der hochgelobten Anachoretenzeit. Thränen mitleidiger Menſchenliebe flieſſen, bey

(*) Man wird erſtaunen, wenn ich ſage, wodurch endlich der heilige Hieronymus ſeine geilen Begierden überwand?? Er lernte Hebräiſch.

bey ſolchen Erzählungen, für dieſe ſo heillos getäuſchten Schwärmer. Man bewundert zwar den hohen heroiſchen Schwung ihrer Seele, ihre oft ſieghafte Kraft und Spartaniſche Duldſamkeit, unter ſolcher Marter. Aber man begreift auch, daß es in unſern Zeiten noch Einſame in Afrika giebt, die zwar ohne allen Umgang mit Weibern ſind, aber nicht ohne den Umgang, wofür man junge und alles Unterrichts beraubte Hirten aus den Alpen der Schweitz, ab und zu, in Bern verbrennt (*).

Ein-

(*) Ich ſah als ein junger Student von vierzehn Jahren, eine ſolche Exekution in Bern veranſtalten; denn die Exekution ſelbſt wollte ich nicht ſehen. Die ganze Stadt war dabey in Bewegung. Was hat denn der arme Knabe, den unſere gnädigen Herren durch den Henker verbrennen laſſen, gethan, fragte ich eine Menge Menſchen? Wir wiſſen es nicht, erwiederten ſie.

Einſamkeit und heilige Stille war in den früheſten Zeiten der chriſtlichen Kirche, jedem Geiſtlichen nach Möglichkeit empfohlen. Aber ſehr oft benutzten dieſe Geiſtlichen ihre Einſamkeit ſehr ſchlecht, und die meiſten theilten ihre heilige Stille mit hübſchen Mädchen.

Bitterlich haben ſchon im dritten Jahrhundert die Kirchenväter Origenes, Cyprianus, und Euſebius über die Unzucht der chriſtcatholiſchen Geiſtlichkeit geklagt. Kinder des Lichts und Engel Gottes waren indeſſen alle Biſchöfe, Kirchenälteſten, Kirchenvorſteher und Kirchendiener jener Zeit, ſamt und ſonders, eben wie alle Mönche und das ganze Anachoretenpack, wenn man ſie nur einſeitig betrachtet, und nur das von ihnen angiebt, was in den Denkmälern jener Zeit von ihnen Gutes geſagt wird. Aber an ſolchen einſeitigen Blicken in die Geſchichte der Menſchen und der Menſchheit laben

ſich

ſich nur einfältige Schwärmer, die jeder Heiligenſchein betrügt, und die dann auch gerne den unaufgeklärten Theil der Welt, wenn ſie könnten, mit ſolchen unverdauten Kenntniſſen betrögen.

Gute Chriſten waren die chriſtcatholiſchen Geiſtlichen des dritten Jahrhunderts nicht, wenn man ihr Gutes und Böſes auf die Wage legt. Aber beſſer waren ſie freilich als die Heiden ihrer Zeit; und übrigens Menſchen, wie wir. Etwas Eigenes hatten ſie darinn, daß ſie Heiligkeit und Menſchheit gut zu paaren wußten, ſich groſſen Ruhm durch ſtrenge Enthaltſamkeit erwarben, und im Grunde als Menſchen dabey nicht viel verlohren.

Aſcetiſche Jungfrauen fanden damals bey Biſchöfen und andern Kirchenvorſtehern in Afrika immer ein offenes Haus. Es war bekannt daß ſie ewige Keuſchheit geſchworen

hatten, und Jungfern bleiben wollten bis in den Tod. Jede frömmelnde Jungfer behält aber doch immer ein zärtliches Herz; die unſchuldigſte Freude des Lebens iſt ihr wichtig, da ſie ſich die gröſten verſagt. Deswegen hielten es auch dieſe Jungfern für eine ganz beſondere Ehre, berühmten Geiſtlichen die man allgemein hochſchätzte, Geſellſchaft zu leiſten (*). Ewige Keuſchheit ſchwuren damals auch viele Biſchöfe und Aelteſten der Kirche, denn ſie gaben ſich auch ſchon damals einen ſehr groſſen Heiligenſchein wenn ſie nicht heuratheten. Aber um ſich durch den vertrauten Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte unter einem heiligen Vorwand ſchadlos zu halten, auch um ſich ſelbſt und jenen

from-

(*) Der Biſchof Paul von Samoſata, ein liederlicher Vogel, hatte immer eine Menge der ſchönſten Weibsperſonen bey ſich; und allenthalben, wo er hinreiste, mußten ſie ihn begleiten.

frömmelnden Jungfern eine kleine Menschenfreude zu machen, war es allgemeine Sitte der Bischöfe und Kirchenälteſten des dritten Jahrhunderts bey aſcetiſchen Jungfern zu ſchlafen (*).

Etwas älter als das dritte Jahrhundert ſoll zwar dieſe chriſtliche Sitte ſeyn, weiß auch ſchon etwas früher darüber geklagt ward, aber heftig doch von niemand, als von dem ſehr ſtrengen Kirchenvater Cypria-

(*) Dieſe ganz im Anfang gewiß ſehr ehrwürdige Sitte, muß doch etwas Anziehendes haben, denn ganz verlohr ſie ſich nie in der catholiſchen Kirche, die gerne an alten Gewohnheiten hängt, und zumal wenn ſie ſich wohl dabey befindet. Nur der Name dieſer Beyſchläferinnen hat ſich in der Zeitfolge, verändert. Bey den Griechiſchen Chriſten des dritten Jahrhunderts hieſſen ſie συνεισακτοι, bey den Lateinern Subintroductae. Anitzt aber heißt die Beyſchläferinn des Domherrn, Haushälterinn; und die Hure des Weltprieſters, Köchinn.

nus. Nicht alle Biſchöfe und alle Prieſter erlaubten ſich zwar, die Wahrheit zu geſtehn, dieſe Sitte; denn die meiſten waren verheurathet. Aber ſolche die, um einen gröſſern Heiligenſchein zu erwerben, Gott eine ewige Keuſchheit ſchwuren, verheuratheten ſich nicht, und nahmen nur eine aſcetiſche Jungfer in ihr Bett. Eine Unehe war alſo dieß eigentlich, denn es war nur eine Ehe der Seelen; etwa dasjenige abgerechnet, was die Wärme des Bettes in dem ohnehin ſchon ſehr warmen Afrika gewirket haben mag. Alle Theologen jener Zeit erlaubten deſto lieber ſolche Seelenverbindungen, da ſie ſahen, wie wenig oft in dem gewöhnlichen Ehſtand Seele an Seele paſſet.

So zweydeutig alſo auch ſchon die Sitten der erſten chriſtlichen Geiſtlichen waren, ſo wagte doch, in dem heiſſen Afrika, was jene aſcetiſche Jungfern wagten, keine Nonne;

ne; denn was bey uns nur kalte Zärtlichkeit wäre, wird gar zu leicht in heissen Ländern Mannssucht, und Wuth.

Chrysostomus, der fromme Kirchenvater, sagt: das jungfräuliche Leben erfodere einen schweren unaufhörlichen Kampf, und die Gedanken müssen stets bewafnet seyn gegen alle böse Lüste; denn der dabey stehende Teufel verbrenne, bey der geringsten Nachlassung, mit dem Feuer das er immer in Händen hält, den Tempel Gottes. Jungfrauschaft war also, in den Augen des heiligen Chrysostomus ein Stand der unaufhörlichsten Anstrengung; die Ehe hielt Er für ein blosses Nachgeben bey unbezwinglicher Unmässigkeit der Begierden.

Jungfrauschaft nannten die Kirchenväter überhaupt, die Kunst mitten im Fleische ein göttliches Leben zu führen, und also völlig einem geistigen Wesen ähnlich zu werden.

Die Ehe hielten sie für einen Damm gegen die Wuth der Natur. Sie glaubten sogar, Gott wolle eigentlich daß sich alle Menschen der Ehe enthalten. Vormals, sagt Chrysostomus, gab es eine doppelte Absicht der Ehe, die Erzeugung der Kinder, und vorzüglich die Dämpfung des heissen Naturtriebs; aber seitdem die Welt von Menschen voll sey, bleibe nur die zweite dieser Absichten übrig, damit sich nicht viele, wenn keine Ehe wäre, in allen Lastern wälzen.

Jungfrauschaft war also in den Augen der Kirchenväter eine grosse und schwere Sache, und die Ehe selbst blos das letzte Mittel gegen Hurerey und Versuchung. So rührend und drangvoll beschreiben darum Cyprian und Ambrosius, und zumal der feurige Afrikaner Tertullian, die Beschwerlichkeiten des Jungfernstandes, oder wie sich diese heiligen Männer ausdrücken, das Joch der Jungfrauschaft,

frauschaft, daß man in Mark in Knochen die Anstrengung fühlet, die Keuschheit den ersten orientalischen Nonnen gekostet haben mag. Weil die Melankolie der Nonnen dann auch ohnehin aus dem unauslöschlichen Gedanken entstehet, sie seyen ohne alle Ueberlegung in ewige Sklaverey gestürzet, ohne alle Rettung verdammt immer Triebe zu fühlen die sie nie befriedigen können, so wird man sich um so weniger wundern, daß die heilige Paula in ihren Klöstern das weise aber freilich harte Gesetz gab: Nonnen sollen nicht nur vor allen Männern fliehen, sondern vollends vor Castraten (*).

(*) Die heilige Paula hatte sehr recht. Sie konnte wissen daß die Castraten nicht keuscher sind als andere Menschen; daß sich die Kirchenväter auf den Heiligenschein verstümmelter Asceten nicht verliessen; und daß der heilige Basilius einen Eunuch mit einem Brummochsen vergleichet,

Allgemein thaten dieß die christlichen Nonnen nicht, aber allenthalben hielt man Behutsamkeit für nöthig. Der Nonnenstand ist doch überall für Jungfern was der Castratenstand für Männer; die Begierden werden durch die Unmöglichkeit sie zu befriedigen aus Verzweifelung heftiger, und Nonnen begehen mehr Verbrechen in Gedanken als das liederlichste Weib in der That. Die Wohnungen der Nonnen in den Egyptischen Wüsten waren zwar nahe genug bey den Wohnungen der Mönche, damit sie sich wechselseitige Hülfe leisten können, aber doch immer ausser der Linie von Argwohn und Gefahr. Die Mönche bauten den Nonnen ihre Cellen, und thaten für sie jede schwere Arbeit; die Nonnen machten den Mönchen ihre Klei-

chet, dem man die Hörner weggeschnitten hat, und der deswegen doch noch seine alte Unart behält.

Kleider, und es war ihr Vergnügen für sie zu flicken und zu nähen. Für Ehrbarkeit der Sitten und gegen alle Coketterie ward bey allen diesen freundlichen Verhältnissen bestmöglichst gesorgt, welches dann doch beweiset, daß Sorge nöthig war.

Fleischliche Lüste müssen jedoch in den Egyptischen Klöstern sehr oft rege geworden seyn, weil man in denselben gar zu häufig dagegen predigte. Heimlich sind auch wohl zuweilen die Mönche zu den Nonnen geschlichen; denn aus meinem vierten Capitel weiß man schon, eine Liebesgeschichte zwischen Mönch und Nonne in Bethlehem, und entscheidend kann ich dieß aus einer Stelle des Cassianus beweisen. Dieser Originalschriftsteller sagt: gröbere Vergehungen, die bey uns, nemlich in den abendländischen Klöstern um das Jahr 417, so leicht begangen worden, Schimpfwörter, Zänkereyen, Vertrau-

lichkeiten mit Weibsperſonen, beſſert man bey Egyptiſchen Mönchen durch Schläge, oder durch Wegjagen. Es iſt alſo offenbar daß ſich die Egyptiſchen Mönche Vertraulichkeiten mit Weibsperſonen erlaubten; und dieſe Weibsperſonen konnten, in jenen Zeiten der gröſsten Abgeſchiedenheit und Reinheit, in welchen Caſſianus die Egyptiſchen Mönchswohnungen beſuchte, keine andern ſeyn, als Nonnen.

Bemerkenswerth iſt es auch, daß Kaiſer Jovian ein Geſetz gab, wodurch jeder zum Tode verurtheilt war der mit einer Nonne liebelte, oder ſie zur Heurath anlockte. Aber dieſes Geſetz fand man zu grauſam, und es ward in der Folge gemildert. Erſt im Occident ſah man ſich, viel ſpäter, durch die vielen Liebesgeſchichten der Nonnen gezwungen, dieſen Bräuten des Himmels allen Umgang mit irdiſchen Liebhabern ganz zu verſa-

gen;

gen; und ſich ihrer Keuſchheit nicht anders verſichert zu halten, als hinter Riegel und Thor.

Als aber die Sitten allgemein verfielen bey allen gottesdienſtlichen Perſonen der chriſtcatholiſchen Kirche, ſo erfüllte ihr Gift auch die Nonnenklöſter; und ſo wurden dieſe angeblichen Ruheplätze unterdrückter Sinnesluſt, Wohnungen zügelloſer Begierde und Tempel der Venus.

Ein geiſtvoller Freymäurer, der in Deutſchland ſehr viel Aufklärung und Denkfreyheit verbreitet, hat uns noch neuerlich, aus unverwerflichen Quellen, mit den Canoniſchen Fragen bekannt gemacht, die man im achten Jahrhundert jedem gewählten Biſchof vor der Weihe zur Beantwortung vorlegte. Man ſieht daraus, daß kein natürliches und unnatürliches Verbrechen der Unkeuſchheit zu erdenken iſt, welches chriſtcatholiſche Geiſtliche

liche damals nicht begiengen. Wenn der Biſchof dieſe Fragen verneinte, welches jedoch nicht immer der Fall ſcheint geweſen zu ſeyn, ſo mußte Er auf das Evangelium ſchwören, und auf den Leib des heiligen Petrus, Er wolle nun auch künftig immer einer, oder auch allen dieſen Unarten entſagen. Hieraus ziehe ich nun weiter keinen andern Schluß, als daß es damals unter den Herren Geiſtlichen der chriſtcatholiſchen Kirche beynahe Tugend war, nur bey Nonnen zu ſchlafen.

Geiſtliche, Halbgeiſtliche und Layen hatten im neunten und zehnten Jahrhundert keine Zucht und keine Ehrbarkeit. Tempelherren lieſſen ſich, durch diejenigen die ſie in die Myſterien ihres Ordens einweihten, am Ende des Rückgrads küſſen. Alle geſchornen Köpfe ohne Ausnahme wälzten ſich in Unzucht und Schande. Geiſtliche und Layen

ſchie-

ſchienen vergeſſen zu haben daß es ein ſechstes Gebot gebe, und mit den ſchärfſten Kirchengeſetzen konnte man kaum bey dem meſchaltenden Prieſter einigen Wohlſtand erzwingen. Päderaſtie gieng in Klöſtern ſo im Schwange, daß ſich die Mönche ihr Unmenſcheurecht gar nicht mehr wollten nehmen laſſen. Die miſten Klöſter hatten ſich von der Subordination der Biſchöfe losgeriſſen. Sie warfen ſich in den Schutz des Pabſts, bezahlten ihm ein jährliches Schutzgeld, und ergaben ſich dafür, vom eilften bis ins ſechszehnte Jahrhundert, allen Sünden über welche ſich die Natur entſetzet (*).

Nonnen-

(*) Chryſoſtomus ſagt in ſeinem dritten Buche, wider die Feinde derer die Chriſten zum Mönchsſtande aufmuntern: Päderaſtie ſey zu ſeiner Zeit ſo allgemein geworden, daß ein Jüngling derſelben kaum entgehen könne; und darum glaubt Er, ſollen Jünglinge, die dem Feuer entgehen wollen das über Sodom kam, in den Mönchs-

ſtand

Nonnenverführung und alle übrigen klöſterlichen Greuel waren damals freilich zum Theile eine Wirkung der Zeit, aber dann gewiß auch, wenigſtens zur Hälfte eine Wirkung der Einſamkeit, und des Mangels an Beſchäftigung.

Zunder zur Unkeuſchheit liegt zwar häufig genug in der Natur des Menſchen, ohne daß er der klöſterlichen Stille und Muſſe bedarf, um Feuer zu fangen. Klöſter ſchärfen auch nur inſofern ſinnliche Begier, als nach der Natur des Menſchen die ſtärkſten Triebe ſich mehr empören, wo man durch unnatürliche Gewalt ſie bindet und hemmt. Es mag auch ſeyn, daß die Nonnen ſehr oft, weniger von ſinnlichen und wolluſtigen Trieben leiden, als wir uns einbilden. Viele

ſtand treten. Armer Chryſoſtomus, ohne es zu wiſſen, ſchickteſt du die Menſchen aus dem Regen in die Traufe!

le schienen doch so ganz offenbar dazu gar zu stumpf und zu dumm; und dann, wie viele Weiberseelen von guter Erziehung sind nicht auch wirklich, bey den zärtesten Organen, so rein wie Engel! Aber wenn die Triebe zur Wollust einmal die Oberhand haben, so wirken sie auch gewiß in einem Kloster gewaltiger als in der Welt; man stürzet sich da zu ihrer Befriedigung in grössere Gefahren, und ist, wie man weiß, unersättlicher in ihrem Genusse.

Die Nonnen von Argenteuil, welche die Eloise, vermuthlich nicht ohne weise Absichten, zu ihrer Priorinn gewählet hatten, verfielen in die gröste Ungebundenheit. Sugger, Abt von Saint Denis, konnte ihr unzüchtiges Verhalten in Rom als eine Ursache angeben, sich ihres Klosters zu bemächtigen. Auf Befehl des Pabsts Honorius ward Eloise mit allen ihren Nonnen ausgejagt, und

Sug-

Sugger beſetzte ihr Kloſter mit Mönchen ſeines Ordens. Eloiſe wandte ſich, bey ihrem Abzug aus Argenteuil an ihren lieben Abelard, damit er ihr einen andern Ort zu heiliger Ruhe verſchaffe. Abelard überließ ihr auf Erlaubniß des Biſchofs von Troyes, ſeine Kapelle und ſein Haus in Paraclet, mit allen davon abhängigen Gütern; er ſetzte mit ihr einige Nonnen dahin, und ſtiftete daſelbſt ein Kloſter. Pabſt Innocenz der zweite beſtätigte dieſe Stiftung im Jahr 1131. Eloiſe ward alſo die erſte Aebtiſſinn dieſes berühmten Kloſters, und ſie betrug ſich in dieſem neuen und letzten Aufenthalt, äuſſerlich, mit ſo vieler Klugheit, ſo vielem Eifer, ſo vieler Frömmigkeit, daß ſie die Herzen aller Menſchen gewann, und daß man in kurzer Zeit ihr Kloſter reichlich beſchenkte. Eloiſe ward von den Biſchöfen wie eine Tochter geliebet, von den Aebten

wie

wie eine Schweſter, und von den Weltleuten wie eine Mutter. Handhabung von Zucht und Ehrbarkeit war, in ihrem Kloſter, ihre erſte und wichtigſte Sorge. Jede Nacht machte ſie die Runde, und jagte flugs alle Nonnen, die im Kühlen ſpazieren giengen, nach ihren Cellen zurück. Denn ich erinnere mir gar zu gut, heißt es in einem ihrer Briefe an den Abelard, die Folgen der nächtlichen Spaziergänge der Nonnen in den Klöſtern auf der Nachbarſchaft von Paris.

Aber zu gut kannte Eloiſe das weibliche Herz, um nicht zu wiſſen, daß dieß alles noch nicht hinreichend war, die Tugend ihrer Nonnen gegen die Gefahren der Einſamkeit zu ſchützen. Obgleich, ſchrieb ſie an Abelard, die mit unſerm Berufe verbundene göttliche Gnade in unſerm Kloſter von allen Seiten geſichert ſcheint, durch Clauſur und Gelübde; obgleich die Spitzen unſerer Klo-

ſiergitter ſo viele Dorne ſind, die den Zugang zu uns verſperren, ſo iſt doch durch alle dieſe Anſtalten nichts geſichert, als unſere Auſſenſeite. Adams Natur ſteiget unmerklich in unſer aller Herz hinauf, und erwecket in demſelben Krankheiten, welche die ſchönſten Bäume austrocknen und verderben, wenn man dieſelben nicht unaufhörlich wartet und pfleget. Ach die Tugend iſt bey uns immer auf Natur und Weib gepfropfet; jene bleibt immer ſchwach, und ein Weib bleibt immer veränderlich. Weibernatur iſt nichts als Schwäche. Ich ſelbſt vertheidige mich, mit um ſo viel gröſſerer Mühe, weil mir mein Feind gefällt; ich liebe die Gefahr die mir drohet, und wie iſt es möglich daß ſie mich nicht überwältige.

Bocaz wird ſonſt eben nicht als Gewährleiſter von Kloſtergeſchichten angeführet. Ein catholiſcher Geiſtlicher verſichert indeß, die

Mön-

Mönche seyen die heftigsten und gefährlichsten Tadler des Bocaz gewesen, weil er einen grossen Theil seiner freyesten und muthwilligsten Erzählungen aus den Klöstern genommen, die damals vollkommen so unrein beschaffen waren als er sie beschreibt. Wer die Mönche angreift, sagt dieser catholische Geistliche, der greift die Religion an; wer ihre Schandthaten ans Licht bringt, der ist ein Gottloser. Darum fielen die Mönche so grausam über den Bocaz her, darum nannten sie ihn einen Menschen ohne Religion und einen Atheisten. Der gute Bocaz nahm sich nicht die Mühe diesen gewissenlosen Tadlern ernsthaft zu antworten, er machte sie nur am Ende seines Decamerons auf eine sehr lustige Art lächerlich; aber der angeführte catholische Geistliche zeigt, Bocaz habe die Klostersitten wirklich nach der Natur und nach ihrer damaligen Beschaffenheit gemahlt. Die

grosse Pest von 1348, sagt er, hatte alle Thüren der Klöster geöfnet, die Mönche und Nonnen verbreiteten sich in der Welt, führten das liederlichste Leben, und hatten den ursprünglichen Klostergeist verloren (*). Als die

(*) Aehnliche Erfahrungen hätte man vielleicht in diesem Jahr in Sicilien und Calabrien machen können; aber solche sind zu meinen Ohren noch nicht gekommen. Indessen sagt der grosse Beobachter jener traurigen Ruinen, der Ritter Hamilton, in seiner Nachricht von dem letzten Erdbeben in Calabrien und Sicilien an die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London: „Ich kann nicht umhin, hier zu bemerken, daß „die Nonnen, welche in dem unglücklichen Mes„sina gleichfalls in Barraken wohnen, unter „der Aufsicht ihres Beichtvaters stets umher „wandelten, munter waren, und der Freyheit „zu geniessen schienen, die das Erdbeben ihnen „verschaft hat. Eben dieses bemerkte ich auch „an den Schulknaben zu Reggio. Daher war „die Anmerkung in meinem Tagebuche, welches „ich in der Eile schrieb, folgender maßen abgefaßt:

die aufhörende Peſt ſie nöthigte in ihre Klöſter zurückzukehren, ſetzten ſie dieſes Leben fort, und Unreinigkeit der Sitten herrſchte überall unter Mönchen und Nonnen. Die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber machen uns abſcheuliche Gemählde von ihren Ausſchweifungen; und die Kirchenſchriftſteller betrachten die Peſt von 1348 als die Epoche von der höchſten Verderbniß der Kloſterzucht.

Seltſam genug wird es ſcheinen, daß jene Schriftſteller die Unzucht der Kloſterleute auf die Peſt geben, und ich auf die Einſamkeit. Wahr iſts indeſſen und beſchämend für die Menſchheit, daß die Menſchen überhaupt nie ausſchweifender und nie verdorbener ſind, als in der Zeit der Kriege, der Erdbeben und der Peſt, das iſt, in der Zeit der ſchrecklichſten Landplagen, der ſchauder-

„faßt: Erdbeben, den Nonnen und Schulknaben beſonders angenehm.“

vollsten Verwüstung, und der allgemeinsten Herrschaft des Todes. Aber die Klosterfitten waren vor jener Pest, und noch lange nachher, eben so verdorben als Bocaz sie schildert.

Ein armer Dümmling, Alvarez Pelagius, Bischof von Silva und Bußpriester Pabst Clemens des fünften, versichert, er habe in einem Nonnenkloster zu Avignon viele Mühe gehabt eine Art von Teufeln auszutreiben, die bey der Nacht die Nonnen drückten und quälten. Alle Büssungen, Kasteyungen, Predigten, Gebete und Teufelsbeschwörungen waren umsonst, denn die Teufel kamen jeden Abend wieder; und der gute Bischof bezeuget, die Nonnen haben ihm in der Beichte ausgesagt, sie seyen mit diesen bösen Geistern schon so vertraut, daß sie dieselben in ihren Betten ohne Schrecken sähen und berührten.

Bey

Bey der Römischen Canzley war die Liederlichkeit der Nonnen ordentlich taxirt, und der heilige Vater in Rom vermehrte durch diese Liederlichkeit seine Kammereinkünfte. Eine Nonne die sich mehrmalen, in ihrem Kloster und ausserhalb desselben, im höchsten Werke der Unzucht betreffen ließ, ward in alle ihre Ehre und Würde wieder eingesetzet, um sehr wenige Ducaten. Diese schändliche Art, womit der heilige Vater in Rom und seine Priester von aller Strafe der Sünden und Schandthaten lossprachen, erstickte nicht nur in der Seele des Beichtvaters und des Beichtkinds alle Moralität, sondern erweckte zumal auch bey mancher Nonne eine Begierde wenigstens nach so viel Ducaten, als sie brauchte, um immer ordentlich ihre Taxe zu bezahlen (*).

(*) Die Specification aller Verbrechen, für welche der heilige Vater in Rom um Geld Vergebung

Kloſtervisitationen waren nur da noch üblich, wo die Biſchöfe etwas galten, und in Nonnenklöſtern war dann doch die Keuſchheit der Nonnen allemal das Augenmerk der Biſchöfe. Aber die Phyſiognomik der Unkeuſchheit war damals, eben ſo wenig als anitzt,

bung ertheilte, findet man in der Römiſchen Canzleytaxe, die 1514 in Rom, 1515 in Cöln, und 1520 in Paris gedruckt iſt. Zum Exempel: völlige Vergebung für denjenigen, der ſeinen Vater, ſeine Mutter, ſeine Schweſter, ſeine Ehfrau ermordet hat, für ſoviel. Völlige Vergebung für einen Geiſtlichen wegen irgend eines Vergehens aus Fleiſchesluſt, auch ebenfalls mit Nonnen in ihrem Kloſter oder auſſerhalb deſſelben, mit völliger Herſtellung aller Ehren, Würden und Einkünfte, für ſoviel. Völlige Vergebung für eine Nonne, die mehrmalen innerhalb oder auſſerhalb ihres Kloſters im Beyſchlafe ſich betreffen ließ, mit völliger Wiederherſtellung ihrer Ehre und Würde, auch mit der Erlaubniß daß ſie Aebtiſſinn werden könne, für ſoviel.

anitzt, im Reinen (*); und deswegen behalf man ſich ſo gut man konnte. Unter König Heinrich dem dritten in England war der Biſchof von Lincoln, Robert Groſſetete, indeß ſo aufmerkſam auf alle Zeichen, woraus man etwa ſchlieſſen konnte, wie es mit der Jungferſchaft einer Nonne ſtehe, daß er bey ſeinen Kloſtervisitationen allen Nonnen den Buſen befühlte.

Der heilige Geiſt wohnte nun gar nicht mehr in Klöſtern; oder er wohnte da, wie

(*) Unkeuſchheit weiß jedes Frauenzimmer von Erziehung zu verbergen, wenn ſie will. Und eben darum hätte in Deutſchland manche in jeder andern Rückſicht ſehr liebenswürdige Dame, dem berühmten Lavater gerne die Augen ausgekratzt, als er ſeine Phyſiognomik herausgab, aus Furcht er bringe etwas mehr Licht in dieſe ſo gemeinnützig dunkele Materie.

zu Ferney in der Kapelle des Herrn von Voltaire (*).

Ambroſius von Camaldoli, General dieſes Ordens im funfzehnten Jahrhundert, viſitirte verſchiedene Camaldulenſer Klöſter. Nirgends fand er Zucht und Sitten. Ein Nonnenkloſter, das er beſuchte, war ein ordentli-

(*) Bekanntlich lieſt man über dem Eingang dieſer armſeligen Kapelle, ſchon weit von der Landſtraſſe her, die mit ſehr groſſen goldenen Buchſtaben aus ſchwarzem Marmor hervorſtrahlenden Worte: Gott gebaut von Voltaire! Aber indem ich im Jahr 1775 in dieſer Kapelle herumgieng, bemerkte ich, über dem ziemlich ſchönen Altarblatte den heiligen Geiſt in Holz geſchnitzt und vergoldet, unter dem gewöhnlichen Sinnbild einer Taube, die, zum Unglück nur einen Flügel hatte! Mit einer ſcheinbaren Befremdung ſagte ich deswegen, indem ich mit meinem Stock nach der lahmen Taube hinwies, zu dem Obercaſtellan des Herrn von Voltaire: Monſieur! il me ſemble que le ſaint Eſprit ne bat ici que d'une aile?

deutliches Bordell. Ambrosius donnerte gegen diese Ausgelassenheit. Die Aebtissinn gestand endlich, daß es freilich in ihrem Kloster nicht ganz ordentlich hergehe; aber sie, und andere bejahrte Nonnen, hüten sich sehr mit dem Strome zu schwimmen. Dumm genug war Ambrosius nicht, um sich so befriedigen zu lassen; er fand den ganzen Umfang des Uebels, verbot den Nonnen keinen Besuch von Layen anzunehmen, und noch weniger Besuch von Mönchen. Beym Abschied verkündigte er ihnen, ihr Kloster wolle er niederreissen und verbrennen lassen, wenn er in der Folge etwas Böses davon höre.

Nun giengs nach einem andern Nonnenkloster. Auch dieses war verdächtig, aber bey der Untersuchung schien es dem Ambrosius, er habe sich geirret. Kaum hatte er jedoch dieses Kloster verlassen, so zeigte man ihm, er sey nur nicht auf der rechten Spur gewe-

gewesen, denn alle Nonnen in diesem Kloster seyen öffentliche Huren. Sehr betrübt war Ambrosius von Camalboli über diese Nachricht, ob er sich gleich nicht vorstellen konnte, daß solche Nonnen im Stande seyen ihm eine solche Nase (*) zu drehen. Er begab sich also zum zweitenmal in das Kloster, und fand: ein Prior habe eine Nonne verführet, und diese sey eben davon gelaufen. Die Aebtissinn gestand ihm: sie habe im Kloster ein Kind gehabt.

Als Pabst Sixtus der vierte im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts an die Regierung kam, ließ er es seine erste Sorge seyn, die unordentlichen Sitten der Nonnen

(*) Warum sollte eine Nonne ihrem Aufseher nicht so gut eine Nase drehen können als eine Frau? Denn als ich dieses schrieb, sagte mir eine überaus ehrbare und äusserst vortrefliche Dame, mit vielem Eifer: jede Frau kann ihren Mann betriegen, wenn sie will!

nen in dem obern Italien herzuſtellen. Er gab dieſen Auftrag dem Canonicus Boſſus. Seine Hauptabſicht war, daß man die Liederlichkeit der Nonnen in Genua bändige, die auf der breiten Heerſtraße des Verderbens wanderten. Boſſus ermahnte die Nonnen öffentlich und insbeſondere, mit dem gröſten Nachdruck. Er ſuchte die Regierung gegen ſie aufzubringen, und zeigte, wie man die Sache angreifen müſſe. Er verachtete Verläumdung und Lebensgefahr. Alles ſchien auf gutem Wege; aber die Nonnen beſtachen den Magiſtrat in Genua, und nun gieng es in den Klöſtern wieder eben ſo heillos wie vorher. Man nahm aber endlich beſſere Maßregeln zur Bezähmung dieſer unbändigen Nonnen, und obgleich keine Reformation zu Stande kam, wurden doch einige Nonnen durch die Vorſtellungen des Boſſus ſo gerühret, daß ſie

ihrem liederlichen und unkeuſchen Leben entſagten.

Die unreinen Sitten der Mönche und Nonnen waren einer von den dringenden Beweggründen der groſſen Reformation die im ſechszehnten Jahrhundert ihren Gegnern ſo unbegreiflich vorkam, und deren Nothwendigkeit itzt endlich auch jeder äuſſerſt mittelmäſſig aufgeklärte Catholik begreift.

Ein ganzes Jahrhundert vor der Reformation haben verſchiedene Theologen, die vor dem Concilio zu Conſtanz predigten, alle Väter dieſes Conciliums und alle Geiſtlichen in der ganzen chriſtcatholiſchen Welt, mit ſehr wenigen Ausnahmen, als eine Rotte der ausgelaſſenſten und unzüchtigſten Buben vorgeſtellet. Die Schriftſteller der damaligen Zeit klagten, die Nonnenklöſter ſeyen Verſammlungsplätze der galanteſten Damen und der zügelloſeſten Jünglinge, Kreiſe des Vergnü-

Bibl. Univers. Lips.

gnügens und der Wolluſt, Pflanzſchulen aller Künſte der Geilheit, der Blutſchande und aller Laſter dieſer Art. Ein Mädchen dem Kloſter weihen, hieß damals eben ſo viel, als es hingeben zur öffentlichen Schändung. Bey aller Mühe die man ſich gab, dieſen Uebeln abzuhelfen, fand man doch, noch zur Zeit der Reformation, daß im Grunde nichts gebeſſert ſey. Jene wilden viehiſchen Ausſchweifungen der Nonnen waren zwar, nach dem Charakter der Zeit, verändert in einen ſanftern und feinern Genuß aller möglichen Weltfreuden. Dieſe Bräute des Himmels gaben ſich nicht mehr jedermann Preis. Sie hielten ſich an die geiſtlichen Herren alleine; denn ihr Umgang war weniger verdächtig, und ihre Bedürfniſſe waren mit den Bedürfniſſen der Nonnen doch einerley. Am Arme eines Domherrn beſuchten die itzt geſittetern Nonnen, in Maſken, die öffentlichen Bälle,

zogen ganze Nächte hindurch verkleidet auf den Strassen herum, und in den Klöstern hatten sie die artigsten, witzigsten und besten Gesellschafter von der Welt. Aber für die immer mehr sich verfeinernde christcatholische Nachkommenschaft hat der Jesuit Benzi, in einem berühmten Buche, Vorschriften hinterlassen, wie eine Nonne ohne Hülfe eines Mannes auf verschiedene Art könne ihren Lüsten genug thun; und diese Vorschriften werden anitzt, wie mir noch ganz neulich ein vornehmer catholischer Geistlicher und eben so liebenswürdiger Weltmann als scharfsinniger Menschenkenner versichert hat, in allen Nonnenklöstern Italiens getreulichst befolget.

Solche Früchte zeigte die Einsamkeit in Einsiedeleyen und Cellen, von der ersten Einsiedler Zeit an, bis zu der Zeit in der wir leben.

Auch

Auserwählte Rüſtzeuge unter Einſiedlern und Mönchen ſuchten aber auch zuweilen den Gefahren der Einſamkeit zu entgehen. Anſtatt die Sünde der Unkeuſchheit durch eine unglückliche Flucht zu vermeiden, aber dann doch den Feind, auch in der tiefſten Einſiedeley und zwiſchen eines Kloſters geheiligten Mauren, immer auf dem Rücken zu haben, giengen ihm darum Einige vielmehr entgegen, um in tapferm Streite ihn zu überwinden. So wie die Biſchöfe und Kirchenälteſten des dritten Jahrhunderts bey aſcetiſchen Jungfern ſchliefen, ſo wie viele heilige Anachoreten unter einen Haufen nackter badender Weiber ſprangen und ſie umarmten, ſo hatte auch am Anfang des zwölften Jahrhunderts ein wilder Schwärmer, der heilige Robert von Arbriſſel, Stifter des Ordens von Fontevraud, den tollen Einfall ſich zu ſeinen Nonnen ins

Bett zu legen um ſich da in ſtrenger Tugend zu üben.

Aber Bayle hat den Arbriſſel vortreflich widerleget. Die Sünden der Unreinigkeit, ſagt er, ſind nicht von der Art daß man ſie durch Angrif, Zuvorkommen, Einbruch in ihren Bezirk und Wirkungskreis, überwindet. Hier findet man den Sieg auf der Flucht. Reitzen muß man nicht einen ſo gefährlichen Feind, oder da wo Er am ſtärkſten iſt, ſich mit ihm einlaſſen. Arbriſſel hatte ihn kaum ſollen von vorne anſehen, und er war verwegen genug mit ihm zu ringen. Wer ein Gelübde gethan hat keuſch zu leben, wer alle unreinen Bilder aus ſeiner Seele verſtößt, legt ſich zu keiner Nonne ins Bett. Wäre er auch des ungewiſſen Sieges gewiß, ſo iſt es doch Pflicht eine ſolche Art von Kampf zu fliehen wie die Peſt. Weiß er daß er auf die Nonne die im Bette

bey

bey ihm liegt, eben so gut zählen kann, als auf sich selbst? Entstehen nicht bey ihr Gedanken und Begierden in solcher Nähe, die keine ehrliche Frau hat wenn sie alleine schläft?

Alle diese grossen und unleugbaren Wahrheiten war niemand in der Welt fähiger zu fühlen, als der heilige Hieronymus. Er wußte in solchen Dingen Bescheid; und darum sagt er in seinem Briefe an den Vigilantius vortrefflich: wer seine Schwäche kennt und weiß, daß er ein zerbrüchliches Gefäß ist, hüte sich, daß er nicht anstosse und falle. Weiber muß man fliehen, und zumal die jungen. Auch in der Einsamkeit muß man sich fürchten, wo alles sicher scheint. Aber, Vigilantius, du wirst mich fragen, warum geht Hieronymus dann in die Einsamkeit? Darum: damit er dich nicht höre, nicht sehe, damit deine Wuth ihn nicht be-

wege, damit er nicht Krieg führen müsse mit dir. Und dann auch, damit ihn die Augen der Hure nicht reitzen, damit die schöne Gestalt ihn nicht verleite zu unerlaubten Umarmungen. Das heißt nicht Kampf, wirst du sagen, sondern Flucht; man muß stehen vor dem Feinde, mit den Waffen in der Hand ihm entgegen gehen, und die Krone erwarten nach dem Sieg. Ich bekenne dir meine Schwäche: des ungewissen Sieges wegen, mag ich nicht kämpfen. Wenn ich fliehe, so bedarf ich keinen Kampf; wenn ich stehe, so muß ich siegen oder nachgeben. Dem Tod muß ich mit dem Schilde entgehen, oder mit den Füssen. Aber wenn ich fliehe, so überwinde ich nicht dadurch daß ich fliehe, sondern ich fliehe damit man mich nicht überwinde. Man schläft nicht gut nahe bey einer Schlange; es kann seyn daß sie mich

nicht

nicht beißt, es kann aber auch seyn daß sie mich beißt.

Hieronymus schrieb diesen Brief an einen Mann den er von Herzen haßte: darum schrieb er ihn mit so vieler Beredsamkeit. Genug, daß man aus diesem allem siehet, wie unklug der Mönch Robert von Arbrissel gegen seine Lüste kämpfte, wenn er mit seinen Nonnen unter einer Decke lag; und wie entzündlich und verbrennlich der Einsiedler Hieronymus sich auch hier wieder zeigt, indem er lehret, wie leicht man sich bey Weibern verbrennt.

Alle Gefahren in die ein keuscher Sinn in der Einsamkeit verfällt, die Raserey in die Unkeuschheit in der Einsamkeit stürzet, erwies ich bis hieher durch Beyspiele christlicher Mönche und Nonnen, Heiliger und Anachoreten. Aber auch ein Blick nach China und Siam und Japan zeiget, wie übereinstim-

stimmend die Natur unter ähnlichen Umständen überall in ihren Wirkungen ist, und wie gefährlich Einsamkeit überall für die Leidenschaften wird.

Tchin, ein Chinesischer Philosoph, sagt: viele unter dem gemeinen Volke glauben alles, was man ihnen von Menschen erzählet, die in abgesonderten und einsamen Oertern leben. Man hält diese Oerter für die Zuflucht der Tugend und der Unschuld, weil jene Einsame plötzlich alles verlassen, ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Güter. Welche Einfalt! Haben Einsame nicht auch Fleisch und Blut; oder sind sie gefühllos? Fürwahr auch bey ihnen zeigt sich die Gewalt des Temperaments; gehemmte und zerdrückte Leidenschaften werden nur um so viel unbändiger, und ihre Wirkung schrecklicher.

Tugend und Unschuld kamen bey den Nonnen in Siam in grosse Noth, als sie gemeinschaft-

ſchaftlich mit den Prieſtern des Landes nah an ihren Tempeln wohnten. Alle dieſe Nonnen wurden ſchwanger, ſagt Kämpfer; und deswegen hat man ſie auch ſeitdem von dieſen Widerſachern ihrer Keuſchheitsgelübde abgeſondert. Charlevoix, ein Jeſuit, alſo ein guter Zeuge in ſolchen Dingen, erzählet in ſeiner Geſchichte von Japan: es gebe dort, in der Religion des Budſo und des Sinto, Mädchen die in der Clauſur leben, und das edle Geſchäft übernehmen junge Mädchen zu erziehen. Man nenne ſie Bicounis. An vielen Orten ſehe man die Klöſter dieſer Bicounis, das iſt, der Weltüberwinderinnen von Japan, ganz nahe an die Klöſter der Bonzen, das iſt, der Weltüberwinder von Japan, gebaut; daher es dann auch komme, daß die Bicounis und die Bonzen in zwey Chören, die einen zur rechten die andern zur linken, das Lob ihrer Götter

singen. Die Bicounis seyen, wie es oft bey Erzieherinnen Sitte ist, grosse Ehrbarkeitspedantinnen. Aber man wisse doch, daß sie einen schändlichen Umgang mit ihren Nachbarn den Bonzen haben; und man behaupte sogar, die Bicounis seyen die Erfinderinnen der in Japan sehr im Schwang gehenden Kunst sich unbemerkt seiner Leibesfrucht zu entladen.

Alle diese Beyspiele lassen also keinen Zweifel an der mächtigen Einwirkung der Einsamkeit auf die Liebe in ihrer reinsten und in ihrer abscheulichsten Gestalt, und auf alle übrigen Verirrungen zaumloser und unmenschlicher Triebe. Aber es giebt in der Einsamkeit noch eben so gefährliche Veranlassungen zu Lastern aller Art, und keine von allen ist so gefährlich wie der Müssiggang, zumal für Mönche.

Feurige Köpfe verfallen durch Müssiggang und Stille in alle Ausschweifungen, in alle Laster, in alle Verbrechen. Schon im gesellschaftlichen Leben sind die Gefahren des Müssiggangs von der größten Bedeutung, und wurden auch von jeher dafür erkannt. Aeusserst aufmerksam waren die heidnischen Gesetzgeber auf diese Quelle des Verderbens. Draco und Pisistratus bestraften Trägheit und Müssiggang mit dem Tode, um dadurch Ruhe in die Städte zu bringen, und Emsigkeit auf das Land. Pericles schickte Colonien nach Chersonesus, nach Naxos, nach Andros, nach Thracien und zumal nach Italien, um Athen von dem Hefen seiner müssigen Bürger zu reinigen; denn diese machten sich durch ihr geschäftloses Leben täglich gefährlicher, und immer verdächtig. Alle unsere falsche Bedürfnisse sind für jeden grossen Staat eine wahre Wohlthat, denn sie

beschäftigen in den Städten so viele müssige Hände. Wollt ihr London noch einmal in Flammen sehen, so nehmt nur den gemeinen Mann dort, durch irgend eine schwärmerische Idee, auf acht Tage von seiner Arbeit weg; und dann habt ihr bürgerliche Kriege, Empörungen, Mordlust und Mordbrennerey in diesen Feyertagen.

Es ist sonderbar, aber doch wahr, daß durch Nähen und Stricken vielleicht mehr böse Leidenschaft abgeleitet wird, als durch alle übrige Gewalt auf Erden. Ein trefflicher Engländischer Menschenbeobachter bewunderte darum die Weisheit der Lehrer weiblicher Erziehung, des Gedankens wegen, daß man frühe alle Frauenzimmer von jedem Stande Handarbeiten lehren müsse, damit sie dadurch, zu jeder Zeit, die Leerheit des häuslichen Lebens ausfüllen können. Er sagt, manche Tugend und vielleicht die

Wohlfart der Welt, haben wir dieſer weiſen Verordnung zu danken. Denn die wärmſte Imagination wäre unfähig, ſich alle Verwirrung und allen Mord vorzuſtellen, der durch ſo viele ſcharfe weibliche Augen, und ſo viele lebhafte weibliche Köpfe entſtünde, die auf einmal über das ganze menſchliche Geſchlecht herführen, und zu keinem andern Zwecke als zu glänzen und Anſchläge zu machen, zu verwirren und zu zerſtören.

Müſſiggang war die Hauptquelle aller Verbrechen der Orientaliſchen Mönche. Alle hatten in ihrer Einſamkeit oft Langeweile, und die meiſten überaus wenige Fähigkeit und Neigung zur Gelehrſamkeit. In ihrer einſamen andächtigen Muſſe ſtieg die erhitzte Einbildungskraft immer bis zur Begeiſterung. Wenige waren durch ihren Verſtand berühmt, alle für die Religion höchſt eifrig, alle aus Müſſiggang äuſſerſt unruhig, und

aus Gottseligkeit äusserst wüthig. Nur in den ersten Jahren des Mönchswesens verhielten sie sich noch ruhig genug; aber im nemlichen vierten Jahrhundert fühlte man die Last, die den Staat durch Haufen unzähliger Mönche druckte. Viele, die sich zu öffentlichen Aemtern verbunden hatten, flüchteten sich, blos aus Liebe zum Müssiggang, unter die Mönche in Egypten. Die Kaiser Valentinianus und Valens befohlen daher, bald nach dem Jahre 370, daß dergleichen müssige Heuchler durch die Obrigkeit aus ihren Schlupfwinkeln gezogen und genöthiget werden sollten die schuldigen Dienstleistungen zu thun. Valens ließ Mönche, die weder bürgerliche Aemter noch Kriegsdienste annehmen wollten, zu Tode prügeln. Zosimus nennt sie Leute, die der Staat weder zum Kriege, noch zu irgend einem andern Gebrauche nützen könne: und Eunapius sagt:

Mön-

Mönche seyen zwar dem Scheine nach Menschen, aber sie führen ein säuisches Leben, und geben sich durch nichts ein Ansehen, als durch ihre schwarzen schmutzigen Kleider.

Bey den Christen hiessen alle Mönche, Enthaltsame, und Heilige. Aber der vorzüglichste und unverdienteste Ehrenname, den man den Mönchen gab, war der Name eines Philosophen. Eine Philosophie des Müssigganges war diese angebliche christliche Philosophie, von der Christus aber nie gelehret hat, daß sie eine höhere Stufe der Gottseligkeit sey; ein willkürlich anfangs von gutgesinnten Phantasten und Schwärmern errichtetes Lehrgebäude. Gottesvergessenheit war das Mahlzeichen eines Mönchs; denn anstatt die Weltgeschäfte zu fliehen, mischten sich die Mönche bey jeder Gelegenheit in Weltgeschäfte und Weltgetümmel. Sie konnten nicht aufhören, sagt Montesquieu,

teſquieu, allenthalben zu lernen und die Welt, die ſie verlaſſen hatten, zu erſchüttern.

Blendwerk und Trug iſt alſo Alles was man aus der Geſchäftigkeit ſchlieſſet, die zumal in den Egyptiſchen Klöſtern den Mönchen als ein Mittel gegen die Gefahren der Einſamkeit anbefohlen war. Es iſt nicht zu läugnen, daß die erſten Vorſteher der Mönche und Einſiedler, Arbeit durchaus für nöthig hielten; denn ſie ſagten, ein arbeitender Mönch hat nur gegen Einen Teufel zu kämpfen, und ein müſſiger gegen eine Legion. Die erſten Einſamen begaben ſich in die unfruchtbarſten Wüſten, wo ſie nur Waſſer fanden, ſie wohnten da unter armſeligen Hütten von Rohr, und bauten das Land. Näher an den Städten, waren einige Weber, andere Papiermacher, andere vermietheten ſich zur Arbeit bey der Erndte und der Weinleſe. Viele beſtellten den Acker, pflanz-

ten

ten und beschnittten Bäume, flochten Körbe, verfertigten Kleidungsstücke; alles zu bestimmten Zeiten, und in einem vorgeschriebenen Maasse, welches sie aber gern überschritten. Unter gemeinschaftlichen Arbeiten pflegten sie zu beten und zu singen. Die vollkommenern Mönche flochten in ihren Cellen Körbe und Decken, und dachten dabey, wie Heraclides versichert, immer an die heilige Schrift. Nach der Aussage dieses Geschichtschreibers war kein Mönch ganz müssig; Einsamkeit, Gebet, Fasten und Arbeit war Regel für alle.

Blendwerk und Trug ist das Gemählde, das uns der Augenzeuge Palladius von einem Kloster des Pachomius hinterlassen hat, wenn man auch nur daraus beweisen will, was Mönche waren und seyn könnten. Palladius kam in einer Egyptischen Stadt in dieses Kloster. Es bestand aus drey bis

vier-

vierhundert Mönchen. Unter dieſen befanden ſich funfzehn Schneider, ſieben Eiſenſchmide, vier Wagenmacher, zwölf Kamelotmacher, funfzehn Walker und Bleicher, und ſo ferner. Von allen dieſen trieb ein jeder ſein eigen Handwerk. Was ihnen an täglicher Nothdurft übrig blieb, reichten ſie den Jungfrauen in Klöſtern und einſamen Hütten. Auch hielten ſie Viehzucht, wovon ſie das Fleiſch nach dem Schlachten theils verkauften, theils zur Verpflegung der Kranken und Alten verwandten. Die übrigen Brüder deſſelben Kloſters ſtanden früh vor Tage auf. Einige kochten die Speiſen; andere bereiteten die Tiſche zu, und legten darauf Brodt, Feldgewächſe, Oliven, kleine Gartenkräuter, nach ihrer Weiſe zubereitet. Dann fiengen gegen Mittag zuerſt die Schwächſten an zu ſpeiſen; ſodann ſpeiſeten andere, und ſo wechſelten ſie alle Stunden

bis

bis in die ſpäte Nacht. Einige Starke aſſen auch nur um den zweiten oder dritten Tag. Ein jeder aber wußte, um welche Stunde die Zeit des Eſſens ihn traf. Auch die Arbeit war gehörig unter ihnen vertheilt. Denn einige warteten des Ackerbaues, andere des Gartens; dieſer machte Wagen, jener Kleider oder Schuhe. Einer las, oder ſchrieb. Ein anderer flocht Körbe, Matten und Stricke von Binſen. Alle zuſammen aber wußten die heilige Schrift auswendig (*).

Schön und klug war die Regel für alle Klöſter des Pachomius ausgedacht. Aber dieſe

(*) Obereit hat in ſeinem ſehr überflüſſigen Geſpräch im Traume über eine neue Reformation der geiſtlichen Orden und der Kirche (Amſterdam und Leipzig. 1783. 104. 105. S.) dieſes Gemählde von Palladius, wie es ſcheint, mit groſſer Abſicht ausgeſtellt.

dieſe Klöſter und alle Klöſter blieben ihrer Regel nie getreu. Die Mönche des Orients muß man darum nicht nach ihrer Regel beurtheilen, auch nicht nach den erſten Verſuchen zu Befolgung dieſer Regel, ſondern nach ihrem allenthalben geführten Leben. Arbeit war ihnen geboten, ſagt Hieronymus, damit ſie der Teufel immer beſchäftigt antreffe. Aber ſie lebten, wie man aus der Geſchichte weiß, nicht nur im Müſſiggange, ſondern mehrentheils in völliger Geſetzloſigkeit.

Allenthalben äuſſerte ſich ihre Neigung zum herumſtreifen. Man ſah Mönche in allen Städten, auch da wo völlig nichts für ſie zu thun war, und wo ſie blos aus Langerweile hinkamen; da doch die Wüſte ihre Wohnung ſeyn ſollte, und alle ſich verpflichtet hatten als Einſame zu leben.

Den Bischöfen war zwar dieß im Anfang eben so sehr beyzumessen als den Mönchen. Ganze Mönchshaufen zogen sie, als Hülfsvölker in ihren Kriegen wider die Ketzer, aus ihren Wüsteneyen hervor. So kam der heilige Antonius von seinem Berge nach Alexandrien, um dort den Arianern zu fluchen. Basilius der grosse war eine Haupturſache, daß die Mönche häufiger in den Städten erschienen, als ihnen das vorgeschriebene Gesetz der Einsamkeit erlaubte. Kaiser Theodosius der ältere befahl jedoch im Jahr 390, alle Mönche sollen an wüsten Oertern und in weitläuftigen Einöden wohnen; denn nicht wenige Mönche hatten damals die fromme Stille und Demuth ihrer Lebensart schon so sehr vergessen, daß sie die unruhigsten Bewegungen in den Städten erregten. Die Arbeit, welche die Mönche thun sollten, thaten sie nicht; und immer misch-

ten ſie ſich in alle Welthändel aus Langerweile.

Als der Patriarch in Alexandrien Erlaubniß von Kaiſer Theodoſius dem Aeltern erhalten hatte die Heidentempel dort zu zerſtören, erſuchte er die Mönche, ſie möchten ihm bey dieſer groſſen Unternehmung durch ihr Gebet behülflich ſeyn. Die Mönche waren ihm behülflich durch ihre Fäuſte; denn mit Holz und Steinen und eiſernen Werkzeugen bewafnet, giengen ſie ſelbſt und in groſſer Anzahl auf die Heidentempel los. Je feſter dieſe prächtigen Gebäude waren, deſto mehr ward die Wuth der Mönche entflammt; denn ſie glaubten, der Teufel widerſetze ſich den Armen und Maſchinen der chriſtlichen Verwüſter. Alle dieſe Tempel wurden von ihnen niedergeriſſen und verbrannt. Keinen Widerſtand durften die heidniſchen Prieſter thun, wenn ſie ihr Leben lieb hatten.

Von

Von einem Tempel zum andern giengen diese Mönchshaufen, nicht nur etwa in Alexandrien, sondern weit und breit in den Städten und auf dem Lande umher. Allenthalben bezeichneten sie ihre Wege, in dieser heiligen Wuth, mit Plünderung und alles verherendem Feuer.

Mit ungestümen und drohenden Fürbitten für Beklagte und Gefangene störten die Mönche öfters in den Städten den Lauf der Gerechtigkeit. Bey dem Aufstande zu Antiochien unter dem ältern Theodosius, kamen sie von den benachbarten Bergen haufenweise in diese Stadt, um die Schuldigen von der Strafe zu befreyen. Sie saßen ganze Tage vor der Thür des Gerichtshauses, und waren bereit die Gefangenen mit Gewalt loszureissen, wenn sie sollten zum Tode geführet werden. Manche von ihnen hielten mit eigenen Händen die Richter zurück, und

lieſſen ſie nicht eher ins Gerichtshaus gehen, bis ſie ihnen ein günſtiges Urtheil über die Verbrecher verſprachen. Gaben die Richter Gehör, ſo küßten ihnen die Mönche die Hände, und umfaßten ihre Knie.

Einſame Gegenden, Wälder und Gebürge waren alſo nicht lange für die Orientaliſchen Mönche Wohnſitze ſtiller Ruhe, oder nützlicher Geſchäftigkeit. Stufenweiſe machte Langeweile und Müſſiggang dieſe von der Welt und ihrem Gewühle abgeſonderten Heiligen, neidiſch, zänkiſch, verläumderiſch, aufrühriſch, grauſam, wütend, und endlich ſelbſt den Kaiſern gefährlich. Der Pöbel ſtand ihnen zu Gebote; und die Geiſtlichkeit zog ſie immer eifrig auf ihre Seite. Dieß reitzte die Mönche immer mehr ihre Handarbeit zu verlaſſen, in heiligem Müſſiggang herumzuſchlendern, und alles lieber in der Welt zu wagen, als

mit

mit Ueberdruß des Lebens in ihren Cellen zu gähnen.

Ueberall ſtanden die Mönche im Rufe einer himmliſchen Denkart, ſie mochten auch thun was ſie wollten. Dieſer unverdiente Ruf bewog ſie mit gebieteriſchem Stolze und der größten Kühnheit gegen Fürſten und Obrigkeiten zu handeln und zu ſprechen. Zwey Syriſche Mönche hielten ſich in Antiochien auf, um dort den catholiſchen Glauben während ſeiner Verfolgung zu unterſtützen; Kaiſer Valens ſah einſt einen von dieſen beyden ſchnell vorbeygehen, und fragte ihn: wohin ſo eilig? Trotzig gab der Mönch dem Kaiſer zur Antwort: um für dein Reich zu beten. Aber du ſollteſt zu Hauſe bleiben, ſagte der Kaiſer, und nach der Mönchsvorſchrift alleine beten. Sehr wol, verſetzte der Mönch, das habe ich auch bisher gethan, ſo lange die Schafe des Erlöſers den

Frieden genossen, aber da sie itzt Gefahr laufen von den wilden Thieren gefressen zu werden, muß man alles versuchen um die Heerde zu retten. Diese Antwort schien dem Mönch noch nicht keck genug, denn er setzte hinzu: wenn ein Mädchen, das in dem Innersten ihres väterlichen Hauses seinen angewiesenen Platz hat, bey einem entstandenen Brande überall herumliefe, und Wasser zum Löschen herbeytrüge, so nähme ihr dieß niemand übel; und eben so laufen auch wir, nachdem du, Valens, Feuer in unsers Vaters Haus angeleget hast, allenthalben herum mit Wasser.

Kaiser Valens erwiederte nichts auf diese Reden, weil alle Einwohner von Antiochien an diesem Mönche hiengen; aber ein grosser Kirchenschriftsteller macht über diese Geschichte die Anmerkung, daß die Mönche nicht Wasser ins Feuer trugen, sondern Oel.

Mön-

Mönche nöthigten vollends die Kaiser ihre Gesetze wieder aufzuheben; und Kaiser Theodosius der grosse begieng mehr als einmal sogar die Schwachheit, daß er einen in der Egyptischen Einöde wohnenden Abt Johannes über einen zu unternehmenden Krieg um seine Meinung fragen ließ. Der bey den Mönchen dadurch vermehrte Hang sich in Welthändel zu mischen, vermehrte immer mehr ihre Abneigung gegen die ihnen gebotene Handarbeit, machte den Müssiggang bey ihnen immer mehr allgemein, und verdarb dadurch immer mehr ihre Sitten. Sie erregten Aufruhren in Städten und verübten daselbst unerhörte Gewaltthätigkeiten schon im vierten Jahrhundert; und bey der unbegrenzten Begierde ihnen Häuser zu bauen wo sie Gott mit Bequemlichkeit dienen können, fuhr im fünften Jahrhundert in alle Mönche ein Geist der Gesetzlosigkeit. Schon damals

ſagte man, wenn man einen Menſchen äuſſerſt beſchimpfen wollte, du biſt ſo laſterhaft wie ein Mönch. Meiſterhaft vergleichet einer der ſchätzbarſten und ſcharfſinnigſten Lehrer der Kirchengeſchichte, Herr Spittler in Göttingen, die Orientaliſchen Mönche jener Zeit mit einem Freycorps, welches ſich bald von dieſem bald von einem andern brauchen ließ, wie jede aufrühriſche Partey vorzüglich durch ſeine Menge und Kühnheit bedeutend war, und alsdann auch ſchon dadurch ſeinen Fanatiſmus dem Volke mittheilte.

Keinen Schritt thaten die Orientaliſchen Mönche ohne Heftigkeit, und ihr ſittſamſtes Betragen war allemal voll Bedeutung und Kraft. Fürchterlich und lange ward im fünften Jahrhundert über die Frage gezankt, ob wegen eines Wortſtreits über das Geheimniß der Menſchwerdung und die Natur Jeſu Chriſti, der Patriarch Neſtorius in Con-

Constantinopel, oder der Patriarch Cyrillus in Alexandrien ein Ketzer sey? Nestorius war ein wilder Orthodoxe und fürchterlicher Verfolger; der heilige Cyrillus ein hochmüthiger, herrschsüchtiger, unverschämter und arglistiger Bube. Als nun die grosse Streitfrage in Absicht auf die Orthodoxie dieser zwey ehrlichen Männer, auf einer Synode in Ephesus entschieden werden sollte, erschien Cyrillus daselbst mit einer grossen Schaar Egyptischer Matrosen; und welches beynahe einerley war, er hetzte die Mönche in Constantinopel zu seiner Vertheidigung auf. Alle Archimandriten und alle Mönche daselbst, versammelten sich sogleich, und zogen, ungefähr tausend an der Zahl, unter Absingung der Psalmen mit abwechselnden Chören vor des Kaisers Pallast. Die Archimandriten kamen vor den Kaiser; die Mönche umringten den Pallast, und sangen

in

in einem fort. Der Kaiſer war klug genug den Archimandriten ſanft und höflich zu begegnen, und dem aufrühriſchen Mönchsſchwarm wiſſen zu laſſen, ſie möchten ſich alle in der Kirche des Märtyrers Majus verſammeln. Dieß geſchah wieder in Proceſſion und mit Pſalmengeſang. Allen dieſen guten Freunden des heiligen Cyrillus ward nun in der Kirche verkündigt, der Kaiſer verwilligte alles was ſie gegen den Neſtorius verlangen. Triumph erſcholl nun in der Kirche, und alles Volk in Conſtantinopel fluchte dem Neſtorius.

Pſalmen und Geſang hatten bey dieſen Aufrührern noch etwas ſanftes und feſtliches. Aber bey jedem andern Mönchsauflauf, und den meiſten Religionszänkereyen ward wahrlich nicht geſungen (*). Gewöhn-

(*) Glücklich konnte derjenige ſich ſchätzen, dem es

wöhnlich behaupteten die Mönche ihre Meinungen mit der Faust, und gar nicht selten mit Feuer und Blutvergiessen.

Dieß zeigte sich bald durch die Folgen des grossen Streits, den Nestorius und Cyrillus für

es gelang dieses heilige Lumpenpack mit Complimenten abzuspeisen. Zum Exempel: im Jahr 399 empörten sich die Egyptischen Mönche gegen den Ertzbischof Theophilus in Alexandrien, weil Er den Irthum der Anthropomorphiten verdammte, welche glaubten, Gott habe einen Leib wie wir. Theophilus sah sich in grosser Gefahr durch die entsetzliche Menge von Mönchen, die dieses Aufruhrs wegen nach Alexandrien gekommen waren; aber ein guter Einfall zog ihn aus der Schlinge. Mir deucht ich sehe Gottes Angesicht wenn ich euch sehe, sagte Theophilus zu diesem Lumpenpack. Dieses unverdiente Compliment besänftigte sie, und alle schryen: wenn du glaubst daß Gott ein Angesicht hat, so tödten wir dich nicht; aber nun mußt du auch den Büchern des Origines fluchen. Theophilus fluchte, und so legte sich der Sturm.

für Klang und Worte (*) führten. Eutyches, ein alter Abt eines Klosters bey Constantinopel in dem sich dreyhundert Mönche befanden, hatte gegen siebenzig Jahre hindurch sehr einsam sehr keusch und strenge gelebt. Bey dem Entschlusse keinen Fuß vor die Thür seines Klosters zu setzen als nur in den unvermeidlichsten Gelegenheiten, genoß er doch seine Einsamkeit nicht in Ruhe, denn er ward alt und grau im Eifer für die Orthodoxie und im Kampfe gegen die Ketzer. Als Eutyches hörte, daß Nestorius über das Geheimniß der Menschwerdung anders faselte

(*) Nestorius behauptete, die heilige Jungfrau Maria müsse nicht Mutter Gottes heissen, sondern Mutter Christi: das Wort sey Fleisch geworden indem es sich mit dem Fleische Christi verband; Christus habe dieses Fleisch angenommen, um darinn wie in einem Tempel zu leben; aber er sey nicht gestorben, und habe nur den Leib auferwecket in welchem er Fleisch ward.

felte als Er, wallte gleich sein Blut. Er verließ das Kloster, wo er sonst bey lebendigem Leibe wollte liegen bleiben, als in einem Grabe; und watschelte so schnell als möglich zum Kaiser, um ihm vorzustellen, Nestorius sey ein Ertzketzer.

Das war aber Eutyches auch, nach dem Urtheil der Kirche. Allgemein war er des ertzketzerischen Gedankens wegen verabscheut, daß man der heiligen Schrift glauben solle, und nicht den Kirchenvätern. Alle Bischöfe des Patriarchats von Antiochien wünschten ihm sodann auch noch deswegen den Fluch auf den Hals, weil er sie der Nestorianischen Ketzerey beschuldigte, und bey Kaiser Theodosius dem zweiten auswirkte, daß er verschiedene unter ihnen vom Stuhle warf und ins Elend verstieß. Kaum aber hatte Eutyches einige neue die Natur Christi betreffende Schlüsse aus der vormaligen Lehre

des

des Cyrillus gezogen, so fielen ihm jene Bischöfe alle, wie eine ganze Schaar Hunde auf den Leib, hielten ein Concilium, und erklärten auf demselben, Eutyches sey ein Erzketzer.

Dioscorus, Nachfolger des Cyrillus auf dem Stuhle zu Alexandrien, übernahm die Vertheidigung des Eutyches. Zu der Fahne ihres Patriarchen traten alle Bischöfe von Egypten, und mit ihnen eine ganze Armee Egyptische Mönche. Woven die Rede war, wußten zwar diese Mönche nicht, aber desto heftiger ward der Krieg. Alle ehmalige Kirchenkriege führte man sonst mit bloßen Concilien, Fluch und Gegenfluch, Bann, Absetzung, und Verstoßung ins Elend; nun aber erfolgten ordentliche Schlachten und häufiges Blutvergießen. Alles für leere Wörter und Redensarten und ein Geheimniß der Religion, welches keine von beyden Parteyen verstand.

Ober-

Oberhäupter beyder Mönchsheere waren Domnus und Dioscorus. Domnus, ein redseliger Mensch von mittelmässigen Fähigkeiten, hatte einen grossen Theil seines Lebens in Wüste und Einsamkeit hingebracht; er war zu stumpf um Schwierigkeiten vorherzusehen und zu vermeiden, und sehr ungeschickt sich aus solchen heraus zu ziehen, die er nicht vermeiden konnte. Dioscorus war eine Prälat von grossen Fähigkeiten, fein und scharfsehend, auch sehr gelehrt, und in dem unverdientesten Rufe einer grossen Gottseligkeit. Sein bischöflicher Stuhl in Alexandrien war sechzig Jahre in den Händen der Familie des Cyrillus gewesen; diese Bischöfe hatten ihre Macht gewaltig erweitert, theils wegen der Gelindigkeit der Kaiser und der Nachsicht der kaiserlichen Stadthalter, theils wegen des grossen Anhangs der Mönche, und ihrer eigenen Anverwandten die

durch ſie anſehnliche geiſtliche Einkünfte beſaſſen; ſie waren beynahe Herren von Alexandrien. Dieſen widerrechtlichen Gebrauch der biſchöflichen Macht trieb Dioſcorus über alle Grenzen. Er warf die kaiſerlichen Stadthalter ins Gefängniß, und verwies ſie ins Elend, wenn ſie ſich ihm widerſetzten, oder wenn ſie ihm auch nur misfielen. Er war ein Tyrann gegen das Volk in Alexandrien. Die Bürger dieſer Stadt beraubte er bey der geringſten Veranlaſſung ihres Vermögens, er ließ ihre Häuſer anzünden, ihre Bäume umhauen, ihre ſchönen Gärten verwüſten. Meuchelmörder hatte er beſtändig in ſeinem Sold, und diejenigen die ihn am meiſten beleidiget hatten, oder ihm am meiſten misfielen, ließ er theils heimlich theils öffentlich ermorden. Ohne den Widerſtand des Stadthalters von Egypten hätte Dioſcorus in kurzer Zeit die volkreiche Stadt

Alexan-

Alexandrien in eine Wüſte verwandelt, weil ihn am kaiſerlichen Hofe zu Conſtantinopel ein Eunuch gewaltig unterſtützte den Er regieren konnte wie Er wollte, und der immer die Hälfte der bey den Bürgern zu Alexandrien gemachten Beute erhielt.

So handelte der Heerführer der Egyptiſchen Mönche. Dieß waren die Egyptiſchen Früchte des ſanften Evangeliums des Heilandes der Welt; und das ſanfte Jahrhundert nach Chriſti Geburt, in welchem dieß alles geſchah, lobt der wüthige Vertheidiger der Egyptiſchen Einſamen, Deutſchlands größter geiſtlicher Donquichotte Herr Obereit, als ein Jahrhundert des Friedens, und die Klöſter Egyptens als Wohnſitze ſtiller Geſchäftigkeit und ſeliger Ruhe.

Ich habe keinen Beruf alle übrige Wendungen der groſſen Streitigkeit mit dem Eutyches zu erzählen. Genug, es wäre um

dieſe Zeit, ſagt ein Engländiſcher Kirchenſchriftſteller, ein gröſſeres Verbrechen in der chriſtlichen Kirche geweſen den Neſtorius für unſchuldig zu halten, als den Judas Iſcharioth oder einen Affen zu vergöttern; und genug zu meinem Zwecke, daß eine Armee Egyptiſcher Mönche, oder Obereitiſcher Friedensengel, an allen dieſen Fehden eben ſo lebhaft Theil nahm, als ein Haufen reiſſender und raſender Thiere.

Egyptiſche Mönche, oder Obereitiſche Friedensengel, welche die ganze heilige Schrift auswendig wußten, hatten wieder einen groſſen Antheil an den Schandſcenen und Gewaltthätigkeiten, welche Dioſcorus auf dem Mörderconcilio zu Epheſus gegen die Biſchöfe erregte, die nicht von ſeiner Partey waren. Die bloſſe Darſtellung dieſer Scenen ſchildert den Geiſt jener Zeit. Eutyches übergab dem Concilio zu Epheſus ſein

Glau-

Glaubensbekenntniß. Aber es entſtand eben ein ſolcher Aufruhr gegen den Biſchof Euſebius von Doriläum, der den Eutyches hatte zwingen wollen, daß er zwey Naturen in Chriſto annehme, als ehedem gegen den Eutyches erwecket worden da er dieſe zwey Naturen nicht annehmen wollte; und dieß geſchah zum Theil von eben denſelben Prälaten.

So wandelbar war damals die Orthodoxie, und ſo wandelbar war ſie immer. Denn nun ſchryen die ehemaligen Vertheidiger der zwey Naturen, Euſebius verdiene lebendig verbrannt oder lebendig zerriſſen zu werden. Aber mit dieſem wüſten Geſchrey war Dioſcorus noch nicht zufrieden; er verlangte daß diejenigen, die ſolche Lungen nicht hatten, ihre Hände aufheben, zum Zeichen, daß ſie mit den übrigen die Lehre von zwey Naturen verfluchen. Die Stimme des Dioſcorus, ſein wuthvolles Geſicht, die Gegenwart der

Soldaten, die Drohungen der Mönche die noch weit fürchterlicher waren als die Soldaten, der Mönchskreis der den ganzen Platz umgab wo man das Concilium hielt, dieß alles verurſachte bey der ganzen Verſammlung einen ſolchen Schrecken, daß alle die Hände aufhuben, und alle ſchryen: wer zwey Naturen in Chriſto glaubt, ſey verflucht, man ſoll ihn des Landes verweiſen, ermorden, in kleine Stücken zerreiſſen.

Eutyches ward alſo auf der Kirchenverſammlung zu Epheſus von eben den heiligen Vätern für orthodox erkläret, die ihn vorhin für einen Ketzer hielten. Aber damit war der Tumult noch nicht zum Ende; denn als man die Widerſacher des Eutyches, die Biſchöfe Euſebius von Doriläum und Flavian von Conſtantinopel abſetzte, und Flavian dieſes Urtheil für ungerecht erklärte, auch den Dioſcorus deswegen beſchuldigte,

ent-

entſtand wieder ein allgemeiner Aufruhr. Nun befahl Dioſcorus, daß die Mönche hereintreten, und dieß geſchah auf den erſten Wink. Einige hatten Ketten in den Händen, andere Knittel und Gewehr. Alle Biſchöfe, die ſich des ungerecht verurtheilten und ungerecht abgeſetzten Flavians annahmen, wurden auf Befehl des Dioſcorus unmenſchlich geprügelt. Er ſelbſt prügelte höchſteigenhändig den Biſchof Flavian mit ſolcher Wuth, daß er zwey Tage darauf ſtarb.

Solche und unzählige andere Greuel geſchahen in der frommen Abſicht den Glauben der Chriſtenheit von dem Geheimniß der Menſchwerdung und der Natur unſers Heilandes zu beſtimmen. In der Hauptſache waren alle ſtreitenden Parteyen einig, denn ſie glaubten alle ſo viel als man zu glauben braucht; übrigens ſchlugen ſie ſich nur für Worte und Redensarten todt.

Mönche vertraten bey allen diesen Fehden der Kirche die Stelle der Banditen und Mordbrenner. Ohne sie führte man keine Gewaltthätigkeit aus. Ohne ihre Fäuste ward zur Aufnahme des christlichen Glaubens und zur Handhabung der immer abwechselnden Orthodoxie, nie geprügelt und nie gemordet.

Ein ausgezeichnet böser Bube und Egyptischer Mönch, den man Timotheus Aelurus, das ist, Timotheus die Katze hieß, weil er seine größten Schurkenstreiche im Finstern ausübte, verdient daß ich ihn hier vor andern ausheb. Er hatte den Einfall, nicht lange Zeit nach Beendigung der Eutychianischen Streitigkeiten im Jahre 457, er wolle Bischof und Patriarch in Alexandrien werden; denn was dieser oder jener Schurke werden oder haben wollte, war immer die verborgene Ursache aller dieser Glaubensstreitigkei-

tigkeiten, Flüche, Verketzerungen, und Mordthaten. Die Katze sah wol, weil sie klug war, dieß könne nicht geschehen ohne Beyhülfe der Egyptischen Mönche, dieser bey allen damaligen Aufruhren so sehr brauchbaren Mörder und Mordbrenner. Sie schlich deswegen, um diese allgemein verehrten Rüstzeuge des wahren Glaubens in ihr Interesse einzuflechten, bey stockfinsterer Nacht, in einem weissen Kleide durch ihre Cellen, und rief sie durch ein Rohr bey ihrem Namen. Gaben die Mönche Antwort, so sagte die tükische Katze mit verstellter Stimme durch ihr Rohr, sie sey ein Engel, und befehle allen Mönchen im Namen Gottes: alle Gemeinschaft mit dem Nestorianischen Ketzer dem Patriarch Proterus aufzuheben, und dagegen an seine Stelle den orthodoxen Aelurus zum Patriarch in Alexandrien zu wählen. Die Mönche hegten nicht den gering-

nach einem öffentlichen Orte hingeschleppt, wo sie ihn an einen Galgen hiengen. Nachdem er dort von dem Pöbel aufs schändlichste mishandelt worden, schleppten sie ihn aufs neue in der kläglichsten Gestalt durch die Strassen von Alexandrien, verbrannten ihn und zerstreuten seine Asche, um ihren Bischof auch der Ehre zu berauben die man den grösten Missethätern nicht versagt.

Dieß war im fünften Jahrhundert nach Christi Geburt, der Charakter, dieß die Sitten der Egyptischen Mönche, dieser Schneider, Eisenschmide, Wagenmacher, Camelotmacher, Walker und Bleicher, die alle zusammen die heilige Schrift auswendig wusten, und keine andere Regel hatten, als Einsamkeit, Arbeit, Fasten, Wachen und Gebet.

Als närrische und wütende Leute schilderte aber auch schon am Ende des vierten Jahrhunderts,

hunderts, der Patriarch Theophilus aus Alexandrien, in einem Synodalschreiben, die damaligen Mönche von Nitrien. Dieses Synodalschreiben würde ich jedoch nicht anführen, weil es gegen Mönche gerichtet ist, die den Meinungen des Origenes anhiengen, und weil ein so schlechter Mensch, wie Theophilus war, keinen grossen Glauben verdient; aber Hieronymus hat dieses Schreiben ins Lateinische übersetzet, also sein Siegel darauf gedruckt, und auch andere Schriftsteller erzählen diese Begebenheiten eben so. Theophilus sagt: Egyptische Mönche haben ihre Glieder mit Messern verstümmelt, um sich ein Ansehen von Demuth und Andacht zu geben durch zerfetzte Gesichter und abgeschnittene Ohren. Einer habe ein kleines Stück von seiner Zunge abgeschnitten, um Unwissenden zu zeigen, wie vorsichtig er Gottes Wort halte und wie toll sein Herz sey, wenn

er

er ſchwach und langſam rede. ... Als Theophilus nach der Wüſte von Nitrien, in die geprieſenen Wohnungen der höchſten anachoretiſchen Engel kam, und da in Gegenwart der meiſten Väter aus ganz Egypten die Bücher des Origenes vorzuleſen und zu verdammen, haben dieſe Engel verſucht ihn zu tödten. Sie bemächtigten ſich der Kirche; beſetzten ſie mit Freygelaſſenen und Sklaven, deckten in der Kirche ihre Prügel und Stöcke mit Palmzweigen, und verbargen unter dieſen Friedenszeichen ihren Mordgeiſt.

Anachoreten und Mönche kämpften wuthvoll für und wider den Origenes. Gewöhnlich wußte dieſe ganze heilige Canaille, alle dieſe Schneider, dieſe Eiſenſchmide, dieſe Wagenmacher, dieſe Camelotmacher, dieſe Walker und Bleicher, und zumal die Anachoreten, gar nicht wofür ſie ſtritten.

Origenes war ein Mann, deſſen Geiſtesgröſſe kein Mönch verſtand, und deſſen Lehren die wenigſten begriffen. Er hatte ſich in ſeiner Jugend entmannt, weil er aus Unerfahrenheit glaubte der Wolluſt dadurch vorzubeugen, und weil er dachte dann beſſer im Stande zu ſeyn jungen Mädchen Unterricht in der Religion zu geben. Aber er bereute in ſpätern Jahren dieſe That; vielleicht weil er fand, daß ſie ihm zu ſeiner Abſicht nicht half, und weil er begriff daß in dem Evangelio nicht geboten iſt des Himmelreiches wegen ein Eunuch zu werden. Die gröſten ältern und neuen Kirchenſchriftſteller geben dem Origenes das Lob, daß nach den Tagen der Apoſtel kein anderer Lehrer jener Zeiten mit ihm an Gaben, Fähigkeiten, Kenntniſſen, mühſeligen Beſchäftigungen, Tugenden und Verdienſten zu vergleichen ſey. Er war ein Mann von der erhabenſten Frömmigkeit, unüberwindli-

windlicher Stärke und Geduld. Wegen ſeiner bewunderungswürdigen Arbeitſamkeit nannte man ihn den Mann von Demant und Erz. Ein groſſer deutſcher Schriftſteller ſagt von ihm, kein anderer Lehrer der alten Kirche habe mit ſo vieler Gelehrſamkeit ausgerüſtet, in ſo mancherley Geſtalt des Vortrags, ein ſo bleibendes Muſter für unzählige Nachkommen, die heilige Schrift erkläret; er ſey der erſte unter den Chriſten geweſen, der den critiſchen Theil der Sprachlehre auf den Text und die ältern Ueberſetzungen der Bibel, das heißt, auf die Unterſuchung der Richtigkeit von jenem und der Uebereinſtimmung der letztern mit demſelben, anzuwenden wußte; er habe auch ſogar den erſten Verſuch zu einem zuſammenhängenden, vollſtändigen und neben der heiligen Schrift auch durch philoſophiſche Gründe unterſtützten Lehrgebäude des chriſtlichen Glaubens gemacht; zur Ausbrei-

tung und Vertheidigung dieſes Glaubens jede Heldentugend ausgeübt, und alle Unternehmungen ſeines auſſerordentlichen Eifers durch Sanftmuth, Demuth, und Beſcheidenheit gekrönt (*).

Ueber dieſen Mann ſetzten ſich jene Schneider und Eiſenſchmide auf den Richterſtul.

Es

(*) Eine herrliche Stelle aus des Origenes fünf und zwanzigſten Homilie über den Lucas lieſt man gewiß hier mit Vergnügen, und nicht ohne Rührung. „Viele, ſagt Origenes, lieben „mich mehr als ich es verdiene, ſprechen zu vortheilhaft von mir, und ſchreiben mir zu was „ich nicht habe, und nicht zu haben verlange. „Andere verſchreyen alles was ich thue und ſage, und verklagen mich für Geſinnungen zu „denen ich mich niemals bekannte. Beyde überſchreiten die Wahrheit; dieſe aus Groll und „Abſcheu, jene aus Zärtlichkeit und Liebe, die „vielleicht eben ſo ſehr verblendet und übertrieben als Feindſchaft.“

Es iſt wahr, manches lieſſe ſich gegen den Origenes erinnern, denn er hatte der Theologie ſeiner Zeiten mehr Verfeinerung und philoſophiſchen Anſtrich zu geben geſucht, als ſie verträgt; und war, wie es ſein eben angeführter einſichtsvoller Lobredner auch geſteht, zuweilen an Gedächtniß, Einbildungskraft und Spitzfindigkeit weit ſtärker als an Beurtheilung und Scharfſinn. Daher verband er die Myſtik mit der Religion; und eben dieſer Philoſoph und Gelehrte, der die Natur und den Zuſammenhang des chriſtlichen Glaubens ſo ſcharf zu prüfen anfieng, begünſtigte jene träge und ſchwärmeriſche Menſchenart nicht wenig, die zu einer wahren und fruchtbaren Kenntniß der Religion, ein von allen äuſſerlichen Dingen, Geſchäften und Wiſſenſchaften völlig entferntes, blos in ſtille Betrachtungen und Andachtsübungen verſunkenes Gemüth verlangten. Aber

eben

eben der ſcharfſinnige Deutſche, der dieß dem Origenes vorwirft, ſetzet hinzu: Origenes habe doch keinesweges die frommſcheinende myſtiſche Theologie auf Koſten der gründlichen empfohlen oder bearbeitet. Man habe an ihm, wie an allen groſſen Männern nur das Leichtere, keine Anſtrengung des Geiſtes Fodernde, und dennoch Blendende nachgeahmt. Von ſeinen Lehrſätzen, die man Ketzereyen hieß, habe er einige mehr wie Aufgaben und Fragen als entſcheidend vorgetragen. Man habe ſie zum Theil aus bloſſen Ueberſetzungen ſeiner Werke gezogen; bisweilen auf die beſſern Erklärungen in andern ſeiner Stellen nicht geachtet, und ihn aller ſeiner Meinungen wegen erſt nach ſeinem Tode verdammt. Aus allen ſeinen Schriften, ſo eilfertig er auch manche ſchrieb, leuchte doch die aufrichtigſte Wahrheitsliebe und die unveränderliche Neigung hervor,

desjenige nicht nur zu sagen, wovon er sich überzeugt hielt, sondern es auch zur möglichsten Besserung des Menschen anzuwenden. Gerechtigkeit sey man darum dem ehrwürdigen Manne schuldig, bey dem sich doch unendlich mehr Gutes als Fehlerhaftes finde, dessen Schriften man schon bey seinem Leben und mehr in der Folge verfälschte; der sich selbst so überwand, und doch so viele unbillige Feinde hatte.

Aber solche Betrachtungen machten jene Schneider und jene Eisenschmide nicht. Die meisten widersetzten sich dem Origenes, mit schwachen Einsichten, und alle stritten für und wider ihn mit wildem Eifer. Sie hatten vielleicht gehört, daß Origenes bey seinen Lebzeiten durch den Bischof Demetrius von Alexandrien in den Kirchenbann kam, aber sie wußten nicht daß Demetrius ein Tropf war, der blos aus Neid gegen den

gros-

groſſen Ruf des Origines dieſen ſchurkiſchen Einfall hatte. Sie wußten nicht, was uns doch Socrates und Sozomen verſichern, daß erſt zweyhundert Jahre nach dem Tode des Origenes, Theophilus, der oben angeführte Patriarch von Alexandrien, aus den ſchändlichſten Beweggründen die Werke des Origenes auf einer Synode in Alexandrien verdammen und alle die dieſelbigen billigten mit dem Kirchenbann belegen ließ.

Jene Schneider und Eiſenſchmide wußten nicht, daß dieſe Verdammung ſich blos auf einige wenige platoniſche Begriffe in den Werken des Origenes bezog. Noch viel weniger wußten dieſe Schneider daß damals die chriſtliche Religion von ſolchen Begriffen voll war, daß ihr eigenes ganzes Daſeyn von Plato herſtammte, und daß die chriſtliche Kirche dem Origenes fluchte, indeß da ſie eine Menge Werke, welche die abſcheu-

lichsten Irthümer lehrten, duldete und gut-hieß. Auch das wußten sie nicht, daß dieß alles nur aus Groll geschah, weil der filzige und wüthige Theophilus unter diesem Vorwand, blos einige Kirchendiener in Unglück bringen wollte, die seinen Niederträchtigkeiten sich widersetzten. Sie wußten nicht daß Theophilus sich der schändlichsten Arglist und der anstössigsten Tücke bediente, nur um sich an diesen Männern zu rächen, und daß dieß die einzige Ursache seiner Wuth gegen den Origenes war.

Jene Schneider und Eisenschmide wußten nicht daß Hieronymus aus seiner Einsamkeit gegen den Origenes und die Origenisten blos deswegen mit der Ungezogenheit eines Gelehrten und der Wuth eines Mönchs schrieb, weil er es in Kirchensachen immer mit der stärksten Partey hielt, und immer den Mantel nach dem Winde hieng. Sie wuß-

wußten nicht daß Hieronymus ſelbſt vorhin den Origenes bis an den Himmel erhub und den Eifer ſeiner Gegner blos auf den Neid gab, aber itzt nur wegen einer Katzbalgerey mit ſeinem Biſchof, Johannes von Jeruſalem, einem Origeniſten, auf den Origenes ſchimpfte. Sie wußten nicht, daß der heilige Hieronymus in Rom, durch die krümmſten Wege, nemlich durch Weiber, die Verdammung des Origenes bewirket hatte, und daß dieſe Weiber mit ihrem gewöhnlichen Feuereifer dieſe ſchlechte Sache betrieben, und heimlich jede Stimme auf ihre Seite brachten.

Jene tölpiſchen Schneider und grimmigen Eiſenſchmide, und Walker und Bleicher, wußten von dieſem allem nichts, denn es war ihnen genug, daß ihr redlicher Patriarch Theophilus ſie zum Streite reitzte, um in ihren Wüſten weit und breit in Streit

und Gewaltthätigkeit loszubrechen. Es kam überall und auch bald, sogar in Alexandrien zum Handgemenge. Die Origenisten setzten sich aber vorzüglich in Palästina, und die wüthigsten Mönche und Einsamen lieferten einander in ihren Wüsten aus Haß und Liebe für den Origenes ordentliche Schlachten, wobey viel Blut vergossen ward. Dieß alles geschah in der Zeit, von der itzt der Apostel Obereit vorgiebt, der Friede Gottes habe während derselben in der Wüste gewohnt.

Solche kühne und unerschrockene Waghälse waren die Orientalischen Mönche, daß die Soldaten der griechischen Kaiser zuweilen vor ihnen flohen, oder ihnen doch ganz sanftmüthig gehorchten. Wenn man sich aus dem ersten Theile dieses Buches erinnert, wie sehr Chrysostomus den Mönchsstand empfohlen hat, so wird man itzt mit Erstaunen

lesen,

leſen, was Er ſelbſt in einem ſeiner Briefe gegen die Mönche aus Cappadocien ſagt. Chryſoſtomus war auf eine ſchändliche Weiſe von dem ſchwachſichtigen Kaiſer Arcadius, durch die Ränke ſeiner wollüſtigen Gemahlinn Eudoxia und ihres glücklichen Buhlen des Grafen Johannes, aus Conſtantinopel nach Cucuſus in Armenien verbannt. Er erkrankte auf der Reiſe und blieb in Cäſarea liegen. Der Biſchof dieſer Stadt war ſein Feind, und daher brachte dieſer augenblicklich die Mönche gegen den armen, kranken, und verbannten Chryſoſtomus in Harniſch. (*).

(*) Leichter mag dieß wohl dem Biſchof von Cäſarea geworden ſeyn, weil Chryſoſtomus zwar in Conſtantinopel dem Mönchsſtande immer günſtig blieb, aber indeſſen doch die meiſten Mönche für Schurken hielt. Er drang als Ertzbiſchof von Conſtantinopel und erſter Reichsprälat, ſehr ernſt-

Augenblicklich waren die Mönche bey der Hand. Sie umzingelten das Haus in dem der kranke Chryſoſtomus lag, und drohten, wenn er nicht auf der Stelle verreiſt, es ihm über dem Kopfe zu verbrennen. Die in Cäſarea einquartierten Soldaten kamen herbey, und baten die Mönche ſehr höflich, ſie möchten ruhig ſeyn. Aber die Mönche trotzten den Soldaten; wir haben uns wol eher mit bravern Kerlen geſchlagen als ihr ſeyd, ſchryen die Mönche, wir ſind ſchon mit der kaiſer-

ernſtlich, nicht nur auf eine Reformation der ganzen Geiſtlichkeit, ſondern zumal auch der Mönche, und ſagte öffentlich auf der Kanzel, es ſey nicht recht, daß die Geiſtlichen bey ihren Schweſtern und Dienſtmägden ſchlafen. So entzücket er auch überhaupt von Mönchen war, die ſich in Wüſten verſchloſſen, ſo heftig hat er hingegen ſolche Mönche verachtet und von ſeiner Kanzel gebrandmarkt, die in Haufen, unter mancherley Vorwand auf den Straſſen der Hauptſtadt des Reichs herumſtreiften.

kaiſerlichen Leibgarde im Handgemenge geweſen, haben die Garde in die Flucht gejagt, und macht ihr uns den allergeringſten Widerſtand, ſo gehen wir augenblicklich auf euch los? Demüthig kamen die Soldaten zu dem Chryſoſtomus, und erſuchten ihn flehentlich, ſo krank und ſchwach er auch ſey, zu verreiſen, weil ſie nicht vermögen ihn gegen die Mönche zu ſchützen, die wüthiger ſeyen als wilde Thiere, und weil ſie viel lieber wollten gegen eine Armee der grimmigſten Barbaren fechten, als gegen dieſe heiligen Waghälſe.

Aus ſolchen Zügen muß man die Orientaliſchen Mönche und Einſamen kennen lernen, und nicht aus dem was uns itzt in Deutſchland der Apoſtel Obereit von ihnen predigt.

Peter Fullo, ein Mönch der ſo hieß, weil er in dem Kloſter der Akomeeten in Conſtantinopel

tinopel das Gärberhandwerk trieb, ward, dieser Beschäftigung ungeachtet, in eben diesem berüchtigten fünften Jahrhundert, ein Stifter der größten Unruhen. Also arbeiteten entweder die Mönche im fünften Jahrhundert nicht wie im vierten, oder ihre Arbeit war nicht hinreichende Kühlung für ihre Köpfe. Peter Fullo hatte bey seiner klösterlichen Gärberey den Einfall, man könnte wol eine kleine Veränderung bey einem alten Kirchenliede anbringen; darüber kam es zuerst beym Gottesdienst in Constantinopel zum Handgemenge, und zweyhundert des Liedes wegen nach Constantinopel gekommene Mönche waren dabey die rüstigen Streiter. Endlich erfolgte ein grimmiger Aufruhr in der Stadt, als wenn die christliche Religion selbst untergehen sollte. Viele Grosse kamen dabey in die äusserste Lebensgefahr; viele der ansehnlichsten Gebäude wurden in Brand gesteckt;

ſteckt; einem Mönch, von dem man vermuthete er habe mit dem Liede zu thun gehabt, ward der Kopf abgeſchnitten, auf eine Stange geſteckt, und dabey ausgerufen, dieſer iſt ein Feind der heiligen Dreyeinigkeit. Der Tumult war ſo groß, daß der Kaiſer ohne Krone unter das wütende Volk kam, und ausrufen ließ: er wolle gerne die Regierung niederlegen, wenn man nur wolle ruhig ſeyn wegen des Liedes.

Voll Beweiskraft für die nachtheilige Einwirkung der Einſamkeit auf die Leidenſchaften iſt das Verhalten der Styliten. Die einſamſten unter allen Einſamen, die größten unter allen Myſtikern, die erhabenſten (*). unter

(*) Evagrius ſagt: die Säulenheiligen ſtreben nach dem Höhern wie die Engel, da hingegen die flächere Menſchennatur immer zum Niedrigen herabſinke. Alſo wäre auch nach dieſer Denkart, der Thurmwächter dort ein höherer Chriſt als

unter allen Anachoreten, die Säulenheiligen sogar mischten sich noch in Welthändel (*), und konnten es bey ihrer hohen Luftbuffe noch

als der Herr Pastor unten in der Kirche, und dieser auf seiner Kanzel ein höherer Christ als seine Zuhörer unten auf den Bänken.

(*) Simeon Stylites, der berühmte Säulenheilige, schrieb so trotzig und nachdrücklich an Kaiser Theodosius den jüngern, der im Jahr 423 befohlen hatte, man solle den Juden in Antiochien ihre Synagogen wiedergeben, und verwies ihm diese Verordnung so scharf, daß der Kaiser, ein armer Tropf, dieselbe nicht allein aufhob, sondern auch den Oberstadthalter, der ihm dazu gerathen hatte, absetzte. Grossen Antheil nahm eben dieser Simeon auch an dem, was auf dem Concilio in Chalcedon vorgegangen war: und zum Beweise, daß er auf seiner Säule die Welt nicht kannte, ob er sie gleich nie vergaß, behauptete Er, wie man aus dem Evagrius weiß, das Concilium von Chalcedon sey wie jedes andere Concilium von Gott inspirirt, und darum unträglich. In diesem Falle urtheilte Simeon der Mysti-

noch nicht lassen, mit ihrem schwärmerischen Eifer das Volk zum Aufruhr zu reitzen, Throne zu erschüttern, und eben so dumme als fanatische Werkzeuge bübischer Vorsteher der Kirche zu seyn. Ihre Leidenschaften folgten ihnen bis auf ihre Säulen, und wurden durch die Qualen die sie litten nur um so viel grimmiger.

Daniel, der Säulenheilige, war im fünften Jahrhundert, ein solcher Anachoret. Seine Station hatte er auf einem Berge am schwarzen Meer. Erst ließ er zwey hohe Säulen

Mystiker und Säulenheilige, wie ein Thor; und sein trotziger Brief an den Kaiser Theodosius macht es eben nicht wahrscheinlich, sagt ein Engländischer Kirchenschriftsteller, daß dieser Thor, wie man doch behaupten will, ausserordentliche Gaben des heiligen Geistes erhalten habe; denn er war ein Schwärmer und ein Advocat für Verfolger, Aufrührer, Räuber, Hausstürmer und Rebellen.

Säulen durch eiserne Stängen mit einander verbinden, dann auf diese zwo Säulen eine dritte setzen, die kleiner war; und da stand der heilige Mann.

Wegen der Sturmwinde und der Kälte war die Busse etwas beschwerlich im Winter. Daniel ward einst im Winter von einem Sturmwinde beynahe heruntergeschmissen. Herunter fiel Er zwar nicht; aber der Wind riß doch dem armen Teufel seine Kleider vom Leibe. Unbeweglich blieb Er doch, aber auch vor Kälte erstarret. Seine Lehrjünger stiegen zu ihm hinauf, tauchten Schwämme in warmes Wasser, und, welches eben nicht sehr klug war, wuschen ihn damit, damit er wieder aufthaue. Er thaute wirklich so gut auf, daß er einen rasenden Antheil an dem Lerm nehmen konnte, den ein Patriarch in Constantinopel erregte.

Acacius

Acacius hieß dieſer Patriarch, und mit dem damaligen Kaiſer Baſiliskus hatte er Lerm. Der Kaiſer hielt es für Pflicht, die Macht die ihm der Himmel gab, zur Ehre der Orthodoxie zu verwenden. Einen ſeiner Eunuchen ließ er deswegen in ſeiner Schlafkammer lebendig verbrennen, weil er, welches gegen des Kaiſers Orthodoxie war, ſich unterſtanden hatte zur Vertheidigung des Chalcedoniſchen Conciliums, ein Wort zu ſprechen. Die Mönche und der Pöbel hielten dießmal für Orthodoxie, an das Concilium von Chalcedon zu glauben; und an daſſelbe nicht zu glauben, hielt der Kaiſer dießmal für Orthodoxie. Mönche und Pöbel kamen aber freilich, durch die Art wie der Kaiſer ſeine Orthodoxie behauptete, in die äuſſerſte Beſtürzung, und der Eifer für ihre Orthodoxie ward etwas froſtig. Acacius wünſchte daß dieſer Eifer wieder auffiamme;

denn Er nahm die Schlüsse des Chalcedonischen Conciliums in seinen Schutz. Er hetzte also die Mönche gegen den Kaiser auf, und reizte durch Predigten den Pöbel zum Aufstand. Aber vorzüglich war ihm daran gelegen, den Einsiedler Daniel in seinen Streit einzuflechten, der schon einige Jahre nach einander, bey Constantinopel, auf einer Säule stand; und sich dadurch bey dem ganzen constantinopolitanischen Pöbel die größte Hochachtung erwarb.

Acacius schrieb an den Säulengötz einen sehr ernstlichen und beweglichen Brief. Er schilderte ihm darinn die Gefahr, in die er wegen seines Eifers für den reinen Glauben des Chalcedonischen Conciliums gerathe, und bat darum ihn, den Mann Gottes auf der Säule, um seinen Schutz. Der einfältige Daniel thante fürchterlich auf, als er diesen Brief las. Mit dem äussersten Feuereifer,

mit

mit einer Frechheit, einer Verwegenheit, einer Wuth, die man niemand vergiebt als einem Heiligen oder einem Narren, schrieb Daniel an den Kaiser: er sey ein Tyrann, ein neuer Diocletian; und nicht anders als ob ihm, dem Einsiedler auf der Säule, die Vergebung des Reichs anvertrauet gewesen, bedrohte Er den Kaiser mit dem Verlust seiner Krone.

Noch war dieß dem Acacius nicht genug. Er sah nur zu gut, wenn der heilige Anachoret von seiner Säule herabstiege, nach Constantinopel käme, daselbst öffentlich predigte wider den Kaiser Basiliskus als einen Feind Gottes und der Orthodoxie, so würden Mönche und Pöbel in Wuth kommen, sich empören, vielleicht den Kaiser um Krone und Leben bringen.

Zur Erreichung dieses frommen Zwecks wurden zwey Bischöfe gebraucht. Sie

mußten dem Säulengötz vorstellen, in welcher Gefahr die christliche Kirche sey, und der reine Glaube! Bitten und beschwören mußten sie ihn, seine Säule eine Zeitlang zu verlassen, sich mit ihnen nach Constantinopel zu begeben, dort die Orthodoxie zu retten, und viele Seelen aus dem ewigen Verderben! Der Einsiedler ward über diesen Antrag bestürzt. Sechszehn Jahre stand er schon auf seiner Säule. Inzwischen nahm er seine Zuflucht zu der wunderthätigen Kraft des Glaubens und Gebets, und erhielt, in einer Entzückung, ausdrücklichen Befehl vom Himmel, nach Constantinopel zu gehen.

Gehen konnte nun freilich Daniel wegen seiner schwachen Schenkel nicht, aber er ließ sich nach Constantinopel tragen. Die ganze Stadt kam bey seiner Ankunft in Bewegung. Man stürzte ihm aus allen Gassen und Thoren entgegen. Mit lautem Freudenge-

dengeſchrey erſcholl die Nachricht, er iſt da; und ſo trug man ihn, im Triumph, zu Acacius. Vor einer erſtaunlichen Menge Menſchen predigte nun Daniel. Voll Läſterungen und Schmähungen und Schimpf und Schande gegen den Kaiſer war die Predigt. Er nannte den Baſiliskus einen Feind der Kirche, einen Gotteslästerer, einen Ketzer, und wünſchte ihm Zorn, Ungnade und Feuer, vom Himmel auf den Hals.

Daniels Predigt that die gehoffte Wirkung. Der Pöbel gerieth gegen den Kaiſer in die äuſſerſte Wuth. Einige wollten Conſtantinopel in Brand ſtecken; andere aber, den Pallaſt, wo ſich der Kaiſer mit ſeiner Familie aufhielt, anzünden. Baſiliskus hielt es für rathſam die Stadt zu verlaſſen. Er begab ſich in den Pallaſt von Hebdomon, nicht allzuweit von Conſtantinopel; und ließ Daniel, den Säulenheiligen, wie er ſich

ſelbſt auf ſeiner Flucht ausdrückte, als den Beherrſcher der Stadt und aller Einwohner zurück.

Der wüthige Einſiedler hatte daran noch nicht genug. Er folgte dem Kaiſer nach. Der raſende Pöbel, und eine Armee von Mönchen, war ſein Begleit. Man erzählet, Daniel habe auf dieſem Marſch eine Wundercur auf der Landſtraſſe verrichtet. Er habe auch gleich, bey ſeiner Ankunft am Hofe, einen vornehmen Gothen todt zur Erde hingeſtrecket, der ſich des Lachens nicht enthalten können, als er geſehen, daß eine ſo ſeltſame Figur durch Menſchen auf den Armen getragen worden, als wenn Er ein Bürgermeiſter wäre.

Entweder wußte die kaiſerliche Leibwache von dieſem Wunderwerke nichts, oder es mangelte ihr am wahren Glauben; denn ſie wollte durchaus nicht zugeben, daß der raſende

ſende Einſiedler einen Fuß in den Pallaſt des Kaiſers ſetze. Dieſer herzhafte Entſchluß benahm auf einmal dem Pöbel und den Mönchen den Muth und den Eifer. Daniels Wunderkraft ſchien ſogar auf einmal lahm und unbrauchbar; denn da es ihm durch die Kraft des Glaubens und des Gebets, nur noch ein Wunder gekoſtet hätte, die Thore und Mauren des Pallaſtes niederzureiſſen, und ſich trotz alles Widerſtandes dadurch den Weg zum Zimmer des Kaiſers zu eröfnen, zog er hingegen ſich ganz ſanftmüthig zurück, ſchüttelte den Staub von ſeinen Schuhen, und begab ſich wieder nach Conſtantinopel, wo er ſeine Wunderkraft aufs neue hervorſuchte und zu Tage legte. Alſo hatte Daniel allerdings, nach dem Beyſpiel vieler anderer Heiligen, die Kraft Wunder zu thun nur unter denen welche Wunder glauben, und blieb hingegen ohne wunder-

thätige Kraft unter denen die solche nicht glaubten.

Eine grosse Revolution entstand indeß doch in Constantinopel. Zeno, der dem Basiliskus die Krone hatte überlassen müssen, und nun über zwanzig Monate in Isaurien steckte, erhielt durch seine Freunde Nachricht von dem Unfug den in Constantinopel ein Anachoret errege, stellte sich gleich an die Spitze einer Armee, so gut als er sie in der Eile haben konnte, und gieng gerade auf Constantinopel los. Ein Donnerschlag war diese Neuigkeit für den Kaiser. Er traute seinen Soldaten nicht, und noch weniger dem Volke. In dieser Verlegenheit war er so niederträchtig, daß er, in Begleitung seiner Gemahlinn, in der grossen Kirche zu Constantinopel erschien, da den Schurken Acacius und den wüthigen Tölpel Daniel, öffentlich wegen der an ihnen begangenen

Sünde

Sünde um Vergebung bat, und ſie unter heiſſen Thränen um Schutz und Gewogenheit anrief.

Der Kaiſer vergaß ſich ſelbſt ſo weit, daß er vor dem Daniel niederfiel, ſeine Knie umfaßte, und ihn mit ſolchen Worten anflehete: Allerheiligſter Daniel, laß doch Barmherzigkeit ſtatt finden für Recht; halte mich nicht länger für einen Feind Gottes und ſeiner Kirche, denn ich bin erbötig, Alles, was ich etwa Uebles angerichtet habe, wieder gut zu machen, und will mich lediglich in allem, nach deiner und des allerheiligſten Acacius Vorſchrift richten! Allein der ungeſchliffene Einſiedler blieb hartſinnig und hartherzig, wie es ein Einſiedler ſeyn mußte; und ſtolz auf ſeinen Sieg, ſcholt er den Kaiſer, der wie ein armer Wurm zu ſeinen Füſſen lag, in den härteſten Ausdrücken, und hieß ſein Schickſal verdiente Rache des Himmels.

Baſiliskus hatte dem Daniel verſprochen, allen Schaden wieder gut zu machen. Er hielt Wort. Denn ſobald er nach ſeinem Pallaſt zurückgekommen war, vernichtete er alle Verordnungen, Befehle und Dekrete ſeiner Regierung, die demjenigen zuwider waren, was Acacius und Daniel glaubten. Er erſtattete dem Stuhl zu Conſtantinopel und dem Acacius, den Er in dieſem Widerrufungsdekret ſeinen Hochwürdigſten und allerheiligſten Patriarch und Ertzbiſchof nennt, alle Ehre, alle Gerechtſame und Privilegien. Dadurch hoffte er den Sturm zu ſtillen, und allem Unheil vorzubeugen, das ihm und ſeinem Reiche drohte.

Alles war umſonſt. Der allerheiligſte Acacius blieb unverſöhnlich. Der ungeſchliffene Daniel ſcholt und ſchmähte immer fort. Die Beleidigungen des Pöbels, der unter der Beherrſchung des Acacius und Daniels

niels ſtand, wurden jeden Tag heftiger. Zeno rückte immer näher heran, ohne allen Widerſtand. Der unglückſelige und von allen Menſchen verlaſſene Kaiſer verließ ſeinen Pallaſt, und nahm nebſt ſeiner Gemahlinn und ſeinen Kindern ſeine Zuflucht zu der groſſen Kirche in Conſtantinopel, legte ſeine Krone auf den Altar, und entſagte dem Kaiſerthum. Acacius überlieferte den armen Baſiliskus, ſeine Gemahlinn, und ſeine Kinder, in die Hände des Zeno. Dieſer ließ ſie alle zuſammen in einem Caſteel in Cappadocien vermauren, und ſich todt hungern. Und ſo war die Abſicht der vorgeblichen göttlichen Sendung Daniels des Säulenheiligen nach Conſtantinopel, erfüllt. Acacius, der nun weder Daniels Eifer noch ſeine Wunderwerke weiter nicht bedurfte, ließ ihn im Frieden wieder in ſeine Einſamkeit ziehen; und Daniel ſtellte ſich wieder auf ſeine Säule.

Dieß

Dieß ſey genug, um zu zeigen, was kloſterlicher und anachoretiſcher Müſſiggang in orientaliſchen Einſamkeiten wirkten, und wie über alle Begriffe groß die Schwärmerey eines Menſchen ſeyn muß, der in allen dieſen Mönchen und Anachoreten nichts als Friedensengel ſieht, und fromme evangeliſche Schafe.

So erbaulich, als jene ſchönen Einrichtungen in den Klöſtern des heiligen Pachomius in Egypten geweſen ſind, war auch die erſte Einrichtung des occidentaliſchen Mönchsweſens. Man habe die Vortheile des erſten occidentaliſchen Mönchsweſens noch nie genug geſchätzet, ſagt Herr Spittler, ein groſſer und lichtvoller Denker über alles was Begebenheiten der Kirche betrift, und ein Profeſſor der mit ſeinem kleinen Abriß der Kirchengeſchichte in unſerm gegenwärtigen Zeitalter vielleicht mehr wir-

ken

ken wird, als alle Kirchenschriftsteller vor ihm.

Vortreflich hat Herr Spittler gezeiget: daß der heilige Benedict im sechsten Jahrhundert seinen Mönchen Handarbeit, Gebet, Studiren, und Unterweisung der Jugend zum ewigen Gesetze gemacht; daß Handarbeit der damaligen Beschaffenheit der Länder sehr nützlich gewesen, da sie suchten verödetes Erdreich urbar zu machen, Moräste auszutrockenen, Wälder auszureden; daß den Benedictinern, die sich durch schwere Handarbeiten abmatten mußten, die Lust zu schwärmerischen Projecten vergieng; daß auch diejenigen, welche zum Studiren vorzüglich bestimmt waren, keine Musse hatten solchen Ideen nachzuhängen; daß nicht nur Wissenschaften sondern auch vorzüglich Künste und Handwerke nirgends so sehr wie in Benedictiner Klöstern blühten, daß daher

sich

ſich bey denſelben gar bald groſſe Reichthümer und Ländereyen geſammelt, und daß man ſie an die Höfe der Könige zog, wo ſie alles unter ihre Gewalt bekamen als Kanzler und Räthe.

Gebenedeyet ſey dafür der Name des heiligen Benedicts. Man freut ſich immer hieraus zu ſehen, daß die Benedictiner des übrigens ſehr dummen ſechsten Jahrhunderts, doch nicht ſolche armſelige Tröpfe und wilde Idioten waren, wie nach den berühmten Briefen aus dem Noviziate, gegen das Ende unſers aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts, die hochwürdigen Herren Benedictiner in Bayern.

Bonifacius, der Apoſtel der Deutſchen, dem aber mehr an der Majeſtät des Papſtes gelegen war als an der Lehre Jeſu Chriſti, ein ſtolzer herrſchſüchtiger und liſtiger Apoſtel der von wahren apoſtoliſchen Eigenſchaf-

ten

ten eben so wenig verstand als vom wahren Christenthum, that fast noch mehr als Benedict. Er brannte von Hofnungen seinem Christenthum als Missionarius unter den Ungläubigen zu dienen. In diesem Enthusiasmus kam Bonifacius von England nach Deutschland. Der Römische Bischof empfahl ihn an Carl Martel; und dieser an alle deutsche Bischöfe, Herzogen, und Grafen. Der Papst ernannte ihn zum Erzbischof; im Jahr 745 ward er Bischof zu Maynz. Er stiftete Klöster, in welche sich nicht allein die Wissenschaften flüchteten, sondern die auch herrliche Erziehungs-Seminarien waren für junge Geistliche.

Aber alle diese schönen Klosterregeln wurden bald eben so schlecht befolgt als im Orient. Zur Handarbeit hielten sich die occidentalischen Mönche schon im zehnten Jahrhundert zu vornehm. Sie nahmen darum Layen in

ihre

ihre Klöſter auf, die ihnen alles was zur Kloſteröconomie gehörte umſonſt thun mußten, dafür aber die Frucht der Kloſtergebete und Kloſtermeſſen genoſſen. Alle Mönche wollten itzt Prieſter ſeyn, und da ſie vormals, bey ihrer harten Handarbeit, keine Muſſe zum Zanken hatten, und itzt hingegen gut aſſen, wenig beteten, und ſchlecht ſtudirten, verſchwand bey ihnen alle Ruhe und alle Sittſamkeit. Im zehnten Jahrhundert waren die Benedictiner Mönche, längſt nicht mehr, der ganzen Strenge der Regel ihres Stifters treu. Ihr Reichthum machte ſie wollüſtig, und die Noth der Zeiten roh und barbariſch. Die Mönche des zehnten Jahrhunderts wurden in England durch Dunſtan, einen Benedictiner voll Stolzes und Mönchseifers, Meiſter von allen Kirchengütern.

Alle Klöſter wurden nun überall Wohnſitze der Faulheit und der Schwelgerey. Verſuchte irgend ein Abt, oder Vorſteher eines Kloſters ſeine Heerde zu beſſern, ſo ergrimmte die Heerde, ſetzte ihn ab, oder ängſtigte ihn durch die fürchterlichſten Schmähungen, oder ermordeten ihn.

Als der Herzog von Bretagne erfuhr, mit welcher Wuth Abelard, ſeines guten Kopfes wegen, von ſeinem dummen Jahrhundert verfolget ward, ernannte er ihn zum Abt des Kloſters Sanct Gildas in Bretagne. Abelard hoffte Ruhe in dieſer Einſamkeit zu finden, und glaubte, nun ſey er ſeinen Verfolgern entgangen. Aber er fand ſein Kloſter in der gröſten Zerrüttung, und die Sitten ſeiner Mönche keiner Verbeſſerung fähig. Der beſte Theil der Kloſtereinkünfte war ihnen weggenommen, und nun mußten die Mönche ihre Beyſchläferinnen und ihre Kin-

der aus ihrem eigenen Beutel ernähren. Dieſes veranlaßte tauſendfachen Verdruß für den armen Abelard. Die Mönche ſuchten ihn ſogar zu vergiften, und da ihnen dieſes bey der Mahlzeit nicht hatte gelingen wollen (*), verſuchten ſie ihm Gift durch das heilige Abendmahl beyzubringen. Man kann ohne Rührung das Gemählde nicht leſen, das er in einem Briefe an ſeine geliebte Eloiſe von ſeiner Lage giebt. Ich wohne, ſagt er, in einem barbariſchen Lande, deſſen Sprache mir unbekannt iſt, und unter Wilden. Meine Spaziergänge ſind die unerreichbaren Ufer einer beſtändig ſtürmiſchen See. Meine Mönche ſind durch nichts bekannt, als durch ihre Unzucht. Ihre einzige Regel iſt keine Regel zu haben. Ach Eloi-

(*) Eines Tages aß Abelard das Fleiſch nicht, das ihm die Mönche vorgeleget hatten; ein anderer aß es, und ſtarb auf der Stelle.

Eloiſe, wenn du unſer Kloſter ſäheſt, nie würdeſt du es für ein Gotteshaus halten. Alle Thüren ſind mit Hirſchfüſſen ausgezieret, mit den Köpfen wilder Schweine, und ſcheußlichen Uhushäuten. Nichts als Hirſchgeweihe ſieht man in den Cellen. Meine Mönche wachen bey nichts auf, als bey dem Klang der Waldhörner und dem Heulen der Hunde. Ihre Tage bringen ſie auf der Jagd zu, und wollte Gott ſie fänden ihr Vergnügen nur an dieſem Zeitvertreib! Vergebens bemühe ich mich, ſie zu ihren Pflichten zurück zu rufen; ſie haben ſich alle gegen mich verſchworen und verbündet. Oft umzingeln ſie mich alle, um mich durch ihre Schmähungen zu tödten; jeden Tag komme ich in neue Gefahren; jeden Augenblick hängt ihr Mordſchwerdt an einem Haar über meinem Haupte.

Solcher Heiligen Gebet und Litaneyen überliessen damals, alle Könige, Fürsten, und Völker, die Sorge für ihre Seligkeit. Man glaubte überall, Gott werde alle Sünden und Verbrechen jedem Menschen verzeihen, der solche Schurken mit Reichthümern überhäufe. Damit die fauten Mönche immer noch mehr müssiggehen und schwelgen, und immer eben so bequem als ruchlos leben können, stiftete man in der abendländischen Kirche immer noch neue Klöster. Alle Scheusale und Ungeheuer von Königen Fürsten und Edlen suchten in diesen elendyn Zeiten ihr Heil im Himmel durch solche Stiftungen.

Klösterlicher Müssiggang ist aber nicht der einzige Weg auf welchem Einsamkeit in die Leidenschaften wirket. Die Melankolie der Orientaler, ihre Liebe zu leeren Spitzfindigkeiten, der Hartsinn den man so leicht in der

Ein-

Einſamkeit annimmt, die ſchändliche Unwiſſenheit die bey den Mönchen ſo oft dieſen Hartſinn begleitet, die in Klöſtern ſo äuſſerſt anſteckende Kraft jeder Art von Schwärmerey, und die daher entſtehende ſchwarzgallichte Wuth, haben alle die wilden und blutigen Auftritte veranlaſſet, welche die chriſtliche Kirchengeſchichte zu einer ſo abſcheulichen Geſchichte machen, und die ſo hoch geprieſenen Friedenscellen in den Wüſten des Orients zu einer Herberge des Teufels.

Melankolie, Miſanthropie, und Grauſamkeit, vereinigten ſich in den Herzen der orientaliſchen Mönche, und ſind nur zu oft die Lieblingsneigungen aller Mönche. Sanft und menſchlich iſt Mönchserziehung nie. Natürliche Härte des Charakters wird darum immer durch den Mönchsſtand härter. Schwärmer, die ſich ſelbſt Gewalt anthun,

die allen Freuden des Lebens entſagen ſollen, um ſich an ein hartes und rauhes Leben zu gewöhnen, kennen die ſanften Regungen der Menſchheit nicht. Dieſe Rauheit, dieſer Hartſinn, bemeiſtern ſich allmählig des ganzen Charakters; ein Tyrann gegen ſich ſelbſt wird leicht gegen andere ein Barbar. Wenn alle Reitze des Lebens und der Freude nichts mehr ſind, wenn man die Liebe für Welt und Menſchen aus dem Herzen wegwirft, und durch keine andere Liebe ihre Stelle erfüllet, wenn man die Menſchen verläßt und Gott nicht findet, dann zehret im Herzen Menſchlichkeit ab. Aller Furcht, aller Vernunft und alles Weichſinns beraubet, keiner ſanften Regung mehr fähig und keines Mitleidens, ſähe dann ein ſolcher eiſerner Kerl auch ohne Rührung alles verheeren und die Welt verſinken; und könnte ſich noch laben an den prächtigen Ruinen wenn Er auch mit ihnen verſänke.

Miſan-

Misanthropie und Grausamkeit waren auch zumal Eigenschaften der Mönche die treu und gehorsam unter der Peitsche ihrer Regel lebten. Aller Glücklichen Feind wird ein solcher Unglücklicher. Er ist hart und gleichgültig für anderer Leiden, denn er entbrennet selbst über seine eigene Leiden von Wuth. Haß und Verachtung vereinigen sich in seinem Herzen gegen alle Menschen die glücklicher sind, weniger unternehmen und leiden, weniger der Natur trotzen als er. Dieß war die Misanthropie, die frühe in den Klöstern des Orients und des Occidents in Wuth und Grausamkeit und Mordlust ausbrach, Früchte trug über die sich die Hölle freute, und die nirgends so gut gedeyten wie in klösterlicher Einsamkeit.

Jenen Poltergeist der alten Zeit höret man freilich nicht mehr in unsern Klöstern spüken. Aber wem schaudert nicht die Haut,

bey den Grauſamkeiten die noch itzt Mönche an Mönchen in Kloſtergefängniſſen, wenigſtens in Ländern begehen, wo Kaiſer Joſephs Philoſophie nicht hinreicht, und weckt. Mönche müſſen einander nicht morden, ſagte dieſer groſſe Kaiſer dem Cardinal Migazzi zur Nachricht, und Biſchöfe müſſen nicht zugeben, daß die gröſten Bubenſtücke zwiſchen Kloſtermauren geſchehen. Einhundert Peitſchenhiebe erhielten, nach der Regel des Columbanus, ehmals die occidentaliſchen Mönche für das allergeringſte Vergehen (*). Die Aebte verſtümmelten, vor den Zeiten Carls des groſſen, den Mönchen ihre Glieder, oder lieſſen ihnen die Augen ausſtechen.

(*) Der heilige Cäſarius ſtiftete im Jahre 507 ein Nonnenkloſter. Man hält es für einen ganz beſondern Beweis ſeiner Gutmüthigkeit, daß er ſeinen Nonnen nicht mehr als neun und dreiſſig Peitſchenhiebe auf ihren armen Hintern verſchrieb.

chen. Grauſamer und furchtſamer und tiefer aus der Hölle heraufgeholet, iſt der unterirdiſche Kerker, in den man, in unſern mildern Zeiten, ſo manchen Mönch lebendig vermauert und vergraben hat, wenn er klüger war als die Eſel ſeines Convents (*).

Solche Schwärmer, wie die orientaliſchen Mönche, entbrannten bey dem geringſten Funken, der in ihre Klöſter fiel. Ein einziger Mönch erregte die Wuth von allen. Die Kirche reitzte er zum Zorn, und ſie machten dann wieder die Kirche wüthig, die, wie Gregor von Nazianz ſagt, Buben zu Vorſtehern hatte, welche nichts wußten von chriſtlicher Liebe, nichts als von Bitterkeit und Grimm; die an nichts glaubten als an

(*) Einem Mönch, den man lebendig begraben will, wird dieſe Unmenſchlichkeit mit den überaus ſanften Worten angekündigt, gehe hin im Frieden!

anderer Unglauben, die auf anderer Betragen nicht wachten um ſie zu beſſern ſondern um ſie zu verſchreyen; die andere tadelten und lobten, nicht wegen ihres guten oder übeln Verhaltens, ſondern blos wegen der Partey zu der ſie gehörten; die an dem einen bewunderten was ſie an dem andern ſcholten; die in ewige Streitigkeiten verwickelt waren, in Streitigkeiten die Aehnlichkeit hatten mit einer im Finſtern gelieferten Feldſchlacht, wo man Freunde nicht unterſcheidet von Feinden; die zankten und ſtritten über Nichtswürdigkeiten; alles unter dem ſcheinbaren Vorwand von Religionsvertheidigung, indeß da die Heiden ſie verabſcheuten und alle gute Chriſten ſie verachteten.

Dieß iſt das Bild welches der groſſe Gregor von Nazianz uns von der chriſtlichen Geiſtlichkeit des vierten Jahrhunderts hinterlaſſen hat. Aus der Liebe und Anhänglichkeit

lichkeit an dieſe Schurken floſſen alle Gewaltthätigkeiten der Mönche.

Seine Wuth häufte ein Jahrhundert auf die Wuth des andern. Alle theologiſchen Controverſen wurden vom fünften bis zum Ende des ſechsten Jahrhunderts mit dem höchſten und immer neu aufflammenden Eifer geführet, denn beynahe die einzigen Theologen waren itzt Mönche. Geſetze in Glaubensſachen gaben dieſe theologiſchen Klopffechter, nicht durch Glauben und Gebet, ſondern durch ihre Fäuſte. Gelehrſamkeit ward anfänglich als eine Hinderniß der Mönchsvollkommenheit betrachtet, der groſſe Mönchshaufen war eben ſo fürchterlich unwiſſend als hart und wild. Ohne Erlaubniß ihres Vorſtehers durften die orientaliſchen Mönche, in vielen Klöſtern, nicht einmal leſen, und ihre meiſten Vorſteher waren Idioten, die ſich einbildeten, die Religionserkennt-

erkenntniſſe eines Mönchs verdienen immer um ſo viel mehr Bewunderung, als er ein gröſſerer Idiot ſey. Nur ihre Zankſucht, und das Streben nach geiſtlichen Aemtern, leiteten ſie zu gelehrten Uebungen. Aber die Partey blieb immer die mächtigſte, die jedem Zweifler mit der Fauſt vor die Naſe bewies, alle menſchliche Wiſſenſchaft und zumal die Philoſophie ſchade der wahren Frömmigkeit und der Religion; denn ſie hatte den gröſſten Beyfall, das höchſte Anſehen, und den mächtigſten Einfluß, bey dem gedankenloſen Haufen. Alle Eremiten und alle Weiber ſchlugen ſich zu dieſer Partey.

Einſiedler und Mönche nahmen immer zu an Unwiſſenheit und Dummheit, durch die groſſen Lobſprüche welche die Kirchenväter der Armuth ihres Geiſtes ertheilten.

Auguſtinus rühmt von vielen, ſie ſeyen zu einer beſondern Vollkommenheit gelanget,

blos

blos durch Glauben, Hofnung und Liebe; und können daher, auch ohne die heilige Schrift, in ihrer Einsamkeit leben. Aber bey diesem Glauben, dieser Hofnung, und dieser Liebe, wohnte dummer Disputirgeist, rasende Zanksucht, und eiteler Geschmack an den erbärmlichsten Spitzfindigkeiten in Fragen und geschraubten Antworten. Nichts verstand man gewöhnlich von Allem, worüber man disputirte, und jeder behauptete seine Meinung mit schwärmerischem Ungestüm, und dem wildesten Feuer.

Weiber und Pöbel zog dieß ganz auf die Seite der Mönche. Dadurch machten sie sich den griechischen Kaisern gefährlich, denn die Majestät dieser schwachen Köpfe vermochte mehrentheils nichts gegen einen solchen Feuerstrom. Kirchliche Revolutionen, die man immer dem heiligen Geiste zuschrieb, entstanden durch Tumulte. Eine gewaltige

Stütze

Stütze war immer für einen neuen Biſchof der Beytritt der Mönche, zumal bey einer durch mehrere Mitwerber, oder durch andere Trennungen zerrütteten Gemeinde. Mönche begleiteten in Haufen einen Biſchof zur Beſitznehmung ſeiner Würde, und ſangen dabey öffentlich Lieder aus der heiligen Schrift. Die Schurken wußten was Schauſpiel und Klang bey Weibern und dem Pöbel vermögen. Auch verleiteten ſie ſehr leicht das Volk, in den Kirchen und unter dem ſonntäglichen Gottesdienſt, zu den blutigſten Auftritten. Was die Mönche verlangten, und wofür der Pöbel ſchrie, mußten die Biſchöfe genehmigen, und die Kaiſer machten es zum Geſetze.

Einfältig thätiges und ohne Schwärmerey und Aberglauben wirkſames Chriſtenthum galt im Orient durchaus für Ketzerey. Vigilantius, ein Spaniſcher Aelteſter, lernte

auf

auf ſeiner Reiſe nach Egypten und Paläſtina den damaligen Zuſchnitt des Chriſtenthums in dieſen Ländern kennen. Er ſchrieb dagegen bey ſeiner Rückkunft, lachte über Aberglauben, Verehrung der Märtyrer, Wunder und Wachslichter bey ihren Gräbern, Wallfarten, Faſten und Celibat. Hieronymus ergrimmte in ſeiner Celle über dieſen Dummkopf, wie er ihn nannte; und ſchrieb gegen den Vigilantius mit ſolcher Wuth, daß dieſer das klügſte that was man gegen einen brüllenden Orthodoxen thun kann; er ſchwieg.

Verketzert ward Pelagius, ein frommer Mönch aus Britannien, und verketzert wird er noch in unſern Tagen, weil er am Anfang des fünften Jahrhunderts über den tiefen Verfall der Frömmigkeit äuſſerſt betrübt war, und mit allem Ernſt für das praktiſche Chriſtenthum eiferte. Er drang in ſeiner Vorſtellung beſtändig darauf, wie es allein

lein bey dem Menschen stehe, fromm zu werden. So predigte er lange in Rom, und niemand hatte etwas dagegen. Als er aber vor dem Alarich nach Afrika floh, verklagte ihn da ein Diakonus bey dem Bischof, als einen Ketzer, der nicht richtige Begriffe von der Gnadenwahl habe. Synode wird über den Fremdling gehalten, und er wird verurtheilt. Pelagius flüchtet sich nach Palästina, und nun hetzt ihm Augustinus den Hieronymus mit seiner ganzen Orthodoxie auf den Hals. Der verketzerte Pelagius glaubte, wir haben nichts verlohren durch Adams Fall, der Tod sey eine natürliche Sache, und ewige Seligkeit stehe ganz in unsern Kräften, wenn wir nur die Gebote unsers Heilandes halten. Der orthodoxe Augustin hingegen hielt der Menschen ganzes Thun und Lassen bey dem Werke ihrer Bekehrung und Beglückung für unnütz, und gründete

dieß

dieß alles auf einen unbedingten Rathschluß Gottes. Einige seiner Anhänger und Nachsprecher hatten damals und seitdem, in Afrika und Frankreich und so weiter, sogar den tollen Einfall, der Mensch sey nicht nur zur Seligkeit und Verdammung, sondern auch zu Tugend und Laster prädestinirt.

Theologische Zwietracht gedieh immer am besten in einer finstern Celle. An abgelegenen Klostermauren sproß Aberglauben, Eifer, Neugier, Bosheit, Ehrgeitz und Unversöhnlichkeit immer am besten empor; und dann erhub sich immer in den wärmsten Ländern zuerst, Geschrey über Unglauben, Ketzerey und Spaltung. Vor diesem Feuerschlund schmiedeten Mönche, die nach Ansehn nach Würde und Vorzügen strebten, ihre Waffen zum Kriege mit Brüdern. Die ganze christliche Kirche blieb immer dadurch in Haufen zertheilt, die aus Misverständ-

ziß und Wortklauberey sich haßten und verfolgten, bis dann, nach ein paar Jahrhunderten, alle Aehnlichkeit zwischen diesen ehmaligen Brüdern und alle Religion erlosch.

Von Mord und Aufruhr flammte ganz Palästina, Syrien und Egypten, über die endlose und in Mönchswohnungen immer am meisten betriebene Frage, ob man müsse eine Natur in Christo annehmen, oder zwey. Dieß war lange im Orient die Summe der christlichen Religion; denn alles übrige bestand in nichts als Aberglauben, elender Grübeley, Spitzfindigkeit, und Albernheit. Auf jeden Glaubenszank folgten die heftigsten Staatserschütterungen. Das Concilium von Chalcedon erregte durch Mönche und Einsiedler so viel Lerm in der Welt als Muhammed und Attila.

Theodosius, ein Mönch, ein Aufrührer und ein Verbrecher, ward von seinem Bischof

schof aus dem Kloster gejagt, in Alexandrien ausgepeitscht und auf einem Cameel durch die Stadt geführt, und so kam er dann auch, mit andern seines gleichen nach Chalcedon, um zu hören was da das Concilium verfügte. Alles was da geschah, misfiel diesem ehrlichen Manne. Aus orthodoxem Aerger über die Schlüsse der Väter in Chalcedon, eilte Theodosius von da weg nach Palästina, und schrie zettermässig allenthalben wo er hinkam, man habe die christliche Religion in Chalcedon umgestürzt. Eigentlich hatte das Concilium dort weiter nichts entschieden als daß Christus zwey Naturen habe. Theodosius bestand darauf, Christus habe nur eine Natur; und zum Beweise daß seine Meinung die wahre sey, brachte dieser tolle Bösewicht alle Mönche und Einsiedler von Palästina, nur sehr wenige und nur die

gröſten Heiligen ausgenommen, in eine fanatiſche Wuth.

Mit einer Armee von Mönchen, Eremiten, Schelmen und Straſſenräubern gieng Theodoſius auf Jeruſalem los. Er bemächtigte ſich dieſer Stadt, verſtärkte ſich durch die aus allen öffentlichen Gefängniſſen gehohlten Miſſethäter, und nun überlieſs er der Wuth ſeiner Armee, alle die nicht auf der Stelle zugeben wollten, Chriſtus habe nur eine Natur. Er reitzte zum Streite, ſogar die berühmte und ſchöne Eudocia, Witwe Kaiſers Theodoſius des jüngern, dieſe vor ihrer Erhebung zum Throne ſo liebenswürdige Athenieſche Dichterinn und Philoſophinn, die ihrem ſchwachen Gemahl wegen ehlicher Untreu verdächtig war, deſswegen freywillig nach Jeruſalem gieng, und da Kirchen und Klöſter baute. Ganz Jeruſalem kam in Harniſch, da es ſeine Hirten die

Mön-

Mönche, und ſeine Heiligen die Einſiedler, im Harniſch ſah.

Mönchswuth herrſchte nun durch die ganze Stadt. Weiber von Stande wurden mishandelt. Man geiſelte und mordete. Groß und Klein ward mit Gewalt gezwungen die Lehre von zwey Naturen mündlich und ſchriftlich zu verdammen. Perſonen von ungeheuchelter Gottesfurcht wurden grauſam hingerichtet, ihre Häuſer geplündert und verbrannt. Keiner wurde geſchont, der das Herz hatte zu ſagen, in Chriſto ſeyen zwey Naturen. Juvenal, Biſchof von Jeruſalem, kam eben von Chalcedon zurück: man wollte ihn zwingen die Lehre, die er dort unterſchrieben hatte, zu verfluchen. Er that es nicht. Die Mönche ſchicken Meuchelmörder um ihn zu tödten. Die Mörder verfehlen ihren Streich, und tödten den Biſchof Severianus von

Scythopolis mit ſeinem ganzen Gefolge, weil ſie alle nicht bekennen wollten, daß in Chriſto nur eine Natur ſey. Juvenal flüchtet ſich nach Conſtantinopel; und man macht einmüthig den Schurken Theodoſius zum Biſchof.

Theodoſius begann nun eine allgemeine Verfolgung gegen alle die an zwey Naturen in Chriſto glaubten. Zahlreiche Mörderhaufen wurden von Jeruſalem in andere Städte geſchicket, mit dem ungemeſſenen Befehl, alles was ſich weigern würde die zwo Naturen in Chriſto zu verfluchen, zumal alle Biſchöfe, zu ermorden, auszurotten, und zu vertilgen. Mit beyſpielloſer Grauſamkeit ward dieſer Befehl vollſtrecket. In einigen Städten waren die Biſchöfe die erſten die ſich zu dieſen Mörderhaufen ſchlugen. Gegenwärtiger Tod erwartete jeden Biſchof, der nicht gleich die Orthodoxie des

Theo-

Theodosius annahm, und mit ihm mußten die meisten seiner Clerisey sterben. Aus diesem Mörderhaufen wählte man denn neue Bischöfe. Athanasius, ein Diakon, der mitten in der Kirche zu Jerusalem dem wütenden Theodosius sagte, höre auf mit Christo Krieg zu führen, ward auf der Stelle aus der Kirche geworfen, auf mancherley Art gemartert, dann enthauptet. Man schleppte seinen Leichnam durch ganz Jerusalem, und gab ihn endlich den Hunden zu fressen.

Mönche aus Jerusalem und der ganzen umliegenden Gegend, nebst allem von ihnen zusammengerafften Anachoretengesindel, waren die ersten und tobendsten Werkzeuge aller dieser Gewaltthätigkeiten. Als aber ihre erste Hitze sich gelegt hatte, wurden sie bange, und schrieben nach Constantinopel an die Pulcheria, Schwester und Nachfolge-

rinn des Theodoſius, und wollten ſich wegen aller von ihnen verübten Greuel entſchuldigen. Die Antwort des Kaiſers Marcian, eines alten Soldaten den ſich Pulcheria zum Gemahl und Throngehülfen gewählet hatte, war edel und vortreflich. Er ließ dieſem heiligen Geſindel wiſſen, daß er unzweifelhafte Nachrichten habe, von ihrem Antheil und ihrem Mitwirken bey allen dieſen Verbrechen; aber Mönche ſtrafe er nicht, nur Mörder und Mordbrenner; zur Eröterung ſolcher Fragen, wie die von den zwey Naturen Chriſti, ſeyen Mönche zu dumm; Er, der Kaiſer, glaube daß unſer Heiland, Jeſus Chriſtus, wahrer Gott ſey und wahrer Menſch war. Aber Er wolle niemand zwingen dieß zu glauben, und niemand zur Erkenntniß der Wahrheit führen durch Drohungen und Gewalt.

Schwärmeriſche Grübeley und einſamer Müſſiggang brachten dieſer ſchreckhaften Beyſpiele ungeachtet die unbändigen Mönchsköpfe immer auf neue Streitfragen, und immer gelang es ihnen dadurch den Orient und den Occident zu erſchüttern.

Sophronius, ein Mönch in Alexandrien, hatte den Einfall die Lehre von einem Willen in Chriſto zu verfluchen, und als nothwendige Orthodoxie anzugeben, Chriſtus habe zwey Willen. Kaiſer Heraclius, unter deſſen Regierung Sophronius auf dieſe Grübeley verfiel, wollte nur von einem Willen wiſſen (*), welches eben einem Kaiſer nicht zu verdenken iſt, und verbot von zwey Willen zu ſprechen. Maximus, ein ande-

(*) Die Monotheliten, oder Vertheidiger des einfachen Willens, ſagten: Chriſtus habe nur einen Willen, nemlich den göttlichen, und es wäre ſeiner Gottheit unwürdig auch noch dabey einen Willen zu haben wie ein Menſch.

rer Mönch und der wirkſamſte Klopffechter für die neugefundene Orthodoxie; lief mit ſchwärmeriſcher Wuth von einer Provinz in die andere, erregte die gröſten Bewegungen in Afrika, und verläſterte den Kaiſer als einen zweiten Julian.

Kaiſer Conſtans hatte nicht Zeit ſich um dieſe zwey Willen zu kümmern, weil ihm die Araber eine Provinz nach der andern wegnahmen. Er befahl Stillſchweigen. Aber ſchweigen konnten aufgebrachte Mönche nicht, zumal da der Römiſche Biſchof ſogar zur neuen Orthodoxie trat, und die alte verfluchte. Eben das that eine Synode in Rom, und goß Wein vom Abendmal in die Dinte, womit ſie fluchte. Der Kaiſer ſetzte ab, verwies des Landes, und hatte Luſt den Oberprieſter in Rom enthaupten zu laſſen. Aber die nachfolgenden Römiſchen Biſchöfe ſchmiegten ſich, und lieſen

für

für orthodox gelten was sie nicht für orthodox hielten.

Constantinus Pogonatus, der Sohn und Nachfolger des Constans, verfluchte die alte Orthodoxie, und namentlich den Römischen Bischof Honorius, der sie wollte gelten lassen. Dafür billigte er aber die neue Orthodoxie, die sein Vater verflucht hatte. Die Lehre von den zwey Willen war also wieder orthodox, und sie blieb es so lange bis ein unternehmender Mönch vom Berge Libanon, Johann Maro, nicht nur derselben wieder fluchte, sondern einen völligen Aufruhr gegen den Kaiser erregte, und die Regierung der ganzen Gegend an sich riß.

Bey dem Bilderkriege waren die Mönche halsstarrige Anbeter ihrer hirnlosen Brüder, der Heiligenklötze aus Holz und Stein, und wieder die wüthigsten aber für dasmal die unglücklichsten Kämpfer.

Alle-

Allgemeine Reichsorthodoxie ward durch die Schlüſſe des Conciliums in Conſtantinopel vom Jahre 754: Bilder anbeten ſey eine verdammte Abgötterey, denn dieß heiſſe Gott die Ehre rauben die ihm alleine gebühret. Dieſe Orthodoxie verfluchten und verdammten die Mönche als die allerabſcheulichſte Ketzerey, weil viele von ihnen mahlen konnten, und die Bilder verkauften. Alle Mönche wüteten darum für den Bilderdienſt, und lieſſen immerfort, mit Verachtung der kaiſerlichen Geſetze, ihre Mahlereyen anbeten. Sodann ſtürzten ſie, nach alter hergebrachter Mönchsart, aus ihren friedſamen Einöden heraus, rotteten ſich haufenweiſe in den Städten zuſammen, und hetzten überall den Pöbel auf, zur Rebellion, gegen den bilderverachtenden Kaiſer.

Ueber dieſen Unfug beklagten ſich die Biſchöfe bey den Befehlshabern der Provinzen,

und

und dieſe am Hofe zu Conſtantinopel. Der Kaiſer gebot, daß man die Befehle der Kirchenverſammlung, und die Geſetze gegen die Götzendiener pünktlich befolge. Dieſer Verordnung gemäß, wurden die Klöſter aller ihrer Bilder beraubt; und die Mönche, die dafür ſtritten, ins Gefängniß geworfen, öffentlich gegeiſelt, und verjagt. Einige Klöſter wurden niedergeriſſen, andere verbrannt. Draco, der kaiſerliche Befehlhaber von Lydien, Jonien, Carien und Myſien, hatte eine groſſe Menge Mönche in ſeiner Provinz. Er ſuchte erſt durch gute Vorſtellungen ſie zu bewegen ihre Bilder zu verlaſſen, den unwiſſenden Pöbel nicht länger zu verführen, nicht länger Empörungen zu erregen. Die Mönche gaben ihm kein Gehör, und Draco beſchloß ſie alle auszurotten. Er umringte eines ihrer vornehmſten Klöſter mit ſeinen Soldaten, nahm alle Mönche in Verhaft, ließ

den

den einen die Naſen abſchneiden, andere in Bädern erſticken, andere verbannen. Er bemächtigte ſich aller Mönche und Nonnen ſeiner Provinz; führte ſie, von ſeinen Truppen umgeben, in ein weites Feld, und befahl daß jeder Mönch eine Nonne heyrathe, oder daß man ihm die Augen ausſteche. Die meiſten thaten, was wir auch gethan hätten; den übrigen ſtach man die Augen aus.

Nach dieſem grauſamen Verfahren verbrannte Draco alle Bilder, und die Klöſter ließ er plündern und vernichten. Andere Befehlshaber in andern Provinzen begnügten ſich die aufrühriſchen Mönche einſperren und geiſeln zu laſſen, oder ſie in unbewohnte Oerter zu verbannen.

Aber die unſinnigſten und wüthigſten Schwärmer unter dieſen Mönchen eilten alle nach Conſtantinopel, um dem Kaiſer in der Hauptſtadt ſeines Reiches und gerade vor

den

den Augen zu trotzen, und dieß alles zum Besten der Orthodoxie. Tumulte erregten sie täglich in jedem Quartiere der Stadt. Der Kaiser besorgte eine allgemeine Empörung, und befahl darum den Mönchen ihre seltsame Kleidung abzulegen, ihrem müssigen Gewerbe zu entsagen, oder die Stadt in drey Tagen zu verlassen, oder zu erwarten daß man sie als Störer der öffentlichen Ruhe, Rebellen, und Feinde der Kirche und des Staats bestrafe.

Viele legten ihre heiligen Kleider ab, entsagten dem Mönchsgewerbe, entschlossen sich zur Ehe, und führten ihre Bräute durch die öffentlichen Strassen von Constantinopel. Andere begaben sich in Wüsteneyen, und starben vor Hunger und Elend. Die eifrigsten blieben in Constantinopel, verbargen sich bey Tage, schlichen bey Nacht von einem Hause ins andere, und erhielten heimlich bey dem

Volke

Volke den Geiſt der Meuterey und der Empörung. Zwey von ihnen beſchimpften den Kaiſer öffentlich in ſeiner Perſon. Conſtantin ließ daher, nachdem er auf ſolche Art gereitzet ward, alle Mönche die in ſeine Hände fielen, entweder hinrichten, oder ſchrecklich geiſeln, oder ihres Geſichts berauben, oder aus dem Lande jagen. Von jenen zwey, die ihn beſchimpfet hatten, wurde der eine durch die Soldaten zu Tode gepeitſcht, den andern riſſen ſie in Stücken.

Anachoretiſche Kraft und weltüberwindenden Hartſinn hatten dieſe heiligen Kerle. Aber ſie litten nicht, wie man glaubt, wegen ihrer Meinungen. Sie litten wegen des Aufruhrs und der Empörungen, die ſie allenthalben erregten, und wegen ihrer beſtändigen Hinſicht auf einen bürgerlichen Krieg. Sie trugen die Fackel der Zwietracht durch das ganze Reich. Sie ſchryen allenthalben

Rache

Rache gegen den Kaiſer; ſie gaben ihm alle Satansnamen des alten und neuen Teſtaments. Beſſer wäre es freilich geweſen, dieſe Schwärmer blos zu verlachen. Aber man lacht nicht über Aufruhren, wie etwa über Mönche die verlangen, daß man Bilder zu Gevatter nehme; daß man neugebohrne Kinder den Statuen der Heiligen in die Arme lege, damit ſie den Duft ihrer Heiligkeit einhauchen; daß man die von heiligen Gemählden abgekratzte Farbe mit dem Abendmalwein vermiſche, und das Abendmalbrodt anders nicht genieſſe, als aus der Hand einer heiligen Statue (*).

Jahr.

(*) Bekanntlich hat das zweite Concilium von Nicäa im Jahr 787 den Bilderdienſt wieder hergeſtellt. Ob nun zwar um die nämliche Zeit ein Concilium in England canoniſch verbot Engländiſchen Pferden die Ohren und die Schwänze abzuhauen, ſo verſichern doch einige der heilige

Jahrhunderte hindurch, diſputirten und rebellirten und ſchlugen ſich die Mönche im Orient. Sie waren und blieben die ſtehende Armee der Biſchöfe, und vertheidigten Orthodoxie, Ketzerey, Alles was man haben wollte. Dieſe Schweitzer des Himmels, wie ſie

Geiſt habe bey dem zweiten Concilio in Nicäa und bey jenem Concilio in England, wie bey allen Concilien, präſidirt. Andere hingegen behaupten, die heiligen Väter zu Nicäa haben nicht ſchreiben und nicht leſen können; haben darum falſche Wunder und falſche Zeugniſſe für wahr gehalten, haben darum auf die lächerlichſten untergeſchobenen Bücher ihre abergläubiſchen Lehrſätze gebaut, und haben doch behauptet, ſie ſeyen von Gott inſpirirt, und untrüglich. Die größten Kirchenſchriftſteller, Fleury, Cave, Moſheim, Stillingfleet und Juſtin, gehen noch etwas weiter. Sie halten die heiligen Väter des zweiten Nicäiſchen Concilii für die lügenhafteſten Schurken, die ungeſchliffenſten Klötze und die albernſten Affen, auf die je ein Strahl von Gottes Sonne fiel.

ſie Pope nennt, fochten für jede Lehre, für jede Meinung, und glaubten immer, ſie fechten für die Sache Gottes.

Auch die allerheiligſten unter allen heiligen Friedensengeln Obereits, die aus der Schule des heiligen Antonius hervorgegangene Mönche auf dem heiligen Berge oder Gebürge Nitrien in Egypten, tauchten ihre Hände in Blut.

Groß war der Ruf dieſer Engel bey einſeitigen Beobachtern. Groß iſt er auch noch anizt bey Schwärmern und Träumern, welche dieſes Gebürge für den eigentlichen Wohnſiz der hochgelobten Friedensrepublik ihrer Liebeseinſamen in den Egyptiſchen Wüſten halten; und darum vergönnen mir auch wol dieſe Schwärmer und dieſe Träumer einige Blicke in die Lage, in die Beſchaffenheit, und den Geiſt dieſer Republik?

Das heilige Gebürge von Nitrien war ſechszehn Stunden von der Stadt Alexandrien entfernt. Die Wüſte von Nitrien erſtreckte ſich weiter hin. Eine groſſe Menge von Cellen lagen in derſelben zerſtreut. Die entfernteſten dieſer Cellen waren jedoch von dem nahe an dem Berge gelegenen Flecken Nitrien, nach Ruffinus, nicht weiter entfernt als vier Stunden; und nach dem Caſſian, nur zwey Stunden. Von andern Schriftſtellern werden dieſe Entfernungen gröſſer angegeben. Fünftauſend Einſame bewohnten dieſe ganze heilige Gegend ſchon am Ende des vierten Jahrhunderts. Sie waren in funfzig Klöſter oder unter ſich verbundene Mönchswohnungen einquartiert, die einander nahe lagen, und von denen jede unter der geiſtlichen Führung eines Vaters ſtand. An einigen Stellen wohnten mehrere Einſame beyſammen; an andern wenige;

an andern Einer alleine. Jeder hatte die Freyheit zu wohnen und zu leben wie er wollte und konnte; und was man ſich beſonders merken muß, die Nitriſchen Einſamen waren nach Tillemonts Urtheil, das iſt, nach dem Urtheil eines äuſſerſt frommen und äuſſerſt gelehrten Kirchenſchriftſtellers, eher Anachoreten als Cenobiten.

Einige führten ein ganz beſchauendes Leben, andere arbeiteten. Alle, ſagt Palladius, beſtrebten ſich in die Wette einander zu übertreffen durch Gottſeligkeit, Strenge des Lebens und der Buſſe, und durch die Ausübung von jeder Tugend.

Auf dem ganzen Gebürge war nur eine Kirche, wo ſich alle Mönche und Einſiedler nur des Sonnabends und des Sonntags verſammelten. Die übrige Zeit lebten ſie alleine. Jeden Abend hörte man aus jeder Zelle ſolche Lobgeſänge auf unſern Heiland durch

die Wolken ſchallen, daß man hätte glauben ſollen, ſagt Palladius, man ſey in den Himmel gehoben, und man lebe mit dieſen Einſamen mitten im Paradieſe.

In der Kirche von Nitrien waren drey Palmbäume. An jedem dieſer Bäume hieng eine Peitſche. Eine war für die Anachoreten oder Liebeseinſamen die ſich irgend eines Vergehens ſchuldig machten; die zweite für Diebe, und die dritte für Fremdlinge die ſich in dieſer heiligen Gegend nicht andächtig genug betrugen. Die Liebeseinſame und der Dieb mußten dieſe Bäume umfaſſen indem man ſie peitſchte.

Es wohnten auch Aerzte in dem Gebürge Nitriens, wie Palladius ſagt, und Kuchenbecker, und Weinſchenke. Denn unter ſo vielen tauſend Mönchen und Einſiedlern, gab es Kranke die dieſer Erquickungen beburften, und wie mir deucht, auch zuweilen ſolche die

nicht

nicht krank waren und doch in die Schenke giengen. Indeſſen verſichert Ruffinus, die Geſunden haben zuweilen ohne Brodt gelebt, andere nur von Brodt und Salz, überaus wenige unter dieſer groſſen Menge von Oehl. Viele legten ſich nicht einmal zum Schlafe nieder, ſondern blieben ſitzen, und dachten an nichts als an Gottes Wort.

Bey der Kirche war ein Hoſpital wo man Fremde aufnahm. Ruffin erzählet mit welcher Gaſtfreundſchaft man ihn in dieſer heiligen Gegend empfieng. Als wir uns näherten, ſagt er, und dieſe Heiligen wußten daß wir fremde Brüder waren, kamen ſie alle plötzlich, wie ein Bienenſchwarm, aus ihren Cellen auf uns zu. Sie waren von auſſerordentlicher Frölichkeit (*). Die meiſten

(*) Ein nicht ſeltener Gemüthszuſtand bey Einſiedlern die man beſucht. Nichts fröliches und

brachten uns Brodt, und Bockshäute voll Waſſer. Dann führten ſie uns in die Kirche unter Pſalmengeſang. Dann badeten ſie unſere Füſſe und wuſchen ſie mit Leinwand, als wenn ſie uns von unſerer Müdigkeit befreyen wollten, aber wirklich um unſern Seelen mehr geiſtliche Kraft durch dieſen Liebesdienſt zu geben. Was ſoll ich mehr von ihrer Freundlichkeit und von ihrer

[redacted]

ſeligeres ſah ich in der Welt, als Nonnen, die vollends in ewiger Clauſur leben, und einen unerwarteten Beſuch von Fremden erhalten. Ach wie heiter und froh ſie ſind, wie ſchnellfüſſig zum kommen, wie ihre Augen funkeln, wie Alles regſam an ihnen iſt, wie ſie alles hervergeben was ſie haben, wie ſich alles freut, wie ſie hüpfen trippeln und quiecken, wie ſeelig ſie ſind, wie ſie ſich anſchmiegen, wie ungern ſie hören daß man weggehen will, wie liebreich und herzlich ſie bitten daß man bald wiederkomme: dieß, ſo komiſch es auch ſcheinen mag, ſah ich nie ohne eine Thräne im Auge.

zuvorkommenden Dienſtfertigkeit ſagen? Jeder beſtrebte ſich in die Wette uns in ſeine Celle zu führen; und nicht zufrieden alle Pflichten der Gaſtfreundſchaft gegen uns ausgeübet zu haben, gaben ſie uns Unterricht in der Demuth die ſie ſo vollkommen ausübten, in der Sanftmuth und in allen übrigen Tugenden die man unter ſolchen Menſchen lernt, welche ſich blos deswegen von der Welt abgeſondert haben, freilich mit verſchiedener Wirkung der Gnade, aber doch mit gleichförmiger Lehre, und zu gleichförmigem Zweck. Wir ſahen nirgends, mit dieſem Feuer, chriſtliche Liebe ausüben; wir ſahen nirgends Gottes Barmherzigkeit ſo allgewaltig wirkſam; nirgends eine ſo bewunderungswürdige Gaſtfreundſchaft; nirgends ſo tiefes Nachdenken; nirgends eine ſo innige Bekanntſchaft mit der heiligen Schrift; nirgends ein ſo beſtändiges Streben nach al-

km was ein Heiliger wiſſen muß. Die Einſichten von allen giengen ſo weit, daß man keinen Einzigen ſah, von dem man nicht ſagen konnte, in ihm wohne Gottesweisheit.

Solche die hier in allen geiſtlichen Dingen Unterricht erhalten hatten, und nun zu einer hohen Vollkommenheit geſtiegen waren, entſchloſſen ſich zu einer gröſſern Abſonderung, und zu einem weit einſamern Leben. Sie giengen einige Stunden weiter weg in die Wüſte, wo alles öde war, wo man nichts ſah als Cellen, und dieſe alle ſo ſehr von einander entfernt, daß einer den andern nicht bemerkte und nicht hörte. In jeder Celle wohnte nur Einer. Palladius zählte da im Jahr 391 ſechshundert Anachoreten. Stille und Ruhe war groß bey ihnen. Sie kamen nie zuſammen als am Sonnabend und am Sonntag in der Kirche. Alle giengen zur Kirche, obgleich einige wol einige Stunden

zu

zu gehen hatten. Sie sahen sich da als wenn sie vom Himmel herabkämen zur Erde.

Kam aber auch nur Einer nicht zur Kirche, so hieß es gleich, er sey krank. Denn krank wurden allerdings diese Mönche und Anachoreten, weil sie Aerzte und Kuchenbecker unter sich hatten. Alle besuchten dann den Kranken in der Reihe, und brachten ihm was ihm angenehm war, und was er bedurfte. Aus keiner andern Ursache störete man niemals ihre Stille und ihre Ruhe, es sey denn daß einer dem andern Unterricht mittheilen wollte, oder Stärke, oder Trost. Uebrigens waren doch diese Besuche so sparsam, daß mancher in seiner Celle sterben konnte, eh man von seiner Krankheit wußte.

Palladius und Ruffin versichern einmüthig, Christusliebe sey unter diesen Einsamen von Nitrien so groß, und die Liebe die alle mit allen verband so ausserordentlich gewe-

sen

ſen, daß ſie das Erſtaunen der ganzen Welt waren, und Beyſpiele der höchſten Tugend für alle Menſchen.

Mit welcher Entzückung muß jede gute Seele dieß leſen, wenn ſie übrigens von der wahren Geſchichte dieſer Friedensengel nichts weiß. Wer fühlet ſich nicht durch die göttliche Philoſophie dieſer Mönche und dieſer Anachoreten der Erde enthoben. Wer hat wol in jenen Zeiten nicht geglaubt, daß man in ſolchen heiligen Gegenden den Verluſt keiner Weltfreude fühle. Welche ſanfte und reine Seele hat wol damals gezweifelt, daß ein ſolcher Mönch oder Einſiedler, der ſchöne Egyptiſche Himmelsluft einhauchte, leichte Speiſe genöſſe, ſein Blut durch mäſſige Bewegung in freyem Umlauf erhielte, ſein Gemüth durch keine Weltſorgen beunruhigte, deſſen Schlaf kurz und ſüß und erquickend wäre, und der in der Zuverſicht lebte im Te-

de eine Wohnung im Himmel zu finden, dann nicht auch auf Nitriens Gebürge die höchste menschliche Glückseligkeit genieſſe, und ewigen Frieden, und die beneidenswertheſte Ruhe.

Aber Traum iſt dieß Alles. Dieſe heilige Einöde war zwar eine Stadt Gottes, wie ſie Hieronymus nennt, und doch fand auch dieſer groſſe Kirchenvater in den Mönchswohnungen von Nitrien, unter Chören von Engeln verborgene Schlangen.

Langeweile befiel gewiß oft dieſe Engel. Gewiß fiel auch mancher unter ſeinen heiligen Uebungen ins Gähnen. Hitzige Köpfe hatten ſie alle, und viele melankoliſches Blut. Einſamkeit wütete darum ſo fürchterlich in ihren Eingeweiden und Köpfen; darum öfneten ſich ihre Herzen ſchwarzer Melankolie, Egyptiſcher Grauſamkeit, und fanatiſcher Wuth. Nur acht und zwanzig Jahre, nachdem

dem Palladius dieſe Friedensengel beſuchet hatte, machten ſie in der Stadt Alexandrien teufliſche Streiche.

Socrates, den man nach dem Euſebius für den edelſten Geſchichtſchreiber der damaligen Chriſten hält, erzählet in ſeiner Kirchengeſchichte umſtändlich dieſe Streiche. Der heilige Cyrillus, Patriarch, Räuber, Mörder, und Biſchof in Alexandrien, lebte dort in einem beſtändigen Streite mit Dreſtes, dem Befehlshaber der Stadt. Cyrillus warf ſich zum Herrn und Meiſter in Alexandrien auf, und Dreſtes nahm das übel. Einige Scharmützel entſtanden daher täglich auf den Straſſen in Alexandrien. Cyrillus hatte auf ſeiner Seite die Geiſtlichkeit, die Mönche, und den gröſten Theil des Pöbels. Dreſtes, der Befehlshaber des Kaiſers, hatte die Soldaten und die anſehnlichſten Bürger. Gewöhnlich behielten dieſe die Oberhand.

hand. Dieß brachte die Mönche und Anachoreten auf dem Nitriſchen Gebürge in Aufruhr; denn ſie waren groſſe Freunde des Cyrillus.

Fünfhundert Mönche begaben ſich an einem ſchönen Morgen aus ihren einſamen Hütten herunter, um die Sache Gottes, das iſt, die Sache ihres teufliſchen Patriarchen Cyrillus gegen den Oreſtes zu rächen. Als die heiligen fünfhundert Männer eben in Alexandrien ankamen, begegnete ihnen Oreſtes, der ſich auf einem Wagen durch die Stadt fahren ließ. Augenblicklich war er von dem ganzen Haufen der Mönche umringet. Sie trieben zuerſt ſeine geringe Leibwache mit Steinen auseinander, ſodann ſchalten ſie ihn auf mancherley Art, nannten ihn einen Götzenknecht, einen Opferer, einen Heiden. Oreſtes ſchrie, er ſey ein getaufter Chriſt. Aber in der Hofnung allem Streit zwiſchen

ihm

ihm und dem heiligen Cyrillus mit einmal ein Ende zu machen, warf ein Mönch, namens Ammonius, dem Oreſtes dafür einen Stein an den Kopf. Das Blut ſtürzte gleich von allen Seiten herunter. Indeß entſtand ein Auflauf. Die Bürger eilten hinzu, um den Oreſtes zu retten, und die Nitriſchen Mönche ergriffen wie Haaſen die Flucht. Man ertappte jedoch den Meuchelmörder Ammonius, und führte ihn vor den Oreſtes. Dieſer ließ ihn geſetzmäſſig verhören, und befahl, daß man die Folter an ihm verſuche; der Mönch ſtarb an der Folter. Cyrillus, den die Römiſche Kirche noch itzt als einen ihrer Heiligen verehret, ließ ihn in einer Kirche begraben, hielt ihm eine Leichenpredigt, und verſetzte ihn in die Zahl der heiligen Märtyrer.

Alle Anhänger des Cyrillus, alſo vorzüglich ſeine Leibtrabanten die Mönche und die Geiſt-

Geiſtlichkeit, waren äuſſerſt erbittert über den Tod des Ammonius, und dachten auf eine grauſame Rache. Das Opfer ihrer Wuth ward eine Freundinn des Oreſtes, die unſchuldigſte Seele in ganz Alexandrien, die Philoſophinn Hypatia.

Hypatia war ein Wunder ihrer Zeit, durch ihre Schönheit, ihre Tugend, ihre Gelehrſamkeit, und ihren Verſtand. Theo, ihr Vater ein berühmter Philoſoph und Mathematiker in Alexandrien, hatte frühe ihren Geiſt gebildet, und ſie übertraf durch ihre Gelehrſamkeit alle damals lebenden Philoſophen. Man ertheilte ihr ein öffentliches Lehramt der Weltweisheit und Mathematik. Sie erklärte die Schriften des Plato, des Ariſtoteles, und aller übrigen Weiſen des Alterthums. Man drängte ſich von allen Orten her nach Alexandrien die ſchöne Hypatia zu hören. Sie bildete Jünglinge die ſich

ſchon in früher Jugend einen groſſen Namen erwarben. Die größten Weltweiſen ihrer Zeit fragten ſie über die ſchwerſten und verworrenſten Lehren der Platoniſchen Philoſophie, der Mathematik und der Aſtronomie um Rath, und ihre Antworten verehrten ſie wie Orakelſprüche. Mit dem philoſophiſchen Mantel, mit edler Zuverſicht, und doch milder und ausgezeichneter Beſcheidenheit, kam ſie in Geſellſchaft bei Groſſen. Sie ſchämte ſich nicht, auch in ihrem Mantel, ſich da zu zeigen, wo ſehr viele Männer ſich verſammelten, denn alle verehrten ſie wegen ihrer Sittſamkeit und wegen ihrer Anmuth. Ob ſie gleich ſehr ſchön war, und mit allen Arten von Menſchen frey umgieng, brachte ſie es doch durch ihre Tugend und ihre Ehrbarkeit ſo weit, daß es niemand wagte ihr ein Merkmal von Zärtlichkeit zu geben, oder eine Liebeserklärung zu machen, ein einziger

Stu-

Student ausgenommen. Sonderbar, und freilich nicht im Geschmacke unserer Welt, war die Manier, wie sie diesen rohen Student zurecht brachte, und von seiner Liebe heilte. Viele Jahre lebte Hypatia in einer allgemeinen und ausserordentlichen Hochachtung. Christen und Heiden, auch die Vornehmsten unter ihnen, besuchten sie fleissig, um sich mit ihr über gelehrte Fragen und wichtige Angelegenheiten zu unterhalten, weil ihre Klugheit eben so groß war als ihre Wissenschaft. Sie hingegen bediente sich ihres Ansehens, um Nothleidenden bey der Obrigkeit durch ihre Fürsprache zu helfen. Orestes hatte die gröſste Hochachtung für Hypatia. So wie andere Befehlshaber des Kaisers vor ihm, erholte er sich Raths bey ihr in allen verworrenen Umständen, und richtete sich genau nach ihrer Vorschrift. Sie war diejenige Person in Alexandrien, die er

am höchsten schätzte, und in deren Gesellschaft er das gröſste Vergnügen fand. Darum verschworen sich die Mönche und die übrigen Freunde des Cyrillus, um den Orestes den sie nicht hatten ermorden können doch an dem allerzärtlichsten und weichsten Theile seines Herzens zu verwunden, diese liebenswürdige und unschuldige Philosophinn hinzurichten, und durch ihren Tod den Orestes der gröſsten Freude seines Lebens zu berauben.

Cyrillus gab um so viel lieber dieser Mönchsverschwörung seinen Beyfall, weil er schon lange voll geistlichen Neides gegen diese erhabene Heidinn war. Denn als dieser stolze Patriarch einst vor dem Hause der Hypatia vorbeygieng, und da eine grosse Menge von Menschen und Pferden sah, von denen einige kamen, andere giengen, andere blieben, fragte Cyrillus, wer da wohne und

was dieser Anlauf bedeute? Man sagte ihm, es wären Leute welche die berühmte Philosophinn Hypatia besuchten. Dadurch ward Cyrillus so neidisch, sagt Suidas, daß er der Hypatia auf der Stelle den Tod schwur.

Dieser grausame Entschluß kam also durch den Lerm wegen des Mönchs Ammonius desto leichter zur Ausführung. Eines Tages als die Hypatia in ihrem Wagen nach Hause fahren wollte, hat ein christlicher Geistlicher und Kirchenbedienter des Cyrillus, namens Peter, einer Rotte liederlichen Gesindels, die er anführte und reitzte, den Vorschlag die Hypatia vom Wagen herunter zu reissen. Dieß geschah mit grossem Ungestüm. Man warf die Hypatia zur Erde, und schleppte sie sodann nach der Hauptkirche der Stadt. Da entblößte man ihre schönen Glieder, zog sie ganz nackt aus, und fieng an mit scharfen Steinen ihr Fleisch zu

zerſtoſſen, zu zerquetſchen, und vom Leibe zu reiſſen. Hypatia hielt dieſe Märter mit der gröſsten Standhaftigkeit aus, bis ſie davon den Geiſt aufgab. Ihr Tod hatte die Wuth ihrer Mörder noch nicht geſättiget. Sie riſſen ihren Leib in Stücken, ſchleppten dieſe Stücken mit tauſend Läſterworten durch alle Gaſſen von Alexandrien; dann warfen ſie dieſelben auf einen Haufen zuſammen, und verbrannten ſie. Mönchswuth brachte dieſes Opfer dem heiligen Cyrillus, in dem zweiten anachoretiſchen Friedensjahrhundert nach Obereits Zeitrechnung, und im Jahre Chriſti 419, zur Faſtenzeit.

Schandthaten die Anachoreten verübten und Mönche die der Welt entſagten, häuften ſich im Orient, auf Schandthaten bis ins achte Jahrhundert. Die Anachoreten von Syrien und Meſopotamien waren noch die beſten Leute unter allem dieſem Pack,

denn

denn sie begnügten sich in ihren Höhlen zu schwärmen und übten an sich alleine ihre Wuth. Zu einer unglaublichen Höhe stieg die Unwissenheit, der Aberglauben, der Stolz, die Dummheit und die Raserey der griechischen Mönche in jener Zeit, da auch sogar die Clerisey zu den Waffen griff, da ein Unterdiakon die Neapolitanischen Truppen commandirte, und ein Diakon Admiral der Flotte des griechischen Kaisers war. Wie tolle Hunde fielen die Mönche auf alles was sich ihnen widersezte, und an ihre abgeschmackten Lehren nicht glaubte. Endlich ergriff Kaiser Constantinus Copronymus, zu Bezähmung dieser Ungeheuer das einzige Mittel das noch helfen konnte. Er befahl allen Mönchen, daß sie ihre Schlupfwinkel verlassen, und sich verheyrathen.

Alle Uebel die Einsamkeit und Schwärmerey in die Welt brachten, übertrift jedoch

der im vierten Jahrhundert als Glaubensartickel angenommene Wahn, daß nichts als Verfolgung, Marter und Todesstrafe vermögend sey theologische Irthümer zu rächen: Alle angeführten Schandthaten und Greuel wurden gerechtfertigt und befohlen durch diese Theologie.

Hölle und Einsamkeit haben diese Theologie erdacht. In Cellen und Höhlen fand sie den meisten Beyfall und die größte Achtung. Alle christlichen Mönche waren seitdem, in allen Jahrhunderten, mit dieser Theologie besessen. Tod und Verwüstung kam durch sie über alle Welttheile. Durch sie rauchte überall die Erde von dem Blute unschuldig abgeschlachteter Millionen von Menschen. Sie machte Dummköpfe, Bluthunde und Tyger aus Nationen die man itzt in Europa für am meisten gesittet hält. Religion soll die Glückseligkeit der Menschen befördern;

und

und durch diese Theologie entstanden überall Henkersknechte aus Dienern Gottes, und Predigern der sanften Lehre seines Lammes.

Theologische Unduldsamkeit und christlicher Verfolgungsgeist, werden leichter und tiefer als irgend eine andere Wuth, einsamen und harten Mönchsköpfen eingeprägt. Einsamkeit befördert jede Art von Schwärmerey und Wuth. Muhammeds angeerbter Religionseifer ward, in seiner sechszehnjährigen Einsamkeit, Schwärmerey. Die zwölf Jahre seiner Leiden und Verfolgungen nährten seine abergläubischen Träume; und erst in den zehn folgenden Jahren wandelte Er, mit gleichen Schritten, an der Seite der Politik und des Ehrgeitzes. So gründete sich Muhammeds Religion und Reich; und so das Reich des Vatikans (*).

(*) Auch anitzt noch vergißt der Vatikan seine Reichs-

Manche Biſchöfe befremdete, noch am Anfang des dritten Jahrhunderts, das erſte Beyſpiel daß man einen Menſchen tödtete, weil

Reichsangelegenheiten ſogar da nicht, wo ſie lächerlich ſind. Im October 1783 ſollte der Päbſtliche Nuntius in Petersburg, Monſignor Archetti, dem Ertzbiſchof von Mohilow das Pallium ertheilen; und dieſe Ceremonie ward nur deshalb aufgeſchoben, weil der Formul des Eides, den der Nuntius von dem Ertzbiſchof verlangte, weiter nichts mangelte als Menſchenverſtand. Es heißt in dieſer Formul, nach verſprochenem Gehorſam an den Pabſt, und Anerkennung deſſelben als Oberhaupts der Kirche: „Ich ſchwöre aus allen meinen Kräften die „Schismatiker und Ketzer zu verfolgen, und die „Waffen nicht eher niederzulegen, bis ſie alle „ausgerottet ſind.“ Bekanntlich hält die Römiſche Kirche alle diejenigen die der Griechiſchen Kirche zugethan ſind für Schismatiker. Alſo verlangte Monſignor der Nuntius in Petersburg auch eigentlich weiter nichts, als daß der dem Ruſſiſchen Zepter unterworfene Ertzbiſchof von

weil man sagte, er sey ein Ketzer. Aber nur hundert Jahre später, war schon der gröſste unter allen Anachoreten und Mönchen, der hyperorthodoxe Hieronymus ein Verfolger. Er, der in seiner Vertheidigung gegen den Ruffinus sagt: auf mein Angeben haben die Kaiser befohlen, daſs man die Origenisten aus Egypten und Alexandrien verjage; auf meinen Rath hat sie der römische Bischof verflucht; meine Feder brachte gegen die Schriften des Origines, die man sonst so zahm gelesen hat, die Welt in Wuth (*). Er,

von Mohilow in seine heiligen Hände schwöre: „Ich will nach allen meinen Kräften alle Rus„sen verfolgen, und die Waffen nicht niederlegen, „bis sie alle ausgerottet sind.“

(*) Imperatorum quoque scripta, quae de Alexandria et Aegypto Origenistas pelli jubent, me suggerente dictata sunt; ut Romanus pontifex miro eos odio detestetur, meum consilium fuit: ut totus orbis post translationem tuam

Er, der in einer andern Stelle sagt: Ketzereyen müsse man mit der prophetischen Sichel abhauen, um das Gift des Teufels zu dämpfen, und alle Ketzer müsse man dem Satan übergeben zum Untergang der Ketzerey. Er, dieser würdige Orthodoxe, mahlte sich selbst und seinen orthodoxen Eifer, in einer andern Stelle, mit folgenden Worten vortreflich: Hunde bellen für ihren Herrn, und du willst daß ich nicht für Christi Wahrheit belle? Sterben kann ich; aber schweigen kann ich nicht.

Vermahnen und Belehren hielt doch noch Constantinus der grosse eine Zeitlang für das einzige was ein Kaiser in Glaubenssachen wagen könne, ob er gleich den Weltweisen Sopater hinrichten ließ, und die heidnischen Tem-

tuam (sagt er dem Russinus) in Origenis odia exarserit, quam antea simpliciter lectitabat, meus operatus est stylus.

Tempel beraubte. Er schrieb an sein Volk sehr beweglich: sie möchten Christen werden wie Er; und setzte bescheiden und mit Schonung hinzu: solche die dessen ungeachtet ihre Augen vor dem neuen Lichte schliessen, können geruhig ihre Tempel besuchen, und ihren falschen Göttern dienen. Indessen daurte diese Duldsamkeit nicht lange bey diesem mächtigen Despoten, weil er doch mit Bischöfen über halb metaphysische und halb theologische Orthodoxie zankte, die er weder als Soldat noch als Kaiser verstand, und weil er in seinen Edicten schon die Arianer mit Todesstrafe bedrohte. Kaum hatte auch Constantinus den Christen Frieden verschaffet, so fiengen sie selber an, untereinander und gegeneinander zu wüten. Schon Ammianus fand, die Raserey der Christen des vierten Jahrhunderts, unter sich, übertreffe die Feindschaft der wilden Thiere gegen die

Men-

Menschen. Gregor von Nazianz sagt in einer seiner Reden: das Himmelreich werde durch Uneinigkeit das Bild des Chaos, eines Gewitters in der Nacht, und der Hölle.

Wüten und Morden entstand im vierten Jahrhundert, zwischen der catholischen Partey und den Donatisten, aus einer elenden Katzbalgerey über einer Bischofswahl. Lange zankte man sich sodann, über die zwey Fragen, wie ein rechter Bischof ordinirt werden müsse, und worinn die Kennzeichen der wahren Kirche bestehen? Die catholische Partey behauptete, die wahre Kirche begreife den grösten Umfang von Ländern und Völkern; die Donatisten behaupteten, nur die Kirche sey die wahre, in welcher man keine groben ärgerlichen Sünder dulde. Beyde Theile kamen darinn überein, es gebe nur eine wahre Kirche, nemlich, die ihrige, und auser dieser Kirche sey alles verdammt.

Sol-

Solche Streitpunkte setzten Afrika in Flammen. Die donatistischen Bischöfe riefen einen Schwarm fanatisch rasender Bauren zu Hülfe. Aber man überwand sie in einer Schlacht; und nun wurden die Donatisten von den Catholiken, dreyzehn Jahre hindurch, gemordet und geschlachtet. Alle diese Narren wüteten gegen einander und mordeten einander, blos deswegen, weil immer einer toll ward, wenn der andere, in Absicht auf die Wege zu seiner eigenen Seligkeit, einer andern Meinung anhieng als Er.

In dem verbrannten Hirn des heiligen Augustinus bildete sich der in unsern Tagen noch immer fortdaurende hohe Begrif von Kirche. Ein Donnerwort war in seinem glühenden Munde dieses unsichtbare Reich, dieser angebliche Staat Gottes, der wahrlich, wie die eben so unsichtbare Gelehrtenrepublik, alle Guten und Edlen nicht in sich begreift.

begreift. Er trieb, so gut er konnte, mit diesen Worten alle Menschen, wie der Schäferhund alle Schafe, in einen Stall.

Aber solche Schafsköpfe sind nicht alle Menschen, und noch weniger alle Menschen zu jeder Zeit. Augustinus selbst erfuhr es, wie schwer es ist, die Menschen ohne ein geneigtes Ohr und ein willigs Herz dahin zu lenken wo man sie haben will, als man in Afrika die Donatisten zur äussersten Verzweifelung brachte. Diese Schwärmer wurden, nach vielen unerhörten Vergehungen und Ausschweifungen zuletzt Selbstmörder. Sie warfen sich Reisenden in den Weg, und drohten ihnen augenblicklichen Tod, wenn sie nicht die Mühe nehmen wollten, sie selbst augenblicklich zu tödten. Sie entheiligten die Tempel der Heiden, in der Erwartung, diese werden sie zur Rache für die Ehre ihrer Götter niedermetzeln. Sie drangen mit Ungestüm

gestüm in die Gerichtshöfe, in der Hofnung, der aufgebrachte Richter werde sie gleich hinrichten lassen; und wenn dieses alles ihnen nicht gelang, stürzten sie sich, in Haufen, von hohen Felsen in Abgründe.

Ein guter Mann, der Stadthalter von Afrika Dulcitius, litt bey der immer weiter gehenden Hirnwuth dieser Leute, und wußte nicht was er thun solle. Die Donatisten durfte er nicht begünstigen, aus Furcht er beleidige den Kaiser; und er konnte die Befehle des Kaisers nicht befolgen, ohne diese rasenden Schwärmer noch immer rasender zu machen. Dulcitius that, in dieser Verlegenheit was mancher nicht gethan hätte; er fragte den heiligen Augustinus um Rath. Dieser hielt die Donatisten nicht für das was sie waren, für Narren, sondern für Ketzer; und rieth dem Stadthalter die äußerste Strenge, als ein specifisches Mittel Ketzer zu be-

kehren. Es ist besser, sagte der heilige Mann, daß man einige Donatisten verbrenne, als daß dieser ganze gotteslästerliche Haufen ewig brenne in der Hölle.

Seitdem Augustinus dieses herrliche Mittel angab, durch Feuer den Staat Gottes zu bevölkern, glaubten alle Klöster und alle Mönche steif und ewig: es sey besser daß man hie und da einen Ketzer brate, als daß sie alle ewig gebraten werden in der Hölle.

Beyspiele von Intoleranz reihen sich von der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts durch alle Zeiten. Die Sekte der Messalier ward im vierten Jahrhundert in Mesopotamien und Antiochien verfolgt; die Bischöfe liessen alle Klöster verbrennen in die sie aufgenommen worden, alle diese Ketzer wurden verbannt, und ihr Anführer Lycopetrus, oder Peter der Wolf, ward gesteinigt. Kaiser Gratian gab zwar im vierten Jahrhun-

dert zuerſt ein Toleranzedikt zum Beſten aller chriſtlichen Sekten, drey ausgenommen; aber als ihn die Kirche beſſer unterrichtet hatte, donnerte er ſeine Flüche gegen alle Ketzer und Schismatiker aus. Damen (*) gaben zwar den Priſcillianiſten ſehr groſſen Beyfall, aber deſſen ungeachtet wurden dieſe Ketzer auch ſchon im vierten Jahrhundert auf das heftigſte und grauſamſte verfolget. Kaiſer Theodoſius der groſſe gab die allerabgeſchmackteſten Geſetze gegen Irrglaübige; denn er befahl, das ganze Römiſche Reich müſſe glauben was der Pabſt Damaſus, ein blutgieriger Schurke, und der Biſchof Peter von Alexandrien glauben. Solche allein, hieß es in dem kaiſerlichen Edikt, nennen wir ca-

(*) Mulieres, ſagt Sulpitius Severus, novarum rerum cupidae, fluxa fide, et ad omnia curioſo ingenio, catervatim, ad Priſcillianum confluebant.

tholische Christen; alle die was anderes glauben, halten wir für toll, und geben ihnen den Schandnamen Ketzer, indeß da wir uns allergnädigst vorbehalten sie zuerst der Rache des Himmels zu überlassen, und sonach sie auf die Art, die uns der Himmel eingiebt, bey den Köpfen zu nehmen.

Theodosens Söhnen, den Kaisern Arcadius und Honorius ward gesagt, das Glück ihres grossen Vaters sey blos die Wirkung seiner Frömmigkeit gewesen. Bekanntlich war eselhafte Orthodoxie und Wuth gegen Ketzerey in jenen Zeiten Frömmigkeit; es war daher diesen Kaisern leicht, die Frömmigkeit ihres Vaters nachzuahmen, und darum erneuerten sie auch alle Befehle desselben zum Besten der Orthodoxie, und gaben auch viele neue Edicte gegen alle Ketzer. Dieß gieng dann in der Folge immer weiter. Arcadius, der niemand als den Juden schonte,

ließ alle Gebäude einziehen, in welchen ſich Ketzer in Conſtantinopel verſammelten, alle ihre Geiſtlichen aus der Stadt jagen, und allen verbieten gemeinſchaftlich zu Gott zu beten.

Roms Gröſſe vergieng, die Barbaren verwüſteten das Reich, und das Griechiſche Kaiſerthum ward lächerlich, indeß da die Kaiſer durch die Wuth der Kirche und der Mönche aufgebracht, weiter an nichts dachten als Ketzern das Maul zu ſchlieſſen, ſie in Gefängniſſe zu werfen, zu verbannen, auszuhungern, zur Ehre Gottes und des Chriſtenthums zu geiſeln und zu erwürgen. Staatsklugheit und Menſchlichkeit ward von allen dieſen elenden Regenten unter die Füſſe getreten, blos aus Liebe für dürre unfruchtbare Orthodoxie (*).

(*) Toleranz kannte in dieſen orthodoxen Zeiten niemand

Nestorius, der berühmte Patriarch und Bischof in Constantinopel, versprach in seiner ersten Predigt dem Kaiser, Glück auf Erden und einen recht hübschen Platz im Himmelreich, wenn er sich wolle mit ihm zur Ausrottung aller Ketzer verbinden. Seinen ersten Versuch machte der Patriarch fünf Tage nachher. Er befahl daß man die Kirche der Arianer niederreisse; die Arianer kamen dadurch in solche Wuth und Verzweifelung, daß sie selbst Feuer in ihre Kirche einlegten, und dieselbe mit vielen benachbarten Gebäuden verbrannten. Nestorius beredete sodann

niemand als die Barbaren. Niemals wollten sich die Gothen zu Gewissensrichtern aufwerfen. Ihre Gesandten erklärten dem Belisarius: Niemand unter ihnen werde durch Drohungen oder Gewalt genöthiget, seine Religion zu ändern; jeder habe das Recht zu glauben was ihm beliebe. Aber deswegen sey doch ihre Ehrerbietung für alle geheiligten Oerter nicht weniger groß als bey den Römern.

dann den Kaiſer, daß er die ſchärfſten Befehle gegen alle Ketzer ausfertigte; und Er brachte es, ſeinerſeits, durch ſeine apoſtoliſchen Verfolgungen ſo weit, daß er der größte Heilige des fünften Jahrhunderts geworden wäre, wenn ihm nicht bald darauf die Kirche bewieſen hätte: Er ſelbſt ſey ein Ketzer.

Kaiſer Juſtinianus der Juriſt (*) war ein elender theologiſcher Krittler, und ein grauſamer Ketzerfeind. Gegen alle Diſſidenten ertheilte er die heftigſten Befehle, und verfolgte ſie alle theils aus blindem Eifer und

(*) Eigentlich verſtand Juſtinianus von der Juriſterey nichts. Suidas nennt ihn einen unwiſſenden Prinzen. Aber er hatte ſehr geſchickte Leute in ſeinem Dienſt, die unter ſeinem Namen, Geſetze, Edikte, und Briefe, in einem edeln Styl abfaßten, und mit einem Ernſt und einer Würde, die man in den Geſetzen vieler anderer Kaiſer vermiſſet.

theils aus Geitz. Durch seinen General Belisarius ließ er Afrika verwüsten und Carthago einnehmen. Er zerstörte die Herrschaft der Vandalen und der Arianer in diesen Ländern, und machte, wie ein philosophischer Erzähler dieser Begebenheiten sagt, seine neuen Unterthanen orthodox durch apostolische Rippenstöße. Seine Gemahlinn Theodora nahm grossen Antheil an diesen frommen Bekehrungen. Sie war Tochter eines Kerls der Bären für das Amphitheater unterhielt, und vor ihrer Erhebung zum Throne eine Gassenhure von Profession. Justinian erhielt von dem Concilio in Constantinopel den Titel eines allerchristlichen Kaisers; aber am Ende verketzerte man auch seine allerchristliche Majestät (*), die aber deswegen

(*) In dem grossen Streite über die Frage, ob der Leib Christi verweslich oder unverweslich gewesen

wegen doch immer fortfuhr, alle und jede die Sie nicht für orthodox hielt, allerchriſtlichſt ihres Lebens und ihrer Güter zu berauben. Procopius nennt den Juſtinian und die Theodora zwey eingefleiſchte Teufel, von Gott in die Welt geſandt zum Verderben des Menſchengeſchlechts.

Ein Donnerwort ward nun Orthodoxie im Munde des Blödſinns, des Aberglaubens, und der Dummheit. Menſchen mußten Glaubenseide ſchwören. Niemand lehrte mehr, das ſollt ihr thun; allenthalben ſchrie man, das ſollt ihr glauben. Hängen und Verbrennen, zum Beſten der Ketzer und um Gottes willen, ward allgemein in der chriſtlichen Kirche. Verräther, Mörder, Vergifter und Vatermörder, verbrannte man

ſen ſey, ſchlug ſich Juſtinian zu der Partey die für die Unverweslichkeit ſtritt; und dieſe erklärte die Kirche für ketzeriſch.

nicht lebendig; aber dieß war nun die bestimmte Strafe der Ketzer, die gewöhnlich über Glaubenssachen nur vernünftiger dachten als ihre Mörder (*). Mönche, Geistliche und Päbste erklärten nun einmüthig, Ketzern müsse man weder Treu noch Glauben halten, und keine ihnen geschworne Eide seyen verbindlich.

Ketzer hieß man damals, und heisset man vermuthlich anitzt noch im Vatikan, alle und jede, die keine Lust bezeugten sich den Befehlen des Pabstes zu unterwerfen. Unterdrücken, martern und vernichten muß man also

solche

(*) Einer der größten Männer Deutschlands hat gesagt: „Gehet die Unglücklichen alle durch, die „von je her durch Bann und Verdammniß ba„ben gebessert werden sollen; Leser! welcher äus„serlichen Kirche, Synagoge oder Moschee du „auch anhängest! untersuche, ob du nicht in dem „Haufen der Verbannten mehr wahre Religion „antreffen wirst, als in dem ungleich größern „Haufen ihrer Verbanner?“

solche Rebellen, wenn man kann, sagten Italiänische Schurken. Dieß glaubte man diesen Schurken; und dieß glaubt man noch itzt, in Ländern wo sich Menschenvernunft an Bettelmönche verpachtet, oder an Beichtväter die so dumm sind wie sie. Verdammung und Menschenhaß wird daher noch immer auf den Kanzeln in dem finstern Theile des catholischen Deutschlands gepredigt, und den zartesten Kindern in den Schulen eingeflösset. Auch da wo anitzt ein philosophischer Monarch die christliche Duldung durch sein erhabenes Beyspiel lehret, und durch weise Gesetze einschärft, brüstet man sich noch auf Orthodoxie, und sündigt noch gegen Toleranz (*). Aller Keim von Menschenliebe, Gesel-

(*) In Prag muß es anitzt noch Leute geben, die sich einbilden, man werde mit dem Irrglauben, wie mit einer Hasenscharte gebohren. Ein wirklich

Geselligkeit und bürgerlicher Eintracht, und die von Christo uns so sehr ans Herz gelegte Nächstenliebe, wird durch jeden Streitprediger erstücket.

Als man den thörichten Franz von Assisi unserm Heilande noch an die Seite setzte, und einige sogar glaubten, das Evangelium Jesu Christi werde untergehen, und dafür das vollkommenere Evangelium des Franz von Assisi in Gang kommen, war es allgemeine Orthodoxie, zu glauben der heilige Franz habe eine runde Kapuze getragen. Aber als ein Italiänischer Franciskaner die grosse Entdeckung

lich und erwiesen wahnwitzig gewesener Magister aus Leipzig, entsagte in diesem Jahre dem Lutherthum in Prag, und man setzte mit grossem Triumph in die Prager Zeitung: „Der „Vesperprediger der Universitätskirche in Leip„zig habe, am ersten Ostertage 1733, in der Pra„ger Metropolitankirche seinen angebohrnen „Irrglauben abgeschworen."

deckung machte, die Kapütze des heiligen Franz sey spitz gewesen und seinen Bart habe er ganz anders zugeschnitten als es die ältere Orthodoxie der Franciskaner erforderte, ward nun das Gegentheil als Orthodoxie von den Kaputzinern behauptet; und es kam, wie gewöhnlich, zu einem Streite über orthodoxe Kaputzen und orthodoxe Bartform, den man mit der heftigsten Bitterkeit führte, und nicht ohne Blutvergiessen.

Orthodoxie sollte fester Glaube seyn an die Grundlehren der Religion zum frommen Leben und seligen Sterben. Aber gewöhnlich ist sie nichts, als Glauben an den Meister im Stuhle. Gewöhnlich ist der sogenannte Orthodoxe intolerant; er hasset seinen Nächsten, nimmt ihm auch wol sein Brodt, wenn er kann, und wenn dieser in Religionssachen nicht denkt oder sich ausdruckt wie Er. Wenn also die höchste Weisheit und die höchs-

ste Tugend im Stuhle nicht sitzt, so geht ein Profaner leicht zu der Sekte der neuen Reformatoren über, die das ursprüngliche Christenthum, die ächte Lehre Jesu und seiner Schüler, von den fremden und schädlichen Zusätzen der Kirchenväter, der Concilien und Scholastiker abscheiden und säubern; indeß da der Orthodoxe nichts dagegen hat, daß man Jesum Christum einen Juden nennt, wenn man ihm nur zugiebt Spalding sey ein Ketzer.

Protestantische Orthodoxen und protestantische Ketzer haben eben das Verhältniß gegeneinander, wie vormals protestantische Ketzer und catholische Orthodoxen. Sie hassen sich eben so getreulich. Es war einst, und nicht sehr lange her, die höchste protestantische Orthodoxie, zu glauben: das Volk solle zwar auf der Kanzel zur Ausübung der Tugend ermahnet werden, aber eben deswe-

gen

gen müsse man ihm nichts häufiger predigen, als, Werke der Tugend seyen zur Seligkeit gar nicht nothwendig. In einigen Ländern ist protestantische Orthodoxie anitzt, wie man sagt, daß man glaube die Sekte der neuen protestantischen Reformatoren seyen Ketzer, weil sie die steife Anhänglichkeit an kirchlich orthodoxe Formeln verwerfen; weil sie für Denkfreyheit und ausgebreitete dem sanften wohlwollenden Geist des Evangeliums so eigene Duldung eifern; weil sie niemand leichtlich verdammen; weil sie die verdammenden Urtheile anderer mit Sanftmuth tragen; und weil sie es der eigenthümlichen Kraft der Wahrheit überlassen, mit ihrem Lichte, nach und nach, durch die dicken Nebel geheiligter Vorurtheile zu dringen, und dann erst sich sieghaft den Gemüthern der Menschen zu offenbaren.

Ketzer sind alle Neuerer in der Religion, für steife Orthodoxen. Aber ohne die im sechszehnten Jahrhundert eben so schrecklich verschryenen Neuerer in der Religion, würden wir noch unter den Gesetzen Conrads von Marpurg leben, der Alles als Ketzer verbrennen ließ, was sich dem Pabst und dem Bischof nicht vollkommen gehorsam bezeigte, und nach dessen Orthodoxie man jeden als einen überwiesenen Ketzer augenblicklich ins Feuer warf, der dem Pfarrer den Zehnten nicht richtig abtrug.

Orthodoxie kann man vertheidigen, und dabey doch, wie man weiß, ein schändliches Leben führen. Orthodoxe Mönche haben von jeher auf verderbte Sitten und gefährliche Zeiten gelästert, und waren selbst die eigentlichen Urheber des Verderbens der Zeiten, und der Verabsäumung des Wesentlichsten in der Religion. Jeder orthodoxe

Mönch

Mönch glaubt, er sey eine Posaune des Evangeliums und ein Hammer für die Ketzer, und er ist doch weiter nichts als Posaune einer Theologie, mit der man des Menschenverstandes spottet. Toben gegen die Ketzer war freylich ächter catholischer Geist auf den Lehrstühlen und Kanzeln des Orients; und dann auch näher bey uns, in Zeiten allgemeiner Blindheit. Aber Controverspredigten sind anitzt in Deutschland, bey Catholiken und Protestanten, alter reichsstädtischer Bocksbeutel, Mahlzeichen noch herrschender Dummheit, ewiger Zunder zu blindem Menschenhaß und unaufgeklärtem Eifer.

Deutschlands größter Dummkopf, Pabst Pius des Sechsten vielgeliebter Sohn (*) der

(*) So nennt Pabst Pius der Sechste diesen Hans Wurst, in einem aus Wien vom 4. April 1782 an ihn geschriebenen Briefe, worinn der Pabst

ber Hans Wurst, Streitprediger und Exjesuit Aloisius Merz in Augspurg, stößt itzt zwar, noch mächtiger als nie, in seine Streitdrommete. Aber wäre Aloisius Merz nicht so dumm, und das Licht des Jahrhunderts in der einen Hälfte von Augspurg nicht so klein, so möchte man wol fragen: wer in Augspurg gottloser sey, Aloisius Merz, oder die Policey die seine Streitdrommete duldet?

Controversen verfinsterten immer den Verstand der Menschen, und machten immer ihre Herzen wütend. Darum wafneten sich, zur Ausbreitung ihres wahren Glaubens, die Schüler des heiligen Dominiks mit Feuer. Darum opferten sie dem Vater der Liebe ihre Mitmenschen auf brennenden Scheiterhaufen,

eifrig wünschet, daß Merz von seiner heilsamen Gewohnheit Streitreden zu halten keinesweges abstehe, sondern standhaft und mit männlichem Muthe dieses grosse Werk fortsetze.

sen, weil sie aus Mangel der nöthigen Talente nicht fähig waren sie zu überzeugen.

Aber aufgeklärte Protestanten haben doch auch gesagt: nicht alle Verfolgung, nicht alle Unduldsamkeit, rühre von Mönchen her; Mönche haben Carl dem neunten die schändliche Bartholomäusnacht nicht eingeflüstert; die Päbste haben die Inquisition eingeführt.

Zugeben will ich, daß wol Menschen von allen Ständen und von allen Religionen, andere Menschen durch Marter zwingen würden ihre Meinungen anzunehmen, wenn sie die Macht dazu hätten (*). Laßt nur den

(*) Päbsten und Consistorialräthen, Cardinälen und Superintendenten, Bischöfen und Hauptpastoren, Bettelmönchen und Predikanten, sagte auch darum im Jahre 1783 ein deutscher Jude: „die Religion kennet keinen Zwang. Sie leitet „nicht mit eisernem Stabe, sondern leitet am „Seile der Liebe. Sie zückt kein Rachschwerdt, „spendet kein zeitliches Gut aus; masset sich zu „kein

Vorwand heilig seyn, so wird leicht jeder Streit blutig. Jede Grausamkeit findet allgemeinen Beyfall, wenn man eine teuflische Grille zur Sache Gottes macht. Mönche hiessen Kaiser Carl den grossen auch nicht, die christliche Religion mit Waffen in der Hand unter den Sachsen ausbreiten, auf die verweigerte Taufe Todesstrafe setzen, deswegen einmal fünfthalbtausend Sachsen im Grimm niedersäbeln, und die übrigen wie eine Heerde Vieh in den Fluß hineintreiben und

„kein irdisches Gut ein Recht, auf kein Gemüth „äusserliche Gewalt an. Ihre Waffen sind Gründe und Ueberführung; ihre Macht die göttliche „Kraft der Wahrheit. Die Strafen, die sie an„drohet, sind, so wie die Belohnungen, Wirkungen der Liebe; heilsam und wohlthätig für die „Person selbst, die sie leidet. An diesen Merk„malen erkenne ich dich, Tochter der Gottheit! „Religion! die du in Wahrheit allein die selig„machende bist, auf der Erde, so wie im Him„mel.“

und mit Wasser besprengen. Aber Mönche erhuben doch wegen der Hinrichtung des Philosophen Sopaters, den ersten christlichen Kaiser zum Himmel. Mönche haben doch in der Schule des Augustinus den Verfolgungsgeist mit heissem Dank eingehaucht. Bettelmönche waren in allen Ländern die Werkzeuge aller Unruhen, welche der heilige Vater in Rom stiften wollte; allenthalben bliesen sie zuerst in das Feuer theologischer Zwietracht. In jenen schrecklichen Zeiten, da man nichts glaubte als was Mönche sagten, da folgsame Dummheit oder eine politische Kopflähme allem Beyfall nickte was diese Schurken lehrten, war es ein Leichtes die Welt zu bereden, man müsse irrgläubige Menschen durch Marter und Qualen zu anderer Meinung zwingen, Religionsstreitigkeiten mit dem Schwerdt schlichten, und Ketzer verbrennen. Was Mönche nicht selbst tha-

ten, lehrten sie doch Könige und Kaiser; und was der Obermönch in Rom befahl, führten Franciskaner und Dominikaner aus, als seine Henkersknechte.

Kopflähme wäre es auch, nicht zu sehen durch wie viele Canäle aus einem nebelvollen Hirn, Religionshaß und Klostergeist auch in die Herzen und Parucken der Theologen gelinderer Religionsparteyen fliessen. Eine Meinung über Glaubenssachen der nur wenige beyfallen, heißt in manchem protestantischen Lande, auch Ketzerey. Ein Ketzer bist du da, und wirst dafür verfolgt, wenn du deines Brodtes wegen von Calvinischen Glaubensmeistern abhängst, sobald du nicht glaubst, was der grosse Calvinische Haufen glaubt, oder mehr wissen willst als er. Wie mancher altgläubige Kirchenengel betet darum, nicht an Bußtagen in der Kirche, sondern täglich in seinem Kämmerlein: Herr schütte

deinen

deinen Grimm auf die Berliner Theologen, und auf die Allgemeine Deutsche Bibliothek! Wie viele altgläubige protestantische Lehrer krächzen mit Davitischen Seufzern, Herr ich bin verfolgt, und sind dann doch selbst die größten Ketzermacher und die rüstigsten Verfolger! Man weiß, wie reformirte Zorntheologen und Helvetische Consensusknechte wüteten gegen solche, die nicht etwa Schriftlehren selbst bestritten, sondern nur dogmatische Bestimmungen derselben, woraus man mit Gewalt Glaubensartikel gemacht hat. Man weiß, wie viele eingebildete Orthodoxen, mitten unter den frey seyn sollenden Protestanten, kunstgerechte Glaubensmeister sind, Schullehrer speculativer Lehrsätze, und von jeher Todtfeinde der aufgeklärtesten Verbesserer der Theologie, die den denkenden Christen von den harten kirchlichen Fesseln befreyten, damit man die lichtvolle Seite

der Religion nicht mehr durch Gewissenszwang verfinstere, und ihre wohlthätige belebende Kraft nicht mehr ersticke. Man weiß, wie oft man die Nothwendigkeit eines allgemeinen Leisten, Ordnungsliebe und Bequemlichkeit, zum Vorwand liebloser Glaubensmeisterey macht; und wie man blos aus geistlichem Diensteifer ein gutes Herz verfolget, und ein übel behandeltes Herz bluten läßt.

Mönche haben dieß auch nicht gethan. Aber aus jeder Falte von protestantischen Mänteln und Kragen blickt Mönchsgeist, wenn Vorurtheile den Kopf benebeln, und das Herz nach Beförderung und Herrschaft und mehr Beichtmünze lüstert. Nicht Mönche allein haben mit dem Menschenverstande ihres Zeitalters gespielt. Denn ohne zu wissen woher und warum, sprechen die einen in einer ununterbrochenen Reihe von Jahrhunderten

derten nach, was einſt ein zorniger Kirchenvater wähnte; und Orthodoxie wechſelt bey den andern ab, in jedem Menſchenalter. Religion allein bleibt ewig, und Theologie vergeht; denn Religion kommt von Gott und Theologie von Menſchen. Mönche die ſo viele Jahrhunderte hindurch die Erde mit Blut färbten und mit eigener Hand die Scheiterhaufen für Irrgläubige anzündeten, und die Lutheraner die in Sachſen Cryptocalviniſten und die Calviniſten die in Holland Remonſtranten enthaupteten, ſchryen alle, nur wir ſind orthodox. Wir ſind alle orthodox, Catholiken Lutheraner und Reformirte, wenn wir uns alle lieben.

Alle dieſe Vorurtheile über Orthodoxie und Irrglauben, Bekehrungsſucht und Verdammung, gedeyten alſo doch zuerſt in Mönchsköpfen, und kamen nirgends ſo gut fort wie in der Einſamkeit, weil Menſchen-

haß und Menschenfeindschaft nirgends mehr Nahrung finden als in der Entfernung von den Menschen, und weil man sich immer je weniger liebt desto weniger man sich kennt.

In der Einsamkeit thronte immer der schwarze Geist der Melankolie. Da wurden Körper und Seele stumpf. Wie konnte man von Schwärmern, die sich ganz gegen ihren Willen mußten martern und quälen, billige Urtheile über ihre Mitmenschen, sanfte Gefühle des Mitleidens und der Nachsicht erwarten. Jenes anachoretische Irrereden der Unzucht und das bey Mönchen so viele Jahrhunderte hindurch immerherrschend gewesene Bedürfniß viehischer Begierde, ist kein Merkzeichen der Sanftheit. In den Zeiten da Prälaten, Domherrn und Mönche, Nonnenklöster zu Hurenhäusern machten, und Päbste im Vatikan den Sündenzoll von ganz Europa unter Haufen von

nack-

nackten Dirnen (*) verzehrten, kannte man die Liebe nicht.

Grau-

(*) Der heilige Vater in Rom, Alexander der sechste, gab bey der Vermählung seiner Tochter Lucretia mit Alfonso von Este, eine kleine Feyerlichkeit, deren Geschichte sein Ceremonienmeister Burchard auf folgende Art erzählet. Der Pabst speisete des Abends im Vatikan, in seiner Kammer, mit seiner Familie, und funfzig liederlichen Dirnen. Nach dem Essen tanzten diese mit den Bedienten und andern, zuerst gekleidet, nachher nackt. Sodann wurden alle Lichter von der Tafel auf die Erde gesetzet, und vor die Lichter warf man eine Menge Kastanien. Diese mußten die nackten Dirnen, auf allen Vieren zwischen den Lichtern hindurch kriechend, hohlen. Der Pabst, der Herzog, und Lucretia, waren gegenwärtig und sahen zu. Endlich wurden Preise ausgesetzet, Beinkleider, Hüte, und andere Dinge für diejenigen welche mit den meisten der besagten Dirnen öffentlich, und in Gegenwart des Pabstes und seiner Tochter zu thun haben würden. Dieß geschah; der Pabst und

die

Grausamkeit und Gefühllosigkeit hatten daher immer den grösten Antheil an dem Mönchsgeiste; denn Grausamkeit hebt immer ihr Haupt am meisten empor, im Gefolge des Aberglaubens und der Dummheit. Noch ganz neuerlich haben Spanische Möche eine That verübet, die der Barbarey der dunkelsten Jahrhunderte würdig ist, und die keine Menschenseele ohne Schauer und Entsetzen lesen wird. Man hat im Jahr 1781 zu Sevilla ein schönes junges Mädchen verbrannt, wegen Verdachts eines Liebeshandels mit dem Teufel. Um dieser unmenschlichen Handlung die Krone aufzusetzen, befahl die Inquisition, daß man dem Mädchen zwey Stunden vor der Execution die Nase abschneide, damit ihre Schönheit niemanden zum Mitleiden bewege.

Mönchs-

die heilige Familie urtheilten wer des Preises würdig sey, und theilten die Preise aus.

Mönchsgeist und Mönchswuth machen die Spanier zu solchen Unmenschen. Durch mönchische Unbarmherzigkeit und Mönchsdummheit wurden die Glaubensrichter dieser Nation von jeher angeflammet zu solchen Schandthaten. Und dann betrachte man, nicht nur den erstaunenden Einfluß den Mönche so lange Zeit allenthalben in die Gemüther der Menschen und überall in alle Weltgeschäfte hatten, sondern wie sich ihr Geist auch in alle Geschäfte der Kirche und die ganze Glaubensführung der Christen dadurch ergoß, daß alle Heilige und alle Bischöfe der orientalischen und occidentalischen Kirche in einer langen Reihe von Jahrhunderten fast durchgehends aus Klöstern hervorkamen, und Väter der Kirche wurden aus Mönchen.

Mönchsgeist gab uns also zuerst Zorntheologie für Religion. Nicht die Religion, sondern diese Theologie war Ursache, daß die

die Mönche glaubten, der Himmel sey zornig, wenn sie zürnten. Nicht die Religion sondern Mönchstheologie, war die Ursache aller Spaltungen, Lästerungen, Rasereyen, Greuel und Blutvergiessungen der christlichen Kirche. Und was besänftigte jenen christlichen Timon, dessen Wohlthaten und gutes Herz seine Mitbürger mit Bosheit und Verläumdung lohnten, der deswegen in die Misanthropie verfiel und in eine Einöde floh, dort auf Mittel dachte auch böse zu seyn, und den Menschen auch zu schaden? Er las die Kirchengeschichte, rief Triumph, und fand sich gerochen.

Aber so sehr auch der Anblick aller dieser Greuel die Seele bewegt, so sehr thäte es mir leid, wenn man, aus allen diesen Uebeln die mit der christlichen Religion in die Welt gekommen sind, irgend etwas zu ihrem Nachtheil schlösse.

Jesus

Jesus Christus lehrte uns keine Mönchsreligion. Er sagte uns nichts von seinem Stadthalter im Vatikan. Dreyfach gekrönter Aberglauben ist nicht sein Evangelium. Der heilige Geist wohnte nie in Rom. Einsamkeit erzeugte den Mönchsgeist, und Unmenschlichkeit erfand die Inquisition. Das Evangelium Jesu Christi erhebt sich über das Pabstthum durch seine Milde. Es verbannet jeden Glaubensartikel der das Herz verhärtet, macht uns friedsam, lehret uns inniges Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftheit und Geduld. Hildebrandt und seine Kirche, und alle Janitscharen des Pabstthums, und alle Glaubensmeister und Ketzermacher in allen Religionen, waren doch nie genug schlau und mächtig, die Religion Jesu ganz zu ersticken. Gutes ist unendlich mehr durch diese Religion unter wenige gekommen, als durch ihren Misbrauch Böses

unter

unter viele. Aufbewahret und gerettet ward uns dieses Gute, durch Männer, die den wohlthätigen Geist des Evangeliums fühlten; die öffentlich, unter dem Mordgeschrey der Mönche und gegen den Zorn der Mächtigen auf Erden, die Religion Jesu bekannten und lehrten; sie aus dem Staube der Zeiten und Geschlechter heraushuben, wo sie über tausend Jahre gefangen und zerdrücket lag durch schwärmerische Menschensatzungen, wilde Orthodoxie, und vernunftlosen Gewissenszwang. Lange seufzte seitdem noch, ein grosser Theil von Europa, unter der Peitsche der Römischen Kanzley. Aber er kam, der Rächer der Völker und der geschändeten Vernunft. Allmählig und unsichtbar, leise und mächtig, reifte in Josephs grosser Seele der Gedanke: was ist der Pabst? Joseph that für die Vernunft, was noch kein Kaiser that. Aber lange hatten noch, unter

seinen

ſeinen Augen, Pfaffheit und Möncherey triumphirt. Er ſchwieg. Man wußte noch nicht was in Gottes Worte ſtand, denn Gottes Wort war verboten. Der Vatikan verſchlang noch immer, durch ſeine Blutigel, Saft und Kraft der Völker, predigte noch immer Verfolgung und allgemeine Wüth gegen Ketzer; denn Ketzer hatten längſt ihr Salz auf dieſe Blutigel geſtreut. Aber nun, im Zeitalter Kaiſer Joſephs des Groſſen und Miskennten, iſt Roms Tyranney zermalmt, Denkfreyheit hergeſtellt, der Glauben geläutert, des Pabſtthums Unſinn verbannt. Alle Religionsbrüder und alle Menſchen geben ſich nun, in der Hauptſtadt ſeiner mächtigen Monarchie, friedſam und freundlich die Hand. Kein Lied in keinem Lande, unter keinem Volke, in keinem Zeitalter, in keinem Tempel Gottes, erklang jemals rührender und ſchöner, als bey der Einweihung der

Lutherischen Kirche in Wien, Lavaters Toleranzlied.

Wir sind augenscheinlich der Zeit nahe, in welcher Christi Religion nun bald wieder so rein durch die Hände der Menschen gehen wird, als sie vor mehr als siebenzehnhundert Jahren in dieselben kam; in welcher allen Völkern bekannt werden wird, was zum glücklichen Leben und seligen Sterben allein Wesentlich ist, für Catholische, Lutherische, und Reformirte Christen; also eine Religion allgemeiner Liebe und Rechtschaffenheit, die nichts übels mehr wirket, viele tröstet, alle bessert, und keinen verbrennt.

Vielleicht gieng ich auch, in diesem Capitel, zu weit gegen Mönche. Ich predige Toleranz, und war vielleicht gegen Mönche grausam. Vielleicht lenke ich, was nur üble Laune in mir ist, auch zu sehr in den Strom meines Zeitalters.

Kloster-

Klostergeist und Mönchswuth sind offenbar nicht immer ein Produkt der Einsamkeit. Aber Erziehung, Lebensart, und Lebensverhältnisse eines Menschen haben doch immer einen sehr grossen Einfluß auf die Bildung seines Charakters, auf seine Denkart, Leidenschaften, Tugenden, und Laster. Einsamkeit, die erste Erzieherinn und Lebensgefärthinn eines Mönchs, wirket doch wol eben so mächtig auf Mönchssitten und Leidenschaften, als Weltumgang auf Sitten und Leidenschaften des Weltlings. Eingestehn will ich und muß ich die Einwirkung mancher andern Miturſache, auf das, was Einsamkeit nicht ganz allein thut; denn welche Wirkung in den Herzen der Menschen hat nicht eine zusammengesetzte Ursache? Menschenkenntniß ist auch in Absicht auf einen einzigen Menschen von etwas verwickeltem Charakter, eben wegen dieses beständigen Beysammenseyns

vieler Ursachen zu einer Wirkung, schon ein Studium für das ganze Leben. Auch sieht man deswegen einem Menschen der nicht ein alltäglicher Mensch ist, wenn man auch täglich mit ihm umgeht, selten recht ins Herz.

Eben so wenig als ich glaube, daß das ehlose Leben der Mönche alle theologische Zänkereyen und dadurch Unruhen im Staat und Unglück für Millionen nach sich gezogen, eben so wenig glaube ich, alles dieses Unglück habe seinen einzigen Grund in der Einsamkeit. Wie vieles indessen doch Einsamkeit dazu beytrage, erhellet auch schon daraus, daß aller bürgerlicher Zwist, mehrentheils im Schooße des Friedens, aus der Geschäftlosigkeit hitziger Köpfe entspringet, die mit einwärts gekehrtem und auf einen einzigen Punkt eingeschränktem Ungestüm, durch democratische Vergrösserungsgläser jede Laus

für

für einen Berg anſehen, und jeden ariſtokratiſchen Zwerg für einen König.

Einſamkeit betrachte ich darum als mitwirkende und nicht als einzige Urſache, von dem was Anachoreten und Mönche Böſes dachten, empfanden, und thaten. Aber in manche Tiefe der menſchlichen Seele, in manche verſchloſſene Falte der Herzen, muß ich noch in den folgenden Capiteln hineinblicken, eh ich glauben darf, ich habe etwas zuverläſſiges über Einſamkeit geſagt.

Meine Schlüſſe ſcheinen auch noch den groſſen Fehler zu haben, daß nicht alle Mönche Einſame ſind. Der ganze hochwürdige Schwarm der Bettelmönche gehöret ja nicht in die Claſſe der Einſamen. Aber dann deucht mir doch, alle Bettelmönche werden in der Einſamkeit erzogen und ihr Noviziat ſey aſcetiſch, ob ich gleich zugebe, daß Einſamkeit in der Folge nicht mehr ihre Sache

ist, und daß ihre evangelische Vollkommenheit wirklich abnimmt und in allerley Unordnungen ausartet, die man allerdings der Einsamkeit nicht aufbürden muß. Wenn Bettelmönche mit dem heiligen Bettelsack in den Dörfern herumziehen, oder wenn sie in den Städten ihre Zeit mit Herumschweifen verschleudern, in alle kleine und grosse Angelegenheiten der Familien sich mischen, sich in alle Häuser eindrängen, unter dem Vorwand einer kleinen Erhohlung jeden Hauswirth zum Hahnrey machen, und allenthalben anstatt Erbauung nur Aergerniß stiften, so nenne ich dieß alles nicht Wirkungen der Einsamkeit, sondern vielmehr Folgen mönchischer Geselligkeit.

Also kann ich und will ich viele Leidenschaften und Laster der Mönche nicht auf Einsamkeit geben, weil sie so deutlich aus ihren Weltverhältnissen flieſſen. Alles Böse das

die

die städtischen Mönche von jeher in Staaten und Familien angerichtet haben, und noch anrichten, fliesset aber doch aus dem Geiste der alle wahre Mönche beseelet, aus dem Feuer das sie alle treibt, aus Rauch und Dampf der sie alle umnebelt, aus ihrer barbarischen Klostererziehung, durch die man in den schönen Tagen ihrer Jugend tobende Leidenschaften einkerkert, und dann Unmenschlichkeit erzeuget durch Unmenschlichkeit.

Einsamkeit gebiert doch nur zu oft bey Mönchserziehung und klösterlichen Grundsätzen entweder Dummköpfe oder Ungeheuer. Wer in freudenleerer Entfernung von der Welt seinen Verstand verwirren, benebeln, und vertilgen muß; wer seine besten Jahre unter der Klosterzucht, in Langerweile und Verzweifelung wegschmachtet; wird einst, wenn man ihm Weltumgang vergönnet, we-

niger

niger böse Exempel in der Welt hohlen als schlimme Grundsätze in die Welt bringen.

Also erhellet doch aus allen in diesem Capitel enthaltenen Thatsachen und Erfahrungen, daß es Verhältnisse und Fälle giebt, in welchen es nicht gut ist, unter wenigen Menschen auf einem kleinen Fleck zu wohnen; in welchen der Einsiedler doch nicht immer alles hat, wonach sein Herz sich sehnet, wenn er nichts hat, als seinen Mantel und seine Hütte, in welchen es also nicht gut ist verbannet zu seyn in die Wohnungen der Fledermäuse, oder als Götz gestellt auf eine Säule; oder zu ewiger Langenweile und Melankolie verdammt unter Ungeheuer und Mönche.

Ende des zweiten Theils.

Namenregiſter.

A.

Abelard Seite 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 270. 302. 320. 321. 417. 418. 419.
Acacius (der Patriarch) 401. 402. 403. 405. 408. 409. 410. 411.
Addiſon 237.
Alarich 432.
Alembert 192.
Alexander (Pabſt) der ſechſte 507.
Alfonſus von Eſte 507.
Aloyſia Sigda 154.
Alvarez Pelagius (Biſchof) 326.
Ambroſius (der Kirchenvater) 310.
Ammianus Marcellinus 477.
Ammonius der Einſiedler 295.
Ammonius der Mönch 464. 465.
Ammonius der Philoſoph 139.
Anna (die heilige) 168.
Angelina du Foligny 157.
Antonius (der heilige) 50. 51. 86. 87. 113. 170. 171. 290. 291. 292. 355. 451.

Arbriſſel (der Heilige Robert von) Seite 337. 338. 341.
Arcadius (Kaiſer) 393. 484.
Archetti (der Nuntius) 474.
Armelle 133. 155. 156. 157. 165. 166. 167. 168. 169.
Arſenius 95.
Asgill 105. 106. 107.
Aſpaſia 35.
Athanaſius der Diakon 439.
Athanaſius (der heilige) 290.
Attila 434.
Auguſtinus (der heilige) 428. 432. 479. 480. 481. 482. 501.

B.

Bacen 54.
Baſiliſcus (Kaiſer) 401. 402. 403. 405. 408. 409. 410. 411.
Baſilius (der heilige) 311. 355.
Bayle 338.
Beliſarius 486. 488.
Benedict (der heilige) 413. 414.
Benzl (der Jeſuit) 336.
Bernhard (der heilige) 130.
Beroldingen (Franz von) 273.
Blanchet (Pfarrer) 270.
Boraz 322. 323.
Böhm (Jacob) 64. 147. 148. 149. 150.
Bonifacius (der heilige) 414. 415

Beer-

Borromäus (der Cardinal) Seite 103. 104.
Boſſus 333.
Büffon 270.
Burchard 507.
Boron (Doctor) 148.

C.

Cäſar 243.
Cäſarius (der heilige) 424.
Camaldoli (Ambroſius von) 330. 331. 332.
Caniſius 49.
Cardan 79.
Carl der Groſſe 424. 500.
Carl der Kahle 143.
Carl Martell 415.
Carl der Neunte 499.
Carlin der Harlekin 186.
Caſſianus 122. 123. 124. 125. 287. 288. 299. 313. 314. 452.
Catharina von Genua 159. 160.
Catharina (die heilige) von Siena 153. 160.
Cato der Cenſor 37.
Cave 450.
Charlevoix (der Jeſuit) 343.
Chriſtina (Königinn) von Schweden 21.
Chryſoſtomus (der heilige) 309. 310. 317. 318. 392. 393. 394. 395.
Clarke 208.
Clemens (Pabſt) der fünfte 326.

Columbanus Seite 424.
Conſtans (Kaiſer) 443.
Conſtantinus (Kaiſer) Copronymus 448. 471.
Conſtantinus (Kaiſer) der Groſſe 476. 477.
Conſtantinus (Kaiſer) Progonatus 443.
Copres 118.
Crillon (Herzog von) 244.
Cyprianus (der Kirchenvater) 304. 307. 310.
Cyrillus (der heilige) 363. 364. 365. 368. 369. 462. 463. 464. 469. 470.

D.

Damaſus (Pabſt) der erſte 483.
Damerion (Bruder) 61.
Daniel der Säulenheilige 399. 400. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411.
Darma 136.
Demetrius (Biſchof) von Alexandrien 388.
Diderot 191.
Dionyſius Areopagita 140. 143.
Dioſcorus (der Abt) 289.
Dioſcorus (der Patriarch) 368. 369. 370. 372. 373. 374. 375.
Diotima 35.
Domnus 369.
Dorotheus, der Mönch 95.
Draco, der Geſetzgeber 345.
Draco, der Gouverneur von Lybien 445. 446.

Dulcitius . . . Seite 481.
Dunſtan . . . 416.

E.

Eloiſe 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 302. 319. 320. 321. 322. 418. 419.
Eſchernv (Baron von) . . . 65. 191. 193.
Euclides . . . 149.
Eudocia (die Kaiſerinn) . . . 436.
Eudoxia (die Kaiſerinn) . . . 393.
Eunapius . . . 348.
Euſebius von Cäſarea . . . 304. 462.
Euſebius von Dorildum . . . 372. 374.
Eutyches . . . 366. 367. 368. 372. 374.
Evagrius, der Einſiedler . . . 295. 397.
Evagrius der Kirchenſchriftſteller . . . 397. 398.

F.

Fawcett . . . 208.
Fenelon (der Erzbiſchof) . . . 270.
Flavian (Biſchof) von Conſtantinopel . . . 374. 375.
Fleury . . . 450.
Fothergill (Doctor) . . . 71. 72. 74. 75.
Fränklin . . . 36. 37.
Franz (der heilige) von Aſſiſi . . . 73. 74. 75. 492. 493.

G.

Garve . . . 15.
Gertrud (die heilige) aus Sachſen . . . 164.
Gichtel . . . 66.

Göthe , , Seite 39.
Gordon (Lord George) , 70. 71.
Grabel , , 66.
Gratian (Kaiſer) , , 482.
Gregorius (der heilige) von Nazianz 126. 425. 426. 478.
Gregorius von Palamas , 144.
Grosvenor (Mylady) , 71.

H.

Haller , 196. 216. 217. 218. 219. 220.
Hamilton (der Ritter) , 324.
Heinrich (König) der dritte von England 329.
Helenus , , 118.
Hemſterhuis , , 154.
Heraclides 87. 96. 112. 125. 294. 295. 296. 351.
Heraclius (Kaiſer) , , 441.
Herder , , 169.
Hermes Trismegiſt , , 67.
Heyne , , 218.
Hieronymus (der heilige) 89. 90. 94. 101. 114. 115. 116. 126. 274. 292. 293. 300. 301. 302. 339. 340. 341. 354. 381. 390. 391. 431. 432. 461. 475. 476.
Hilarion (der heilige) 95. 117. 292. 293.
Hildebrandt (Pabſt) , , 511.
Hippocrates , , 151.
Hißmann , , 20. 34.
Hoei Ti (Kaiſer) , , 136.
Honorius (Kaiſer) , , 484.

Honorius (Pabſt) der Erſte Seite 443.
Honorius (Pabſt) der Zweite " 319.
Hume (David) " " 192.
Hypatia 465. 466. 467. 468. 469. 470.

J.

Innocenz (Pabſt) der Zweite " 320.
Johann Maro " " 443.
Johanna von Cambray " 157.
Johannes, der Biſchof " 391.
Johannes, der Eremit " 274.
Johannes, der Graf " 393.
Johannes, der Scher " 96. 361.
Jortin " " 450.
Joſeph (Kaiſer) 64. 424. 491. 512. 513.
Jovian (Kaiſer) " 314.
Iſelin " " 270.
Judas-Iſchariot " 372.
Jugel " " 66.
Juſtinianus (Kaiſer) 487. 488. 489.
Juvenal (Biſchof) von Jeruſalem 437. 438.

K.

Kämpfer " " 343.
Kamensky (Fräulein von) " 235.
Kempis (Thomas von) " 145. 146.
Knipperdolling " " 9.

L.

Laurentius (der heilige) " 233.
Lavater 102. 103. 104. 105. 106. 107. 329. 514.
Leß " " " 218.

Lucian Seite 9.
Lucretia von Eſte 507.
Ludewig (Kaiſer) der Fromme 143.
Luther 208.

M.

Macarius (der heilige) der ältere 92. 118. 119. 170.
Macarius (der heilige) der jüngere 96. 132. 133. 171.
Marcard (Doctor) 270.
Marcian (Kaiſer) 440.
Marcus Aurelius (Kaiſer) 37.
Maria de l'Incarnation 158. 161.
Maria Magdalena von Pazzis 159.
Marpurg (Conrad von) 496.
Maximus, der Mönch 441.
Mechtildis (die heilige) aus Sachſen 157.
Meibom 21.
Meiners 105. 107.
Mendelsſohn 15. 490. 499.
Merz (Aloiſius) 498.
Michael (Kaiſer) 142.
Migazzi (der Cardinal) 424.
Milon 9.
Molanus (Abt) 76.
Monteſquieu 349.
Montgolfier 60.
Moſes, der Abt 95.
Moſes, der Einſiedler 296.
Moſheim 97. 129. 130. 450.

Muhammed Seite 434. 473.

N.

Naude 21.
Neſtorius (der Patriarch) 362. 364. 365. 366. 367. 372. 486. 487.
Newton 72. 148.
Nicolai 273. 315.
Nicole 21. 22.

O.

Oberelt (der Weltüberwinder) 125. 127. 128. 129. 137. 138. 145. 153. 165. 166. 168. 169. 171. 172. 371. 392. 395. 451.
Oreſtes 462. 463. 464. 465. 467. 468.
Origenes (der Kirchenvater) 304. 305. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 475.
Orlow (Fürſt) 235. 236.
Orlow (Fürſtinn) 234.

P.

Pachomius, der Einſiedler 294. 295.
Pachomius (der heilige) 412.
Palladius 351. 353. 453. 454. 458. 459. 462.
Paſſidea (die heilige Mutter) von Siena 98. 99.
Paul (Biſchof) von Samoſata 306.
Paula (die heilige) 89. 311.
Pelagius 431. 432.
Pericles 345.
Petrarcha 269.
Peter, der Apoſtel 102.
Peter, der Biſchof 483.

Peter Fullo Seite 395. 396.
Peter, der Kirchendiener 469.
Peter, der Wolf 482.
Peterborough (Lord) 270.
Piſiñeatus 345.
Pius (Pabſt) der ſechste 497.
Plato 7. 15. 82. 120. 151. 155. 389.
Plümenök 60. 66.
Pope 170. 451.
Priſcillianus 483.
Procopius 489.
Protaſſow (Fräulein von) 235.
Proterus 377. 379. 380.
Pulcheria (Kaiſerinn) 439. 440.
Pythagoras 82. 86. 90. 131.

R.

Robert (Biſchof) Groſſeteſte 329.
Rouſſeau 9. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 244. 271.
Ruffinus 115. 116. 289. 296. 298. 300. 453. 455. 459. 475. 476.

S.

Salomon 29.
Savanarola (Hieronymus) 145.
Schröckh 384. 387.
Scotus (Johann) 143.
Seranus (der heilige) 120.
Serapion (Pater) 87. 88.
Severianus (Biſchof) von Scytopolis 437.

Sextus Seite 38.
Shaftesbury 55.
Simeon der Säulenheilige 142. 398. 399.
Sixtus (Pabſt) der vierte 332.
Socrates, der Kirchenſchriftſteller 389. 462.
Socrates, der Philoſoph 35. 36.
Sopater 476. 501.
Sophronius 441.
Sozomen 389.
Spalding 494.
Spittler 73. 362. 412. 413.
Sterne 28.
Stillingfleet 450.
Sugger 319. 320.
Suidas 469. 487.
Sulpicius Severus 98. 483.

T.

Tchin 342.
Tertullian (der Kirchenvater) 310.
Thes 465.
Theodora (die Kaiſerin) 488. 489.
Theodoſius (Kaiſer) der ältere 355. 356. 357. 361. 483.
Theodoſius (Kaiſer) der jüngere 367. 399. 436.
Theodoſius, der Mönch 434. 435. 436. 438. 439.
Theophilus (Patriarch) von Alexandrien 365. 381. 382. 389. 390. 391.
Tillemont 116. 127. 453.
Tilletſon 208.

Timotheus die Katze Seite 376. 377. 378. 379.
Tiſſot " " 221.

U.

Uden (Doctor) " 210.
Urſula (die heilige) " 168.

V.

Valens (Kaiſer) " 348. 359. 360.
Valens, der Mönch " 125.
Valentinianus (Kaiſer) der dritte " 348.
Vigilantius " 339. 430. 431.
Voltaire " " 190. 330.
Vulfilaik " " 142.

W.

Wesley " " 174.
Whiteſield " " 174.
Wieland " " 36. 54.

Z.

Zeno (Kaiſer) " 408. 411.
Zimmermann (Johann Jacob) 109.
Zollikofer " " 184.
Zoſimus " " 348.

Druckfehler und Verbesserungen.

S. 18. Z. 3. Lies: lacht, statt, lachte.

S. 56. Z. 2. 3. 4. Lies: Alle Menschen, die nicht im Schlamme des gemeinen Lebens waden, würden sich in die Einsamkeit verlieben, statt, verlieben würden sich in die Einsamkeit.

S. 123. Z. 5. Lies: Verachtung, statt, Verachtung.

S. 128. Z. 15. 16. Lies: wie izt jeder, statt, wie jeder.

S. 129. Z. 5. Lies: keinen einzigen neuen philosophischen Kirchenschriftsteller.

S. 197. Z. 21. Lies: Schnickschnack, statt, Schickschnack.

S. 217. Z. 18. 19. Lies: Wenn ein solcher Imaginationskranker wähnt, statt, wenn eine kranke Imagination wähnt.

S. 283. Z. 10. 11. Lies: ich sah ihn auf einer solchen Reise mitten in einem Cirkel, statt, mitten in einem Kreise.

S. 284. Z. 8. Lies: eines gemeinen Mädchens, statt, eines Mädchens.

S. 311. Z. 2. Lies: in Mark und Knochen, statt, in Mark in Knochen.

S. 356. Z. 16. Lies: weil sie glaubten, statt, denn sie glaubten.

S. 386. Z. 15. Lies: jene träge und seherische Menschenart

schenart, ſtatt, jene träge und ſeherische Menſchenart.

S. 400. Z. 7. Lies: etwas beſchwerlich, ſtatt, etwas beſchwerlich im Winter.

— Z. 11. Lies: riß dem, ſtatt riß doch dem.

S. 471. Z. 14. 15. Lies: Endlich ergriff Kaiſer Conſtantinus Copronymus, wie man geſehen hat ꝛc.

S. 475. Z. 15. Lies: Hyperorthodore, ſtatt, Hyperorthodore.

S. 491. Z. 15. Lies: einſchärſt, ſtatt, einſchärf.

Ueber die

Einſamkeit.

Von

Johann Georg Zimmermann

Königlich Großbritanniſchen Hofrath und Leibarzt in Hannover.

Dritter Theil.

Leipzig,

bey Weidmanns Erben und Reich. 1785.

D 20.11.-'54

Städtische Bücherei Wurzen

8.6.55

NK

Psychologie / Einsamkeit

Inhalt des dritten Theils.

Achtes Capitel.

Apologie gegen einen falschen Apostel der Einsamkeit.

Schon in meiner ersten Jugend lüsterte mich immer nach feyerlicher Stille und ländlicher Ruhe Seite 1.

Stille und Eingezogenheit waren meine erste, und sind meine letzte Liebe . . 4.

Als ein Knabe lebte ich am liebsten, auf dem Hausdach meines Vaters, auf alten Mauren und Thürmen, in Wäldern, in Flüssen, und auf Felsen 5.

Ein kleines Buch über die Einsamkeit, schrieb ich im Jahre 1756. . . . 5.

Schon im Jahre 1757 beschäftigte ich mich, mit diesem gröbern Werke über die Einsamkeit 10.

Ein sehr kleines Fragment dieses Werkes gab ich im Jahre 1773 heraus . . 12.

Obereit schreibt deswegen eine Schmähschrift gegen mich, schickt sie mir, und bittet mich, daß ich sie drucken lasse . . . 13.

Ich laſſe dieſe Schmähſchrift drucken Seite 21.
Obereit giebt eine zweite Schmähſchrift gegen mich heraus, ſein berühmtes Buch, Einſamkeit der Weltüberwinder . . 25.
Obereit hält mich für einen der ausgezeichneteſten, und fluchwürdigſten Verächter der Einſamkeit 26.
Obereit hat mich misverſtanden . 29.
Man hat geſagt, Obereits Weltüberwinder trete mich völlig zu Boden und in den Staub . 33.
Obereit kommt nach Hannover . . 34.
Obereits hermetiſcher Lebensgang . 37.
Seine erſte Erziehung . . 38.
Seine Reiſe nach Berlin . 39.
Sein Anachoretenleben . 41.
Er wird von dem berühmten Herrn Wieland zum Magiſter der Weltweisheit gekrönt . 43.
Ein comiſcher Auftritt zwiſchen Magiſter Obereit, und einigen Philoſophen . 43.
Obereit iſt völlig gewiß den Stein der Weiſen in vierzehn Tagen zu haben . 47.
Obereit ſchleicht ſich mit einer Dame von fürſtlicher Abkunft nach der Schweitz, und lebt mit ihr im Ehbette völlig platoniſch . 49.
Obereit will als Profeſſor der Philoſophie in Winterthur auftreten . . 50.
Obereit lacht ſich über den Tod ſeiner Frau beynahe die Rippen entzwey . 54.

Obe-

Obereits Kaminflug in Winterthur Seite 56.
Obereit lacht convulsivisch über alles in der Welt, sogar beym Anblick eines Kälberbratens „ 58.
Obereits erster alchymistischer Ritterzug „ 60.
Obereits zweyter alchymistischer Ritterzug 62.
Obereit kommt nach Deutschland „ 64.
In Leipzig erschallet das Gerücht Obereit sey ein Prophet „ „ „ 64.
Einige geheime Nachrichten von der gegenwärtigen Beschaffenheit unserer hochgelobten Aufklärung in Deutschland „ „ 65.
Obereit nimmt sein erstes Standquartier in der Lausnitz, nicht weit vom Grabe Jacob Böhms 70.
Obereit desertirt aus dem Anachoretenleben, und macht mancherley ritterliche Wanderungen in Deutschland „ „ 72.
Obereit nimmt sein zweites und letztes Standquartier in Weimar, bey seinem alten Freunde, dem berühmten Herrn Wieland „ 74.
Einige Reflexionen über Obereit „ 74.
Obereits Schweitzerische Derbheit, hat sich in seinem Exanachoretenstande, verwandelt in Sächsische Urbanität „ „ 76.
Er ist nicht mehr ein Ritter von der feurigen Gestalt 77.
Meine Zusammenkunft mit dem Weltüberwinder Obereit, am Tage Oswaldi „ 77.

Obereit ſetzt ſich mit mir, in meinem Hauſe zu Tiſche Seite 83.

Obereits Gedanken über Freymäurerey und Centralbrüderſchaft « « 85.

Obereit ſchickt mir den Centralſchlüſſel « 87.

Obereit ſpricht mich ſelig « 89.

Ich verkündige an Obereit daß ich ein Buch gegen ihn ſchreibe « « 93.

Ich erzähle an Obereit was ſein Weltüberwinder bey mir gewirket, und was ich nun gegen ſeine Weltüberwinderſchaft vorhabe « 97.

Der Weltüberwinder Obereit erbietet ſich ſehr höflich unſern ganzen Streit über Einſamkeit in Privatbriefen auszumachen « 100.

Obereits Lebensgeſchichte enthält die Gründe warum ich es ihm verzeihe daß er mich in der Hölle ſo gerne wollte ſpicken und braten laſſen « 103.

Des Herrn Eranachoreten Obereits Lebensgeſchichte iſt meine Apologie gegen Sanct Obereit « 103.

Neuntes Capitel.

Allgemeine Vortheile der Einſamkeit.

Einſamkeit rühret unter jedem Bilde ihrer Ruhe 105.

Alle Beyſpiele und Beweiſe von Nachtheilen der Einſam-

samkeit beweisen nichts gegen die Einsamkeit Seite 106.

Welcher Art von Menschen ich die Einsamkeit nicht empfehle . . 107.

Was Priester des Evangeliums und Lehrer der Tugend zuweilen thun, um Weisheit und Tugend nicht in einen üblen Ruf zu bringen . 108.

Weltgewirre und Zerstreuungssucht vertragen sich nicht mit der Anwendung ruhiger Vernunft, leidenschaftloser Beurtheilung, und Nachdenken über Wahrheit und Menschen . 111.

Ueberdruß und Ekel sind doch endlich die unvermeidliche Folge der beständigen Treibjagd nach Ergötzung . . . 115.

Ewiges Streben nach sinnlichen Ergötzungen ist nichts als Flucht vor sich selbst . . 118.

Adel und Höflinge wähnen, ihre Vergnügungen scheinen nur denen eitel, die keinen Theil daran haben . . 119.

Eine Anecdote von Versailles . 119.

Wie man oft Glückseligkeit in Nichtsthun suchet, und seinen Thätigkeitstrieb auf lauter Kleinigkeiten richtet . . . 121.

Unser möglichstes Glück liegt in uns selbst 123.

Skizze einer Assemblee . 124.

Schilderung eines Gastmahls . 127.

Wahres gesellschaftliches Vergnügen . 128.

Weltsatt wird man leicht und bald, in den Armen aufgeklärter, zärtlicher, und duldsamer Freundschaft Seite 129.

Bey dem Verlust eines solchen Glückes scheint uns alles um uns her, dürr, öde, und todt . 131.

Aber kein Mismuth ist so groß, und keine Betrübniß so schrecklich, welche wohlbenutzte Einsamkeit nicht lindert, und am Ende auch heilt . 132.

Nichts als Freyheit und Muße heilet den schrecklichen Zustand eines vielfassenden Kopfes, der unter dem Joche dürrer und geistloser Arbeit seufzet 113.

Was Einsamkeit bey demjenigen wirket, dem ihre wohlthätigen Schatten und freudenvollen Stunden immer offen sind . 135.

Nirgends kann man so glücklich werden wie in seinem Hause . . 135.

Was eine junge und artige Dame auf der Redoute dachte . . . 136.

Krankheiten sogar machen zuweilen glücklich, weil sie uns die Gelegenheit verschaffen unsere Seele im Stillen zu sammeln . 138.

Wie man sich selbst eine gute Gesellschaft wird 140.

Wie jedes geistige Vergnügen alle Vergnügungen der Sinne übertrift . . . 142.

Wie die Vergnügungen des Herzens allen Menschen offen sind, in jedem Alter, und auf jeder Stufe des Lebens . . 144.

Wie Luſt zur Arbeit alle Seelenkräfte vergröſſert und ſchärfet Seite 148.

Wie man dadurch verwahret wird, gegen den unerſättlichen Viſitenhunger „ 149.

Wie neue Tugenden in der Einſamkeit durch Mangel eines lieben Umganges gedeyen „ 151.

Wie Charakter und Geſinnungen in der Einſamkeit immer mehr Eigenthümlichkeit und Kraft erlangen „ „ 152.

Wie Bekanntſchaft mit unſerm eigenen Herzen nirgends ſo gut befördert wird, als in der Einſamkeit „ „ 157.

Wie wir da alles was auſſerhalb liegt, mit andern Augen betrachten „ „ 158.

Wie man da alles genauer unterſuchet und beurtheilt 161.

Wie man auch da böſe Leidenſchaften verdränget 167.

Wie man da allein dauerhaftes Vergnügen findet, und wahres inneres Glück „ 169.

Wie Einſamkeit auch in mancherley Fällen von Widerwärtigkeiten des Lebens nützlich wird „ 172.

Wie Einſamkeit Leidenden und Betrübten Hülfsmittel darbietet, die ſie in den Häuſern der Freude nicht finden „ „ 173.

Wie man durch geduldiges Ausharren, in der Einſamkeit wieder heiter und froh wird, wenn man auch traurig in die Einſamkeit geht „ 174.

Wie Kummer, Unglück, und Krankheiten, uns leicht und geschwinde mit der Einsamkeit vertraut machen . . . Seite 176.

Ein kränklicher Mensch muß in langwierigen Uebeln mit Gewalt seine Aufmerksamkeit der Betrachtung seines Körpers entreissen . . 178.

Wenn er sonst nichts mehr kann, so muß er vegetiren lernen . . . . . 180.

Eine Anecdote von Mendelssohn . . 181.

Gelassenheit in völliger Unfähigkeit, sanfte Anstrengung bey dem kleinsten Sonnenblicke von Kraft müssen sich wechselseitig zu Hülfe kommen 183.

Was der Geist über den Körper vermag . 185.

Wie Melankolie in der Einsamkeit vermindert wird 189.

Einige freundliche aber dringende Reflexionen für Imaginationskranke . . 191.

Steifsinn, Entschlossenheit, stoische Härte des Charakters, erwirbt man viel leichter im Umgange mit sich selbst, als im Menschengewühle . 197.

Wie übel man gewöhnlich Betrübte behandelt 199.

Der Betrübte ruffet, laßt mich alleine . 209.

Es giebt Fälle von Leiden und Traurigkeit, die die Welt nicht sieht, die man mit eigenen Kräften tragen muß, und die man nirgends ertragt als in der Einsamkeit . . . 204.

Vortheile einer öftern religiösen Entfernung von der Welt Seite 209.

Wie alle schreckhaften und alle guten Gefühle, die wir aus der Welt mitbringen, sich in der Einsamkeit tiefer in die Seele eingra[illegible] , 211.

Wie man in der Einsamkeit einer Welt den Rücken kehret, in der es so schwer iſt, weiſe zu werden 214.

Wie man in der Einsamkeit die gröſten Hinderniſſe der Frömmigkeit bezwinget , 216.

Wie leicht es iſt, in der Einsamkeit ſich in jeder ſtillen Tugend zu üben , 217.

Wie man oft ſchon in früher Jugend, durch einen unerklärlichen Ruf, nach der Einsamkeit hingezogen wird , , 217.

Was das Herz durch Melankolie gewinnet , 218.

Wie man in den letzten Stunden ſeines Lebens gewiß eher in der Einsamkeit gelebt zu haben wünſchet, als in der Welt , 222.

Wie ganz anders ein geräuſchvolles und gedankenloſes Weltleben ſich endigt, als das ſtille Leben der Unſchuld und der Sanftheit , 224.

Eine Anecdote von dem Lebensgang und Tod eines Engländiſchen Weltlings , 225.

Lebensgang und Tod einer ſtillen und Gott ergebenen Schweitzerſeele , 228.

Alles müſſen wir verſuchen, alles müſſen wir wagen,

um Kraft zum Leiden und Sterben zu finden, durch ſtille Einkehr in uns ſelbſt, und religiöſen Umgang mit Gott Seite 234.

Zehntes Capitel.

Vortheile der Einſamkeit für den Geiſt.

Groſſe Geiſteskraft haben viele in der Einſamkeit geübt, und erworben , 238.

Ein edler kraftvoller Mönch iſt auch ein Held 239.

Das Gute das ich von der Einſamkeit denke, möchte ich jedoch der Welt anpaſſen, in der ich lebe 241.

Zweymal in ſeinem Leben muß man durchaus einſam ſeyn , , 241.

Rede an einen Jüngling, um ihn zur Einſamkeit zu ermahnen , , 243.

Lob der Jünglinge, die ſchnöde, ſtill, düer, und brummlich ſind, und euch mit Verachtung in die Augen ſehen , , 249.

Was eine vortrefliche Mutter auf ihren Sohn vermag , , 252.

Wie man Trübſinn aus der dunkelſten Höhle verbannet, und Langeweile aus einer Wüſte , 253.

Wie ſich ein guter Kopf vor ſchalem Umgang, und elendem Zeitvertreib, in kleinen Städten rettet 255.

Wie

Bibl. Univers. Ups.

Wie es dem armen Martial in seiner Vaterstadt Bilbilis gieng Seite 274.

Wie leicht es ist, darüber wegzusehen, daß man in kleinen Städten über tausend Dinge von dummen Gesichtern misverstanden, verhöhnt, und ausgelacht wird, über die man aus Ekel, Erstaunen, und allzulebhaftem Wahrheitsgefühl nicht sprechen kann und mag . . 279.

Aus wie mannigfaltigen Bewegründen es gut ist, sich aus der grossen Welt, und der bonne Societé in die Einsamkeit zu retten . 280.

Wie angenehm es dem jüngern Plinius war, daß ihn die gewöhnlichen Weltfreuden nicht freuten 301.

Wie Einsamkeit uns zum Nachdenken gewöhnet 307.

Wie Einsamkeit eine Schule der Menschenkenntnis werden kann . . 310.

Wie man die Menschen kennen, und an die Wand mahlen kann, ohne eben deswegen ein Böswicht zu seyn . . 313.

Academie von Blinden, die vielleicht mehr sah, als manche andere Academie . 316.

Wie durch Freyheit und Musse ein guter Kopf viel weiter kommt, als wenn er täglich mit zerdrückter Seele unter euch herumschlendert . 318.

Wie eine verfeinerte, viel umfassende Seele, die Welt hinter sich zurücklässt, und einen Beruf zu höhern

höhern Vergnügungen fühlet, die man in der Einsamkeit findet Seite 321.

Wie man zu jeder Zeit von einsamer Weisheit, und stiller Würde, erhaben dachte und schrieb 322.

Wie Einsamkeit das Genie durch seine innere Kraft erwecket, ohne alle Hülfe der Grossen, ohne alle Ermunterung, und selbst bey der armseligsten Belohnung . . 322.

Wie tiefes Nachdenken an einsamen Oertern zuweilen die höchsten Kräfte des Verstandes und der Imagination erreget, und zu den gröbsten Empfindungen und Gesinnungen wecket . 324.

Wie Einsamkeit den hohen Werth der Zeit lehret 326.

Wie liebe die Zeit verschlinget, und wie Jahre durch Liebe thatlos verschwinden . 328.

Anecdote von einem deutschen Fürsten . 328.

Wie alle Zeit, die der Weltling verlieret, für den Einsamen gewonnen ist . 329.

Wie man die Hälfte seines Lebens frisset, wenn man funfzig Respectsbesuche in einer Woche weniger macht . . 332.

Wo uns kein schwatzseliger Besucher foltert, und kein Pedant in seinem Schnack ersäuft . 333.

Was Laune ist . . 335.

Wie man üble Laune vertreibt . 336.

Wie man Zeit zu Allem hätte, wenn man nicht nur seine

keine Zeit verlieren müßte, sondern auch aus eigener Wahl keine verlöhre Seite 340.

Was jeder Mensch heute thun kann, muß er heute thun . . . 342.

Wie der König in Preussen seinen Tag eintheilet 342.

Wie Iselin und Möser sich Zeit zu stehlen wußten 347.

Wie Einsamkeit den Geist zu feinern Gefühlen, ausgebreitetern Gedanken und grösserer Thätigkeit erhebet, und ihm Vergnügungen gewähret, die ihn über alles wegsetzen, die ihm niemand raubt 350.

Eine Anecdote von Pitt. . . 372.

Weisheit und Tugend gedeyen, sobald man das will und mag, bey Hofe wie in der größten Dunkelheit des Privatlebens, in der Einsamkeit eines Pallastes wie in der Einsamkeit einer Dachstube 374.

Wahrheit geht im Umgange gekleidet, in der Einsamkeit zeigt sie sich nackt . 377.

Wahrheit kommt durch Schriftsteller unter das Volk, und vor die Augen der Grossen . 378.

Der einsame Denker sagt ganz ohne alles Federlesen, was er im gemeinen Leben nur unterthänigst anheim giebt . . 378.

Einsamkeit gewähret geistiges Vergnügen von der erhabensten Art . . 379.

Sie allein erhält die Liebe für die schönen Wissenschaften, und den Geschmack für Philosophie 380.

Sie

Sie allein zieht miskennte Menschen aus dem unbemerkten Haufen hervor Seite 381.

Mancher rächet seine Ehre, durch das was er drucken läst, gegen diejenigen, in deren Gegenwart er immer schweigt » 384.

Zu glücklicher Schriftstellerey gehöret Bedürfniß der Seele, Leidenschaft, Lust ohne Zwang, Eifer ohne Abhaltung » » 386.

Ein Gemählde, wobey für deutsche Delicatesse die Farben etwas zu dick aufgetragen sind » 392.

Schriftsteller müssen sich von den Menschen absondern, Wälder und Schatten suchen, ganz in sich hineinzehen » » 394.

Schwärmerische Hinsicht auf Nachruhm erwecket doch eine gewisse Wärme im Herzen » 397.

Solche Schwärmerey möchte man wol wünschen Jünglingen von hoher Geburt beyzubringen 400.

Niemand streut so viele Samen für die Zukunft aus, wie der geistvolle Schriftsteller, der seine Mitbürger und Landsleute am meisten gegen sich aufbringt » » 401.

Welche Namen bleiben, und welche verfaulen 405.

Ein sehr demüthiger Candidat des Ruhmes ist derjenige, der etwas für die Stadt schreibt, in der er lebt » » 406.

Unter was für Bedingungen ein Buch gut ist, und sein Verfasser ein Meister » 407.

Wie

Wie man zur Schriftſtellerey ermuntert wird durch häusliche Glückſeligkeit, und geiſtvollen Umgang mit einer ſchönen weiblichen Seele Seite 409.

Warum Schriftſteller ſich im Umgange und in der Einſamkeit ſo ganz verſchieden zeigen 410.

Hofnung und Troſt, womit Schriftſteller ſich zuweilen in der Einſamkeit behelfen , 412.

Vergnügungen in der Einſamkeit, die einem Schriftſteller niemand rauben kann, und die mehr werth ſind als alle Ehre der Welt , 415.

Die Eigenheiten einiger Schriftſteller, ſind zuweilen Wirkungen, und oft wahre Vortheile der Einſamkeit , , 418.

Unterthänige Apologie für derben Styl und dicke Farben , , 431.

Einſamkeit giebt dem Geiſte Freyheit, Feſtigkeit, Ausdruck, Selbſtſtändigkeit, Würde, Adel, und dadurch Nerv zu Allem , 435.

Gedanken über Adel der Seele , 441.

Einſamkeit heftet die Seele leicht an hohe Bilder, die ſich nicht mit dem wirklichen Leben vertragen 445.

Aber Krankheit und häusliches Unglück, feſſeln nur zu oft die Seele, und benehmen uns alsdann jede andere Empfindung und jeden andern Gedanken 448.

Wie man alle Achtung für kleine Dinge verlieret, ſobald man Enthuſiaſmus für groſſe Dinge fühlet 451.

Wie mancher ſich deswegen freuen kann, wenn er das

Glück hat, recht sehr vielen Menschen zu misfallen Seite 453.
Anecdoten von dem großen Grafen zu Bückeburg 456.
Einsamkeit und Philosophie geben Begriffe und Gesinnungen, über die gewöhnlich die Welt lacht 468.
Allerdings werden unsere Ideen in der Einsamkeit leicht romantisch 469.
Was Lavaters Schweitzerlieder in der Schweiz wirkten 473.
Wie sich alles in der Einsamkeit verbindet, die Seele zu heben, und den Charakter zu stärken 478.
Einsamkeit giebt auch Kraft zu Geschäften 483.
Wie der einsame, gelehrte, und verliebte Petrarcha sich im Stillen zu den größten Weltgeschäften gebildet hat 488.
Wie sich da ein Schriftsteller gegen Volkswuth abhärtet 495.
Eine Anecdote von Kaiser Joseph dem Zweiten 510.
Die Menge der Herren zerdrücket manchem Schweizer die Seele; die Liebe und das Vertrauen in Einen, hebt den Deutschen 514.
Es giebt in Deutschland eben so freye und edle Denker, als in irgend einer Republik 516.
Treuherziges Geständnis meiner Absichten, meines Ehrgeizes, und meiner Hofnung, bey diesem zehnten Capitel 517.

Ueber die Einſamkeit.

Achtes Capitel.

Apologie gegen einen falſchen Apoſtel der Einſamkeit.

Ein Blick auf mein ganzes Leben kann zeigen, in wiefern ich etwa Beruf habe über die Einſamkeit zu ſchreiben. Schon in meiner früheſten Jugend lüſterte mich immer nach feyerlicher Stille, und ländlicher

Ruhe. Mich entzückte der Anblick eines Klosters. Ich athmete freyer in einem abgelegenen Eichenwald, und unter alten einsamen Mauren. Ruhe war mein täglicher Wunsch, da mich in meinen spätern Lebensjahren alles zur äussersten Thätigkeit rief und weckte; denn meine Arbeit war immer grösser als meine Kräfte. Ich war fast immer krank in Deutschland. Ach das beständige Sehnen und Verlangen nach Stunden ohne Zwang und Schmerz, macht nicht gesellig, macht nicht auf eitele Vergnügungen erpicht. Immer strecke ich auch anitzt noch vergebens meine Arme aus, nach einer friedsamen Hütte disseits des stillen Grabes, nach einem kleinen Laubdach, in dessen Schatten ich zu erzählen wünschte, wie sehr ich die Einsamkeit liebe, wie sie oft die einzige Vertraute aller meiner Sorgen war, wie sie allein oft mir die Herzstösse

stösse der Traurigkeit verwandelt hat in süße Wehmuth.

Einsiedlerisch lebte ich nie. Alles Glück auf Erden war mir nichts, alle Seelenleiden umgaben mich, der Kelch der Traurigkeit kam nie aus meiner Hand, so oft kein theilnehmendes Herz mich zu sich zog und für mich sorgte, so oft ich nicht einem lichthellen erhabenen Verstande, und einer reinen sanften Seele, alles mittheilen konnte, was ich dachte und was ich empfand, was mich freute und was mich drückte, was ich wünschte und was ich litt. Alles andere Glück der Welt habe ich genossen, und Alles war mir nichts gegen dieses Glück bey der frohen Rückkehr von der Last jedes Tages. Nie lebte ich in einer von Menschen ganz unbewohnten Gegend, aber nie, in meinem Leben nie, suchte ich laute Freude, und geräuschvolle Ergetzungen.

Stille und Eingezogenheit, waren meine erste, und sind meine letzte Liebe. In meinen Schuljahren hatte ich einen einzigen Freund; er war ein treflicher Kopf (*) und für mich alles in allem. Unsere Mitschüler haßten und verfolgten ihn alle, und oft schlug ich mich für ihn gegen alle. Mit ihm

(*) Mein Jugendfreund hieß Daniel Stapfer. Er lebet noch, ist einer der tiefdenkendesten und geschmackvollsten Philosophen die ich in irgend einem Lande gekannt habe, und steht als zweiter Prediger bey der Hauptkirche zu Bern in der Schweiz. Man hat kein litterarisches Denkmal von ihm. Aber eine kleine Predigt, die Er in unserer kleinen Vaterstadt Bruss hielt, und die nicht Er, sondern ich, im Jahr 1755 drucken ließ, brachte damals Herrn Wieland in einen solchen Enthusiasmus, daß er an meinen Freund, den er sonst nicht kannte, schrieb: „Er spreche „von seiner Kanzel in Bruss, wie Perikles zu „dem Volke in Athen, mit Worten, die wie Ge„witter wirken, und einen Stachel im Herzen zu„rücklassen.“

ihm beſuchte ich am liebſten einſame Oerter. Mit ihm lebte ich auf dem Hausdach meines Vaters, auf alten Mauren und Thürmen, in Wäldern, in Flüſſen, und auf Felſen; ich hieng an ihm allein, ihn allein hatte ich lieb. Als ich nach vielen Jahren wieder in meine Vaterſtadt zurückkam, lebte dieſer Freund dort als Prediger, und ward der Vertraute meines Hauſes. Wir waren glücklich, denn unſere Lebensart war verhältnißmäſſig noch immer eingezogen.

Ein kleines Denkmal jener alten Zeit meines Lebens, der erſte Keim (*) dieſes gegenwärtigen Buches über die Einſamkeit, liegt noch vor mir. Mit ſchwacher jugendlicher Feder empfohl ich in dieſer Schrift, den vernünftigen Genuß der eilenden Zeit, den

(*) Betrachtungen über die Einſamkeit, von Doctor Johann Georg Zimmermann, Stadtphyſicus in Brugg. Zürich 1756. 110 Seiten in Octav.

nützlichsten Gebrauch der wichtigsten Wissenschaften, und ich ergoß darinn meine süssesten Empfindungen für Religion und Tugend. Ich schrieb dieses kleine Buch, in einem schönen Sommermonat, in meinem väterlichen Hause auf einer Dachstube, wo ich nichts sah und nichts hörte, als ein paar einsame verirrte Vögelein. Meine Familie, mit der ich in häuslicher Glückseligkeit lebte, war eben für eine ziemlich lange Zeit verreiset. Nun schrie mir jeder, mehr als nie, in die Ohren: ich müsse nicht immer zu Hause sitzen, denn ich sey ja da alleine; ich müsse an allen Lustbarkeiten meiner Mitbürger Theil nehmen, mit ihnen nach der Scheibe schiessen, und mich dadurch in der Welt bekannt machen.

Das that ich nicht, und man nahm es mir in meiner Vaterstadt sehr übel. Etwas widerharig war also doch meine Denkart immer.

mer. Aber da ich anitzt in einer Stadt lebe, die zu leben weiß, bedaurt man mich wegen dieser Denkart, mit vieler Menschenliebe, und herzlichem Mitleiden.

An einer lieben Hand wandelte ich vor dreissig Jahren, wie anitzt, einsam und stille durch die Welt. Mein erster Jugendfreund war damals unser beständiger Gefehrte. Er und ich, und ein paar andere Freunde von unserer Sinnesart, hatten nun auch wieder eben das Schicksal bey der unaufgeklärten Hälfte unserer Mitbürger, wie in unsern Kinderjahren jener Freund und ich, bey unsern Mitschülern. Aber ein ehrenvoller Ruf riß diesen Freund, weg aus unserer Vaterstadt, weg aus meinen Armen. Ich war untröstbar, schrieb um mein Leid zu lindern, mein Buch über die Erfahrung in der Arzneykunst; und kam, ein paar Jahre darauf, nach Hannover.

Die Kunst des Weltlebens hätte ich nun hier, in so vielen grossen Gesellschaften, lernen können. Aber mitten in einer so sehr geselligen Stadt, mitten unter so sehr vielen aufgeklärten, freundlichen, gütigen, und liebenswürdigen Menschen, behielt ich immer, wegen meiner beständigen Kränklichkeit, eine beständige Abneigung für grosse Geselligkeit. Menschen von allen Ständen und von allen Farben, bis in ihr Innerstes zu sehen und zu beobachten, hatte ich indessen überflüssige Gelegenheit, in dem nur zu sehr ausgebreiteten Cirkel meines Berufs, und auf meinen vielen Reisen. Ich ward dadurch, mehr als mir lieb ist, mit den Wegen der Welt bekannt. Aber, bey aller meiner natürlichen Offenheit und Unverlegenheit, lebte ich doch immer in engem Vertrauen des persönlichen Umganges, nur mit sehr wenigen Menschen. Aufraffen muß ich

mich

mich mit der äuſſerſten Gewalt, wenn ich Freude zeigen ſoll bey Dingen die mir keine Freude machen. Innerlich bin ich faſt immer gefoltert, wenn ich da ſeyn muß, wo viele Menſchen ſpielen, eſſen, und Zeitvertreib ſuchen.

Abneigung iſt dieß nicht gegen die Menſchen, unter denen ich lebe. Sie, an denen ich ſo viel Gutes ſehe, an denen mich alles Gute rühret, an denen mich jede ſchöne Eigenſchaft, jedes Talent, jedes Verdienſt, jede Tugend, jede Aeuſſerung von Geiſt und Muth entzücket, ſind nicht die Urſache meiner Ungeſelligkeit. Das Uebel liegt ganz in mir. Ich fühle, daß es in zahlreicher Geſellſchaft Pflicht iſt, jedem Vergnügen zu geben und von jedem Vergnügen anzunehmen, und das kann ich nicht.

Eingezogenheit, und ſtiller freundlicher Umgang mit Menſchen aus jeder Claſſe,

war darum von jeher mein einziger Wunſch, und meine einzige Freude. Mein Beruf und meine Lage in der Welt, erlaubten mir zwar nie, ſo eingezogen zu leben, als ich es wünſchte. Aber die Neigung behielt ich doch immer, noch einmal etwas Ausführliches über den wahren Werth der Einſamkeit zu ſchreiben, und dem Menſchen wenigſtens ein Glück anzupreiſen, und eine Lebensart beliebt zu machen, die ich über alles ſchätze, wenn man ſie vernünftig benutzet, und die mir immer ſo vorzüglich gefiel. Nach der Bekanntmachung meiner allererſten, und in vielen Ländern liebreich aufgenommenen Schrift über die Einſamkeit, hatte ich immer nur zu lebhaft empfunden, wie wenig ich noch zur eigentlichen Prüfung dieſer Lebensart darinn ſage.

Mit leiſen Schritten unternahm ich deswegen, ſchon im Jahr 1757 die Einſamkeit philo-

philoſophiſch zu betrachten. Alſo mußte ich auch wol unterſuchen, was ſie etwa gegen ſich habe? Meinem Hange gemäß, wollte ich ſodann meine ganze Seele zu ihrem Lobe ergieſſen. Aber freylich wollte ich und mußte ich dabey, aus Ehrfurcht für die Wahrheit, die Pflichten gegen die Welt mit der Liebe für die Einſamkeit in das gehörige Gleichgewicht bringen. Um dieſe ſchöne Materie in ihren erſten Quellen zu ſtudiren, wagte ich mich damals in die Kirchengeſchichte. Ich las auch einige Kirchenväter und viele Lebensgeſchichten der Heiligen. Allein andere Arbeiten, und zumal mein Beruf, erlaubten mir ſchon in der Schweitz hierinn nicht groſſe Fortſchritte. Allem was nicht zur Arzneykunſt gehörte, und aller Schriftſtellerey entſagte ich in Hannover. Blos zu einiger Erleichterung in einer fürchterlichen Nervenkrankheit, zog ich am Ende

des Jahres 1772, aus meinen längst vorher in der Schweitz geschriebenen Anmerkungen das bekannte im Jahre 1773 zweymal gedruckte Fragment von der Einsamkeit.

Ich bitte sehr um Vergebung, daß ich hier von so vielen Dingen rede, die nicht sechs Menschen in der Welt interessiren. Aber sagen mußte ich doch dieß alles, um zu zeigen, ob ich wol den Namen des fluchwürdigsten Hässers und Verächters der Einsamkeit, und dafür den Staupbesen verdiene, wie der berühmte Obereit glaubt.

Der Weltüberwinder Jacob Hermann Obereit, dieser in Deutschland von so wenig Menschen gekannte, und von sehr berühmten Männern so hochgelobte und hochgepriesene Lichtgeist, kam, wegen jenes von mir im Jahre 1773 herausgegebenen Fragments über die Einsamkeit, fürchterlich gegen mich in Harnisch. Er nahm einen kleinen Theil,

ein

ein kleines abgeriſſenes Stück für das Ganze, und dieß brachte ihn in eine comiſche Wuth, die mich endlich im Jahr 1781 bewog, dieſes Buch über die Einſamkeit zu ſchreiben.

Obereit, dieſer unausſprechlich zudringliche, und immer bey mir auf Lanzenbrechen erpichte Kämpfer, verſuchte das Aeuſſerſte um mich zu reizen. Sechs Jahre vergiengen, eh er mich aufbrachte. Seinen erſten Schritt wider mich, that er im Jahre 1775, indem er mir, mit reitender Poſt, eine ſehr lange und ſehr ausführliche Widerlegung meines kleinen Aufſatzes über die Einſamkeit ſchickte, und mich ſehr ängſtlich, und dringend, und kümmerlich bat, weil Er mit den beſten Buchhandlungen Deutſchlands nicht bekannt ſey, daß ich doch dieſe Widerlegung, worinn Er Schimpf und Schande

de gegen mich ausgoß, Ihm zu lieb (*) drucken laſſe.

Mein Fragment über die Einſamkeit war auf Beobachtung, Geſchichte, und Thatſachen gegründet. Obereit, der wenig von Geſchichte zu wiſſen ſcheint, ſagt in der Schmähſchrift gegen mich, die Er mir überſchickte damit Ich ſie drucken laſſe: mein Fragment über die Einſamkeit enthalte nichts als artige ſelbſtgemachte Legenden, und ſchön zugeſchnitzte Fabeln. Die Aerzte haben von Hypochondriſten und hyſteriſchen Weltdamen am meiſten einzuerndten, wenn ſie dieſelben nur brav lange aufhalten können; aber für mich ſeyen die erſten Einſiedler unnütze Waare. Ich gehe auf Abentheuer aus. Meine ſo gerne allweiſe und doch

(*) Pro Cynico, ſchrieb er mir, qui ferè omnia ſua ſecum portat, vitamque extremis per omnia duxit.

doch so kurzsichtige Vernunft, wolle in ihrem frostigen Stolze, mit angemaßter Gewissensrichterschaft alles Gute umkehren. Ich mache kalte Schulschlüsse, und schreibe orakelmässig. Ueber alles, was ich nicht flugs verstehe, gebehrde ich mich so herrlich, als wäre ich nun einmal Herr über die ganze Kirche. Ich fertige Bullen aus, zur Verbannung in Tollhäuser, als Richter der Lebendigen und der Todten. Ich jage eine Schwärmerey durch eine grössere in die Flucht. Schlechte Weiberchen haben, in unzählichen Erfahrungssachen, mehr Verstand als ich gelehrter Vernunftheld. Er wünsche mir die Krätze. Ich entscheide alles Parisisch, und errege einen allgemeinen Gewildkrieg, wo nichts Wahres und Gutes mehr sicher sey. Vor künstlicher und zu marmorner Natur gewordener Vernunftsenthusiasterey sehe ich nichts, von tausend

und

und tausend der einfältigsten allerklarsten, und aller lautersten Wahrheiten. Ich verstehe, in meiner überklugen Kopfsfülle, nicht einmal das Alphabet der allereinfältigsten Heiligen. Auf einmal sage ich allem einfältigen Plunder von Moral,-Vernunft, und Religion, gute Nacht. Meine kalte versteinernde Vernunft sey in sich selber satt, reich, überflüssig klug, nichts bedürftig, sich selbst allgenügsam. Als ein Weltweiser aus der neuen Hutfabrike sey ich unbillig gegen Einfalt und Weiblichkeit. Eine stoische Liebe wolle ich allgemein machen, und erschaffe Wolfianische Regularfrauen. Ich sey ein Nonnenfeind. Ich sey ein stoischer Methodist des Christenthums. Aerger als Sünde, Tod, Teufel, und Hölle, fürchte ich die Schwärmerey. Ich verachte alle Vereinigungs-Zärtlichkeit der Weiber. Ich habe ein sehr löcherichtes Gedächtniß, weil ich

nicht

nicht wisse daß Weibervernunft eher reif werde als meine Vernunft. Ich renne nach Ehre, Macht, Hoheit, Herrschaft über Alles, mit einem Glanzton, und Schwanze von Päbstlichkeit. Ich sey ein Uebermuthspinsel, der verliebte Weiber ins Tollhaus schicke, und selbst zuerst darein gehöre. Zur vollkommenen Kindlichkeit der Liebe Gottes schicke ich mich wie ein Klotz, und nur mittelmässig zur Freundschaft. Von der zu süsse schtinenden Liebesbutter der armen mystischen Nonnen verstehe ich ewig steifer Vernunftsleyermann nichts. Ein ekler Herr sey ich, dessen verdammenden Systemköpfchen man nichts recht machen könne. Gepfiffen habe man mir, und ich habe nicht getanzt. Nur solche muthwillige und übersichtige Schälke machen über die billige Verwerfung der verdorbenen Vernunft, den gröβten Marktschreyerlerm. Diese verwor-

rene modische Vernunftserhebung, sey eine uralte Erbsportion des alten Adams, die ich, sobald sie mir nicht gefalle, mit Michaels Geistesschwerdt wieder zu dem alten Drachen jagen könne, woher sie zuerst entsprang, wie eine Lügenminerv aus Jupiters Kopfe. Meine Hände seyen, dem Scheine nach, Jakobs glatte Hände zu fertigem Styl, aber meine Stimme sey Esaus Stimme. Meine ganze Lehre von der Einsamkeit sey ein Kartenhäuschen, das Er, Doctor Jacob Hermann Obereit, im Vorbeygehn übern Haufen blasen könne, so weit Er nur wolle.

Etwas scharf war diese Predigt. Obereit begleitete sie, mit einem sehr langen, und noch schärfern Briefe, worinn Er mir sagt: die greßlichste Ketzermacherrotte habe nicht so wie ich, ohne allen Unterschied und Ausnahme, über alle Mystiker und Anachoreten

den zum zertretenden Hohn, den Gerichtsstab der Vernunft oder steifer Theologie zerbrochen. Erhascht habe ich die Einsamkeit, nicht auf unzählige Art genossen, und erfahren. Streifend und als ein Fremdling habe ich die Schriften darüber durchstrichen, alles im französischen husarischen Schwung, einem Voltaire fast durchaus ähnlich, wie ein Ey dem andern; ganz im Ton der grossen Weltsphäre eines solchen Pariſers, und seiner Wahrheitliebenden Bocksprünge. Also könne ich es gar nicht übel nehmen, wenn Er, Doctor Jacob Herrmann Obereit, als ein alter erfahrner Grundkenner jenes unbekannten Landes der Einsamkeit, im offenen von mir begaukelten Felde, mich als einen unritterlichen Lanzenwerfer gegen die Anachoreten und Mystiker übern Haufen reite. Ich möge nun ein Werk, klein oder groß, über die Einsamkeit schreiben oder träumen;

es werde immer ohne alle Kenntniß ſeyn, und nichts enthalten als Philoſophie à la Pariſienne. Dieſe ganze Widerlegung ſey nur ein Weiberpfeil. Endlich, und zum Beſchluſſe vermeldete mir Doctor Jacob Hermann Obereit ein herzergebenſtes Compliment (avec embraſſements de tout le cœur à plaiſir, wie er ſich in ſeiner kauderwelſchen Sprache ausdrückt) von ſeiner Pſyche Empirea, und läßt mir wiſſen, dieſe Pſyche ſtamme aus einem deutſchen fürſtlichen Hauſe (*) ab; und Er habe ihre hyſteriſche Myſtik mit nichts als Faſten bey Käſe, Wein, und Sallat geheilt.

Mit einem ganzen Strome von Injurien begoß man einſt einen ehrlichen Prediger. Er antwortete nichts. Warum antworteſt du mir nicht, ſchrie der andere? Der Prediger erwiederte ganz kaltblütig: du biſt Herr über

(*) Sie war eines Poſementirers Tochter.

über dein Maul, ich bins über meine Ohren; ich höre dich nicht.

So schrie Obereit, als ich schwieg. Er drohte mir immer mit neuen Briefen; und bat mich endlich, um Gottes, des jüngsten Gerichts, und Christi Schmach willen, ich möchte nur seine Schrift drucken lassen.

Ich ließ also diese Schrift drucken. Auch Obereits eben angezeigten Schmähbrief dazu. Ich strich keine Zeile aus, veränderte kein Wort, ließ Alles wie es war, gab der Schrift blos einen verständlichen Titel (*), und begleitete sie mit einer höflichen und sanftmüthigen Vorrede (**).

(*) Vertheidigung der Mystik und des Einsiedlerlebens, gegen den Herrn Leibarzt Zimmermann, von Jacob Hermann Obereit, Doctor der Philosophie im Bodensee. Frankfurt am Mayn 1775.

(**) Obereit nannte sein Werk in der Handschrift: „Ein Zimmermanns-Handlanger, von Liebes-

„Euthy-

Aber Obereits Briefe beantwortete ich nicht. Dieß brachte den kindisch stolzen Chirurg,

„Enthusiasten und der allerfreyesten Republik „der Einsamen. Kiriath Sepher der Freymdu„rerinnen. Anno mundi 7275. Aus der „Bergschotten Loge. Sub Rosa.“

Meine Vorrede lautet so: „Um Gottes, des „jüngsten Gerichts, und Christi Schmach wil„len, wünschet der Verfasser dieser Schrift dieselbe gedruckt zu sehen. Viel unverdientes Lob „fließet mir zwar dieser eheliche Mann über den „Rücken herab, und deswegen ist in der Befol„gung seines Willens doch wirklich etwas sehr „unanständiges. Aber er wolscht mir auch den „Kopf so derbe und so beitzend, daß ich hoffe „allen Vorwurf der Eitelkeit dadurch von mir „abzuwenden, wenn ich verlange, daß seine „Schrift, um ihre Originalität nicht zu schwä„chen, in puris naturalibus gedruckt werde. „Zwey Briefe füge ich bey, weil sie ebenfalls „viel lehrreiches enthalten, und vielleicht noch „originaler sind, als alles übrige. Herr Obereit „ist

rurg, alles meines anderweitigen ſanften Verfahrens ungeachtet, in die äuſſerſte Wuth.

„iſt wirklich ein ſehr merkwürdiges Phenomen „für Leute die den Menſchen ſtudieren, ein aller„dings ſehr viel und weit umher denkender Chi„rurgus zu Lindau am Bodenſee. Sein Schat„tenbild würde Lavatern Stof zu merkwürdigen „pſechologiſchen Bemerkungen geben. Man hat „ein lateiniſches Werk von ihm, in welchem „ſcharfſinnige Dinge geſagt ſind. Sein Eifer „gegen mich flieſſet aus der beſten und edelſten „Abſicht. Er hat gewis in Vielem ſehr Recht, „und ſiehet höchſt vermuthlich, aus ſeinem Ge„ſichtspunct, manches ungleich mehr durch, als „ich aus meinem. Ich verſöhne vielleicht den „guten Mann mit den Sitten der heutigen Welt, „indem ich bitte, daß dieſes ſeiner Schrift vor„gedruckt werde; ſo wie ich auch Ihm hier öf„fentlich bezeuge, daß ich mir jedes unſanfte „Wort gegen Ihn verbiete, und Ihn wahrhaftig „verehre, obgleich (ſub Roſa ſey es geſagt) un„ſere Sinnesart eben ſo verſchieden iſt, als „Schwarz und Weiß.“

Alſo that er, nach vielen Jahren, ſeinen zweiten Schritt, und dieſer wirkte(*).

Sein

(*) Herr Garve ſagt, in ſeinen philoſophiſchen Anmerkungen über den Cicero, zwey Dinge die ich unmöglich zuſammen reimen kann. Erſtlich: eine ſichere Erfahrung lehre, daß es das augenſcheinlichſte Merkmal von Schwäche ſey, wenn man nöthig hat erſt aufgebracht zu ſeyn, um andern Menſchen widerſtehen zu können. Zweitens: Widerſtand ohne Haß ſey das Meiſterſtück der Moral.

Beyder Empfindungen bin ich mir in Abſicht auf Obereit bewußt. Durch ſeinen Weltüberwinder hat Er mich aufgebracht, dieſes Buch über die Einſamkeit zu ſchreiben; aber ſo nachdrücklich ich auch gegen ihn geſchrieben habe, ſo wenig haſſe ich ihn doch, daß es mir vielmehr ſchlechterdings unmöglich iſt jemals an ihn zu denken, ohne augenblicklich ins Lachen zu kommen. Nach Herrn Garves Philoſophie wäre alſo (was ich doch ſamt und ſonders unmöglich zugeben kann) mein Verhalten gegen Obereit im erſten Falle der augenſcheinlichſte Beweis von

Schwä-

Sein völliger Roman über die Einſamkeit kam im Jahre 1781 wider mich heraus (*). Obereits Herzensfreund, ein junger Weſtphäliſcher Philoſoph, den ich in Hannover in die Schule gehen ſah, und von dem mir ſein Lehrer ſagte daß er ein hoffnungsvoller liebenswürdiger Knabe ſey, der Herr Conrector Kleuker in Osnabrück, war Herausgeber und Ausleger dieſes Romans. Titel, Vorrede, und alle demſelben beygefügten Anmerkungen ſind von ihm. Kleuker führte durch das ganze Buch die Feder. Er verſchmelzte Obereits Kraftſtyl von Zeile zu Zeile. Aus einer Scharteke, die aber-

Schwäche, und im zweiten das Meiſterſtück der Moral.

(*) In Leipzig im März 1781, unter folgender Aufſchrift von Herrn Kleukers Erfindung: die Einſamkeit der Weltüberwinder, nach innern Gründen erwogen von einem lakoniſchen Philanthropen.“

mal vielleicht kein Mensch gelesen hätte, machte Kleuker ein treffliches Buch für unsere Lesewelt. Er ließ alle Scheltworte gegen mich stehen; er gab dem ganzen Buche das Ansehn einer Recension. Obereit der Chirurg, erscheint im Weltüberwinder mit der allerhöchsten Eleganz eines Westphälischen Conrectors.

Und mit möglichst deutscher Höflichkeit wird mir im Weltüberwinder zu verstehen gegeben: ich habe den Beelzebub. Ich sey einer der ausgezeichnetesten Verächter aller Einsamen. Noch niemand habe mit einer solchen Wuth wie ich, gegen die Einsamkeit geschrieben. Ich sey ein Lügner, und ein Vater der Lügner. Ich habe den schwarzen Staar im Verstande. Ich sey ein Muthwilliger und Frevelhafter, der seine Leser berücke; ein Materialphilosoph; ein dreister Behaupter der gröbsten Ungereimtheiten; ein

kurz-

kurzſichtiger Geſelligkeitsweiſer; ein Freund des ſteten Wechſels und Taumels betäubender Geſellſchaften. Ich ſey über die Einſiedler in der Egyptiſchen Wüſte neidiſch. Ich ſey ein Verſchmäher, Spötter, und Tadler der Gewiſſenserwecker; ein ungerufener Leibarzt der Heiligen; ein Verwerfer aller Schwärmerey und überwallenden Einbildungskraft; ein flüchtiger Beobachter, der nicht ſehe, daß dem Sokrates Erſtarrung der Sinne gewöhnlich war. Ich verliere die Sinne, in lauter Betrachtungen der Unfehlbarkeit meiner ſinnlichen, ſpitzfündigen, überklugen, freygeiſteriſchen, und ſchalkäugigen Vernunft. Ein übermüthiger Thor ſey ich, der unzähliche Früchte einer zügelloſen Freygeiſterey hervorbringe. Aus der Fülle meines Herzens verbanne ich alle Tugend von Gottes Erdboden. Ich ſey nicht würdig dem ſchlechteſten Anachoreten die

Schuh-

Schuhriemen aufzulösen. Ich sey ein Sophist, ein einöhrichter Richter, ein blosser Schulweiser, ein vorurtheiliger Schriftgelehrter. Die Einsamkeit könne ich an andern eben so wenig ausstehen, als an mir selbst. Meine eigene Gesellschaft sey für mich die schlimmste und unerträglichste, die elendeste unter allen Menschengesellschaften; sie sey weit unter der Gesellschaft der elendesten Sterblichen; sie sey noch erbärmlicher als die Gesellschaft der wilden Thiere, welche doch in einsamen Wäldern sich zu vergnügen wissen. Ich sey ein Verächter der Freymäurer des Innersten, gegen den zu seinem eigenen Heil, nichts mehr übrig bleibe, als die schärfste Stachelpeitsche, nicht sowohl der Satyre, als vielmehr Gottes selbst (*).

Drey Hauptwahrheiten gefielen mir ausnehmend wohl in Obereits und Kleukers Welt-

(*) Einsamkeit der Weltüberwinder. 79. S.

Weltüberwinder. Die erste: Ein Philosoph, als man ihn fragte, wodurch Er zu diesem hohen Alter gelanget sey, habe geantwortet, dadurch, daß ich die Thoren ertragen gelernt (*). Die zweite: Wen man im Herzen nicht leiden kann, den versteht man hundertmal unrecht, ehe nur einmal recht (**). Die dritte: Man beobachte Socratisch die gelehrten sowohl als die häuslichen Streitigkeiten, ob sie nicht mehrentheils von Misverständnissen herrühren (***).

Misverstanden hat mich doch wol Obereit. Er, der mich nicht kannte, der von meiner Neigung für Einsamkeit und Stille nichts wußte, hätte mich sonst nicht für den Freund des steten Wechsels und Taumels betäubender Gesellschaften gehalten? Er hätte nicht gesagt,

(*) Ebendaselbst. 170. S.
(**) Ebendaselbst.
(***) Ebendaselbst. 199. S.

gesagt, Einsamkeit könne ich eben so wenig an andern ausstehen, als an mir selbst; mein eigener Umgang sey mir unerträglich, und sey noch erbärmlicher als der Umgang der wilden Thiere, die sich doch in einsamen Wäldern nach ihrer Art zu vergnügen wissen? Er hätte eingesehen, daß nicht der Geschmack für geräuschvolle Freude, nicht der Hang für den Tumult der Welt, mich bewogen, die Einsamkeit von meiner ersten Jugend an zu suchen, und in so entfernten Zeiten meines Lebens immer wieder über die Einsamkeit zu schreiben? Er hätte die Einleitung zu diesem gegenwärtigen Werke, ein sehr kleines Fragment meiner Beobachtungen über die Einsamkeit, nicht für den ganzen Inbegrif von allem genommen was ich über die Einsamkeit denke und empfinde? Er, dieser grosse Seher, hat also aus blossem Misverstand nicht gesehen, mit welchem

Stro-

Ströme von Empfindung ſich noch einſt meine Seele werde zum Lobe der Einſamkeit ergieſſen.

Seifenſchaum iſt ſolches Lob, wird Obereit ſagen? Ja, Seifenſchaum iſt wenigſtens ein großer Theil dieſes Buches für die Bärte der Weltüberwinder.

Tauſendfach ward ich in der Welt misverſtanden, ohne daß es mich kümmerte. Wie oft ſtichelte und hechelte, und nagte und kratzte man an meiner Ehre; ich lächelte, wenn ich die Pfoten ſah. Alle Schmähungen, und allen Schimpf von gelehrten Klopffechtern und Buſchklepfern, ſamt und ſonders, habe ich nie geachtet. Nur die fromme Miene Obereits reitzte mich zu ernſthaftem Kampfe. Er, der für die Ehre der Myſtik und der Einſiedeley ſchon vormals gegen mich die Waffen trug, und nun wieder zur Ehre aller heiligen Ha-

lunken

lunken (*) gegen mich abtrabte; Er, der mich als den von ihm ausgezeichneten, und von Ihm gebrandmarkten Verächter der Einsamkeit, und von Ihm verfluchten und fluchwürdigsten Feind aller Mönche und Nonnen, bey lebendigem Leibe so gerne in der Hölle gesehen hätte; Er, der alles Feuer seiner Windofen auf mich blitzte; Er, der aus seinem Laboratorio in Lindau und in Zürich, Fluch und Abscheu über mich schrie; Er, der mir in einer Dominikanerkutte, mit einer brennenden Fackel in der einen Hand, und mit einem Crucifix in der andern, sein Evangelium predigte; Er, dieser Ritter von der feurigen Gestalt, wird doch nun gewiß begreifen, warum mir in vielen Jahren nichts

(*) Man fand diesen Ausdruck in dem protestantischen Deutschlande zu hart. Aber sagen die besten französischen Schriftsteller viel weniger, durch die bey ihnen sehr gewöhnliche Redensart sainte Canaille?

nichts so viele Freude machte, als eben diese Gelegenheit, bey der ich einmal öffentlich zeigen konnte, wie sehr ich, mitten unter allem Visitenzwang, mitten unter allen Widersprüchen von Pflicht und Neigung, doch die Einsamkeit über Alles schätze, und liebe.

Beyfall kann sich von einer oft in diesem Buche gezeichneten Menschengattung, jeder versprechen, der mich schimpft. Es war mir darum überaus begreiflich, als ich hörte und las, daß Jemand in einer nicht weit von Hannover entlegenen Stadt behaupte: Es sey nichts schöneres, wahreres, treffenderes, und vernichtenderes gegen mich geschrieben worden, als Obereits Weltüberwinder; dieser trete mich völlig zu Boden, und in den Staub.

Dieß dachte Chirurg Obereit auch. Wie derbe wäre Er aber schon widerleget, wenn ich auch nur, ohne ihn oder seinen Welt-

überwinder zu nennen, oder mich um irgend eine ſeiner Behauptungen zu kümmern, blos dieſe ausführliche Schrift über die Einſamkeit hätte drucken laſſen. Aber ein gröſſerer Sieg war mir vorbehalten. Obereit hatte mich nicht nur mit allen ſeinen Kernkräften, auf einmal, tief, unſichtbar, aus dem Verborgenen herauf, als ein Grundkenner, vollkommen rein und genau, mit einem zweyſchneidigen Schwerdt niedergehauen; ſondern Er hatte mich auch ſo augenſcheinlich gründlich, ſo allgemein unfehlbar, und in lauter That und Wahrheit verſiegelt, durch ganz Deutſchland angeſchwärzt, verſchryen, und verflucht. Und nun erſchien dieſer Held aus der Tiefe, dieſer über alle Philoſophen wie die Sonne über alle Sterne erhabene Lichtgeiſt(*), Naturtheolog und Grundkenner

(*) Wer Obereits Orizinalſchriften nicht geleſen oder

ner des menſchlichen Herzens, mit aller Glorie die ſein Haupt umgiebt, perſönlich, unverſehens und lichthell, in der Stadt Hannover, als ich dieſe Schrift über die Einſamkeit ſchon mehrentheils fertig hatte, ſieht mich, und wird mir gut.

Dieſer mir nicht ſchwer gewordene Sieg hat vielleicht etwas Sonderbares. Er wird jedoch nur alsdann intereſſiren, wenn man dieſen Feuerphiloſoph genauer kennt, der durch alle ſeine tief herauf, aus den reinſten Quellen der erſten anachoretiſchen Friedenskirche, mir ſtromweiſe ins Angeſicht geſchütteten Injurien, nicht die einzige aber die erſte Urſache iſt, warum ich mir eine Feder zu dieſem Werke über die Einſamkeit ſchnitt.

oder den Mann ſelbſt nicht geſprochen hat, bedarf der Erinnerung, daß ich hier, und in mancher andern Stelle, Obereits Sprache rede.

Züge aus der Lebensgeschichte eines seltsamen Menschen sind immer gute Randglossen zu seinen Lehren und Meinungen, eine sichere Spur zu Quell und Keim seiner Sinnesart, Selbstheit, und Originalität. Darstellung des Mannes, entwickelt immer alles besser, als langweiliges und schulgerechtes Gezänke. Obereits hermetischer Lebensgang interessirt dann auch alle Liebhaber der Geschichte der christlichen Kirche, deren neuer Reformator Er seyn will, und alle Liebhaber der Spükgeschichte der menschlichen Seele. Vielleicht gelingt es mir zu zeigen, wie der grosse Lichtgeist Obereit ward was er ist. Vielleicht ist auch sein Bild, das ich hier als ein Pendant zu dem Leben des grossen Antonius aushänge, der lebendigste Beweis des guten und bösen Einflusses der Einsamkeit auf Köpfe dieser Art.

Sanct

Sanct Jacob Hermann Obereit, erblickte vor mehr als einem halben Jahrhundert zu Arbon in der Schweitz das Licht der Welt, deren Licht Er itzt iſt. Der Vater dieſes ehmaligen groſſen Anachoreten, und nunmehrigen Deſerteurs aus der Anachoretenſchule, lebte in Arbon als Kaufmannsbedienter, und zog in der Folge nach Lindau am Bodenſee, als Rentſchreiber dieſer Stadt, deren öffentliche Einkünfte er verwaltete. Vater und Mutter waren Genies.

Der Vater hatte vielen Geſchmack für Myſterien aller Art, zumal für Goldmacherey, und las gerne alle Bücher über geheime Weisheit. Die Mutter hatte einen auſſerordentlichen Haß gegen Geiſtliche, und nicht mit Unrecht. Sie, und ihr Mann, wurden von den Paſtoren in Lindau ſchrecklich verfolgt, weil man ſie für Pietiſten und Separatiſten hielt, das iſt, für Leute wel-

che glaubten, die Worte der Lindauerpastoren seyen nicht Worte Gottes. In wilder orthodoxer Wuth excommunicirten diese hochwürdigen Herren dort, den guten alten Obereit auf ein Jahr, weil er den menschenfreundlichen Einfall hatte, über die Wiederbringung aller Dinge zu schreiben.

Sanct Obereit erhielt seine erste Erziehung theils von seinem Vater, der ihm vieles aus dem Nepos, Plutarch, und Valerius Maximus, und noch weit mehr aus Rempis und Poiret erzählte; theils in den öffentlichen Schulen; und theils, wenn ich meinen Nachrichten trauen darf, in einer Barbierstube. Nach einem rohen Herkommen bildeten sich von jeher viele deutsche Chirurge auf einer solchen Academie, und behielten dann auch ihr Lebenlang etwas von dieser Bildung.

Unter

Unter die Fahnen der Alchymisten und Mystiker schwur Sanct Obereit schon in dem väterlichen Hause. Die Schriften Peter Poirets, des Originalphilosophen, und ewigen Universal-Lichts- und Friedensgeistes, las der Vater bey Tag und bey Nacht, und der Sohn schnappte nach denen von dieser Fackel herunter fallenden Funken. Der Magistrat in Lindau hatte daher wohl den guten Gedanken, den jungen Feuerphilosoph nach Berlin zu schicken, um sein Genie dort durch das Studium der Wundarzneykunst und Geburtshülfe abzukühlen.

Dieß geschah. Wiewol nicht mit gutem Erfolge, wie man sagt, weil Genies gewöhnlich nichts lernen, als das, wozu sie Lust haben. Aber desto eifriger studierte Sanct Obereit, bey Pott, die Chymie.

Sodann mußt Er, in mannbarer Jugend, auf einige Jahre den Krieg versuchen,

um in harter Lebensart und in edler Groß-muth sich frey, nach allen Kräften zu üben. Beynahe majestätisch, oder wenigstens über-aus heroisch und pathetisch, erzählet Er dieß selbst, im Weltüberwinder (*). Wo Sanct Obereit Compagniefeldscheerer gewe-sen seyn mag, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß Er bald nachher alle Regie-rungsarten der Menschen durchgieng, um zu sehen, unter welchen Er am liebsten leben möch-te (**)? Die Spartaner gefielen ihm am besten.

Und die Lindauer behielten die Oberhand. Denn Hebammenmeister, und Spithalchi-rurg, ward Sanct Obereit, gleich nach sei-ner Rückkunft, nicht in Sparta, sondern in Lindau!

Aber beydes behagte ihm nicht sehr; denn statt Chirurgie und Hebammenkunst, studier-

(*) Auf der 94. Seite.
(**) Weltüberwinder. 94. S.

ſtudierte Obereit mit Feuereifer, Philoſophie, Kirchenväter, Leben der Heiligen, gefiederte und gerupfte Schwärmer von allen Farben und Geſtalten. Er ſchrieb Briefe voll Wirlwiſſerey, von furchtbarer Länge, an alle Gelehrte, die irgend einen groſſen oder kleinen Namen hatten, und warf ſich mit einer Leidenſchaft, die beynahe alle ſeine übrigen Leidenſchaften verſchlang, in Poeſie und Alchymie. Dieß gefiel Obereits Patienten nicht. Bey der groſſen Muſſe, die daher ein ſolcher Feuer-philoſoph, als Chirurg, Accoucheur, Urinbeſchauer, und Praktiker, allmählig in Lindau finden mußte, wuchs ſeine Centralkraft tauſendfach. Er las in ſeines Vaters Hauſe, tief herauf, alles was ihm von fanatiſchen und philoſophiſchen Schriften in die Hände fiel, dachte über Alles, ſtutzte über Nichts, baute Luftſchlöſſer, machte Syſteme, Aufſätze, Plane

zu Wochenschriften, und suchte allerwerts Mitarbeiter; die sich alle der Ehre bedankten.

Sanct Obereits Freunde und Gönner, samt und sonders, baten ihn immer um Gottes und des jüngsten Gerichts willen, nur nichts drucken zu lassen. Denn Alles was Er hervorbrachte, war mystisch, fanatisch, geisterseherisch, unordentlich, unverständlich, unverdaulich, und ungenießbar. Alles zeigte jedoch einen Selbstdenker und vielvermögenden Kopf. Die Gelehrten welche Er immer, tapfer und unerschrocken, mit Briefen bombardirte, bewunderten ihn wegen seiner Vielwisserey, und bedaurten ihn, wegen der ihm ganz versagten Gabe der lichtvollen Ordnung, und des Styls.

Erborgter Styl, und brüderliche Geburtshülfe, machen Sanct Obereit itzt zum Licht der Lesewelt, wie man weiß. Damals

mals wichen die meisten Gelehrten vor seiner scheußlichen Correspondenz. Indessen ertheilte unser berühmte Wieland, als damaliger Kanzler der freyen Reichsstadt Biberach in Schwaben und Comes Palatinus, dem von jeher äusserst eitel gewesenen Obereit, die Würde eines Magisters der Weltweisheit. Dieser grosse Titel, erregte in Lindau grossen Neid; aber dessen ungeachtet hieß Sanct Obereit sich seitdem immer Doctor Obereit.

Weltverstand haben nun freylich nicht alle Magister der Weltweisheit. Denn als im Jahr 1762 Sulzer der Philosoph, Lavater der Physiognomist, und Füßli der Shakespear unter den Mahlern unserer Zeit, auf einer Reise von Zürich nach Berlin, durch Lindau kamen, erschien Magister Obereit augenblicklich im Posthause, mit einer erschrecklichen Menge von Manuscripten in allen

len seinen Taschen. Viele Stunden nach einander, unterhielt Magister Obereit diese Männer, mit seiner philosophischen, mystischen, patristischen, theologischen, physischen, mathematischen, lateinischen, griechischen, medicinischen, chymischen und alchymischen Vielwisserey; und, nach seiner sündhaften Gewohnheit, zog er immer ein Manuscript nach dem andern aus der Tasche, und las es vor (*).

Lavater.

(*) Noch zu dieser Stunde hat der Feuerphilosoph Obereit, bey aller seiner vorgeblichen Weltüberwindung diese kindischeitele und sündhafte Gewohnheit nicht überwunden. Allenthalben zieht er seine Manuscripte aus der Tasche, und liest sie vor. Auf die Gesellschaft kommt es ihm nicht an. Jeder muß herhalten; der Unwissende wie der Gelehrte, Mädchen, Weiber, und Damen, wie Jünglinge und Männer. Als noch in diesem Sommer 1784. Obereit auf seinen Wanderungen, einer ziemlich grossen und sehr vermisch-

ten

Lavater war bedrückt, und seufzte. Füßli fluchte. Sulzer kam aus aller Fassung. Magister Obereit wußte von nichts, und las immer keck und tapfer von der Faust weg. Sulzer, der mittlerweile eingeschlafen war, und beym Aufwachen hörte, daß Magister Obereit noch las, ergrimmte, und hieß den redseligen Magister nach Hause gehen. Obereit trat ab, und sie dankten alle Gott! Den andern Morgen, um vier Uhr, als schon angespannt war, und der Postillon bließ,

ten Gesellschaft von Herren und Damen, beym Caffee, eine metaphysische Abhandlung vorlas, und ein Theil der Gesellschaft einschlief, schrie Er laut und mit Begeisterung aus: nun will ich sie mit etwas Lustiges unterhalten: und zog wieder ein Manuscript aus der Tasche! Doctor Obereit war immer der erste der darüber lachte, und dann zwischendurch beym Vorlesen (nach Art aller Vorleser von Profession) die ganze Gesellschaft mit funkelnden, nach Beyfall gierigen, und Beyfall erwartenden Augen ansah.

bließ, klopfte jemand, mit großem Ungestüm, an Sulzers Thür? Herein trat Magister Obereit, mit einem grossen Pack Schriften im Arme, und wie mir mein seliger Herzensfreund Sulzer versichert hat, mit grossen Bücklingen, und diesen Worten: Ich bin auch eiu Poet!!

Das war Er nun freylich nicht. Aber eine ungeheure Menge von Gedichten hat er verfertigt; und alle warten nur auf einen Verleger, seit dreissig Jahren. Sanct Obereits Geist hub sich unstreitig in manchem Unglück, durch diese Art sich seiner Empfindungen und Gedanken zu entladen. Unfreundlich war ihm das Schicksal lange, aber er trotzte seinem Schicksal in allen Fällen mit Spartanischem Muth, und anachoretischer Kraftdauer.

Er studierte wenn ihn hungerte. Die gewisse Hofnung, Er werde den Stein der Wei-

Weisen finden, trug ihn durch Dick und Dünn. So überwand er alle Widerwärtigkeiten des Lebens. In seiner größten Noth, schrieb er einst, aus Lindau, an einen Freund: Nun sey Er völlig gewiß, den Stein der Weisen in vierzehn Tagen zu haben.

Noch hat er ihn nicht. Aber unter jenen glänzenden Hofnungen und Aussichten in Goldesfülle, verlohr Ohnereits guter Vater sein Amt. Die redliche und überall mißverstandene Familie kam in die äusserste Armuth; und nun zeigte sich der Charakter unsers Philosophen mit Würde. Er verzweifelte nicht, sondern ermannte sich noch mehr, bekam Lust Kranke zu besuchen, und that manche schöne Cur. Die Kranken hatten zwar nicht grosse Lust zu ihm, weil er jedem die derbsten Wahrheiten ins Gesicht sagte; also arbeitete er Tag und Nacht in seiner Stu-

Studierstube für sich und einige Gelehrte, verdiente sich dadurch etwas Geld, und gab Alles hin, um seinen Vater zu retten.

Seine Gesundheit erlag unter diesen redlichen Anstrengungen. Er ward mit der Gicht befallen, und behielt daher eine Steifigkeit, die sich seitdem nie verlohr. Der gute Obereit, und sein vortreflicher Bruder (*) retteten indeß Vater und Mutter. Einer half dem andern. Das väterliche Haus, in dem unser Philosoph lebte bis der Vater in einem hohen Alter starb, war eine Hütte der Ruhe und der Freude.

Religion, Alchymie, Mystik, und Liebe, gaben zusammen unsern Obereit den heitern, hohen, und festen Sinn, mit welchem Er alle Nebel seiner Schicksale zerstreute. Glückliche

(*) Ein rühmlichst bekannter Mathematiker und sehr gelehrter Mann, der ein Amt in Dresden hat.

liche Liebe macht schon alleine, wie man weiß, alles Unglück leicht; und Obereit ist, wie alle Imaginationsmänner, von äusserst verliebter Natur. Psyche Empirea nannte Er eines Posementirers Tochter in Lindau, in der Er die höchsten und glänzendesten Himmelseigenschaften fand, die jemals eine weibliche Seele zierten. Er bildete dieses Frauenzimmer ganz nach seiner Sinnesart, zu seiner Philosophie, zur seraphischen Dichtkunst, und zur mystischen Seherey. Sie war sehr schön, sanft, und bildsam. Obereit wollte die Psyche heyrathen; aber der Posementirer hielt seine Tochter zu gut für Obereit, und widersetzte sich dem heissen Verlangen des verliebten Paars mit Wuth. Liebe gab anitzt unserm Philosophen Weltverstand; denn er schlich glücklich mit der Psyche Empirea von Lindau nach der Schweitz, und ließ sich trauen. Aber im

Ehbette lebte Er, wie er mir selbst versichert hat, völlig platonisch.

Grössere Prüfungen und grössere Unternehmungen folgten nun in einem ununterbrochenen Zeitraum. Sanct Obereit hatte nichts woraus er leben konnte. In Zürich riethen ihm vornehme Freunde großmüthig, er möchte bey ihren Unterthanen in Winterthur sein Glück suchen. Sanct Obereit entschloß sich auf der Stelle, in Winterthur Unterricht für beyde Geschlechter zu geben, und zwar in der Philosophie des Lebens. Er verkündigte an ganz Winterthur, durch einen gedruckten Plan, seine öffentlichen Vorlesungen über diese sonderbare Philosophie. Unglücklicher Weise hatte aber der gute Philosoph, selbst weder Lebensart noch Weltkenntniß, und darum fehlte es auch den Winterthurern, die gute Köpfe sind, am wahren Glauben an solche Philosophie.

Nie-

Niemand wollte Sanct Obereits Vorlesungen anhören, und die ganze Stadt lachte über den drollichten Professor. Auf dringendes Verlangen von Obereits Freunden, ward auch sogar das Programma, das possierlichste Ding das jemals aus eines Menschen Feder hervorgieng, unterdrückt; und anitzt fände man dasselbe in Winterthur nicht mehr für tausend Ducaten (*).

(*) Vielleicht hätte der Herr Professor Obereit bey den jungen Herren und Frauenzimmern in Winterthur grössern Beyfall durch Vorlesungen über die Metaphysik gefunden. Folgende Stellen aus seinem ursprünglichen Geister und Körper Zusammenhang, nach Newtonischem Geist, einem Obereitischen Originalwerke (Augsburg 1776) mögen zur Probe dienen, wie Obereit Metaphysik lehret.

„Alle endliche Monaden, sagt der Herr Pro„fessor Obereit, haben Liebescentra, wo alle „Kräfte der Liebesseligkeiten höchst froh zusam„menfliessen in Eins, und allentzückend darinn

„sich

An nichts kehrte sich Obereit, der sich immer übte in harter Lebensart, und edler Großmuth. Sein Glück ward immer gröſ-

ſer

„sich verlieren, nach der Seligkeitsphilosophie „einer saphirotischen Fee.“

„Die Particulartendenz des Verlangens der „Monaden kann innigst gerührt, gereizt, bewegt „werden zu neuer Tendenz, möglichst mehr „Wahrnehmliches dazu zu bringen, bis zu vol„ler Vergnügung des innern Empfindungsaus„drucks aller Einstimmigkeiten.“

„Die erste innere Vergnügung bleibt wohl „innerlich, ihr erweckter Ausdruck aber, und „darinn lebhafteſter Wiedervorstellungsspiegel, „oder Widerschein, mit dessen Ausbreitungs„Fortsetzungs-Mittheilungs-Tendenz, bringt „aus der Monade hervor in ihrer vollen und „überfliessenden Freude, darüber sie vergißt daß „sie pur Leibnitzisch in sich selbst verschlossen blei„ben sollte. Die ganze Monade ergießt sich dann „in Freuden, in frohes Entzücken über sich selbst, „aus ihrem Grundgefühl in Sinnlichkeitslust: „sie weiß sich nicht mehr zu halten, sie muß aus„brechen

ſer, durch Liebe, und die gröſsten almymiſtiſchen Hofnungen. Aber ſeine gute Frau ſtarb acht Wochen nach ihrer Hochzeit an der Schwindſucht. Sie betrug ſich auf ihrem Krankenlager wie ein Engel, und Obereit zeigte ſich bey ihrem Tode wie ein Held. Seelenverbindungen, ſagte Er mir herrlich, trennet weder Entfernung noch Tod. Auch ſang er in der Nacht, da ſeine Frau eben geſtorben war, Stundenlang, aus vollem Halſe. Dieſs war groſs; nur der Winterthurer Pöbel (*) welcher hörte, wie der arme Obereit ſang, machte über dieſe Muſik ſehr dumme Gloſſen.

„brechen in tauſend ſinnliche Freudenszeichen, „daſs ſie mit allen Sinnen und Kräften ganz „Freude geworden zu ſeyn ſcheint, die ſich aller „Welt überſtrömend mittheilen will, und alles „Freudenfähige damit harmoniſch erfüllet.“

(*) Es giebt in dem aufgeklärten Winterthur auch Pöbel, wie in jeder aufgeklärten Stadt in Europa.

Obereit war der Deification seiner Gemahlinn mathematisch gewiß. Dieß erhielt ihn, in diesen für andere so schrecklichen Stunden, bey der beständigsten Heiterkeit. Auch stürzte Er, wie man aus meinem ersten Capitel weiß, einige Zeit nachher in Zürich, mit entsetzlichem Gelächter in die Stube eines Freundes, und schrie überlaut: denken sie doch, denken sie doch, ich besaß meine Frau just so viele Wochen, als ich Jahre in sie verliebt war; und lachte dabey, immerfort, über seinen wunderbaren hermetischen Lebensgang (*).

Nun ward dieser Lebensgang immer hermetischer. Sanct Obereit las in Winterthur

(*) Ich wiederhohle hier diesen merkwürdigen Zug aus Obereits Charakter, um dasjenige zu berichtigen, was im ersten Capitel unrecht gesagt ist. Die Psyche starb acht Wochen nach ihrer Hochzeit, und Sanct Obereit war acht Jahre in sie verliebt.

thur ganze Buchladen durch; des Abends kam er oft, wie der Erzvater Theophrastus Paracelsus, betrunken nach Hause. Aber mehr als jemals, öfnete er itzt Geist und Herz der edlen Goldsucherey.

Zu dieser Absicht fand er in Winterthur, einen zwar von meinem Herzensfreunde, dem grossen Philosophen und Arzte Herrn Doctor Hirzel in Zürich, gewarnten Gehülfen, einen übrigens klugen und rechtschaffenen Mann, wie man sehen wird. Dieser etwas kaltblütige Gefehrte von Obereits Kaminritterschaft, ein braver Apotheker in Winterthur, nahm unsern Doctor in sein Laboratorium auf, und nachher auch in sein Haus. Sanct Obereit versicherte dem Apotheker, mit dem größten Enthusiasmus, und mit einer Zuversicht die Felsen zersprengte, sie werden den Stein der Weisen finden!

Sanct Obereit suchte, und der Apotheker sah aufmerksam zu. Sanct Obereit sah, wie in der Mystik und im Anachoretenleben, immer die grösten Dinge, die, ausser einem wahren Adepten, keines Menschen Auge je gesehen hat; der Apotheker bewies dem Doctor, wie unbedeutend Alles sey was er sehe, und prophezeyte ihm gewöhnlich, bey allen seinen Operationen, das natürliche Produkt. Aber für den Lichtgeist Obereit war nichts natürlich; er hohlte für alle seine kleinen chymischen Produkte, Namen aus der Centralphilosophie, taufte alles astralisch, und glaubte dann, Namen seyen Sachen.

Endlich ward der Apotheker dieser irrenden Ritterschaft müde. Er erklärte an Sanct Obereit, daß er in Zukunft, bey allen diesen Goldsuchereyen, auch die geringste darauf verwandte Kleinigkeit wolle bezahlt haben. Der weltkluge Apotheker hof-

te dadurch, den Doctor klug zu machen. Aber das half nicht. Sanct Obereit bezahlte alles richtig; und arbeitete immer mit leerem Erfolge. Endlich gieng dem Apotheker die Geduld völlig aus; er machte dem Doctor die derbsten Vorstellungen über diese unkluge und nichtswerthe Verschwendung seiner Zeit, und seines wenigen Geldes; er schwur, und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß dem armen Obereit darüber vor Schrecken die Parucke hätte mögen ins Feuer fallen; er wolle ihn nicht länger in seinem Hause dulden, wenn er noch länger Gold im Rauche suche. Sanct Obereit machte zuerst ein Gesicht, als wenn ihm der zornige Apotheker das Herz aus dem Leibe risse. Aber als ein grunderfahrner Weiser, schickte Er sich bald in Umstände und Zeit; und studierte nun wieder, ganz gelassen, und mit dem grösten Fleiß.

Zur Emporhebung seines Geistes, schrieb er damals seinen seitdem, nicht in Constantinopel sondern in Westphalen gedruckten Gamaliel. Sodann klagte er viel über den Verfall der Religion, erwartete eine gänzliche Revolution für das Reich Christi, hofte diese Revolution selbst noch einst durch Goldmacherey zu bewirken, insonderheit aber durch seine Vertheidigung der Mystik, und durch diesen Gamaliel.

Beständige Hofnung und Erwartung grosser Dinge ist eine grosse Glückseligkeit. In diesem Zustande webte und lebte Obereit in einem fort; und deswegen verbreitete er auch in Winterthur, rund um sich her, nichts als Glück, und gute Layne. Er lachte, fast zuweilen convulsivisch, über alles in der Welt, sogar beym Anblick eines Kälberbratens. Duldend und vertragsam war er im Umgange mit allen Menschen, dabey

bey immer ruhig und heiter, und keinen Augenblick in seinem Leben trübe oder hypochondrisch. Gegen jeden, der ihm nur ein gutes Wort gab, war er höflich, freundschaftlich, und herzlich; immer voll Feuer, Kraft, und Leben, im vertrauten Umgange; übrigens für jeden, der ihn auch nur von ferne anblickte, drolligt und comisch zum Todtlachen.

Obereit wartete immer, in froher Hofnung, auf einen neuen alchymistischen Sonnenaufgang, und wartete nie vergebens. Unversehens bot ihm ein begüterter Hauptmann Bürcki (*) im Canton Bern, sein Labora-

(*) Der Bernerhauptmann Bürckl, ist ein Wasserbrenner und ein Bauer, der nah bey der Stadt Bern, ein für sein baares Geld erkauftes Landgut von funfzig tausend Gulden bewohnt. Jede Woche kommt dieser Herr Hauptmann nach Bern auf den Markt, und verkauft da allerley abgezo-

boratorium an, und zugleich ernannte er ihn auch zum Informator, und Hofmeister, seiner Kinder. Mein Kaminheld war nun wieder vor Freuden beynahe auſſer ſich, obgleich die Philoſophen in Winterthur ihm zu verſtehen gaben, daß niemand in der Welt ſich zum Hofmeiſter weniger ſchicke als Er. Aber Sanct Obereit gieng immer, wenn ſein Geiſt zog. Voll hoher Erwartung machte er ſeinen Bündel, reiſte tapfer und vergnügt, voll ewigen ſchönſten Lichts, Rechts, und Guts, bis auf frohes Wiederſehen, nach dem herrlichen Hauptmann Bür-

abgezogene Waſſer. Uebrigens hat Er ein Vermögen von zweyhundert und funfzig tauſend Gulden aus ſeinen Diſtillirkolben abgezogen. Ein Goldmacher iſt er alſo, aber nicht nach Obereitiſcher Art und Kunſt; und ein überaus vernünftiger Mann, weil er ſeinen Kindern eine ſehr gute Erziehung giebt, und ſeinen Hauslehrer Obereit in den erſten ſechs Wochen wegpuſte.

Bürcki im Canton Bern; und kam, in sechs Wochen, wieder zurück nach Winterthur, mit niederhängenden Ohren!

Gröſſer war Obereit nie, als in Zeiten fehlgeschlagener Hofnung, denn in den gröſsten Prüfungszeiten fand Er eine Welt in sich und wuſste dann auch schon lange aus Erfahrung, in der gröſsten Noth sey Hülfe vor der Thür. Für eine Weile war dieſs itzt wieder der Fall. Wieder unversehens kam ein grosser Ruf nach der Hauptstadt Bern, von einem vornehmen und reichen Manne, und einem Mitgliede der dasigen Regierung, mit welchem Obereit, seit seiner Reise zu dem herrlichen Hauptmann Bürcki, über Kaminphilosophie correspondirte (*). Nun war

(*) Ich kenne diesen Herrn von Person. Einen hellern und aufgeklärtern Kopf, tiefern Denker, und liebenswürdigern Weltmann habe ich in Bern

war die grosse Weltreformation nah. Nun sah Sanct Obereit im Geiste, stufenweise einen Ideenhunger nach Ihm in den Köpfen aller Berner, die höchste Erfüllung aller seiner Erwartungen, das Beginnen und die Vollendung der grossen Revolution, durch Goldmacherey, Mystik, und seine Schriften, gerade in der Stadt wo man sich am meisten vor Revolutionen hütet. Flugs packte er Haab und Gut ein, spedierte alles nach Bern, gab allen seinen Freunden in Winterthur den letzten Abschiedskuß, kam schon nahe an Zürich, indeß da ein widri-

ger

Bern nie gesehen. Wahrlich sollten wir darum alle, Gelehrte und Ungelehrte, Edelleute und Bürger, Fürsten, Fürstendiener, und aristokratische Prinzen, in Deutschland und in der Schweitz, samt und sonders, einen neuen Artikel in unser tägliches Morgengebet setzen, ungefehr des Inhalts: „Auch bewahre uns, lieber „Gott, vor dem Alchymieteufel!“

ger Genius in dem Kopfe des groſſen Rathsherrn in Bern, Recht und Herrſchaft der Vernunft wieder herſtellte, und dieſer unſerm Weltreformator plumps ſeine ganze Bagage nach Zürich zurückſchickte!

Alle Wellen des Schickſals ſtieſſen itzt auf Obereit. Aber ſie theilten ſich über ſeinem Haupte, und er ſchwamm, wie gewöhnlich triumphirend hindurch. Zürich ward in dieſem Sturme ſein Hafen. Ein vortreflicher und menſchenfreundlicher Arzt, tiefſehender Chymiſt, und weitwirkender Freymäurer, der Bruder des groſſen Lavaters, öfnete ihm ſein Laboratorium. Sanct Obereit arbeitete in demſelben ein ganzes Jahr, lebte unausſprechlich vergnügt und heiter, ſchrieb in dieſem Jahre in Zürich ſeinen Weltüberwinder, dieſes ewige Monument ſeiner tapfern Gröſſe; und begab ſich,

im

im Frühling 1781, zu seinem Bruder nach Dresden (*).

Deutsch-

(*) Sein Ruhm gieng vor ihm her. In ganz Leipzig erscholl das Gerücht, es werde nächstens ein Prophet, der alle künftige Dinge zu erzählen wisse, aus Zürich nach Sachsen kommen; und Obereit kam. Ein vornehmer und etwas abergläubischer Leipziger von achtzig Jahren, der noch sehr gern lange zu leben wünschte, ließ deswegen den Wundermann gleich nach seiner Ankunft, zum Essen bitten. Bey Tafel war natürlicher Weise bald von Prophezeyungen die Rede. Obereit sagte, sehr ehrlich, aber nicht weltklug: es seyen viele Leute, welche glauben etwas vorher sagen zu können, ohne daß sie doch deswegen Wundergaben besitzen. Zum Exempel, es liesse sich wohl ohne diese Kraft behaupten, der gnädige Herr da, werde unter allen, die an dieser Tafel sitzen, am ersten sterben. Dieses unschuldige Wort schos dem gnädigen Herrn fürchterlich aufs Herz. Er erschrack so heftig, daß er von Tische aufstand, in ein ander Zimmer gieng, und seinen Bedienten befahl, sie sollen den fremden Propheten, den er noch den Tag vor-

der

Deutſchland war die eigentliche Lichtwelt für den Lichtgeiſt Obereit. Nirgends hätte Er wie da, den wahren Glauben gefunden; denn der Glauben an die weiſſe Frau, und an den Monddoctor in Berlin, macht itzt, in dem proteſtantiſchen Deutſchland, jeden Aberglauben möglich.

Wir träumten von nichts als Aufklärung, ſchrieb mir neulich einer der gröſsten Männer Deutſchlands, und glaubten durch das Licht der Vernunft die Gegend ſo aufgehellet zu haben, daſs die Schwärmerey ſich gewiſs nicht mehr zeigen werde. Allein, wie wir ſehen, ſteiget ſchon von der andern Seite des Horizonts, die Nacht mit allen ihren Geſpenſtern wieder empor. Mit Schrecken ſieht man, daſs das Uebel ſo thä-

tig

her für beſtändig eingeladen hatte, nie wieder zur Hausthür hereinlaſſen.

tig und durchgreifend ist, daß die Schwärmerey immer wirket, und die Vernunft nur spricht. Mit Unrecht glaubte Lord Shaftesbury, Witz und Laune seyen die kräftigsten Gegenmittel wider den Fortgang des schädlichen Aberglaubens. Blosser Scherz vertreibet das Vorurtheil nur zum Scheine. Aus Furcht verspottet zu werden, suchet man höchstens seine Albernheit zu verheimlichen. Man spottet wohl selbst mit, wo dieser Ton herrschet, und ist in seinem geheimsten Schlafgemache, wie ich Beyspiele gesehen, nichts desto weniger verführter und verführender Schwärmer.

So beschrieb mir ein Mann, wie es in der Welt nicht viele giebt, ganz neuerlich, die Lage der Vernunft in vielen sehr aufgeklärten Städten des protestantischen Deutschlands. Man siehet hieraus leicht, daß Obereit in der wahren Epoche unter uns erschien.

schien. Gold zu grossen Zwecken zu machen, ist in mancher Gegend Deutschlands itzt eine eben so allgemeine Sucht, als die Sucht zu fliegen bey den Franzosen (*).

(*) Eigentlich war die Neigung zur Goldmacherey von jeher eine Sucht der Deutschen. Auch den grossen Leibnitz sogar ergriff in seiner Jugend diese Sucht. Er war in Nürnberg, Mitglied und Secretair einer Gesellschaft von Goldsuchern, und überreichte derselben einen Aufsaz, dessen Inhalt Er selbst nicht anzugeben wußte, eine Zusammensetzung leerer alchymistischer Wörter. Leibnitz that dieß aus Noth, und die Gesellschaft bezahlte ihm sein Secretariat, aber er verließ auch bald, wie sein neuester Göttingischer Lobredner sich ausdrückt, diese Köder des gesunden Menschenverstandes. In derjenigen Gegend von Deutschland, die sich anizt, mit so grossem Eifer und so glücklichem Fortgang vom Aberglauben purgirt, in Wien, war die Neigung zur Alchymie im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch allgemeiner, als sie es izt, im lezten Viertel desselben in dem protestantischen

tig und durchgreifend ist, daß die Schwärmerey immer wirket, und die Vernunft nur spricht. Mit Unrecht glaubte Lord Shaftesbury, Witz und Laune seyen die kräftigsten Gegenmittel wider den Fortgang des schädlichen Aberglaubens. Blosser Scherz vertreibet das Vorurtheil nur zum Scheine. Aus Furcht verspottet zu werden, suchet man höchstens seine Albernheit zu verheimlichen. Man spottet wohl selbst mit, wo dieser Ton herrschet, und ist in seinem geheimsten Schlafgemache, wie ich Beyspiele gesehen, nichts desto weniger verführter und verführender Schwärmer.

So beschrieb mir ein Mann, wie es in der Welt nicht viele giebt, ganz neuerlich, die Lage der Vernunft in vielen sehr aufgeklärten Städten des protestantischen Deutschlands. Man siehet hieraus leicht, daß Obereit in der wahren Epoche unter uns erschien.

schien. Gold zu grossen Zwecken zu machen, ist in mancher Gegend Deutschlands itzt eine eben so allgemeine Sucht, als die Sucht zu fliegen bey den Franzosen (*).

(*) Eigentlich war die Neigung zur Goldmacherey von jeher eine Sucht der Deutschen. Auch den grossen Leibnitz sogar ergriff in seiner Jugend diese Sucht. Er war in Nürnberg, Mitglied und Secretair einer Gesellschaft von Goldsuchern, und übersetzte derselben einen Aufsatz, dessen Inhalt Er selbst nicht anzugeben wüste, eine Zusammensetzung leerer alchymistischer Worter. Leibnitz that dies aus Noth, und die Gesellschaft bezahlte ihm sein Secretariat, aber er verlies auch bald, wie sein neuester Göttingischer Lobredner sich ausdrückt, diese Mörder des gesunden Menschenverstandes. In derjenigen Gegend von Deutschland, die sich anizt, mit so grossem Eifer und so glücklichem Fortgang vom Aberglauben purgirt, in Wien, war die Neigung zur Alchymie im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch allgemeiner, als sie es itzt, im letzten Viertel desselben in dem protestantischen

Man befrage die Buchhändler, ob sie jemals so viel magische und alchymistische Bücher in mancher deutschen protestantischen Residenzstadt abgesetzet haben, wie anitzt? Alles ist, wie man aus Allem sieht, in diesem erfinderischen Lande zur endlichen Erfindung des Steins der Weisen vorbereitet. Deutsche werden den Stein finden, wenn er zu finden ist; denn der Doctor Price in England hat sich selbst nur darum vergiftet, weil er nicht beweisen konnte, daß er ihn gefunden habe. Alle Hände und alle Herzen unserer Goldmacher werden sich darum aufheben zu Sanct Obereit; man wird sich um ihn

tischen Deutschlande ist. Jeder vornehme Herr in Wien hielt sich damals seinen Hausalchymisten; daher dann auch die berühmte und geistvolle Lady Montaigue die Anmerkung machte: die weltlichen Herren in Wien suchen durch diese Transubstantiation zu gewinnen, was ihnen durch die andere die geistlichen Herren rauben.

ihn reiſſen, wenn Er nur erſt recht bekannt iſt. Alle Laboranten Deutſchlands werden ihn aufſuchen, oder zu ſich rufen. Und ſo wird dann allmählig alles Eins, zur Bewirkung der groſſen Revolution, durch dieſen neuen Weltreformator (*).

(*) Vielleicht iſt es bey dieſer kleinen Skizze von Obereits Lebensgeſchichte, manchem Leſer nicht unangenehm, auch ein Verzeichniß von ſeinen mir bekannt gewordenen, gedruckten Schriften hier zu finden; zumal da ſie, ſamt und ſonders, die Vorbereitung der groſſen Weltrevolution ſind, die Obereit ſeit ſo vielen und langen Jahren täglich erwartet.

1) Univerſalis conſortativa medendi Methodus (Eine Kraftſuppe für die Menſchheit). Diſquiſitio nova. Carlsruhe 1767.

2) Ein Zimmermanns-Handlanger von Liebes-Enthuſiaſten, und der allerfreyeſten Republik der Einſamen. Kiriath Sephar der Freymaurerinnen. Im Jahr der Welt 7275, aus der Bergſchotten Loge, ſub Roſa. Das iſt: Vertheidi-

Sanct Obereit hatte lange ſein Standquartier in der Lauſnitz, nicht ſehr weit vom Grabe

theidigung der Myſtik und des Einſiedlerweſens gegen einen Leibarzt in Hannover, herausgegeben und mit Titel und Vorrede verſehen von dieſem Leibarzt Johann Georg Zimmermann. Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergiſchen Erben. 1775.

3) Urſprünglicher Geiſter- und Körper's Zuſammenhang, nach Newtoniſchem Geiſt. An die Tiefdenker in der Philoſophie. Augsburg 1776.

4) Gamaliels, eines philoſophiſchen Juden, Spaziergänge über die Berliniſchen Betrachtungen der Wundergaben, Schwärmerey, Toleranz, Spöttereyen, und Prieſterſchaft. Conſtantinopel 1780.

5) Die Einſamkeit der Weltüberwinder, nach innern Gründen erwogen von dem lakoniſchen Philanthropen Obereit. Herausgegeben, ausgefegt und poliert, auch mit Titel, Vorrede, und vielen Anmerkungen begleitet, von dem ehrwürdigen Herrn Conrector Kleuker in Osnabrück.

Grabe Jacob Böhms. Er wohnte da auf dem Landgute und im Hauſe eines Cavaliers, deſſen Freundſchaft er ſich durch ſeinen Weltüberwinder erworben. Der arme abergläubige Obereit betheuerte und verſicherte mir, dieſer Cavalier habe die meiſten Groſſen des Ruſſiſchen Reiches zu Myſtikern gemacht!! Aus ſeinen Briefen, die er mir

nabrück. Leipzig bey Adam Friedrich Böhm. 1781.

6) Die Natur und die Heiden über Steinbart. In Geſpräschen beym Promeniren. Erſter Beytrag zu Steinbarts Zuſätzen und Beſtätigungen ſeines Syſtems der Glückſeligkeit. Leipzig 1782.

7) Die Natur und die Heiden über Steinbart. Zweiter Beytrag. Leipzig 1782.

8) Geſpräch im Traume über eine neue Reformation der geiſtlichen Orden und der Kirche. Ein Pendant zu der Einſamkeit der Weltüberwinder, und zum Geſpräche zwiſchen Waldern und Dietheim im Teutſchen Merkur. Amſterdam und Leipzig 1783.

vorlas, sah ich, daß dieser Cavalier, wie ihn Obereit immer sehr emphatisch nannte, ein lebhafter Mann ist, der scharf, gut, und kräftig schreibt, et ne se mouche pas du pied.

Verschiedene Reisen und Wanderungen machte Obereit von Mangelsdorf aus(*), wo

(*) Von Obereit heißt es in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (des 55. Bandes zweitem Stück, auf der 320 Seite): „Es sey schwer zu „sagen, ob Er mehr ein absurder Schwärmer, „oder absichtsvoller Abgesandter sey; denn er „schweife itzt in Sachsen und Lausitz herum, um „allerhand mystische und verborgene Weisheit „auszubreiten. Besonders wolle Er das mit „abgefeinter Hinterlist geschriebene Buch des „Erreurs et de la Verité allenthalben anprei„sen. Dieß mache ihn schon kenntlich genug, „daß er nicht so von ungefehr kommt. Man „sollte daher auf solche Emissarien billig, ein „wenig mehr acht haben als geschieht.“

Die-

wo er dann zwischendurch in ehrbarer heiliger Stille lebte. Im Junius 1784 ließ er sein Licht in Leipzig leuchten; und endlich

Dieses Urtheil der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, finde ich zu hart. Wessen absichtvoller Abgesandter soll denn wol Obereit seyn? Obereit geht, wohin sein Geist ihn zieht. Nach Hannover war er höchst wahrscheinlich der Goldmacherey wegen berufen, ob Er gleich mir sagte, Er komme nach Hannover aus Liebe zu einer heilsdurstigen Seele, die schon seit vielen Jahren nach Licht und Aufklärung schmachte. Daß Er übrigens das Buch des Erreurs et de la Verité allenthalben anpreiset, deucht mir sehr natürlich. Aber die Vermuthung, daß Obereit als Emissarius von einzelen Menschen oder ganzen Gesellschaften gebraucht werde, ist deswegen eben so wenig erwiesen, als die in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek geäusserte Besorgniß wegen seiner Sendung gerechtfertigt. Obereit predigt keines andern Menschen Evangelium als sein Eigenes; und eben deswegen weil er Gold machen lehret, und übrigens ein

; sehr

zog er von da, ehrenvoll, und für beſtändig, wie Er ſagte, zu ſeinem alten Freunde, dem Herrn Hofrath Wieland, nach Weimar.

Welches Geiſtes Kind alſo Obereit iſt, zeigen alle dieſe, wie es ſcheint, noch ganz unbekannt geweſene Thatſachen, Züge, und Anecdoten. Von Beelzebub ſind ſie mir nicht mitgetheilet, wie Obereit zuverläſſig glauben wird. Was fehlerhaft darinn iſt, kann niemand leichter verbeſſern als Er ſelbſt. Verhoffentlich ſind ſie auch eine Veranlaſſung daß Obereit nicht nur alles Röthige darinn berichtigt, ſondern uns vollends auf die nächſte Leipziger Meſſe, ſelbſt mit ſeiner Licht- und Lebensgeſchichte beſchenket.

Schnel-

ſehr luſtiger Kauz iſt, verdient Er allenthalben in Deutſchland die beſte Aufnahme.

Schneller, und kräftiger würde anitzt Obereit in Deutschland wirken, wenn er nicht so viele schöne Geister zu geheimen Freunden hätte. Diese werden ihm alle seine Kernkraft und Obereitheit aus seinen Manuscripten hinwegcorrigiren. Also müssen durchaus, alle seine Verleger, darauf bestehen, daß Er selbst alles rein und genau schreibe, wie es gedruckt werden soll, damit das Publicum nichts von seinen Gliederreichen Kraftworten verliere, und nichts von seinen durcheinander geschraubten Perioden, die keinen Anfang haben, und kein Ende. Also anstatt in Sachsen und Westphalen sich von schönen Geistern einseifen und rasiren, durchkämmen, frisiren, und mit dem feinsten Puder bestäuben zu lassen, bevor Er sich den Herren Seelverkäufern in Leipzig präsentirt, sollte Obereit lieber seinen alten cynischen Mantel umhängen; denn mit diesem

sem macht' er gewiß allenthalben mehr Aufsehen, als mit der Frisur und dem Puder unserer schönen Geister.

Aber Sanct Obereits Aufenthalt in dem eleganten Sachsen, hat den grossen Mann selbst, beynahe umgebildet. Seine Stärke ist erweicht, und seine Schweitzerische Derbheit hat sich verwandelt in Sächsische Urbanität. Er erscheint an Höfen, empfielt in Sachsen Arzneyen um alte Weiber dadurch jung zu machen, und verschiedene Damen in sehr ansehnlichen Städten gebrauchen diese Mittel mit christlichem Zutrauen und unbegrenzter Hofnung. Duldsam ist nun Obereit auch, seit seiner völligen Desertion aus dem Anachoretenleben. Die Schriften der Ungläubigen an Einsiedler und Mönche und mystische Nonnen, gehen ihm darum anitzt, nach seinem selbsteignen Geständnisse, eben so süß durch den Mund, als ehne

Ver-

Verdrehung der Augen, und Grimmen durch den Bauch. Er ist nicht mehr ein Ritter von der feurigen Gestalt. Mit seinem Einsiedlergeiste lebt dieser Exanachoret izt mitten in der Welt, und setzt sich, an den Tafeln deutscher Fürsten wie an unsern bürgerlichen Tischen, in tapferer Grösse und in allem geistigen und begeisternden Wohlseyn, zwischen Dissidenten und Ungläubige, Hofdamen und Spötter.

Man erlaube mir seine Duldsamkeit noch auf eine gewiß unerwartete Manier zu beweisen, und dann das Schicksal dieses Scherfleins zur Lebensgeschichte eines so ausserordentlichen Menschen ehrerbietig dem Denker und Nichtdenker zu überlassen.

Am Tage Oswaldi, den fünften August 1782, kam ich in Hannover in die Boutique eines sehr berühmten Goldarbeiters, und wollte da etwas kaufen. Indem ich mit

diesem

dieſem Künſtler ſprach, tritt eine wunderſame Figur, in einem langen blauen Ueberrock, in gelben Pantoffeln, und einer kleinen, runden, ſchwarzen, wollenen Parucke, ohne Hut herein, ſtellt ſich, nach einer freundlichen und tiefen Verbeugung, mit einer ganz äuſſerſt ſeltſamen Drehung des Körpers und der Hände, keck wie ein Pfeiler neben mich, und bekukt mich mit auffallender Neugier. Ich that, als wenn ich das nicht ſähe. Aber der Mann hatte mich, bey dem einzigen Blicke den ich auf ihn warf, ganz unglaublich frappirt. Er kam mir vor wie ein Betteljude. Aus den Pantoffeln merkte ich jedoch, daß er bey dem Goldarbeiter im Hauſe wohne, und einen äuſſerſt ungewöhnlichen und gar nicht gemeinen Menſchen verriethen mir, auf den erſten Blick, ſeine freye und erhabene Stirne, ſein ehrliches Geſicht, ſeine hellen, kecken, ſchönen,

nen, und doch zuweilen etwas verſchobenen Augen, ſein freundlicher Mund, und dann doch auch das Comiſche in der majeſtätvollen Emporbrehung ſeines Kopfes, und ſein Spaniſcher Gang. Indem ich geruhig mit dem Goldarbeiter über ſeine Waare ſprach, brannte ich doch heimlich vor Neugier, um zu wiſſen, wer der auſſerordentliche und gewiß nie von mir geſehene Menſch ſey, der neben mir ſtehe, und auf den ich zuweilen, weil Er kurz war und ich lang bin, herabblickte. Eben wollte ich ihn noch einmal in die Augen faſſen, und er war verſchwunden.

Ums Himmels willen, was iſt das für ein Menſch, fragte ich den Goldarbeiter? Schalkhaft lächelnd, und mir, vermuthlich in der Erwartung ich werde vor Schrecken niederfallen, ſcharf in die Augen ſehend, antwortete der Herr Goldarbeiter: Es iſt der Herr Doctor Obereit!

Der

Der Weltüberwinder Obereit versetzte ich? Der Weltüberwinder Obereit, versetzte der Goldarbeiter! Geschwind, geschwind, hohlen sie ihn, sagte ich, mit grosser Lebhaftigkeit.

Herein trat der Weltüberwinder in gelben Pantoffeln. Ich gab ihm freundlich die Hand, sagte ihm, wie sehr es mich freute ihn, zum erstenmal in meinem Leben, zu sehen; und bat ihn, nach einiger allgemeiner Conversation, er möchte mir die Ehre erzeigen mich den Nachmittag um Drey in meinem Hause zu besuchen.

Der Weltüberwinder kam vor dem Glockenschlag. Ich nahm ihn höflich, sanft, und liebreich bey mir auf. Was für ein guter Geist, sagte ich, bringt Sie, Herr Doctor Obereit, nach Hannover, in das Haus eines Goldarbeiters, der ein forschender Kopf ist, und ein ausnehmend geschickter Juwelirer und Künstler?

Der

Der Herr Goldarbeiter hat meinen Weltüberwinder gelesen, und der hat mir in der Welt viele Freunde gemacht, sprach Obereit laut, langsam, majestätisch, und heroisch, mit der Donnerstimme eines alten Lacedemoniers.

Ich that nicht, als wenn ich die Stimme hörte; auch nicht, als wenn ich den Hieb fühlte, und verstünde. Meine Antwort war weiter nichts, als: Sie, Herr Doctor Obereit und der Herr Goldarbeiter, verdienten beyde einander zu kennen.

Nun lenkte ich die Conversation ins Weite. Sie ward gut. Der lakonische Rundkopf gefiel mir, ob Er gleich zuweilen mich ansah, wie der Engel Gabriel einen Wurm, oder ein Subconrector seinen Schüler; auch mir, ab und zu, eben solche höhnische Querblicke gab, wie in seinem Weltüberwinder. Am Ende bat ich ihn, daß er auf den Abend

wieder zu mir komme, und bey mir esse? Obereit versprachs; und wir verliessen uns, mit grosser Freundlichkeit und vielen Bücklingen, von beyden Seiten.

Eine ganz ungewöhnliche Freude machten mir diese zwey Auftritte, und die folgenden, die ich noch zu erwarten hatte. Den ganzen Tag hindurch lachte ich mich fast todt. Ich brachte diese Freude, weil ich alle meine Freuden mittheilen muß, einem der scharfsinnigsten Aerzte und der feinsten Menschenkenner in Deutschland, meinem Herzensfreunde, dem Hannöverischen Hofmedicus Herrn Marcard, und bat ihn auf den Abend zur Gesellschaft des Weltüberwinders.

Wir assen in einem kleinen Cabinett, wo sonst viele Bilder hängen. Ich hieng itzt, in der Eile, alles anders, eh Obereit kam, um es ihm gefällig zu machen. Ich setzte ihm, zunächst vors Gesicht, einen knienden

Anacho-

Anachoreten in seiner schwarzen Höhle. Dann die Bilder des heiligen Hieronymus, des heiligen Augustinus, des heiligen Laurentius, des heiligen Ambrosius, des heiligen Thomas, des heiligen Anacletus, und des heiligen Bonaventura; und weiterhin ein ausdrucksvolles fürchterliches Italienisches Gemählde von einem Mönch.

Sobald wir uns zu Tische gesetzt hatten, bezeugte Obereit wieder grosse Lust von dem Beyfall zu sprechen, den sein Weltüberwinder in Deutschland gefunden habe. Er sprach von der Art, wie Er seine Gegner behandle; wie Er erst viele Jahre zubringe, um den Gegner recht auf das Korn zu fassen; und wie Er dann unversehens, unsichtbar, tief aus dem Verborgenen herauf, und seines Sieges gewiß, losdrücke.

Zur einzigen Antwort auf alle diese Prahlereyen, gab ich Obereit ein Glas in die

Hand, worauf die Worte standen: Einsamkeit ist meine Freude! Ich machte ihm diese Aufschrift bemerklich, und sagte ihm: Herr Doctor Obereit, aus diesem Glase sollen Sie meinen besten Wein trinken.

Nun gab ich Alles so gut her, als ich es hatte. Auch in die Conversation brachte ich immer die Richtung, die den Weltüberwinder ins Centrum seiner Originalität versetzte. Alles geschah, wie ich es haben wollte. Wir sprachen von Philosophie, Theosophie, Weltverachtung, Einsamkeit, Mystik, und Freymäurerey, bis in die tiefste Nacht.

Beym Dessert füllte ich die Gläser mit Tockayerwein, und sagte zu Obereit, indem ich mein Glas in die Hand nahm: es lebe der Weltüberwinder! Es lebe der Weltüberwinder, schrie Sanct Obereit überlaut und tapfer, indem er sein Glas hoch empor

hielt,

hielt, und dergestalt aus voller Kehle daß mir wegen der Leute auf der Gasse bange ward, stieß an, trank aus und ward unendlich lustig. Ich schenkte fleissig ein, und philosophirte dabey so gut ich konnte. Endlich fragte ich Obereit, woher Er, der doch kein Freymäurer sey, das Innerste und Erhabenste der Freymäurerey kenne, und wisse?

Obereit erklärte uns dieß so: die Freymäurer des Innersten, nemlich die Centralbrüder, zu deren Orden Er gehöre, verstehen das Innerste und Höchste der Freymäurerey; aber ein gemeiner Freymäurer verstehe keinen Centralbruder.

Aber da ich selbst nicht die Ehre habe weder ein Freymäurer, noch ein Centralbruder zu seyn, bat ich Obereit, damit wir seine Worte verstehen, um seinen Centralschlüssel? Obereit versprach den Schlüssel

auf den andern Tag, ließ uns jedoch das Licht der Centralbrüderschaft auch auf der Stelle so leuchten (*), daß wir schlechterdings nichts dabey sahen. Er orakelte so fürchterlich, daß uns endlich Hören und Sehen ganz vergieng, und wär von einer Lustigkeit,

(*) Etwas von diesem grossen Lichte entdeckte Oberreit seitdem den Kunstverständigen, auch in seinem Gespräch im Traume über eine neue Reformation der geistlichen Orden und der Kirche (auf der 24. Seite) durch folgende Worte: „Unser Grundlegungs- oder Grund-Sammlungs-„Orden zur Ausbreitung der Kern-Kräfte ist „viel tiefer, von Anfang an, im Verborgenen „gegründet; so wie die Mittelpunkte aller Wesen in der Welt. Und solchergestalt wird er, „obwohl er gleichsam ganz unsichtbar und unmerklich ist, doch immer Central-kräftig fortgepflanzt. Und keine weltliche Macht kann ihn „aufheben. In diesem Grund- und Kern-Betracht befinden wir uns, wie im Tempel Salomonis. Von Innen heraus konnte man, in „der Stille, Alles sehen; von Aussen hinein „Nichts!“

ſtigkeit, desgleichen ich in Niederſachſen nie ſah. Gegen Morgen fragte Obereit: ob es ſchon ſpät ſey? Er bedankte ſich herzergehenſt für den ſchönen Schweitzerabend, wie Er es nannte; und wir ſchieden, brüderlich, jeder in ſein Bett.

Kaum hatte ich am folgenden Tage den Schlaf aus den Augen gerieben, ſo wurmte mich doch der Gedanke: der Mann, dem ich ſo ſanft und freundlich zuvorgekommen ſey, wiſſe nicht, daß ich ein derbes Buch gegen ihn ſchreibe.

Aber zum Glücke ſchickte mir Obereit, den darauf folgenden Tag, den Centralſchlüſſel (*). Er ſchrieb mir dabey ein ſehr

(*) Ein Gedicht wovon ich nichts verſtand, das mich in die Freymäurerey des Innerſten leiten ſollte, unter der Aufſchrift: Auf der philoſophiſchen Grundfeſte von der erſten Directionslinie ins ewige Centrum.

freundliches (*) Billet, und beschenkte mich, noch obendrein, mit seinem Lobgesang auf einer Geistesamazone vom Lilienkreutz, der erha-

(*) Obereit ist wahrlich, im Grunde, ein gutmüthiger Mann. Ich habe verschiedene Züge aus seinem Leben angeführet, die dieses beweisen. Dieß war auch der physiognomische Eindruck, den sein Gesicht mir machte, als ich ihn zum Erstenmal sah; und diesen Eindruck machte er mir jedesmal wieder. Die gröbste Bon hommie herrschet auch in dem Billet, das er mir zwey Tage darauf schrieb, nachdem er zum erstenmal bey mir gegessen hatte, und das ich blos wegen des seltsamen Contrasts mit seinen gegen mich öffentlich ausgegossenen Injurien hier abdrucken lasse; denn dieß war mein Sieg über Obereit.

Eigentlich bin ich, so viel ich weiß, der einzige Mensch in der Welt, den Obereit so mißhandelt hat. Aber wie kam denn auch dieser im Grunde doch gutmüthige Mann mir so wuthvoll auf den Leib? Vermuthlich verfuhr er so, um Gottes willen, denn ein Schwärmer glaubt doch allemal den Himmel zu verdienen, wenn er

erhabenen Juſtina Polaris, Himmelfart in Genf, am Tage Reginä (*).

er einen Ungläubigen vernichtet. Aber warum war ich, in einer Welt, in der es gewiß böſere und ſchädlichere Schriftſteller giebt als ich bin, der Einzige der den Herrn Obereit ſo über alle Begriffe aufbrachte, da ich doch auf eine ſo äuſſerſt gelinde, und wenn ich es ſelbſt ſagen darf, ungewöhnlich freundliche Weiſe mit Ihm verfuhr? Was reizte Ihn zu ſolcher Rache, wie er mir in ſeinem Weltüberwinder gezeigt hat? Ich geſtehe, daß ich dieß ſelbſt nicht recht begreife; denn wie dürfte ich alles erklären wollen was in Obereits Kopfe vorgeht! Muthmaſſen will ich blos, ich habe ſeinen Stolz beleidigt; weil mir auch aus anderweitiger Erfahrung bekannt iſt, daß nichts in der Welt einen eitelen Chirurg ſo in Wuth bringt, als wenn ihm ein Arzt auf ſeine Briefe nicht antwortet.

(*) Obereits Billet lautet wörtlich und pünktlich ſo: „Mein hochtheurſter Gönner! Dero auſſer„ordentliche Güte erzielet einen ſo tiefen Dank in „mir, den nur die Ewigkeit genug zeigen kann, „ja der zu einer freudigen erhabenen Ewigkeit

„ihr

Augenblicklich ſchrieb ich wieder an Obereit, und bedankte mich warm und brüderlich

„für Sie ſelbſt thätig ſeyn ſollte, wo nur mög„lich, was darzu ſchon in dieſer Zeit der ſterb„liche Schatten in einem Avantgout beyzutra„gen. Nun habe einen guten Anwurf auf den „Centralſchlüſſel nicht vergeſſen. Ob nun gleich „derſelbe, ſo wenig als der Nürnberger Trich„ter der Wiſſenſchaften, mechaniſch von Hand „in Hand geben und wirken kann, ſo ſtimme „doch hier den Weg dazu, zum Grund eines tief„dringenden philoſophiſchen Enthuſiaſmi, den „Ruf zur Grundfeſte an, der, wie er vom Her„zen kommt, auch wieder zum Herzen gehen, „aus allbewährtem Grund von Kerngedanken in „neues Licht einflieſſen, auch etwan für Ge„ſchmack und Geſicht der Ewigkeit wie eine „gute kräftig harmoniſche Beſchwörung wirken „kann, caelo deducere Phoebum aeonium! „Dazu wünſche einen von ganzem Herzen voll„kommen guten Appetit, Durchblick, Genuß!“

„Da ich nun auch von einem geiſtigen Ama„zonen-Orden etwas erwähnet habe, ſo ſende „hier

lich für den Centralschlüssel... Mit Bedauren setzte ich jedoch hinzu, ich befürchte, daß

„hier zu einer Probe, einen Begleitungsgesang „zum Himmel für eine der edelsten Amazonen„schwestern des ewigen Lilienkreutzes, eine vor„malige grosse Geistesfreundinn meiner in Gott „ruhenden seraphisch flammenden Liebsten; dieß „Alles in bester Stille und innigem Vertrauen „zu purem Himmelsvergnügen und höchst grund„vorsichtigem Gebrauch, ne minimé omnium „profanetur! Würde der Himmel Ihnen, mein „hochtheuerster Patron, eine solche Cherubini„sche Polaris, oder eine seraphische Theantis, „auch nur in bündigen edlen Anlagen zeigen, „Ausbünde des Schönen, so möchte es mehr „würdige Geistes-Amazonen für Himmel und „Erde geben. Θεος μεθ' ἡμων! Und unter dem „Schutze des Allmächtigen bin mit Herz und Geist.

„Hannovre ce 7. Août 1782.

„Tout à Vous

„Obereit."

P. S. „Ich habe nun einen Freund aus Lem„go (Es war Freund Kleuker aus Osnabrück) „nun

daß derſelbe in meiner profanen Hand, auch nicht einen Hünerſtall, und noch viel weniger die erſte heilige Vorkammer verſchloſſener Weisheit eröfnen werde. Uebrigens verſicherte ich ihn, gewiß mit Aufrichtigkeit, daß Er den Tag unſerer erſten Zuſammenkunft zu einem der angenehmſten meines Lebens

„um Gaſte bekommen, den einige Tage ganz „abzuwarten habe, daher nun in ſieben Tagen „meine Aufwartung nicht werde machen können; „inzwiſchen mögen ihnen wohl ein Gamaliel und „Simplicius, mit Natur und Heiden, etwan „Compagnie machen, wenn es beliebt. Was „ſogenannte Freymdureerinnen betreffen möchte, „ſo iſt faſt unendliche Vorſicht nöthig, wenn ſie „nicht von ſolcher Sorte ſeyn ſollen, die unter „Joſeph dem zweiten quà Nonnen vel quaſi „aufgehoben worden. Tales quales! Um olim „P. P. Ieſuitae Pariſiis reprobati dixerunt: „ſumus tales quales! Dominus Nobiscum „Verbo Aeternitatis dividente Animam et „Spiritum!“

Lebens gemacht, und daß es mich ganz ungemein gefreut, einen Originalkopf, der mich so feindschaftlich behandelt habe, freundschaftlich bey mir aufzunehmen. Aber mein Recht gegen den Weltüberwinder behalte ich mir vor, wenn ich in meinem Leben noch Gesundheit und Musse genug finden sollte, das Nöthige dagegen zu erinnern.

Obereit blieb zwey Monate in Hannover, und war unaussprechlich glücklich. Wo er hinkam, fand er Achtung und Beyfall. Ich sah ihn auch zuweilen. Wir begegneten uns beyde mit wechselseitiger Duldung und Freundlichkeit. Das Harte jener kleinen litterarischen Drohung zu mildern, suchte ich alles hervor, womit ich ihm Vergnügen machen könne. Bey vielem Staunen fiel mir ein, es würde Herrn Obereit dem Anachoret vielleicht eben so wenig gleichgültig seyn, als es irgend einem seiner Brüder aus

der

der Thebaischen Wüste gleichgültig gewesen wäre, wenn ich ihn, in Gesellschaft mit einer schönen Dame zum Essen bitte.

Zum Glücke kam eben die Dame, der ich vorzüglich Herrn Obereit zu presentiren wünschte, von Pyrmont nach Hannover. Ich fragte sie: ob sie wol Lust hätte in Gesellschaft von einem fremden Originalkopfe bey mir zu essen; aber mit dem Bedinge, daß ich ihr den Mann nicht nennen müsse, bis sie ihn sehe? Die Dame wollte, wie alle Damen, durchaus wissen, was ich entschlossen war ihr nicht zu sagen. Endlich nahm sie, meines Widerstandes ungeachtet, doch meinen Vorschlag an, aber mit dem Vorbehalt, daß sie dadurch in keine Verlegenheit komme. Sie wußte nicht daß Obereit in Hannover war. Aber sie hatte seine Vertheidigung der Mystik und seinen Weltüberwinder gelesen, und wußte Alles was

bey-

beyde Bücher bey mir gewirket hatten. Um die Neugier der Dame zu vermehren, ſetzte ich alſo hinzu: Sie habe nicht nur die Schriften des Mannes geleſen, ſondern Sie liebe ihn. Zur Geſellſchaft bat ich wieder meinen ſtillen, ſcharfſichtigen, und launigten Freund, den Herrn Hofmedicus Markard.

Die Dame und der Freund waren ſchon da, als man mir den Fremden anſagte. Ich gieng ihm entgegen, fand zu meinem äuſſerſten Erſtaunen ſein ehrwürdiges Haupt, zum erſtenmal, mit Puder und Pommade beſteckt, führte ihn ſodann mit groſſem Ernſt bey der Hand herein, und preſentirte ihn der Dame, mit dieſen Worten: Gnädige Frau, dieß iſt der Weltüberwinder Obereit!

Die Dame erblaßte, und ſtand da wie verſteinert. Nachdem ſie einige Minuten eine Verlegenheit ausgehalten hatte, in der ſie in ihrem Leben nie geweſen war, gieng ſie

in ein anderes Zimmer, um recht nach Herzenslust zu lachen. Als sie gieng, und als sie wiederkam, machte ihr der Weltüberwinder ungemein liebliche Augen.

Obereit zu Ehren hatte ich das Speisezimmer, bey hellem Mittag, mit hohen brennenden Wachslichtern, und auf mannigfaltige Weise mystisch und hieroglyphisch ausgezieret. Sobald wir bey Tische sassen, war meine erste Sorge, dieser Dame, die sonst sehr viel Welt und Witz und Lebhaftigkeit hat, aus ihrer Versteinerung herauszuhelfen; zumal da sie mir, als ich sie zu Tische führte, ins Ohr geflüstert hatte: Es sey unredlich von mir, daß ich einen Mann zum Essen bitte, gegen den ich ein Buch schreibe.

Ich erzählte also zuerst der Dame und meiner Gesellschaft, wie ich mit dem Herrn Doctor Obereit unversehens bey dem Goldarbei-

arbeiter zusammengekommen, was seitdem zwischen uns vorgegangen, wie wir gute Freunde geworden, und es heute noch mehr werden wollen. Dann wandte ich mich zu Herrn Doctor Obereit, und erzählte ihm: was die Erscheinung seines Weltüberwinders bey mir gewirket habe, wie ich gleich aufgefahren sey, um ihm durch eine ausführliche Schrift über die Einsamkeit zu zeigen, ob ich ein Feind der Einsamkeit sey; wie sich dabey alle meine Kränklichkeit für einige Zeit verlor; wie herzinniglich sich dessen die gegenwärtige Dame freute; wie Sie darum den Herrn Weltüberwinder und Doctor Obereit für meinen besten Arzt und grössten Wohlthäter (*) halte; wie oft und dringend sie

(*) Dafür halte ich ihn auch. Aber eben darum thut es mir unaussprechlich leid, daß ich wegen der Lesewelt, die Obereits Schmähungen und

ſie mich deswegen bat, ihm zu ſchonen; wie ich mich dieſen liebreichen Ermahnungen widerſetzte, und noch immer widerſetzen müſſe; wie manche lebhafte Stelle in meinem Buche, gegen den Herrn Weltüberwinder hier, unvertilgt ſey, und unvertilgbar bleibe; und wie man überhaupt, ſetzte ich lächend hinzu, hier an dieſem Tiſche den Herrn Doctor Obereit und mich, als Officiere aus zwey gegen einander geſtellten Armeen, betrachten müſſe, die nicht perſönliche Feinde ſeyen; auch wol in gewiſſen Fällen, nach Kriegsgebrauch, freundſchaftlich zuſammen kommen, und ſich brüderlich begegnen; übrigens dann wieder keck zu den Waffen greifen, und

Schimpfreden damals ihren milden Herzensbeyfall zunickte, gegen den guten Mann mit einer Härte ſchreiben mußte, die wahrlich nicht aus meinem Herzen floß.

und wenn und wo ſie können tapfer einhauen (*).

Nun gieng der Dame die Seele auf, weil ſie mich ehrlich fand. Unverſehens bot Sie dem Weltüberwinder ihre ſchöne Hand. Dieſer kam erſt in eine Art von Ecſtaſe. Sodann neigte er den Kopf etwas zur Seite; ſeine Augenlieder ſchloſſen ſich halb, ſeine Augen rollten ſanft gegen die Dame, ſein

(*) Alle dieſe kleinen Feindſeligkeiten hören unter Scheiftſtellern auf, ſobald der Frieden zwiſchen beyden kriegführenden Mächten geſchloſſen iſt; das heißt, ſobald beyde Theile ſich tüchtig die Wahrheit geſagt haben. Sollte alſo Herr Obereit etwan, wegen der edlen Goldmacherey oder irgend einer heilsbedürftigen Seele, noch einmal nach Hannover berufen werden, ſo verſpreche ich Ihm hier öffentlich, Ihn nicht nur mit der größten Freundlichkeit, und Sanftmuth, und Gaſtfreundſchaft in meinem Hauſe aufzunehmen, ſondern was bey mir weit mehr heißt: ich verſpreche, von allem was alsdann unter uns vorgehen wird, nichts drucken zu laſſen.

Mund öfnete sich ein wenig, er athmete langsamer, seine Arme sanken; und unversehens reichte auch Er der Dame die Hand, nachdem er sie erst mit der Serviette gewischt hatte.

Gemeinschaftliche Frölichkeit ergriff uns itzt alle. Die Wachslichter brannten immer, bey dem schönsten Sonnenschein, und offenen Fenstern. Sanct Obereit war wie begeistert. Er las das Billet vor, worinn ich mich für den Centralschlüssel bedankte, und mir mein Recht gegen den Weltüberwinder vorbehielt. Ich zeigte einige für dieses Buch gestochene Vignetten.

Am folgenden Tage schickte mir Obereit einen Ambrosischen Lobgesang auf eine himmlische Grazie. So nannte er die Dame mit der Er bey mir gegessen hatte. Nachher schlug Er mir, sehr höflich, noch in Hannover vor: unsern ganzen Streit über die

Ein-

Einsamkeit, unter der Aufsicht dieser Dame, in Privatbriefen auszumachen.

Dieß verbat ich. Denn mein Buch über die Einsamkeit war einmal gröſstentheils geschrieben; und ich hatte nur keine Lust, aus Gefälligkeit für den freylich itzt etwas bescheidener gewordenen Herrn Weltüberwinder, dem vielleicht bey meinem ruhigen, überlegten, und festen Betragen nichts Gutes ahndete, mein Buch zu verbrennen. Sodann könnte mir vor nichts in der Welt so entsetzlich und fürchterlich grauen, wie vor Obereits Privatcorrespondenz!

Petrarcha schrieb, wie uns Herr Conrector Kleuker in seiner Vorrede zum Weltüberwinder lehret, ein ganz kleines Buch über die Einsamkeit; auch eine Mönchspredigt über religiöse Ruhe, und drey vortrefliche Dialogen über Weltverachtung. Er schrieb im Geschmacke seiner Zeit. So herz-

lich ich auch den Petrarcha liebe und verehre, so glaube ich doch, ich habe in meinem Werke über die Einsamkeit eine ungleich gröſsere Menge von Ideen umfasset, als Petrarcha; und ich unterscheide mich, in ihrer Entwickelung und Anwendung, ebenfalls von allen meinen Vorgängern. Also wird Herr Kleuker hier auch manches finden, das Er nicht erwartet. Hätte ich aber etwan im Heiligthum dort, wo die höchste Weisheit nicht sitzt, Bilder gestürmt; hätte ich sogar den Herrn Weltüberwinder Obereit, etwan hie und da, in die Luft gesprengt, so rettet Er gewiß seine Ehre doch immer dadurch, daß Er mit dem Kopf in der Tasche davonläuft.

Aller Streit über Einsamkeit zwischen Obereit und mir wäre augenblicklich geschlichtet, wenn nur Einer dem Andern zu gut hält, daß er glaubt was er will und kann.

Glau-

Glauben kann doch jeder was er will, wenn er nur thut was recht ist? Ein Inspirirter denkt durchaus von Mystik und Einsiedlerleben ganz etwas anderes, als einer der dieß alles nur bey der Fackel der Vernunft und der Geschichte betrachtet. Der grosse Appetit den Freund Obereit vormals hatte, mich wegen meines Unglaubens an seine Sätze und Grillen in der Hölle spicken und braten zu lassen, kommt ihm darum gewiß auch nie wieder, wenn er sieht, wie offenherzig ich hier die Gründe angebe, warum ich Ihm diesen Appetit verzeihe.

Obereits Lebensgeschichte enthält diese Gründe. Sie beweiset, wie unmöglich es Ihm ist mit mir, und mir mit Ihm fortzugehen. Aber sie zeigt ihn dann auch mit mehr Billigkeit, als Er sonst hatte und kannte, von mancher guten und ehrwürdigen Seite. Ein kraftvoller, grundfester, kern-

haster, und in mancher strengen Tugend geübter Mann, ist er allerdings. Man sieht auch daß er Wahrheit tief herauf, und mit eiserner Beharrlichkeit sucht, und inwendige Theologie mit Eifer verbreitet. Einige Ueberlegenheit, hat er mir doch vielleicht in einigen Dingen zugetraut, ohne es sich selbst zu gestehen. Aeusserst natürlich und verzeihlich war auch darum seine furchtsame Begierde mich zu vernichten, weil er mich für ein Ungeheuer hielt, das sich seiner Weltreformation widersetze; oder wenigstens für eine Spinne, die ein Apostel der Einsamkeit befugt sey, aus seinem Barte zu werfen.

Neuntes Capitel.

Allgemeine Vortheile der Einsamkeit.

Einsamkeit rühret unter jedem Bilde ihrer Ruhe. Die Seele sammelt sich in süsser Melankolie zu allen von Welt und Menschen ableitenden Gefühlen bey dem fernen ländlichen Klang einer Klosterglocke, bey der Stille der ganzen Natur in einer schönen Nacht, auf jedem hohen Gebürge, bey jedem verfallenen Denkmal alter Zeit, in jedem schauerichten Walde. Aber wer nicht weiß was das ist, in sich selbst, einen Freund eine Gesellschaft zu haben; wer nie daheim ist mit seinen Gedanken, nie bey sich selbst, dem ist Einsamseyn und Tod einerley. Er will alle Wollüste der Welt erst geniessen und erschöpfen, seine Nerven müssen erst zerbro-

chen seyn wie Glas, alle Kraft seines Geistes hingeschwunden, bevor er gesteht, ich bin weltsatt und der Thorheit müde, und die Schatten trauriger Cypressen gefallen mir besser als Kartenspiel und Tanz.

Alle Beyspiele und Beweise von Nachtheilen der Einsamkeit die der ganze zweite Theil dieses Buches enthält, alle Schwächen und Fehler von der Welt abgesonderter Menschen, aller anachoretische Wahnwitz, alle Verbrechen der Mönche, dieß alles samt und sonders beweiset nichts gegen die Einsamkeit, wenn man Ruhe und Freyheit in derselben mit Vernunft anwendet, und wachsam ist auf sein Herz. Zwischen den gefährlichsten Klippen schiffet man glücklich hindurch, sobald man die Warnungszeichen sieht, und die drohenden Stellen. Noch weniger beweisen gegen die Einsamkeit die Klagen der Menschen, die ein ewiges Bestreben fühlen

immer

immer auſſer ſich zu ſeyn, die mit allen ihren Kräften an der Welt hängen, denen Stille und Eingezogenheit wahrer Unſinn ſcheint, die für nichts in der Welt zu Hauſe ſeyn können und wollen als blos um ſich anzukleiden und Beſuch anzunehmen, die alſo von den Vortheilen der Einſamkeit nicht den allergeringſten Begrif haben.

Auch unternehme ich Einſamkeit nur ſolchen Menſchen zu empfehlen, denen Vergnügungen des Geiſtes, Klarheit der Begriffe, Tugend und Ueberwindung noch etwas werth ſind; die Kräfte haben zum Umgange mit ſich ſelbſt, und Empfindung von häuslicher und ſtiller Glückſeligkeit. Hat die Welt dieſe Kräfte ſchon vernichtet; kennet der ſchale und läſſige Tropf, zu ſeinem Glück und Vergnügen nichts als eine buntgedeckte Tafel und ſeine Karten, ſo braucht Er auch weiter nichts zur Befriedigung ſeiner Schalheit,

heit, denn nehmt ihm seine Karten so nehmt ihr ihm den Odem. Wer alle Geistesarbeit verschmähet, wer alle feinen Gefühle der Seele für leere und dumme Empfindeley hält, und sie dann, aus begreiflicher Brutalität, unter dem allbeliebten Schandnamen von Empfindsamkeit verlachet, findet freylich daheim kein Vergnügen. Auch keine Dame vom guten Tone kann auf Gefühle, die nicht blos sinnlich sind, auf Gott, Gewissen und Ewigkeit, so viele Zeit verwenden als auf ihre Toilette.

Priester des Evangeliums und Lehrer der Tugend brächten allerdings Weisheit und Tugend in einen übeln Ruf, wenn sie sich der Gesellschaft und dem Umgange mit ihren Nebenmenschen gänzlich entzögen, und alles sinnliche und gesellige Vergnügen allzustrenge vermieden. Aber davor nehmen sich die meisten Priester des Evangeliums wohl in

acht.

acht. Auf dem Lande und in der Stadt wäre Einsamkeit für manchen unerträglich, wenn Er eben zu einem nachbarlichen Besuche gestiefelt ist, oder gebeten auf eine Assemblee, oder gar auf einen Pikenik. Welche fürchterliche Langeweile, und welche hypochondrische Angst, hätte mancher orthodoxer Seelenhirt in Deutschland, wenn er seinen Abend zubringen müßte ohne die Pikdame und den Treffkönig; und sein ehrwürdiger Bruder in England, wenn er nicht Nächte durchwachen könnte im Bierhause.

Allerdings sind also die Zeiten vorbey, wo das einsame, ganz der Betrachtung gewiedmete Leben zu viel galt, und wo jedermann dafür hielt, gänzliche Entfernung von der Welt sey Annäherung zum Himmel.

Meine Absicht ist in der ersten Abtheilung dieses Capitels, vorläufig und im Allgemeinen zu zeigen, welche Vortheile Einsamkeit

im Gegensatze mit dem gewöhnlichen Weltleben, und dem allbeliebten Wahnwitz der Vergnügungssucht hat; wie sie den Menschen gesellig macht mit sich selbst; wie kein Mismuth so groß ist, und keine Betrübniß so schrecklich, die wohlbenutzte Einsamkeit nicht lindert; wie alles Weltglück nichts ist, wenn es uns in unserm Hause nicht glücklicher macht: wie jedes geistige Vergnügen alle Vergnügungen der Sinne übertrift; wie alle Vergnügungen des Herzens allen Menschen offen sind, in jedem Alter, und auf jeder Stufe des Lebens; wie Lust zur Arbeit alle Seelenkräfte vergrössert und schärft; wie man dadurch verwahret wird gegen den unersättlichen Visitenhunger; wie neue Tugenden durch Mangel eines lieben Umganges in der Einsamkeit gedeyen; wie Charakter und Gesinnungen in derselben immer mehr Eigenthümlichkeit und Kraft erlangen;

langen; wie Bekanntschaft mit unserm eigenen Herzen nirgends so gut befördert wird, als in der Einsamkeit; wie wir da alles was ausserhalb liegt, mit andern Augen betrachten; wie man da alles genauer untersuchet und beurtheilt; wie man auch da böse Leidenschaften verdränget; und wie man da allein dauerhaftes Vergnügen findet, und wahres inneres Glück.

Vergleichet man allen Genuß des gewöhnlichen Weltlebens und der allbeliebten Zerstreuungssucht, auch nur mit den gewöhnlichsten Vortheilen der Einsamkeit, so siehet man bald, wie wahrhaft so mancher Weiser fand: Weltgewirre und Zerstreuungssucht vertragen sich nicht mit der Anwendung ruhiger Vernunft, leidenschaftloser Beurtheilung, und Nachdenken über Wahrheit und Menschen.

Erwürget wird doch auch zuweilen die Vernunft des Weltlings, durch alle Vorur-

theile

theile denen er fröhnet, und die seine Seele entmannen. Er erschlaffet und wird weichlich, unter dem Gedränge von so vielen Kleinigkeiten, und Thorheiten. Er siehet nichts wie es ist, und sein Flattergeist kennet kein wahres und wesentliches Vergnügen. Seine Seele ist voll Unordnung, und sein Herz voll Trug.

Wer hingegen sich gewöhnet hat mit sich selbst umzugehen, und da die Glückseligkeit des unaufhörlichen Visitenhungers, und aller unserer Ergötzungen und Vergnügungen, in strenge Untersuchung zu ziehen; wer im Ernste seiner einsamen Stunden die Zucht dieser Philosophie nicht verschmähet, und darum allem weitläuftigen Umgange gerne entsagt, der siehet dann doch bald die Welt in ihrer Nacktheit, und fühlet daß wir unter lauter Dingen umherirten, die mehr Schein als Wahrheit haben. Aber wie gar

selten

Bibl. Univers. Lips.

selten liebet man die Zucht dieser Philoso-phie, und wie wenige Menschen sehen und fühlen ihr wahres Glück. Nur gar zu sel-ten durchdringet uns das gewöhnliche, lee-re, träge, eitele, und geräuschvolle Leben, auch recht mit Widerwillen und Ekel. Eine heitere und frohe Seele hüpfet immer, und ist allenthalben glücklich, weil sie nichts Ver-stopftes im Unterleibe hat, weil ihre Nerven nie in Unruhe kommen, immer duldsam sind, und immer stärker als alles was auf sie wir-ket. Mich jammern solche Kräfte. Wer sie hat, und nicht den besten Gebrauch da-von macht, ist bey Gott dafür verant-wortlich.

Wer die Jahre seiner Frölichkeit in Ge-sellschaft verschleudert, wer das Visitenwe-sen zu seinem ersten und einzigen Geschäfte macht, denket nicht, daß man in der frohen Zeit säen sollte, um in einer minder heitern

Zukunft zu erndten. Von den Gesunden und Glücklichen will ich nicht einmal sprechen, die, mitten im Taumel ihrer Jugendfreuden, der Tod so oft in wenig Tagen hinraffet. Aber da uns doch alle, früher oder später, die Freude verläßt; da wir so wenig Ursache haben, auf eine dauerhafte Gesundheit zu zählen; da wir tausend Dinge nicht thun, die Keckheit und Kühnheit bis in das späteste Alter erhalten; so sollten wir, wie mir deucht, doch wenigstens unzerstörbare Kräfte sammeln für unsere Seelen. Die beste Gesundheit kann verwelken und vergehen; aber das heilige Feuer seiner Seele muß man so bewahren, daß es nie erlöschet. Weisheit und Tugend, Muth vor Menschen und Furcht vor Gott, dieß hilft dulden und tragen, dieß schützet und stärket, und dieß hebt uns, wenn wir auch lange niedergeworfen sind, immer wieder in die Höhe.

Ueber-

Ueberdruß und Ekel sind doch endlich, die unvermeidliche Folge der beständigen Treibjagd nach Ergötzung. Wer den Becher der Freude bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken hat; wer nun einmal sich selbst gestehen muß, es sey für ihn in der Welt nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu hoffen, und nichts mehr zu thun; wer im Genusse des Vergnügens von Ekel überfliesset, über seine eigene Gefühllosigkeit erstaunt, und die zauberische Einbildungskraft nicht mehr hat, die alles verändert, verschönert, und verfeinert, der rufet vergeblich die Töchter der Wollust zu sich. Er ist gefoltert mit übler Laune bey ihren Liebkosungen, und mit Mismuth bey ihrem schmeichelhaften Gesang. Der süsse alte Geck möchte frölich seyn, und ist stumpf, möchte glänzen, und wird verlachet, möchte witzeln, und faselt. Alle seine Reden sind albern und unschmack-

haft, schal, dumm, und längst aus der Mode. Solche ausgediente und abgenutzte Lustigmacher sind nun endlich auch der Spott der jüngern Welt; aber sie bleiben sich immer gleich in den Augen des Vernünftigen, der sie vor vielen Jahren schimmern sah im Kreise des Unsinns, auf den Taumelplätzen des Lasters, und als die witzigsten Köpfe in der Stadt.

Guten Köpfen wachet das Gewissen am meisten auf, unter lermender Ergötzung, wenn sie denken was sie thun könnten, und fühlen was sie thun. Wo jedem das Blut wallet, wird doch hie und da Einer hingerissen zu den tugendhaftesten Wünschen, und zu den ernsthaftesten Gefühlen. Manches in der Stille vollbrachte edle Unternehmen, und manche verewigte grosse That, ward vielleicht zuerst gedacht mitten unter Musik und Tanz. Vielleicht kehret jede schöne

Seele,

Seele, eben alsdann am meisten in sich selbst, wo vielleicht sonst niemand einen guten Gedanken im Schwindel seiner Sinnlichkeit hat, und wo so manche schöne Frau, und so manches gnädiges Fräulein stolz und kopflos schwimmt auf dem Strome der Thorheit.

Leere Seelen sind sich selber zur Last, und jagen darum beständig nach Zerstreuung. Ihre unwiderstehliche und gewaltsame Begierde stets ausser sich selbst und unter einer Menge anderer Menschen zu seyn, ihr beständiges Vorfahren, ihre allgegenwärtigen Visitenkarten, ihre ewige Schickerey und Melderey, dieß alles verkündigt, solche Seelen seyen nie daheim. Sie haben nichts in sich selbst, das vermögend wäre sie zu beschäftigen und zu unterhalten. Sie suchen alles ausser sich, drücken und sind gedrückt, und jagen von Haus zu Haus, bis sie endlich den Hafen finden, wo sie gesichert sind

gegen ihren Unmuth, und durch eine Reihe von fremden Dingen gegen den nahen Anblick ihrer innerlichen Unwürdigkeit.

Flucht vor sich selbst ist also dieses beständige Streben nach sinnlichen Vergnügungen. Alles wird ergriffen was den heutigen Tag, den gegenwärtigen Augenblick erheitern kann, und dieß muß immer etwas ausser uns seyn, immer etwas anderes und neues, immer etwas das uns hindert Hülfe zu suchen in uns selbst. Bist du erfindsam genug, jeden Tag und jede Stunde im Tage etwas ausfindig zu machen was jenem die Zeit vertreibt, so bist du ein guter Gesellschafter, und sein bester Freund. Geschäfte fände freylich jeder Mensch, die ihn hindern würden sich selbst eine Last zu seyn, und seine Zeit nicht ganz zu verlieren. Aber da er immer auf etwas ausser sich hingeleitet seyn will, so wird Zerstreuung das erste Bedürfniß seines Lebens,

und Flucht vor dem Umgange mit sich selbst sein wärmster Wunsch. Er verliert dann allmählig die Kraft selbst zu handeln und selbst zu wirken. So wirket zuletzt Alles auf ihn wie es kann, und nicht wie er will; und so ist am Ende niemand in der Welt so unglücklich wie der Reiche und Vornehme aus der sinnlichen Classe.

Adel und Höflinge wähnen, ihre Vergnügungen scheinen nur denen eitel, die keinen Theil daran haben. Das deucht mir nicht. In dem Garten von Versailles erblickte ich einst, als ich an einem schönen Sonntage von Trianon kam, von ferne auf der grossen Terrasse vor dem Pallaste des Königs ein entsetzliches Menschengewühl. Als ich näher kam, sah ich Ludewig den funfzehnten, mit seinem ganzen Hofe, an den Fenstern. Man [illegible]te da einem schnellfüssigen Kerl ein paar Hirschhörner auf den Kopf gebunden;

hunden; dieß hieß man einen Hirsch. Ein Dutzend andere Kerle hinter ihm her, hieß man Hunde. Hirsch und Hunde sprangen in den Teich vor dem Schlosse zu Versailles, und wieder aus demselben heraus, und hin und her, mit einem Beyfall, der gewiß der lauteste war, den jemals Menschenohren hörten. Was soll das, fragte ich einen bey mir stehenden Franzosen? Monsieur erwiederte er mir sehr ernsthaft: c'est pour le devertissement de la cour!

Glücklicher sind die allergeringsten Menschen, als diese Herren der Welt und ihre Diener bey ihrer traurigen Jagd nach Freude und Zeitvertreib. Der Vornehme heuchelt Freude auf seinen Assembleen mit tausendfachem Gram im Herzen, und spricht mit der wärmsten Theilnehmung, von Begebenheiten bey denen er gar nichts fühlet. Einer täuscht den andern, und die meisten

sind

ſind doch da in ihrem eigentlichen Elemente, und freuen ſich, ſobald ſie nur eine Reihe von Zimmern voll Menſchen ſehen, unter denen keiner weniger als ſechszehn wohl gezählte Quartiere hat, oder keinen Titel der ein viertel Grau zu wenig wiegt.

Auf ſolcher Verfinſterung des Verſtandes beruhet, zumal in Deutſchland, ſo ſehr oft das Glück des geſelligen Lebens. Daher bey Vornehmen der erſchreckliche Rangſtolz, und bey Geringen die unglaubliche Rangſucht. Daher die Verachtung der einen, der Neid der andern, und die Thorheit von allen.

Alle Sammelplätze lermender Ergötzlichkeiten und beſtändiger Trunkenheit des Lebens, ſind Tempel der Freude und der höchſte Lebensgenuß für diejenigen Menſchen vorzüglich, die alles aufmerkſame und ernſthafte Nachdenken ſcheuen. Wer ſeine Glückſeligkeit in Nichtsthun ſuchet, oder ſeinen

gröſsten Thätigkeitstrieb auf lauter Kleinigkeiten richtet, die alle seine Stunden verschlingen, alle seine Seelenkräfte beschäftigen, alle seine Gespräche beleben, den befallen Schauer und Schrecken, wenn er höret, es sey heute keine Assemblee angesagt. Aber sollte dieser gnädige Herr nicht gleich heute irgend ein nützliches oder auch nur unterhaltendes Geschäft in seinem Hause unternehmen? Es wäre doch traurig, wenn Er nichts Gutes thun könnte im Stillen. Ist Er seinen Freunden, seinem Vaterlande, sich selbst, denn vollends zu nichts nütze? Kann Er keinem Unglücklichen helfen? Ist es Ihm unmöglich in irgend etwas, heute weiser und besser zu seyn, als er gestern war? Wäre auch in der Pest ein Edelmann seines Lebens nicht sicher (*), so findet sich doch für jeden

(*) La Peste, heiſst es irgendwo: est une maladie

jeden Edelmann in der Welt ein Buch gegen die Pest der Langenweile.

Es giebt Kräfte in unserer Seele, die viel weiter reichen als wir glauben. Wer aus Noth oder aus Geschmack diese Kräfte nur oft übet, der erfährt auch bald, unser möglichstes Glück liege ganz in uns selbst. Erkünstelt sind unsere meisten Bedürfnisse. Alle äussere Dinge befördern unser Glück und unsere Zufriedenheit, nicht weil sie für uns wirklich nothwendig sind, sondern weil wir uns daran gewöhnt haben. Wir glauben gar zu leicht, dieß müsse nun einmal seyn, weil es uns Vergnügen macht. Aber wenn es auch nicht wäre, oder wenn wir die Kraft hätten dieß zu missen, und dann in uns selbst das Vergnügen suchten, das wir von äussern Dingen erwarten, so würden wir in uns

ladie dans laquelle un Gentilhomme n'eſt pas fûr de la vie.

uns selbst oft weit mehr finden, als in äuſsern Dingen.

Alltagsköpfe und Köpfchen finden zwar da schon genug Aufheiterung und Vergnügen, wo man sich eigentlich nur hinstellt, um zu sehen, und sich besehen zu lassen. Aber wie manche schöne Dame vergeht auch da vor Langerweile. Wie mancher Mann von Verstand sitzt da trübselig in der Ecke. Unsere Erwartungen sind immer zu groß in grossen Gesellschaften. Witz, Coketterie, und Sinnlichkeit, finden zwar bisweilen ihre Rechnung auf Assembleen. Beynahe jeder legt da aus, was er hat; und immer diejenigen am meisten, welche am wenigsten haben. Man sieht und erfährt aber auch wirklich manches worüber man sich freut. Hie und da höret man eine gute Bemerkung, zuweilen ein herrliches Wort. Man begegnet manchem guten Gesicht, und kommt

an

an manchen verständigen Mann, den man sonst gar nicht kannte. Man nähert sich mancher freundlichen Weiberseele, die man gerne sieht, höret, und spricht. Bey guter Laune kommt man selbst oft einem Unbekannten oder Halbbekannten mit Geist und Herz zuvor, und fühlet sich hingerissen zu ihm, wenn man auch in seinem Leben nicht fähig ist, ihn an sich zu ziehen. Zuweilen hat man vollends das göttliche Vergnügen von seinen Feinden Gutes zu sagen, oder gegen sie sich gut zu betragen.

Aber nur gar zu oft wandelt man auf Dornen, bey dieser Menge angenehmer Empfindungen. Welcher gute Mensch ist nicht mannigfaltig mit allen Menschen besser zufrieden, als mit sich selbst. Wer bewundert nicht die unaussprechliche Selbstzufriedenheit, den heitern frohen unbefangenen Muth, den kühnen Tritt, die dreiste Zudring-

dringlichkeit, das gesellige Anhängen, das unbedachtsame Geschwätz so mancher Tochter des Leichtsinns und der Eitelkeit. Mit Wehmuth fühlet der innerlich Unzufriedene, der verborgen Unglückliche, auch sogar der Verständige, sich selbst in den Augen solcher Glücklichen schwerfällig und dumm. Lustig ist es zwar so viele frohen Knaben im Amte zu sehen; so viele leicht dahertrippelnde und tändelnde Weiber von hohem Alter; so entsetzlich viele Studenten mit grauen Haaren. Aber wem ekelt nicht bey einer guten Comedie, die man immer sieht. Wer darum dieß alles schon erfahren und durchgeprüft hat, wer schon so oft gähnen mußte im Hause der Freude, wer nur zu gut weiß, wo mehr Lüge ist als Wahrheit, mehr Schein und Blendwerk und Trug und leeres unbefriedigtes Verlangen als Genuß, der ist traurig unter solchen Frölichen, und eilet zu-

rück

rück nach seiner Kammer, um da auf Vergnügungen zu denken, die nicht betrügen, die man in jedem Alter geniesset, die kein Misfallen über uns selbst zurücklassen und keine Unruhe.

Man glaubt uns Ehre zu erzeigen und Freude zu machen, wenn man uns zu einem Gastmal bittet, von dem jeder zum Voraus weiß, daß entweder da die frostigste Langeweile mit ihrem bleyernen Scepter herrschen wird, und daß gewiß da, keiner von allen Gästen nichts höret, als was er nicht wissen will; oder wo schiefaugige Schwätzer und schmähsüchtige Bösewichter einem graden und redlichen Manne den freyen Ausbruch aller seiner Gedanken und Gesinnungen abschneiden, und jedes Wort aus seinem Munde auffangen, um es gleich hinter seinem Rücken zu verdrehen. Aber fühlet man auch die geringste Kraft in sich selbst,

so

so hat man eine Abneigung gegen jede Gesellschaft, die diese Kraft zerdrücket. Tausendmal besser schmecket zu Hause eine magere Suppe und Freyheit, als Ortolanen und Tockayerwein dort, wo man aus Höflichkeit schweigen muß vor dem Witzling aus dessen Munde nichts als Unsinn sprudelt.

Wahres gesellschaftliches Vergnügen ist ein freundliches und zutrauliches Austauschen wechselseitiger Gedanken und Gefühle. Jeder öffentliche Ergiessungsort von Vorurtheil und Thorheit, bringt also freylich auch grosses gesellschaftliches Vergnügen; aber wenn diese Freuden und Vergnügungen eine gegenseitige Austauschung und Mittheilung dessen seyn sollen, was ein jeder vorzüglich Schönes, Gutes, und Angenehmes hat und weiß, so ekelt dann doch manchem vor den Häusern der Freude, und er kommt in dieselben nie, als mit Ueberdruß und kaltem Herzen.

Welt-

Weltsatt wird man leicht und bald, in den Armen aufgeklärter, zärtlicher, und duldsamer Freundschaft; wo man ungezwungen und frey seyn darf, was man will; wo man alles sagen kann, was man fühlt und denkt, wo man sich alle seine Gedanken und Wünsche anvertraut; wo man immer mit Sanftheit zurechtgewiesen wird, bey jedem Irthum; wo man sich immer versteht, auf den ersten Laut; wo man Unterstützung, Hülfe, Rath, und Trost, findet und giebt, bey Geschäften und im Unglücke, bey allen Vorfällen des Lebens, und in jeder Noth; wo der müde und zerdrückte Geist immer wieder aufwachet aus seiner Unthätigkeit, seiner Muthlosigkeit, und seinem Todesschlummer; wo ihm die Hofnung immer wieder aufgeht und grünet; wo man bey jedem Rückblick auf die vergangene Zeit, wechselseitig mit der süssesten Wehmuth sich sagt, ach was

haben wir nicht schon mit einander durchgelebet; wo man Abende wie Minuten verschwatzt; wo man nie müde wird sich anzuhören und zu unterhalten; wo man keine andere Langeweile fürchtet, als nur die schrecklichste von allen, die Langeweile der Trennung, der Entfernung, und des Todes; wo man jede Thräne sich abwischet; wo man alle seine Schmerzen sich erleichtert; wo ein Herz und eine Seele so ganz und unmittelbar in der Seele des andern sich fühlet; wo man Alles sich mittheilet, was man siehet, höret, und liest, alles was man erfahren hat, und alles was man weiß, Alles jeden Tag, worüber man sich freut, und wobey man leidet.

Bey solcher Glückseligkeit ist es doch wol nicht Roheit der Sitten, nicht Unbelebtheit, und ein sehr verzeihlicher Irthum der Imagination, wenn uns die Menschen von der gewöhn-

gewöhnlichen Art nicht mehr Gnüge thun; wenn wir sogar ganz gleichgültig sind bey ihrer Gleichgültigkeit und vollends bey ihrer Abneigung; wenn es uns beynahe unmöglich ist, in irgend einer andern nicht sehr guten Gesellschaft auszuhalten; wenn wir auch darum von dem lauten Weltgetümmel nichts erwarten, und darum auch jeder grossen und bunten Gesellschaft gerne entsagen.

Aber wie hinfällig ist auch solches Glück, Wie schrecklich und unerwartet, wie leise und schnell scheint uns alle Freude des Lebens zu sterben; wie jählings wird alles um uns her, dürr, öde, und todt! Vergebens strecket man seine Arme aus; man ruset ins Leere; wähnt, itzt höre man den bekannten lieben Tritt, und höret ihn nicht. Alles scheint uns todt, und wir sind todt für Alles. Einsamkeit umgiebt uns nah und weit. Allenthalben glauben wir uns alleine

mit unserm blutenden Herzen. Wir träumen in unserer Schwermuth, nichts liebe uns mehr, und wir lieben nichts; und ein Leben ohne Liebe, ist für ein Herz das geliebet hat, die schrecklichste Todesart. Einsam will darum der Schwermüthige leben, und einsam will er sterben. Im Nebel seiner Schicksale, in diesen Zeiten der Täuschung, sieht Er keine heilende und sorgsame Hand, keine Erbarmung, kein Mitgefühl, keinen Gedanken solcher Leiden; denn keiner, der das nicht gelitten hat, versteht keinen der es leidet.

Aber kein grösserer Triumph der Einsamkeit läßt sich auch denken, als dieser: daß kein Misvuth so groß ist, und keine Betrübniß so schrecklich, die wohlbenutzte Einsamkeit nicht lindert, und am Ende auch heilt. Langsam und stufenweise kommt zwar diese Heilung. Die Kunst mit sich selbst zu leben

ben hängt an so vielen Erfahrungen, gründet sich auf so mancherley Schicksale, und so besondere Situationen zur Stimmung des Charakters, daß man schon sehr reif zur Einsamkeit seyn muß, um von ihr solche Wunder zu erwarten. Aber wer sich durch den Wust unserer Vorurtheile schon durchgearbeitet hat, wer schon in früher Jugend Einsamkeit schätzte und liebte, dem wird unter solchen Umständen die Wahl nicht schwer. Wen nichts mehr belebet von allem was ihn umgiebt; wer immer alleine ist im allgemeinen Umgange, spannet gewiß alle Nerven seiner Seele an, damit er niemals weniger alleine sey als in seiner Kammer.

Köpfen vom ersten Range (*) giebt man oft Geschäfte, die für ihren Geist sind, was Ipekacoanha für den Magen eines Hungri-

(*) In der Geisterwelt, versteht sich; denn auf der sind Köpfe keinen Rang.

gen. Man verdammt sie mit harten, trocknen, seellosen Geschöpfen, zu zerstückter, unnützer, geistloser, verderblicher Arbeit. Sie können nicht von der Stelle kommen, und müssen unaufhörlich ziehen. Sie sehen bey allem ihrem Diensteifer lauter Joch, und stehen allenthalben alleine mit Geist und Herz. Sie sind gedrückt, und drücken alle wieder die um sie sind. Oft glauben sie, daß es keine Erhohlung gebe als im Grabe. Alles in der Welt wird ihnen zum Ekel; alle gedruckte Schriften schmecken ihnen wie hart Brodt, und alle Schriftstellerey riecht ihnen wie alte Eyer. Sie haben keinen Odem frischer Luft mehr in ihrem Nebelthal, kein frisches Grashälmchen scheint für sie da zu seyn. Aber laßt sie alleine, gebt ihnen Freyheit und Muße, so kommen gleich die Jünglingszeiten des Enthusiasmus wieder, und sie erheben sich mit dem Fluge des Adlers.

Thut

Thut Einsamkeit solche Wunder bey solchem Mismuth, was wird sie bey demjenigen vermögen, dem ihre wohlthätigen Schatten und freudenvolle Stunden immer offen sind, und dessen Seele nichts suchet und verlanget, als anmuthige Luft, und häusliche Glückseligkeit. Als man den Antisthenes fragte, wozu ihm die Philosophie verholfen habe, sagte Er: zur Kunst mit mir selbst fertig zu werden. Pope gestand, er gehe nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß wir auf Erden kein grösseres Geschäft haben, als recht zu lernen, wie man am besten daheim sey. Mir deucht wir haben alle gefunden was Pope sucht, wenn wir nur vergnügt sind in unserm Hause, und Alles lieben was uns da umgiebt bis auf Hund und Katze.

Alles spitzfindige und mühselige Streben nach äusserlicher Freude und Vergnügung, erhält doch am Ende nur durch die Betrach-

tungen seinen Werth, die wir bey unserer Rückkehr zu uns selbst machen. Da erfährt man doch am besten, wo dann auch eigentlich die wahre Glückseligkeit liegt; ob in Dingen ausser uns, die wir nicht ändern und nicht umbilden können, oder in uns selbst? Da lernt man das Uebertriebene in unsern Erwartungen kennen, alle die falschen Vorstellungen, und alle die betrügerischen Hofnungen. Mir schrieb einst eine sehr junge und sehr artige Dame, noch am Abend als sie von einer grossen Redoute kam: Sie sahen, wie heiter ich hingieng, aber es befiel mich da ein Gefühl von Leerheit bey dem Anblick dieser freudenlosen Jagd nach Freude, daß ich hätte mögen meine Blumen vom Kleide reissen.

Alles Weltglück ist nichts, wenn es uns in uns selbst, und in unserm Hause, nicht glücklicher macht. Alles Unglück wird end-

lich

lich erträglich, wenn es vorerſt nur gemildert werden kann durch Ruhe auf unſerer Kammer, und unter unſern Büchern. Dieß iſt ſchon groſſes Glück, denn es wäre eitel und nicht in der Natur, wenigſtens von uns ſelbſt mehr zu verlangen, als vorerſt blos die Willigkeit unſer Herz und unſere Wünſche in Ordnung zu halten. Ein groſſer Philoſoph hat darum ſehr wahrhaft geſagt: es ſey ſtolzes Vorgeben, nicht Wahrheit, wenn man behaupte, wir können vollkommen glückſelig werden, und blos durch uns ſelbſt.

Allerdings können wir uns ſelbſt, unſern Geſchmack, unſere Geſinnungen, unſere Neigungen, und Leidenſchaften ſogar, ändern; und dann ertragen wir nicht nur vieles das uns mangelt, ſondern wir finden Glückſeligkeit in einem Zuſtande, den andere für traurig und beklagenswerth halten. Geſundheit iſt ohne Zweifel eine groſſe Glückſelig-

keit; aber es giebt doch Umstände und Fälle, in welchen den Mangel derselben wahre Ruhe begleitet. Ach wie oft habe ich Gott für eine Krankheit gedanket, die mich zwang zu Hause zu bleiben, und die mir erlaubte doch auch einmal meine Seele im Stillen zu sammeln. Solches Glück hatte zwar ein Ende, wenn ich besser ward. Aber wenn ich denn doch ganze und viele Jahre, mit einem siechen Körper und zermalmten Gliedern, und zusammengepreßtem Hirn, alle Tage meines Lebens mich durch alle Gassen mußte schleppen lassen; wenn ich bey jedem kalten Winde die beständige und unausbleibliche Empfindung hatte, als wenn mir an Armen und Beinen das Fleisch mit hundert Messern sorgfältig von den Knochen weggeschnitten würde; wenn ich mitten unter meinen täglichen Berufsgeschäften, in Schmerz, und Leiden so erfahren war, daß ich Gott mit Thrä-

nen

nen für jeden erträglichen Augenblick dankte; o dann war es mir doch erlaubt, ein unaussprechliches Glück darinn zu finden, daß ich doch einmal in meinem Hause krank seyn konnte, und nicht mein Leben ausathmen mußte auf den Gassen! Bey immerwährendem Kummer für andere giebt es freylich auch Stunden genug, in welchen gewiß jeder menschenfreundliche Arzt den Kummer für sich selbst vergißt; aber ach wie häufig sind auch die Stunden der Verzweifelung, in denen man aufgefodert ist, unter eigenem Schmerz und eigenen Leiden, Kräfte auszuüben die man nicht hat. Unter solchen Umständen ist Krankheit, die mir den Kopf nur einigermassen frey läßt, Ruhe und unaussprechlich süsses Einsamseyn für mich, wenn dann nur keine Besuche blos aus Höflichkeit mich quälen. Alle Segnungen Gottes wünsche ich alsdann jedem der mich alleine läßt,

mich

mich nicht mit Zeitverlust und Langerweile foltert, und jedem der die Barmherzigkeit hat um mein Befinden sich nicht zu bekümmern. Ein einziger heiterer Morgen, da ich zu Hause bleiben kann, aber da ich auch niemand sehen und keine Briefe schreiben muß, ist mir, wenn ich auch übrigens sehr krank bin, mehr werth, als unsern Damen alle ihre Feste, und den Groſſen der Welt alle ihre Freuden.

Solche Verminderung unserer Leiden in der Einsamkeit ist schon ein groſſer Gewinn, denn Ruhe der Seele für einen Knecht aller Menschen, von dem man mannichfaltige Thätigkeit fordert, und der seine Tage in beständiger Marter hinbringet, ist eine sehr groſſe Glückseligkeit.

Sich selbst wird man eine gute Gesellschaft, wenn man in frühen Jahren, und in spätern Alter, irgend ein angenehmes und nüzli-

nützliches Geschäft in seiner Kammer sich machen kann. Bey der übelsten Laune muß man sich bestreben doch in irgend einer Absicht zu lesen. Zwecklos lesen wir nie, wenn wir nur immer Feder oder Bleystift beym Lesen in der Hand haben, immer die neuen Ideen anzeichnen, oder was die schon vorhandenen Ideen berichtigt. Alles Lesen wird man müde, sobald man sich oder andern nicht zueignet was man liest, und dabey nicht selbst auf eigene und neue Gedanken kommt. Zweck und Uebung geben leicht diese Fertigkeit, und man erheitert dadurch seine traurigsten Stunden.

Bleibt nur immer die Aufmerksamkeit rege, so bleibt uns auch die Gewalt alle unangenehme Zwischenideen zu verscheuchen. Jeder grosse und interessante Gegenstand, jeder wahrheitreiche Theil aus irgend einer Wissenschaft, jeder Blick in die Geschichte

der

der Menschheit, jeder Fortschritt in irgend einer Kunst, kann die Aufmerksamkeit fesseln, und allen Unmuth wegzaubern. So wird der Mensch gesellig mit sich selbst, so findet er seinen besten Freund in seinem eigenen Busen.

Jedes auf solche Art erlangte geistige Vergnügen übertrift gewiß, bey weitem, alle Vergnügungen der Sinne. Gewöhnlich versteht man unter geistigen Vergnügungen blos die Anwendung grosser Geisteskräfte auf erhabene Betrachtungen, schwere Ausarbeitungen, oder auch die leichten Geburten des Witzes. Aber es giebt geistige Vergnügungen, zu deren Genuß weder Gelehrsamkeit noch grosse Fähigkeiten erfordert werden. Diese sind die Vergnügungen der Geschäftigkeit und des Fleisses, die dem Ungelehrten und dem Handwerker eben so wohl offen sind, als dem größten Weltweisen, und

die

die eben so süsse Freuden gewähren. Man muß darum auch keine Handarbeit verachten. Ich kenne deutsche Edelleute, die ihre Taschenuhren repatiren könnten, die Mahler, Schlösser, und Zimmerleute sind, die beynahe für alle Handwerke das Werkzeug haben, und zu gebrauchen wissen; sie kümmern sich nie um Gesellschaft, und sind die glücklichsten Menschen in der Welt.

Alles was man in irgend einer Wissenschaft oder Kunst, mit Liebhaberey anfängt, und mit Leidenschaft zu einem gewünschten Zwecke treibt, macht den Menschen gesellig mit sich selbst, und hält den größten moralischen Uebeln das Gegengewicht. Jede Schwierigkeit, sie sey groß oder klein, gegen die man anstrebet und die man überwindet, gewähret Vergnügen. Jede Minute in der man fortschreitet zu irgend einem Zweck, da man mit Befriedigung zurücksieht auf

voll-

vollbrachte Arbeit, endigt sich in Ruhe der Seele, in Freudenfähigkeit, und in Lust an dem Tage der kommt.

Alle Vergnügungen des Herzens sind stillen Menschen offen, die ihr Gemüth in Zufriedenheit, Ruhe, gesetzter Heiterkeit, und Liebe gegen andere erhalten. Ach um wie viel ist dadurch Glückseligkeit auf dem Lande grösser als aller Glückswahn in Palästen, und alles mit so vieler Mühe, mit so vieler Schickerey, Künsteley und Lügen, erjagte und erhaschte Glück einer Visite in der Stadt. Das wissen aber auch die Weltmenschen wohl, die man oft so herzlich über Langeweile klagen höret. In den Thälern der Alpen kennet man sie nicht, auf keinem Gebirge wo die Unschuld noch wohnt, und das kein Fremdling ohne Thränen verläßt.

Langeweile hast du aber auch in keiner Stadt, wenn du nur dem gewöhnlichen

Welt-

Weltleben in Städten entsagst. Jede tugendhafte Handlung bringt Heiterkeit ins Haus, und stille Freude glühet auf deinen Wangen auch in deiner Kammer, nach jeder zum Besten deines Nächsten ausgeübten Pflicht. Da wir doch alle bey der Erzählung unserer Knabenstreiche mit Gefallen verweilen, und bey den muthwilligen Possen die wir in der Schule ausübten, so kann auch jeder Blick in die ersten Perioden deines Lebens, in die nichtsbedeutenden Zeitvertreibe, in die kleinen Bekümmernisse und Wünsche deiner Kindheit dich belustigen. Ach mit welchem Lächeln der Gefälligkeit, mit welcher zärtlicher Wehmuth, sieht auch darum das weisse Haupt auf die Zeiten zurück, da die Wange von Gesundheit glühte, da wir alles mit Kraft und Lebhaftigkeit unternahmen und alles ausführten mit Muth, und da wir Schwierigkeiten aufsuchten, blos

weil uns das Gelegenheit gab zu rühmem und kühnem Kampfe.

Vergleichen wir dann dieß Alles was wir waren, mit dem was wir itzt sind, und finden wir, daß dieß alles eingewirket hat noch in den frohen Stunden unserer spätern Jahre, und daß es auch zuweilen itzt noch einwirket, in alle Kämpfe mit unsern Schicksalen, in unsere Tugenden und in unsere Fehler, und in alle Auftritte und Abwechslungen unsers Lebens. Vergessen wir auch uns selbst, und werfen wir unsere Blicke auf alle Weltbegebenheiten zurück, die wir schon erlebet haben, auf den Gang Gottes zur Erhebung und Demüthigung der Völker; auf die Fortschritte zu so manchem Guten und Schönen, auf die Rückfälle in so manche uralte Thorheit, auf die verdrängte Barbarey, auf den unterjochten Aberglauben, und auf alle Barbarey unter der wir noch schmachten,

ten, und auf allen Aberglauben der noch mitten unter uns grünet und gedeyet; auf die Riesenschritte in Wissenschaften und Künsten; auf die Flüge des Geistes der Zeit, und auf seine unbegrenzten Albernheiten. Erwägen und durchdenken wir dieß alles bey unserm Ofen, nehmen wir dann noch immer den wärmsten Antheil an allem was geschieht: o so ist alle Langeweile verbannt, und so herrschet Ruhe, Frieden, und gute Laune im Hause.

Solche Befriedigung gewähret Einsamkeit im Alter wie auf jeder Stufe des Lebens, durch Nachdenken; und solcher Genuß übertrift alle sinnlichen Freuden. Sind dann aber auch die Kräfte des menschlichen Geistes durch Uebung und Cultur erweitert und erhöhet, so soll man um so mehr zu allen Zeiten, bey gesundem Körper und Ruhe und Freyheit der Seele, fähig seyn, aus sich

selbst erhabene Vergnügungen zu ziehen, wenn das Herz den Frieden der Unschuld geniesset.

Lust zur Arbeit belebet alle unsere Seelenkräfte, und diese werden, bey der gehörigen Achtsamkeit auf uns selbst, immer mehr geschärft. Lebhafte Köpfe müssen immer gegen etwas anstreben. Innigts Bewußtseyn ihrer selbst, ihrer Kräfte und ihrer Würde, giebt dann auch jeder unverdorbenen Seele, in dieser Unruhe, die edelste Richtung. Hat man aber aus Pflicht und Noth mit vielen Menschen zu thun, muß man gegen seinen Willen auch mancher kahlen und ermüdenden Zerstreuung sich unterwerfen, so lodert, eben nach solchem Gewühle, das Feuer, die Lust, und die Kraft am meisten wieder auf, alle die Fesseln zu zerreissen, kühn und muthig allen Zeitvertreib, und jede Zerstreuung, und alles Getümmel von sich zu entfernen.

Erha-

Erhabener, glückseliger, erquickender, und inniger, fühlen wir nie, daß wir leben, daß wir denken, daß wir verständige, selbstthätige, freye, grosser Dinge fähige, und unsterbliche Geschöpfe sind, als in dem Augenblicke, da wir vor dem geschäftlosen, kalten, trägen, lässigen, und leeren Visitenmacher unsere Thür abschliessen.

Alle Stürme unserer Schicksale sind erträglicher, als das geistlose Visitenwesen, und ewige Vorfahren, und Kartenabgeben, alle die langweiligen Besuche und Gegenbesuche ohne Absicht und Zweck, womit schale Menschen ihr Leben wegtändeln. Meine Gedanken kommen wenn sie wollen, und nicht wenn ich will, sagte Rousseau; darum nahm er sie auch an, wenn sie kamen. Darum waren ihm alsdann auch alle Besuche von Fremden und Unbekannten so verhaßt. Darum sträubte Er, der so selten eine heite-

re und schmerzenfreye Stunde hatte, an jedem Orte seines Aufenthaltes sich so sehr gegen alle Zudringlichkeit, gegen das läppische Fragen nach seinem Befinden, gegen alles das einfältige und fahle Ausfüllen der Conversation, so sehr Er auch sonst guten Umgang liebte, und pries (*).

Wie viele Funken zu guten Gedanken werden durch fahlen Umgang erdrücket, und wie schal wird man selbst, wenn man immer unter schalen Menschen lebt. Durch den Odem des Himmels werden jene Funken in der Einsamkeit angefacht und belebet, und dann Geist und Charakter immer durch Selbstdenken mehr erhöhet und gebildet.

Tugen-

(*) Je n'ay jamais pû supporter, sagt Rousseau, ce sot et niais remplissage des conversations ordinaires; mais les conversations utiles et solides m'ont toujours fait grand plaisir, et je ne m'y suis jamais refusé.

Tugenden gedeyen in der Einsamkeit, zu denen man in dem liebenswürdigsten Umgange nicht gelanget. Unsere Freunde werden von uns getrennet, wir sehen uns ihres belebenden Umganges auf ewig beraubt, und solches Unglück wird oft eine Veranlassung, daß wir uns in der Einsamkeit zu wahrer Geistesstärke abhärten, und zu weit kühnern Entschlüssen erheben. Wenn Freundschaft und Liebe immer für uns sorgen, alles für uns thun, uns stets in ihren Armen tragen, so verlernen wir oft ganz dabey das Vermögen uns selbst zu regen, selbst zu handeln, selbst zu waden durch alle Widerwärtigkeiten des Lebens. Muß man darum auch wider Willen einsam und verlassen leben, so erlanget doch die umhergeworfene Seele neue Festigkeit, und gewinnet ihren Frieden wieder, wenn man nur herzhaft und unermüdet gegen sein Unglück kämpfet. Wir finden

Hülfsquellen in uns selbst, an die wir niemals dachten, und stoischen Muth wenn der Gesichtskreis unsers ganzen Lebens sich trübt.

Charakter und Gesinnungen erlangen immer mehr Eigenthümlichkeit und Kraft, durch das Zurücktreten aus dem Getümmel, die Einkehr in sich selbst, und die freye Ueberschauung der Welt und unser selbst im Stillen. Eure Seelen laufen nur darum immer auf der Heerstrasse, weil ihr zu schwach seyd, euch zum Selbstdenken zu erheben; immer erst zu euren elenden Orakeln lauft, um zu erfahren, wohin der grosse Haufen sich lenket, und was euch, dem Orakel zufolge, obliegt zu denken und zu thun (*).

Unfä-

(*) „Einfalt ist Schwäche, sagt Herr Garve, und „jede Schwäche macht, daß wir anderer bedürfen, sie desto mehr suchen, ihren Unwillen „scheuen, uns um ihre Liebe bewerben. Verstand hingegen macht unabhängig; er giebt „dem

Unköpfe glauben, man laufe immer ſicher mit dem groſſen Haufen. Sie urtheilen nie, bevor der Haufen geurtheilt hat, ſie folgen allen ſeinen Entſcheidungen über Menſchen und Sachen. Darauf kommt es ſolchen Geiſtern nicht an, wo Wahrheit und Recht liegt; Billigkeit iſt von keinem zu erwarten, als von dem, der ſich nicht ſcheut alleine zu ſtehen. Kein ſchaler Weltmenſch nimmt die Partey des Schwächern und des Unterdrückten. Haſt du den Gewaltshaufen der Dummheit auf dem Nacken, biſt du durch die Allmacht des Irthums und der Vorurtheile beſchimpft und verſchryen, ſo ſuche auch keine Unterſtützung bey ſchalen Köpfen die immer nur der Nachhall

„dem Menſchen mehr eigene Hülfsquellen. Wer „ſich deſſen bewußt iſt, glaubt andere immer „weniger nöthig zu haben, und verfolgt alſo „ohne Schonung derſelben, ſeine Endzwecke.“

des Windes sind, der heute durch die Stadt bläst.

Allein leben, sich allein fühlen, macht nur insofern furchtsam, als es darauf ankommt, körperliche Gewalt mit körperlicher Gewalt abzutreiben. Geistesstärke hingegen vermehret sich, eben dadurch, daß man sich mehr aufrasset, wenn niemand sich mit uns vereinigt, niemand für uns kämpft. Eben darum muß man alleine leben, damit man dürfe alleine stehen, damit man weniger leide von gegenwärtigen Eindrücken, erhaben sey über die Vorfälle des Lebens, und beherzt gegen die Gefahr. Wie ruhig wird schon das Leben, wenn man nie fragt, was sagt der, und was sagt dieser? Wie viel elende Vorurtheile und Leidenschaften werden durch Selbstdenken aus der Seele verbannet. Wie verschwindet dann die abgöttische, schändliche, und knechtische Verehrung für

alles

alles was nicht verehrungswerth ist. Mit welcher Erhabenheit der Seele stößt man dann die Furcht vor Menschen von sich weg die blos ihrer Ahnen wegen sich einbilden, Tyrannengewalt ausüben zu können gegen andere Menschen, und immer über die am meisten sich erheben, die das größte Recht haben sie zu verachten.

So wie der Weltmann nichts thut als was gefällt, so scheut hingegen der Einsame sich vor nichts, das durch seine Wahrheit beleidigt. Einsame handeln darum oft so edel, und oft so unklug; darum sind sie so oft der Spott der Welt, bald durch ihren Trotz und bald durch ihre Schüchternheit, bald durch ihre Keckheit und bald durch ihr linkisches Wesen. Aber niemand hat doch das Recht, so wie sie zu sagen: Sie reden was sie wollen; mögen sie doch reden! Was kümmerts mich?

Ein

Ein bekannter scharfsinniger Beobachter der Natur des Menschen und der Dinge, belehret uns: in Musse und Stille entstehe am leichtesten die ruhige Erhabenheit der Seele über Zufälle, über Glück und Unglück, über Lob und Tadel, selbst über Leben und Tod; da werden die Ideen die Grundsätze gefunden, die den grossen Mann machen, und ihn unterstützen. Selbst die Philosophie, sagt dieser vortrefliche deutsche Philosoph in seinen Anmerkungen und Abhandlungen über den Cicero, welche der Erhabenheit des Staatsmannes zur Grundlage dient, welche ihn in den Stand setzt, seine grosse Rolle gut zu spielen, bilde sich in der Einsamkeit, und in der Entfernung von dem Schauplatze der grossen Welt.

Charakter und Gesinnungen gewinnen also in der Einsamkeit, nicht nur mehr Eigenthümlichkeit und Kraft, sondern wirkliche

und wahre Erhabenheit. Aber auch nirgends wird Bekanntschaft mit unserm eigenen Herzen so gut befördert. Wir sind uns da viel näher, und leben viel vertrauter mit uns selbst. Etwas Gutes läßt sich zwar auch im Weingeräusche immer noch denken, wenn man nicht ganz ohne alle Grundsätze in die Welt kommt; aber es ist doch viel schwerer da gut zu seyn. Wie mancher gefällt blos durch seine Fehler und Laster; wie mancher Böswicht, wie mancher niedlicher Schurke findet allgemeinen Beyfall, nur weil er sich gehörig mit allen Schwachheiten, Lächerlichkeiten, und Lastern, solcher Herren und Damen zu benehmen weiß, die in allen Gesellschaften das grosse Wort führen. Aber wie soll Er gewahr werden, bey allem Weyrauch der ihm duftet, in welche Classe er gehöret? Zu Hause würde er lernen was er ist und was er seyn soll, wenn er fähig wäre

sich

sich selbst zu beobachten, wenn er Unglück hätte, wenn er sich gezwungen sähe zur ernsthaften Einkehr in sich selbst, und zur Durchforschung der Beschaffenheit seines Herzens.

Manche nützliche Entdeckung kann man machen, wenn man zuweilen seinen gewöhnlichen Weltverhältnissen sich entreisset, oder auch nur aus denselben sich herausdenkt. Man muß nur mit Aufrichtigkeit in sich selbst hineingehen, dann mit der höchsten Unparteylichkeit alle seine Handlungen prüfen, und alles Gute oder Böse das man in der Welt dadurch wirket. Mit Schrecken sähe dann mancher, daß er ein elender Sklave ist, ein Sklave des Wohlstandes, der Gewohnheit, des Publikums, der hergebrachten Sitte; daß er freylich mit der gewissenhaftesten Steifigkeit, mit dem besten Anstande, alles thut was Weltmanier und Ortmanier, allgemeine Höflichkeit und Provinzialhöflichkeit von

ihm

ihm verlangen; daß er gegen nichts, ſo unſinnig und unſittlich es auch ſeyn mag, ſich empöret; daß er in zahmer Unterwürfigkeit allenthalben mitläuft, alles mitglaubt, und alles mitmacht; und daß er nie unrecht findet was keiner nie unrecht finden darf. Aber wenn man dann doch zu Hauſe ehrlich unterſuchet, und frey überleget, ob man nicht unzählige Dinge, täglich, nur aus Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit ſage und dulde; wenn dann ſo vielen ihr Gewiſſen bezeuget, welche ſchlechte Kerle ſind ſie, zumal in den Zimmern der Fürſten und Groſſen; wie viel Böſes ſie da aus Wohlſtand thun, nur um nicht zu widerſprechen, um keine Meinung zu äuſſern, aus Furcht ſie möchte misfallen. Wenn man dieß alles zu Hauſe, im ſtillen Umgange mit ſich ſelbſt beherzigt: ſo ſollte man doch fühlen, es ſey Zeit, daß man nun für eine Weile in der Einſamkeit

lebe,

lebe, mit Menschen aus einer andern Welt, von edlerer Denkart, und stärkern Köpfen.

Erschütternde Abwechslungen von Freude und Traurigkeit, Hofnung und Furcht, Zufriedenheit und Verdruß, foltern doch in einem fort, wenn du die Kraft nicht hast, so oft es nöthig ist, dich mit stiller Erhabenheit des Herzens über alles wegzusetzen, was du siehst. Alle Tugend höret auf, wenn man sich jedem Eindrucke überläßt, immer von der Geschichte des Tages regiert ist, und nicht auch zuweilen selbst seinen Tag regiert. Auch bey dem von Menschen ganz regierten Weltling höret sie auf, dessen ganzes Thun und Lassen immer eigensüchtig, immer absichtvoll, immer eingerichtet ist auf nahen oder entfernten Eigennutz. Einsam muß man leben, nicht bey den Vorfällen des gegenwärtigen Tages stehen bleiben, in der Stille den Werth aller menschlichen Dinge

und

und Händlungen prüfen, wenn man Herz genug haben soll, das Gute auch da zu thun, wo man zum Voraus sieht, und gewiß weiß, es geschehe mit unserm Schaden. Weltknechte wissen nichts von dem Wegsehen über gegenwärtigen Vortheil, nichts von edler Aufopferung seines Ruhmes und seines Glückes. Sie berechnen keine Handlung nach ihrem innern Werth; ihr ganzes Thun und Lassen ist berechnet nach Procenten von elender Gnade, Gunst, Ehre, und Beyfall. Sie machen Cour, schmeicheln, lügen, verleumden, und schmiegen sich vor dem der ihnen schaden könnte, wenn er so niederträchtig wäre wie sie, und sind dann wieder um so viele Procente, Schurken hinter seinem Rücken.

An sich selbst erkennet der Mensch jede Leidenschaft immer besser und tiefer, wenn er sie zu Hause ganz leise überleget und prüfet.

Die Seele kommt da viel weniger aus ihrer Fassung, und schwanket nicht so oft zwischen Verzagtheit und Trotz. Ach wie ist man im Unglücke so gut. Wie geschmeidig, wie nachgebend, wie nachsichtig, wie schmeichelhaft sind wir, wenn die Hand Gottes uns züchtigt, wenn sie unsere Wünsche vereitelt, unsere Hofnungen mislingen läßt, wenn die Allmacht uns vor ihr niederwirft, wenn sie unsere Weisheit zur Thorheit werden läßt, und unsere überlegtesten Rathschlüsse zu offenbarem in die Augen fallendem Unsinn. Dann freut es uns, wenn uns ein Kind ein gutes Wort giebt, und wenn ein Bettler uns nicht verachtet. Aber wie verändert sich gleich unser Blick auf Alles was ausser uns ist, wie sind wir gleich weniger sanft und duldsam, wenn wir uns selbst wieder für etwas halten, wenn das Bewußtseyn unserer Kräfte uns gleichgültiger über alle

äussere

äuſſere Dinge macht, wenn wir unſere Stärke fühlen, und unſer Uebergewicht über alles was den Furchtſamen ängſtigt und den Schwachen niederwirft. Alles Aeuſſere greifet immer tiefer in die Seele, ſo lange wir unter Menſchen leben, die ſich freuen wenn man unglücklich iſt, und denen Muth und Unternehmungsgeiſt misfällt.

Weit weniger wird man in der Einſamkeit durch Unglück niedergedrücket, oder durch gute Erfolge ſchwindlicht, weil man den Glücksfällen da nie ſo ſehr ausgeſetzet iſt, wo das Leben wie ein leiſer Schatten hingleitet. Ohne Unglück begreift man da, daß wir nichts ſind vor Gott, nichts als durch Gott; daß Stolz ohne Kraft das wahre Gift des Lebens iſt, eine Hölle im Herzen, und eine beſtändige Vergröſſerung unſers Elends. Aber wenn wir auch da noch in Hofnungloſigkeit und Verzweifelung verſinken, alles für

verlohren halten, keinen Rath mehr wissen, so unterwerfen wir uns unsern Schicksalen gar viel leichter und mit weit mehr Gedult, zu Hause und im Stillen, wo alles rein und offen liegt vor unsern Augen, wo uns niemand unbillig verachtet, oder unvernünftig hochschätzt.

Gehe darum doch jeder abseite, und rede da mit seinem Herzen, wenn er besser und klüger will denken lernen, als er denket. Ach wie schlank und geschmeidig, wird man durch ein klein wenig wahre Philosophie, und nur um ein geringes mehr aufgeklärte Vernunft. Aber im Taumel unserer Vorurtheile, in der Dürftigkeit unserer Aufklärung, verfehlet jeder den rechten Weg, und alle suchen Glückseligkeit in Dunst und Nebel. Ruhig und abgesondert muß man leben, um aus Menschen und Sachen nicht mehr zu machen, als sie werth sind. Wegwerfung

werfung aller Vorurtheile des geſelligen Lebens, iſt der erſte Schritt zur Vernunft, mit der man in ſteter Prüfung des Wahren, und in ungehinderter Uebung praktiſcher Philoſophie, nur das hochſchätzen lernt, was Hochſchätzung verdient.

Solche Vortheile hat die Einſamkeit zur Prüfung ſeiner ſelbſt, zur Wegwerfung der Vorurtheile des geſelligen Lebens, und zur wahren Erhöhung des Herzens. Aber dieß alles macht uns noch nicht bekannt genug mit uns ſelbſt. Wie unbillig und parteyiſch beurtheilen wir, deſſen ungeachtet, noch ſo oft in der Einſamkeit unſern eigenen Werth; wie mancher böſen Leidenſchaft geben wir auch da noch Gehör; und wie vieles mangelt uns noch immer zu dauerhaftem Vergnügen und wahrem innerm Glück.

Einſamkeit giebt dieſes Glück, wenn da, wo wir alleine ſtehen vor Gott, und nicht

mehr unter den Augen der Menschen, die stille Sprache des Gewissens uns nur genug wiederhohlet, wie wenig wir das sind wofür man uns hält, wie viel uns an dem noch mangelt was wir billig seyn sollten, und welche Berge wir zu übersteigen haben bis wir es sind. In der Welt betrügt doch eigentlich immer einer den andern. Man prahlt mit Einsichten, und heuchelt Gesinnungen, die man nicht hat; einer bethöret den andern, und jeder zuletzt sich selbst. In der Einsamkeit wird dann von einer guten Seele dieß alles genauer untersuchet und beurtheilt. Fern von Schmeichlern und Schurken, lernt man da Aufrichtigkeit und Einfalt des Herzens schätzen. Da fürchtet man nicht, daß diese Tugenden uns schaden; denn nichts Gutes ist da lächerlich und verächtlich. Da vergleicht man also das, was man in der Welt vorstellt, mit dem

was man ist; und dann zerplatzen alle die Vorzüge die man uns zutraut, und alle Scheintugenden, wie Seifenblasen. Jede Lücke in unserm Wissen, jeder Fehltritt unsers Verstandes, jeder Mangel von Scharfsicht, jede schwache Seite unsers Herzens, entwickelt sich da dem unparteyischen Auge. Alle Gebrechen unserer Tugend, alle verwundbare Seiten in unsern besten Gesinnungen und Thaten, alle Prahlereyen unserer Eigenliebe erscheinen da in ihrer Nacktheit. Aber dieß alles sieht man an sich selbst nicht im Taumel der Welt, nicht im Menschengewühl, nicht unter allen Fallstricken des geselligen Lebens.

So lassen sich denn böse Leidenschaften, bey solcher genauer Prüfung seiner selbst, auch in der Einsamkeit verdrängen. Man darf auch nur andern Vorstellungen und andern Leidenschaften in derselben nachhängen,

wenn man irgend eine böse Leidenschaft dahin bringet, oder schädliche Triebe die in uns gähren. Unerschöpflich sind in der Einsamkeit die Hülfsquellen zu neuen Empfindungen und Gedanken; ungehindert wirket da die Kraft der Seele nach jeder beliebigen Richtung. Kann die Einsamkeit bey Müssiggängern jede Verführung der Begierden begünstigen, so gewähret sie auch hingegen bey grosser Geschäftigkeit gegen jede böse Begierde den Sieg.

Allen gewöhnlichen Weltverhältnissen entrissen, sieht man in der Einsamkeit völlig so gut wie in den Kammern der Betrübniß, der Krankheit und des Todes, alles in seiner wahren Gestalt. Da entdecket man am besten die Nichtigkeit aller nur äusserlichen Vorzüge, und so verlieret sich dann bald alle Ungebundenheit der Gedanken, und alle Heftigkeit der Begierden. Da verschwindet al-

ker Schein; und wer in der Welt um so viel weiter über andere emporgehoben ist, je niedriger er seiner Mängel und Laster wegen stehen sollte, wird da gewahr was ihm seine Schmeichler nicht sagen, und was ein Heer elender Sklaven, wenn er nur vornehm genug ist, vielleicht ganz entschuldigt.

Dauerhaftes Vergnügen und wahres inneres Glück findet also derjenige, der sich aus dem Leben ein ernsthaftes Geschäft macht, nach Freuden ausgeht die nicht jeder Zufall zerknicket, und mit Mitleid und Erbarmen jenes Völklein dort betrachtet, das so wild und kindisch durch das Leben fährt und laüft. Solche Menschen hingegen haben nichts von der Einsamkeit zu hoffen, die unbekannt sind mit ihrem eigenen Herzen, die an kein Nachdenken, an keine Arbeit, an keine Stetigkeit im Guten, an keine Vorstellung der Vernunft sich gewöhnen. Verwelket und todt

sind alle ihre Freuden, wenn ihr Blut nicht mehr kocht, wenn ihre Sinne satt sind, und ihre Kräfte geschwunden; wenn jeder Hauch eines Windes ihre Nerven umwirft, und sie nichts mehr fühlen als tausendfache Angst, und die schreckhaftesten Vorstellungen, und alle Torturen der Imagination, auch bey der allergeringsten Unbehaglichkeit in ihrem Körper, und bey jedem Flohbisse des Schicksals.

Durch diese Betrachtungen sind die allgemeinsten Vortheile der Einsamkeit noch nicht alle angezeigt. Es bleibt mir vieles für die zweite Abtheilung dieses Capitels übrig, das den Menschen weit näher angeht. Vieles wird alsdann noch übrig bleiben, wenn ich auch angedeutet habe, wie in mancherley Fällen von Widerwärtigkeiten des Lebens die Einsamkeit nützlich wird; wie sie uns aufhilft in Krankheiten; in Melankolie; in Betrübniß

trübniß über Todesfälle, oder Trennung von geliebten Freunden: sodann die grossen Vortheile religiöser Entfernung von der Welt, und heiliger Stille, wo alles Gute das wir aus der Welt mitbringen sich tiefer in die Seele eingräbt; wo man einer Welt den Rücken kehret, in der man unmöglich weise werden kann; wo man die größten Hindernisse der Frömmigkeit bezwinget; wo man sich jeder stillen Tugend weihet; wohin man oft durch einen unerklärlichen Ruf schon in früher Jugend hingezogen wird; wo gewiß jeder in den letzten Stunden seines Lebens gelebt zu haben wünschet; wo die Vortheile unaussprechlich wichtig sind, wenn man die Denkart des religiösen Einsamen vergleichet mit der Denkart irreligiöser Weltlinge; wenn man betrachtet wie diese leben und sterben, und wie sanft und leise hingegen religiöse Seelen sich hingeben und schmiegen unter je-

de Fügung Gottes um Himmelsfreude; und wie wir darum alles versuchen sollen, um Kraft zum Leiden und Sterben zu finden, durch stille Einkehr in uns selbst, und religiösen Umgang mit Gott.

Groß sind die Vortheile der Einsamkeit in mancherley Fällen von wahren Widerwärtigkeiten des Lebens. In Krankheit, in mancherley Veranlassungen zur Traurigkeit, in wahrer Menschenscheu ermannet man sich oft in der Einsamkeit.

Leidende und Betrübte würden mit Schrecken sich von der Einsamkeit entfernen, wenn ihre Schatten ihnen nicht Hülfsmittel darböten, die sie in den Häusern der Freude nicht finden. Verschwunden ist für sie der feine Duft, den Sinnlichkeit und Einbildungskraft, für Gesunde und Glückliche, an alles hängen was sie umgiebt. Verschwunden ist für sie das Angenehme, das nicht in

den Dingen liegt, sondern das man sich in die Dinge denkt. Alles ist rosenroth für Glückliche, und schwarz für den Betrübten. Unrecht haben beyde. Aber beyde werden auch ihr Unrecht gewahr, wenn die Decke fällt, wenn die Scene sich ändert, wenn das Blendwerk verschwindet. Beyde erwachen aus ihrem Traume, sobald die Einbildungskraft schweigt. Für diese wird nun offenbar, daß Gott auch alsdann für unser Bestes sorget, wenn wir glauben, daß es uns am übelsten geht; und für jene verlieren alle im Taumel der Welt genossene Freuden und Vergnügungen ihren eingebildeten Werth bey ernsthaftem Nachdenken über sich selbst, seinen Zustand, seine Bestimmung, und die Wege zur einzigen Glückseligkeit.

Wie elend wären wir, wenn Gott alle unsere Wünsche erfüllte. Eben in der Zeit da mancher Mensch glaubt, alles Glück sei-

nes Lebens sey vernichtet, hat Gott vielleicht etwas Ausserordentliches mit ihm vor. Neue Umstände erwecken neue Kräfte. Ein nur zehnfach thätig gewesenes Leben, wird oft hundertfach und zu den edelsten Absichten thätig, wenn man an der Hand der Fürsehung, in Einsamkeit und Stille, alles versucht um Unglück zu überwinden. Feuer und Leben kommt wieder, wenn wir lange dachten, wir seyen zu ewiger Unthätigkeit verdammt, und alle Kraft unserer Seele sey verlohren.

Wenn wir auch traurig in die Einsamkeit gehen, so wird doch oft, durch geduldiges Ausharren in derselben, die Seele wieder heiter und froh. Nie sollten wir über die Zukunft urtheilen, da wir doch unfähig sind, darüber anders zu urtheilen als falsch. Immer sollten wir uns die so oft erprobte und so trostreiche Erfahrungswahrheit wie-

derhoh-

derhohlen, daß manche Begebenheit, auf die der Mensch in der Entfernung mit einem bangen und furchtvollen Auge sah, wenn sie nun wirklich da ist, alle ihre Schrecken verlieret, sogar unerwarteten Seegen in ihren Folgen mit sich bringt. Wer alle Hülfsmittel versuchet, gegen alle Schwierigkeiten kämpft, gegen alle Hindernisse anstrebt, niemals lässig ist, immer Gott traut, der benimmt allen Trübsalen ihren Stachel, und der Melankolie ihren Sieg (*).

Kum-

(*) O möchten doch alle Menschen folgende Worte eines sterbenden Philosophen, des seligen Herrn Professors Hißmann in Göttingen, auffassen, die Er, vor dem Angesichte seines Todes, niederschrieb: „Gott heißt kein einziges seiner „Kinder jemals einen Weg gehen, der nicht früher oder später zur Glückseligkeit führet; und „nie erpresset Er den geheimsten Seufzer eines „empfindenden Wesens, der sich nicht endlich in „den entzückenden Wohlklang der Dankbarkeit „auflöset!“

Kummer, Unglück, Krankheiten, machen uns leicht und geschwinde mit der Einsamkeit vertraut. Wie bald entsagt man der Welt, wie gleichgültig wird man für alle ihre Ergötzungen, wie leise wird die innere Sprache der Begierde, wenn uns Schmerz und Unmuth niederdrücken, und alle unsere Kräfte uns verlassen. Ach wie bald sieht man dann, wie elend alle die Stützen sind, die uns die Welt darbietet; wie doch alles nichts war, was man Gutes that, und genoß; wie Kummer sich in alles mischet und Leerheit herrschet in Allem; und wie manche nützliche Wahrheit, selbst dem Grossen und Vornehmen seine Krankheiten sagen, da sonst übrigens alle Welt ihm lügt.

Kurz und schnell vorübereilend ist freylich die Zeit, in der ein kränkelnder Mensch fähig ist, seine Kräfte mit Leichtigkeit und gutem Erfolge, auf eine seinen Absichten gemässe

Weise

Weise anzuwenden. Gesunden allein ist solches Glück vergönnet; nur diese können sagen, die Zeit ist mein. Aber bist du immer leidend und krank, und dabey doch ein Knecht aller Menschen, so kannst du nie sagen, diese Stunde ist mein. Stehlen mußt du alsdann die Zeit, wo und wie du kannst. Auch durch Zwang und Anstrengung, mitten unter Disteln und Dornen, Nervenzufällen, Kraftlosigkeit, übler Laune, und schneidendem Unmuth, mußt du dich gegen alle diese Uebel auflehnen, gegen alle Schwierigkeiten anstreben und kämpfen, wenn nicht Alles liegen soll. Je weichlicher man sich macht, desto mehr macht man sich krank. Mangel der Unterwürfigkeit und hartsinniger Widerstand, ist in solchen Fällen oft ein Ueberbleibsel von Kraft, und muthiger Kampf mit seinem Unglücke im Stillen, wenn er auch lange ohnmächtig ist, bringt am Ende doch Gedeyen.

Durch Kränklichkeit wird man leicht weichlich, und zu sehr auf sich selbst achtsam. Man giebt leicht jedem unangenehmen Gefühle das Uebergewicht über die Kräfte, die man doch hätte, dasselbe nicht zu achten, und zu vergessen. So versinket dann allemal die Seele in Aengstlichkeit, und alle Vernunft und jeder Ueberrest von Kraft wird zerdrücket. Zu wenig hat man auch immer Zuversicht auf das, was man bey beständigem Schmerz und Leiden unternimmt. Wenn darum der kränkliche Mensch, in langwierigen Uebeln, nur mit Gewalt seine Aufmerksamkeit der Betrachtung seines Körpers entreisset, wenn er gleichsam seine Seele entkörpert, so findet er gewiß unerwartete Linderung, und er verrichtet Dinge, die ihm unmöglich schienen. Aber dazu muß er auch alle Aerzte verabschieden, die ihm durch das ewige Laufen nach seinem Befinden, durch

das tiefkluge Pulsfühlen und Kopfnicken und jede Gesichtsverziehung der Facultät, durch das Sehen von dem was nicht ist, durch Nichtsehen wo so vieles zu sehen wäre, durch das Nichtgefühl von allem was Geist und Seele betrift, oder selbst durch die weinerliche und erkünstelte Mitempfindung seiner Leiden, immer mehr aufmerksam auf das machen, was er vergessen muß. Auch seinen Freunden und Vertrauten muß er verbieten ihm in seinen Schwachheiten zu schmeicheln. Er muß sie um Gottes willen bitten, ihm nie alles zu glauben was er sagt; denn wenn auch alle seine Empfindungen wahr sind, so sind doch sehr viele von seinen Einbildungen falsch.

Auch alsdann noch ist Rath und Trost in der Einsamkeit übrig, wenn alles verlohren ist, was uns Philosophen und Theologen von Geistesstärke und Geistesgrösse lehren.

Wenn deine Nerven gelähmt sind, wenn dir der Kopf immer schwindelt, wenn du nicht die geringste Denkkraft mehr hast, wenn du ohne Verzweifelung nicht vermagst eine Seite herunter zu lesen oder eine Zeile zu schreiben, wenn dich aus anerkannter physikalischer Unmöglichkeit wahre körperliche Todesangst befällt, sobald es auch nur darauf ankommt, die kleinste Kraft deiner Seele in Thätigkeit zu bringen, dann mußt du vegetiren lernen. Dieß sagte zu mir einer der hellesten Köpfe Deutschlands, als er mich in Hannover in einem Zustande sah, in welchem ich nichts mehr konnte und vermochte als das. O Garve, wie habe ich mich an dich geschmieget, wie hieng ich an deinen Lippen, als du mir zeigtest, daß ich mich selbst, auch in diesem Zustande, müsse ertragen lernen; und als ich von dir hörte, du habest gelitten

litten was ich litt, und gethan was du mich lehrtest! (*)

(*) Da erfuhr ich was einer der größten Wohlthäter der Menschheit, Herr Johann Samuel Fest, in seinem unerreichten Buche über die Vortheile der Leiden und Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens sagt; in einem Buche, das jeder Leidende und Betrübte lesen wird, und lesen muß, das ich in den Händen aller trostlosen Kranken und Betrübten wünsche, und für das seinem unsterblichen Verfasser, so weit die deutsche Sprache reichet, alle Leidende und Betrübte segnen werden. „Ich weiß, sagt Herr Johann Samuel Fest, aus eigener Empfindung, „wie viel mehr Gewicht eine einzige Miene des „Mitleids, und ein einziger noch so bekannter, „zu unserer Beruhigung ersonnter Gedanke auf „dem Munde desjenigen hat, der einen Theil „des menschlichen Elends selbst getragen, und „den Gehalt seiner uns mitleidig zugedachten „Tröstungen selbst genossen hat, als jemals eine „wohlgesetzte Rede haben wird, welche nur er„lernte Wahrheiten deklamirt, und die eitle, ob„gleich noch so feurige Ehrsucht, welche nur zur

Es war eine Zeit, da der erhabene Mendelssohn sich aus jedem Zimmer wegbegeben mußte, wo man von Philosophie sprach; denn er ward ohnmächtig, wenn er nicht weggieng. Lange verbot Er sich darum alles Denken. In diesem Zustande kam einst, wie dieser grosse und liebenswürdige Philosoph mir selbst in Hannover erzählet hat, sein Arzt zu ihm, und fragte: was machen sie dann, wenn sie so in ihrer Stube sind, und nicht denken dürfen? Ich gehe ans Fenster, erwiederte Mendelssohn, und zähle die Ziegel auf meines Nachbars Dache.

Ohne deine ruhige Weisheit, o werther edler Mendelssohn, ohne solche Ergebung in die Hand Gottes, gelanget aber auch kein Mensch zu solcher Gröſſe, zu solcher erhabenen Unterwürfigkeit im Leiden, zu solcher Stoi-

„Ehre einer guten Lebensart und der Empfindsamkeit des Herzens stieht.“

Stoischen Kraft, zu solcher heitern, wolkenfreyen Unabhängigkeit von seinem Körper und seinem Schicksal! Entzückend ist dein Beyspiel, und die Menschheit muß sich freuen, so oft sie sieht, wie stark man im Leiden wird, durch Gelassenheit.

Gelassenheit in völliger Unfähigkeit, sanfte Anstrengung bey dem kleinsten Sonnenblicke von Kraft, müssen sich also wechselseitig zu Hülfe kommen. So lange der Mensch noch den allergeringsten Anspruch auf Tugend macht, wird Er auch nie so tief versinken, daß er gar nichts mehr von Selbstüberwindung hören will, wenn er auch in unglücklichen Augenblicken der Verzweiflung, an nichts mehr glaubt was lindert und tröstet. Jeder hypochondrische und nervenschwache Mensch kann über sehr schmerzhafte Gefühle des Körpers hinwegsehen, wenn er nur nicht müssig und lässig ist,

wenn er nur in der Welt auch mit etwas anderm sich beschäftiget als mit sich selbst; wenn er sich nur auch sehr mittelmässig anstrenget, um das Uebergewicht irgend einer edlen und herzerhöhenden Neigung oder Leidenschaft über jeden traurigen Gedanken in seiner Seele zu erhalten. Jeden Keim von Thätigkeit muß man darum bey sich selbst pflegen; man muß sogar zur Thätigkeit sich zwingen, bis die Wärme der Leidenschaft kommt, und anhaltende Wirksamkeit ohne alle Anstrengung folget. Nächst der so nöthigen, kindlichen, gänzlichen Unterwürfigkeit unter die Fügungen Gottes, halte ich stille Thätigkeit, mitten im Ueberdruß den Nervenschwäche erzeuget, für das beste und wirksamste Gegengift der Langenweile, der üblen Laune, und der Melankolie (*).

Göt-

(*) In Thätigkeit kommen, wenn man durch Hy-

pochon-

Gott erhalte doch in jeder leidenden Seele den tröstlichen Gedanken, daß der Geist etwas über den Körper vermag. Nie ist man bey diesem Gedanken ganz niedergeworfen; nie verliert alsdann die Religion ihre Kraft; und nie macht man dann die traurige Erfahrung, daß oft ein aufgeklärter, und geistvoller Kopf in Trübsalen und Leiden vielleicht schwächer ist, als der gemeinste Mensch. Mensch.

pochondrie und Nervenschwäche alle Thätigkeit verlohren hat, deucht mir bey weitem nicht so schwer, als von einem Sclavenleben, bey dem man aus Melankolie und Ueberdruß allen Geist verlieret, in Arbeiten hinein kommen, wozu man sogar Lust hat, die uns gelingen, die man mit Erfolge treibt, bey denen man sich erheitert, bey denen man also seine Thätigkeit angenehm fühlet, also geneigt wäre sie lange fortzusetzen; aber, wobey man sich dann auch in der unglücklichen Lage befindet, daß man von diesen angenehmen Arbeiten, jede Stunde und oft jede Minute im Tage, weggejagt wird.

Mensch. Will man auch dem Campanella nicht glauben, Er sey fähig gewesen seine Aufmerksamkeit so mächtig von jedem schmerzhaften Gefühle abzuziehen, daß er hätte wollen die Folter ohne vielen Schmerz aushalten, so traue man doch wenigstens meiner Versicherung, daß auch bey der größten Unruhe der Nerven durch eine starke Ableitung der Aufmerksamkeit das Uebel immer gelindert wird, und oft unerwartet verschwindet.

Viele bekannte Leidende haben ihren Geist, durch diese Ableitung der Aufmerksamkeit, nicht nur in der größten Unruhe beruhigt, sondern auch selbst stark gemacht unter der größten körperlichen Schwäche. Rousseau schrieb viele seiner unsterblichen Werke fast unter beständigem Schmerz. Gellert ward durch seine angenehmen, milden, und lehrreichen Schriften, ein Lehrer Deutschlands,

und gewiß sich selbst in der tiefsten Hypochondrie der beste Arzt. Mendelssohn, der zwar nie melankolisch war, aber doch lange an einer unglaublichen Nervenschwäche litt, schwang sich durch seine Unterwürfigkeit im Leiden, durch Gedult und Warten, in seinen schon beträchtlichen Jahren ganz wieder zu der Geisteshöhe der schönen Tage seiner Jugend empor. Garve, der Jahrelang nicht mehr schreiben, nicht mehr lesen, nicht mehr denken konnte, schrieb seit dieser traurigen Zeit sein Werk über den Cicero; und dieser bey allen seinen Ausdrücken so äusserst vorsichtige Vernunftmann, dem es leid thäte wenn ein einziges zu starkes Wort seiner Feder entgienge, dankt doch Gott in diesem Werke mit einer Art von Entzückung selbst für die Schwäche seines kränklichen Körpers, weil sie ihn gelehret

hat,

hat, was der Geist über den Körper vermag(*).

Erträglich wird auch der höchste Schmerz, durch Entschlossenheit, und edles Hinsehen auf einen grossen Zweck. Heroischer Muth ist äusserst natürlich in grossen Gefahren; und da viel gewöhnlicher als Geduld bey den kleinen

(*) Die Worte dieses Weltweisen sind eben so rührend, als lehrreich: „O geeignet, sagt Er, sey „auch selbst die Schwäche eines kränklichen Kör„pers, die mich öfter, wenn auch nicht deutli„cher, als andere gelehret hat, daß der Geist „etwas über den Körper vermag. Ja ich weiß„es aus eigener Erfahrung, daß die Anstren„gung der Geisteskraft, auch einen matten Kör„per unterstützen, und bis auf einen gewissen „Grad beleben könne, daß hinwiederum, wenn „die Seele ganz ruhig, ganz gelassen bleibt, das „tobende Blut anfange sanfter zu fliessen, die „in Aufruhr gebrachten Lebensgeister niedersin„ken; und daß der Schmerz selbst, wenn er nicht „zu heftig ist, der aushaltenden Geduld einer „gegen ihn sich aufstämmenden Seele, weiche.“

kleinen Neckereyen des Lebens. Aber schon selten ist ausharrender Muth in langwierigen Qualen, zumal wenn Melankolie die Seele lähmt, und wenn diese, wie es gewöhnlich geschieht, sich ihren gegenwärtigen Zustand als ewig, und sich als ganz unglücklich vorstellt. Von allen Uebeln, unter denen die Menschheit seufzet, reicht daher keines an Melankolie, und von allen Mitteln gegen Melankolie ist doch keines so zuverlässig lindernd, wie Geschäftigkeit im Stillen.

Einsamkeit vermindert gewiß, durch gelinde Anstrengung und sanftes Gegenstreben, die Melankolie, sobald man es sich zum Gesetze macht, in derselben niemals müssig zu seyn, mit Geduld sein Leiden zu tragen, und im Stillen immer etwas, so gering es auch seyn mag, zu unternehmen. Unterwürfigkeit und sanftes Hingeben, Gelassenheit auch in den tiefsten Schmerzen der Seele, führen

oft

oft zu neuer und unerwarteter Geisteskraft, wenn man sich nur dem Ekel gegen alle Wirksamkeit nicht überläßt, und nie aufhöret durch einen gelassenen aber fortwährenden Widerstand sein Uebel zu bekämpfen. Jeder kleine Sieg führet zu einem grössern, und auch die kleinste daher entstehende Freude unterbricht schon wenigstens das Gefühl einer immerwährenden Unlust. Man mache sich, wenn auch alle Erfordernisse der Vernunft und der Tugend gegen Krankheit und üble Laune nichts mehr gelten, selbst aus Dingen die nicht wichtig sind und nicht viel umfassen, ein Geschäft, denn tausendfacher Unmuth wird oft plötzlich durch eine sehr geringe Anstrengung verdränget. Die Wolken der Melankolie verschwinden, wenn man nur einiges Interesse an irgend etwas findet, das man mit dem größten Widerwillen unternimmt. Scheint auch bey äusserst schwa-

chen

chen und äuſſerſt empfindlichen Nerven, bey dem gröſsten Unmuth, und dem allervollkommensten Ueberdruſſe, alles Vermögen zur Regſamkeit ganz vernichtet; erliegen auch die Nerven unter der kleinſten Anſtrengung, ſo iſt doch gewiſs ſehr oft, bey völliger Verzweifelung an aller Hülfe, die unüberwindlichſte Abneigung gegen allen Rath und allen Troſt, dieſe Unregſamkeit des Körpers, dieſe Lähmung der Seele, nichts als eine Bemäntelung unſerer üblen Laune, und alſo eine wahre Krankheit der Imagination, die man blos durch einen feſten und geſtählten Willen gegen alle Erwartung überwindet (*).

Einſam-

(*) Imaginationskranke thun darum heute das mit Leichtigkeit, wovon ſie geſtern mit tobendem Widerſtande ſagten: es iſt mir ganz unmöglich! Hat ſich etwa von geſtern zu heute das Spiel ihrer Nerven verändert? Mir deucht, ſie haben nur heute einen feſtern und ſtärkern Willen;

Einsamkeit ist nicht nur Bedürfniß, sondern wahre Pflicht, für Menschen von einer zarten Empfindlichkeit, deren Nervengebäu-

len; denn bey der größten Schwäche ist dieser doch zuweilen überaus fest und stark.

Blendwerk und Trug ihrer Imagination ists darum, wenn solche Kranke wähnen, daß andere, die unter gleichen Leiden nicht auf gleiche Art versinken, mehr Kraft und angebohrnen Muth haben als sie. Das haben sie nicht, aber sie haben einen festern und geschärftern Willen, und also im Grunde nicht mehr körperliche Kraft.

Nun so zwinge dann, auch in der größten Schwachheit, nur jeder seinen Willen zu allem was seyn muß; denn wie leicht wird der Imagination sonst, irgend ein nachtheiliger Wahn eingewebet, und in wie manche Thorheit verfällt man bey schwachen Nerven. Wie mancher überredet sich selbst, daß er gar nichts kann, da er alles vermag; wie mancher glaubt, daß ihm alles schadet, da er vielleicht alles aushalten könnte, wenn er nur nicht mit Personen umge-

gebäu, oder deren Imagination, sich nicht genug mit der Welt verträgt, und die immer über die Menschen und die Dinge etwas

umgeben wäre, die alles wähnen was er wähnt.

Raffe dich auf, sage ich darum zu jedem Kranken, von dem ich vermuthen kann, er habe einen Willen. Dieser allein locket jeden Funken von verborgener und gedrückter Kraft hervor. Was durch Heftigkeit nicht gelinget, kommt doch langsam zu Stande, durch einen nur immer fortwirkenden Willen. Sollte man mir auch nicht zugeben, daß Richtigkeit des Urtheils durch Kränklichkeit oft gestöret wird, sollte man auch dem Rufe der Tugend nicht mehr Gehör geben, sollte man durchaus Furcht und Verzagtheit nie überwältigen wollen: O so höre man doch, wie ein scharfsinniger Kenner der Seele, und alles dessen was der Mensch kann und ist, auch hier alles Schwere leicht macht, und uns gewiß nichts räth, als was Er selbst bey seinem äusserst kränklichen Körper, und einer oft

was zu klagen haben. Wenn dich alles erschüttert, was einen andern kaum bewegt; wenn du über fürchterliche Schmerzen klagst,

wo

ganz niedergedrückten Seele, that und vollbrachte.

Dieser Weltweise, Herr Garve, nimmt alles, was man hier noch einwenden könnte, hinweg; und sagt äusserst wahr, treffend, und lehrreich, was ich auch selbst so oft sah und erfuhr: „Dem „einen gelingt nichts, was er nicht mit lebhafter schneller Kraftäusserung anfängt, was er „nicht mit einem gewissen Ungestüm gleichsam „mit sich fortreißt; ein anderer hingegen muß „sich, so zu sagen, in jede Sache hineinschmeicheln. Jede lebhafte Aufwallung benebelt ihn; „jeder zu hitziger Angriff einer Sache macht ihn „gleich stumpf. Ein langsam in einem fortgehender Zug hingegen, eine sanft anfangende „und nach und nach steigende Anstrengung der „Kraft, bringt seine Fibern in das rechte Spiel. „Hier ist also Pflicht was für jeden das Zuträglichste ist. Der darf, der muß in seine Unternehmungen eine gewisse Heftigkeit bringen,

„welcher

wo ein anderer kaum die Nase rümpft; wenn du über alles verzweifelst, was dich nicht auf der Stelle froh und glücklich macht; wenn dich Trug und Phantasie in einem fort peinigen und quälen; wenn du dich nur darum unglücklich findest, weil dir das Glück nicht von selbst entgegen laüft; wenn du gegen alles murrest, weil du nie weißt was du willst; wenn du immer von einem Wunsche in den andern verfällst, und von einer traurigen Leidenschaft in die andere; wenn du alles fürchtest und nichts geniessest: so taugst du nicht in die Gesellschaft der Menschen; und wirst du in der Einsamkeit nicht geheilet, so findet sich gewiß für dich kein Rettungsmittel in der Welt.

„welcher ohne dieselbe schlafrig und unthätig „wäre. Der muß mit Sanftheit und Gelassen„heit zu Werke gehen, der seine verborgene Kraft, „dadurch am besten hervorlocket.“

Niedergeschlagenheit der Seele, und schreckliche Aengstlichkeit, foltert freylich auch sonst sehr vernünftige, fromme, und gute Menschen, gerade gegen ihre Grundsätze, aber nicht ganz ohne ihre Verschuldung. Wenn sich also bey solchen Menschen Niedergeschlagenheit gar zu oft auf kindische Besorgnisse gründet, wenn sie geneigt sind über jede nichtswürdige Unbehaglichkeit, und jeden äusserst unbedeutenden Mangel in ihrer Gesundheit unbändig sich und andere zu quälen, wenn sie immer bey dem Arzte suchen was man nirgends findet als im gesunden Menschenverstande, wenn sie ihrer Phantasie nicht mit Gewalt den Zaum anlegen, wenn sie grosse Leiden und grosses Unglück mit Geduld ertragen haben, und sich doch durchaus nicht gewöhnen können und wollen an die allerkleinsten Nadelstiche und die unerheblichsten Ungemächlichkeiten im menschlichen

lichen Leben, an eine kleine Blähung im Unterleibe, an das geringste Prickeln im Mastdarm, dann ist solche Niedergeschlagenheit ihre eigene Schuld; und wer durch eine kleine Wendung seiner Imagination, ruhig vor einem Canonenfeuer stünde, erlieget alsdann, wenn er glaubt, man schiesse nach ihm mit Erbsen.

Alle diese nöthigen Eigenschaften der Seele, Steiffsinn, Entschlossenheit, und Stoische Härte des Charakters, erwirbt man gewiß viel leichter im Umgange mit sich selbst, als im Menschengewühle, wo immer hunderttausend Bedenklichkeiten an uns necken und zupfen, wo Pflichtswahn, Courmacherey und Menschenfurcht alle Energie ersäufen, wo alles sich verbindet gegen jede Art von Stärke, und wo darum die kleinsten Seelen immer regsamer und thätiger sind, immer mehr Achtung, Gehör und Beyfall finden, als die grössten.

Einsamkeit stärket uns desto mehr in Leiden und Trübsalen, weil alle Schattenbilder und aller Tand, wodurch die Seele von sich selbst abgezogen und in der Eitelkeit herumgeworfen wird, in der Einsamkeit verschwinden. Wir entsagen da schon so manchem Genusse, wir sind da schon so sehr gewohnt weniger zu bedürfen, wir haben da vielleicht schon solche Fortschritte in der Kenntniß unser selbst gemacht, daß es uns weit weniger befremdet, wenn Gott durch Leiden uns demüthiget, unsern stolzen eitelen Sinn bezwingt, die Heftigkeit unserer Leidenschaften bändigt, und uns zum lebendigen Gefühle unserer Schwachheit und Nichtigkeit bringet. Wie manche wichtige Ueberlegung machen wir da, an die der Weltling nicht denkt, und die der Strom der Eitelkeit in seiner zerstreuten Seele erstücket. Wie viel bekannter werden wir da mit dem

menſch-

menschlichen Zustande, durch jeden schärfern Blick in uns selbst, und in Alles was geschieht. Ach wie vieles erscheint uns im Stillen in einem andern Lichte, wie mancher tugendhaftern Empfindung öfnet sich das Herz, wie lernen wir uns schämen vor uns selbst, und wie werden wir dadurch aufgeweckt zu grösserer Besonnenheit, kräftigern Entschlüssen, und bessern Verhalten.

Betrübte die den Tod einer geliebten Person beweinen, haben das nützliche Verlangen sich abzusondern von den Menschen, und doch arbeitet man demselben von allen Seiten entgegen. Man will nicht, daß man Traurigen von ihrem Verlust spreche. Lieber umgiebt man sie mit einem Schwarm gleichgültiger und eiskalter Alltagsgesichter, die sich einbilden, man müsse Traurigen nur Visiten machen, und sie vom Morgen bis in die Nacht mit nichts unterhalten, als

mit Stadtneuigkeiten; ihre Traurigkeit werde sich dann schon geben, denn jeder Schnack sey Balsam in die Wunden eines Betrübten.

Laßt mich alleine, dachte ich tausendmal, als ich in weniger als zwey Jahren nach meiner Ankunft in Deutschland, die innigst geliebte Geferthinn meines Lebens verlohr. Immer umschwebte mich die abgeschiedene Seele, und das süsse Andenken von allem was sie mir war, und der Schrecken über alles was sie für mich in diesem fremden Lande litt. In Abgründe qualvoller Zweifel warf mich die felsenfeste Ueberzeugung ihrer Reinheit und Unschuld vor Gott, und ihres sanften Sinnes für alle Menschen; und dann dieses Ende eines solchen Lebens! (*) Todesmarter

(*) Noch erinnere ich mir, mit innigstem Danke, wie mich Lavater aus diesem Abgrunde, durch ein einziges Wort gerettet hat, das ich nie vergesse,

marter umgab sie, fünf Monate hindurch, in jeder Stunde! (*) Ich las einst vor ihrem Bette Rammlers Tod Jesu; Sie sah mit mir in das Buch, und wies sprachlos auf folgende Worte: mein Odem ist schwach, mein Leben ist abgekürzet, meine Seele ist voll Jammers, mein Leben ist nahe bey der Hölle! Ach, wenn ich mir dieß alles erinnere, und dazu die Unmöglichkeit die Welt in jener trüben Zeit zu fliehen, da ich noch ein Sklave war von jedem, der mich dazu machen wollte; da ich selbst den Tod in meinen Eingeweiden trug; da ich nicht mehr Kraft

 hatte,

gesse, und bey dem ich stehen blieb, ohne weiter zu grübeln, weil es so trostvoll für mich war. Wie der kleine Schmerz eines Lanzettenstichs bey einer Aderlasse, schrieb Er mir, zu der darauf folgenden Befreyung von einer grossen Krankheit sich verhält, so verhält sich alles überstandene Leiden dieser Zeit, zu der darauf folgenden Freude in der Ewigkeit.

(*) Vom Februar bis in den Junius 1770.

hatte, als ein Wurm, indeß ein fürchterlicher Gewaltshaufen von Vornehmen und vom Mittelstande, und zumal vom schönen Geschlechte, mit der unerhörtesten Hitze und Parteysucht, mir täglich auf dem Nacken lag, und täglich gegen mich schrie. Ach, wenn ich mir dieß alles erinnere, und wie ich zermalmet war durch Schmerzen, und wie mir das Herz von allen Seiten blutete, so verstehe, ich wenigstens, mit welchem Gefühle man, in solcher Noth, ausrufen kann: laßt mich alleine!

Alleineseyn, weit weg vom Menschengewühle, weit weg von allen Geschäften mit Menschen, ist der erste und letzte Wunsch des Herzens, wenn man das Unglück hat, oft unter Menschen zu kommen, die solches Leiden nie gewahr werden, und keine Marter begreifen, die sie mit Augen nicht sehen, und unter der sie mit ihren Ohren nicht schreyen hören.

Alleine-

Alleineseyn, weit weg vom Menschengewühle, lebendig begraben in irgend eine öde und wilde Gegend, ach, dieß wäre Trost, in allen Leiden die das Herz nicht erträgt. Wenn ewige Trennung von geliebten, lebenden Freunden, eben so schmerzhaft und schrecklich ist, als Abschied aus des Todes kalter Hand, dann lindert nichts solche Marter, als Einsamkeit. Zittert dein Herz, glaubst du, die Erde versinke unter deinen Füssen, bey der so schauderigt und schnell, und immer näher kommenden Trennungsstunde von Freunden, die dir in vielen Jahren deines Lebens einzig alles waren, die du in keiner Minute deines Daseyns vergissest, nach deren Verlust dir vor aller Weltzerstreuung ekelt, und immer ekeln wird, ach so kann dir auch nichts mehr helfen, als Alleineseyn. Aber nur geschäftiges, absichtvolles, und von Gedanken zu Gedanken fortschreitendes

Allei-

Alleineseyn, lindert die Todesangst, die uns bey dem Gedanken dieser Trennung umgiebt, den Schmerz der itzt an unserm armen Leben nagt, durch alle unsere Eingeweide wühlet, und durch alle unsere Gesichtszüge spricht.

Ach es giebt so viele Fälle von Leiden und Traurigkeit, die die Welt nicht sieht, die man mit eigenen Kräften tragen muß, und die man nirgends erträgt, als fern von der Welt, und alleine.

Wenn du in einem Lande, wo du schüchtern ankamst, wo dir Alles so fremd war, wo dich jeder Blick niederschlug, wo dich Unglück von allen Seiten traf, wo dich in jeder Stunde Verzweiflung umgab; wo dir verschiedene Jahre hindurch, bey jeder Beugung deines Körpers, und so oft du sitzend nur einen Brief schriebst, der Tod unter grausamen Schmerzen drohte; wo man dich

fast

fast gar nicht verstand; wo keiner, der deine Leiden nicht kannte, dich verstehen konnte; wo man dir aus fanatischer Parteylichkeit alle deine Wege mit Disteln und Dornen bestreute; wo du das liebste was du in der Welt hattest, von deiner Seite weggefoltert sahst; wenn du, in diesem Lande und unter diesen Umständen, eine Hand gefunden hättest, die sich liebreich zu dir ausstreckte; wenn du dabey eine Stimme gehöret hättest, die aus dem Himmel zu kommen schien, und die zu dir sagte: Komm ich will deine Thränen abtrocknen; ich will Muth aus deiner kranken Seele hervorrufen; ich will dich pflegen; ich will die Vertraute aller deiner Seelenleiden seyn; ich will sie alle tragen helfen; ich will dich leiten aus deiner Traurigkeit, dort ins Grüne, zum Anschauen der schönen Natur, und zu dem Gotte der auch hier wohlthätig ist, auch hier über unser Le-

ben,

ben, Rosen ausstreut; ich will dann, an deinem Arme, zurückgehen in mein Haus, da mit dir lesen, mit dir denken, mit dir empfinden; da mit dir meine Hände zu Gott erheben, wenn du verschmachtest; da wenn du ruhig bist, dir neue Aussichten zeigen; da jedes Blümchen auffassen, das ich auf dem Pfade deines Lebens finde; da dir jede freundschaftliche Seele nennen, die mit Liebe an dich denkt, mit Achtung und Vertrauen von dir spricht; da dir beweisen, daß die Menschen um dich her nicht so böse sind, als du glaubst, vielleicht gar nicht böse, dich nur nicht kennen; ich will dir alle häuslichen Sorgen abnehmen; ich will alles für dich thun was dich erleichtert, und was dir Freude macht; ich will dir alle Segnungen des Friedens und der Ruhe zeigen; ich will an der Verbesserung aller deiner Fehler arbeiten, du sollst dafür auch meine Fehler

bessern;

bessern; du sollst meinen Geist aufhellen, und mir alle deine Kenntnisse mittheilen; du sollst mein Leben, meines Gatten und meiner Kinder Leben, retten durch Gott und deine Kunst; und dann wollen wir zusammen unsern Nächsten lieben, zusammen Hülfsbedürftigen helfen, zusammen Leidende trösten. Und wäre nun dieß alles geschehen sehr viele Jahre hindurch; hättest du täglich allen diesen Trost genossen unter den drückendsten traurigsten Umständen deines Lebens, in der Noth, und in jedem Leiden; hättest du ihn, da deine Haare grau sind, deine Todesfurcht immer durch den Glauben überwunden, ich werde in diesen lieben Armen sterben; und nun hätte diese heroische Seele, aus den edelsten Grundsätzen von Mitleiden und Erbarmung, sich weggerissen für die ganze Zeit ihres Lebens, aus den Armen aller die sie verstanden, und liebten, und von

jeder für den Verlust einer so thätigen und geschäftigen Freundschaft klaget und weint; und sie gienge fort, muthig weil Gott sie heißt, an einen Ort an den sie nie ohne Zittern und Grauen dachte: was bliebe dir dann, wenn Sie weg wäre; wohin flöhest du Verlassener? In die Einsamkeit, um da gegen dein Unglück zu kämpfen, und deine Schicksale tragen zu lernen mit Muth.

Labsal ist nirgends als in der Einsamkeit, für ein Herz das noch nicht weiß wo sich anschlingen, wie sich mittheilen, und sich durch die Scheidewand des Schicksals weggerissen sieht von dem Herzen das ihm so milde entgegen gekommen, und es aus der Ferne noch so milde begleitet. Alleineseyn muß jeder Betrübte lernen. Einsamkeit ist auch dann, noch dein letzter und einziger Trost, wenn du unter der Folter der Abschiedsstunde rufest: bey allem was ich etwa Gutes gethan, hoffe

te

te ich niemand zu gefallen als dir; bey allem was mir Gutes geschah, freute mich nur deine Freude.

Fälle von Schmerz und Traurigkeit giebt es also, die nichts lindert als Einsamkeit und Menschenflucht. Eben darum ist es auch melankolischen Menschen öfters gut, daß sie alleine bleiben; weil sie, wie man sehen wird, auf unzählichen Wegen Trost finden können in der Einsamkeit, und reiche Hülfsquellen für ihren Geist und für ihr Herz.

Kranke und Gesunde, Glückliche und Unglückliche, Hohe und Niedrige, alle Menschen ohne Ausnahme, finden zumal unendliche Vortheile in einer öftern religiösen Entfernung von der Welt. Ach nicht in den Häusern der Freude, nicht in den Sälen dort wo jeder die Schale des Leichtsinns rein austrinket, nicht auf jenen Gelagen grober Lu-

stigkeit, nicht auf euren glänzenden Assemblees und an euren prunkvollen Tafeln, wird man mit jenen zärtlichen und stillerhabenen Gefühlen bekannt, die jede sinnliche Begierde zähmen, den Genuß von allen Gütern dieser Welt veredeln, die Anhänglichkeit an alle mässigen, jeden gegenwärtigen Augenblick durch seinen Zusammenhang mit einem künftigen wichtig machen, und also doch wohl fähig sind, unmässige Weltlust aus einem Leben zu verbannen, das dahinfährt wie ein Schatten.

Näher und inniger sehen wir in der Einsamkeit, das Auge, das alles sieht, Allgegenwärtig wirket da, wo alles umhe schweigt, dieser hohe Gedanke, dieses süsse, und reine, und seligste Gefühl, daß Gott uns sieht, umgiebt, über uns herrschet, und alles um uns her lenket durch seine Macht, und Güte. Ueberall erblicken wir Gott in

der

der Einsamkeit. Nicht mehr unter sinnlichem Geräusche versunken, mit gereinigten Neigungen, mit geistiger Freude, denken wir da ernsthafter und lebhafter, zutraulicher und freyer an unsere höchste Glückseligkeit, und fühlen sie, indem wir daran denken. In solcher heiligen Stille verschwinden alle unedlen Gedanken, alle niedrigen Angelegenheiten und Sorgen.

Einsamkeit hat uns Gott geheiligt, wenn sie nicht nur alle menschlichen und zärtlichen Gefühle, sondern auch alle so schnell vorübergehenden Anwandlungen des so heilsamen Mistrauens zu sich selbst, in uns festhält, da sie sich in der Welt so leicht und bald verwischen. Wenn ich vor dem Bette eines Sterbenden gesehen habe, wie das arme Leben sich sträubet gegen seine Vernichtung, und welche Folter doch jeder dem Tode abgenommener Augenblick ist; wie die kal-

ten Hände zitternd sich ausstreckten zum letzten zärtlichsten Dank; wenn alle Kräfte meiner Seele schwanden, als ich das Wimmern hörte, und die abgebrochenen Worte unter Herzstössen; als die in Mitleid versunkenen Blicke aller Umstehenden meine Gebeine zermalmten, und ich sprachlos abseits gieng, um meine Thränen auszuströmen über das Los der Menschheit, und meine Ohnmacht, da ich so feurig, so zärtlich, so innig wünschte, daß ich doch helfen könnte! Ach wenn ich mit diesen Trauerbildern im Herzen, in meiner Kammer mich niederwerfe vor Gott, wie schwindet da alle Zuversicht auf das Leben, alles Vertrauen auf eitele Kunst, jede Hofnung womit Menschen sich trösten! Nie stehe ich auch darum des Morgens aus meinem Bette auf, ohne zu denken, es ist doch, ein Wunder Gottes daß ich lebe. Nie zähle ich meine Jahre, ohne mit dem feurigsten

Dan-

Danke auszurufen, wie unerwartet weit hat mich Gott gebracht; wie unbegreiflich hat er mich geführet durch Meere voll Gefahren. Und was bleibt mir itzt übrig, als zu verstummen, und anzubeten, wenn ich noch jeden Augenblick meine Schwäche fühle, und dann doch den Kraftvollen von mir hingeraffet sehe, der vor wenig Tagen keine Gefahren kennen wollte, und sich vielleicht auf einen unabsehbaren Zeitraum hinaus gesichert hielt gegen die Allgewalt des Todes.

Wie können wir weise werden, und allen diesen Klippen entgehen, als wenn wir fleissig von dem alles Gute verwischenden Weltleben zu uns selbst zurückkehren. Erst da können wir recht überdenken, was wir täglich hören und sehen, und was wir doch nie mit dauerhaftem Nutzen ins Herz fassen, wenn wir nicht unsere Gedanken darüber im Stillen sammeln.

Weise wird man nicht durch das Treibjagen nach immerwährender Belustigung, durch das gedankenlose Herumflattern von einer leichtsinnigen Gesellschaft zur andern, durch das beständige Gerede und Flistern über Kleinigkeiten, und durch alles Nichtsthun bey so vieler Geschäftigkeit. Wer überhaupt weise werden will, sagt ein grosser Weiser, der muß auf eine gehörige Art einsam zu seyn wissen. Jene ununterbrochenen Zerstreuungen der Sinne, zerdrücken jeden guten Gedanken. Man wird in diesem Taumel kaum seiner Vernunft mächtig; ihre Stimme wird gar nicht gehöret, ihre Kraft wird gar nicht erfahren. Keine Versuchung wird überwunden, die Fallstricke jeder Leidenschaft werden nicht ausgewichen, sondern gesucht. Nirgends wird Gott mehr vergessen, als unter den gewöhnlichen Zerstreuungen des gesellschaftlichen Lebens. Unter so

vielen

vielen abgeſchmackten Beſchäftigungen, in dem Gewirre von Thorheit und Tändeley, das alle Leidenſchaften in Bewegung ſetzet, alle Begierden aufwiegelt, in dieſer beſtändigen Trunkenheit, werden alle Verbindungen mit unſerm Schöpfer aufgehoben. Wir entſagen dieſer erſten und einzigen Quelle aller unſerer Glückſeligkeit, allen unſern vernünftigen Fähigkeiten, und denken an unſere Religionspflichten nur flüchtig, gleichgültig, ohne Eindruck und Nährung. Wer hingegen durch eine ernſthafte Einkehr in ſich ſelbſt, und ſtille Ueberlegung, ſein Herz überall zu Gott erheben kann, wer ſeinen ganzen Wirkungskreis unter den Menſchen, wie das Gewölbe des Himmels, wie die beblümte Erde, wie jeden Berg und jeden Wald, für einen Tempel Gottes hält, wer überall ſein Herz zu dem Urheber und Regierer aller Dinge richtet, immer ſeines allſehenden Auges

sich erinnert, der muß oft in einer heiligen Einsamkeit gelebt haben, und in beharrlichem, innigem, und feurigem Gebet.

So kann Einsamkeit die grösten Hindernisse zur Frömmigkeit bezwingen, wenn man auf dieselbe täglich auch nur so viel Zeit anwenden will, als etwa zum Schmucke seines Körpers, und auf die lieben Karten. Jede Stunde von ruhiger Sammlung des Gemüths, und ernsthafter Einkehr in sich selbst, giebt unserm Geiste mehr Festigkeit und Stärke, mehr Widerwillen gegen übermässige Verwicklungen mit Menschen, mehr Ekel gegen ihre Einladungen. Man kann gut gesinnet seyn gegen alle Menschen, gerne jedem beystehen in seiner Noth, gerne jedem Gutes thun wo man es in seinem Vermögen hat, und doch ihre Feste und Gelage fliehen, und doch keine Freude haben an ihrem flatterhaften Leben.

Geräuschvolle Tugenden, Handlungen von ausgebreitetem Nutzen und hoher Wohlthätigkeit, können wenige ausüben. Aber zu wie mancher stillen Tugend hat jeder Mensch, in jedem Tage seines Lebens, wenn er auch nicht aus seiner Kammer kommt, Veranlassung und Ruf. Wer thätig in seinem Hause ist, kann das ganze Jahr hindurch zu Hause seyn, und jeden Tag dieses Jahres die Glückseligkeit anderer Menschen befördern, ihre Klagen anhören, ihren Jammer erleichtern, rund um sich her und in sehr grosser Ausbreitung, Gutes thun, wenn es auch die Welt nicht sieht, und nicht weiß.

Ein steter Ruf zur Einsamkeit ist zuweilen ein früher Ruf zu Gott. Wir denken erst alsdann aufrichtig, redlich, und wahrhaft, von uns und über uns selbst, und über alles was wir seyn sollten und nicht sind, in jener namenlosen unbestimmten Melankolie, die

viele Menschen in der ersten Jugend befällt, die aber auch bestimmt und darum noch kräftiger, in reifern Jahren, die Seele wecket. In jenen Stunden da vielleicht durch eine Veränderung im Körper die Seele eine neue Richtung nimmt, das Gewissen aufwacht und mit allen Drohungen Gottes spricht, werfen wir uns am eifrigsten und feurigsten nieder vor Gott. Melankolie ist die Schule der Demuth, und Selbstverachtung die erste Stufe zur Selbstkenntniß. In den einsamsten, traurigsten Stunden einer aufrichtigen Selbstprüfung, verschwindet jede Sophisterey unserer Leidenschaften. Gehen wir alsdann auch zu weit, werden wir zu ängstlich, verfallen wir auf übertriebene Grundsätze, ach so wird doch dieses nur zu bald und nur zu leicht verwischet. Aber auch dieser Fehler wäre ein Glück, in Vergleichung mit der entgegengesetzten alles Gute vernichtenden

Sorg-

Sorglosigkeit. Tiefe Betrübniß über sich selbst, verwandelt sich dann doch beym Lichte eines vernünftigen Glaubens in selige Ruhe; und am Ende steht höchst vermuthlich der schwärmerische Selbstbeobachter bey Gott doch weit über dem witzigen Kopfe, der sein Tagebuch verlachet.

Selbstbeobachtung ist so selten, daß jeder Wink zu derselben uns wichtig und theuer seyn muß. Schmerz muß uns wecken. Traurigkeit muß uns abziehen von der Welt, tief und lange müssen wir getrunken haben aus der Schale der Widerwärtigkeit, wenn Rückkehr in uns selbst uns geläufiger werden soll, als Wegwanderung der Gedanken, und beständiges Herumirren unter fremden Gegenständen. Ruhig und heiter sagte darum einer der größten Lehrer der Philosophie in Deutschland, Herr Garve, zu dem herrlichen und frommen Religionslehrer Spalding

bing und zu mir (*): ich habe von meiner Krankheit den Vortheil, daß sie mich zu genauer Beobachtung meiner selbst geleitet hat (**).

Philo-

(*) Den 16. Julius 1781 in Pyrmont.

(**) „Herr Garve hat seithem, in seinem Werke über den Cicero, diesen Gedanken in ein gröſseres Licht gesetzet. Er sagt: „Die moralische „Selbstkenntniß hängt mit der didtetischen sehr „zusammen. Wer an sich selbst zu denken gar „nicht gewohnt ist, kann an seinem Körper und „Geist weder etwas verbessern, noch den schlimmen Folgen zuvorkommen."

„Wer aber einmal seine Augen auf sich selbst „zu kehren Anlaß bekommt, wird doch seinen „Körper noch eher als seine Seele gewahr werden; er wird auf die Unbequemlichkeit einer gehinderten Verdauung, eines ermüdenden Kopfs, „eines durch Uebermaaß oder Unachtsamkeit „verursachten Schmerzens noch eher aufmerksam werden, als auf die moralischen Uebel, „welche der Mangel gewisser Tugenden, oder

„die

Philosophie und Religion machen hier ein schönes Band. Sie führen uns beyde in uns selbst. Beyde sagen zwar auch, man könne die Gefahren der Schwärmerey nicht genug fürchten, und nicht fürchterlich genug beschreiben. Aber wenn das Gute in uns, ohne

„die Unterlassung gewisser Pflichten nach sich „zieht.“

„Und eben weil diese beyden Sachen so genau „mit einander verbunden sind, trägt ein krank„licher Körper zuweilen dazu bey, den Mensch„moralisch besser zu machen. Er zieht die Acht„samkeit desselben von den äussern Gegenständen „ab, die sonst ihn entweder blos zerstreuen, oder „die ihn ganz fesselten, er giebt seinem Verstan„de die Richtung über ihn selbst nachzudenken; „die Ursachen seines jetzigen Zustandes zu erfor„schen, den künftigen vorauszusehen, und An„stalten darauf zu machen. Es ist unmöglich, „das zwischen zwey so innigst mit einander ver„bundenen Gesellschaftern, als Leib und Seele, „der erste unsere ganze Aufmerksamkeit und Sor„ge haben könne, ohne daß auch der andere dar„an einigen Theil nehme.“

ohne Convulsionen der Seele nicht bewirket werden kann, so wollen wir auch diese nicht fürchten. In Tagen der Frölichkeit und des Wegsehens von Gott und Ewigkeit haben wir nicht solche Convulsionen. Selbst die Religion mit ihrer Allmacht, bewirket sie nicht so gut wie physische Schwachheit, und fürchterlich uns im Bette umherwerfende Melankolie. Aber kommen wir auch dann nicht, auf der Heldenbahn der Tugend so weit wie Carl Boromäus, verlieret sich im Gewirre der Welt diese Schnellkraft des Gewissens, ach so gehe doch jeder, so oft als es ihm möglich ist, in die Einsamkeit, und versinke da vor Gott und seinem eigenen Herzen.

In den letzten Augenblicken unsers Lebens werden wir doch alle wünschen, mehr einsam gelebt zu haben, mehr mit uns selbst, mehr mit Gott. Umringet sind wir da,

von

von allen unsern Sünden; und Sünder wurden wir, weil wir die Fallstricke der Welt nicht genug flohen, nicht genug in der Einsamkeit uns vorbereiteten zur Behütung unsers Herzens unter den Menschen und in der Welt.

Wiegt man die Denkart eines Einsamen der mit Gott lebt, gegen die Denkart der geistlosen Schwindelgeister und der schalen Köpfchen, die nie an Gott denken, und ihr ganzes Daseyn zum Genusse des heutigen Tages verschwenden; wiegt man den Geist der mit Würde an die Ewigkeit denkt, gegen jenes Dämchen dort, das an nichts denkt, als an die nächste Redoute; wiegt man gegen alle Assembleen, Pikenike, und Bälle, die Worte des Engels in der Offenbarung, der auf der Erde und dem Meere stand, und seine Hand zum Himmel hub, und bey dem Lebendigen von Ewigkeit zu

Ewig-

Ewigkeit schwur, es soll hinfort keine Zeit mehr seyn: o so bringet doch wol Sehnsucht nach Einsamkeit und erhabener Ruhe, und das Verlangen an sich selbst einen Freund eine Gesellschaft zu haben, hier in dieser Zeit mehr wahres Vergnügen, und verspricht dann auch im Tode und für die Ewigkeit mehr Trost, als alle Assembleen und Bälle.

Ganz anders sieht man wenigstens den Menschen sterben, der oft mit Gott im Stillen gelebet hat, als den Weltling, der an nichts dachte als an die Befriedigung seiner Leidenschaften und Lüste. Wie ganz anders endigt sich ein geräuschvolles und gedankenloses Weltleben, wenn es auch nicht mit jedem Laster beflecket war, als das stille Leben der Unschuld und der Sanftheit.

Weil Exempel mehr rühren als Lehren und Grundsätze, weil Beyspiele aus unserer Zeit durch die Neugier eher aufgefasset wer-

den

den als Beyſpiele der längſt vergeſſenen Vorwelt, ſo will ich es wagen, hier die mir aus England mitgetheilte Geſchichte eines vornehmen Weltlings zu erzählen, der ſich vor einigen Jahren in London erſchoſſen hat, und aus der man ſehen wird, daß man auch bey guten Eigenſchaften des Herzens höchſt unglücklich werden kann, wenn man dabey ohne Kopf, und alſo ſo vornehm als möglich, in der Welt lebt.

Herr Damer, älteſter Sohn des Lords Milton, war fünf und dreyſſig Jahre alt, als er ſein Leben mit den Grundſätzen ſchloß, nach welchen er gelebet hatte. Er war mit der einzigen Tochter des Generals Conway, einer äuſſerſt reichen Erbinn, verheurathet. An Talenten mangelte es ihm nicht, und wären dieſe beſſer benutzet worden, ſo hätte auch vielleicht ſein Tod tiefern Eindruck gemacht; aber die unerhörteſte Liebe zur Ver-

schwendung, vernichtete alle seine übrigens guten Eigenschaften und Kräfte. Sein Haus, seine Wagen und Pferde, seine Kleider, übertrafen alles was man in London sah, durch ihre Pracht und Eleganz. Seine sehr reichen Einkünfte waren bey weitem nicht hinreichend, diese Ausgaben zu bestreiten; er borgte hundert und zwanzig tausend Pfund Sterling. Einen sehr grossen Theil dieses Geldes verwendete er auf Freunde, die er in Noth sah, denn er war ungemein mitleidig. Seine äusserst geübten Gefühle für anderer Noth, erweckten ihm endlich auch das Gefühl seiner eigenen. Seine Lage brachte ihn in Verzweifelung. Er gieng also in ein berühmtes Hurenhaus, ließ vier Damen von diesem Gelichter dahin kommen, brachte verschiedene Stunden mit ihnen zu, dem Scheine nach mit der größten Lustigkeit. Um Mitternacht bat er die vier Damen, sie

ten weggehen; und zwey Minuten nachher, zog er eine geladene Piſtole, die er den ganzen Nachmittag bey ſich getragen hatte, aus der Taſche, und ſchoß ſich todt.

Er hatte ſeinen Abend mit dieſen Damen hingebracht, wie er unzählige Abende mit unzähligen Damen dieſer Art hinzubringen pflegte, ohne von ihnen zu verlangen, was ſie ſehr gerne geben. Ihre Converſation, und höchſtens ein Kuß, war alles was er, für ſein Geld, von ihnen wünſchte und bey ihnen ſuchte. Sein Dank für ſolchen Umgang gieng in wahre Freundſchaft über. Eine berühmte Schauſpielerinn, und in London allbeliebte Hure, die ihn, durch ihre Converſation, um vieles Geld gebracht hatte, bat ihn drey Tage vor ſeinem Tode, ihr fünf und zwanzig Pfund Sterling zu ſchicken. Er antwortete ihr, ſo viel Geld habe er nicht, denn ſein Beutel enthalte itzt nicht

mehr, als acht oder zehn Guineen, die er ihr schickte; aber er gieng sogleich aus, um den Ueberrest des verlangten Geldes zu borgen, und sogleich wurden auch die fünf und zwanzig Pfund der Schauspielerinn entrichtet. Kurz vor seinem Tode hatte dieser Unglückliche an seinen Vater geschrieben, und ihm seine ganze Lage entdecket; in der Nacht da er sich todtschoß kam der gute Lord Milton nach London, um alle Schulden seines Sohnes zu bezahlen.

So lebte und starb dieser Weltmann; und wie verschieden ist dagegen der Lebensgang und der Tod der Unschuld! Man verzeihe es mir daß ich dieß durch die Geschichte einer jungen Person zeige, deren Andenken ich gern erhalten möchte, weil ich mit Wahrheit von ihr sagen kann, was Petrarcha von seiner Laura sagte: die Welt kannte sie nicht, so lange sie sie hatte, und nur

denen

denen ist sie bekannt, die hier bleiben, sie zu beweinen!

Einsamkeit war ihre Welt, und Eingezogenheit ihre Freude. Sie unterwarf sich mit heiliger Gelassenheit jeder Fügung Gottes, und hatte die gröſste Leidensfähigkeit bey tiefer angebohrner Schwäche. Sanft und gütig, liebreich und doch immer stille gepreſst, furchtsam und zurückhaltend, und selten anders als durch eine Art von kindlichem Enthusiasmus mittheilsam war, die weibliche Seele, von der ich hier spreche, und die mir durch ihr stilles Leiden unter der gröſsten Marter gezeiget hat, welche Kraft die Seele, oft bey der gröſsten Schwäche des Körpers, in der Einsamkeit erwirbt. Alles Gute machte ihr Eindruck, aber sie war lässig in allen ihren Aeusserungen, und in allem ihrem Thun, bey wenigen guten Freundinnen ausgenommen, wo Furcht sie

nicht niederhielt. Sie hatte einen aus Naturkräften mir unerklärbaren Heldenmuth zum Dulden und Leiden. Auch so oft sie wollte, einen über die Welt weggehobenen Sinn, und, zu meinem größten Erstaunen, eine selbstständige Erhabenheit, und ein Wegsehen über allen Flitter den die Menschen schätzen und fürchten. Göttlich freudig sah ich sie immer, wenn sie vom heiligen Abendmahl kam. Sie traute Gott ganz, sich selbst durch eigenen Antrieb, in nichts; und doch alles was ich wollte daß sie thue, das that sie. Sie war ein äusserst folgsames Kind, das mich unaussprechlich liebte, und es mir nie sagte. Ich hätte mein Leben für sie hingegeben, und sie das ihrige für mich. Es ward meinem Herzen wohl, wenn ich ihr eine Freude machen konnte. Das höchste, was sie zu meiner Freude wagte, war, daß sie mir etwa eine Rose brachte; aus ihrer

rer Hand, einen Schatz. Ganz unvermuthet, und schrecklich anhaltend, befiel sie ein ungewöhnlich grosser Blutsturz aus ihrer Lungen, von dessen tödtlichem Ausgang ich bey ihrer Leibesbeschaffenheit, in der ersten Stunde gewiß war. Zwölfmal in diesem Tage stürzte ich nieder, von einem krampfhaften und wütenden Schmerz, der mich zu tödten schien. Das wußte sie nicht. Sie wußte auch nicht, daß ich ihren Zustand für so gefährlich hielt; aber sie fühlte die Gefahr, und sagte es mir nie. Sie lächelte wenn ich kam, sie lächelte wenn ich gieng. Die ganze Krankheit hindurch, unter tief verwickelten erschrecklichen Leiden, klagte sie niemals. Auf alle meine Fragen gab sie mir eine kurze, sanfte, liebreiche Antwort; aber sie erzählte nichts. Ihr Körper fiel in Trümmern, unter Blicken der süssesten Milde, und der innigsten Liebe.

Sie, ach Sie, mein Kind, meine einzige Tochter, starb vor meinem zitternden Anblitz, in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre, im neunten Monat ihrer Krankheit. In ihrem Leichnam fand sich, ausser den gewöhnlichen Todesursachen der Schwindsucht in beyden Lungen, die Leber ungewöhnlich groß, der Magen ungewöhnlich klein, und in einen ganz unnatürlich kleinen Klump zusammengepreßt, und das Gekröse voll Verhärtungen. Also Uebel genug, um die Seele zu binden, zu hemmen, und zu pressen! Zufälle verstopfter Eingeweide hatten sich, von ihrer ersten Jugend an, bey ihr geäussert. Eine beynahe gänzliche Unfähigkeit zum Essen, behielt sie bis in ihren Tod, seitdem sie zärtlich, liebreich, und ohne den allergeringsten Schein einer Abneigung, an meiner Hand, vor einigen Jahren die Schweitz verließ; und einige Wochen nachher,

ber; ihre erste und letzte Liebe, ein schöner, blühender, sanfter, edler Jüngling, sich dort eine Kugel durch den Kopf schoß.

Aus ihren heitersten Tagen, die sie seitdem in Hannover hatte, wo man ihr sehr viele Liebe erzeigte, fanden sich in ihren Papieren die feurigsten von ihrer Hand geschriebenen Gebete zu Gott, daß sie sterben könne, daß sie bald sterbe, bald hingenommen werde zu ihrer heiligen Mutter! Es fanden sich, in eben diesen Zeiten geschriebene, erhabene und äusserst rührende Briefe, voll Sehnsucht, nach einer schnellen, täglich gewünschten Vereinigung, an diese geliebte Todte! Meines Kindes, meiner geliebten Tochter, letzte, mit namenloser Agonie ausgesprochene Worte, waren: Himmelsfreude heute!

Solches Unterrichtes wäre der nicht werth, der solche Leiden tragen sah, in sol-

chen Jahren, bey solcher Schwäche, und dann mit stärkern Anlagen, versinken wollte, wo Muth überwindet. Sie, die niemals ausgesprochene Leiden trug, und überwand; Sie, die sich hingab und schmiegte, unter jede Fügung Gottes, um Himmelsfreude; Sie, die hier so unvollkommen und doch so groß war, ist itzt durch Himmelsfreude vollkommen, ewig mittheilsam, ewig thätig. Und wir, die wir noch hier sind, uns erinnern an unsere geliebten Todten, an alles was sie uns gelehret haben, auf ihrem Krankenbette, und in den langen und bangen Stunden ihres Todes; wir, die so oft hinaufsahen nach diesen Wohnungen des Friedens; wir wollten nicht alles hingeben, alles wagen, alles versuchen, um Kraft zum Leiden zu finden, und geduldige Unterwürfigkeit, bey jeder stillen Einkehr in uns selbst, in jeder einsamen Unterredung mit Gott?

Geliebt

Geliebte Traurige, alles trübt itzt eure Seelen; und doch, ach glaubt es mir, es giebt auch süsse Schmerzen! Diese erheben über die Erde, und geben Kraft, die euch itzt unmöglich scheint. Heute seyd ihr in Abgründe des Leidens und der Schwermuth niedergeworfen; aber es kommt eine Zeit, in der sich der Traurige in einer seligen Mitte sieht, zwischen Erde und Himmel. Dann wird man ruhig. Dann geniesset man wahre, erhabene Freude, in der Entfernung vom Menschenhaufen, und bey dem süssen liebevollen Andenken der Gestorbenen.

Alleineseyn ist freylich nicht für jeden Traurigen gut. Herausarbeiten kann sich die Seele nicht immer, aus ihrem durch Krankheit niedergerissenen, und durch Schmerz und Wehmuth zermalmten Körper. Aber dann segne Gott, unserer Freunde heilende Hand; und vergelte auch in der Ewigkeit,

die

die Liebe, die uns beystand, und tragen half in solchen Leiden! Werden aber Trübsale, durch die beständige Richtung nach den geliebten Todten, nicht vergrössert, zerfliessen sie gar in süsse Melankolie; oder giebt es vollends Nerven, die unter solchem Drucke nicht erkranken: o ihr Glücklichen mit solchen Nerven, so suchet ländliche Stille, und abgelegene Gärten! Da werdet ihr Himmelsruhe finden, wenn auch die Schatten des Unmuths und der Betrübniß, über euch hängen; da werdet ihr kühner, muthiger, und freyer, über jedes kurze Leiden der Welt hinwegsehen, alleine seyn ohne Furcht, und Rosen pflanzen auf Gräber.

Zehntes Capitel.

Vortheile der Einſamkeit für den Geiſt.

Nur freye Seelen wiſſen, wie lieblich es iſt ſich frey zu fühlen. Sklaven behagt ihre Knechtſchaft. Wer lange in der Welt herumgeworfen ward, und da erfahren hat, was Welt und Menſchen werth ſind; nun alles unpartheyiſch überzählet, nun ſein Glück auf dem ſteilen Wege der Tugend, in ſich ſelbſt findet, der iſt frey.

Wüſte, dunkel, und rauh, iſt freylich dieſer Weg; aber er führet nach mühſamem Steigen, auf erhabene Ruheplätze, an friedſame Ufer, und in freye Himmelsluft. Einſamkeit gewähret die vollkommenſte Unabhängigkeit, wenn man frühe genug alle ihre Vortheile kennet, und liebt. Jünglin-

gen,

gen, unbefangenen Menschen, ach diesen einzigen Menschen denen ich nützlich seyn kann, will ich darum hier die Bahn zu solcher Glückseligkeit auszeichnen. Klagen der Unzufriedenheit sollen sie nicht in die Einsamkeit führen, aber Gleichgültigkeit für Zerstreuungssucht, Ekel gegen Zeitvertreib, Mistrauen gegen das leutselige Zuvorkommen im Hause der Freude, und Furcht vor dem seidenen Händedruck schmeichelnd lockender Versuchung.

Grosse Geisteskraft haben viele in der Einsamkeit geübt und erworben. Wie im Sturme eine Ceder steht, so stand mancher Held der Tugend, in seiner Höhle. Mancher Heiliger war zwar auch da noch Mensch, und dachte wohl noch an die schönen Töchter der Welt. Aber mancher hat auch da gezeiget, daß ein Weiser, in der rauhesten Einsamkeit, nicht vergeht. Auch noch da

hat

hat er die Schatten der Gestorbenen um sich; er umfanget mit seinen Gedanken, was sein Auge nicht sieht, und in der Absonderung von allem was lebt, spricht er da mit Gott alleine.

Grosses Beginnen und grosse Kräfte, muß man in keinem Einsiedler verachten. Jeder gutgemeinte und herzhafte Versuch zu höherer Tugend, jedes Emporstreben des Geistes, jedes heroische Unternehmen, reisset hin, und rühret. Ein edler kraftvoller Mönch ist doch auch ein Held. Eine schöne Nonne, voll sanfter Erhabenheit, und süsser aber theuer erkaufter Ruhe der Seele, wirket noch tiefer auf unser Herz, als jede andere weibliche Engel. Ach wie oft empfand ich, alle Achtung und alles Wohlwollen, das jeder redliche Mönch verdient, alle Innigkeit der Ehrfurcht, für die Helden in diesem Stande, für ihre ausserordentliche

Liebe

Liebe zu Gott, für ihre Selbstüberwindung, ihr Ausharren, ihre Treu. Wie oft schien mir doch ein Kloster, in dem ich auch nur einige gute Menschen fand, eine trostvolle Zuflucht in grosser Unruhe des Herzens. Nie verkannte ich, auch in der schauerichten Mönchswohnung, die Vortheile einer rauhen und heldenmässigen Lebensart zur Beförderung strenger Tugend. Nie vergaß ich, in den Wohnsitzen des Aberglaubens, die Pflicht das redliche Herz vom trüben Verstande zu sondern, diesen zu entschuldigen, jenes zu lieben. Freundlich und bieder, drückte ich manchem Mönch in seiner Celle die Hand; und aus keinem Nonnenkloster gieng ich weg, ohne eine stille Thräne.

Aber da doch Mönchsgeist nicht der ächte Geist des Christenthums ist, so schreibe ich auch nicht über die Vortheile der Einsamkeit für Mönche und Nonnen. Einsamkeit

kann

kann zwar auch ihren Geist erheben, kann zwar auch ihr Herz beruhigen, wenn man den Wust wegräumt der ihre Seelen drückt, und wenn man ihre Gelübde einschränkt, und ihre Sklaverey erleichtert. Meine Betrachtungen über die Vortheile der Einsamkeit haben jedoch einen grössern, und ausgebreitetern Zweck. Das Gute was ich von der Einsamkeit denke, möchte ich der Welt anpassen, in der ich lebe, mit der ich in mancherley Verbindungen stehe, die am meisten auf mich wirket, auf die ich auch wol wirken kann, weil es gewiß junge Herzen giebt, in denen solche Betrachtungen gedeyen.

Zweymal in seinem Leben muß man durchaus einsam seyn können. In der Jugend, um unendlich viele wissenswürdige Dinge zu lernen, und um da auf einmal eine Denkart zu erwerben, die den Stich halte durchs

ganze Leben. Im Alter; um noch einmal den zurückgelegten Weg sich zu erinnern, und alles zu überdenken was uns begegnet ist, alle Blumen die wir pflückten, und alle Stürme unsers Schicksals.

Lord Bollingbroke sagt, es finde sich in des Kanzler Bacons Werken, keine tiefsinnigere und keine schönere Beobachtung als diese: wir müssen uns frühe, für unser Leben und unsere Handlungen, rechtschaffene, tugendhafte, und erreichbare Endzwecke wählen; und dann ganz unsern Sinn darauf heften, damit die Seele auf einmal, und mit einem Sprunge, zu allen Tugenden sich wende und ausbilde (*). Bey der Bildung eines moralischen Charakters müsse man nicht verfahren wie der Bildhauer bey einer Statue, der etwa an dem Gesichte meisselt, indeß

(*) Ut continuo vertat et efformet se animus, una opera, in virtutes omnes.

indeß da der übrige Körper ein roher und unbearbeiteter Klotz bleibt; sondern wie die Natur, die, indem sie eine Blume, ein Thier, oder irgend eines ihrer Werke hervorbringet, den Grund aller Theile mit einmal setzt, und darstellt (*).

Lieber Jüngling, den die listige, gleissende, maulspitzende Weiberwelt, noch nicht aus den Vorposten der Zucht getrieben hat, der durch ihren eitelen Müssiggang noch nicht angestecket, durch alle Verfeinerung und Verstellung verbuhlter List noch nicht aller Lust und Kraft beraubet ist etwas Grosses zu beginnen; der noch gerne bey manchem Frühstück, bey mancher Assemblee, bey manchem Tanze, und bey jedem Petitsouper ihr entwischt; Einsamkeit ist deine Welt. Auf deiner Studirstube möchte ich dich festhalten,

(*) Elementa partium omnium simul parit et producit.

da dich zu grossen Absichten erwärmen und stärken, da dir den edlen wünschenswürdigen Stolz geben, mit dem du, nach wohlbenutzter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend, dann auch in männlichem Alter, in Amt und Bedienung, aus Welt und Menschen nie mehr machen wirst, als sie werth sind.

Du hast recht, daß du dich herausreissest aus einer Welt, die zu klein ist, um dir grosse Beyspiele zu geben. Männer mußt du kennen, Griechen, Römer, Engländer, durch die man Alles um sich her übertreffen lernt. Oder wo haben wir berühmtere Beyspiele menschlicher Grösse? Wer hatte mehr kriegerischen Muth, mehr Kenntnisse, mehr Liebe für die Wissenschaften, mehr Menschenverstand? Glaube aber ja nicht, daß ein Deutscher deswegen gleich ein Engländer sey, wenn er sich die Haare abschneidet.

Schnei-

Schneide du dafür alles weg, was thöricht an dir ist, und ahme nichts nach, als das Grosse. Freyheitsliebe, Muth, Einsicht, Geistesgrösse, und Geisteskraft, sind das Eigenthümliche eines ächten Engländers; nicht der flache Hut und die halben Stiefeln. Tugend erhebet; eure deutschen Quartiere erheben niemand. Sechszehn Quartiere sind ein Vortheil, aber kein Verdienst. Deine Anlagen sind gewiß gut, weil dir alles das nicht schmeckt; denn du weißt schon zu wohl, daß der nie groß wird, der immer nur das Kleine ehret. Laß Weiber ihre Ahnen zählen, die vor siebenhundert Jahren sich durch nichts auszeichneten, als daß sie im Kriege ritten, indem der Bürgersmann gieng. Zähle du, die Ritter deines Geschlechts, die nicht davon geritten sind in der Schlacht, keinen Reisenden beraubt haben auf der Landstrasse. Zähle die Ritter

deines Geschlechts, die grosse Dinge gethan haben, deren Namen glänzen in der Geschichte Deutschlands, und genannt werden in den Jahrbüchern fremder Völker; aber denke immer, daß man durch nichts groß ist, als durch das was man selbst thut.

Zwey Wege hast du vor dir. Jenen dort, der zwischen düftenden Gärten und Lustwäldern hinleitet, der dir die schönsten Ruheplätze anbietet, von mannigfaltigem Grün, und mit Rosen bewachsen. Musik, Tanz, und Liebe, locken da überall; jenen Weg gehen die meisten. Wenige trifft man auf dem zweiten Wege an, der holperigt ist, und steil; man kommt nur langsam darauf fort, und fällt oft von den Felsen herab, wenn man glaubt, man sey schon weit. Wilde Ochsen begegnen dir da brüllend; das Geschrey der Waldesel hallet durch Berg und Thal; allenthalben umgiebt dich das Ge-

Krächze der Raben, und das Gezische der Schlangen, und ein ganzes Fliegenvolk, Hornissen, Wespen, und Mücken; eine weite schwarze Einsamkeit macht dir jede Aussicht schauerlich. Der schöne Weg dort zwischen den Gärten, ist der Weg der Welt; der rauhe Weg hier, ist der Weg der Ehre. Jener führet mitten in das gesellschaftliche Leben, in Aemter und Bedienung, bey Hofe und in der Stadt; dieser immer tiefer in die Einsamkeit. Auf jenem wirst du, ein süsser allbeliebter Mann, auch wol ein Schurke; auf diesem wirst du verhaßt, miskennt, und ein Mann nach meinem Herzen.

Mit Kraft und guten Anlagen wirst du ein grosser Mann, wenn du auch alle Jugendfreuden wegbrummst. Jugendfreuden sind Arzeney, nicht Speise. Allerdings mußt du deinen Körper durch Luft und Bewegung abhärten, alles wagen, und alles

thun, damit er jede Geisteskraft aushalte. Aber Geistesarbeit unternimmst du nie mit Eifer; diese Heldenarbeit hältst du nie aus, ohne eingewurzelten Haß gegen alle Zeitverschwendung. Viele grosse Deutsche die ich kenne, lebten in ihrer Jugend auf Universitäten einsam, und ungesellig. Sie flohen vor dem guten Ton der Universitäten, und erhielten ihre Sitten. Durch ihre stoische Lebensart, durch ihre Enthaltsamkeit, ihre Keuschheit, und ihren Fleiß, wurden sie Männer, die itzt Staaten regieren; Schriftsteller, die sich ihr Leben hindurch gegen alle Vorurtheile schlugen; und Philosophen, die schon als Knaben den allgemeinen Leisten wegwarfen.

Dank sey der edlen Seele, die gesagt hat: Seht ihr einen Jüngling von tiefem Verstande sich von der Welt abziehen, trübsinnig werden, schnöd und dürr reden, wenig

über

über schlechte Menschen klagen, aber diesen bittern Gram eingraben in seine Felsenstirn; seht ihr seinen grossen Geist hervorbrechen nur wie Blitz aus der Nacht, und sich dann wieder verhüllen in langes Stillschweigen; lest ihr den nagenden Gram auf seinem Gesicht; das Schmachten nach Kraft die ihm genug sey, sich mit der seinigen vereine; seht ihr, daß er Leerheit findet überall, und darum alles anspeyt, wegwirft, zermalmt; so seht ihr eine edle Pflanze, die nur ihres Entwicklers wartet. Schonet sie; heilig sey sie euch; und ein Mörder, der sie zertritt.

Meine Freude und meine Lust wäre diese edle Pflanze. An meinem Herzen würde ich sie wärmen, sie mit Liebe pflegen, sie verbergen vor dem Amtsgesicht dort, das seine Zornschale ausgiesset über jeden Jüngling, der mehr Geist zeigt, als ein Amtsgesicht hat. Mit einem Hauch würde ich auch alle

das süsse, ungesalzne, lendenlahme Herrchengeschmeiß, von meiner schönen Pflanze verjagen. Aber den lieben Jüngling, wenn er nicht Offenheit, Schlankheit und Weltmanier zur rechten Zeit annähme, würde ich dann doch zuweilen mit dem Kopfe gegen Felsen anstossen lassen, und ihn da ruhig fallen sehen, wo ein Mann von Erfahrung nicht einen Augenblick schwanket, wenn er auch nicht alles kann was ein Jüngling will.

Einsamkeit erzeuget diese widerharige Sinnesart, aber am Ende wird dann doch durch Weltumgang alles gesichtet und geläutert. Der Menschenhaß solcher Jünglinge, ihre Verachtung, ihr Trotz, veredeln sich, wenn die Zeit der Reife kommt, in gänzliche Entfernung von aller Menschenfurcht. Ihre Satyren sind dann, nur milde gerügter Contrast, zwischen dem was seyn sollte, und dem was geschieht. Aus ihrer Schurkenverach-

verachtung wird vis dicendi; und nach langem Kampfe endigt Alles in Welterfahrung, und Güte, die nur warnt, und niemals schadet.

Es giebt aber auch eine oft versäumte Wissenschaft des Herzens, mit der man in den Jünglingsjahren so frühe als möglich bekannt werden muß, und die dann auch frühe dem Geiste alle Rauheit benimmt. Diese Wissenschaft ist die Philosophie, welche Menschen bildet, sie mehr durch Liebe gewinnt als durch Lehrsätze, ihre Begriffe durch Gesinnungen erhellet, sie vor jedem Irthum warnt, zu jeder Tugend treibt, und erwärmet. Dion war in einer niedrigen und sklavischen Hofwelt erzogen, er war an weiche und furchtsame Sitten gewöhnt; und was noch schlimmer als alles übrige ist, an Pracht und Ueberfluß, Reichthum und alle Wollüste; aber kaum hörte er den Plato re-

den,

den, kaum hatte er die Philosophie geschmecket die zur Tugend führet, so entflammte sich auch für dieselbe sein ganzer Geist.

Was Plato für den Dion that, das thut manche Mutter für ihren Sohn, oft ohne daß es der Vater gewahr wird. Philosophie aus dem Munde einer klugen und mit der Menschheit bekannten Mutter, fliesset durch das Herz in den Kopf. Wer geht nicht gern, auch auf rauhen Wegen, an einer geliebten Hand. Welcher Unterricht auf Erden, überwiegt die holden Lehren einer Frau von erhabener Denkart, tiefem Blicke, liebeathmendem und liebevollem Herzen (*).

Einer

(*) Mein verewigter Herzensfreund Iselin sagt dies irgendwo so unübertreflich und so herzlich, daß auch jeder schale Kopf, der mit Verachtung von Muttersöhnchen spricht, die Worte dieses jedem Menschenfreunde unvergeßlichen Weisen mit Rührung lesen wird. Wir halten es für unstreitig,

„Einer solchen Frau wünsche ich einen Sohn, der sich gerne mit ihr in ihrer Kammer verschliesset, gerne mit einem Buche in der Tasche Felsen auklimmet um da alleine zu seyn, oft sich und seine Büchse unter eine Eiche hinwirft, um lieber da nach den grossen Männern in seinem Plutarch sich umzusehen, als nach den Vögeln im Gebüsche. Alles ist mit ihm gewonnen, wenn Ruhe im Wal-

„streits, sagt Herr Iselin, wenn man die Geschichte aller Männer genau wüste, die sich durch „Rechtschaffenheit und durch Tugend ausgezeichnet haben, daß man unter zehnen immer neune „finden würde, welche diesen Vortheil ihren Müttern schuldig wären. Es ist noch nicht genug „anerkannt, wie wichtig eine unschuldig und unadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze „Leben eines Menschen ist; wie fast alle, die diesen Vortheil genossen haben, von niemand schuldig gewesen sind, als ihren Müttern; und wie „sehr überhaupt die Vollkommenheit und das „Glück der Menschheit sich auf Weiberverstand „und Weibertugend gründet."

Walde, und Einsamkeit, seine Gedanken heben und schärfen(*); wenn er dann sieht, daß es auch schon grössere Männer in der Welt gegeben hat, und noch giebt, als Bürgermeister und Rath in seinem Städtchen, oder den stiftsmässigen Junker dort oben im Dorfe; daß diese Männer höhere Freuden kannten, als die Freuden der Spieltische und der Schmauserey; daß sie auch in ihren Ruhestunden gerne einsam waren; daß Einsamkeit und Liebe zur Litteratur und Philosophie, ihre erste Jugend ausbildete, und in reifern Jahren noch immer ihre Herzen erwärmte; und daß sie, in den grösten Ge-

fah-

(*) Mirum est, sagt der jüngere Plinius herrlich, ut animus agitatione motuque corporis excitetur. Iam undique silvae et solitudo, ipsumque illud silentium, quod venationi datur, magna cogitationis inaitamenta sunt.

fahren, dieser Liebe nicht entsagten, durch die Trübsinn aus der dunkelsten Höhle verbannet wird, und Langeweile aus einer Wüste.

Aber wenn ein wohlerzogner Jüngling endlich in einer kleinen oder grossen Stadt sich häuslich niederläßt, so ekelt ihm dann doch vor vielem, und vieles macht ihn unglücklich. Es ist darum der Mühe werth, daß man sehe, wie jeder Mensch von feinem und scharfem Gefühle, welches Standes er seyn mag, in jedem Alter, in jedem Lande, sich in kleinen und grossen Städten vor schalen Gesellschaften, und elendem Zeitverderb, durch Einsamkeit rettet.

Kleine Städte haben einen unläugbaren Vorzug vor grossen Städten, in Abſicht auf Umgang mit sich selbst. Welchen Gewinn macht man da von Zeit und Musse, Freyheit und Ruhe; und wie fliehet solches Glück von

grossen

grossen Städten, wo unter dem Unkraut das uns jeder zuwirft, jeder Gedanke erstiket. Man geniesset da seine Zeit, und wird nicht den ganzen Morgen im Haufen von Billetten und hundert Vorschlägen zur Abtödtung des Tages gequälet. Da klagt niemand, daß wenn einer geht der andere kommt. Da muß man nicht des frühen und späten Visitenwirbels wegen, jeder häuslicher Sorge entsagen, jeder Geistesarbeit, und selbst dem milden Beysammenseyn mit Freunden seiner Wahl. In kleinen Städten kann man seinen Empfindungen und Gedanken nachgehn, und den Gehalt von beyden untersuchen, eh etwas in That übergeht. In grossen Städten ist mehrentheils That der Anfang, und Denken das Ende. In kleinen Städten hebt und bewahret man jeden Eindruck besser auf. In grossen Städten ist man mit nichts beschäftiget, als nur

immer

immer sich Vergnügungen zu erschaffen, die verschwinden, sobald man danach greift. Da geniesset man keine Ruhe, und stößt sie immer von sich, indem man danach seufzt; und ist immer herumgetrieben durch Anspruch, Hofnung, Verlangen, Ehrgeiz, Pflicht, Langeweile, Ekel, und ewige Reue über jeden weggeflogenen Augenblick.

Aber in der Todtenstille kleiner Städte, ists dann in den Köpfen zwar auch oft, eben so wüst und leer, als auf den Gassen. Nicht jeder benuzet da, zu seinem Vortheile, die herrliche Zeit, die unbezahlbare, und unglaubliche Musse. Wenige retten in diesen Einsamkeiten sich durch vernünftiges Einsamseyn. Erschreckliche Langeweile haben da zumal Vornehme, welche wähnen, ihre Gesellschaft sey allzuvornehm und allzuadelich für bürgerlichen Pöbel. Man müsse darum sich zurückziehen, sich zwingen, und

lieber mit hochadelicher Langerweile sich quälen, als mit vernünftigem Unadel sich seines Lebens freuen. Gerade das Gegentheil sollten diese Vornehmen thun, wenn sie des Umganges mit sich selbst ganz unfähig sind; sie sollten mit allen guten Menschen leben, und alle lieben, um von allen geliebet zu seyn. Wer doch auch nur einen einzigen guten Gedanken, ein einziges angenehmes Gefühl erwecket, ist immer gut genug für einen Edelmann, der itzt eben keine Gedanken hat, und gefoltert ist von Langerweile und übler Laune. Leute, die allem aufbieten um die Zeit zu tödten, sollten vor keinem Menschen die Nase rümpfen. Edelmann und Bürger sollten Hand in Hand schlagen in jeder kleinen Stadt, und da allen großstädtischen Thorheiten von Standesunterschied entsagen. Klüger wäre wenigstens dieß, als wenn der Bürger den erbärmlichen Einfall hat, sich

adeln zu lassen, damit die Edelleute seiner kleinen Stadt ihm den Eingang in ihre Assembleen nicht versperren.

Mir deucht die wahre Kunst zu leben, für Personen vom ersten Range in kleinen Städten, sey friedlich und freundlich sich zu betragen mit jedermann; allgemeines Wohlwollen für alle zu fühlen, und zu zeigen; und dann übrigens so viel Freyheit und so viel Musse vor sich zu behalten, als erfordert wird, um allenfalls an einem geistlosen Orte den Geist nicht aufzugeben.

Es ist unglaublich, wie viel der Geist in kleinen Städten durch Einsamkeit gewinnt, wenn uns Ekel gegen langweiligen Umgang in denselben ergreift. Nirgends wird man seines Lebens so froh; nirgends werden die schönen Tage der Jugend besser benutzet; nirgends sind die Versuchungen zum Zeitverderb, für verständige Köpfe so klein; nir-

gends lernt man besser die Gefahren der Einsamkeit kennen und vermeiden. Jede kleine Stadt muß man als ein Kloster betrachten, wo man, in einer kleinen Gesellschaft von der Welt entfernter und abgerissener Menschen, auf wenige Ideen eingeschränket ist; wo daher alle Leidenschaften kleiner oder böser Menschen fürchterlicher gähren und toben, und wo sich eine gute Seele nirgends rettet, als unter guten Seelen, oder in ihrer Celle.

Kleine Städte kommen in gewissen Hauptzügen alle mit einander überein; durch die Art wie sie regiert werden, sind sie von einander verschieden. Mehr Tyranney und Seelensklaverey sieht man nicht leicht, als in solchen kleinen republikanischen Städten, wo nicht nur ein Bürger sich zum Herrn über seine Mitbürger aufwirft, sondern wo dann auch der Verstandskreis dieses kleinen Volksführers

führers der Verſtandskreis des ganzen Städchens wird, wenn niemand dagegen ſich empöret.

Kleine republikaniſche Städte ſind ſich ſelbſt genug. Um alles Auswärtige bekümmern ſie ſich wenig. Der allmächtige und allgenügſame Volksführer hält ſein Städtchen für das Univerſum. Wie eine immer ſprudelnde und unerſchöpfliche Waſſerquelle, überflieſſet ſein lauter Mund in einem fort, von allem was auf dem Rathhauſe vorgeht. Uebrigens hängt ſeine Seele an nichts, als an Behauptung ſeiner Allgewalt über die ganze Denkart ſeiner Mitbürger, an Familiengeſchichten, an aberglaübiſchen Mährchen, am Kornpreiſe, an Zehnten Bodenzins, an Heuerndte und Weinleſe, und am nächſten Markt. Nach dem lieben Gott iſt ein ſolcher groſſer Mann in einer kleinen Stadt, auch der größte Mann in der Welt.

Seine Worte sind Worte die das Herz erhöhen, und die Wangen bleichen. Mancher ehrlicher Bürger kommt nie anders als mit Furcht und Zittern vor eine solche Majestät, weil er immer denkt, sie könnte ihn doch bey dem ersten kleinen Rechtshandel gefährden. Rathsherrischer Zorn ist schrecklicher in einer kleinen Stadt als der Donner des Himmels; denn dieser geht bald vorüber, und jener nie. Spricht man mit einem Volksführer, oder eines Volksführers Sohn, in einer solchen kleinen nasenlangen Welt von dem Englischen Parlement, so sagt Er, der ehrsame kleine und grosse Rath seines Stadtwesens habe völlig eben so viel zu bedeuten. Vornehme Rathsherrenweiber, brüsten sich in solchen kleinen Städten, sehen über die Achseln, zäumen den Mund zurück, machen Fratzengesichter, regieren, befehlen, schelten, und schimpfen alles entzwey. Ihre

Gna-

Gnade oder Ungnade vertheilet durch das ganze Städtchen, Ehre und Schande, Etwasseyn oder Nichtsseyn, Glück und Untergang. Wenn ein armer Teufel dort glaubt, die Herren im Rathe haben etwas versehen, so sagt er nur seinen besten Freunden ins Ohr, das haben die Grossen der Erde versehen. Für einen witzigen Kopf, hält man da eines Volksführers Sohn, der euch das Schnupftuch aus der Tasche nimmt ohne daß ihr es merkt, oder euch den Stuhl unter dem Leibe wegrückt wenn ihr sitzen wollt. Die größte Liebhaberey der Einwohner solcher Städte ist gewöhnlich die Proceßsucht; jeder Advocat ist für sie ein Genie. Die Beherrscher ihrer Denkart rufen den gesunden Menschenverstand ins Recht, und von allem was dieser behauptet, glauben sie nichts, als was sich vor Gerichte beweisen läßt. Sie achten keinen Menschen, der auf

ihrem Rathhause keine Achtung hat, und kennen keine andere Ehre und keinen andern Ruhm auf Erden. Etwas uneinig sind sie doch zuweilen; denn der Herr Nachbar und die Frau Nachbarinn leben zusammen bald eben so vertraut, und bald eben so laut, wie die Katzen im Februar. In der Theologie sind sie stark, denn sie halten die gröſsten Heuchlerinnen für Pfeiler der Kirche Gottes, und ein langes ruchloses Leben wird in ihren Augen durch ein paar auf dem Todtbette ausgesprochene christliche Sprüchlein vergütet. Wenn einer unter ihnen sich von ihren Gelagen entfernet, und zu Hause mit einiger Ausbreitung denkt und handelt, so glauben sie, er sitze da und gähne. Sie können nicht begreifen, daſs ein Mensch studirt, wenn er kein Geistlicher ist, und in ihrer Sprache hat man kein Wort, das ihre Verachtung für den Menschen ausdrücken könnte,

te, von dem man sagt, Er schreibe ein Buch. Sie wissen gar nicht, daß Aberglauben und gesunde Vernunft sich widersprechen. Sie halten es für unmöglich Religion zu haben, und doch darüber zu lachen, daß sie grosses Unglück in banger Furcht erwarten, wenn ein schwarzer Hahn sich seines kleinen Stuhlganges vor ihrer Hausthür entledigt, oder ein Rabe über ihr Dach fliegt, oder eine Maus durch ihre Stube laüft. Sie wissen nicht, daß man deswegen noch gar kein Freygeist ist, wenn man demüthig zweifelt, ob häufige Flecken in der Wäsche den Tod eines nahen Anverwandten verkündigen, oder wenn man wenig Hochachtung für einen hagern Saufpfaff hat, der allen aberglaübischen Mährchen der dummsten Jahrhunderte seinen ehrwürdigen Beyfall nickt, und daß man wirklich einige Funken von gesundem Menschenverstande haben, und doch glauben

kann, es gebe keine Hexen. Sie wissen nicht, daß man doch in der Welt vielleicht noch zu etwas gut ist, ob man gleich da, wo sie den Ton angeben, den Mund nie öfnet; und daß man allenfalls bey wahren Grossen der Erde, noch einst ganz gut fortkommen würde, ob man gleich den Grossen der Erde in ihrem Städtchen misfällt. Sie wissen nicht, daß es Menschen giebt, die nirgends kriechen; und daß nur sie dieser elenden Unterwürfigkeit gegen sauersehende Mitglieder ihrer höchsten Landesobrigkeit fähig sind, aber dann auch, wenn sie aus der Hauptstadt der Republik wieder nach Hause kommen, mit ihren armen Mitbürgern desto mehr dicke thun, und für jene tiefe Bücklinge dort, sich an ihnen hier paustbackigt rächen. Sie wissen nicht, daß ein rechtschaffener Mann sich nur vor Gott, vor den Gesetzen, vor Talenten, vor Verdienst und

Tugend

Tugend beugt, und dann geruhig lächelt, wenn ihm ein hohes Mitglied seiner Landesobrigkeit ein grimmiges Gesicht macht, oder ihn beym Eintritt in sein Zimmer mit tief in die Stirne gedrücktem Hute bewillkommet, oder in seiner Gegenwart einem Prediger nur vom Fenster herab Audienz giebt, weil diese Männer doch gewohnt sind von ferne zu reden. Sie wissen nicht, daß die in kleinen Städten äusserst grausame Schmähsucht, doch am Ende nur ein Bedürfniß kleiner und leerer Köpfe ist, die dann freylich in ihres Nachbars Hause herum schnüffeln, und mit jedem unerheblichen, und nichtsbedeutenden Fehler in seiner Wirthschaft, seiner Küche, und seinem Hünerstall sich befassen. Und endlich wissen sie auch nicht, weil sie so vieles nicht wissen, daß man kein Vergnügen findet an kleinstädtischen Klatschereyen und Treibereyen, sich nicht verweilet bey seines

Nach-

Nachbars Hünern und Gänsen, wenn man die Vortheile der Einsamkeit kennt, mit erhizter Brust in den Wissenschaften fortgeht, und weit über die Pfeile kleinstädtischer Scheelsucht und armseliger Verleumdung weggehoben, seinen eigenen Gang fest und unverdrossen behält (*).

Hart-

(*) Diesen Schattenrik kleiner republikanischer Städte, verzeihen mir gewis alle verständigen, aufgeklärten, mit der Welt bekannten, und guten Menschen in solchen Städten. Sie werden begreifen, daß das, was ich von dem gröbern Häufchen und einigen Volksführern aus alter Zeit sage, gewis nicht von Allen gesagt ist, und ganz und gar nicht von der gegenwärtigen Zeit. Eigentlich rede ich hier nur von den übelerzogenen Bäuchen in kleinen Städten, die nichts gelesen haben, nichts verstehen, und nichts wissen, und dann doch Tyrannengewalt sich erwerben, und alles um sich her so klein machen wollen, als sie selbst sind. Auch in solchen kleinen Städten kommt endlich die Zeit der Aufklärung,

da

Hartnäckige Einſamkeit iſt das einzige Rettungsmittel in einer ſolchen kleinen Stadt. Das gröſste Wohlwollen für alle Menſchen, wird da nicht verſtanden, weil man immer glaubt, es habe politiſche Abſichten. Alſo lebe man da lieber ganz unpolitiſch, und kehre mit Ausnahme der Perſonen, die man ehret und liebet, allen übrigen den Rücken.

Nichts hilft in einer ſolchen kleinen Stadt einem Jüngling auf, der etwa in der Welt noch weiter ſtrebet. Er wird in keiner angeſehenen Geſellſchaft belehret, ermuntert, erwärmt, gekannt, geliebt, gehört, verſtanden. Er iſt ſchon dadurch ein Thor in den Augen aller Abderiten, weil er glaubt, ſein Geiſt wäre getödtet und vernichtet, wenn

ſie

da Abderitheit zertreten wird durch Weltverſtand und Menſchenverſtand, und da nur diejenigen auf Kopf und Herz ihrer Mitbürger am meiſten wirken, die allgemeines Zutrauen verdienen, allgemeine Ehre, und allgemeine Liebe.

sie ihn zum Rathsherrn machten. Sie hal-ten ihn für toll, weil er, anstatt den Gros-sen in seiner kleinen Stadt gefallen zu wol-len, lieber zu Hause liest und schreibt. Er soll leben, sagen sie, wie jeder lebt, Theil an jedem Stadtgeschwätze nehmen, an jedem Proceß, und an jeder Hexen- und Gespen-stergeschichte, damit er sich beliebt mache. Er soll den Geistesabgang der Demagogen in dieser kleinen Stadt, allenthalben wo sie sich für zehn Stunden an eine reichlich ge-deckte Tafel hinpflanzen, mit eben so vieler Devotion geniessen helfen, als die Priester des Lama den leiblichen Abgang dieses Götzen. Ausserdem soll er, in der ganzen Welt, nichts ehren und schätzen, nichts für köstlich hal-ten, und an nichts Geschmack finden, als an diesem Geistesabgang.

Niedergeworfen, und zerdrücket, ist dar-um in solchen kleinen Städten, jeder Jüng-

ling,

ling, der an der Bruſt der redlichſten, aufgeklärteſten, und freyeſten Menſchen aufgewachſen iſt, Unterricht und Bildung von den größten Männern ſeiner Zeit erhielt, und durch immer fortgeſetzte Correſpondenz mit aufgeklärten Menſchen immer noch erhält. Was verſteht und fühlet man hiervon in einer unaufgeklärten kleinen Stadt! Wie viele Menſchen werden ihm da gewogen bleiben, wenn ſein Verſtand nicht auf beyden Seiten hinkt? Verſtößt ſich geſunder Wahrheitsſinn, auch bey der größten Sorgſamkeit und demüthigſten Verhalten, nie gegen einen brüllenden Abderiten? Und hat Abderitheit da vollends Tyrannengewalt; theilt ſie allein Brodt und Aemter aus; iſt ihr Alles unterworfen, und regiert ſie Alles; giebt, und vernichtet ſie, alle Ehre, alle Achtung, und allen Ruf: o ſo muß der arme junge Mann, in zahmer Unterwürfigkeit, von zwey Dingen

gen Eins glauben, entweder es gebe Hexen, oder Er ſey ein Eſel! Er darf nie von dem ſprechen, was er ſieht, fühlet, weiß, und verſteht; aber immer muß er von dem ſprechen hören, was er nicht wiſſen will. Er darf bey dieſem elenden Geplapper nie gähnen, und er iſt unwiederbringlich verlohren, ſobald er, durch ſein Stillſchweigen, auch nur einen Schatten von Langerweile verräth. Man verachtet ihn immer, als wäre er ein Mann von Kopf, da er doch immer mit dem größten Anſtand glauben läßt, er ſey ein Idiot(*). Er darf nie die Stirne runzeln in einem ſolchen Fegfeuer. Er, und ſeine Freunde, müſſen ſich, unter ſo vielen Pucklichten, immer ihres graden Rückens ſchämen,

(*) L'homme eclairé, ſagt Helvetius, avec quelque adreſſe qu'il ſe maſque, ne reſſemble jamais ſi exactement à un ſot, qu'un ſot ſe reſſemble à lui-même.

men, auch wenn auf dem Rathhause über einen Schweinstall länger gesprochen wird, als in den größten Staatscabinettern über das Schicksal von Europa; auch wenn man von ihm fodert, daß er vor Gerichte auf einen Rechtshandel, der keine Wandlaus werth ist, eben so aufmerksam sey, als wenn er da, im Rathe der Götter säße.

Sieht er also, daß baurenstolze Unwissenheit und allgenügsame Dummheit, da unendlich mehr gelten, als Verstand; daß der engste und dickste Kopf, da immer der unverschämteste Waghals ist, und daß sein Gebrülle, allein die Gemüther lenket, und allein entscheidet; haftet da ein fürchterlicher Trumpf auf allem litterarischen Ruhme, auf jeder Spur von Aufklärung; hält man da, alle Philosophie für Unsinn, und alle Freyheit für Rebellion; gefällt nichts als immer Ja; besänftiget nichts als unterthänige Un-

terwürfigkeit; finden da nur Wurmseelen Achtung, erregen da nur wilde Ochsen und Poltergeister Furcht: o so flüchtet sich jeder zu einigem Guten vielleicht in der Welt noch brauchbare Jüngling vors Erste in die Einsamkeit.

Alles war dürr, kalt, todt, und öde, für den armen Dichter Martial, in seiner Vaterstadt Vilbilis in Spanien. Er hatte vier und dreissig Jahre in dem gelehrten und aufgeklärten Rom gelebet, und kam nun frölich und friedsam zurück in das dumme Vilbilis. Die erschrecklichste Langeweile drückte ihn da. Er fand wenig Umgang, der ihm Gnüge that, wenig Geschmack für die schönen Wissenschaften, bey seinen meisten Mitbürgern keine Cultur. Immer sehnte er sich nach Rom zurück, wo er den allgemeinsten Beyfall gefunden hatte, wo der jüngere Plinius ihn für sinnreich, scharfsichtig, und durchsehend

sehend hielt, und in seinen Schriften eben so viel Aufrichtigkeit fand als Salz und Galle, und von denselben schon ahndete, sie seyen für die Ewigkeit geschrieben; da hingegen in Bilbilis sein Ruhm nichts für ihn wirkte, als was man in jeder eingeschränkten Stadt erwarten muß, nemlich nichts als Neid und Verachtung (*).

Ueberhaupt gewinnt der Geist, in allen kleinen Städten von jeder Art, doch immer wieder durch Einsamkeit, was er etwa im Umgange verlieret. Wenn ihr auch dumm aus Höflichkeit seyn müßt, und blind mit Augen die sehen; wenn ihr da auch immer, im Umgange mit schnöden Gesichtern, Ideen

(*) Accedit his, sagt Martial in der Vorrede zum zwölften Buche seiner Epigrammen, municipalium rubigo dentium; et judicii loco livor — adversus quod difficile est habere quotidie bonum stomachum.

und Gefühle verhalten müßt; wenn man euch zwinget, immer zu hören, indem ihr immer wünſchet, ihr wäret taub; wenn man euch da an einem Spieltiſche gefangen hält, da es euch viel angenehmer wäre, nackt auf einem Haufen heiſſer Aſche zu ſitzen; wenn Verſtand, den Güte begleitet, ſich immer ſchmiegen muß, vor jedem dummen Stiefel und unter jeden albernen Pantoffel; wenn ihr jeden glücklichen Einfall, jedes treffende Wort, jeden etwas weit hinaus ſehenden Blick, jede vom hohen Himmel euch zum Beyſtand auf dieſe Unköpfe herabfallende Wahrheit, unterdrücken müßt, wie Hochverrath; wenn ihr die Kunſt zu gefallen und euch Liebe zu erwerben verſchwenden müßt, bey Leuten, die keinen Sinn für euch haben; wenn ſie alle eure Gefühle erwürgen; wenn euch im Umgange nichts übrig bleibt als alle Kraft eurer Seele wegzuwerfen: wenn

Impo-

Impotenz des Verſtandes ſich immer an euch reiben will, und immer groſſe Dinge zu verrichten glaubt, indem ſie nichts verrichtet; wenn ihr überleget, daß aller Geiſt und alles Leben unter ſolcher Todeskälte ſich verbirgt, wie Feuer im Kieſel auf den leider kein Stahl ſchlägt; wenn ihr da oft viele Jahre ſchmachtet, ohne einen Funken von euch zu geben, den nur Gelegenheit und ein glücklicher Augenblick hervorruft; ach ſo müßt ihr alle Feſte und Gelage eurer kleinen Stadt fliehen, und Freyheit ſuchen, und mit euch ſelbſt leben, hier auf eurer Stube, oder dort im Walde.

Da fällt die Decke von eurem Geiſte weg. Jede Ausſicht erheitert ſich. Alles Schwere wird leicht. Da zanket ihr nicht mehr mit dem Unglück; ihr rufet alles hervor um es zu mildern. Da rechtet ihr nicht mit der Fürſehung. Da überleget ihr, mit heiterer,

nachdenkender, und prüfender Seele, den Gewinn den Einsamkeit giebt. Da erst wird das frohe Herz duldsam. Alles thut ihr dann um Liebe. Eure Galle lachet ihr weg. Alles wirket frölich auf euch, die Sonne die dort hinter den rosenfarbenen Gipfeln der Schneegebirge niedergeht, die Vögel die zur Ruhe eilen, der ruffende Hahn, und die stampfenden Pferde. Jedes leere Alltagsgesicht ist euch dann willkommen, und ihr versöhnet euch mit der ganzen kleinen Stadt, wenn sie euch nur jeden Tag lange genug alleine läßt.

Freyheitsliebe allein erhebet und rettet also, in kleinen wie in grossen Städten, den Geist. Geistesfreyheit findet man allenthalben in der Einsamkeit. Sie allein spannet den Verstand wieder an, wenn er auch sonst überall im Umgange erschlaffet und vergeht. Der Abderite setzt sich zur Tafel, oder pflanzt

ſich an ſeinen Spieltiſch, und iſt glücklich; denn mit etwas ſtumpfen Sinnen hat man in kleinen Städten nie den Aerger, der in denſelben jeden Menſchen von feinem und ſcharfem Gefühle ſo gewaltig in die Einſamkeit zieht. Aber wer auch jene Gefühle hat, und nur die Freyheit benutzet und genieſſet, die jede kleine Stadt giebt, der empfindet jeden Tag neuen Antrieb zur Tugend, und neuen Durſt nach Wiſſenſchaft, auf der Flucht vor trübſeliger Zeitvernichtung, und ewigem Einerley. Edle Ruhmbegier erfüllet auf dieſer Flucht den Jüngling, und den Mann; und Gefühl aller Kräfte ihrer Seele die Frau, wenn ſie auch ſieht und erfährt, daß man in kleinen Städten über tauſend Dinge, von dummen Geſichtern misverſtanden, verhöhnet, und ausgelacht wird, über die man aus Ekel, Erſtaunen, und allzulebhaftem Wahrheitsgefühl, nicht ſprechen kann und mag.

Aus der groſſen Welt hat man noch weit gröſſere Urſache ſich in die Einſamkeit zu flüchten, als aus kleinen Städten. Die Irthümer und Fehler der groſſen Welt, ſind weit mehr anſteckend, als die Irthümer und Fehler des kleinen bürgerlichen Lebens. Wie leicht erſticket jeder groſſe Gedanke und jede Tugend, da, wo man Licht und Wahrheit haſſet, wo man groſſe Seelen fürchtet, und die Tugend als ein unbequemes Joch vom Halſe wirft. Wie viel Flachheit entſtehet bey allen Menſchen die ſich abſondern von allen Menſchen die ſie aufklären könnten. Wie verlieret ſich alles Emporſtreben der Seele zu irgend einem groſſen Zwecke, alle Kraft des Geiſtes und des Herzens, wenn der Edelmann an nichts Geſchmack und Vergnügen findet, als an Aſſembleen ſans oeuvre melée (*).

In

(*) Eine Aſſemblee ſans oeuvre melée heiſſet in

der

In jedem Lande hält man die sogenannte grosse Welt für die einzige gute Gesellschaft. Aber leider ist die vornehme Welt nicht immer die beste Welt, so schlecht und elend es auch in den niedrigern Classen aussehen mag. Hast du sechszehn Quartiere, so ist dein Werth ausgemacht und entschieden in Deutschland, wenn du auch sonst übrigens ein sehr armer Tropf bist. Alle Höfe und alle Tafeln der Fürsten stehen dir offen, und beynahe allenthalben, wo es auf Verdienst nicht ankommt, verdrängst du jeden Mann von Verdienst. Aber was du dann als Mensch werth bist, mein gnädiger Herr, das erfährst du in Gesellschaften, wo Verstand

der deutschen Adelssprache eine Assemblee von uraltem, ächtem, fleckenlosem, und stiftsmäßigem Adel, mit der sich nichts Unächtes vermischet, und die kein Adel von zweifelhafter Reinheit, und am allerwenigsten ersterkaufter Adel besuchet.

und Vernunft den Menschen adeln. Prüfe aber auch, wenn du etwa einen Augenblick in der Antichamber alleine bist, und nun eben niemand wegzujagen hast, der dem Fürsten und der Fürstinn besser gefallen könnte als du, die Vorzüge, von denen du glaubst, daß sie so himmelhoch und seit der Erschaffung der Welt (*) dich über andere Menschen erhe-

(*) Hochadeliche Personen irren sich zuweilen in der Zeitrechnung. Eine junge, sehr muntere, und sehr lebhafte Dame, vom uralteſten und reinſten deutſchen Blute, die ſich gut zu kleiden verſtand, gerne tändelte, viel lachte, viel ſprach, ſich immer die Cour machen ließ, und die man darum an dem Hofe wo ſie lebte, für eine Frau vom guten Tone, vieler Lebensart, Weltkenntniß, und Verſtand hielt, erzählte einſt in Geſellſchaft eine kleine Anecdote. In welchem Jahre trug ſich das zu, fragte ein Hofjunker aus der Geſellſchaft? Das weiß ich, eben ſo wenig, als ich weiß in welchem Jahre wir itzt leben, ſagte die Dame vom

guten

erheben? Du wirſt finden, Ahnentafeln ohne Verdienſt, wirken wie Luftbälle; ſie heben

guten Tone! Man glaubte: ſie ſcherze, und lachte über ihre angebliche Unwiſſenheit. Aber ſie verſicherte und betheuerte aufrichtig und ehrlich, daß ſie von allen dergleichen Dingen, die nichts zum Vergnügen und zur Annehmlichkeit ihres Lebens beytragen können, nichts wiſſe, und nichts zu wiſſen verlange. Man ſagte ihr alſo, wir zählen itzt das tauſend ſiebenhundert und ein und achtzigſte Jahr. Was, das iſt ja eine erſchreckliche Zahl; alſo ſteht die Welt wirklich ſchon tauſend ſiebenhundert und ein und achtzig Jahre? Nun wollte der Hofjunker die Dame noch weiter unterrichten, und bedeutete ihr, daß wir unſere Jahre nicht von Erſchaffung der Welt an rechnen. Aber Sie fiel ein, und bat: „Er möchte ſich keine Mühe geben. „Sie würde das alles doch in der nächſten Viertelſtunde wieder vergeſſen; ſie habe oft in ihrem „Leben Gelegenheit gehabt Allerley zu lernen, „aber, wenn Sie nicht geſehen wie Vergnügen „oder Zeitvertreib daraus für Sie entſtehen könne, habe ſie ſich um nichts und am allerwenigſten

„den

heben blos durch ihrem Mangel von Gewicht (*).

Ahnen-

„ſen um Zeitrechnung bekümmert, und werde „ihre Töchter auch nie Zeitrechnung lernen „laſſen.“

(*) Unzählige adeliche Perſonen beyderley Geſchlechts in Deutſchland, heben aber auch jede Art von Verdienſt. Nicht ihr Stand hebt ſie, ſondern ſie heben ihren Stand. Sie machen den Adel ehrwürdig. Sie machen ihn zum Gegengewichte eines weit gefährlichern Despotiſmus, als Adelsdeſpotiſmus in Deutſchland jemals war, und werden kann; zu einem gewiß nicht überall unkräftigen, und immer äuſſerſt ſchätzbaren Mittelſtande zwiſchen den Fürſten und dem Volke. Aus dieſem Stande kommen ſo viele kecke und kühne Miniſter und Landräthe, die beſten Rathgeber der Fürſten, und die eigentlichſten Väter des Volkes. Und wenn auch noch hie und da hochadeliche Thürhüter vor den Zimmern der Fürſten, aus guten Gründen, jedem unadelichen Verdienſt den Eingang verſperren, ſo giebt es dann doch an ſehr vielen deutſchen Höfen immer auch

Edel-

Ahnenprobe sondert indessen in Deutschland noch fast überall den Adel, von allen übri-

Edelleute, die sich bey allen Gelegenheiten eine wahre Ehre daraus machen, jede Art von Verdienst bey ihren Fürsten hervorzuziehen. Narren und Närrinnen giebt es übrigens, leider, in allen Ständen. Aber wenn ein Edelmann seine Quartiere gegen die Quartiere des andern abwiegt, wie einen Dukaten gegen den andern; oder wenn eine Dame von altem Adel in einer Gesellschaft gut erzogener, vernünftiger, aufgeklärter, und artiger Personen vom Bürgerstande, nur darum vor Langerweile zerberstet, nur darum an keinen Spieltisch sich setzen will, weil niemand da von Familie ist, als sie: so deucht mir dieß nicht in einem höhern Grade thöricht, als wenn eine halbadelische oder bürgerliche Frau den erbärmlichsten Umgang mit altem Adel jedem bürgerlichen guten Umgange vorzieht. Wenn ich darum überhaupt, als ein unparteyischer Ausländer, die Dinge rund und frey heraus sagen soll wie sie in Deutschland sind; so gestehe ich: daß die allgemeinste Krankheit des deutschen Adels und des deut-

übrigen aufgeklärten, klugen, guten, würdigen, und edlen Menschen ab, wie den Kern von dem Spreu. Menschen, denen nichts in der Welt, Ansehn, Rang und Gewicht giebt, als ihre oft so elenden Ahnen; die kein Verdienst sich erwerben, weil ihre Geburt das einzige Verdienst ist, das sie haben und bedürfen; solche Menschen stehen überall vorne an. Es ist wahr, daß sie dann oft auch wissen, was Geschmack in Kleidern, Mode aus der ersten Hand, sogenannter guter Ton, Sitte des Tages, und überall in Deutschland Etikette ist; daß sie alle Hülfsmittel der Wollust, und alle Bedürfnisse der Sinnlichkeit besitzen; und oft sich einbilden, sie seyen dazu mit bessern Nerven, Organen, und Gefühlen begabt.

Lange.

deutschen Unadels nur dem Namen nach verschieden ist; denn bey dem Adel heisset sie Rangsucht, und bey dem Unadel heisset sie Rangsucht.

Langeweile hat man indeſſen auch mitten unter Menſchen die alle von Familie ſind, wo ächtes, altes, deutſches Blut, keinen Unadel zuläßt, oder wo ihm doch gewiß die Dame des Hauſes, wenn auch ihre ewige Seligkeit darüber verlohren gienge, keine Karte bietet. Unerklärlich ſcheint zwar ſolche Langeweile; aber eine ächtadeliche und vortrefliche deutſche Dame erklärte mir das Räthſel ſo. Auf unſern Aſſembleen, ſagte ſie, verſammeln ſich doch nicht immer Menſchen von einerley Geſchmack und einerley Gefühl, und hauptſächlich nicht immer Damen die ſich lieben. Es ſey ſo ziemlich allgemein das Los der Vornehmen, ſagte ſie, gebohren zu ſeyn um viel zu beſitzen, mehr zu verlangen, und nichts zu genieſſen. Sie ſuchen ſich darum in Aſſembleen auf, ohne ſich im Grunde gut zu ſeyn; ſehen ſich, ohne ſich zu gefallen; und verlieren ſich unter der

Menge, ohne sich zu vermissen. Was vereinigt sie dann, fragte ich? Der Rang, und dann die Gewohnheit, die Langeweile, das ewig gefühlte Bedürfniß beständig sich zu betäuben, das immer unserm Range anhängt, sagte die Dame.

Wäre es also im Ernste möglich, auf Assembleen und bey den übrigen Adelsvergnügungen wahrhafte Langeweile zu haben, so möchte es dann doch auch einer Untersuchung werth seyn, ob Einsamkeit nicht zuweilen, sogar für Personen aus dieser Classe, nützlich wäre?

Personen aus dieser Classe haben behauptet, alle Freuden der Einsamkeit führen zu Menschenhaß, oder was noch weit schlimmer ist, Menschenhaß verschaffe sie. Aber mir deucht, man bringe noch viel häufiger, Menschenhaß von der Assemblee nach Hause, als aus seinem Hause in die Welt. Niemand

hadert mit dem der alleine lebt. Wie viele gehen hingegen auf Assemblen, in der Absicht da nichts als Vergnügen einzuerndten, und nichts umgiebt sie da, als Täuschung. Alle ihre Wünsche werden ihnen versagt. Wie selten wird da eine vernünftige Seele ganz verstanden. Wie oft redet man da in den Wind. Wie oft äussert man da Gedanken und Empfindungen, die niemand mitdenket, und niemand mitempfindet. Wie oft erreget man durch seine Zufriedenheit Neid, und durch seine Heiterkeit finstere Mienen. Insgemein beseelet das verschiedenste und nicht selten das entgegengesetzteste Interesse alle einzelen Glieder der Gesellschaft. Oder man frage doch jedes junge, maulspitzende, und verbuhlte Dämchen, ob sie auf der Assemblee immer finde was sie sucht; ob sie sich nicht ärgere, wenn ein Herrchen ihr entschlüpft, und eine andere verehrt; ob

dieſe nicht mault, wenn Er an eine dritte ſich hält; und ob dieſe nicht brummt, wenn Er mit ihrer Buſenfreundinn liebelt? Man frage ſogar jede ehrbare Matrone, die weiland auch in der maulſpitzenden Claſſe ſtand, ob ihr nicht wahrer Grimm, jedesmal, durch die Seele fahre, wenn man alter Weisheit weniger Weihrauch ſtreut, als junger Schönheit? Ein Engländer, den ich in Deutſchland ſah, ſagt mahleriſch, und fürchterlich treffend: es gebe Weiber, die ewig darauf neidiſch ſeyen, daß man ihnen nicht genug Reſpekt erzeige, und die ſich deswegen einen Stolz anmaſſen, der an einer Kaiſerinn unausſtehlich wäre. Indeß da manche Dame mit einem Lächeln des Wohlwollens alles um ſich her glücklich mache, und Würde ihr ſo gut ſitze als ein wohlgemachtes Kleid, ſträube ſich die Würde jener Weiber, wie die Kiele eines Stachelſchweins,

oder wie die Federn eines erzürnten Truthahns!

Solche Gesichter, sieht wahrlich auch der feinste Weltmann nicht ohne Ekel, und Menschenhaß. Bedenket Er sodann noch: für wie viele tonangebende Herren und Damen, Wahrheit und Irthum, Schein und Wirklichkeit, gleichgültige Dinge sind; wie oft sich die sogenannte bonne Societé, nach dem Urtheile und der Aussage ihrer billigsten und gutmüthigsten Beobachter, mit wenigern oder mit schlechtern Kenntnissen und Einsichten befriedigt, als sie nach ihren Fähigkeiten, nach ihrem Stande, nach denen ihr eigenen Mitteln und Gelegenheiten dazu haben könnte und sollte; wie sie das Nachdenken, und die demselben so günstige und oft so unentbehrliche Stille und Einsamkeit scheut, und lieber dafür in einer immerwährenden den Geist betäubenden Zerstreuung

lebt; wie sie so selten zu einem klaren innern Bewußtseyn ihrer selbst, und ihres innern Zustandes gelanget; wie sie ihre Besonnenheit und ihre Ueberlegungskraft so selten anwendet, und immer weit mehr auſſer sich als in sich, weit mehr in der Meinung und dem Urtheil anderer, als in dem mit Selbstgefühl verbundenen Gebrauche ihrer innern Kräfte lebt und webt; wie sie bey den besten Mitteln und Gelegenheiten zur Menschenbeobachtung und Menschenkenntniß, blos andern nachdenkt, und nachspricht; wie sie sich regieren läßt von lauter Vorurtheilen der Erziehung, des Adels, der Mode; wie sie jede herrschende Meinung blindlings ergreift, und vertheidigt; wie sie sich immer herumdreht in dem gleichen Kreise von falschen, dunkeln, höchst mangelhaften Vorstellungen und Begriffen; wie sie ihre natürliche Wißbegierde ersticket, und bessern Unter-

richt

richt weder ſuchet noch annimmt. Wenn der feinſte Weltmann dieß alles betrachtet, ſo muß er mit einem der beſten und weiſeſten Männer Deutſchlands ausrufen: zu dem Umgange dieſer bonne Societé genöthiget zu ſeyn, das iſt für ein ordentlich denkendes Gemüth, eine von den gröſten Plagen des Lebens; und wenn der beſſer geſinnte Menſch, eine ſolche Laſt darum über ſich nehmen muß, weil er ihr wegen anderer Gründe nicht entgehen kann, ſo lernet er eben dann aus der Vergleichung den hohen Werth einer weiſen Einſamkeit ſo viel höher ſchätzen.

Verachtung des rauſchenden und glänzenden Getümmels, Luſt zu Einſamſeyn, Geſchäftigkeit, gröſſerer Ausbreitung und beſſerer Richtung des Geiſtes, wird alſo gewiß auch jenen Weltmann ankommen, der dieß alles ſich ſagt, und mit redlicher Aufrichtigkeit die bonne Societé prüfet, und wiegt.

In diesem unstätigen Tumulte des Lebens, in diesem unaufhörlichen Wirbel äusserlicher Verwicklungen, unter dieser beständigen Zerstreuung, und bey dieser ununterbrochenen Flucht vor sich selbst verdämpft doch alle Kraft des Geistes. Mit der genauesten Beobachtung der Wohlanständigkeit in allen Dingen, mit dem endlosen Erkundigen nach dem Befinden, mit dem ewigen Vorfahren von Thür zu Thür, macht man zwar Vornehmen und Geringen die Cour, man schmeichelt dem grossen Haufen, aber man verschleudert auch schändlich das Leben. Die Spielsucht verschlinget die Zeit, und zerdrücket den Geist. Die Galanterie, wenn man nicht Herr und Meister darüber bleibt, leget in ewige Ketten. Ein Denker entmannet sich durch den beständigen Umgang mit schnackseligen Weibern (*). Alle

(*) Schnacksucht und Schnackseligkeit setzet, wie mir

Alle übrigen Vergnügungen der groſſen Welt ſind wenig mehr werth, als ſolcher Schnack (*). Eiteles Spielwerk ſind die

mir deucht, immer eine gewiſſe Wenigkeit von Begriffen zum Voraus; denn wer viel zu ſagen hat, ſchwatzt gewöhnlich wenig. Warum verlöhre man auch, im Umgange ſchnackſeliger Damen, alle Gedanken, wenn nicht Etwas in der Converſation dieſer Damen wäre, das nicht nur bey einem andern keine Gedanken erzeuget, ſondern wirklich bey ihm alle Gedanken tödtet? Dieſes Etwas iſt zuverläſſig nichts anders, als die Wenigkeit der Begriffe. Die Californier haben äuſſerſt wenige Begriffe, und eine ſehr arme Sprache. Sie können nur bis ſechs zählen, und aus Mangel an Worten nennen ſie Eiſen ſchwer, die Thür Maul, den Ochſen Hirſch, die Woche Wohnung; und deſſen ungeachtet ſchnacken dieſe guten Leute den ganzen Tag, bis in die ſinkende Nacht!

(*) Schnack, Schnickſchnack, Schnackſeligkeit, ſchnacken, Schnackſucht u. ſ. f. ſind Hanöveriſche Wörter, deren ich mich in dieſem Buche oft

meiſten, und elende, immer in derſelben Geſtalt wieder erſcheinende Befriedigung für den Ekel

eſt bediene, und die man vielleicht in Oberdeutſchland und in der Schweiz nicht verſtehen wird. Ein paar Anmerkungen, die ich kürzlich hierüber im Hannöveriſchen Magazin mitgetheilet habe, werde ich hier wiederholen, weil ſie erklären, in welchem Sinn ich bisweilen dieſe Wörter gebrauche.

Chriſtian Ludewig ſagt in ſeinem deutſchengliſchen Lexicon, ſchnacken (oder wie es die Hannöveriſchen Damen ausſprechen, ſnacken) heiſſe Plattdeutſch oder Niederſächſiſch ſprechen.

Ich läugne dieß. Schnacken iſt urſprünglich ein plattdeutſcher, aber in Hannover hochdeutſch gewordener herrlicher Ausdruck, der zwar reden überhaupt bedeutet, aber reden ohne Komma und Punctum. Schnacken iſt ein vollſtrömendes herzliches reden, ein obſtruktionsfreyer Guß, eine unaufhaltſame Ejakulation weiblicher Behaglichkeit. Drey oder vier redſelige Frauenzimmer zerflieſſen auch darum, in ſüſſeſter und innigſter Vereinigung, durch einen ächten und wahren Herzensſchnack, über

alles

Ekel gegen alle nützliche Geschäftigkeit. Ein Mensch, dem der Himmel nichts verliehen hat, als die Gabe gut zu tanzen, ist ein erbärmlicher Gesellschafter. Auch ein ziemlich

alles was in der ganzen Welt, auf eine Viertelmeile Weges, vorgeht. Daher reicht an einen, auch allenfalls unter Damen beyderley Geschlechts, gut verschnackten Abend, keine andere Menschenfreude.

Nach der wahren Bedeutung des Worts wird aber auch bey uns sehr gut gesprochen, wenn man von einer nichtsbedeutenden Sache, von einer unzuverlässigen Nachricht, von einer unrichtigen Bemerkung, von einer grundlosen Rede, allenfalls auch von einer kleinen médisance sagt: das ist ein Schnack!

Das Werkzeug des Schnackens, dieser äusserst resame, und äusserst reitzbare Centralpunkt aller weiblichen Elasticität, ist freylich die Zunge. Aber eben deswegen hätte Christian Ludewig, der Verfasser des deutschenglischen Lexicons, beweisen sollen, daß unsere Damen auf Französisch eben so gut schnacken, als unsere Weiber auf Plattdeutsch.

trübseliges Geschöpf ist der Höfling der auf der lieben Welt nichts weiß, als dieß ist gegen die Etikette, oder dieß ist itzt die neueste Mode, so sind nun alle Stickereyen in Sammet, Tuch, und Seide beschaffen, und dieß ist in jedem Monat, Galla und nicht Galla. Beliebt macht man sich freylich bey der grossen Welt durch solche Kenntnisse, und dann durch das Hineingehen in tausend kleine Angelegenheiten und Interesse, und die Billigung von jeder Leidenschaft, jedem Vorurtheile, und jeder Thorheit. Aber dieß alles schrumpft den Geist zusammen, und benimmt ihm alle Fähigkeit irgend etwas Grosses zu überschauen und zu schätzen. Alle Vergnügungen der grossen Welt werden immer von vielen zugleich genossen, und also machen sie auch immer von andern abhängig, da man hingegen Jahrelang mit dem größten Vergnügen lesen und meditiren kann, ohne dabey

bey irgend eines andern Menschen zu bedürfen. Als ein Misanthrop würde zwar ein Weltmann deswegen verachtet, und er müßte oft hören, daß man sich nirgends von der Misanthropie curirte, als in der grossen Welt. Aber eben da wird man ein Misanthrop. Geselligkeit feilt nur etwas von unserer Grobheit ab, sie besänftiget nur Wildheit, aber sie macht Misanthropen giftiger, denn sie giebt ihnen Gründe zu ihrer Rechtfertigung. Am Ende ist die Summe des Menschenhasses bey dem Misanthrop nicht grösser als bey dem Weltmann, denn der heftigste Misanthrop hasset doch nur Laster und Thorheit. Jeder seichte, und müssige, und von einer Schwatzgesellschaft zur andern, und von einem Spieltische zum andern schlendernde Weltmann, hasset hingegen jeden Menschen, der sich durch Thaten oder Schriften Ruhm erwirbt; und indem Er über alles

spot-

spottet was Ruhm verdient, giebt er doch eigentlich dadurch nur zu verstehen, daß Er selbst weder Ruhm noch Achtung hoffet.

Bey der aufrichtigen Beherzigung dieser und vieler anderer Wahrheiten, könnte man also wol auf den Gedanken kommen die grosse Welt bisweilen zu verlassen. Wenigstens könnte man dabey anfangen, sich in einen Cirkel guter Freunde einzuschliessen, die etwa durch ihren Geist in Vergleichung mit andern Menschen wären, was eine Secundenuhr in Vergleichung mit der Uhr am Thurme. Diese ist freylich gut genug die Stunden anzuzeigen; aber jene, die mit grösserer Kunst und Sorgfalt ausgearbeitet ist, zeigt Minuten und Secunden. Wer also Menschen und Bücher studirt, oder studiren will, findet wahrlich nur im Umgange scharfsichtiger Menschen Vergnügen; und wenn er diese auf seinen Wegen

nicht

nicht findet, ist ihm Einsamkeit Ersatz für Alles.

Ein sehr vornehmer Mann, der jüngere Plinius, fand keine Befriedigung bey keinen öffentlichen Vergnügungen, keiner Feyerlichkeit, und keinem Feste, da er sich aller Vergnügungen eines denkenden Kopfes fähig fühlte. Er schrieb an einen seiner Freunde: alle diese letzten Tage hindurch, schrieb und las ich in der angenehmsten Ruhe. Du fragst mich, wie ist das mitten in Rom möglich? Es war die Zeit unserer Schauspiele im Circus, die mir auch nicht den allergeringsten Eindruck machen. Ich finde nichts Neues mehr darinn, nichts Abwechselndes, nichts das man mehr als einmal sehen muß. Desto mehr bin ich erstaunt, daß so viele tausend Männer so kindisch sind, und da sehen wollen, wie Pferde rennen, und wie Kerle auf Wagen sitzen. Wenn ich

bedau-

bedenke, daß Männer, mit ſo vielem Theilnehmen, mit ſo vieler Emſigkeit, für ſo eitele, ſo froſtige, und ſo oft wiederkommende Dinge dort ſo unerſättlich ſich hinſetzen, ſo fühle ich doch eine gewiſſe Freude darüber, daß mich das nicht freut; und daß ich, in dieſen Tagen, meine Zeit hier eben ſo herzlich auf die ſchönen Wiſſenſchaften verwende, als jene die ihrige dort elendiglich verſchleudern.

Aber wenn ein Weltmann aus ſolchen Gründen, ſich den Vergnügungen der groſſen Welt entzöge, würde er ſich dadurch nicht entadeln, würde er in der Einſamkeit nicht ganz den guten Ton verlieren, und folglich Alles ablegen, was den eigentlichen äuſſerlichen Unterſchied zwiſchen Adel und Unadel ausmacht?

Unſer guter Ton in Geſellſchaft kommt eigentlich von den Franzoſen, und dieſe ſagen,

der gute Ton ſey diejenige Art von Converſation die durch Gedanken und Ausdruck am meiſten gefällt. Gewiß haben die Franzoſen hierinn recht; aber mir fallen doch gleich ein paar Damen von hohem Adel ein, die allgemein dadurch gefallen, weil ſie alles, was ſie in Kopf und Herz haben, auf Plattdeutſch ſagen! Plattdeutſcher bon ton würde jedoch nicht allenthalben gefallen. Wahrer bon ton hingegen gefällt überall, und findet ſich überhaupt bey allen Menſchen von Verſtand, welches Standes ſie auch ſind (*).

Adel

(*) Dinge, die ſo ſchön, ſo frey, ſo wahr, und kühn, noch ſonſt aus keiner deutſchen Feder gefloſſen ſind, über guten Ton und ſchlechten Ton, Weltton und Provinzialton, auch Univerſitätston in halb plattdeutſchen und halb ſtudentiſchen Städten, ſodann über das geſellſchaftliche Leben überhaupt, und zumal auch über das ganze deutſche Adelsweſen, findet man, wo man gewiß ſolche Dinge nicht vermuthet, in einem eben herausgekom-

Adel und Unadel können alſo auch wol in Deutſchland, einer ſo gut wie der andere, den guten Ton haben. Was ſich davon in der Einſamkeit abſchleift, iſt blos etwa Sitte des Augenblickes, oder gewiſſe Eigenheiten die ein muthiger Denker behält, ob er gleich zuverläſſig weiß, daß ſie der Welt misfallen. Ein einſam Lebender kommt vielleicht in Geſellſchaft mit einem Kleide, deſſen veraltete Farbe nur im vergangenen Jahre die höchſte Mode war; oder man findet ſonſt in ſeinen Sitten und in ſeinem Benehmen etwas Beleidigendes für den Weltmann, der freylich in allen Dingen von ſolcher Erheblichkeit, immer mit ſeinem Jahrhundert fortgeht. Aber wer ſich auch in ſolchen Din-

genommenen, für alle Menſchen intereſſanten, und viel umfaſſenden mediciniſchen Werke vom erſten Range, im erſten Theile der Beſchreibung von Pyrmont, von Herrn Hofmedicus Marcard in Hannover.

Dingen an sein Jahrhundert nicht kehret, wird doch durch die Unverlegenheit, durch die redliche Offenheit, durch die ungezwungene Höflichkeit die aus einer freundlichen liebreichen Seele entspringen, keinem vernünftigen und gesitteten Weltmann misfallen, wenn er mit Verstand, Anständigkeit, und einem genugsamen Vorrath durch die ganze Welt gangbarer Ideen auch allenfalls bey Hofe erscheint. Freylich wird er sehen, daß es auch da auf einen grossen Vorrath von Ideen eben nicht ankommt, weil oft der vollkommenste Hofmann, bey allen seinen studirten und feinen Manieren, nur allzugeschwinde verräth, daß er nur wenige Ideen hat, und sich nur mit kleinen Gegenständen beschäftigt. Am allerwenigsten zeiget sich ein Einsamer zu seinem Vortheil, unter Weltleuten die grobe und unverschämte Lustigkeit für das sicherste Merkmal eines

treflichen Gesellschafters und grossen Kopfes halten. Solche Lustigkeit lernt man nicht in der Einsamkeit, denn derjenige der Weltleute am meisten lachen macht, ist doch mehrentheils ein Mann der Verachtung auf alles Wahre, Schöne und Grosse wirft, ein Schwätzer ohne Wahrheitssinn, ohne Grundsätze, und ohne Sitten.

Alles was ich bis hieher in diesem Capitel betrachtet habe, gehöret grösstentheils noch nicht zu den innern und unmittelbaren Vortheilen der Einsamkeit für den Geist. Es ist freylich schon ein grosses gewonnen, wenn man sich in früher Jugend an Einsamkeit und emsige Benutzung der Zeit gewöhnet; es ist gar nicht gleichgültig, daß man in einer kleinen Stadt von dem höchsten Ekel für alles durchdrungen sey, was kleinstädtisch ist; und es ist gut, daß man bey der billigen Verehrung für jede Geistskraft und jede Tu-

gend

gend bey Edelmann und Edelfrau, dann doch auch die schwache und schlimme Seite des Tones sich merke, den der Adel angiebt, damit man dadurch Geschmack gewinne an der Flucht aus der Welt, am Umgange mit sich selbst, an grösserer Ausbreitung seines Geistes, und am Erwerbe von Ideen, die wahrlich nicht bey jedem Edelmann und jeder Edelfrau und jedem gnädigen Fräulein im Umlaufe sind.

Es ist wol der erste inwendige und unläugbarste Nutzen der Einsamkeit für den Geist, daß sie uns zum Nachdenken gewöhnet. Die Imagination wird äusserst lebhaft, und das Gedächtniß ist äusserst glücklich, wenn nichts unsere Sinne zerstreuet, und kein äusserer Gegenstand die Seele beunruhigt. Entfernt von dem betäubenden Getöse der Welt, wo tausend fremde Bilder und Vorstellungen vor den Augen und dem

Gemüthe flattern, sucht man in der Einsamkeit nur Eins. Man entreisset sich allen äusserlichen Dingen, die nicht das sind was man suchet und liebt. Ein Schriftsteller den ich jeden Tag lesen möchte(*), sagt: es ist die Kraft der Aufmerksamkeit, die mehrentheils den Weisen und den Grossen von dem gemeinen und unbedeutenden Haufen der Menschen unterscheidet; diese haben in ihren unzusammenhängenden Wanderungen weder Leitfaden noch Zweck; jede Sache schwimmt abgesondert und ohne Haltung auf der Oberfläche ihrer Seelen, gleich Blättern die der Wind

(*) Herr Blair, Verfasser der bekannten schönen Predigten, und eines unübertreflichen, und jedem, der die Kunst zu reden und zu schreiben studiren will, ganz unentbehrlichen Werkes, der in London im Jahre 1783 in zwey grossen Quartbänden gedruckten Lectures on Rhetoric and Belles Lettres.

Wind auf die Fläche des Wassers hie und da hinwehet und zerstreut.

Man gewöhnet sich zum Nachdenken, wenn man seine Gedanken oft aus der Zerstreuung sammelt, sie oft von äusserlichen Dingen abzieht, und dabey sich in einer Lage befindet, die der Alltagslauf der Dinge nicht immer verändert. Wären wir in der Einsamkeit müssig, so verschwünden auch gleich alle Vortheile der Einsamkeit; denn Müssiggang bringet gerade alle unsere niedrigsten Leidenschaften in Gährung, und erzeuget bey Einsamen jede ausschweifende Vorstellung, und jede unordentliche Begierde. Wollen wir uns also im Nachdenken üben, so müssen wir allerdings aus dem lermenden Haufen zurücktreten, und über sinnliche Dinge uns erheben. So erinnert man sich auch leicht, alles was man gelesen, gesehen, gehört, gethan, erfahren, und ge-

dacht hat. Jeder Blick ins Stille, erzeuget dann neue Gedanken, und gewähret dem Geiste die reinsten Vergnügungen. Man schaut zurück auf das Vergangene, schaut vor sich hin auf die Zukunft, und vergißt auch wol Vergangenheit und Zukunft bey dem Genusse seines gegenwärtigen Glückes. Aber damit die Vernunft auch in der Einsamkeit ihre eigenthümliche Stärke behalte, müssen wir immer unsern Thätigkeitstrieb auf irgend eine edle Beschäftigung leiten.

Man wird mich auslachen wenn ich sage, Einsamkeit sey eine Schule der Menschenkenntniß. Es ist indessen anerkannt, daß wir in dem gesellschaftlichen Leben mehr Stoff zum Nachdenken sammeln, als unsere Denkkraft da in ihrer ganzen Stärke üben. Wir gehen in der Welt eigentlich blos auf Beobachtungen aus, und diese werden dann in der Einsamkeit geordnet und benutzet. Ich

sehe also nicht, wie in dieser Rücksicht, der ein Neidischer und ein Menschenfeind genannt werden könnte, der jede verborgene Schwachheit der Menschen ausspähet, und alle ihre Unvollkommenheiten und Fehler ins Licht setzet. Kennen muß man einmal die Menschen, und wenn man sie kennen will, so muß man sie beobachten. Also habe ich wahrlich, das ganz im Stillen genossene, oder auch zur allgemeinen Aufklärung angewandte Studium eines solchen Menschen, nicht für ein höchst betrügliches, ein verabscheuungswürdiges, teufliſches Studium, ein Studium das den Menschen zerrütte, erniedrige, beschimpfe, das ihm früher oder später mit Reue oder Schmerz vergelte, das ihn tausend edlerer Arten von Vergnügungen beraube, und zuletzt ganz unfähig mache. Alle angebliche Teufeley in einem solchen Charakter deucht

mir doch weiter nichts, als Beobachtungsgeist.

Bin ich ein Neidischer und ein Menschenfeind, wenn ich Krankheiten studire; wenn ich den Spuren der verborgensten Schwachheiten des menschlichen Körpers nachgehe; wenn ich bey guter Gelegenheit alles Unvollkommene und Fehlerhafte in dem Gesundheitszustande der Menschen ausspähe und mir ins Licht setze; und dann mich ergötze, wenn mir klar wird, was manchem andern und mir selbst dunkel war? Deswegen sage ich aber doch keinem Menschen, der und die haben diese Krankheit; aber was kann mich hindern, da wo es Nutzen schaffet, zu sagen was ich von ihr weiß, also die Krankheit selbst mit allen ihren Verwicklungen und Schlichen in ihr Licht zu setzen?

Ziehet mir nun, meine Lieben, die Grenzlinie zwischen dem, was ihr dem Beobachter

eures

eures Körpers erlaubt, und dem was ihr dem Beobachter eurer Seele verbietet. Ihr werdet sagen: der Arzt studirt die Krankheiten des Körpers, um denselben abzuhelfen, wenn er kann; aber das will der Seelenbeobachter nicht. Woher wißt ihr das? Eine gefühlvolle Seele ist bey dem Anblicke der moralischen Gebrechen ihrer Mitmenschen, eben so gepeinigt, wie bey dem Anblicke ihrer körperlichen Gebrechen. Warum gienge man ihnen sonst aus dem Wege? und warum begiebt man sich in die Einsamkeit, als aus Furcht vor der Ansteckung? Aber da es einmal tausenderley moralische Schwachheiten, Unvollkommenheiten und Fehler giebt, die man da wo sie doch beständig und täglich ausgeübet werden, gar nicht für Schwachheiten, gar nicht für Unvollkommenheiten, gar nicht für Fehler hält, so ist es allerdings ein unläugbares Vergnügen, diese

Fehler zu kennen, auch da, wo es nützlich seyn kann und wo keinem Menschen der geringste Schaden daraus entstehet, in ihr wahres Licht zu setzen, ihnen ihren rechten Namen zu geben, sie, in den Augen aller Welt, mit Feuer zu taufen. So wenig scheint mir dieses Vergnügen teuflisch, daß ich vielmehr glaube, und noch in meiner Todesstunde glauben werde, grade so entdecke man die Schliche, und grade so zerstöre man die Werke des Teufels.

Einsamkeit ist also eine Schule der Menschenkenntniß, weil sie den Beobachtungsgeist schärft; weil wir, nach stiller Ueberlegung, immer desto besser wissen, worauf wir in der Welt zu sehen haben; und zumal, weil wir in der Einsamkeit alle unsere Beobachtungen und Bemerkungen verdauen; da hingegen so mancher Weltmann und so mancher Höfling alles verkehrt einnimmt, und

dann

dann auch sehr unverdaut wieder von sich giebt.

Bonnet erzählet in einer rührenden Stelle der Vorrede zu seinem Werke von der Seele, wie ihm seine Augenschwäche durch Einsamkeit vortheilhaft ward. Einsamkeit, sagt er, führet natürlicher Weise zum Nachdenken; die Einsamkeit in der ich gewissermassen bisher lebte, nebst den traurigen Umständen, in denen ich mich zugleich seit einigen Jahren befand und noch befinde, bewogen mich in meinem Geiste eine Zuflucht zu suchen, und eine Zerstreuung; der Zustand meines Gemüthes machte sie nothwendig; mein Hirn ward mir ein stiller Aufenthalt, wo ich Vergnügungen genoß die meine Trübsale wegzauberten. Der grosse und gute Bonnet war beynahe blind.

Ein vortreflicher Mann in einem andern Fache, der Jugenderzieher Pfeffel in Colmar,

war, trägt seine völlige Blindheit, eben so rührend und groß, in einem weniger einsamen Leben; aber doch auch oft in einer Muße, die er der Philosophie, der Dichtkunst, und der Menschheit heiligt.

In Japan war vormals sogar eine Academie von Blinden, die vielleicht mehr sah, als manche andere Academie. Ihre Mitglieder wiedmeten sich der Geschichte des Landes, der Dichtkunst, und der Musik. Sie brachten die schönsten Züge aus den Japanischen Jahrbüchern in Verse, und setzten diese in Musik zu hohem und erweckendem Gesang. Giebt es auch im Ganzen, unter allen Einsamen deren Geschichte ich im ersten und zweiten Theile dieses Buches erzähle, mehr verwirrte Köpfe und Thoren, als Menschen die eine weise Einsamkeit kannten, so sieht man hingegen mit Vergnügen und Hochachtung bey diesen Japanischen Blin-

den

den stille; das innre Auge der Seele war desto mehr bey ihnen offen, je mehr sie ihr trauriges Schicksal vom Genusse des körperlichen Lichtes ausschloß; Licht, und Leben, und Genuß, quoll ihnen aus dem Schosse der Finsterniß, durch stilles Nachdenken, und einsame Geschäftigkeit.

Einsam und frey sey also unsere Lage, wie dort in dem Englischen Garten eines guten Mannes, meines verewigten Freundes von Hinüber zu Marienwerder, wo alles zu stillen und frommen Gefühlen, und erhabenem Nachdenken einladet; oder wie dort unter deinen Tannen, geliebter Hapsburg (*), wenn wir wollen edlen Gegenständen nachforschen, damit uns nicht die Leerheit

(*) Beynahe an dem Fusse dieses berühmten Berges, auf dem die Ueberbleibsel des Stammhauses der Oesterreichischen Kaiser stehen, bin ich gebohren; und der Wald mit dem dieser Berg bewachsen ist, war mein liebster Spaziergang.

heitdes gesellschaftlichen Lebens aushängere, niederwerfe, und vernichte.

So wie Einsamkeit unsere Gedanken schärft, so giebt auch Denken dem ganzen Triebwerk unserer Handlungen den ersten Stoß. Man hat gesagt, Handlungen seyen nichts als zu Festigkeit und Selbstständigkeit gereifte Gedanken; darum könne ein jeder von uns, durch unparteyische Erforschung der Gedanken, denen er am liebsten nachhängt, das ganze Geheimniß seines wahren Charakters erforschen; denn wer gewohnt sey sich zu entfernen, und mit sich selbst zu reden, werde zuweilen Wahrheiten hören, die ihm die Welt nicht sagt.

Freyheit und Musse ist alles was ein Kopf bedarf, der in der Einsamkeit nach Thätigkeit strebet. Laßt ihn alleine, so werden alle seine Kräfte rege; gebt ihm Freyheit und Musse, so wird ungleich mehr aus ihm, als

wenn

wenn er täglich mit zerdrückter Seele unter euch herumschlendert. Gelehrte die nie denken, die sich immer nur erinnern, und nichts aus sich selbst hervorbringen, compiliren da; und sind glücklich. Aber es ist noch ein weit höheres Vergnügen für den Geist, in der Einsamkeit immer etwas zu thun das Gutes hervorbringen kann, wenn es auch nebenher Thoren wild macht, und böse Menschen beschämet. Allgemeine Finsterniß und Stille setzen einen lebhaften Kopf in Ruhe, drängen die Gedanken auf einen Punkt, und schärfen die Seelenkräfte mit einem Muthe, den nichts zurückhält, wenn er nur trifft. Ganze Schaaren von Widersachern, kümmern ihn nicht. Er weiß, daß er treffen kann, wenn er will; und daß jedem früher oder später sein Recht widerfahre, ist alles was er wünscht. Schmerzen muß es ihn freylich, daß manches so verkehrt geht in der

Welt,

Welt, daß Schurkheit durch Volksgeschrey oft so allgemein erhoben und gepriesen wird, daß Vorurtheil so allmächtig herrschet, und daß so mancher Tropf beficelt. Also sagt er auch wol zuweilen, so sollte es seyn, und so ists nicht; und haut dann mit einem Federstrich dem Schurken ein Zeichen in die Nase, und wirft mit dem andern das Vorurtheil von seiner Höhe.

Weit grössere Wahrheit entfaltet sich in der Einsamkeit dem grossen Denker, dem vielumfassenden Kopfe, dem Manne von Genie. Ein grosser und weiser Mann, Herr Blair in Edinburg, hat gesagt: sich gänzlich mit den alltäglichen Dingen des Lebens beschäftigen, sey das Kennzeichen kleiner und eitler Seelen. Diese streben mit allen ihren Begierden nach sinnlichen Gegenständen, suchen darinn allein die Unterhaltung, die ihnen nach ihrer groben Empfindungsart behagt.

Aber

über eine mehr verfeinerte, mehr umfassende Seele, lasse die Welt hinter sich zurück, fühle in sich einen Beruf zu höhern Vergnügungen, und suche sie in der Einsamkeit. Zu ihr nehme der Patriot seine Zuflucht, um Entwürfe zum allgemeinen Besten zu machen, der Mann von Genie, um sich mit seinen Lieblingsbeschäftigungen abzugeben; der Philosoph, um seinen Entdeckungen nachzuspüren; der Heilige, um in der Gnade zu wachsen.

Eh Numa, Roms Gesetzgeber, zur Regierung kam, begab er sich nach dem Tode seiner Frau aufs Land, und gieng da immer alleine. Seine Tage verlebte er in den Hainen der Göttter, auf den geheiligten Wiesen, und in den einsamsten Oertern. Daher ward gesagt, nicht aus Melankolie, und nicht aus Verzweifelung, fliehe Numa den Umgang der Menschen. Er habe eine ehr-

würdigere und heiligere Gesellschaft in seiner Einsamkeit; die Göttinn Egeria habe sich in ihn verliebt, und sich mit ihm vermählt, und sie überhäufe ihn nun mit Glückseligkeit, indem sie seinen Geist aufkläre, und mit hoher Weisheit erfülle. Eben so hieß es von den Druiden: sie lehren auf Felsen und in abgelegenen Hainen die Edlen ihres Volkes Weisheit und Beredsamkeit, die Natur der Dinge, den Lauf der Sterne, die Geheimnisse der Götter, und das Wesen der Ewigkeit. Wäre auch dieser hohe Begrif von der Weisheit der Druiden nur eine angenehme Fabel, wie die Geschichte des Numa, so sieht man doch, wie man zu jeder Zeit, von einsamer Weisheit und stiller Würde erhaben dachte und schrieb.

Einsamkeit erwecket oft alleine das Genie, durch seine innere Kraft, ohne alle Hülfe der Grossen, ohne alle Ermunterung, und selbst

bey

bey der armſeligſten Belohnung. Mitten unter allen Schrecknissen der bürgerlichen Kriege, ſteckte ganz Flandern voll groſſer und armer Mahler. Corregio ward in ſeinem ganzen Leben ſo jämmerlich belohnt, daß ihm eine Bezahlung von zehn Piſtolen nach deutſchem Gelde, die Er in Parma hohlen mußte, vor Freude das Leben koſtete (*). Inneres Bewußtſeyn ihres Werths, mußte dieſe Künſtler belohnen; ſie mahlten für die Ewigkeit (**).

(*) Die Zahlung ward ihm in Kupferthalern (Quadrins) gemacht. Die Freude, die Corregio hatte, eine ſolche Geldlaſt ſeiner lieben Frau zu bringen, machte ihn weder auf die Laſt aufmerkſam die er trug, noch auf die auſſerordentliche Hitze des Tages. Er hatte zwölf Meilen zu wandern, kam zu Hauſe, mit einem Seitenſtich, und ſtarb.

(**) Es iſt ein faſt allgemein angenommener und doch unrichtiger Gedanke, daß man die langſamen

Tiefes Nachdenken erreget zuweilen an einsamen Oertern die höchsten Kräfte des Verstandes und der Imagination, und we-

cket

men Fortschritte der deutschen Litteratur allein den deutschen Fürsten zur Last legt, und immer klagt, alles Elend komme daher, daß die Fürsten den Dienern der Wissenschaften nicht grosse Gehalte angedeihen lassen. Freylich könnten deutsche Fürsten manchem vortreflichen jungen Kopfe aufhelfen, der blos wegen Armuth und Nahrungssorgen nicht so fortschreitet wie er sollte. Aber die Erfahrung hat auch genug gezeiget, daß deutsche Geisteskraft von Fürsten oft nichts bedarf als Duldung. Der Geist der deutschen Nation wird immer höher schreiten, wenn deutsche Kaiser, Könige, und Fürsten, durch grosse Thaten Phantasie und Herz beschäftigen; und übrigens nur jeden rechtschaffenen Deutschen sagen lassen was er denkt. Wenn also auch der grosse König in Preussen, wie ich glaube, fast kein deutsches Buch liest, so deucht es mir doch unläugbar, daß Er auch schon dadurch einer der allergrößten Beförderer

der

cket zu den größten Empfindungen und Gesinnungen. Solche Befriedigung der Seele wird da besser genossen, ist ungestöret und rein, und dauerhafter und fruchtbarer zu neuen Versuchen, und neuer Kraft. Leben ist da nichts, als denken. Bey jedem Fußtritt geht die Seele durchs Unermeßliche (*), und glühet in diesem freyen Genusse ihrer selbst von Enthusiasmus, und schreitet immer höher im Durchdenken grosser Dinge,

der deutschen Litteratur war, weil er wenigstens jedem rechtschaffenen Manne von Kopf und Geist in seinen Ländern erlaubet hat zu denken, zu schreiben, und drucken zu lassen was er wollte.

(*) Unser grosse Theologe, Superintendent, Consistorialrath, und Schriftsteller, Herr Jacobi, der oft und langsam durch Sand und Heide reisen muß, und also Muße genug zu einsamer Spekulation hat, sagte mir neulich: „Der „Sirius wirket in mich, und ich wirke in den „Sirius.“

und im Festhalten heroischer Entschlüsse. Zu einer der merkwürdigsten Begebenheiten unsers Jahrhunderts, ward, wie die Sage geht, an einem sehr einsamen Orte, auf einem schönen Berge bey Pyrmont, der Grund gelegt. Der König in Preussen trank da den Brunnen, entwich der Gesellschaft, und gieng immer auf diesem damals noch sehr wilden Berge, der itzt Königsberg heißt, alleine; und da, wo itzt so Mancher weiter nichts denkt, als wie er etwa dieser oder jener schönen Dame auf den Leib kommen wolle, machte, wie man sagt, der junge Monarch den Project zu seinem ersten Schlesischen Kriege.

Einsamkeit lehret natürlicher Weise mehr als das unstätige Weltleben, den hohen Werth der Zeit, den der Geschäftlose nicht kennt, und den man ohne die dazu gehörige Wirksamkeit der Seele nie genug schätzet.

Wer

Wer sich mit Eifer beschäftiget, um nicht ganz umsonst gelebt zu haben, betrachtet nie ohne Schauer und Schrecken, den Flug einer Terzenuhr, das wahrhafteste Bild unsers Lebens, den größten Erinnerer des erschrecklich schnellen Laufs der Zeit.

Ein einziger Tag ist ein Ocean von Langerweile für die alte Dame, die den ganzen Morgen winselt, bis sie durch alle ihre Schickereyen, Fragereyen, und Bittereyen erfährt, was jede Dame heute sich vornimmt, und wo alle Damen heute den Tag ausathmen. Aber wie schnell glitten dieser alten Dame ihre Stunden vorbey, wenn sie dächte, jeder Augenblick unsers Lebens habe Folgen in der Ewigkeit!

Guter Umgang ist freylich niemals Zeitverlust, wenn er Geist und Herz in einer gewissen Höhe erhält, unsere Ideen erweitert, und unsere Sorgen verscheucht. Aber wird,

er das einzige Bedürfniß der Seele, verwandelt er sich in Liebe, macht er Stunden zu Augenblicken, verdrängt er alle Ideen für Eine, und wirft man dann alles weg um Liebe, o so verschlinget auch Liebe die Zeit, und Jahre verschwinden thatlos wie Minuten.

Wer die Zeit nach dem Zwecke seines Daseyns, nach Beruf, Pflicht, Fähigkeit, Möglichkeit, immer zu einem guten Zwecke verwendet, dem ist die Zeit niemals zu lang, sondern zu kurz. Er schlendert nicht, er eilt. Ich kenne einen Fürsten, den sechs Bediente in zwey Minuten frisiren, und ankleiden. Er fährt nie, denn sein Wagen fleugt. An seiner vortreflichen Tafel hat man augenblicklich abgespeiset. Man wird mir sagen, dieß sey so ziemlich die Art aller Fürsten: sie wollen immer daß Alles geschwind gehe! Aber ich habe gesehen, daß dieser

dieſer geiſtvolle, erhabengeſinnte Fürſt, alle Suppliken ſelbſt annimmt, und ich weiß, daß er ſie alle beantwortet. Ich weiß, daß er an jedem Tage, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit, alle ſeine Regierungsgeſchäfte ſelbſt beſorgt; und durch das ganze Jahr, alle Tage ohne Ausnahme ſieben Stunden auf das Leſen der beſten Engliſchen, Italieniſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen Schriftſteller verwendet. Dieſer Fürſt kennet den Werth der Zeit.

Alle Zeit die der Weltling verlieret, iſt für den Einſamen gewonnen; und für den, der die Zeit recht genieſſet, dauert kein Genuß auf Erden ſo lange. Aber das Tagwerk des Menſchen iſt groß. Was alſo Gutes geſchehen kann, muß gleich geſchehen, wenn der gegenwärtige Tag nicht als ein leeres Blatt aus dem Buche des Lebens herausgeriſſen ſeyen ſoll. Wir hemmen den Lauf der

Zeit durch Arbeit, wir verlängern die Dauer unsers Lebens durch Gedanken und Thaten, die wirken und gedeyen. Leben ist, für den, der nicht umsonst gelebt haben will, denken und wirken. Man denkt nie so schnell, so viel, und so frölich, wie in den Stunden, die man gegen irgend eine zwecklose und langweilige Visite erobert hat.

Haushälterischer verführen wir immer mit unserer Zeit, wenn wir nur immer bedächten, wie manche schöne Stunde uns gegen unsern Willen entschlüpfet. Ein grosser Engländischer Schriftsteller sagt: wenn wir alle Zeit abrechnen, die uns der Schlaf verschlinget; alle Zeit der unvermeidlichen Foderungen der Natur, oder die uns die Tyranney des Wohlstands unwiderstehlich abzwackt; alle Zeit, die unter blosser Ziererey vergeht, oder die man hingiebt für andere, um ihnen flache und läppische Höflichkeit zu erstat-

erſtatten; alle Zeit, die uns durch Krankheit mit Gewalt weggeriſſen iſt, oder durch Ermüdung und Schwachheit unvermerkt weggeſtohlen: ſo finde ſich der Theil unſers Daſeyns ſehr klein, von welchem wir uns ſelbſt wahrhaftig Meiſter nennen, oder den wir ganz anwenden können, wie es uns beliebt. Eine Menge unſerer Stunden gehen in einem Umlaufe kleinlicher Sorgen verlohren, in einer beſtändigen Wiederkunft von einerley Verrichtungen. Ein groſſer Theil unſers Vorraths für Ruhe oder Glückſeligkeit, verſchwindet immer mit dem gegenwärtigen Tage, und ein groſſer Theil unſers Daſeyns dient weiter zu nichts, als daß er uns den Genuß des übrigen vernichtet.

Nie verlieret man mehr Zeit, als wenn man darüber tobt, daß man keine hat. Alles verrichtet man alsdann mit Unluſt. Mit ſeinem Joche kommt gewiß jeder am beſten

fort,

fort, wenn er es mit Sanftmuth trägt. Aber in Höflichkeitsfällen muß man bey aller Sanftmuth dann doch Keckheit genug besitzen, um alle Ketten abzuwerfen; also allerdings auch zuweilen nur funfzig Respektsbesuche, in einer Woche, weniger machen. Dieß, und ein gutes Schloß vor der Thür, für jeden der uns nichts zu sagen hat; und dann jeden Morgen der genaueste Plan, und jeden Abend die strengste Rechnung mit sich selbst, fristet und verlängert schon die Hälfte des Lebens. Wenn sich jemand bey Melanchton melden ließ, so fragte er nicht nur nach der Stunde, sondern nach der Minute wenn man kommen wolle, damit der Tag nicht in müssiger Ungewißheit verstreiche.

Traurigkeit über versäumte Zeit und Arbeit verschwindet, wenn man nur einmal gewohnt ist haushälterisch mit seiner Zeit zu verfahren, und frey und abgesondert auf

dem

dem Lande lebt. Dann muß man gar keine Visiten machen; dann wird man nicht, aller tausendfach bezeigten Widerspenstigkeit und alles öffentlichen Protestirens ungeachtet, immer und immer zum Essen gebeten; dann hat man keinen Ueberlauf von Fremden, die nichts von uns wissen wollen, als wie uns die Nase im Gesichte sitzt. Dann hat man keine von allen hunderttausend Gesellschaftspflichten, die alle mit einander nicht eine einzige Tugend werth sind. Kein ungebetener und lästiger Gesellschafter, raubt uns dann, die schönen Stunden, die wir auf die nützlichste Weise zuzubringen hofften. Hier foltert uns kein schwatzseliger Besucher, halbe Tage hindurch, mit der größten Höflichkeit, durch tausend Stadtgeschichten, die wir durchaus nicht wissen wollen. Hier ersäuft uns kein Pedant in seinem Schnack, indeß da wir vor Begierde

ver-

vergehen, daß er doch endlich Abschied nehme, und daß wir wieder hineilen können zu unsern Büchern und zu unserm Arbeitstische.

Aber man hat auch mit grossem Rechte gesagt: wie wenige von unzähligen Stunden der Einsamkeit werden mit irgend einer bleibenden und nützlichen Wirkung bezeichnet! Wie viele werden entweder mit leeren Träumen weggetändelt, oder einem ängstlichen misvergnügten Nachsinnen, ungeselligen bösartigen Leidenschaften, oder unordentlichen sträflichen Begierden Preis gegeben!

Einsamkeit ist nicht immer ein Beweis, daß man denkt, und nicht tändelt. Man kann vollends in derselben auf einem Wege seyn, der gefährlicher ist als alle Wege der Welt. Wie oft macht uns dann auch, in wahrer Musse, Kränklichkeit unfähig irgend etwas nützliches zu denken und zu thun.

Die

Bibl. Univers. Lips.

Die traurigſte Art in der Einſamkeit zu leben, iſt doch die, wenn ein Kranker in derſelben an nichts denkt, als an ſeine Krankheit. Der gröſte Weltling verlieret im Taumel ſeines Lebens gewiß nicht mehr Zeit, als ein melankoliſcher Menſch in der vollkommenſten Entfernung, und tiefſten Abgeſchiedenheit von allen Menſchen. Eben ſo zeitverderblich als Melankolie, und gewiß eines der gröſten Hinderniſſe unſers inwendigen Glückes, iſt üble Laune. Melankolie iſt doch ein Feind den wir fürchten, und dem wir widerſtehen; üble Laune überrumpelt uns, und wir ſind gefangen, eh wir an Widerſtand denken. Anſtatt dieſer Peſt des Lebens wäre es unausſprechlich viel beſſer, gar keine Laune (*) zu haben.

Uebler

(*) Niemand hat ſo gut und treffend erkläret und geſagt, was Laune iſt, wie unſer ſcharfſinniger Garve.

Uebler Laune entgeht man, oder man widersteht wenigstens ihren Ausbrüchen, wenn man überleget, wie wir durch dieselbe nicht nur

Garve. Die Stelle ist zu schön, um sie nicht ganz hieher zu setzen. „Das Wort Laune, sagt „Herr Garve, soll theils diejenige Anlage des „Kopfs anzeigen, durch die ein Mensch alle „Sachen von einer etwas sonderbaren Seite an„sieht, von allen auf eine etwas ungewöhnliche „Art gerührt wird; theils diejenige Gemüths„art, in der er das, was er denkt, oder wozu „er Lust hat, und was andere weder sagen noch „thun werden, weil sie sich von der Meinung „der übrigen, oder von der Gewohnheit einschränken lassen, ohne Zurückhaltung sagt und „thut. — Andere Charaktere verschliessen ihre „Betrachtungen in sich, oder richten sie blos „nach den Absichten ein, die sie bey ihrer Rede „haben, oder nach den Gesinnungen der Perso„nen, mit denen sie reden. Der launichte Cha„rakter öfnet so zu sagen die Seele; er treibt jeden Keim von Gedanken gleich so weit heraus, „daß er gesagt werden muß; und läßt uns also „mehr

nur auf Tage, sondern auf viele Wochen, und Monate, unsere Zeit verlieren. Ein einziger unangenehmer Gedanke, mit dem wir

„mehr von der geheimen Philosophie des Men„schen erfahren, als irgend ein anderer. Wenn „diese Laune bey Leuten von gemeiner Seele vor„kömmt, die eben nichts als etwas Alltägliches, „Niedriges, Abgeschmacktes bey den Sachen „denken, so ist sie unerträglich. Für solche Men„schen ist die Politesse und der Zwang der Ge„wohnheit ganz durchaus nothwendig, wenn „wir sie nicht verachten oder hassen sollen, so „wie häßliche Körper nothwendig bekleidet seyn „müssen. — Aber ist es ein schöner Kopf und „ein edles empfindendes Herz, das sich ganz „seinen eigenen Eingebungen überläßt: so ist „uns in der That sein Umgang lehrreicher und „interessanter, als wenn ein eben solcher Kopf „und ein solches Herz die Maske des gemei„nen Wohlstandes trägt, und, um andern „Menschen ähnlicher zu scheinen, den freyen „Ausbruch seiner Gedanken und Gesinnungen „hindert.“

wir uns unnöthiger Weise ängstigen und quälen, bringt uns oft auf eine lange Zeit, um alle Fähigkeit irgend etwas ausser unserm Alltagswege zu thun. Darum muß man sich immer bestreben keiner Unannehmlichkeit des Lebens mehr Einfluß auf unsern Thätigkeitstrieb zu erlauben, als ihr gebührt. So lange wir arbeiten, trauren wir weniger, Ueble Laune verdränget man augenblicklich, wenn man ein Buch schreibt, und sie dann, mit Erlaubniß, nur gleich in sein Buch ausgiesset. So ergreift man oft sauersehend und brummisch die Feder, und lachet schon wieder, indem man sie weglegt.

Zeit und Leben sind verlohren, wenn man allen Bedenklichkeiten, allen si und mais, allen Quergründen, Besorgnissen, und Schwierigkeiten ein gefälliges Ohr leiht. Nichts Kühnes und nichts Grosses gelinget, wenn man in allen Dingen ängstlich am Kleinen hängt,

hängt, und nie keck genug denkt, um eine Sache eben ihrer Schwierigkeiten, oder ihrer Gefahr wegen zu unternehmen. Es würde sich gar nicht der Mühe verlohnen zu leben, wenn man sich nur mit edler Verachtung darüber wegsetzen könnte, daß der gröſte Theil des Lebens, wie ein Engländer vortreflich gesagt hat, aus kleinen Zufällen und geringen Begebenheiten besteht; aus Wünschen für nahe Gegenstände, und Gram über fehlgeschlagene Absichten, von keiner Bedeutung; aus Insektenqualen, die uns beissen, und verfliegen; aus Thorheiten, die eine Weile summen, und dann nie wieder gehöret werden; aus Vergnügungen, die wie Luftzeichen vor uns her tanzen, und verschwinden; aus Complimenten, die über die Seele wegschleichen wie andern Musik, und vergessen werden von dem der sie giebt, und von dem der sie erhält.

Man hätte zu allem Zeit, wenn man nicht nur keine Zeit verlieren müßte, sondern auch aus eigener Wahl keine verlöhre. Wer in seiner Jugend nichts lernte, als blos die Kunst jede Viertelstunde zu irgend einem Zwecke zu benutzen, erwürbe sich gewiß schon dadurch die Anlage zu einem grossen Geschäftsmanne, denn dieser findet in jeder Viertelstunde etwas zu thun. Aber aus übler Laune oder Mangel von Energie, verlangen wir, eh wir eine Sache thun, immer Bequemlichkeiten, machen immer Bedinge, glauben immer es sey itzt dazu nicht die rechte Zeit. Unsere Trägheit will immer in alles hineingeschmeichelt seyn, eh sie sich in Regsamkeit verwandelt.

Unser Hauptwerk sey also zuerst, ein fester Lebenszweck; dann die Entschlossenheit, so oft als möglich die Umstände zu regieren, und nicht immer von Umständen sich regie-

ren zu lassen. Bey aller äusserlicher Sanftheit und Schlankheit, muß darum im inwendigen Charakter eines Mannes in Geschäften immer etwas Eisernes liegen. Gewiß weiß kein Mensch auf Erden, besser wie man jeden Augenblick benutzen soll, als der Monarch von dem man gesagt hat: il est poli et dur, comme le marbre (*).

(*) Voltaire hatte unrecht, als er das sagte. Dieser Monarch ist fest in seinen Grundsätzen, aber nicht hart. Meine Ohren haben keine angenehmere und freundlichere Stimme gehöret, als seine Stimme. Ich weiß zwar wohl, aber nicht aus eigener Erfahrung, daß dieser Monarch auch da, wo es nöthig ist, eine Stimme hat, die, wenn sie auch nicht donnert, doch wie der Donner zermalmet. Aber gewiß würde man vor den Monumenten der Güte dieses Monarchen eben so ehrfurchtsvoll stille stehen, als vor den Monumenten seiner Grösse, wenn man nicht alle grossen Monarchen, bey ihrem Leben, noch unaussprechlich viel

Lebenszweck iſt immer das Gegengift des Verluſtes von Zeit und Leben. Vom König bis zum Taglöhner, muß darum jeder Menſch wiſſen, was Er heute zu thun hat; und was Er heute thun kann, muß Er thun. Alſo ſoll jeder Gedanke, jede Handlung des Menſchen, immer dahin zielen, wo geſchrieben ſteht, dafür biſt du hier. Jener Monarch, der ſeinem Jahrhundert den Ton angab, der ein Muſter für alle Monarchen der Folgezeit ſeyn und bleiben wird, ſtehet im Sommer um vier Uhr, und im Winter um fünf Uhr auf. Alle Briefe, die jeder ſeiner Unterthanen an ihn ſchreiben darf, alle den vorigen Abend und die vorige Nacht angekommene Memoriale und Papiere, liegen vor Ihm auf einem Tiſche. Der Monarch öffnet alles, ſieht alles durch. Aus allen dieſen

viel toller und ſchiefer beurtheilte, als jeden gemeinen Menſchen den man ſchief beurtheilt.

diesen Papieren macht er drey Haufen. Ein Haufen wird, nach seiner Vorschrift, auf der Stelle beantwortet; ein Haufen kommt, mit seinen eigenhändig beygeschriebenen Randglossen, an die dazu bestimmten Minister, Befehlshaber, und Tribunale; und den dritten Haufen, qui n'a ni rime ni raison, wirft der Monarch ins Feuer. Dann kommen die Cabinetssekretaire, und alles wird ihnen von dem Monarchen zur augenblicklichen Expedition abgeliefert. Dann steigt Er zu Pferde, besieht seine Legionen, und etwa die Fremden, die Ihn besehen wollen. Dann kommt er an die Tafel, hat einen witzigen Einfall nach dem andern, und sagt Dinge die durch ihre Wahrheit und ihre Weisheit in allen Jahrhunderten frappiren würden. Dann kommen die Cabinetssekretaire wieder, und bringen alle ihnen des Morgens durch ein paar Federstriche dictir-

te und nun im Schweiſe ihres Angeſichts ins Reine geſchriebene Briefe zur Unterſchrift. Zwiſchen vier und fünf Uhr des Nachmittags iſt alle Arbeit des Tages gethan. Dann ruhet der Monarch; und darinn beſtehet ſeine Ruhe, daß Er ſich bis zur Abendmahlzeit die beſten Schriften aus alter und neuer Zeit vorleſen läßt, oder ſie ſeinem Vorleſer ſelbſt vorlieſt. Ein Monarch, der ſo ſeine Zeit benutzet, kann wohl von allen ſeinen Miniſtern, Generalen, Civilbedienten, und Officieren verlangen, daß kein Einziger ſeine Zeit verſchlendere.

Viele Menſchen möchten freylich immer nur wichtige Dinge thun, ſich nur mit groſſen Gegenſtänden beſchäftigen, und weil ſie dazu die Zeit ſich nicht nehmen wollen, ſo thun ſie nichts. Alſo erreichen ſie auch die Vortreflichkeit nie, wovon ſie das Ideal immer im Kopfe behalten, niemals zur Wirk-

lichkeit

lichkeit bringen, und nach denſelben doch beynahe Alles verſchmähen was in der Welt geſchieht. Ich habe in der Schweitz, und nirgends ſo häuffig wie in Bern, eine Menge fähiger Köpfe dieſer Art gekannt. Sie hätten Schriftſteller von der erſten Gröſſe werden können, und lieſſen nie keine Zeile drucken; blos aus Liebe zur Behaglichkeit, oder aus Furcht daß man ſie alsdann weniger groß finde als ſie wirklich ſind. Müſſiggang, Zeitverſchwendung, und das köſtliche Nichtsthun, iſt diſſeits der Alpen vielleicht in keiner Stadt ſo auffallend, ſo ſehr auf den Gaſſen, Marktplätzen, und Promenaden ſichtbar, wie in der Stadt Bern.

Aeuſſerſt unthätig ſind viele Menſchen, blos wegen ſchlechter Haushaltung mit ihrer Zeit. Sie brächten wol etwas wichtiges und ſelbſt etwas groſſes zu Stande, wenn ſie nur jede abgeriſſene Viertelſtunde ergrif-

sen, und gleich zu ihrem Zwecke verwende-
ten; denn wie viele grosse Dinge geschehen
nur Schritt für Schritt. Aber wird man
immer unterbrochen; ergreift man jede Un-
terbrechung mit Zufriedenheit; wartet man
immer auf Lust und gute Laune die nur bey
der Arbeit kommt; man hat die grosse Muß-
se nicht, die man fodert, und die so man-
cher niemals findet; so glaubt man vollends
man habe gar keine Laune, und gar keine
Musse, und so spaziert und reitet man, den
Morgen, den Mittag, und den Abend, über
Zeit und Leben hinweg.

Einer der größten und rechtschaffen-
sten Männer die jemals in der Schweiz
lebten, mein seliger Herzensfreund Ise-
lin, schrieb seine Ephemeriden der Mensch-
heit, ein Buch das alle grossen Herren
in Deutschland hätten lesen sollen, und
das viele auch gelesen haben, im Senat zu

Basel(*). Unser Möser in Osnabrück, der als Geschäftsmann und Patriot, von unserm Könige, von seinem Fürsten, von allen unsern Herren Ministern, und in Osnabrück von dem Adel, von der Geistlichkeit, von Bürger und Bauer geliebet und verehret ist, schwang sich zu einer von wenigen deutschen Schriftstellern erreichten Höhe, beym Spiele(**).

Carpo

(*) Herr Iselin war Rathschreiber. Also indem Er seine Ephemeriden schrieb, glaubten die Rathsherren in Basel, Er protocollirte was sie sagen; so wie vormals die Rathsherren zu Zürich in ihren Rathsversammlungen glaubten, der unsterbliche Gesner fange alle ihre Worte in seine Schreibtafel auf, wenn Er die drollichsten Gesichter einiger von diesen Rathsherren en Carricature zeichnete.

(**) Herr Möser hat fast alle seine fliegenden Blätter, die wahren Bürgen seiner Unsterblichkeit, seiner geistvollen Tochter beym Spiele dictirt.

Carpe diem sagte Horaz, und das gilt von jeder Stunde. Völlig nach der Lehre der lustigen Weltlinge, der Anacreontischen Sänger und Trinker, sollte man alle Sorgen wegwerfen, immer frölich seyn, und jede Minute haschen; aber, nicht zum Trinken, sondern um fortzuschreiten zu irgend einem grossen Zweck. Einsam kann man ja seyn, mitten unter allem Lerm des Lebens, und der Welt. Bey den Toiletten kann man des Mittags einen guten Morgen wünschen, dann Visitenkarten abgeben lassen, dann auf Assembleen sich zeigen, und doch seinen Morgen und seinen Abend fristen. Man muß nur einen festen Lebenszweck haben, und zu Hause eben so gerne mit Beharrlichkeit und frischem Muthe seine Arbeit fortsetzen, und zu irgend einer freudigen Aussicht treiben, als jeden Mittag den Puder jeder Dame beriechen. Nur der Fleissige

und

und Geschäftige, nur derjenige der den ganzen Tag dem Staate oder seinen Mitmenschen gedient hat, kann sich auf den Abend mit gutem Gewissen an einen Spieltisch anklammern, ohne dabey ein Wort von einigem Werthe gesagt oder gehört zu haben, und ohne einen andern Gedanken mit sich nach Hause zu nehmen, als so viel habe ich im Spiele gewonnen oder verlohren.

Den höchsten Vortheil der Zeit, und den einzigen Zweck zu dem ich alle diese Betrachtungen leiten möchte, giebt Petrarcha an. Wenn wir Gott dienen wollen, sagt er, worinn die höchste Freyheit und die höchste Glückseligkeit liegt; wenn wir unsern Geist durch die schönen Wissenschaften erhöhen wollen, die uns zunächst der Religion, das größte Vergnügen gewähren; wenn wir durch Nachdenken und Schreiben etwas hinterlassen wollen, das unser Andenken erhalte, den

schnel-

ſchnellen Lauf unſerer Tage hemme, und dieſes kurze Leben verlängere; wenn wir dieß alles wollen: ach, ich bitte, ſo laßt uns fliehen, und den kleinen Ueberreſt unſerer Tage hinbringen in der Einſamkeit.

Dieſes können wir nun nicht alle. Aber mancher iſt doch mehr und weniger Herr über ſeine Zeit, und kann doch nach eigener Wahl mit andern Menſchen ſich einlaſſen, oder ihnen ſich entziehen. Für dieſe werde ich alſo immer weiter die Vortheile der Einſamkeit betrachten.

Einſamkeit erhebet den Geiſt zu feinerm Geſchmacke, ausgebreitetern Gedanken, gröſſerer Thätigkeit, und gewähret ihm Vergnügungen, die über alles wegſetzen, und die ihm niemand raubt.

Man verfeinert in der Einſamkeit ſeinen Geſchmack, durch die ſorgfältigere Wahl des Schönen, womit man ſeinen Geiſt beſchäf-

schäftigt. Von uns hängt es da doch ab, nichts zu sehen als was uns Freude macht, nichts zu lesen und nichts zu denken als was unsern Geschmack verbessert, und ihn über mehrere Gegenstände verbreitet. Da entgeht man den falschen Begriffen, die man so leicht im Umgange annimmt, wenn man auf anderer Empfindung sich mehr verläßt, als auf sich selbst. Es ist unausstehlich, daß man sich so oft muß vorsagen lassen, dieß sollst du fühlen. Warum sollte man nicht viel lieber sich bestreben seine eigene Gefühle selbst richtig zu prüfen, und nicht nach willkührlichen Begriffen anderer, sondern nach eigener freyer Wahl, und nach der Natur der Sache. Was kümmerts mich, ob der alte oder junge Geck hier, oder jenes Weib und jedes Dämchen dort, ein Buch schön finden, das mir gefällt. Was lehren mich eure elenden frostigen Critiken, worinn

kein

kein Sinn ist für das wahre Schöne, Grosse, und Gute. Wie kann ich mich beugen vor eurer elenden Kunstrichterey, die den Werth jeder Sache nach willkührlichen Verabredungen bestimmet, und das Ganze immer schief und falsch sieht. Was kann ich von dem ganzen grossen Haufen eurer Nachsprecher denken, die immer nur eure Meinung haben, immer erst die Ohren spitzen nach dem was allgemein gesagt wird. Was beweisen alle eure Meinungen, da ihr doch alle insgesamt an dem schlechtesten Buche alles vortreflich findet, wenn ein angesehener, lauter, schwatzhafter, schlechter und schiefer Kopf das Buch anpreiset; und da ihr alle insgesamt, auf dessen Wort, nichts als dummes Zeug in einem guten Buche seht.

Ohne eine gänzliche Flucht aus einer solchen Lesewelt, ist es unmöglich Wahrheit zu fühlen und Wahrheit zu sehen, denn man

wird

wird angesteckt, eh man sichs versieht. Aber mit dem Geschmacke der das Schöne und das Heßliche, das Gute und das Schlechte allenthalben sieht, von jenem gerühret und entzücket ist, von diesem mit Ekel die Abgeschmacktheit fühlet; der wahre Glückseligkeit bey jenem empfindet, und bey Flachheit, Ungereimtheit, Unverstand, Verzerrung, und Plumpheit, nichts als Marter; mit diesem Geschmacke, zieht man sich auch gerne zurück, und geniesset mit wenigen Freunden, oder alleine im stillen Umgang mit der ganzen vernünftigen Welt des Alterthums und der neuern Zeit, seine Früchte.

So entstehet dann ein angenehmes Gefühl unsers Daseyns, wenn wir erfahren, wie viel wir selbst vermögend sind zu unserer Vollkommenheit und zu unserer Glückseligkeit beyzutragen. Dann freuen wir uns, daß wir diese Kräfte haben, daß wir sie ge-

brauchen, daß wir alles damit ausrichten können zu unserm eigenen Unterricht und Vergnügen, zum Vergnügen unserer Freunde, und vielleicht auch einst zum Vergnügen gleichgestimmter Seelen in der Ferne, die uns noch nicht kennen, und denen vielleicht Wahrheit aus unserer Feder nicht misfällt.

Einsamkeit giebt uns ausgebreitetere Kenntnisse und Gedanken, und dem Geiste grössere Thätigkeit, durch die lebhaftere Neugier, den ununterbrochenen Fleiß, das eiserne Ausharren, das sie so natürlich veranlasset. Ein grosser Kenner ihrer Vortheile hat gesagt: alle unsere Geisteskräfte werden da geübt und gestärkt: manche Dunkelheiten, die uns unsern Pfad beschwerlich machen, werden zerstreut; und wir kehren mit weit mehr Heiterkeit und Ruhe zu dem geschäftigen und gesellschaftlichen Leben zurück. Unser Gesichtskreis hat sich durch Nachden-

ken

ken erweitert; wir haben mehr Dinge zu übersehen, und mit einander verbinden gelernt; wir bringen einen hellern Blick, richtigere Urtheile, festere Grundsätze in die Welt, in welcher wir leben und wirken; und können dann, auch unter mancherley Zerstreuungen unsere Aufmerksamkeit um so viel länger festhalten, und über alles um so viel richtiger denken und urtheilen, da wir dazu geübt und vorbereitet sind durch unser Nachdenken in der Stille.

Ach wie ist im gewöhnlichen Umgange die Neugier eines vernünftigen Mannes bald gesättigt; in der Einsamkeit wächst sie jeden Tag. Der menschliche Geist sieht bey seinen Untersuchungen nie gleich das Ende. Man kettet Versuche an Beobachtungen, Experimente an Schlüsse, und immer entwickelt sich eine Wahrheit aus der andern. Diejenigen, die sonst auf den Lauf der Ster-

ne aufmerksam waren, hatten freylich nicht vorhergesehen, welchen Einfluß einst ihre Entdeckungen auf die Geschäfte und die Wohlfart der Menschen haben würden; sie ergötzten sich an dem Glanze des nächtlichen Himmels, sahen daß jene Lichter aus ihrer Stelle rückten, waren begierig zu verstehen was sie bewunderten, und fanden ihren Lauf. So vermehret sich jede Kraft der Seele in stiller Geschäftigkeit, und der betrachtende Geist erhält immer eine grössere Ausbreitung je mehr er allen Beziehungen, Wirkungen, und Folgen einer erkannten Wahrheit nachdenkt.

Hängt der Verstand an die Imagination sein Bley, so ist man zwar weniger eilig, aber den Schritt den man vorwerts gethan hat, macht man nie zurück. Imaginationsmänner bauen Welten, die wie Seifenblasen zerplatzen, Verstandsmänner sichten al-

les,

les, und behalten nur was taugt. Locke sagt, die grosse Kunst des Fortschreitens zum Erkennen sey, daß man nur wenig auf einmal unternehme. Also scheiden sich die noch unbetretenen Pfade nicht gleich vor dem Blicke des rohen Jünglings, der sich einbildet, er überflügle sein Zeitalter, wenn er höchstens nur etwa seinen Freunden die Zähne lang macht, und dann wild, staar, toll, und rasend, blickt, spricht, und schreibt. Labirinthe entwickeln sich der Aufmerksamkeit, jede Höhe wird erreicht durch Ausdauren, alle Fesseln werden abgeworfen durch Entschlossenheit, aber man muß nicht gleich Morgen zu Markte bringen was man heute in der Einsamkeit ausheckt. Es ist immer gut, daß man seine Begriffe an der Hand der Weisen aus jedem Zeitalter erweitert, seine Seele in der Einsamkeit über eure engen Vorurtheile wegsetzt, seinen Nacken

nie beugt unter die allgemeine Meinung, und ohne Rücksicht auf Formel, System, und Concordanz, immer vor sich in der Stille den Weg geht, den man für den besten hält. Aber will man noch höher hinauf, dann zeigt sichs, daß man nur langsam in der Einsamkeit zur Reife bringt, was in der Welt gedeyen soll.

Der grosse Engländische Schriftsteller Johnson sagt herrlich: alle Werke menschlicher Kunst, die wir mit Lob und Erstaunung ansehen, seyen Beyspiele der unwiderstehlichen Kraft des Ausharrens. Dadurch ward der Steinbruch eine Pyramide; dadurch vereinigte man entfernte Provinzen durch Canäle. Wollte man die augenblickliche Wirkung einer Haue oder einer Schaufel mit der allgemeinen Absicht und letzten Folge vergleichen, so versünke man unter dem Gefühle ihres Unverhältnisses; und

doch

doch überwinden dieſe kleinen Wirkungen, wenn man ſie in einem fortſetzt, die gröſten Schwierigkeiten, und Berge werden eben gemacht, und Oceane beſchränket, durch die geringen Kräfte von Menſchen. Deswegen iſt es von der äuſſerſten Wichtigkeit, für diejenigen die ſich vornehmen von den gebahnten Wegen des Lebens abzuweichen, und Ruhm zu erwerben der gröſſer ſey, als dieſe Alltagsnamen, die ſtündlich in Vergeſſenheit ſinken, und durch die Zeit weggewiſchet werden mit ihrem unverdienten Lob: daß ſie ſich beſtreben bey ihrem Verſtande und ihrem Muthe auch auszuharren, daß ſie die Kunſt erwerben zu untergraben was ſich nicht zermalmen läßt, und die Fertigkeit erlangen, hartnäckigen Widerſtand zu überwinden durch hartnäckige Angriffe.

Thätigkeit belebet eine Wüſte, macht eine Celle zu einer Welt, gewähret unſterblichen

Ruhm dem stillen Denker in seiner Kammer, und dem emsigen Künstler in seiner Werkstatt. Der Geist findet Lust an der Anwendung seiner Kräfte, alles freuet ihn was in die Ferne wirket, und er ist immer da am meisten zur Anstrengung gereitzet, wo er Schwierigkeiten und Widerstand sieht. Als man dem Apelles die Wenigkeit seiner Gemählde vorwarf, und die unaufhörliche Aufmerksamkeit mit welcher er seine Stücke verbesserte, antwortete Er nichts, als, ich mahle für die Nachwelt.

Fragt jenen Mann dort, der mit so vieler Würde lebt, so sanft und nachsichtig alle eure Fehler rügt, so liebevoll euch auf bessere Wege leitet, euren Gesellschaften sich nicht entzieht, sondern Geselligkeit anpreiset und mit entzückenden Farben mahlt: ob durch Einsamkeit vervielfältigtes Leben und ausgebreitete Wirksamkeit, nicht allen Trieb

zu hirnlosem Zeitverlust, und kaltherzigem Umgange verdrängt; und ob Er das Gefühl von dem was wir im Stillen selbst sind und vermögen, nicht für edler halte, als das Vergnügen das uns etwa ein gnädiges Kopfnicken giebt?

Er wird euch antworten: Wenn in der feyerlichen Stunde der Einsamkeit das Selbstgefühl in euch rege wird; wenn das Blendwerk dessen, was euch noch immer fremde bleibt, was nur auf eine kurze Zeit mit euch verbunden ist, vor euren Augen verschwindet; wenn euer Geist gleichsam in die Tiefen seines Wesens hinabblicket; welche Fähigkeiten, welche Kräfte, welche Anlagen zu höherer Vollkommenheit und Glückseligkeit, wird er nicht in sich selbst entdecken? Wie lebhaft empfindet er es dann, sein gegenwärtiger Zustand sey nicht die vollkommenste Art, nicht das letzte Ziel seines Daseyns;

er sey und werde hier nicht alles, was er seyn und werden kann; in ihm wohne eine stets rege, immer mehr umfassende und immer weiter wirkende Kraft, die ihre engen Schranken zu durchbrechen strebe; und diese werde in andern Umständen, in andern Verhältnissen, mit der sichtbaren und mit der Geisterwelt auch ganz andere Wirkungen hervorbringen, und ihm den Genuß ganz anderer Freuden und Seligkeiten gewähren.

Der Wolluststeufel und der Müssiggangsteufel wären nie in jene heiligen Faullenzer in Egypten und im Orient gefahren, hätten sie, anstatt ihre Tage in frommer Trägheit durchzugähnen, in ihren Wildnissen ihren Geist durch nützliche Thätigkeit gehoben. Das Grosse, das sie sich vornahmen, unterblieb, weil nichts ihre Seelen bey dürrer Arbeit angenehm bewegte. Hätten die Mönche den Menschen studirt, anstatt ihn in läs-

siger

ſiger und wollüſtiger Einſamkeit für unbedeutende Meinungen zu haſſen und zu verdammen, ſo wäre die Verfolgungswuth nie in ihr Hirn aus der Hölle gefahren, und die Dummheit hätte nie ihren Thron gehabt auf ihren Altären.

Mönchiſche Begriffe von Einſamkeit und Kloſterruhe wären Unſinn für Menſchen, die nach ernſthafter Vorbereitung in der Stille, und emſigen Umgange mit ſich ſelbſt, vermögend ſind etwas Gutes und Groſſes in der Welt zu wirken. Fürſten können nicht wie Mönche leben; man macht nicht mehr Miniſter aus Kloſterleuten und Generale aus Pfaffen. Petrarcha ſagte darum vortreflich: ich will nicht daß die Einſamkeit müſſig ſey, oder die Muſſe träge und nutzenlos. Einſamkeit muß Nutzen bringen für viele. Traurig und unglücklich wird unfehlbar ein müſſiger, träger, und von der Welt abgeriſſener

rissener Mensch. Er kann nichts Gutes ausüben, keiner edlen Wissenschaft sich ergeben, keinen Blick auf einen grossen Mann aushalten.

Aber geistige Vergnügungen könnte er sich verschaffen, und das kann jeder wenn er will. Nur auf Vergnügungen die man sich durch Geld erwirbt und an denen der Verstand keinen Antheil hat, die blos auf die Vertreibung der Langenweile oder auf die Betäubung der Sinne abzielen, auf alle Vergnügungen ohne Geist und Tugend, hat die vornehme Welt ein ausschlieſſendes Recht. Aber dieses Recht hat sie nicht auf Vergnügungen die sich unser Geist selbst schaffet, die mehr Früchte seiner eigenen Wirksamkeit, Früchte seines Nachdenkens, seiner Ueberlegung und Untersuchungen sind, und die sich also mehr auf unsichtbare als auf sichtbare Dinge beziehen, auf Erkenntniß und Anschau-

ſchauung der Wahrheit, und Gefühl unſe-
rer eigenen, innern, immer zunehmenden
Vollkommenheit.

Ein Geiſtlicher aus der Schweiz hat auf
einer Kanzel in Deutſchland geſagt: ein gei-
ſtiges Vergnügen, alſo ein Vergnügen das
jedem Menſchen von jedem Stande zukommt,
quillt immer aus dem andern, und ſelbſt
dasjenige welches wir am öfterſten genoſſen
haben, verliere dadurch nichts von ſeinem
Werth, werde nie unſchmackhaft, gewinne
immer neuen Reiz und neue Süſſigkeit, zei-
ge ſich immer von neuen Seiten und in
neuen Verbindungen. Der Stof dieſer Ver-
gnügungen ſey ſo unermeßlich als das Reich
der Wahrheit, ſo unbegrenzt als die Welt,
ſo unendlich als die göttliche Vollkommen-
heit. Geiſtige Vergnügungen ſeyen auch
deswegen weit dauerhafter als alle andere.
Sie verſchwinden nicht mit dem Lichte des

Tages,

Tages, vergehen nicht mit der äussern Gestalt der Dinge, verwesen nicht mit unserm Körper im Grabe. Sie bleiben uns, so lange wir selbst bleiben. Sie begleiten uns durch alle noch so grosse Abwechslungen und Umkehrungen unsers gegenwärtigen und unsers zukünftigen Zustandes. Sie ersetzen uns in der Finsterniß der Nacht und unserer Schicksale den Mangel der ganzen sichtbaren Welt, und den Mangel aller Gesellschaft.

Erhabene Männer behielten darum mitten in der grossen Welt, und auf hoher Heldenbahn, Geschmack an geistigen Vergnügungen. Sie blieben in den größten Geschäften, aller Unterbrechungen ungeachtet, den Musen getreu, und lasen die Schriften grosser Geister. Es schien ihnen nicht, daß ein vornehmer Herr nichts zu lesen und nichts zu wissen nöthig habe. Sie schämten sich sogar nicht, zuweilen selbst Schrift-

steller

steller zu werden. Als König Philipp von Macedonien zu Corinth den jüngern Dionysius zum Essen hatte, verlachte zwar jener den Vater von diesem, weil er zugleich Fürst und Schriftsteller, und vollends Verfasser von Oden und Trauerspielen war: Wo mag wohl sein Vater, sagte König Philipp, Musse gefunden haben solches Zeug zu schreiben? In den Stunden, erwiederte der jüngere Dionysius dem König, da du und ich saufen, und uns lustig machen.

Alexander las überaus gerne. Als er die Welt mit Siegen, Blut, und Tod erfüllte, Könige gefangen nahm wie Vieh, über rauchende Städte, verheerte Provinzen, und zertrümmerte Throne, immer fortgetrieben ward, nach neuen Thaten mit neuen Kraftsmuth, hatte Er, in dem innern von Asien, Langeweile, und keine Bücher. Also schrieb er an den Harpalus, daß er ihm die Schrif-

ten

ten des Philistus schicke, viele Trauerspiele des Euripides, Sophocles und Eschylus, und die Dythiramben des Talestes.

Brutus, der Rächer der Freyheit Roms, lebte bey der Armee des Pompejus jeden Augenblick, wenn er seinen Dienst nicht that, mit seinen Büchern. Nicht nur las und schrieb er immer, wenn die Armee müssig war, sondern vollends noch am Tage vor der für die Herrschaft der Welt gelieferten Schlacht bey Pharsalus. Es war eben im höchsten Sommer, und entsetzlich heiß, und die Armee hatte sich in morastigen Gründen gelagert. Die Bedienten des Brutus, die sein Zelt trugen, kamen spät an. Aufs festeste ermüdet, indem er sie erwartete, badete er sich, und ließ sich gegen Mittag mit Oehl reiben. Sodann als er etwas gegessen hatte, und andere schliefen, oder sich mit dem beschäftigten was den Tag darauf geschahe

schrieb

schrieb Brutus, an der Sonnenhitze, und ohne Zelt, bis an den Abend, an einem Auszug aus der Geschichte des Polybius.

Niemand kannte geistige Vergnügungen besser als Cicero, der deswegen in seiner Rede für den Archias sagt: wie sollte ich mich dieser Vergnügungen schämen, da sie mich seit vielen Jahren nie gehindert, oder träge und verdrossen gemacht, andern in ihrer Noth oder zu ihrem Besten zu dienen? Wer kann mich daher tadeln, oder wer hat Recht es mir zu verargen, daß ich eben so viele Zeit auf Lesen und Schreiben verwende, als andere auf kleinliche Geschäfte, Feste, und Schauspiele; oder grade die Zeit, die sie in Wollüsten verschleudern, oder zu Hause faullenzen, oder schmausen und spielen?

Eben dieses Geistes voll benutzte Plinius der ältere, jeden Augenblick. Beym Essen ließ er sich vorlesen, auf seinen Reisen hatte

er immer ein Buch und seine Schreibtafel an der Seite. Aus allem was er las, machte er Auszüge. Er wollte durch diesen Fleiß sein Leben verdoppeln, und glaubte nicht daß er übe indem er schlafe.

Der jüngere Plinius las wo er konnte, auf der Jagd, beym Essen, auf den Spaziergängen, in der ganzen Zeit die ihm seine Geschäfte übrig liessen. Er hatte es sich zwar zum Gesetze gemacht, jeder Pflichtsarbeit den Vorzug über die Arbeit zu geben, die ihm nur Vergnügen machte. Darum empfand er aber auch ein so dringendes Verlangen nach Einsamkeit und Ruhe. Werde ich dann niemals, sagte er in traurigen Stunden, die Bande zerreissen können, die mich festhalten, weil sie unauflöslich sind? Nein, ich darf es nicht hoffen. Jeder Tag bringt mir neue Plagen zu den alten. Kaum ist ein Geschäft beendigt, so kommt ein neues.

Die

Die Kette meiner Arbeit wird immer länger und schwerer.

Petrarcha war immer hypochondrisch, wenn er nicht las oder schrieb, oder wenigstens in seiner Einsamkeit, an klaren Quellen, auf Bergen, Felsen, und in blumichten Thälern, auf die poetische Bilderjagd gieng. Damit er keine Zeit verliere, schrieb er auf seinen vielen Reisen, in allen Wirthshäusern. Einer von seinen Freunden, der Bischof von Cavaillon, befürchtete, die Hitze mit welcher er zu Vaucluse las und schrieb, möchte seine schon geschwächte Gesundheit gänzlich zerstören; und bat ihn darum eines Tages um den Schlüssel zu seinem Schranke. Petrarcha gab ihm denselben sogleich, weil er nicht wußte, was er damit machen wollte. Der freundschaftliche Bischof schloß darauf seine Bücher und sein Schreibzeug ein, und sagte: Ich befehle dir daß du zehn Tage weder

lesen noch schreiben sollst. Petrarcha gehorchte, indem er sich die grösste Gewalt anthat. Der erste Tag schien ihm länger als ein Jahr, den zweiten hatte er Kopfweh vom Morgen bis in den Abend, den dritten empfand er am frühen Morgen einige Fieberregungen. Der Bischof, den sein Zustand rührte, gab ihm seinen Schlüssel, und mit demselben seine Gesundheit wieder.

Pitt der Vater, ich weiß es aus dem Munde seines Neffen meines Freundes, war in seiner Jugend Cornet bey einem Dragoner Regimente, und lag in einer kleinen Stadt von England in Garnison. Seinen Dienst that er mit der größten Genauigkeit. Aber die ganze übrige Zeit war er alleine, gieng zu keinem Menschen, und sah keinen Menschen, und las beständig die größten Schriftsteller der Griechen und Römer. Auch sogar sein diätetisches Verhalten war ganz

auffer-

ausserordentlich mässig, weil er dadurch ein anererbtes Podagra bezwingen wollte, das ihn sehr früh befiel. Seine Kränklichkeit machte ihn vielleicht einsam, und gewiß legte seine jugendliche Einsamkeit den Grund zu seiner nachherigen Grösse.

Solche Männer giebts nicht mehr, wird man sagen. Mir deucht, das solle man nicht sagen, und nicht denken. Alles Grösse und Gute gedeyet zu seiner Zeit. War Pitt der Vater, kleiner als irgend ein Römer? Wird sein Sohn, der als ein Knabe im Englischen Parlamente zuerst wie Demosthenes donnerte, dann wie Pericles die Herzen leukte, und nun, in seinem fünf und zwanzigsten Jahre, als Englands erster Minister sich ehrwürdig und furchtbar macht, in irgend einer Lage jemals kleiner denken und handeln als sein Vater? Was die Menschen einmal waren, das können sie immer

ſeyn. Wer eben in der Zeit lebt, da in der Welt die gröſsten Dinge Schlag auf Schlag geſchehen, muß nie glauben, Er könne nichts, ſobald man das gröſste Recht hat die gröſsten Dinge von ihm zu erwarten. Griechenland und Rom hatten auf dem Throne, und im Felde, keinen groſſen Kopf, der nicht eben itzt ſeines gleichen auch in Deutſchland hat. Kraft zu allem iſt da. Weisheit und Tugend gedeyen, ſobald man das will und mag, bey Hofe wie in der gröſsten Dunkelheit des Privatlebens, im Pallaſte wie auf der Dachſtube. Weiſe Einſamkeit iſt nirgends ſo ehrwürdig wie in einem Pallaſte. Von da läſst ſich bey dem Adel wie bey dem Volke, Geiſt und Ungeiſt, Licht und Finſterniß ſcheiden, wenn alles dazu vorbereitet iſt. Da werden im Stillen die gröſsten Dinge gewogen. Da kann man immer ruhig, zufrieden, und glückſelig leben, wenn

man

man leise alles thut was man soll, Köpfe um sich her hat, und keine schlaffen Seelen. Aufklärung dämmert überall. An wenig Orten ist man noch um funfzig oder hundert Jahre zurück. Aber alles läßt sich nicht umschaffen. Es ist wenigstens klug, wenn mancher, der an einem Hofe die Fackel der Philosophie doch wol bisweilen auf einen Augenblick könnte leuchten lassen, da lieber nur leuchtet wie ein Johanniswürmlein.

Einsamkeit setzet am Ende über alles hinweg, alles gehe übrigens in der Welt wie es kann und mag. Wer durch Reichthum und Wollüste, und hohen Stand nicht glücklich ist, kann im Schatten von jedem Baume, mit einem guten Buche in der Hand jede Lebensplage vergessen. Er geniesset in der Einsamkeit unaussprechlich mehr und mannigfaltigeres, immer reines, immer lebhaftes, immer von neuem auflodernes Ver-

gnügen. Nicht an der Hoftafel, sondern bey seinem Arbeitstische wird er voll Geistes. Da giebt ihm jede Aeusserung seiner Kräfte die angenehme Empfindung seines Daseyns, und dessen was er einst werden kann, wenn es ihm beliebt. Sind seine Absichten groß, und seine Neigungen gereinigt, so werden seine Vergnügungen in der Einsamkeit eben dadurch immer gröſſer; und er lernt allen Gift, den Schmeichler ihm anbieten, immer mehr fürchten, und alle leeren Lustbarkeiten immer mehr verachten.

Wer die Menschen fliehet, um sich ihre Liebe und ihren Dank zu erwerben, wer mit der Sonne aufsteht, um mit den Todten zu leben, der ist freylich nicht schon bey Tag's Anbruch gestiefelt. Seine Pferde ruhen im Stall, und seine Thür ist für den Müssiggänger geschlossen. Aber weil er den Menschen und die Menschheit studirt, so behält

er

er auch da, wo er die Sonne durch seine Fenstervorhänge abhält, und die schöne ländliche Aussicht gar nicht geniesset, die Welt doch immer im Auge. Alles was er jemals gesehen und erfahren hat, wird dann durchgesichtet. Jede in der Welt gemachte Beobachtung bestätiget ihm eine Wahrheit, oder widerleget ein Vorurtheil. Alles wird da entschleyert, seines falschen Glanzes beraubt, nach seiner Natur dargestellt. Die Wahrheit geht im Umgange immer gekleidet, hier zeigt sie sich nackt. Ach wie himmlisch wohl wird uns, wenn wir doch einmal in einer Lage sind, wo wir nicht lügen müssen.

Solche Vergnügungen der Einsamkeit vertragen sich mit jeder Pflicht für das Publicum, denn sie sind die höchste Ausübung von dem, was jeder für das Publicum vermag. Oder ist es etwa ein Verbrechen, daß man Wahrheit ehret, liebt, und gerne

sagt? Ist es ein Verbrechen, daß man zuweilen die Kühnheit hat öffentlich zu rügen, was ein Alltagskopf nur zitternd denkt; und daß einem doch, ab und zu, ein wenig Freyheit besser behaget, als immer gebeugter Sinn, und unterthänige Devotion? Kommt nicht Wahrheit durch Schriftsteller unter das Volk, und vor die Augen der Grossen? Erregen gute Schriftsteller nicht Muth zum Denken? Ist Denkfreyheit nicht die Ursache von jedem Fortschritt der Vernunft? Eben darum wirft man gerne in der Einsamkeit die Ketten ab, die man in der Welt trägt. Eben darum sagt der einsame Denker, ganz ohne alles Federlesen, was er etwa im genossnen Leben nur unterthänigst anheim giebt. Feigheit dringet in die Einsamkeit nicht. Wer Lust und Liebe dazu hat, gewöhnet sich nirgends so gut wie da, vornehmen Uebermuth in die Augen zu sehen, und dem schalen Despotis-

spotismus der hohen Unvernunft den Flor vom Kleide, und die Haube vom Kopfe zu reissen.

Einsamkeit gewähret Freuden von der erhabensten Art, die nie vergehen, wenigstens so lange die Seele in einem nicht ganz verwelkten Körper wohnt. Solche Freuden geben Heiterkeit in allen Umständen des Lebens, Trost in jedem Unglück, versiegen nie, werden zu einem eben so dringenden Bedürfnisse, als dem abgenutzten Weltling seine Unthätigkeit, und sein elendes Jappen nach Vergnügen das er von einer Hausthür zur andern sucht, und nirgends mehr findet. Von solchen Freuden sagt Cicero; sie nähren die Jugend, sie vergnügen das Alter, sie erhöhen das Glück, sie sind in Widerwärtigkeiten unser Trost, und unsere Zuflucht, sie ergötzen uns zu Hause, sie belästigen uns nicht im Felde, sie verkürzen uns die Nächte,

te, sie begleiten uns auf Reisen, und aufs Land. Die schönen Wissenschaften, sagte der jüngere Plinius, sind meine Liebe, und mein Trost; ich kenne nichts das angenehmer sey, keine Widerwärtigkeit, die sie nicht versüssen. In der Unruhe über die Unpäßlichkeit meiner Frau, über die Krankheiten meiner Bedienten, und den Tod von einigen, finde ich keine Hülfe, als in meinen Studien; ob ich gleich die ganze Grösse des Uebels dabey begreife, so wird mir doch alles dadurch erträglicher.

Einsamkeit allein erhält diese Liebe für die schönen Wissenschaften, und diesen Geschmack für Philosophie, und alles was den Geist im Stillen angenehm beschäftigt. Es ist unmöglich daß sich Geschmack bey allen Herren im Amte erhalte, da viele sich dagegen oft so schnöde in die Brust werfen, und immer laut lachend sagen, da weiß ich nichts

von!

von! Geübte Denkkraft, ein beständiges Streben nach neuen Beobachtungen und Ideen, ist eine beständige Zuflucht für den, der sich durch jede Beobachtung bereichert glaubt, und dem Denken immer Früchte bringet. Als Demetrius die Stadt Megara eingenommen hatte, und nun alles von den Soldaten rein ausgeplündert ward, ließ er den Philosophen Stilpon zu sich rufen, und fragte ihn: ob er bey dieser Verwirrung nicht das Seinige verlohren habe? Nein, sagte Stilpon, denn alles was ich habe, liegt in meinem Kopfe. Will man darum den Kopf eines Denkers des einzigen Glückes berauben, das er hat und verlanget, so muß man ihm die Hypochondrie wünschen; oder man muß, nach der Manier gewisser kleiner Schweitzerischer Republiken, die nur einen Kopf haben, diesen Kopf weghauen.

Einsamkeit allein zieht miskennte Menschen aus dem unbemerkten Haufen hervor. Wie mancher Mann von Geist und erhabenem Charakter, konnte Licht und Wärme um sich her verbreiten, und lebt verachtet, unbekannt, und verwolfen unter einer Menge von Dummköpfen und niedrigen Seelen. Man schätzet diese alle höher als ihn. Noch hat er nichts geschrieben, noch ist kein öffentlicher Beweis seiner Fähigkeiten, seines Werthes, und seiner ganzen Denkart vorhanden. Wohl ihm hingegen, den nicht gereuen darf was er schrieb, dessen Buch keine Lügen enthält, dessen ganze Seele man eben so natürlich in seinem Buche sieht, wie in einem Spiegel (*). Rousseau schrieb und verbarg

(*) In einem schönen Buche, Nesir und Zulima, eine Erzählung nach Raphael (Berlin und Leipzig 1782) ist dies alles unendlich schöner und besser

verbarg sich; hätte man nur mich gesehen, sagt er, so hätte man nie gewußt, nie sogar geargwohnt, was mit mir ist (*).

Man-

besser ausgedrücket, als ich es sagen könnte. „Wohl dem Manne, heißt es da, den nicht „gereuen darf, was er, mit der Feder oder „mit dem Pinsel öffentlich hinschrieb! Er geht „davon; aber in jedem Worte, in jeder Linie „lebet Er, so lang ein Strich seiner Arbeit zu „sehen ist, mit unzählichen Menschen. Die wenigsten kennt Er, die meisten sind noch ungeboren. Er sagt mehr als er selber zu sagen „glaubt; einem jeglichen etwas anderes, nachdem einer, zu der Schrift oder zum Gemählde, „Sinn, Herz und Geist mitbringt. Jeder macht „daraus was er machen kann, und was er eben „zu dieser Zeit nöthig hat.“

(*) Le parti que j'ay pris d'écrire, et de me cacher, est précisement celui qui me convenoit. Moi présent on n'auroit jamais sçu ce que je valois, on ne l'auroit pas soupçonné même.

Mancher Schriftsteller, der weit unter Rousseau steht, kann dieß ohne alle Eitelkeit denken. Wer möchte alles sagen was er fühlt. Mißverstehen würde man alles. Aber man kann schreiben und drucken lassen was man fühlt und denkt. So wie mancher eben darum in Ehre und Ansehen geblieben wäre, wenn er nichts hätte drucken lassen; oder vielleicht gar einen grossen Ruhm hat, weil keine Zeile gedruckt ist von allem was er denkt und empfindet; so rächet hingegen mancher seine Ehre eben durch das was er drucken läßt, gegen die, in deren Gegenwart er immer schweigt.

Einsamkeit ist also der Canal aus dem alles hervorgeht, was man im Umgange verheelet. Da macht man, wenn man schreiben kann und mag, seinem Herzen Luft. Wir schreiben zwar nicht immer darum, weil wir einsam sind, aber wir müssen doch einsam

ſeyn, wenn wir ſchreiben wollen. Das Vergnügen ſeine Gedanken und Geſinnungen vor ein gröſſeres Publicum zu bringen, als das Publicum worinn man lebt, iſt der gröſte und beynahe der einzige Lebensgenuß für denjenigen, der da, wo er lebt, nicht ſagen kann und mag was er denkt.

Schreiben und Schwatzen ſind freye Künſte. Schreiben muß man in der Einſamkeit; ſchwatzen und ſchnacken kann man überall in Geſellſchaft. Aber es iſt viel beſſer daß ein Schwätzer ſchreibt, weil alsdann niemand gegen ſeinen Willen nöthig hat ihn zu hören.

Schreiben kann jeder in ſeiner Kammer, Aber wer philoſophiren oder dichten will, der muß ſeine volle Freyheit haben, der muß nicht jeden Augenblick ſeine Thür knattern, oder ſeine Kinder ſchreyen hören. Ihm muß nicht gleich, vom frühen Morgen an,

das Schöpsgesicht seines Bedienten jeden Augenblick vor das Anschauen kommen; er muß nicht jeden Morgen zwanzig fahnenähnliche Billete erhalten. Man muß ihn alleine lassen. Er muß dem Triebe seines Kopfes folgen, sich hinsetzen können wo er will, wenn es ihm beliebt, und wohin ihn der Geist treibt, unter freyem Himmel oder zu Hause, dort in dem Schatten eines schönen Baumes, oder hier in seinem Lehnstuhl. Zu glücklicher Schriftstellerey gehöret Bedürfniß der Seele, Leidenschaft, Lust ohne Zwang, Eifer ohne Abhaltung. Hat man dieß alles nicht beysammen, wird man immer unterbrochen (*), so muß man freylich seine Seele

(*) Eine der gröſten Kräfte der Seele iſt die bewunderungswürdige Kraft so vieler Miniſter und Staatsmänner, die immer tauſend Dinge zusammen verrichten, immer ſich unterbrechen laſſen,

Stelle Bach liegen lassen, bis die gute Stunde kömmt, da man selbst durch alle Hinderniſſe herdurchbricht, und alle seine Gesellen

lassen, und dann noch immer ihren Faden da wieder aufnehmen, wo sie ihn haben fallen lassen. Alles kommt bey allen Menschen hierbey auf Gewohnheit an. Es ist dasserst wichtig, schon bey der ersten Erziehung darauf zu sehen, daß man nicht bey jeder Unterbrechung den Faden seiner Gedanken verliere. Wer auch im männlichen Alter müssen wir immer dagegen kämpfen, daß wir auch durch Kränklichkeit und Nervenunruhe uns nicht verleiten lassen, gleich aufzufahren wenn uns etwas in die Quere kommt, und den Gang unserer Gedanken unterbricht. Kränklichkeit erzeugt freylich sehr leicht diese üble Laune, aber üble Laune zerrüttet und entstellet Geist, Herz, und Charakter, auch bey Menschen die im Grunde äusserst gutmüthig sind. Besonnenheit und Gegenwart des Geistes, und ein fester und ruhiger Gedankengang in allen möglichen Fällen, sind darum an allen Menschen ehrwürdig. Nicht wenige Dankbarkeit von

meiner

zermalmt. Gut schreibt man nie, wenn man nicht durch einen innern Ruf getrieben ist zum schreiben, wenn man nicht die glückli-

chen

meiner Bekanntschaft schreiben die schönsten Briefe, auf ihrem kleinen runden Knie, indeß da ihr Friseur unter beständigem Schnack, sein grosses Werk an ihnen verrichtet; oder indem sie, noch obendrein, ihr Zimmer voll Menschen haben. Cäsar, Haller, Möser, Iselin, und Lavater sind grosse Beyspiele dieser Geisteskraft. Lavater sitzt bey seinem Mittagessen, unterhält seine Gesellschaft von allem was man will, steht auf, und schreibt, indem er in seiner Stube auf und nieder geht, ein Dutzend Briefe an seine Lieben und Getreuen. Dann kommt Er wieder zu Tische, wo er der angenehmste, sanfteste, offenste, und liebenswürdigste Gesellschafter ist. Dann steht er wieder auf, und schreibt an einer Predigt. Ganze Nachmittage und Abende hindurch, unterhält er sich mit vornehmen Damen, Fürstinnen sogar, und schreibt an ihrer Seite, unzählige Briefe von wenigen Zeilen in alle Welt, und dictirt zu-

gleich

chen Minuten ablauert, in welchen der Kopf helle ist, und das Herz warm. Man muß erwecket seyn durch lebhafteres Anschauen,

gleich ein Buch, seine Messiade zum Exempel. Menschen hingegen, die solche Geisteskraft nicht haben, unterbricht und zerstreuet Alles; dies ist Schwäche, und diese Schwäche habe ich. Immerwährender grausamer Schmerz, der viele Jahre hindurch nie aufhörte, und bey dem ich alle meine Geschäfte that, immerwährende Unruhe in meinen Nerven, die noch weit mehr niederdrückend ist als aller Schmerz, und den Geist noch weit mehr zerrüttet, stürzten mich in diesen Zustand. Den äusserst seltenen Fall ausgenommen, da ich mich wohl befinde, verstimmet mich Alles. Jede Sache muß ich darum mit Ruhe thun können, oder ich thue sie entweder gar nicht, oder äusserst unvollkommen. Seitdem ich anfieng dieses Buch zu schreiben, ward ich, durch die beständigen Unterbrechungen, oft auf viele Monate so verstimmt, daß ich nicht vermögend war eine Zeile daran zu schreiben, daß ich an mein Buch gar

erhöhet durch edlere Gesinnungen, gestählt durch Nichtachtung der Hindernisse; dann wird man alles gewaltig anfassen, aber auch

sorg-

nicht mehr denken mochte. Zu anderer Zeit, wenn ich etwas mehr Muth und Kräfte hatte, sträubte ich mich wenigstens gegen die zu häufigen Unterbrechungen, so viel ich es mit Ehre und gutem Gewissen konnte, und gab nur alsdann nach, wenn ich muste. Aber daher kommt auch mein zerstückelter Vortrag, und vielleicht das meiste was in diesem Buche schlecht ist. Soll ich so gut schreiben, als ich nach meinen kleinen Kräften schreiben kann, so muß ich glauben, ich sey nun auf vier, fünf, bis sieben Stunden frey; und dann werfe ich auf einmal alles aus, was in mir ist. Weit bessere Leute als ich bin, vertrugen auch keine Unterbrechung, und waren doch wahrscheinlich weit gesunder und stärker als ich. Nachdem Kaiser Antonius die morgenländischen Unruhen gestillet hatte, verweilte er auf einige Zeit noch in Smyrna; und als ihm daselbst jedermann aufwartete, fiel ihm ein, Er habe den Redner Aristides

ſorgſam ſeine Gedanken auslesen, und ſeine Worte ausbilden. Dann frägt man ſich ſelbſt nicht mehr: ſoll ich ſchreiben oder nicht? Man muß ſchreiben; und fiele auch Hauswesen, Familie, Liebe der Freunde, Gunſt der Groſſen, Alles, darüber zu Trümmern.

Petrarcha fühlte dieſen innern Ruf, als er ſich aus der laſterhafteſten und ſchmutzigſten (*) aller damaligen Städte in der Welt,

ſtides noch nicht geſehen. Wo bleibt Ariſtides, fragte der Kaiſer ſeine Hofleute? Die Hofleute verſicherten, Ariſtides ſey noch nicht da, ſonſt würde man ihn leicht erblicken, und vor den Kaiſer bringen können. Endlich kam Ariſtides. Der Kaiſer fragte ihn: warum haſt du ſo lange aufgeſchoben mich zu ſehen? Ariſtides antwortete: ich arbeite; und du weißt, daß das menſchliche Gemüth die Unterbrechung ſeiner Gedanken ungerne erträgt.

(*) Petrarcha macht in ſeinem zweiten Dialog mit dem heiligen Auguſtinus, von der Stadt Avignon folgendes Gemählde, bey dem vielleicht für

der Stadt Avignon, in welche die Päbste den heiligen Stuhl, und die Schlüssel zum Himmelreiche verleget hatten, von dem Papste der ihm gewogen war, und von allen Cardinälen und Fürsten losriß. Als ein sehr junger Feuerkopf sonderte er sich ab von einer solchen Welt, und gieng, sechs Stunden

deutsche Delicatesse die Farben etwas zu dick aufgetragen sind. „Ich wohne, sagt Er, in „einer schmutzigen und geräuschvollen Stadt, „in der Abzucht und dem Pfuhle alles Schlam„mes von der Welt. Alles verursachet mir hier „Widerwillen und Ekel. Allenthalben und bey „jedem Schritte, stosse ich, in diesen engen und „abscheulichen Gassen, auf stinkende Schweine, „auf wütende Hunde, auf rasselnde Wagen, auf „Seespanne von vier Pferden die den Durchgang „versperren, auf Bettler von schauerlichem An„blick, auf Fratzengesichter aus aller Ländern, „auf unverschämte und übermüthige Vornehme „und Reiche die ersoffen sind in Vergnügungen „und Unzucht, und überall auf einen unbändi„gen Pöbel, der sich immer in den Haaren liegt."

ken von Avignon, in seine berühmte Einsamkeit nach Vauclüse, wo er einen einzigen Menschen zur Bedienung um sich hatte, und nichts besaß, als ein kleines Haus, und ein Gärtchen. Von der Anmuth dieses Ortes eingenommen, ließ er alle seine Bücher dahin bringen, lebte da viele Jahre, und alle seine Schriften sind da verfertigt, oder angefangen, oder entworfen. Petrarcha hat mehr in Vauclüse geschrieben, als sonst in allen übrigen Oertern seines Aufenthaltes. Aber er feilte da auch immer an seinen Schriften, und konnte sich sehr lange fast gar nicht entschliessen irgend etwas herauszugeben.

Virgil nennt die Musse, die er in Neapel genoß, unedel und dunkel. Aber er schrieb in dieser Musse seine Georgica, das vollkommenste aller seiner Werke, das in jeder Zeile verräth, Virgil habe gewußt, daß er für die Unsterblichkeit schreibe.

Jeder grosse Schriftsteller wirft diesen enthusiastischen Blick auf die Nachwelt, hat diese Ahndung der Unsterblichkeit. Der gute Schriftsteller verlanget für weniger Aufwand, auch einen geringern Lohn, und findet zuweilen was er verlanget. Beyde müssen sich von den Menschen absondern, Wälder und Schatten suchen, ganz in sich hineingehen. Also ist alles, was sie thun, und alles was sie gewinnen, immer eine Wirkung der Einsamkeit. Liebe für die Einsamkeit muß ihre ganze Seele einnehmen und festhalten, wenn sie etwas hervorbringen sollen das auf die Nachwelt komme, oder das des Anblickes weiser Zeitgenossen werth sey. Alles was tiefes Gefühl auf einen Schriftsteller vermag, erhält durch Einsamkeit das Daseyn. Da überschaut und sammelt er alles, was in der Welt seine Seele drückte. Da schärft er seine Pfeile gegen verjährtes Vorurtheil,

urtheil, und allgemeinen Wahn. Die Fehler der Menschen begeistern den moralischen Schriftsteller, und heben ihm die Seele, durch die Begierde die Menschen zu bessern, so sehr, als manchen andern durch die Begierde ihnen zu gefallen. Aber das Verlangen nach Unsterblichkeit ist das Aeusserste, das sich ein grosser Schriftsteller erlauben darf. Keiner darf es, der Bacons Geist nicht hat, und der in seiner Art nicht eben so gut schreibt wie Rousseau, oder Voltaire; keiner, als solche, die für das Publicum schreiben um ihm Gesetze zu geben, und nicht um Gesetze von ihm anzunehmen. So entstehen Werke für die Nachwelt. Solche Köpfe dürfen sagen: wir fühlten uns belebet durch diesen sanften und tröstenden Gedanken, man werde auch noch von uns sprechen, wenn wir nicht mehr sind; durch dieses so wollüstige Gemurmel, das uns aus dem Munde einiger

ger unserer Zeitgenossen hören ließ, was einst Menschen von uns sagen werden, für deren Unterricht und Glückseligkeit wir uns aufopferten, die wir hochschätzten, die wir liebten, ob sie gleich noch nicht gebohren sind. Wir fühlten wie dieser Keim des Wetteifers sich in uns entwickelte, der dem Tode unsern besten Theil beneidet, der dem Nichts die einzigen und uns allein schmeichelnden Augenblicke unsers Daseyns entreisset.

Ruhmbegier leitet aus dem kleinen Lichtkreise einer Nachtlampe, wie vom Throne, wie durch den Ocean, wie aus dem Schlachtfeld, zu Thaten deren Andenken nicht stirbt, und nicht sich endigt bey Tode und Grab. Der Mittag des Lebens ist dann noch eben so schön als sein Morgen. Lob, das starke und erhabene Seelen schon besitzen, sagt Plutarch, wird ihre Begier danach nur mehr schärfen und erwecken; durch die Kraft des

schon

schon erworbenen Ruhmes werden sie getrieben, wie durch einen Sturm, zu allem Schönen und Grossen. Sie betrachten sich nicht als schon belohnte. Ihre vorigen Thaten waren nur für dich ein Pfand, die man noch von ihnen erwartet; sie würden sich schämen ihrem Ruhme nicht getreu zu leben, und ihn nicht noch zu verherrlichen durch gröſsere Thaten.

Wer mit der Faust ins Gesicht alle falsche Ehre, allen dummen Beyfall, jedes schale Compliment, denjenigen erwiedern möchte der ihm das Compliment macht, fühlet doch eine gewisse Wärme im Herzen bey der Schwärmerey, mit welcher Cicero sagt: warum wollen wir uns in einer Sache verstellen, die wir doch nicht vermögend sind zu verbergen? Warum machen wir uns nicht lieber eine Ehre daraus frey zu bekennen, wir trachten alle nach Ruhm, und die edelsten

Seelen fühlen diesen Zug am stärksten? Sogar die Philosophen, welche von der Verachtung des Ruhmes schreiben, setzen auf den Titel solcher Bücher ihre Namen, und bezeugen auch da wo sie die Geringschätzung eines grossen Namens predigen, sie wünschen, daß man sie nenne und lobe. Keinen andern Lohn verlanget die Tugend für alle Mühseligkeit und Gefahr. Was bliebe ihr auch übrig, wenn man ihr in diesem armseligen und kurzen Leben diesen Lohn entzöge? Hätte die Seele nicht Ahndungen der Zukunft, steckte sie ihren Gedanken keine weitere Grenzen als die engen Schranken dieses Lebens, so würde sie weder durch so schwere Arbeiten sich ermüden, noch mit so vielen Sorgen und Nachtwachen sich quälen, noch so oft für die Erhaltung des Lebens kämpfen. Aber in den besten Menschen haftet tief ein edler Trieb, der sie Tag und Nacht nike

Ruhm-

Ruhmbegier erfüllet, und die schönsten Seelen ermuntert, das Gedächtniß ihres Namens nicht blos diesem Leben zu überlassen, sondern zu erhalten bis auf die spätoste Nachwelt. Oder wollten wir, die dem Staate dienen, die für ihn täglich in so vielen Gefahren schweben, unser ganzes Leben ohne einen einzigen ruhigen Augenblick hinbringen, und dann kleinmüthig glauben, alles sey auf einmal mit dem letzten Hauche verlohren? Viele grosse Leute waren darauf bedacht, ihre Gesichtszüge der Nachwelt in Erz und Marmor zu hinterlassen, und warum sollten wir nicht vielmehr wünschen unsern Geist und unser Herz für sie abzubilden? Ich wenigstens dachte immer bey allem was ich that, ich säe für die Zukunft, und zum ewigen Andenken bey der ganzen Welt. Nun mag ich mir auch dieses nach meinem Tode erinnern, oder nicht erinnern, so labe ich

mich

mich doch itzt an dem Gedanken und mit der Hofnung meines Nachruhms.

Solche Schwärmerey sollte man in unserm schwärmerischen Zeitalter wünschen Jünglingen von hoher Geburt beyzubringen. Ach wer so glücklich wäre diese Flamme in ihren schönen jungen Herzen anzuzünden, und durch dieselbe sie abzuhärten zu eisernem Fleisse; wie würde er sie wegflichen schon von jeder verderblichen Jugendfreude! Zu welcher Heldenarbeit würden sie sich bequemen; welche Thaten würden sie hoffen lassen, welchen Ruhm, welche Lorbeern? Der Geist grosser Herren wird groß, wenn sie sich gegen alles Kleine empören; wenn ihnen vor allem ekelt, was Körper und Seele entnervt; wenn sie die Prediger geiler Lüste von sich entfernen, und jeden, der Glück und Einfluß bey ihnen nur dadurch suchet, daß er sie zum Laster hinlocket, alles Grosse für ih-

re

re Augen verkleinert, und alles Gute ihnen verdächtig macht. Aber Ringen und Verlangen seinen Ruhm durch Thaten auszubreiten, und sein Ansehn durch innere Würde und Geistesgröße zu vermehren, bringt Vortheile die Geburt und hoher Stand nicht geben, die man auch nie auf dem Throne erwirbt, ohne Tugend, und beständige Hinsicht auf die Zukunft.

Niemand streut so viele Samen für die Zukunft aus, wie der geistvolle Schriftsteller, der seine Mitbürger und Landsleute am meisten gegen sich aufbringt, weil er ihre Vorurtheile und Thorheiten mit dauerhaften und bleibenden Zügen mahlt. Er schreibt nicht für sie; aber was er schreibt, kann bey ihren Kindern und Kindeskindern wirken, und macht vielleicht diese klug. Heller Unterricht, grosses Beyspiel, und verdienter Ruhm, bringen dann doch Früchte, wenn

der Mann im Grabe liegt, an dessen Verdienst itzt der Zahn des Neides nagt. O Lavater, tausend und noch tausend Gecken und Schurken wird man vergessen; dich, und nicht sie, lieben und ehren, deine kleinen Schwächen übersehn, weil du wirklich ohne die nicht so groß geworden wärest, und nur auf das hinblicken was du vor andern voraus hast. Dann werden deine physiognomischen Fragmente, wie der Verfasser der Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten dir prophezeyt, durch den Reichthum deiner Sprache, durch die Kühnheit mit der du Worte schaffest und umbildest, durch die nervichte Kürze deines Ausdrucks, und die treffende Charakteristik menschlicher Sitten und Schwachheiten, als eines der wenigen deutschen Originalwerke noch stehen bey jeder Nachwelt, unserm Jahrhundert zur Zierde; und dann wird Niemand mehr wissen,

daß

daß Lavater, der Schöpfer so mancher neuen Wahrheit und seiner Sprache, an Fortdauer der Wunder und an Gaßners Gaukelkünsten glaubte.

Solcher Ruhm erwartet große Schriftsteller. Was Cicero so schwärmerisch zu hoffen schien, geschah. Den Beyfall, den Lavater ahndete bey allem Unflat mit dem man in der Schweitz und in Deutschland nach ihm warf (*), wird seine Physiognomik erhalten. Aber wäre Cicero nur Consul gewesen, und Lavater nur Thaumaturg, so bliebe von beyden wenig übrig in den Archiven der Zeit, die das Gemeine verschlinget, und nur für die Ewigkeit aufbewahret was der Ewigkeit werth ist.

(*) Lavatern, und seine nunmehr übersetzte Physiognomik, hat man in England weit schärfer beurtheilt, und ungleich besser, gutmüthiger, und freundlicher aufgenommen, als in Deutschland.

So gewiß ein guter Schriftsteller Menschen von gemeinem verschliffenem Gepräge übertrift, so gewiß übertrift auch das Schicksal seiner Gedanken das Schicksal der Gedanken des lauten und gemeinen Haufens. Dieser verschliffene Haufen giebt zwar an jedem Orte den Ton an, und bey ihm erkundigt sich jeder schlechte Kopf was er denken und sagen soll. Aber jeder gute Gedanke ist unsterblich, und die Gedanken solcher Kerle verschwinden mit dem Tage der sie hervorbrachte.

Geschrey ohne Geist, und grosse Worte ohne Werke, erlauben daß man den elenden Halbkopf, den frostigen Spötter, und schalen Wißling frägt: warum willst du Alles deuten und auslegen was ich schreibe, da doch meine besten Züge nichts bey dir wirken, als nur einen dummen Einfall? Wer bist du? Was macht dich hier zum Archivarius der

Dumm-

Dummheit und zu unserm Geschmacksführer? Wo sind deine Schriften? Wann und wo nannte man der Nation deinen Namen? Wie viele von ihren ersten Männern hast du unter der Zahl deiner Freunde? Unter welchem entfernten Volke weiß man daß du bist? Warum predigst du dein nil admirari immer nur, im Weinhause? Warum unternimmst du nur dort Schande auszugiessen über alles Edle, Grosse, und Gute, als eben darum weil du deine Kleinheit und deine Armuth fühlst, und von allem dem nichts hast? Suchst du etwa hier bey der schwachen und lauten Menge Beyfall, weil ausserhalb kein Mensch dich schätzt? Verachtest du dauerhaftes Lob, weil du nichts lobenswürdiges thun kannst: o so wird der Name bleiben den du anspeyst, und deiner wird verfaulen.

Ruhmbegier ist natürlich und erlaubt unter solchen Unköpfen. Aber nicht als Apel-

lation an sie, sondern als Apellation an gesunden unparteyischen Menschenverstand, an unbekannte gute Seelen, für die allein man aus der unbemerkten Menge sich heraushebt, und deren Herz gewiß einem Schriftsteller sich öfnet, wenn sie sehen wie zutraulich er wünschet in dasselbe sich zu ergiessen. Für solchen Beyfall schließt man sich ein. Sind auch diejenigen, die ihre Namen an Wände und Mauren und in Fensterscheiben schreiben, die demüthigsten Candidaten des Ruhmes in allen Zeiten und Ländern, so deucht mir doch derjenige beynahe ein eben so demüthiger Candidat, der irgend etwas für die Stadt schreibt in der er lebt. Wer keines Clubs und keines Ordens Mitglied ist, und Ruhm suchet unter den Menschen um sich her, ist ein Narr der Samen aussäet auf Steinen. Etwas gutes verzeihen sie vielleicht; aber nichts kühnes, grosses, und freyes. Also muß man

fein artig und bescheiden die Ohren hängen lassen vor jedermann; denn öffentlich etwas ruhmwürdiges oder in der Ferne gerühmtes thun, ist, wenn ich die Sache rund und frey heraus sagen soll, an manchem Orte eben so viel, als dem lauten Haufen um sich her stückweise die Ohren abhauen.

Hat aber ein Schriftsteller Herz und Seele, so sagt er sich, daß unpartheyische und vernünftige Menschen in der Ferne ganz andere Zeichen und Merkmale eines guten Buches haben als seine Mitbürger. Jene fragen: bezieht sich das Buch auf den Menschen? Hat es eine gute moralische Absicht? Wirkt es auf Geist und Empfindung? Ist es keck und frey geschrieben? Erhebt es die Seele? Trägt es durchaus den Stempel der Redlichkeit? Macht es nichts Grosses oder Gutes lächerlich? Herrscht ernsthafte Absicht, bey Witz, und Scherz, und Laune?

Erhellet es unsere Blicke in das Gebiet der Wahrheit? Veranlasset es edle Gesinnungen und gute Entschlüsse: o so bedürfen wir keines andern Maasstabs für unsere Empfindung, und unser Urtheil; das Buch ist gut, und sein Verfasser ein Meister.

Im gewöhnlichen Weltumgange, in diesem Umgange der Schmeicheley und Falschheit, bey welchem man betrügt und betrogen wird, bey welchem ein jeder unter einer angenommenen Gestalt erscheint, Hochachtung zu erkennen giebt die er nicht empfindet, und Lob ertheilt um Lob zu empfangen, bückt man sich vor jedem Schurken, und nennt jede Närrinn Ihr Gnaden! Aber wer sich absondert von diesem Kreise des Betruges, verlanget keine Complimente, und giebt dem keine, der sie nicht verdient. Tausend höfliche Grimassen, womit man uns in Gesellschaft beehret, wären nichts gegen den stil-

len

len Umgang mit einem Freunde, der uns anfeuert zu edler Kühnheit, der uns unempfindlich macht gegen jede Ungerechtigkeit, der uns auf die Bahn der wahren Ehre treibt, und selbst mitgeht.

Auch alles Gezwitscher einer Assemblee, und aller gesellschaftliche Schnack, ist nichts gegen häusliche Glückseligkeit und geistvollen Umgang mit einer schönen weiblichen Seele, die alle schlafenden Kräfte unsers Geistes aufwecket; die uns mehr Feuer und Stärke giebt als wir haben; die alle Schwierigkeiten in der Ausführung unserer Entwürfe durch ihre Ermunterung und ihren Beyfall überwindet; die uns durch den Flug ihrer Ideen und durch die Erhabenheit ihrer Gesinnungen begeistert; die alles was wir denken, thun, und sind, mit critischem Scharfsinn wiegt und prüfet; die alle unsere Fehltritte sieht; die uns immer mit Ernst

warnt, und uns immer liebreich bestrafet; die immer durch ihre Gefühle unsern Geschmack erhöhet; die durch die liebreiche Mittheilung aller ihrer Bemerkungen und Gedanken uns immer mehr aufkläret, und durch die Ergiessung ihres Herzens in unser Herz uns immer mehr zu jeder Tugend erwärmt; die an unsern Charakter die letzte Hand legt durch den sanften Zug ihrer Liebe, und die süsseste Uebereinkunft mit ihren Gedanken und Gesinnungen.

In soichem Umgange bleibt an uns das Edle, und das Schlechte vergeht. Unsere Mitbürger sehen uns wie wir im öffentlichen Umgange seyn müssen, und nicht wie wir in der Einsamkeit sind. Im Weltumgange kehret man immer die flache Seite auswerts, und verbirgt die eckigte Schärfe, und kommt dann herrlich durch die Welt, und die Menschen finden Geschmack und Vergnü-

gen

gen an uns (*). Wenn wir keine Bücher geschrieben hätten, so würde beynahe die ganze Stadt bey unserm Tode sagen: ach sie begraben einen guten Mann! Denn ihr seht wol in einem flachen Lande (**) alle Menschen einem flachen Menschen gut sind.

Aber ganz anders zeigen wir uns unsern Zeitgenossen als unsern Mitbürgern. Da

stechen,

(*) Le materiel fait le prémier mérite de l'homme, schrieb mir einst ein grosser Mann, und einer meiner geliebtesten und verehrtesten Freunde in Deutschland, et pour vivre en paix, on doit se garder de faire apperçevoir l'autre partie de soi-même.

(**) Flacher ist in dieser Absicht wol kein Land in der Welt als die Schweiz. Herz und Seele hält man, zumal in aristocratischen Republiken, für gefährlich. Durch Flachheit macht man sich da (und überall) Freunde. Ueberhaupt fürchtet man viele Menschen nur deswegen, weil sie Verstand haben; und Tugenden sogar, die man bewundert, erregen doch immer eher Schrecken, als Liebe.

stechen, unter dem Guten, auch unsere Fehler hervor; denn unsere Schriften zeugen oft wider uns, wenn wir ehrlich darinn sind! Und wie tröstend ist das für unsere Mitbürger, zu denen doch zuweilen unser Lob hinhallet, und die doch zuweilen den abscheulichen Gedanken, wie einen scharfen Knochen, hinunter würgen müssen, daß es Leute in der Welt giebt die etwas aus uns machen. Wahr ists, wir sind oft ein wunderliches Gemische von Tugend und Leidenschaft, von Erhabenheit und Schwäche; und warum sollten wir das verheelen? Aber unsere Schwachheiten gehen mit allem was menschlich an uns ist, ins Grab; sie fallen hin, mit unserm Körper, der sie erzeugte. Der edlere Theil bleibt, wenn er etwas gewirket hat; unsere Schriften sind unser Nachlaß.

Dann nagt der Neid nicht mehr an unserm Namen. Unsere Verläumder schwei-

gen,

gen, und die Schnackſucht hat dann wieder ander Futter. Dann ſprechen Menſchen die uns liebten, und ſich itzt wohl hüten ſo was ſich merken zu laſſen, auch vielleicht noch ein Wort. Vielleicht verzeiht uns dann auch mancher, daß wir unſern Namen erheben wollten über ſolche vollbürtige Namen, die ſtündlich alles thun, um mit ihrem Tode in ewige Vergeſſenheit ſich zu verſenken, und die ihren Zweck erhalten. Vielleicht verzeiht man uns den eitelen Wunſch etwas zu hinterlaſſen, das nicht gleich mit uns ſterbe, oder das doch wenigſtens bey unſerm Leben eine Apellation ſey, von dem Urtheile unſerer Mitbürger an das Urtheil der Welt. Man begreift alsdann vielleicht, warum uns die nicht niederdrückten, die uns alle Federn aus den Flügeln ausrupfen, uns die vis vivida animi ausblaſen wollten, und dann immer dabey ausriefen: bey uns iſt

Alles

Alles gut, und nirgends iſts ſo gut wie bey uns; und dann immer ihren Dreck vertheidigten! Man verzeiht uns dann vielleicht den beſtändigen Mislaut zwiſchen uns, und jenen witzigen Köpfen, die alle Käferleidenſchaften haben, und keine groſſe; die eben ſo gefühllos für wahren Ruhm ſind, als unfähig denſelben zu verdienen. Und wäre auch unſer Nachlaß weggeworfen, welches gewöhnlich geſchieht, ſo verdenkt uns dann doch niemand mehr, daß wir etwas Edleres bey unſerm Leben können wollten, als das Geſchmeiß dort, das nichts kann, als alles Gute beflecken. Eben weil wir ihre Achtung für Schande hielten, ermannten wir uns noch in der ſpäten Zeit, da die Roſe ein Blatt nach dem andern fallen läßt, zu neuer Kraft und Heiterkeit. Mit edlem Stolze ſuchten wir den Namen für einige Jahre noch zu erhalten, den wir uns erworben hatten; damit

mit wenigstens unser Andenken so lange nicht welke, so lange das Haupt nicht neige, als in uns die Glut noch lodert, die unsere Jugend erwärmte, und die unser Alter belebet.

Unabhängig von aller dieser Schwärmerey um Ehre, bleibt in der Einsamkeit dem Schriftsteller ein Vergnügen, das niemand fähig ist ihm zu rauben, und das mehr werth ist, als alle Ehre der Welt. Er beschäftigt sich doch nicht allein mit dem was seine Arbeit wirken wird, denn er muß auch seine Arbeit thun, und wie manche Freude erheitert ihm dabey seine Tage. Welches Vergnügen quillt schon beym Schreiben, aus anhaltender Aufmerksamkeit, und dem zuweilen damit verknüpften stillen Enthusiasmus. Wie vieler Unmuth wird dadurch verdrängt, wie viele Schmerzen werden dabey vergessen. Ach eine einzige Stunde der Ruhe, gäbe ich nicht um alle Aussichten in die Ewigkeit des Elr-

ro. Ruhe mitten unter beständigem Schmerz, ist ein Genuß der die Seele mit Recht an den gegenwärtigen Augenblick heftet, aber der sie dann auch zu allem Guten fähig macht, und erhebet. Das innige Vergnügen doch wenigstens noch etwas hervorgebracht zu haben, da man fest glaubte, man könne gar nichts mehr hervorbringen, kennet zwar der Gesunde nicht, denn Er hat Zuversicht in seine Kräfte. Aber für jeden kranken Schriftsteller ist jede überwundene Schwierigkeit in Anordnung und Vortrag, jede gelungene Wendung, jede wohlgestellte Periode, jedes glückliche Wort, und am meisten das trostreiche Zurücksehen auf vollbrachte Arbeit, ein Hülfsmittel zur Heiterkeit des Geistes, ein Gegengift der Melankolie, und ein wahrer Vortheil der Einsamkeit. Unendlich gröſſer und wesentlicher sind diese Vortheile, als alle Träume, Ahndungen, Visionen,

nen, von Ehre und Nacheuhm. Und wer entsage, bey solchem Genusse, nicht gerne jener Schwärmerey, gegen die unsere Vernunft doch so viele mächtige Einwürfe hat, und die mir eigentlich nur für so lange befriedigend deucht, als man nicht recht bey sich selbst ist.

Sich selbst alles seyn, ohne alle äussere und fremde Hülfe von Menschen, Stunden, die sonst Traurigkeit, Unmuth, und Schmerz, aus unserm Leben wegrissen, vielleicht in nicht ganz unnützer Arbeit hinbringen: dieß ist der gröste Vortheil den Schriftstellerey hat und giebt, und mich befriedigt dieser allein und ganz. Wer freuet sich nicht im Stillen, wenn er sieht was er in einem einzigen Abend thun kann, indeß da zweyhundert Kutschen durch seine Gasse rollen, und alle Wände seines Hauses von der allgemeinen Visitenwuth zittern.

Träume nun jeder von Aussichten in dichterische Zukunft und idealische Unsterblichkeit, was er will, wenn der Traum ihn glücklich macht. Diese Träume der Imagination gehören zu den Vortheilen der Einsamkeit. Ich läugne auch ihren Nutzen nicht ganz; denn grosse, gute, und schlechte Schriftsteller machen dabey ihr Glück: die grossen, weil ihr Name bleibt; die guten, weil er etwa noch einige Zeit blühet; und die schlechten, weil man sie vergißt. Aber alle diese Gedanken und Gefühle, Träume und Vernunftschlüsse, leiten indessen zu einem Zwecke; sie erweisen, durch welche Kräfte alles Grosse in der Einsamkeit vorbereitet wird, und wie leicht man sich den Staub der Welt da aus den Augen reibt.

Die Eigenheiten einiger Schriftsteller sind zuweilen Wirkungen, und oft wahre Vortheile der Einsamkeit. In langer Entfernung

nung von dem gesellschaftlichen Umgange wird man immer weniger biegsam, und weniger geschmeidig. Aber wer auch diese Welteigenschaften behält, ärgert sich doch, daß er immer in Gesellschaft sich ganz anders zeigen muß, als er ist; und ergreift dann aus lauter Unmuth die Feder, wäre es auch nur, um doch einmal sein Herz auszuleeren (*).

(*) Dieses Bedürfnis ist zumal in Italien besonders groß, wo es, auch ausserhalb der Klöster, viele Einsame giebt, die ihr Leben in philosophischer Ruhe zubringen, und dann ziemlich unbefangen über alles ihre Meinung eröfnen, was sie etwa in der Welt frappirt. Herr Jagemann sagt in seinen Briefen über Italien (Weimar 1778): „Es giebt Edelleute in Florenz, die „seit der Erlöschung des Medicäischen Geschlechts „nie aus dem Hause gekommen sind, daher dann „auch wenige Menschen die besten Köpfe Italiens kennen. Sie opfern in der Stille den „Musen, und sammeln sich durch ein lang fort-

„gesetz-

Das soll der Schriftsteller nicht, sagt unsere Welt, weil die ganz allein in der Einsamkeit entstandene moderne deutsche Manier dem Leser Gesellschaft zu machen, bey manchem Schriftsteller doch weit mehr üble Lesensart verräth, als zum Vergnügen oder zum Unterrichte beyträgt. Indeß liegt auch in dieser Manier etwas Gutes. Unsere Litteratur erwirbt dadurch immer mehr Freyheit,

„geübtes Lesen und Nachdenken so grosse Kenntnisse, daß es ein wahres Glück ist, wenn die „Fürsten von ungefehr solche Männer kennen „lernen, und sie aus ihrem einsamen Hinterhalt in ihre Dienste ziehen können. Daher entstehet auch der fast allgemeine Hang der Italiäner zur Satyre. Menschen, die mit ihres „gleichen unzufrieden sind, und in stiller Einsamkeit sich mit Meditiren beschäftigen, werden „durch ihre hypochondrische Laune angereizet, „anderer Leute Thun und Lassen durch die Hechel zu ziehen. Daher sind auch fast alle Satyren der Italiäner mit bitterm Salze gewürzet."

heit, sie entfernet sich immer mehr von ihrer sklavischen kriechenden Denkart, sie nähert sich immer mehr den Bedürfnissen der Zeit. Ist die deutsche Nation in Allem noch nicht, was die grössten Deutschen wünschen daß sie sey, so kann sie es werden, wenn man doch wenigstens ausserhalb des Umganges verjährten Vorurtheilen auf den Kopf tritt; wenn also Denkfreyheit immer mehr überhand nimmt; und wenn in jeder deutschen Provinz auch nur einige philosophische Schriftsteller ihre Beobachtungen freymüthig niederschreiben.

Seinem Leser Gesellschaft machen, ist, wie ich das Ding nehme, weiter nichts, als in Schriften rund und frey heraus, wie unter vier Augen sagen, was man im allgemeinen Umgange mit Anstand und Glück so nicht sagen kann. Deutsche Freyheit nenne ich dieß; Freyheit, die kein Republikaner besser hat,

und mancher Schweißer wahrlich nicht so gut. Diese Freyheit hat jeder Deutsche, der vor sich im Stillen unter einer weisen und milden Regierung lebt. Aber daß sie einen Theil unsers alten Adels in einigen Provinzen, und alle nicht aufgeklärten Weltleute, etwas unsanft in den Augen schrinnt, das ist begreiflich.

Ein Edelmann wie es scheint, ist in einer in Weimar gedruckten Abhandlung über den Styl, sehr gegen diese neudeutsche Manier; und ich hätte zur Ehre der Einsamkeit und der Freyheit, die diese Manier erzeuget hat, wohl einiges mit Bescheidenheit dabey zu erinnern, so sehr ich auch über verschiedenes mit ihm einstimme. Er, möchte eine allgemein geltende Regel des Styls; und ich, Freyheit des Styls, in Büchern für Menschen von allerley Laune. Er will, daß man fremde Modelle im Kopfe habe; und ich glaube, je-

der

der sey sich selbst das beste Modell. Er will, daß man nach einem fremden Styl strebe; ich möchte, daß man nicht nur etwa seinen Styl, sondern sein ganzes Buch sich selbst so ähnlich mache als möglich. Er will, daß der Schriftsteller sich in seinem Werke nicht selbst zeige; und mir scheint, es eben so erlaubt, den Zustand seiner Seele öffentlich zu zergliedern, und Beobachtungen über sich selbst andern zum Besten anzustellen, als es erlaubt ist, andern zum Besten seinen Leichnam einem öffentlichen Lehrer der Anatomie zu vermachen. Er will, keinen Schnitt ausser dem gewöhnlichen Leisten, und ich sage: so hohle der Teufel das ganze Handwerk! Er will, einen gewissen ehrbaren, festen, deutschen Tritt; und ich höre nicht gerne von einem andern, wie ich treten oder nicht treten soll. Er will also, immer fremden Gang; und ich, immer so viel möglich,

eigenen Gang. Er sagt, wenn jeder seinen eigenen Gang hat, so ist kein allgemeiner Gang mehr; und ich sage, ein allgemeiner Gang ist ein Schafsgang. Er sagt, einige deutsche Männer von grosser Kraft, haben bestimmte Schritte, Tritt, und Schritt gehabt; und es sey nicht gegen den Wohlstand gewesen, daß sie sich faselnackt zeigten; ich habe allen gebührenden Respect für jene nackten Männer, aber ich glaube doch, man komme mit Kleidern eben so weit. Er räth, die grosse Alongeparucke unserer Vorfahren, allen und jeden denen die Borsten nicht so stark gewachsen sind, die ihrem Vortrage nicht solche Farben und solches Leben geben können, ihrem Geiste nicht Fleisch, ihren Ideen nicht Knochen, Haut und Haar, wie jene deutschen Männer; und ich rathe, anstatt der deutschen Alongeparucke, nur eine ganz bescheidene und bequeme Schweitermütze.

müße. Er ſagt, die beſondere Stimmung der Seele grade anzugeben worinn damals der Schriftſteller war als er ſchrieb, ſey itzt eine Luſtſeuche; ich halte zwar vor dieſer Luſtſeuche, und der andern, immer die Naſe zu, und kanns indeſſen doch auch nie ganz verbergen, wie mir iſt, indem ich mich mit meinen Leſern unterhalte. Er ſcheint zu wollen, man müſſe nie thun als wenn man allein wäre, indem man ein Buch ſchreibt; und ich ſchreibe aus keiner andern Urſache ein Buch, als eben wegen der leidigen Begierde, auch einmal ein Wort alleine zu reden. Er frägt den deutſchen Adel, der ſich bekanntlich mit den feinſten Ideen aus andern Sprachen nähret, ob er im Stande ſey manch deutſches Buch nach der moderniſten Art und Kunſt zu verſtehen; ich bin zwar kein Edelmann, und nähre mich mit allerley Koſt, aber beſagte deutſche Schöngeiſterey

verstehe ich freylich auch eben so wenig, als warum es im Eismond fast immer regnet, und warum im Wonnemond so oft beynahe die Pest regiert. Zu meinem grossen Vergnügen begreift dieser gnädige Herr dann doch endlich, daß es Fälle giebt, in welchen ein Buch buntscheckigt (*) seyn darf; und für dieses

(*) Mich wundert, zum Exempel, ob Rousseaus Confessions wol so allgemein wären gelesen worden, wenn sie den deutschen Tritt hätten? — Diesen Tritt haben sie nun freylich nicht; daher heißt es auch in einer vortreflichen deutschen Recension dieses Buches: „Rousseau überlasse sich „hier zwangloser, vertraulicher, als in irgend „einer seiner andern Schriften, den Begeisterungen, Sprüngen, Abfällen, und allen Launen „seiner Imagination und seines Charakters. „Immer ganz, bis zur äussersten Empfindung, „bis zur äussersten Vergessenheit alles des Vorhergegangenen und Nachfolgenden, von der „gegenwärtigen Vorstellung ergriffen, zeige er „sich abwechselnd so gutmüthig, so muthwillig, „so

dieſes Wort gebe ich ihm auch nun wieder eben ſo freundlich die Hand, als wenn wir beyde von einer Familie wären.

Ueberhaupt enthält dieſe körnichte Abhandlung über den Styl, viel wahre und ganz vortreflich in die Zeit paſſende Critik; und am Ende derſelben zumal, iſt viel tiefer Sinn, und äuſſerſt richtiges Gefühl. Das einzige was mich dabey wurmte, war eigentlich weiter nichts als das: Ob mir zwar alle oft ſo erſchrecklich am unrechten Orte angebrachten Launen, Ausſchweifungen, und Bocksſprünge unſrer ſchönen Geiſter, völlig eben ſo unangenehm ſind als dieſem Edelmann, ſo deucht mir doch, durch dieſe freye und allerdings blos in der Einſamkeit recht zur Reife kommende Art zu ſchreiben, ſey ſchon itzt

mehr

„ſo klein, ſo groß, ſo glücklich, ſo unglücklich in „der Art, wie die Dinge auf ihn wirken, daß man „kaum glaube denſelben Mann vor ſich zu haben.“

mehr Freyheit in die deutſche Welt gekommen, als lange nicht mehr darinn war; und durch dieſe mit Geſchmack und Sittlichkeit gebrauchte Freyheit, die man in mancher deutſchen Provinz am meiſten von der Welt abgeſonderten Schriftſtellern zu danken haben wird, müſſe eben ſo viel gemeinnützige Wahrheit in Umlauf kommen, als itzt noch alter Schnack in der Provinz iſt.

Aufklärung mangelt eben deswegen noch in ſo mancher Gegend von Deutſchland, weil da auch der Styl der Geſellſchaften, auch die Stimme des Volkes, auch die allgemeyne Denkart, immer nur Einen Tritt hat. Immer ſieht und höret einer auf den andern. Keiner macht um kein Haar breit einen Schnitt auſſer dem gewöhnlichen Leiſten. Weltleute, die ſich mit den feinſten Ideen fremder Völker nähren, müſſen da eben ſo gut ihre Gedanken und Gefühle verhalten,

eben

eben so gut ihre Ohren hängen lassen, als jeder andere, dem dieser Schafsgang die Galle reizt. Wenn also unsere deutschen Schriftsteller sich in der Einsamkeit gewöhnen keck vor ihrem Publicum zu erscheinen, wenn sie Leben und Sitten und Denkart aller Stände aus Anschauen und Erfahrung kennen, wenn sie nur einmal muthig und dreist alles bey seinem rechten Namen nennen, wenn sie in ihren Schriften von allem sprechen worüber ein vernünftiger Mann sprechen darf, dann kömmt allmählig Cultur unter das Volk, dann verbreitet sich Philosophie des Lebens, und dann endlich wirft jeder zum Möbell seiner Denkart, den Leisten der allgemeinen Denkart weg. Aber um das zu thun, müssen unsere Schriftsteller eine ganz andere Welt kennen als ihre Universitätswelt, oder ihr Vaterstädtchen, oder nur das Haus worinn sie gehofmeistert haben.

ben. Sie müssen gebildet seyn durch Umgang mit Menschen von allen Nationen und Ständen. Sie müssen den Umgang mit Vornehmen nicht scheuen, und mit Geringen nicht fliehen; aber aus jedem Umgange sich oft zurück ziehen, oft und lange einsam leben, allen gesellschaftlichen Freuden und Verbindungen, und vorzüglich allem Anspruche auf Beyfall an dem Orte ihres Aufenthalts entsagen können, um nicht nöthig zu haben, das zu schreiben was nicht ist, oder das was ist zu verhelen.

Unzählige gute Sachen, die meisten Unterhandlungen auch im alltäglichen Leben, würden freylich scheitern, wenn sie sollten durch Gelehrte und Schriftsteller zum Gedeyen kommen. Aber Schriftsteller müssen immer zuerst die Bahn brechen, und es nie übel nehmen, wenn man sie misversteht, und wenn man auch etwa zuweilen mit Steinen,

oder andern weniger edlen Materialien nach ihnen wirft.

Schweitzerische Derbheit des Geschmackes und des Styls, fanden Deutsche in allem was ich vormals geschrieben habe, und diese Derbheit war freylich eine Folge meines abgesonderten Lebens. Daß ich sogar noch itzt die Farben zu dick auftrage, daß ich noch itzt gegen meine Landsleute und Zeitgenossen meinen Pinsel in Galle tauche; und vollends deutsch sage, was eine Dame in einem Buche so wenig als im Umgange gerne vor ihr Anschauen bringen läßt; dieß erinnert in seiner Anzeige der zwey ersten Theile dieses Buches, mein Freund, der Götterbote Wieland (*). Man vertheidigte mich in dem thürin-

(*) Mein lieber, alter, guter, und unvergeßlicher Freund, der Herr Hofrath Wieland in Weimar, denkt im Herzen nicht alles was er spricht.

thüringischen Zuschauer, schon vor vierzehn Jahren, lebhaft und freundlich, über nichts weniger als folgende Vorwürfe: ich sey ein mürrischer und hypochondrischer Philosoph; ich lobe Nichts; meine Urtheile über die Dinge fallen fast immer auf Unkosten derselbigen aus; nichts sey sicher vor meinem Tadel und vor meiner Juvenalischen Wuth; mein Styl sey so vollblütig; ich gefalle nicht, und sey nicht zu verdauen: die deutsche Nation sey viel zu züchtig und zu schamhaft, viel zu delicat und zärtlich, um so was lesen zu können. Kurz, die Engländer seyen unerträglich

schreibt, auch in der einen Zeit nicht wie in der andern. Zuweilen hängt Er bekanntlich auch wol den Mantel nach dem Winde. Daß sich also dieser liebe Ehrenmann, aus Staatsklugheit in seinem Merkur ein klein wenig hämisch gegen mich und die zwey ersten Theile meines Buches über die Einsamkeit erkläret hat, verzeihe ich Ihm: denn kurz vorher hielt der Weltüberwinder Obereit seinen Einzug in Weimar! —

lich für die deutsche Delicatesse, also auch die Schweitzer.

Aber mir deucht man verwechsle dasjenige, was man von dem Styl des Umganges zu verlangen hat, mit dem Styl der Büchet. Derbheit ist allerdings eine bäurische Unmanier im Umgange, da hingegen nackte Wahrheit in Büchern, und auch ab und zu in Briefen, doch zuweilen frappirt, und wirkt. Ich bin keusch, sagte ein Dichter, aber meine Verse sind es nicht; und so könnte man auch wol höflich im Umgange seyn, und derbe in seinen Schriften. Oder hat man dann immer nöthig zu schreiben wie man spricht, wenn man nie spricht wie man schreibt? Soll ein Schriftsteller immer, einiger gesellschaftlichen Verabredungen wegen, für Foderung der Grazien halten, was jeder Geck und jeder Affe von ihm prätendirt? Ist es nicht genug, daß er im Umgan-

ge jedem zu gefallen sucht mit dem er redet, und wenn er einmal in Gesellschaft ist, ohne Ausnahme sich allem unterwirft, was dafür wohlanständig gilt; daß er also immer nachgiebt, nichts ohne Noth behauptet, immer andere reden läßt, und immer thut, als wenn er allenthalben hinkäme, blos zu hören und zu lernen? Sind nicht viele schöne Geister eben darum im Umgange unausstehlich, weil sie glauben ihre Schriften seyen die äussersten Ideale von Urbanität und Elsgang? Ist es nicht besser, daß man im Umgange vergütet was man mit der Feder versieht, als daß man seine Feder zwingt, und nie seine Zunge? Wer also im Umgange sanft und nachgebend ist, kann doch wol etwa einmal in Schriften einen Ausdruck wagen der auffällt und trift; und hie und da eine Wahrheit in der Nachtkappe sagen, wenn andere im Sonntagsrocke immer lügen.

Aus

Aus unserer Conversationssprache ist jeder starke Gedanke verbannt, und nichts ist in guter Gesellschaft Sitte, als Worte die Ideen erdrosseln, und Gesinnungen die eben so erschlaffend sind wie Thee. Aber biedere Schriftstellersprache im Umgange wäre eine Cannibalensprache, und die schmeichelhafte Sprache des Umganges wäre in Büchern Hopperey. Wahrheit muß gesagt werden. Nur gewöhne man sich, im Umgange sie immer zu fühlen, und so oft als es nöthig ist zu verschweigen. Man bilde seine Manieren in der Welt, und seinen Charakter in der Einsamkeit; und so zeigt sichs bald, wo man Geschmeidigkeit erwirbt, und wo Freyheit, Festigkeit, Ausdruck, Selbstständigkeit, Würde, Adel, und durch dieses Alles Nerv zu Allem.

Einsamkeit giebt dem Geiste Erhebung und Stärke. Wer den Muth nicht hat,

über die herrschenden Vorurtheile und Gewohnheiten wegzusehen; wer nichts so ängstlich fürchtet, als den Vorwurf der Sonderbarheit; wer sich immer nach andern bildet und richtet, und gewöhnlich nach den schalsten Köpfen und herzlosesten Herzen: der hat auch gewiß nie den Muth einsam zu leben, wenn ihn übrigens nichts zur Einsamkeit zwingt. Man hat sehr gut gesagt, Einsamkeit sey unentbehrlich, um unsern Gedanken Richtigkeit, Gründlichkeit, Festigkeit, und Stärke zu geben, so wie hingegen auch das gesellige Leben unentbehrlich sey zu ihrem Reichthum, zu ihrer Deutlichkeit, und ihrer nützlichen und glücklichen Anwendung.

Alle Unlauterkeit, womit Müssiggang das leere Gemüth befleket, verschwindet bey edler Beschäftigung des Geistes. Freyheit und Ruhe geben der Seele das Gefühl ihrer selbst, und veranlassen sie, Kräfte zu versuchen,

chen, die sie vorhin nicht kannte. Der Wille wird in der Einsamkeit gestählt. Man fodert da ungleich mehr von sich selbst, als in der Welt, weil man, bey solcher Musse, in solcher Freyheit und Ruhe, auch ungleich mehr kann und vermag, auf mehr umfassende Begriffe, hellere Aufschlüsse, eine grössere Mannigfaltigkeit von Vorstellungen und Verbindungen verfällt. Aber eben darum muß die Ruhe des Einsamen nicht eine träge Ruhe seyn, nicht Erschlaffung, nicht Leidenschaftlosigkeit, nicht unbedeutendes Staunen am Fenster, oder beständiges auf und niedergehen in seiner Kammer, in einem zerrissenen Schlafrock, und in alten Pantoffeln. Ruhe von aussen erhebt die Seele erst alsdann zum Gefühle ihrer selbst, wenn sie recht von dem Gedanken durchdrungen ist, Einsamkeit sey für sie ein Bedürfniß. Erst alsdann zeigt ungestörte Freyheit, dem Witze,

dem Scharfsinn, der Einbildungskraft, und der Vernunft, einen offenen Wirkungskreis in jedem Dorfe, in jedem abgelegenen Landhause, in jeder Stadt bey verschlossener Thür, und wenn alles leise und still ist auf den Gassen.

Ein mir sehr werther Freund hat mir erzählet, er werde nie so sehr zur Schriftstellerey gereitzet und begeistert, wie an Musterungstagen, da, um ein Bataillon exerciren zu sehen, vierzigtausend Menschen aus den Thoren gehen, reiten, und fahren; er hat treffliche wissenschaftliche Werke geschrieben, aber Stücke voll Witz und Laune schrieb er nur an Musterungstagen. Ich selbst war in meiner Jugend, nie so gut zu ernsthaftem Denken in Kopf und Herz gestimmt, wie frühe am Sonntag, wenn alle meine Mitbürger mit ihrer Andacht beschäftigt sich zum Kirchgang frisirten und puderten, und

ich

ich dann noch, fern vom Lande herein, den einſiedleriſchen Klang einer Dorfglocke hörte.

Immerwährende Unterbrechung zerſtöret jede gute Wirkung der Einſamkeit. Unruhe hemmet alle Sammlung der Gedanken; daher nimmt das Amt öfters den Verſtand als es ihn giebt. Jeder muß im Amte und in der Welt das ſeyn was man von ihm fodert; in der Einſamkeit kann er ſeyn was er will, und was er iſt. Wenn darum in Deutſchland ein vortreflicher Philoſoph, ein Mann von wahrem Genie, jeden Handwerksgebrauch im Amte nicht erfüllet, ſo ſagt man wol zuweilen: er iſt ein Narr, er kann nichts als ein Buch ſchreiben; oder, ſeine Bücher ſind gut, aber er iſt ein Eſel.

Vorurtheil und Irthum faſſet man in der Einſamkeit eben ſo ſcharf, und feſt, und muthig an, wie ein Athlete ſeinen Gegner. Je mehr und gedrängter man forſchet, deſto gewiſſer

wiſſer wird man ſehen, und deſto ſtärker wird man empfinden was man geſehen hat. Wenn ſich nur erſt die Seele ganz in ſich ſelbſt zurückziehet, dann wird es ihr auch viel leichter auſſer ſich mit Nachdruck zu wirken. Ergreift ein ganz in ſich ſelbſt zurückgezogener Mann von Kopf und Herz Wahrheit, wo er ſie ſieht, ſo lächelt er auch geruhig und unbeſorgt, wenn man ihn dafür verachtet, wenn Vorurtheil und Neid gegen ihn wüten, wenn ſeines Sieges immer gewiß der Gewaltshaufen der Dummheit auf ihn fällt, wenn alles um ihn her faſelt und ſchreyt, ſobald Er ſeine Hand aufmacht, und eine kleine Wahrheit ſehen läßt.

Einſamkeit vermindert, wenn man will, die Zahl unſerer Leidenſchaften, denn ſie macht aus hundert kleinen eine groſſe. Man weiß aus meinem ſiebenten Capitel was Einſamkeit Böſes auf die Leidenſchaften wirket.

Aber,

Aber, Gott Lob, sie wirket auch Gutes. Sie verrücket Köpfe, und setzet sie auch wieder zurecht. Alles was in uns ist, treibet sie heraus; aber sie vereinigt auch wieder Alles in Eins. Ja da fühlet und erfährt man, was Leidenschaft ist. Wie Fluththürmen sie gegen uns sich auf, und suchen uns zu verschlingen; aber durch Philosophie werden sie zertheilet. Uebet man dann sich da in grossem Kampfe, so giebt Tugend und Verläugnung Riesenkraft, so reisset man Bäume aus ihren Wurzeln, so erweichet man Felsen. Alles ist durch Tugend und Entschlossenheit möglich, sobald man nur weiß und glaubt, daß Leidenschaft durch nichts überwunden wird, als durch Leidenschaft.

Im Umgange mit sich selbst erworbener Seelenadel ist auch stolz auf sein erprobtes Alter, stößt auch alles Unedle von sich, sondert sich auch allenthalben ab von schlechter

Gesellschaft. Wenn die ganze feine Welt um ihn her, in Unzucht sich wälzet; wenn man überall höret, Unzucht sey eines der ersten Bedürfnisse des Menschen; und es sey für jeden Jüngling der zu leben weiß, ebenso nöthig, von der frühesten Jugend an, sich immer ein paar Mädchen zu halten, als es nöthig ist zu essen und zu schlafen: o so siehet doch die edle Seele, daß Unzucht Jünglinge und Männer träge macht zu allem Guten, schwankend bey nöthigen Entschlüssen, schwindlicht bey Gefahren, und lässig, wodurch eine beständige Anwendung geringer Kräfte doch etwas Grosses geschieht. In euren Hurenhäusern verfällt alle Kraft der Seele, alle Wärme, aller Willen, alle Liebe zum Schönen und Grossen, in einen apoplectischen Zustand. Wer dann noch mit Ehre in der Welt eine Rolle spielen möchte, muß darum auf ewig allem Müssiggange entsagen.

sagen. Sobald er nicht durch Unzucht alle seine Kräfte verschwendet, und sie dann durch übermässiges Essen und Trinken wieder gewinnen will, braucht er auch nicht immer wie ein Vogel in freyer Luft zu leben, und hat nicht nöthig den ganzen Tag zu reiten. Für alle Menschen ohne Ausnahme giebt es immer Etwas zu lernen; auf der höchsten Stelle in der Welt, wird man doch nie anders groß, als durch innere Grösse. Je mehr ihr also eure Geisteskräfte in der Stille zu edlem Zwecke übet, desto eher wird man an euch gewahr, daß ihr Geist habt. Wäre Unzucht auch eure größte Leidenschaft, so wird doch Unzucht durch nichts so leicht überwunden, wie durch beständigen Reitz zu schönen und edlen Thaten; durch Haß gegen Lässigkeit, Kleinheit und Tändeley; durch grosses Beginnen; durch leidenschaftliche Fortschritte in irgend einer Wissenschaft oder

Kunst;

Kunst; also durch öftern Umgang mit sich selbst, und alles Schlechte und Unächte zertretenden Seelenadel.

Solcher Adelstolz zeiget sich in der Einsamkeit mit aller seiner Hoheit und Würde. Nirgends wirket Leidenschaft fürs Grosse so frey. Mit eben der Leidenschaft, die den Alexander nach Asien trieb, kroch Diogenes in seine Tonne. Für Wahrheit verließ Heraclitus einen Thron. Wer ein Philosoph für die Welt seyn will, muß die Welt gesehen haben, aber nur nicht zu gern und zu lange. Die Welt entnervt, macht schlaff und weich. Cäsar entriß sich nach wenigen Nächten der Cleopatra, und ward Herr der Welt. Antonius nahm sie zur Buhlerinn, lag immer an ihrer Brust, und verlohr durch Weichheit die Herrschaft der Welt und sein Leben.

Einsam-

Einsamkeit heftet die Seele zwar auch leicht an hohe Bilder, die sich nicht mit dem wirklichen Leben vertragen. Aber Zug nach grossen Gegenständen und entzündete Leidenschaft, zeigen dem Einsamen die Möglichkeit auf einer Höhe zu stehen, vor der dem Weltling schwindelt. Jener ist umgeben von allem was den Verstand erweitert, das Herz erhöhet, den Menschen über sich selbst erhebet; er fühlet daß er unsterblich ist. Dieser lebt, als wenn er gar nicht unsterblich wäre. Einsamkeit vergütet alles was der Weltling für verlohren hält, wenn er heute die Assemblee oder den Club versäumt; oder wenn er nicht allenthalben hinläuft, wohin ihn etwa durch einen gedruckten Zeddel ein Taschenspieler einladet, oder ein Luftspringer, oder ein Mann mit fremden Thieren.

Ohne die süsseste Erhebung meiner Seele, kann ich mir nie die Stelle erinnern, wo

Plu-

Plutarch sagt: ich lebe ganz in der Geschichte, und indem ich mich ganz allein mit diesen Lebensbeschreibungen beschäftige, erfülle ich meinen Geist mit den Bildern der größten Männer, und der besten Menschen. Wenn auch der Umgang mit Leuten, die ich nothwendig sehen muß, etwas verdorbenes, lasterhaftes, und unanständiges bey mir hervorbringt, so gebe ich mir doch Mühe es abzulegen und zu verwerfen. Meine Seele wendet sich davon weg, und frey von jeder niedrigen Leidenschaft halte ich mich fest an jenen grossen Beyspielen der Tugend, die so gut und so glücklich sind, und so ganz mit unserer Natur übereinstimmen.

Einsamkeit heftet die Seele an jene grossen Bilder, und so vergißt sie alles was auf Erden an ihr zupft. Sie steiget immer aufwerts, und sieht mit Ekel zurück auf das, was sie in der Welt fesselte um sie zu ernie-

drigen,

drigen, und ſie hemmte um ſie ihrer Stärke zu berauben. Auf dieſer Höhe entwickeln ſich ihre Bedürfniſſe und ihre Kräfte. Jeder Menſch kann vielleicht immer noch mehr als er leiſtet. Es iſt darum weiſe und ſchön, zu allem ſich anzuſtrengen, wozu man ſich nicht ganz untauglich fühlet. Wie manche ſchlafende Idee wird dadurch erwecket, wie mancher für vergeſſen gehaltene Eindruck von zwanzig und dreiſſig Jahren, lebt itzt wieder auf, und thut durch unſere Feder ſeine Wirkung. Wir können immer mehr als wir glauben, wenn wir nur nicht aufhören uns zu üben, wenn nur immer Leidenſchaft das Feuer anzündet, Imagination es erhält, und das Leben uns abgeſchmackt ſcheint, ſobald nicht alles in uns gährt (*).

Ein

(*) La force des paſſions, ſagt ein groſſer Menſchenkenner, peut ſeule contre-balan-

ce

Ein leidenschaftloser Zustand ist in der Einsamkeit, wie überall, der Tod der Seele. Krankheit und unnennbares Leiden setzten mich viele Jahre hindurch, bey kurzen Zwischenräumen, in diesen schrecklichen Zustand, seitdem ich nicht mehr Schweitzerluft einathme. Wenn alle Menschen um mich her, denen mein innerer Zustand unbekannt war, glaubten, nun sey ich äusserst aufgebracht, nun werde ich Schild und Lanze ergreifen, gieng ich stille auf meinen Wegen fort, und that mit Herzlichkeit, Treu und Fleiß meine wohlthätigen Geschäfte. Wenn der Raserey allgemein gegen mich war, blieb ich

cer en nous la force de la paresse et de l'inertie, nous arracher au repos et à la stupidité vers la quelle nous gravitons sans cesse, et nous douer enfin de cette continuité d'attention à la quelle est attachée la superiorité du talent.

ich unempfindlich, und sprach mit keinem Menschen über den bacchantischen Lerm gegen mich auf jenen Kathedern und in unsern Schenken. Ich war krank, und hatte ein zerbrochenes Herz, mich drückte unaussprechliches häusliches Unglück, das alle meine Gedanken fesselte, und mir jeden andern Gedanken benahm. Jahre hindurch war mein Kopf ein Stein, ich war viele Stunden im Tage ohne alle Besinnlichkeit, ich sagte mannigfaltig das Gegentheil von dem was ich sagen wollte, ich lebte fast ganz ohne alle Nahrung, ich vertrug nichts von allem was andere stärket, in Armen und Beinen war ich den ganzen Tag wie gerädert, ich glaubte niederzustürzen bey jedem Schritte, und litt alle Martern der Hölle wenn ich saß und schrieb. Alles in der Welt war mir nichts, ausser dem geheimen Gegenstande meines Kummers, den ich in meinem blutenden Herzen verschloß.

Leidenschaft entstehet nur alsdann, wenn die körperlichen Organen fähig sind, das auszuführen, was sonst in dem Charakter liegt. Die Organen müssen nicht erwürgt seyn, wenn die Seele wirken soll, die doch allein durch Organen wirket. Aber wenn die Organen nicht mehr die Seele niederbeugen, dann erst ist sie in der Einsamkeit wie in der Welt wirksam und unternehmend.

Wir haben es leyder nicht immer in unserer Gewalt, einsam und nach unserm Gefallen zu leben. Aber wahr ist es doch, daß Einsamkeit in jedem Alter glücklich macht, und immer forthilft zu grossen und fruchtbaren Ideen. Wie würde jeder Jüngling in die Einsamkeit sich verlieben, wenn er fähig wäre zu fühlen und zu glauben, zu welchen grossen Gedanken und Empfindungen, zu welchen Fortschritten im Erkennen sie schon in frühen Jahren leitet. Ein weises Alter

findet

findet in der Einsamkeit seine frölichsten Tage. Immer denket man da, alsdann grösser und besser wie in der Welt. Im Stillen sehen wir, wie die Dinge gehen sollten, im Getümmel, wie sie gehen. Aus ungestörtem Nachdenken und tiefer Meditation, kommt und entspringet doch das Gröste was die Menschen hervorbringen. Durch immerwährende Aufmerksamkeit auf kleine Dinge, flattert in der Welt aller Geist weg. Etwas hinreissendes muß hingegen in der Einsamkeit seyn, da doch so mancher in der Einöde alle gemeinen Sorgen des Lebens vergaß, alles da verachten lernte was des Staubes ist, sein Haus wüste liegen ließ, seine Ländereyen dem Unkraut übergab, und den Thieren zum Raube.

Alle Achtung für kleine Dinge verlieret man überhaupt, sobald man Enthusiasmus für grosse Dinge fühlet. Zu kleinen Ge-

ſchäften taugen darum ſchlichte Köpfe (*) unendlich viel beſſer, als derjenige der gerne in den Zaum beißt. Darum rettet nichts den Geiſt, den das Amt ſo oft tödtet, als Einſamkeit, Muſſe, und Freyheit. Auch den Menſchenbeobachter, den Schriftſteller, rettet ſonſt nichts, wenn er durch alles gebeugt iſt was ihn umgiebt, allgemein misverſtanden, und allgemein verhöhnet. Seine Seele erkranket unter dieſem allgemeinen Drucke. Sie iſt ſchon halb todt: denn was hülfe es ihm da, etwas Ausgezeichnetes zu ſchrei-

(*) Helvetius ſagt: l'homme de bon ſens (ein ſchlichter Kopf) eſt un homme dans le caractere duquel la pareſſe domine. Il n'eſt point doué de cette activité d'ame, qui dans les premiers poſtes fait inventer aux grands hommes de nouveaux reſſorts pour mouvoir le monde, ou qui leur fait ſemer dans le preſent le germe des evenemens futurs.

ſchreiben, wo man zum Voraus weiß, daß jeder darauf ſpeyen wird, ſobald er hört von wem es kommt? Verlangen nach Ehre ſtirbt, wo man keine Ehre erwartet. Aber nehmet dieſen Menſchenbeobachter, dieſen Schriftſteller, weg aus dem Wirkungskreiſe der Abderitheit; gebt ihm Muſſe und Freyheit, Dinte und Papier, ſo iſt er gerochen, und was er ſchreibt, werden Nationen leſen. Unzählige gute Köpfe bleiben nur darum immer mittelmäſſig im Amte, weil ſie verſchmachten bey Geſchäften, die ihnen nichts zu denken geben, und die eben deswegen jedem Tropf beſſer gelingen als jedem Denker.

Einſamkeit ſetzet alles an ſeinen gehörigen Platz. Da freuet man ſich daß man denken darf, und ſo vielen Menſchen um ſich her dadurch misfällt, und ſo viele Zeit dadurch erſpart. Sehr oft iſt dieſes allge-

meine Misfallen ein beneidenswerthes Glück. Wie erbärmlich wäre die Lage von jedem guten Kopfe, der sich gerne in stillem Nachdenken übt, wenn es einem Dutzend Alltagsköpfen täglich einfiele nach seinem Befinden zu fragen. Indem er eben, in einem Augenblicke von Ruhe, eine Idee gehaschet hätte, und nun gern schreiben, lesen, nachdenken möchte, würde eine Kutsche nach der andern vorfahren, er müßte einen Besuch nach dem andern annehmen, und dann Alltäglichkeits saufen wie Wasser. So wären alle seine Gedanken verlohren, Nichts bliebe ihm übrig, als Gram über die vernichteten Stunden, und wahres Ersticken der Seele von Mismuth über das Visitenwesen, das blos durch den Knall seines Vorfahrens schon erschrecket, und in der That alles Gute erstücket, nur dem Unkraut Gedeyen giebt, und zu nichts taugt, als blos eine Schaar von

Müs-

Müssiggängern und Müssiggängerinnen ihres Wassers zu entladen.

Welcher Denker wünschet nicht, in dieser und in mancher andern Absicht, recht sehr vielen Menschen zu misfallen. Es wäre ja ein wahrer Fluch, für den der in der Stille etwas Gutes wirken könnte, wenn man ihn allgemein liebte; und folglich ihn jeder zum Essen haben wollte, und in jeder Gesellschaft gefragt würde, kommt er nicht? Aber gewöhnlich sind solche Leute nicht die, welche man am meisten hervorzieht und liebt. Wie kommt auch eine ganze Stadt gegen einen Menschen von ganz gemeinem Gepräge in Harnisch. Gesteht es nur, es steckt doch etwas Grosses in dem vornehmen Manne dort, gegen den ihr alle schreyt, gegen den jeder von euch einen Stein aufhebt, dem man in allen Gesellschaften Fluch und Untergang prophezeyt, dem man hundert Ver-

brechen aufbürdet, und dann doch bey allem Suchen und Grübeln nie kein einziges erweiſet. Beneidenswerth iſt das Schickſal von jedem denkenden Kopfe, den ſein Publicum nicht kennt. Man läßt ihn dann doch alleine; und da es ihm ſo natürlich vorkommt, daß man ihn nie verſtehe, ſo wundert er ſich auch nie, daß über alle ſeine Handlungen und ſein Leben nie anders geurtheilt wird, als ſchief; und daß auch ſeine Freunde immer, die Urtheile aller Alltagsköpfe über ihn zurechte ſetzen müſſen, und doch nie zurechte ſetzen.

Bey dem groſſen Haufen war dieß das Schickſal des groſſen Grafen zu Schaumburg Lippe, oder wie man ihn gewöhnlich nannte, des Grafen von Bückeburg. Einen allgemeiner misverſtandenen und verlachten Mann habe ich in Deutſchland nie geſehen; und doch verdient ſein Name in der erſten

Reihe

Reihe groſſer deutſcher Namen zu ſtehen. Ich ward in den Jahren mit ihm bekannt, da er faſt immer einſam lebte, und ſich vor der Welt verſchloß; aber ſein kleines Land mit groſſer Weisheit regierte. Er hatte freylich etwas Auffallendes beym erſten Anblicke, und eben deswegen ward auch ſein Inwendiges ſo ſehr verkannt. Der Graf von Lacy, vormals Spaniſcher Geſandter in Petersburg, hat mir in Hannover erzählet, er habe als General bey der Spaniſchen Armee gegen die Portugieſen geſtanden, die der Graf von Bückeburg anführete; das Aeuſſerliche dieſes Grafen habe alle Spaniſchen Generale, als ſie ihn beym Recognoſciren zuerſt durch ihre Fernglöſer entdeckten, ſo ſehr frappirt, daß einer nach dem andern ausrief: ſind denn die Portugieſen von Don Quichotte commandirt? Aber dieſer Graf von Lacy, ein Mann von groſſem Verſtan-

de, sprach mir von dem ganzen Verhalten des Grafen von Bückeburg in Portugall, und von der Grösse seines Geistes und seines Charakters, mit Entzückung. Es ist wahr, er hatte von weitem ein romantisches Wesen, wegen der heroischen Haltung seines Körpers, wegen seiner fliegenden Haare, wegen seiner ausserordentlich langen hagern Figur, und zumal durch das ungewöhnlich lange Oval seines Kopfes, wobey man freylich an den Don Quichotte denken konnte. Aber in der Nähe sah und dachte man ganz anders. Erhabenheit, Scharfsinn, Feinheit, Milde, Güte, und Ruhe, sprachen mit den lebendigsten Zügen aus seinem ganzen Gesichte. Ich sah den Grafen nie an, und sprach nie mit ihm, ohne dabey immer zu denken, wie sanft und groß bist du! Heroische Gesinnungen, und erhabene Gedanken, giengen aus seinem Munde, so leicht

und häufig, als ſie aus dem Munde des gröſten Römers oder Griechen mögen gehangen ſeyn. Wunderlich (bizarre) war er allerdings, und in London gebohren. Aber vielleicht iſt doch wenigen bekannt, was mir ein ſehr rechtſchaffener deutſcher regierender Graf, ein Anverwandter des Grafen Wilhelms erzählet hat, daß er in ſeiner Jugend mit jedem Engländer in Allem wetteiferte. Er wettete, zum Exempel, daß er rückwerts von London nach Edinburg reiten wolle; das iſt, der Kopf des Pferdes mußte nach Edinburg gerichtet ſeyn, und der Kopf des Grafen nach London. So ritt Er durch einige Engliſche Provinzen. Er reiſte nicht etwa nur zu Fuſſe durch England; zum Spaaß bettelte Er ſich durch verſchiedene Engliſche Provinzen, gemeinſchaftlich mit einem deutſchen Fürſten. Man hatte ihm geſagt, der Strom der Donau ſey unter Re-

gens-

gensburg irgendwo ſo reiſſend, daß kein Menſch niemals da herdurch geſchwommen ſey; Er ſchwomm ſo weit, daß man ihn kaum noch retten konnte. Einer der gröſ-ten Staatsmänner und beſten philoſophiſchen Köpfe in Hannover (*) hat mir erzählet: der Graf habe in dem Kriege, da er die Ar-tillerie bey der Armee des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig gegen die Franzoſen com-mandirte, einſt einige Hannöveriſche Officie-re in ſein Zelt zum Eſſen gebeten; und als die ganze Geſellſchaft vergnügt und gu-ter Dinge war, ſeyen einige Canonkugeln oben über das Zelt geflogen. Die Officie-re ſagten, die Franzoſen müſſen wol in der Nähe ſeyn? Nein, erwiederte der Graf, die Fran-

(*) Mein ſeliger Herzensfreund, der Herr geheime Juſtizrath Strube, geheimer Secretair bey dem Königlichen Miniſterio in Hannover, während des Krieges von 1756 bis an ſeinen Tod im Jahre 1777.

Franzoſen ſind weit von uns weg; die Herren möchten alſo nur forteſſen. Bald kamen wieder ein paar Canonkugeln, und ſchlugen oben durch das Zelt. Die Officiers ſtanden auf, und ſagten, die Franzoſen ſind da? Nein, ſagte der Graf, die Franzoſen ſind nicht da; meine Herren bleiben ſie ſitzen, und glauben ſie mir auf mein Wort. Eine Canonkugel kam immer wieder nach der andern; die Officiere aſſen und tranken geruhig, und machten nur ganz leiſe ihre Speculationen über dieſes wunderliche Feſt. Endlich ſtand der Graf auf, und ſagte: meine Herren, ich habe ihnen nur zeigen wollen, wie ſehr ich mich auf meine Artilleriſten verlaſſen kann: denn ich befahl ihnen, ſo lange wir bey Tiſche ſitzen, immer mit ſcharfgeladenen Canonen nach dem Knopfe unſers Zelts zu ſchieſſen, und das haben ſie auch mit der gröſten Genauigkeit ausgeführt. Denken-

de Leſer werden auch in dieſen wunderlichen Zügen den Mann nicht verkennen, der ſich und andere in allem üben wollte was ſchwer ſcheint. Ich ſtand einſt mit dem Grafen neben einem Pulvermagazin, das er unter ſeinem Schlafzimmer in der Feſtung Wilhelmsſtein hatte anlegen laſſen. Da würde ich in ſchwülen Sommernächten nicht gut ſchlafen, ſagte ich; der Graf bewies mir, ich weiß nicht mehr wie, die gröſte Gefahr und keine Gefahr ſeyen Einerley. Als ich dieſen auſſerordentlichen Mann zum erſtenmal ſah, unterhielt er mich, in Gegenwart eines Engliſchen und eines Portugieſiſchen Officiers, zwey Stunden lang, über Hallers groſſe Phyſiologie, die Er auswendig wuſte. Am andern Morgen muſte ich mit ihm, in einem Kahn, nach ſeiner Feſtung Wilhelmsſtein ſchiffen, die Er, nach Planen die er mir zeigte, in dem Steinhuderſee mit-

ten

ten ins Waſſer gebaut hat, ohne daß er ei-
nen Fußbreit Erde da fand. Er führte das
Ruder. In der groſſen Allee zu Pyrmont
unterhielt er mich an einem Sonntage, mit
einer Ruhe als wenn Er und ich alleine in
der Welt wären, zwiſchen einigen tauſend
Menſchen, die da paradirten, buhlten, und
tanzten, zwey Stunden lang auf einem Fleck,
von allen Beweiſen die bisher für das Da-
ſeyn Gottes geführet worden, von dem was
allen dieſen Beweiſen mangle, und wie es
Ihn dünke, daß man alle könnte übertreffen.
Damit ich dieſer Lection nicht entſchlüpfe,
hielt er mich zwey Stunden hindurch, immer
bey einem Knopfe meines Rockes feſt. Er
zeigte mir in ſeiner Reſidenz zu Bückeburg,
einen von ſeiner Hand geſchriebenen groſſen
Folianten über die Kunſt einen kleinen Staat
gegen eine groſſe Macht zu vertheidigen.
Das Werk war für den König in Portugall

beſtimmt,

beſtimmt, und vollendet (*). Er las mir aber viele Stellen daraus vor, welche die Vertheidigung der Schweiz betreffen. Der Graf hielt die Schweiz für unüberwindlich. Er nannte mir nicht nur alle wichtige Poſten, die man gegen jeden Feind beſetzen müßte, ſondern auch alle Wege, wo kaum eine Katze

(*) Einen Auszug aus dieſem Werke, lies de Graf im Jahre 1775 in Göttingen, unter de Aufſchrift Memoires pour l'art militaire défenſif, in ſechs kleinen Bändchen drucken. Aber die ganze Auflage beſtand leider nur in zehn Exemplaren. Alle dieſe Exemplare befanden ſich noch vor kurzer Zeit, in einem verſchloſſenen Kaſten, auf der Bibliothek des regierenden Grafen in Göttingen. Zwey von dieſen Bändchen ſind aber, wie ich höre, von unbekannter Hand geraubet, und werden überſetzt. Aber von denen im Kaſten zu Göttingen liegenden, gebundenen und ungebundenen Exemplaren ſind, wie man ſagt, die Blätter herausgeſchnitten, und weggenommen: alſo iſt, ſchon dadurch, das Werk vernichtet.

Lage durchkämt. Ich glaube nicht, daß etwas wichtigeres für mein Vaterland geschrieben ist, als dieses Werk; denn auf alle Einwürfe, die ihm ein Schweizer hätte machen können, zeigte er mir treffende Antworten in dieser Handschrift. Mein Freund Herr Moſes Mendelsohn, dem der Graf die Vorrede zu diesem Werke in Pyrmont vorgelesen hatte, hielt sie für ein Meisterstück von Philosophie, und Styl. Der Graf schrieb Französisch beynahe so gut wie Voltaire, wenn er wollte; aber im Deutschen gekünstelt, verworren, und weitschweifig. Es gehöret sehr zu seinem Lobe, daß Er, seit seiner Rückkunft aus Portugall, viele Jahre hindurch, zwey der besten Köpfe Deutschlands immer um sich hatte, zuerst Abbt, nachher Herder. Tausend merkwürdigere Dinge von diesem wahrhaftig grossen und sonderbaren Manne könnten diejenigen

erzählen, die ihn länger, und näher, und mit ſchärfern Augen beobachtet haben, wie ich. Ich will von tauſend Eines nur hinzuſetzen, zum Theile mit Shakeſpears Worten: der Graf Wilhelm von Schaumburg Lippe trug keine Feſſeln; man wich ihm gerne aus; er las viel; er war ein groſſer Beobachter; er ſah die Menſchen durch und durch, er liebte kein Spiel; er lächelte ſelten, oder lächelte ſo, als wenn er euch auslachte.

So war der Charakter dieſes ſo äuſſerſt misverſtandenen Einſamen beſchaffen. Lächeln mag wol ein ſolcher Mann, wenn er die Menſchen anſieht, die ihn auslachen. Aber wie beſchämt und betroffen werden dieſe Menſchen ſchweigen, wenn ſie das Monument anſehen dürfen, das Ihm der groſſe Mendelsſohn errichtet hat; oder den Kern ſeiner Lebensgeſchich-

te,

te (*), den eine junge Meisterhand in Hannover, mit tiefem Gefühle, historischer Kunst, edlem Styl, und so wahrheitvoll und ehrlich, der unpartheyischen Nachwelt übergab.

Wer verlachet ist, wie ich tausendmal den Grafen von Schaumburg Lippe, wegen seines langen Gesichtes, seiner fliegenden Haare, seines grossen Hutes, und seines kleinen Degens, verlachen hörte, aber auch held und grosser Mann ist wie Er, kann doch wol zuweilen lächeln. Der Graf von Bückeburg lachte jedoch über Welt und Menschen nie anders als mit Güte. Ohne Menschenhaß und Menschenfeindschaft bewohnte Er ein stilles Landhaus mitten in einem Walde, oft ganz alleine, oder mit der Engelsseele die er

(*) Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelms zu Schaumburg Lippe, von Theodor Schmalz. Hannover 1783.

ſich zur Gemahlinn gewählt hatte, in die Er mir nicht verliebt ſchien, aber für die Er, nachdem Sie todt war, aus Liebe ſtarb.

So lachte auch über den Themiſtocles der groſſe Haufen in Athen. Man verſpottete ihn laut, weil er gar keine Manieren hatte, nichts von dem Stadtleben, nichts vom Athenienſiſchen bon ton und bel uſage verſtand. Themiſtocles beantwortete einſt dieſes Gelächter etwas ſchneidend: ich kann die Leyer nicht ſtimmen, ſagte Er, ich kann nicht auf dem Pſalterium ſpielen, aber man gebe mir eine Stadt, ſo klein und unbekannt ſie auch ſeyn mag, ſo mache ich ſie berühmt, und erwerbe ihr einen groſſen Namen.

Einſamkeit und Philoſophie machen alſo Vorſtellungsarten geläufig, geben Begriffe und Geſinnungen, über die gewöhnlich die Welt lacht, und die dann doch durch groſſe Ideen die kleinen verdrängen. Wer groſſe

Men-

Menſchen, und groſſe Geſinnungen aus Büchern kennt, nimmt leicht etwas Romantiſches an, das oft groſſem Stof zum Lachen giebt. Romantiſche Köpfe möchten zwar immer alles anders haben, als es ſeyn kann, und als es iſt; aber will man immer das Gröſte und Beſte, ſo findet man auch keinen Gefallen am Schlechten, und liebet es nie. So behaupten denn auch ſolche Seelen eine Art von Adel, der ſich freylich in die wirkliche Welt nicht paſſet, aber der doch immer Adel iſt, und bleibt. Jene Indianiſchen Philoſophen kamen noch gut aus der Sache, die einmal in jedem Jahre ihre Einſamkeit verlieſſen, nach dem Pallaſte des Königs giengen, und dann der Reihe nach ihre Meinung über die Staatsverwaltung ſagten, und die Veränderungen und Einſchränkungen, die man an den Geſetzen machen könnte; wer dreymal nacheinander falſche

oder unwichtige Anmerkungen mittheilte, verlohr auf ein ander Jahr das Recht vor dem König zu sprechen. Andere romantische Philosophen hingegen wollten mehr wirken, und wirkten nichts. Plotin verlangte von dem Kaiser Galienus die Souverainität über eine kleine Stadt in Campanien, und die dazu gehörigen Ländereyen. Die Stadt sollte Platonopolis heissen. Plotin versprach da mit seinen Freunden sich einzuschliessen, und die Republik des Plato zur Wirklichkeit zu bringen. Aber es geschah damals, was auch itzt, ungleich weniger idealischen Philosophen, an manchem Hofe widerfahren würde: die Hofleute lachten über diesen Vorschlag, sagten dem Kaiser der Philosoph Plotin sey ein Narr, und das Experiment unterblieb.

Geschichte alter Grösse und alter Tugend, wirket im Stillen immer ausserordentlich auf

Gemü-

Gemüther die Empfänglichkeit für solche Ideen und Gesinnungen haben. Einige Funken von jener Feuerseelen werden schon zuweilen aufgefangen, wo man es am wenigsten vermuthet. Einer kranken, verdorbenen schwachen Dame auf dem Lande rieth ich, um ihre Seele zu heben, oft mit der Griechischen und Römischen Geschichte sich zu beschäftigen. Nach drey Monaten schrieb sie mir: welchen Respect haben sie mir für das Alterthum eingeflößet; und ist das Weichendolk aus unserer Welt, gegen jene Männer! Sonst war die Geschichte nicht meine liebste Lectüre; nun lebe ich ganz in der Geschichte. Ich will mich ganz in Griechenland und Rom hineinlesen. Das wird für mich eine unerschöpfliche Quelle von Gesundheit und Vergnügen seyn. Wie hätte ich gedacht, daß meine Bücher ein solcher Schatz für mich werden könnten; sie sind mir lieber als mein

ganzer Erdtheil. In einem halben Jahre ſollen ſie nichts mehr hören von allen meinen Klagen; mein Plutarch iſt mir ſchon itzt lieber als alle Eitgwarte, und alles was man Empfindſames für Landdamen ſchreibt, die blos Seele ſeyn wollen, und bey denen der Satan noch alle Liebesſtriche eben ſo taktfeſt ſpielet, als der beſte Muſicus ſeine Violin.

Wie es bey dieſer gelehrten Dame, in Küche und Hühnerſtall ausgeſehen haben mag, ſagte ſie mir zwar nicht. Aber ſie ward geſund; und ich denke, daß ſie nun wieder an ihrer Haushaltung, an ihrem Garten, und bey ihren Hühnern eben ſo viel Vergnügen finden wird, als vormals beym Plutarch.

Geſchichte alter Gröſſe und alter Tugend kann lange nur im Stillen und bey wenigen wirken, und dann doch Wunder thun in der

Zukunft.

Zukunft. Ein guter Kopf denkt manches auf einsamen Spaziergängen, das verlacht und verhöhnt wird, wenn es das Licht erblicket, und doch kommt eine Zeit, da es Tausende zu Thaten hinreisset, die der Ewigkeit werth sind. Lavaters Schweizerlieder erschienen in der Schweiz in einer lenkenlahmen Epoche. Die Schweizergesellschaft in Schinznach, die diesem Feuerkopf den Auftrag gegeben hatte, diese Lieder zu dichten, war ein Dorn im Auge des Französischen Gesandten in der Schweiz, und folglich sprach man Fluch über diese Gesellschaft aus, beynahe überall. Der grosse Haller sogar, neckte diese Gesellschaft in allen Briefen die er mir schrieb, denn sie hatte seinen Namen lange nicht unter die Namen ihrer Mitglieder aufnehmen wollen. Er hielt mich und diese ganze Gesellschaft für Feinde unserer alleinseligmachenden Landesorthodoxie, und

uns alle insgeſamt für Lehrjünger und Mitverſchworne des in ſeinen Augen äuſſerſt verruffenen Johann Jacobs Rouſſeau. Man ſagte mir im Hotel des Franzöſiſchen Geſandten in Solothurn, alles Böſe in der Schweitz worüber Frankreich klage, habe ſeine Quelle in Schinznach (*). Der Preſident der Bö-

cher-

(*) Es ſchien mir leicht dem Franzöſiſchen Legationsſecretair Herrn Barthez von Marmorières, und durch dieſen dem Ambaſſador, Herrn von Beauteville, den Ungrund dieſes Argwohns zu zeigen, weil doch alle vernünftige Politik der Schweitzer blos darauf beruhet, daß ſie den König in Frankreich, auf eine edle Art beſtändig zum Freunde behalten, und daß ſie unter ſich immer in gröſter Eintracht leben. Aber die Vorurtheile gegen die ſeitdem ſo berühmt gewordene Schinznacher Geſellſchaft waren damals ſo allgemein, daß niemand vermochte, irgend einen Menſchen, der dieſe Vorurtheile hatte, von ihrem Ungrund zu überführen. Der Franzöſiſche Ambaſſador hielt dieſe Geſellſchaft für eine beſtän-

chercensur in Zürich, ein Haupt der Republik, verbot in Zürich den Druck von Lavaters Schweitzerliedern, aus dem seinen Grun-

beständige Conspiration gegen die Eingriffe der Französischen Macht in der Schweitz. Die Häupter der aristocratischen Cantone, glaubten diese Gesellschaft verbreite republikanische Grundsätze. Die Catholiken wähnten, diese Gesellschaft denke auf nichts, als auf den Umsturz der catholischen Religion. Alle Dummköpfe schreyen gegen dieselbe Zeter und Mord, weil sie sich einbildeten, alle Mitglieder der Schintznacher Gesellschaft seyen witzige Köpfe, und Gelehrte. Ein deutscher Rosenkreutzer sogar, kam einst zu mir, um die Geheimnisse der Schintznacher Gesellschaft auszuforschen, denn Er glaubte, wir seyen alle Goldmacher. Gleich bey der ersten Versammlung, im Jahre 1762, brachte der berühmte Dichter Gesner und ich, in der ganzen Gegend umher diese Gesellschaft in den allerabscheulichsten Ruf, weil wir beyde zusammen, über dem Kopfe einer Frau die eben gebähren wollte, und von der wir nichts wuß-

ten,

Grunde: man müſſe den alten Miſt nicht aufwärmen! Und doch ſchrieb kein Dichter Grie-

ten, einen Menuet tanzten. Die einzige Abſicht dieſer Geſellſchaft war damals, wie anjetzt, keine andere, als dieſe: man wollte einen einſamen und freyen Ort haben, wo Freunde aus verſchiedenen Cantonen jedes Jahr, auf eine beſtimmte Zeit, Gelegenheit hätten ſich zu ſehen, und da einige Tage recht vergnügt zuzubringen. Die vortrefliche Wirkung dieſer beynahe jedes Jahr anſehnlicher und zahlreicher gewordenen, und nunmehr nach dem Solothurniſchen Städtchen Olten verlegten Verſammlung, welche allerdings, nach und nach, die beſten Köpfe und Herzen der Schweiz unter ſich brüderlich verband, war Bekanntſchaft, Liebe, und Zutrauen, unter Catholiken und Proteſtanten, die ſonſt in ihrem Leben ſich nie geſehen hätten; und ein allgemeiner Enthuſiasmus von Freundſchaft, der in den Herzen dieſer braven Nation unausſprechlich mehr Gutes hervorbringen wird, als alle die feilen Zuſammenkünfte ihrer Häupter und Führer auf ihrem jährlichen Congreß zu Frauenfeld.

Griechenlands wärmer und eindringender für sein Vaterland, als Lavater für die Schweiz. Ich sah wie Kinder seine Schweizerlieder mit wahrer Begeisterung sangen; ich sah die schönsten Augen bey diesen Liedern in Thränen zerfliessen; ich sah Schweizerbauren, denen man diese Lieder sang, die Augen funkeln, die Wangen glühen, die Muskeln schwellen; ich kenne Väter, die mit ihren Söhnen nach Wilhelm Tells Kapelle reisten, um dort Lavaters Lied auf Tell hochklingend abzusingen. Die Felsen hörte ich widerhallen, so oft ich diese Lieder, nach meiner eigenen, selbsterfundenen, herzlichen Melodie, auf den berühmten Feldern und Hügeln sang, wo die grossen Thaten unserer Ahnen geschahen; wo die Seelen der erschlagenen Helden mich umschwebten; wo sie mit ihren zackigten Keulen Deutschlands gekrönte Helme zerschmetterten; und wo deutscher

Muth,

Adel, ſo oft gepanzert und geſchloſſen, dro-
hend und hämiſch in Schaaren von Tauſen-
den heranritt, und vor hunderten floh.

Dieß iſt romantiſch, wird man mir ſa-
gen, und romantiſche Ideen fangen nirgends
Feuer, als bey Menſchen die ganz in der
Stille und in der Abſonderung leben, und
vielleicht über alles anders denken, als die
Welt die ſie umgiebt. Aber groſſe Ideen
brechen doch zuweilen durch, wo ſie den
gröſten Widerſtand finden; wirken in Re-
publiken allmählig auf Tauſende, und flöſ-
ſen ihnen Geſinnungen ein, über die in der
Schweiz, zwar mancher Rathsherr brummt,
aber die dann doch in Zeiten und Umſtänden
ehrwürdig werden könnten, wo es darauf
ankäme, ein kleines Land gegen eine groſſe
Macht zu vertheidigen.

Alles vereinigt ſich in der Einſamkeit, die
Seele zu heben, und den Charakter zu ſtär-
ken,

len, weil man zu groſſen Geſinnungen und Entſchlüſſen ſich da ungleich ſchneller und beſſer abhärtet, als in der Welt. Schuſſfrey iſt der Einſame gegen alle Pfeile der Unvernunft, des Neides, und der Bosheit. Entſchloſſen alles zu denken und zu thun was erfordert wird, um eingeſchränkten, ſchiefadigten, alles in der Welt ſchief ſehenden Köpfen nie zu gefallen, erwartet er alle Folgen dieſer Ungleichheit von Gedanken und Geſinnungen, und verwundert ſich über keine. Nicht unempfindlich zu ſeyn, gegen billige, nicht überſpannte Achtung ſeiner Freunde, iſt zwar erlaubt. Aber unſere Freunde gehen doch immer zu weit, wie unſere Feinde. Alle ſind partheyiſch, und darum kann auch keiner von allen über uns richten. Urtheil und Recht über unſern Werth, oder Unwerth, müſſen wir von Unbekannten erwarten. An kein anderes Publicum müſſen wir

glau-

glauben, als an das groſſe (*). Was kann ein kleines Publicum beweiſen, das nie die Sache nach der Sache beurtheilt, ſondern nur nach der Perſon? Je gröſſer die Stadt iſt, je mehr Freyheit in dieſer Stadt herrſchet, je ſeltener in derſelben einer den andern frägt, wie ſoll ich urtheilen, deſto mehr nähert

(*) Qui veut ſçavoir ce qu'il vaut, ſagte ein groſſer Mann, ne peut l'apprendre que du public, et doit, par conſequent, s'expoſer à ſon jugement. On ſçait les ridicules qu'à cet egard l'on s'efforçe de donner à ceux qui pretendent en qualité d'auteurs, à l'eſtime de leur nation. Mais ces ridicules ne font nulle impreſſion ſur l'homme de mérite; il les regarde comme un effet de la jalouſie de ces petits eſprits, qui, s'imaginant que, ſi perſonne ne faiſoit preuve de mérite, ils pourroient s'en croire autant qu'à qui, que ce ſoit, ne peuvent ſouffrir qu'on produiſe de pareils titres.

nähert ſich ſchon dieſe Stadt, der Welt die man achtet und ſchätzt. Lob und Tadel können da weder ehren noch ſchänden, wo man lieber allgemein wollte geſchmähet ſeyn, als allgemein gelobt. Aber ein einziges günſtiges Urtheil von allgemein anerkanntem Werth, tröſtet gegen alle Schmähungen von Menſchen, deren Urtheile einen erwieſenen Unwerth haben, und von allen Kennern verworfen ſind als falſche Münze. Es läßt ſich doch leicht ausmachen, ob etwas Gutes an einem Menſchen iſt, oder nicht. Wenn darum das groſſe Publicum, wenn unbefangene Männer von dem größten Gewichte an weit entlegenen Oertern dieſes Gute mit der größten Unparteylichkeit anerkennen: ſo gehet man ruhig und frey durch die Gaſſen, und wirft die armſeligen Feſſeln ab, die irgend eine niedrige Leidenſchaft, oder Provinzialgeſchmack, oder vollends Convention ei-

ner einzelen Stadt, einem Schriftſteller anlegen will. Eben darum weil er ſich nicht vermietet hat für dieſe Stadt zu ſchreiben, ſieht er über ſolchen Winkelgeſchmack hinweg, auf den beſſern Geſchmack der Nation; und liest ſich geruhig den Planeten, über die Urtheile und Critiken die er hören wird, da ſein Gang mit dem einmal beliebten Schafsgang lauter Zikzak macht, und ſeine Töne mit ihren Tönen eine ewige Diſſonanz.

Solche Geſinnungen erwirbt man nirgends als in der Einſamkeit, und am wenigſten im Umgange mit jenen tiefklugen Herren und Damen, die vor jeder Beobachtung über den Menſchen erſchrecken, jeden charakteriſtiſchen Pinſelzug fürchten, und immer ſagen: ja das könnte man übel nehmen, oder da könnte gar ein Federkrieg entſtehen! Herz und Seele eines einſamen Denkers ſind frey von allen dieſen kleinmüthigen Beſorgniſſen,

ſind

ſind weit hinweg über dieſe Winkelpolitik, welche jedem etwas muthigen Verfaſſer immer nur von Stirnen ſpricht, die beym Anblicke ſeines Buches ſich runzeln werden, oder die vollends wähnt, ein weltkluger Schriftſteller müſſe ſich dem hochzuverehrenden Publico nie anders preſentiren, als wie ein gerupftes Huhn.

Aber wenn auch Einſamkeit die Geſinnungen hebt, ſo glaubt man doch allgemein, ſie mache den Geiſt unfähig zu Geſchäften. Das glaube ich nicht. Denn es iſt doch eben ſo ſchlimm nicht, ſeine Seele im Stillen mit Würde zu erheben, um ſodann in der Welt deſto weniger zu verſinken, und ſeinen Geiſt in der Einſamkeit ſo zu üben, damit man dann in der Welt allenfalls auch Geiſt habe. Immer erhält ſich die Liebe zur Wahrheit in der Einſamkeit beſſer, immer gewinnet die Tugend in derſelben mehr Gewicht,

ob ich gleich gestehe, daß in Geschäften nicht jede Wahrheit gesagt werden muß, daß strenge Tugend im Amte oft scheitert, und daß man für Biedersinn oft nichts nach Hause bringt als ein blaues Auge.

Tugend, und in der Einsamkeit erzeugte Einfalt der Sitten, werden indessen von grossen und guten Menschen doch allenthalben geehret. Beyde verschafften dem Philosophen Johann Andreas de Lüc, mitten im Kriege zwischen England und Frankreich, Eingang zu Versailles, und erweckten bey dem sehr rechtschaffenen Staatsminister von Vergennes das Verlangen den Genferbürgern die Köpfe durch einen Philosophen zurecht setzen zu lassen, die Er, Frankreichs erster Minister, ihnen nicht zurecht setzen konnte. De Lüc machte auf des Ministers Verlangen den Versuch. Er mislang; und man mußte den Genfern, wie man weiß, die

Köpfe

Köpfe durch eine Armee zurecht ſetzen, und durch Venetianiſchen Zunzenzwang. Dieſe Einfalt der Sitten erwarb ſich der Philoſoph Johann Andreas de Lüc, auf ſeinen geliebten Bergen; und anitzt noch, mitten unter dem unausſprechlichen Luxus von London, hat er nie gelernt jeden Mangel zu dulden, jeder Gemächlichkeit und allen Bedürfniſſen unſerer Welt, mit einem Hartſinn ſich zu widerſetzen, der ſeines gleichen nicht hat. Eine einzige Spur von Luxus bemerkte ich an dem Philoſophen Johann Andreas de Lüc in Hannover; er kaute, wenn ihn etwas ärgerte, ein kleines Stück Zucker, und trug auf den Nothfall, immer einen kleinen Vorrath von Zucker in der Taſche.

Einſamkeit giebt aber nicht nur den Sitten Einfalt, ſondern dem Geiſte wirkliche Kraft zu Geſchäften. Man nähret in der Stille ſeinen Geiſt, damit er wirkſam werde

für die Welt, und tritt von Weltgeſchäften in die Stille zurück, damit er ausruhe und wieder zu neuem Kampfe ſich rüſte. Pericles, Phocion, Epaminondas, erwarben in der Einſamkeit ihre ganze Gröſſe, erwarben da, den Styl den man nicht in Canzleyen lernt, den Styl ihres Lebens und ihrer Thaten. Als Pericles die gröſten Dinge vorhatte, erſchien er nie auf den Gaſſen, oder blos um nach ſeinen Geſchäften zu gehen; er entſagte plötzlich jedem Gaſtmal, jeder öffentlichen Geſellſchaft, und allen ſonſt gewöhnlichen Vergnügungen dieſer Art; ſo lange Er die Republik regierte, gieng er ein einziges mal bey einem Freunde des Abends zum Eſſen, und blieb nicht lange. Phocion ergab ſich zuerſt der Philoſophie, nicht in der ſtolzen Abſicht ein Weiſer zu heiſſen, aber damit er ſich fähig mache die Geſchäfte des Staats mit mehr Kraft und Entſchloſſenheit,

gegen

gegen alle unerwartete Vorfälle zu übernehmen (*). Man war erstaunt, und einer fragte den andern, wann und in wie viel Zeit Epaminondas, der seine Lebenszeit mit Studieren zubrachte, in solcher Vollkommenheit die Kriegskunst, nicht nur habe lernen, sondern auf einmal ganz ergreifen können? Er geitzte auf seine Zeit, widmete sich ganz den Studien, entzog sich allen öffentlichen Aemtern, und hielt für nichts an, als daß man ihn davon wegliesse. Aus seiner Einsamkeit riß man ihn heraus, und stellte ihn an die Spitze der Armee.

Ein Charakter, an den ich nie anders als mit Liebe denke, der Charakter des Petrar-

(*) Eben so sagt Tacitus von dem Helvidius Priscus: Ingenium illustre aliorum studiis juvenis admodum dedit, non ut magnifico nomine otium velaret, sed quo firmior adversus fortuita rempublicam exsisteret.

cha, bildete sich ganz in der Einsamkeit, und machte sich da fähig zu grossen politischen Geschäften. Petrarcha war freylich zuweilen, was man oft in der Einsamkeit wird, gallsüchtig, beissend, und hitzig. Man hat ihm mit Bitterkeit, die lebhaften Sittengemählde seiner Zeit, und zumal die Schattenrisse der schändlichen Lebensart in Avignon unter der Regierung Pabsts Clemens des sechsten, vorgeworfen. Aber Petrarcha war doch ein grosser Kenner des menschlichen Herzens, und er hatte eine ganz ausserordentliche Fähigkeit auch im Umgange auf die Gemüther zu wirken, und sie nach seinen Absichten zu lenken. Gewöhnlich kennt man ihn nur als einen zärtlichen und eleganten Dichter, der feurig liebte, und seine Geliebte vortreflich besang, sagt sein bester Lebensbeschreiber, der Abt de Sade, weiter weiß man nichts. Man ist unbekannt mit

allem

allem was ihm die Litteratur zu verdanken hat, die Er aus der Barbarey hervorzog, in der sie so lange begraben war, da er die besten alten Schriftsteller dem Staube und dem Moder entriß, und da alle diese Schätze für uns verlohren wären, wenn Er sie nicht aufgesuchet und gute Abschriften davon verschaffet hätte. Man hat vielleicht nie gehöret, daß Er zuerst das Studium der schönen Wissenschaften in Europa wieder emporbrachte; daß Er den Geschmack reinigte, daß Er selbst, dachte und schrieb, wie ein Bürger des alten noch nicht unterjochten Roms; daß Er viele Vorurtheile zertrat, und die Fortschritte zu grösserer Vollkommenheit im Denken leicht machte; daß er bis in seinen Tod der nemliche geistvolle Petrarcha blieb, und durch sein letztes Werk immer alle vorigen übertraf. Noch weniger weiß man, daß Petrarcha ein grosser Staatsmann war, daß

die gröſsten Regenten seines Jahrhunderts ihm die kitzlichsten Unterhandlungen anvertrauten, und ihn in ihren wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zogen; daſs Er im vierzehnten Jahrhundert einen Ruhm, ein Ansehn, einen Wirkungskreis, und einen Einfluſs hatte, wie in unsern Zeiten kein einziger Gelehrter; daſs drey Päbste, ein Kaiser, ein König in Frankreich, ein König von Neapel, eine Menge Cardinäle, die gröſsten Fürsten und Herren von Italien, um seine Freundschaft sich bewarben, und seinen Umgang sich wünschten; daſs sie ihn als Staatsmann, Abgesandten, und Minister in die gröſsten Geschäfte und Begebenheiten seiner Zeit verwickelten; daſs Er ihnen dafür die gröſsten Wahrheiten sagte; daſs Einsamkeit allein ihm die Kraft gab; daſs niemand so wie Er, ihre Vortheile kannte und liebte, niemand sie mit gröſserm Nachdruck pries,

und

und Muſſe und Freyheit ihm zuletzt immer über alles galt. Lange ſchien Er entnervt durch die Liebe, der er die ſchönſten Jahre ſeines Lebens geweihet hatte; aber plötzlich verließ ihn der weiche und weibiſche Ton, in welchem Er zu den Füſſen ſeiner Laura ſeufzte. Männlich und kühn redete Er nun mit Königen, Kaiſern, und Päbſten, und immer mit der Zuverſicht, die hohe Talente geben, und ein groſſer Ruhm. Mit einer des Demoſthenes, und des Cicero würdigen Beredſamkeit, ermahnte Er die Italieniſchen Fürſten zum Frieden unter ſich, und zur Vereinigung ihrer Kräfte gegen ihre gemeinſchaftliche Feinde, die Barbaren, die ihr Vaterland zerriſſen. Er ermunterte, leitete, und unterſtützte den Rienzi, der von dem Himmel berufen ſchien, den alten Glanz der Stadt Rom wieder herzuſtellen. Er erweckte und trieb einen kleinmüthigen Kaiſer, in

Italien

Italien einzubringen, und da, als Nachfolger der Cäsare, die Zügel der Herrschaft über die Welt zu ergreifen. Er beschwor die Päbste, ihren Sitz, den sie an die Ufer der Rhone verleget hatten, wieder an die Tiber zu versetzen. Eben in der Zeit da er in einer seiner Schriften gestand, er sey voll übler Laune, gepeinigt durch Liebe die er unaufhörlich zu überwinden suche, voll Haß gegen Menschen und Städte, übergab ihm Pabst Clemens der sechste, der freylich nicht wußte was in seinem Herzen vorgieng, ein schweres Geschäfte an dem Hofe zu Neapel, und Petrarcha übernahm. Er gestand selbst, das Hofleben mache ihn geschmeidig zudringlich, schnellthätig; und es sey lustig zu sehen, wie ein Einsiedler, der gewohnt war in Hölzern zu leben und in den Feldern herum zu schwärmen, itzt die prächtigen Pallästе der Cardinäle durchlaufe, mit einem

Häu-

Haufen von Hofleuten in seinem Gefolge. Als Johann Visconti, Ertzbischof und Fürst von Mayland und Herr der ganzen Lombardey, ein Mann von unersättlichem Ehrgeitze und den größten Talenten, der ganz Italien zu verschlingen drohte, das Glück hatte den Petrarcha in seine Dienste zu ziehen, und Er eine Stelle im Rathe dieses Fürsten erhielt, und alles was sich ein Philosoph und ein Gelehrter dabey wünschen konnte, der Einsamkeit über Alles pries und schätzte, sagten sich die Freunde des Petrarcha: was? dieser stolze Republikaner, der nichts athmete als Freyheit und Unabhängigkeit; dieser ungezähmte Stier, welcher bey dem Schatten des geringsten Joches ausschlug; der nur die Fesseln der Liebe tragen wollte, ob ihm gleich auch die oft zu schwer waren; der die schönsten Stellen am Römischen Hofe ausgeschlagen hat, weil er keine goldene Fesseln tragen wollte;

der begiebt sich selbst in die Ketten des Tyrannen von Italien? Dieser Misanthrop, welcher nirgends mehr leben konnte als in ländlicher Stille, dieser grosse Prediger der Einsamkeit, der bewohnet nun das unruhige Meyland? Sie haben recht, sagte Petrarcha, der Mensch hat keinen grössern Feind als sich selber; ich habe gegen meinen Geschmack und gegen meine Denkart gehandelt, unser ganzes Leben hindurch thun wir dasjenige was wir nicht wollen, und dasjenige was wir gerne wollten, thun wir nicht. Aber Petrarcha hätte seinen Freunden sagen können: ich wollte euch nur zeigen, was man in der Welt vermag, wenn man lange genug seine Kräfte in der Einsamkeit geübet hat; und wie diese dann auch in Weltgeschäften Freyheit und Festigkeit giebt, Ausdruck und Selbstständigkeit, Würde und Adel, und durch dieses Alles Nerv zu Allem.

Abnei-

Abneigung gegen allen Umgang und gegen alle Stadtverbindlichkeiten, giebt Schriftstellern den so oft erprobten Muth, bey allem Unrecht das sie dulden müssen unter einem aufgebrachten Volke. Durch ihr Beyspiel gewöhnet man sich dann allmählig an das liberaliter sentire et dicere auch in Städten wo man nicht wußte, was das ist. Einsamkeit bildet schon in früher Jugend den eisernen Sinn, der einem unbefangenen Denker sein Leben in Zeiten gegen ihn erregter Volkswuth erhält, und mit dem er freundlich und ruhig jedem in die Augen sieht der ihm fluchet.

Solche Tumulte giebt es zuweilen in Städten, wo es noch nicht recht helle ist. Unmännliche Seelen und durch jeden Volkswind hin und her getriebene Köpfe thun da keinen Schritt, ohne vorerst die grosse Frage zu untersuchen: was werden die Leute dazu

sagen?

sagen? Ein sich selbst und seinem Gewissen überlassener Kopf, läßt hingegen die Leute sagen was sie wollen. Wahrheit und Recht auf seiner Seite, machen ihn gleichgültig für den Beyfall der Menge, die stolz ist auf ihre Freyheit, und doch nie mit eigenen Augen sieht, nie nach eigenen Einsichten handelt, keine feste Grundsätze hat, in ihrem Verhalten keinen festen Grundsätzen folget, und immer blindlings sich unterwirft dem einmal herrschenden Volkston, der Tyranney der Mode, der Allmacht des Beyspiels. Von tausend schnöden Gesichtern hat Er keinen Verdruß. Aber unsterbliche Schande haben diese Gesichter, von ihrer zahmen Unterwürfigkeit, unter eine kalte, lendenlahme, geistlose Schöngeisterey, die ihre studentischen Gefühle und Ideen zur allgemeinen Landesorthodoxie machen will, und dann verlanget daß solchem Unsinn allgemeiner

Weih-

Weihrauch dampfe aus tausend Tobacks-pfeifen.

Muth, der gegen Vorurtheile und Volks-wahn ausharret, ist darum viel gewöhnlicher bey einsam Lebenden, als bey Weltlingen und Geselligkeitsbrüdern. Wer weiß nicht, daß Weltumgang die Seele nicht stärket sondern schwächt, so wie oft wiederhohlter Genuß die sinnlichen Gefühle gegen alles Vergnügen stumpf macht, und gegen alles Unangenehme empfindlich. Ach wie oft kommen die besten Entwürfe bey aller Richtigkeit und innern Güte nicht auf, vor dem umherstehenden Unkraut, Disteln, und Dornen. Wie oft entstehet ein lächerlicher Lerm über den Erfolg eines glücklichen Zufalls, den die Idee eines Dummkopfs gebahr. Lieber kehret man darum der Welt den Rücken, läßt jeden Menschen glauben was er will, und jede Sache gehen wie sie kann, ohne sich

deswegen des Rechts zu begeben im Stillen über Volkswahn zu lachen, und ſich gelegentlich gegen den Krebsgang alles Guten zu empören. Stimme des Volkes iſt oft Stimme des Teufels; Meinung und Wahn auf Rathhäuſern, Landesgemeinden, Aſſembleen, und Clubs, drehet ſich ſo ſchnell wie der Wind. Wer der Stimme des Teufels nicht Gehör giebt, wer keine Windfahne ſeyn will, hütet ſich vor Menſchen die herrſchen wollen über unſere Meinungen. Jeder Schriftſteller, der Herz und Seele hat, entfernet ſich von müſſigen Splitterrichtern, die nichts herausgeben das man beurtheilen könnte, und die ſich darum erdreiſten, ihrer Cenſur alles zu unterwerfen was herauskommt. Auch in der freyeſten Republik hütet ſich jeder Biedermann, vor jedem Orte, wo hundert mehr Kehle haben, als Einer; vor allen Böſewichtern, deren größter Ehrgeiz

geitz ist, daß man lache, und ihr gröſtes Erdenglück, daß keiner in Ansehen komme der sie verlachet.

Aus den Fenstern von allen Häusern die an Tumulten gegen Schriftsteller Theil nehmen, ergiesset sich oft ein allgemeiner Unwillen auf dessen Kopf, der sich erdreistet anders zu denken, als die Demagogen des Geschmackes seiner Vaterstadt. Giebt er eine Schrift heraus, so suchet man nicht, was er etwa Gutes darinn sage, und ob es gut gesagt sey? Man will gleich errathen und ausmachen: ob Er sich getraue, irgend etwas gegen die Stadt zu schreiben, in der er lebt? Satyren werden ihm gleich angedichtet; immer zuerst da, wo keine ist, und keine seyn kann. Sagt er, mit dem besten Zwecke, Wahrheiten für die ihm jeder gute Mensch in der Stille dankt; rügt er vielleicht auch zuweilen Einrichtungen und Ge-

bräuche, die man hinterher bessert, ohne es sich merken zu lassen, daß man nicht zuerst diesen guten Gedanken hatte: so kommt doch immer ein Satyrenriecher, erhebt wütend die Brust, und schreyt, hier ist eine Satyre, und will daß man von Obrigkeits wegen den Pasquillanten aus der Stadt jage! Alles würde man vielleicht herunterschlucken, wenn man den Menschen nur nicht vor seinen Augen hätte, der dieß alles sagt. Wer fühlet sich getroffen, und hasset nicht unsterblich, wenn er unheilbar verwundet ist? Wem ist die Kühnheit nicht unausstehlich, mit der man sagt: der Fortgang der Erleuchtung sey immer da am grösten, wo man einsieht wie viel noch fehlt, und wo man nicht durch den süssen Gesang sich einschläfern läßt, Alles sey unverbesserlich, Alles, bis auf den Gassendreck, sey ausschliessend gut, schön, und unübertreflich?

So

So gieng es in dem hellen und lichten Tage von Paris sogar, dem Presidenten von Montesquieu. Darum sagt er in der Vertheidigung seines unsterblichen Werkes von dem Geiste der Gesetze: Nichts ersticke mehr die Lehre, als eben diese allen Dingen aufgesetzte Magisterkappe. Solche Herren wollen immer lehren, und versäumen immer das Lernen. Es ist unmöglich daß man den besten Kopf nicht kleiner mache, wenn man ihn mit einer Million unnützer Bedenklichkeiten umnebelt. Hat er die redlichsten Absichten von der Welt, so zwingt man ihn an seiner eigenen Redlichkeit zu zweifeln. Er kann nicht mehr gut schreiben, wenn man ihm unaufhörlich in die Ohren raunt, er schreibe schlecht; und wenn er, anstatt zu sagen was er denkt, nur sagen soll, was kleine Geister wollen, daß er sage (*). Sie

(*) Zum Exempel die Herren von der Büchercensur an

schnüren ihm eine Kinderhaube auf den Kopf, damit sie ihm bey jedem Worte erinnern können, Kind du fällst! Will er sprechen wie er denkt, so schreyen sie ihm zu, du sollst sprechen wie wir. Will er sich emporschwingen, so zerren sie ihn beym Ermel zurück. Hat er Geist und Leben, so rauben sie ihm beyde durch Nadelstiche. Erhebt er sich ein wenig, so nehmen sie ihren Werkschuh oder ihre Meßruthe

an manchem Orte in Deutschland, und vorzüglich in der Schweiz; die schulmeisterisch ausstreichen und ändern was ihre engen Köpfe nicht fassen, ihr imprimatur nur der Dummheit geben, und anstatt zu entscheiden, wie einer der aufgeklärtesten und rechtschaffensten Philosophen Herr Hofrath Feder in Göttingen sagt, ob etwas der Religion oder dem Staat gefährliches in der Schrift stehe, was nach den Gesetzen den Druck derselben verhindere, unverschämt genug sind allerhand Veränderungen darinn zu machen, wie es ihnen nach ihrer Dogmatik, ihrer Moral, Rhetorik, und Orthographie beliebt.

ruthe in die Hand, werfen ihre Nasen in die Höhe, und schreyen, komm herab, wir wollen dich messen? Bricht er auf seiner Laufbahn durch, so wollen sie doch noch behaupten, er müsse auf alle Steinchen sehen die ihm Ammeisen in den Weg legen.

Montesquieu sagt: nichts widerstehe solchen Pedanten. Aber widerstand. Er ihnen nicht? Ist sein Buch nicht gedruckt? Wird es nicht allgemein gelesen?

Dreyfaches Erz vor der Brust muß freylich jeder Schriftsteller haben, den die Menschen kennt, mahlt, und trifft. Aber phile diese Mahlerey ist auch kein solches Buch gut. Wahrheit ist gewiß in jedem gedruckten Bogen, gegen den die Mitbürger des Verfassers allgemein schimpfen, schmähen, und fluchen. Warum übertreffen uns die Engländer so sehr in ihren besten Schriften über den Menschen? Warum sind wir in unserer

serer Sittenmahlerey, Kinder gegen sie, wie gegen die Griechen und die Römer? Des Steinhagels wegen, der jedem Schriftsteller um den Kopf säuselt, so bald er nur einige Schritte in der Philosophie des Lebens zum Besten seiner Mitbürger wagt. Aber wir ehren so sehr, und mit grösstem Rechte, kriegerische Tapferkeit, — und warum werden wir denn doch, wie jene weibischen Sibariten durch das faltenschlagende Rosenblatt an unserer Ruhe gestöret? Warum speyen wir denn doch Schimpf und Schande auf bürgerliche Tapferkeit, auf Muth ohne Waffen, auf des Cicero domesticas fortitudines?

Weil unsere Geschmacksführer immer einen allgemeinen Aufruhr zu erregen suchen, gegen alles gesunde Denken. Weil sie keiner unknechtischen edlen Gesinnung fähig sind, da sie gewöhnlich in ihrer Jugend in irgend einem vornehmen Hause dienten, und

noch

noch izt in Pulver zerfielen, wenn eine fette gnädige Dame oder ein grosser adelicher Herr sauer auf sie herabblickten. Weil sie nichts für verächtlich halten, wodurch man sich auch nur die allerelendeste Gnade in vornehmen Häusern erwirbt. Weil sie sich deswegen zu allem gebrauchen lassen, bald als niedrige Beyfallgeber, und bald als elende Lustigmacher. Weil sie jeden verläumden, dem sie Verstand zutrauen, aus Furcht, er wachse ihnen auf ihrem Posten in vornehmen Häusern über den Kopf, zerstöre ihren Kram, und zertrete ihre Witzeleyen. Weil ihnen nichts Gutes in der Welt schätzbar und ehrwürdig ist, so lange es ihnen das letzte Vergnügen entnervter Wollüstlinge noch verschaffet, das Vergnügen zu spotten. Weil aller epidemische Fluch, aller bachantische Unfug, aller Schnickschnack von Feinden die ein Schriftsteller allenthalben habe, alles

was die Hofnung der Fortschritte zur Vernunft, zum liberaliter sentire et dicere erschweret, von diesen lichtscheuen Tröpfen herkommt, die einzig und allein solche Tumulte erregen, für ein Mittagessen.

Aus solchen Gründen und durch solche Triebfedern, kommt manche deutsche Stadt oft gegen jeden Funken von philosophischer Freyheit in Harnisch, da man doch unter dem Scepter des Despotismus in Paris, die kühnsten Bücher über Leben und Sitten schreibt, und lobt, und ihre Verfasser liebt.

Intoleranz gegen Aufklärung und Denkfreyheit entschuldigt man billig in Deutschland bey vornehmen Damen, die von einer dummen und schiefaugigten Französinn erzogen, erst in den Jahren anfangen deutsche Bücher zu lesen, da sie kein Weiß mehr auflegen, und also zuverlässig von allen Fortschritten der Deutschen nichts wissen. Wie

könn-

könnte solchen Damen bekannt seyn, daß die Philosophie unserer Zeit eine ganz andere Wendung hat, als bey unsern Vätern; daß sie herablassend und gesellig ist, daß sie Menschenverstand überall hinbringt, und auch wol überall sucht? Ueber Welt und Menschen philosophiren hiessen solche Damen darum sehr unrecht, über Welt und Menschen Pasquillen schreiben. Jede Wahrheit, die man in öffentlichen Blättern oder in Büchern gegen ihre Meinungen sagt, macht diese sanften Seelen wüthig, und jeder Sittenmahler ist in ihren Augen ein Ungeheuer. Als diese guten Damen noch jung waren, glaubte man, ein Gelehrter sey ein Wesen, dessen Sprache kein Mensch verstehe, und vor dem also auch jede vornehme Dame die Nase zuhielt. Nun ist leider alles umgekehrt. Unsere deutschen gnädigen Damen verstehen es ganz gut, wenn ihnen etwa ab und zu ein

Schrift-

Schriftsteller an den Puls fühlt, oder gar in dürren Worten sagt was ihnen fehlt.

Ein deutscher Patriot wundert sich irgendwo, daß noch kein Deutscher auf den Einfall gerathen sey, Englische Wochenschriften wochenblattmässig zu übersetzen. Wegen der dreisten und treffenden Satyren auf alle Stände müsse man, sagt er, das Land bemeiden, wo man so schreiben darf; und so etwas lese man doch in Deutschland gerne, wenn es aus der Ferne kommt. Das mehreste von London passe noch so genau auf unsere grossen Städte, daß man über die Aehnlichkeit erstaune. Aber freylich dürfe man keinem deutschen Schriftsteller rathen, so bitter die Thorheiten unserer Assemblèen und Höfe zu schildern.

Warum nicht? Ein deutscher Schriftsteller kann alles schildern, sobald er nicht Beförderung sucht, sobald er allem Anspruche

auf

auf den Beyfall unverständiger Menschen entsagt, und also auf keine Weise von Urtheilen und Leidenschaften der Menschen abhängt. Er ist frey wie ein Vogel in der Luft, wenn vollends sein Landesherr zu groß, zu menschlich, und zu erhaben denkt, um Preßfreyheit die nützlich seyn kann, zu verbieten, oder Unterdrückung von irgend einer Art in seinem Lande zu dulden, oder gar jemand eines Epigramms wegen für sein Lebenlang auf eine Bergfestung zu setzen.

Deutsche waren zwar klein genug, um den Kaiser Joseph gegen Preßfreyheit zu warnen (*). Furcht gegen Freyheit durften Deutsche einem Kaiser äussern, der das Panier von Monarchenfreyheit mit seiner Hand

gegen

(*) Kaiser Joseph hat der Feder und der Presse die Freyheit gegeben, ohne auf die kleinsinnige Besorglichkeit zu hören, daß man sie gegen Ihn selbst mißbrauchen könnte — sagt Herr von Sonnenfels.

gegen die dreyfache Krone erhebet, der Gedankenfreyheit in allen seinen Staaten fodert, und mehr als Jahrhunderte zu denken vermochten und denken durften, in einem Jahre that. Als Herr von Sonnenfels den Hans Wurst von dem Wienerischen Theater verjagte, und sich eben um diese Zeit auch an dem Cardinal Migazzi versündigte, sagte Kaiser Joseph zu diesem Denker: vous vous brouillés avec les chapeaux verds et avec les chapeaux rouges. Dieses Wort hielt ich, im Jahre 1771 da es mir erzählet ward, für eine Prophezeyung. In Wien mag es, wenn es bekannt war, lange gewirket haben, im Stillen. Aber wenn alles vorbereitet ist, dann ergreift der hohe Sinn eines solchen Wortes wie elektrisches Feuer das ganze Volk, und es tritt, schneller als man glaubt und erwartet, in den ersten Rang der Völker.

Falsch

Falsch ist es also, daß man nur in Republiken Herz und Seele habe, daß man nur da keck und kühn die Wahrheit sage, daß es nur da heisse, wer frey darf denken der denkt gut. In aristocratischen Republiken zumal, auch in weit freyern Verfassungen wo aber doch ein einziger Demagoge den Kahn regiert, hält man leider Menschenverstand nur zu oft für ein Verbrechen. Dieß macht die Seelen feigherzig, also nicht frey. In Deutschland straft, Gott Lob, fast überall die Justitz; in Republiken zuweilen Vorurtheil (*), Leidenschaft und Staatsbedürfniß (**). In der Schweitz sagt darum der Vater,

(*) Zum Exempel, wenn man Hexen enthauptet.

(**) Es ist eine sehr schöne Anmerkung von Herrn Professor Meiners, daß in einem Freystaat, wo die Regierung gegen die Regierten den kleinsten Theil ausmacht, und keine stehenden Heere zu Gebote hat, wodurch sie sich behaupten kann,

Aufsäp-

Vater, und zumal die Mutter, dem Sohne jeden Morgen und jeden Abend: du muſt dir nicht Feinde machen; und ich antwortete einſt,

Aufrührer die den gröſſern und unwiſſendern Haufen gegen den kleinern und aufgeklärtern empören wollen, viel gefährlichere Leute ſind, und Verſuche, Aufſtände zu erregen, viel gröſſere und ſtrafwürdigere Verbrechen, als in monarchiſchen Verfaſſungen. Dieſem billigen Urtheile eines unſerer verehrungswürdigſten Philoſophen, iſt Alles gleich, was Er, in dem erſten Theile ſeiner Briefe über die Schweiz (Berlin 1784) über das Schweizeriſche Juſtizweſen, über die Staatsverfaſſung einiger Cantone, über den Geiſt ihrer Regierung, über die Landesſitten, über den Charakter einzelner Perſonen, und über alles ſagt, was irgend in denen von ihm beſchriebenen Theilen der Schweiz einem reiſenden Philoſophen, und einem herzlichen und aufgeklärten Menſchenfreunde auffallen kann. Unter allem was ich jemals über die Schweiz geſchriebenes geleſen habe, hat mich nichts ſo hingeriſſen, wie dieſes vortrefliche Buch.

einſt, als ein kleiner Bube, auf dieſe Klugheitsregel: Mutter, wißt ihr nicht, daß der ein ſchlechter Kerl iſt, der keine Feinde hat?

Wie

Buch. Es trägt durchaus den Charakter der ſcharfſinnigſten Aufmerkſamkeit, des umfaſſenden und eindringenden Geiſtes, der ſorgfältigſten Prüfung, der vollkommenſten Wahrheitsliebe, des redlichſten Wohlwollens, und der größten Entfernung von irgend einer Leidenſchaft welche geneigt macht, die Dinge anders zu ſagen als ſie ſind. Beweiſen kann man nicht ſchöner und beſſer die Wichtigkeit und die Würde wahrer Philoſophie, in ihrer Anwendung auf Gegenſtände des gemeinen Lebens, als Herr Profeſſor Meiners ſie in dieſem Buche bewieſen hat. Er verdienet wahren Dank, nicht nur bey meinen Landsleuten überhaupt, ſondern auch bey denen, die über Einiges nicht ſeiner Meinung ſeyn können; und ſo wie ich vielleicht der erſte Schweizer bin, der Ihm öffentlich dieſes geringe Opfer der aufrichtigſten und herzlichſten Ehrerbietung bringt, ſo bin ich auch gewiß derjenige deſſen Urtheil am wenigſten verdächtig ſeyn

und England, wird ein eben so freyer und edler Denker, als irgend ein Republikaner. Und durch ihn kommt dann auch zuweilen ein kleiner Lichtstrahl von Wahrheit unter allerley Volk, wenn er schreiben kann; aber an keine Modelle, Leisten, Magisterkappen, Kinderhauben, Nadelstiche, Werkschuhe, und Meßruthen sich kehret; und um Gottes willen, am allerwenigsten, an den allgemeinen Tritt.

Dieß ist Alles was ich über die Vortheile der Einsamkeit für den Geist sagen wollte. Vieles ist vielleicht nicht lange genug überdacht, und gewiß das meiste nicht gut genug gesagt. Lieber Jüngling, dem dieses Buch in die Hände fallen kann, nimm du das Gute darinn mit Liebe auf, und verwirf alles Kalte und Schlechte, alles was nicht rühret, und eindringt! O herzlich und unaussprechlich will ich mich freuen, will mich reich-

lich

lich belohnet halten für alle meine Arbeit, wenn nur Du für mein Buch mir dankst, nur Du mich segnest, nur Du mir sagst: es habe dich aufgeklärt, gebessert, beruhigt! Keinen andern Seegen werde ich meinem Buche wünschen, wenn Du dich durch dasselbe gebilligt glaubst, wegen deines Hanges zu weiser und thätiger Einsamkeit; wegen deines Widerwillens für zeittödtende Gesellschaften; wegen deines Widerstrebens gegen den beständigen Rath deiner Bekannten, man müsse, um sein Glück zu machen, an allen öffentlichen Orten sich zeigen! Wagst du es auch nicht deinen Mund aufzuthun, fürchtest du immer etwas Ungereimtes in den Augen derer zu sagen, die das Monopolium des Witzes und des guten Geschmackes an sich gerissen haben, und kraft dessen überall die unwitzigsten und geschmacklosesten Dinge mit Geräusch und Beyfall vortragen: o so den-

ke, daß ich in solcher Gesellschaft eben so stumm bin wie Du!

Du kannst bey diesem ganzen zehnten Capitel noch weit mehr denken als ich sage. Habe ich aber auch in demselben nur bemerklich gemacht, was Einsamkeit auf den Verstand wirket den man zur Wahrheit leiten will; kann ich in dem eilften Capitel auch nur andeuten, was Einsamkeit auf den Willen vermag, den man biegsam machen möchte zur Tugend: so siehst du doch überhaupt, daß die Vortheile der Einsamkeit für den Geist der Gewinn sind, den unsere Vernunft aus der Einsamkeit ziehet, und ihre Vortheile für das Herz, alles was wir in derselben durch Gefühl und Empfindung genießen.

Diese Eintheilungen und Unterschiede haben zwar doch immer etwas Schwankendes. Alle Vergnügungen des Verstandes und des Herzens sind Wirkungen einer und eben der-

selben

selben geistigen Kraft. Religion, die doch so offenbar nach dieser Eintheilung eine Sache des Herzens ist, versinket immer in Schwärmerey ohne die Leitung der Vernunft. Bereden und hinreissen kann man aber die Menschen nur durch die Kraft ihnen immer die Wahrheit so darzustellen, daß sie Bezug auf ihre Sitten und Leidenschaften habe. Also muß Herz in Allem und bey Allen seyn.

Herz und Gefühl haben wenigstens in dieser ganzen Schrift über die Einsamkeit mich hingerissen, getrieben, und geleitet. Darum sagte auch eine Dame von grossem Geiste von den zwey ersten Theilen dieses Buches, daß ich Alles von mir gebe was ich fühle, und wenn ich nichts mehr fühle, dann die Feder weglege. Aber gewiß verfiel ich auch deswegen überall in Fehler, die kein systemfester Philosoph macht. Indessen so wie

ich die Menschen kenne, ists mir genug, wenn dieses zehnte Capitel auch nur dunkel zeiget, wie vortheilhaft Einsamkeit auf die Erkenntnißkräfte, also auf Geist, Verstand, und Geistescharakter wirket, und wenn dann nur das eilfte lebhaft genug empfinden läßt, welche wahre und edle und erhabene Vergnügungen Einsamkeit hervorbringet, durch ruhige und gefühlvolle Anschauung der Natur, und durch Empfindsamkeit für alles Schöne und Gute.

Ende des dritten Theils.

Namenregiſter.

A.

Abbt (Thomas) Seite 465.
Alexander der groſſe 367. 444.
Antiſthenes 135.
Antonius (Marcus) 444.
Antoninus (Kaiſer) 390. 391.
Apelles 360.
Ariſtides (der Redner) 390. 391.

B.

Bacon 242. 395.
Barthez de Marmorieres 474.
Beauteville 474.
Blair 308. 320.
Bolingbroke (Lord) 242.
Bonnet 315.
Borromäus (Cardinal) 222.
Brutus 368. 369.
Bückeburg (Wilhelm, Graf von) 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468.
Bürcki (Hauptmann und Waſſerbrenner) 59. 60. 61.

C.

Cabaſſole (Philipp von) Biſchof von Cavaillon 371. 372.

Edſay S. 388. 444.
Campanella 186.
Cicero 369. 379. 397. 398. 399. 400. 403. 415. 504.
Clemens (Pabſt) der ſechſte 488. 492.
Cleopatra 444.
Correggio 325.

D.

Dämer 225. 226. 227. 228.
Demetrius 381.
Diogenes 444.
Dion 251. 252.
Dionyſius der jüngere 367.

E.

Epaminondas 486. 487.

F.

Feder 503.
Feſt (Johann Samuel) 181.
Füßli (Heinrich) 43. 45.

G.

Gallienus (Kaiſer) 470.
Garve 24. 152. 156. 180. 187. 188. 194 219. 220. 336. 337.
Goßner 361. 403.
Gellert 186.
Geßner (Salomon) 347. 475.

H.

Haller 388. 473.

Harpa-

Harpalus S. 367.
Helvetius 272. 452.
Helvidius Priscus 487.
Heraclitus 448.
Herder 465.
Hinüber (Jobst Anton von) 317.
Hirzel 71.
Hißmann 175.
Horaz 48.

J.

Jacobi (Johann Friedrich) 325.
Jagemann 419.
Johnson (Samuel) 330. 339. 358.
Joseph (Kaiser) 509. 510.
Iselin 252. 253. 346. 347. 388.

K.

Kleuker 25. 26. 28. 70. 91. 101. 102.

L.

Lacy (Graf von) 457.
Laura 228. 491.
Lavater 23. 43. 45. 63. 200. 388. 402. 403. 473. 475. 477.
Lavater (Doctor) 63.
Leibnitz 67.
Locke 357.
Lüc (Johann Andreas de) 484. 485.
Ludewig (König) der funfzehnte 119.

Lude-

Ludewig (Chriſtian) S. 296. 297.

M.

Marcard (Doctor) 82. 95. 304.
Martial 274. 275.
Meiners 311. 312. 513. 514.
Melanchton 338.
Mendelsſohn 182. 187. 165. 466.
Migazzi (Cardinal) 510.
Milton (Lord) 225. 228.
Möſer 347. 388.
Montaigne (Lady) 68.
Monte quicu 501. 503.

N.

Nitſche (Hofrath) 71.
Numa 321. 322.
Nüſcheler (Stadthalter) 475. 476.

O.

Obereit (der Weltüberwinder) 12. 13. 14. 18. 19. 20. 21. 22. 24. 25. 26. 28. 29. 31. 33. 34. 35. 36. 37. — 104. 432.

P.

Paracelſus (Theophrakus) 55.
Pericles 4. 486.
Petrarcha 101. 102. 228. 349. 363. 371. 372. 391. 392. 393. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494.
Pfeffel 315.
Philipp (König) von Macedonien 367.
Phocion 486.

Pitt,

Pitt, der Vater S. 372. 373.
Pitt, der Sohn 373.
Plato 231. 252. 470.
Plinius der ältere 369.
Plinius der jüngere 254. 274. 301. 302. 370. 380.
Plotin 470.
Plutarch 253. 396. 446. 472.
Poleni (Peter) 39.
Pope 135.
Pott 39.
Preußen (der König von) 324. 326. 341. 342. 343. 344.
Price (Doctor) 63.

R.

Renzi 491.
Rousseau 149. 150. 186. 382. 383. 384. 395. 426. 474.

S.

Sade (Abt de) 488.
Schmalz (Theodor) 467.
Shaftesbury (Lord) 66.
Shakespear 466.
Socrates 27.
Sonnenfels 509. 510.
Spalding 219.
Stapfer (Daniel) 4.
Stilpon 381.

Strube (Julius Melchior) S. 460.
Sulzer 43. 45. 46.

T.

Tacitus 487.
Tell (Wilhelm) 477.
Themiſtocles 486.

V.

Vergennes (Graf von) 488.
Virgil 393.
Viſconti (Johann) 493.
Voltaire 39. 341. 395. 465.

W.

Wieland 4. 43. 74. 435.

Z.

Zollikofer 360. 361. 362. 365. 366.

Druckfehler und Verbesserungen.

S. 52. Z. 6. Lies: serbirischen, statt sarmatischen.

S. 69. Z. 21. Lies: Kiriath Sepher, statt Kiriath Sephar.

S. 105. Z. 10, 11, 12. Lies: auf jedem hohen Gebirge, in jedem schauerichten Walde, bey jedem verfallenen Denkmal alter Zeit.

S. 134. Z. 21. Lies: mit dem Fluge und Königsblick des Adlers.

S. 222. Z. 12. Lies: Borromdus, statt Boromäus.

S. 242. Z. 7. Lies: Bolingbroke, statt Bollingbroke.

S. 261. Z. 17. Lies: Zehnten und Bodenzins, statt zehnten Bodenzins.

S. 311. Z. 9. Lies: also halte ich, statt also habe ich.

S. 339. Z. 19. Lies: wie andere Musik, statt wie andern Musik.

S. 401. Z. 3, 4. Lies: Ringen und Verlangen, statt über Ringen und Verlangen.

S. 422. Z. 14. Lies: die diese Manier erzeuget haben, statt erzeuget hat.

S. 433. Z. 20. Lies: jede Affe, statt jeder Affe.

Strube (Julius Melchior) S. 460.
Sulzer 43. 45. 46.

T.

Tacitus 487.
Tell (Wilhelm) 477.
Themiſtocles 486.

V.

Vergennes (Graf von) 484.
Virgil 393.
Viſconti (Johann) 493.
Voltaire 19. 341. 395. 465.

W.

Wieland 4. 43. 74. 431.

Z.

Zollikofer 360. 361. 362. 365. 366.

Druckfehler und Verbeſſerungen.

S. 52. Z. 6. Lies: ſephirotiſchen, ſtatt ſapſirotiſchen.

S. 69. Z. 21. Lies: Kiriath Sepher, ſtatt Kiriath Sephar.

S. 105. Z. 10, 11, 12. Lies: auf jedem hohen Gebirge, in jedem ſchauerlichten Walde, bey jedem verfallenen Denkmal alter Zeit.

S. 134. Z. 21. Lies: mit dem Fluge und Königsblick des Adlers.

S. 222. Z. 12. Lies: Borromäus, ſtatt Boromäus.

S. 242. Z. 7. Lies: Bolingbroke, ſtatt Bollingbroke.

S. 261. Z. 17. Lies: Zehnten und Bodenzins, ſtatt zehnten Bodenzins.

S. 311. Z. 9. Lies: alſo halte ich, ſtatt alſo habe ich.

S. 339. Z. 19. Lies: wie andere Muſik, ſtatt wie andern Muſik.

S. 401. Z. 3. 4. Lies: Ringen und Verlangen, ſtatt über Ringen und Verlangen.

S. 422. Z. 14. Lies: die dieſe Manier erzeuget haben, ſtatt erzeuget hat.

S. 433. Z. 20. Lies: jede Aſſe, ſtatt jeder Aſſe.

S. 487. Z. 5. lies: sein Leben, statt seine Lebenszeit.

S. 500. Z. 19, 20. lies: bis auf den Gassendreck, statt bis auf dem Gassendreck.

S. 511. Z. 19. lies: Heren, statt Heren.

Ueber die

Einſamkeit.

Von

Johann Georg Zimmermann

Königlich Großbritanniſchem Hofrath und Leibarzt in Hannover.

Vierter Theil.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1785.

Urheberrechtlich geschützt

D 20.11.-54

Städtische Bücherei Wurzen

8.6.55

NK

Psychologie / Erziehung

Vorrede.

Man siehet auf allen Seiten dieses Buches, wie frey und unbefangen ich schreibe, und mit welcher Offenheit ich meine Gesinnungen und Gedanken sage.

Aus dem Herzen mußte ich reden, damit meine Worte in Herzen fliessen. Aber Wahrheit hat in meinen Händen keine seidene Hülle: also fiel mir auch gar nicht

ein, daß man könnte bey den Groſſen und Mächtigen der Erde ſein Glück mit einem ſo treuherzig geſchriebenen Buche machen.

Und doch geſchah was ich nie die Kühnheit gehabt hätte zu denken, was mich auch das unauslöſchliche Gefühl des ehrfurchtsvolleſten und innigſten Dankes hier durchaus nicht verſchweigen läßt. Mein Buch über die Einſamkeit kam zu meinem Erſtaunen, und auf eine mir völlig unbekannte Weiſe, in die Hände einer Monarchinn die eben ſo gut die Kunſt zu ſchreiben verſteht, als die Kunſt ihr unermeßliches Reich zu regieren. Höchſt intereſſant für die Geſchichte der Philoſophie auf den Thronen, und höchſt rührend für mich, waren hiervon die Folgen in der groſſen Seele dieſer gekrönten Philoſophinn.

Der

Der ganze dritte Theil dieſes Buches war ſchon abgedruckt, der vierte unter der Preſſe, und von meinem ganzen Manuſcript kein Blatt mehr in meinen Händen, als mir den 26 Januar 1785, ein Bote des Ruſſiſchen Geſandten in Hamburg ein Käſtchen von Ihro Majeſtät der Kaiſerinn von Rußland brachte. Ein Ring lag in dem Käſtchen, mit einem einzigen Brillianten von ungewöhnlicher Gröſſe und Schönheit. Auch eine goldene Medaille mit dem ſchönen kaiſerlichen Bildniß auf der einen Seite, und auf der andern mit dem Denkmal der Vermehrung der Ruſſiſchen Monarchie durch ein neues Königreich; und dann, was ich kaum glauben konnte als ich es ſah, ein eigenhändiges Billet der Kaiſerinn, das dieſe unſterblichen Worte enthält:

„An den Königlich Großbritanni-
„schen Hofrath und Leibarzt, Herrn
„Zimmermann, aus Dankbarkeit für
„manche schöne Recepte, die der
„Menschheit im Buche von der Ein-
„samkeit verordnet worden.“

Inhalt des vierten Theils.

Eilftes Capitel.

Vortheile der Einsamkeit für das Herz.

Ruhe kommt in das Herz, wenn man Freude hat an erhabener Natur, und an jedem Blümchen des Thäler , , Seite 2.

Auch eure kalten Seelen sind des reinsten Glückes und der mildesten Ruhe fähig , 3.

In jeder Landgegend von gefälligem Anblick, neigt sich alles in uns zu sanften Empfindungen und allmählig beynahe zu jedem guten Gedanken. 4.

Alle Wehmuth geht vorüber in einem schönen Englischen Garten , , 6.

Durch Geschmack und Kunst erschaffene, oder wirklich in der Natur vorhandene Bilder der Ruhe, bringen durch die Phantasie immer Ruhe ins Herz , , 9.

In den Alpen wirket Einsamkeit, beym ersten Anblick, fürchterlich , 12.

Köpfe und Herzen der Alpenbewohner ſind wie ihr Himmel, abwechſelnd wild und gütig Seite 16.

Anecdoten von einem dieſer Alpenbürger, dem General von Reding 16.

Der beſtändige Anblick erhabener Wildheit in den Alpen macht zwar die Schweitzer rauh, aber ihr Herz gewinnt dann doch auch Sanftheit und Güte im Genuſſe ländlicher Ruhe, und ſtiller Schönheit 27.

Die Landſchaft um Zürich und den Zürcherſee, haben dem angenehmſten unter allen Sängern der Natur ſeine Idyllen eingegeben 30

Jede erhabene Ausſicht wirket ſchreckhaft und ſchauerigt, jede ſchöne Ausſicht ſanft und liebevoll 32.

Jeder Deutſcher, der nur geruhig mit ſeiner Büchſe durch ſeine Berge ſchlendert, wird erfahren, wie viel der Anblick der Natur durch die Imagination in das Herz vermag 33.

Welches Glück ein junger liebenswürdiger Hannoveraner aus einem rauhen und wilden Schweitzeriſchen Bade mitbrachte 33.

Es giebt Freuden auf dem Lande für Seelen, die in der Stadt nicht mehr wiſſen was Freude iſt 37.

Welche innige Gefühle das Andenken unſers Aufenthaltes auf dem Lande, und unſers Herumirrens in den Einſamkeiten unſers Vaterlandes erwecket 39.

Aber

Aber auch in jedem Alter, in jedem fernen Lande, unter jedem Baume, empfinden wir Glückseligkeit im Stillen und Feeyen Seite 39

In Städten sogar ist man in seinem eigenen stillen Hause der höchsten Glückseligkeit fähig 40

Eine Art von süsser Melankolie befällt uns bisweilen, im Schoße ländlicher Ruhe, beym Anblick aller Schönheit der Natur 41.

Romanhaften Empfindungen entgeht man alsdann nicht ganz 43.

Aber so zufrieden als man zuweilen im Lande der Einbildung ist, wird man leider auch nie im Lande der Wirklichkeit 44.

Der Geschmack für Einsamkeit, dieser dem Ansehen nach so trübsinnige und menschenfeindliche Geschmack, entstehet aus einem zu liebreichen, zu liebenden, zu zärtlichen Herzen 45.

Wanderungen der Einbildungskraft giebt es genug in der Einsamkeit, die dem Herzen wohlthun ohne ihm zu schaden 45.

Keinen Einsamen halte man für unglücklich, dessen Herz noch irgend ein edles und freundliches Gefühl erwärmt 46.

Liebe und Ruhe, und Geschmack an reiner Natur, waren nicht blos den Hainen von Arcadien eigen 49.

Ihr lebt alle in Arcadien, wenn ihr wollt 49.

Theocrit und Geßner ſind wahre Wohlthäter der Menſchheit Seite 51.

Einige Anecdoten von Geßner . . 52.

Ruhe heißet nicht immer Müßiggehen, und Lungern im Schatten . . 54.

Man muß nicht nach Ruhe als nach dem Ziele ſtreben, ſondern nur als nach dem Mittel zu gröſſerer Thätigkeit . . 55.

Die Gehülfinn unſerer Einſamkeit ſey ein weiblicher Engel . . 56.

Bey allem Gewirre von Leidenſchaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie keine ſeligern Stunden, als die, da ich die Welt und die Welt mich vergaß . . 57.

Beſchreibung und Geſchichte der Gegend, in welcher meine Vaterſtadt liegt . . 57.

Empfindungen die mir der Anblick dieſer Gegend erweckte . . . 64.

Ruhe findet ſich nicht ſo leicht in ſtädtiſcher Einſamkeit, wie auf dem Lande . . 66.

Friedſam gleiten aber auch in Städten unſere Tage vorbey, wenn wir nur im Frieden leben mit uns ſelbſt . . . 69.

Wer in der tiefſten Einſamkeit immer keck und muthig zur Arbeit ſich anſtrenget, gelanget durch Arbeit zu wahrer Ruhe . . 71.

So findet man auf dem Lande, Ruhe die ſo oft von den

den Städten fliehet, und Glücksgüter die Weltlinge nicht kennen Seite 74.
Die Natur und ein ruhiges Herz sind ein schönerer, und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London 76.
Was ich auf der Zinne von Lavaters Hause sah, empfand, und dachte 77.
Welche Himmelsruhe man bey dem Doctor Hotze zu Richterswyl am Zürchersee empfindet 81.
Ruhe muß immer aus dem Herzen quillen, aber sie kommt mit jeder sie begleitenden Tugend bey äusserlicher Stille noch leichter ins Herz 91.
Häusliche Glückseligkeit wird bey gleichgestimmten Seelen auf dem Lande unaussprechlich vermehret 92.
Wahre innige Freude, Liebe, Treu, und Sitten der Vorwelt gedeyen nirgends so gut wie auf dem Lande 93.
Alles Böse in der Welt vergißt man in kühlen Schatten, einsamen und anmuthigen Thälern 94.
So sauer macht niemand in der Welt seinen Subalternen das Leben, wie befehlende Dummköpfe 95.
Dummheit giebt jeder Sache den unrechten Namen 96.
Mein Recept gegen den Neid 98.
Wie leicht es ist alles in der Welt mit Gelindigkeit zu betrachten 98.

Wie man in jedem ſtillen Hauſe weit mehr wahre und reine Freuden findet, als in dem groſſen und glänzenden Getümmel . . . Seite 100

Wie Einſamkeit gegen den Spott der Leichtſinnigen ſchützet, und gegen die Schnäbel und Pfoten kleiner Seelen . . . 103

Wie leicht man alle ſeine Feinde im Stillen vergißt . . . 105.

Wie Einſamkeit durch ihre Freyheit glücklich macht . . . 106.

Wie den Höfling immer alles beunruhigt, wie er immer eine Wachskerze dem Erzengel Michael anzündet, und eine dem Teufel . . . 108.

Welchen Zwang auch das Alltagsleben mitbringet 109.

Wie wir überhaupt immer da die gröſten Sklaven ſind, wo uns niemand verſteht . . . 110.

Wie ein ländlicher Aufenthalt, oder auch in Städten ein ſtilles häusliches Leben gegen allen dieſen Zwang ſchützet . . . 111.

Wie Einſamkeit und Freyheitsliebe dem Petrarcha alles Weltglück verhaßt machte . . . 112.

Wie ihn Ekel gegen das Hofleben als einen ſchönen blühenden Jüngling in die Einſamkeit trieb 114

Wie Freyheitsliebe bey Rouſſeau die Urſache alles ſeltnes Ekels gegen allen Umgang war, und in der Einſamkeit die Quelle aller ſeiner Vergnügungen . . . 122.

Wer-

Bibl. Univers. Lips.

Warum die Bewohner jener reichen Ebenen der Lombardey weniger reich sind, als die Bergbewohner in der Schweitz Seite 129.

Wie Genügsamkeit die wahre Würze des Lebens ist 130.

Eine Anecdote vom König in Preußen und seinem Dorfpastor in Schlesien 131.

Eine Anecdote von einem Dorfpastor in der Schweitz und einem Puterhahn 136.

Wer auf seine wahren Bedürfnisse sich einschränket, ist weiser, reicher, und zufriedener als wir alle 136.

Einfacher, ruhiger, und weniger schreckhaft ist das Feld der Sinnlichkeit, für jeden, der des Lebens im Stillen sich freuet 138.

Aller Ekel den Ueberfluß giebt, verschwindet bey der Einfalt des Landlebens 139.

Wie gerne man um Glücksgüter die das Herz froh machen, denen entsagt die es beunruhigen 140.

Einsamkeit zerstöret allen eiteley Ehrgeitz 142.

Kein Fürst in Deutschland verdauet den Gift den ihm seine Köche bereiten, so gut, wie ein Bauer in der Lüneburger Heide seine Buchweitzenklümpen 144.

Eine einzige Leidenschaft, die man nicht befriedigen kann und will, vergället oft das Leben 145.

Einsamkeit und eingeschränkte Bedürfnisse sind eine wahre Glückseligkeit für entsetzte und verbannte Staatsmänner 146.

Sich

Sich des Ueberflusses entwöhnen, macht Weniges schmackhaft Seite 153.
Glückseligkeit eines Landpredigers , 156.
Ohne die vielen schiefen Köpfe in der Welt, wäre das Leben nicht zur Hälfte so lustig , 158.
Genügsamkeit und Zufriedenheit mit seinen Schicksalen sind zu allen guten Dingen nütze; und in sehr vielen Fällen bieten Einsamkeit zu beyden die Hand 160.
Es ist ein grosser Vorzug der Einsamkeit, daß man sich in derselben den Umgang mit Menschen abgewöhnet , , 161.
Jeder Tag wird einem geschäftigen Einsamen zu kurz, und jede Nacht wird ihm zu lange , 163.
Die grosse Welt bewegt sich den ganzen Tag, und thut eigentlich den ganzen Tag nichts 163.
Ländliche Stille wird auch für Frauenzimmer eine Schule wahrer Philosophie , 164.
Es ist unmöglich daß man auf dem Lande Langeweile habe, wenn man nicht lässig und faul, nicht krank oder verliebt ist , , 166.
Welcher Ersatz ist in ländlicher Stille das Andenken an abwesende Freunde , 166.
Einsamkeit läßt uns dann auch noch Freunde finden, die nichts uns raubt, von denen nichts uns trennt, und für die wir nie vergeblich unsere Arme ausstrecken , , 171.

Auch

Auch Liebe sogar verdienet einen grossen Rang unter den Glückseligkeiten der Einsamkeit Seite 173.
Liebe gesellet sich gerne zu allen Blicken in die schöne Natur , , 173.
Liebe begleitet darum so oft für alle zärtlichen Seelen den kommenden Frühling , 175.
Verliebte sind nirgends so gerne wie im Stillen 175.
Die süssesten Erinnerungen der Liebe finden in der Einsamkeit ihre Auferstehung , 176.
In diesem unerschöpflichen Nachdenken liegt der höchste Genuß der Liebe , 178.
Wie paradiesisch Wieland in seiner schönen Jugend liebte , , 179.
Bey jungen einsamen Mädchen werden zwar bisweilen solche paradiesische Ideale der Liebe verkörpert 179.
Ach dieß ist Natur, und wer kann der Natur widerstreben , , 181.
Absonderung und Stille scheinen der Liebe so hold, daß man zuweilen gerne vom Gegenstande seiner Liebe weg in die Einsamkeit geht , 181.
Liebe fühlet man nirgends so stark, und nirgends drückt man sie auch so gut aus, wie in der Einsamkeit , , 182.
Liebe nimmt aber auch in einsamen Landgegenden oft den höchsten Flug der Schwärmerey , 184.
Auch leise Liebe sogar, die keine solche Kraftsprünge wagt,

wagt, verzehret am Ende, und macht unglücklich Seite 187.
Schreckliche Wirkungen der Liebe bey Petrarcha. 189.
Bey solchen Convulsionen der Imagination ist Einsamkeit keine Arzeney 191.
Einsamkeit ist auch keine Arzeney gegen Liebe die der Tugend schadet 192.
Liebe und Ruhe umarmen sich, wenn du dich demüthig allen Fügungen Gottes unterwirfst 196.
Im Weltleben geht Liebe in Gleichgültigkeit über, wenn die Damen kein Roth mehr auflegen 198.
Aber Liebe kann vergehen, und Coketterie stirbt nie 199.
Lob der Coketterie 200.
Wie in der Einsamkeit dem Petrarcha Ueberwindung der Liebe gelang 201.
Alle Traurigkeit über verlohrne Freuden der Liebe, wird am Ende doch durch wohlbenutzte Einsamkeit ersetzet 209.
Mit welcher Wirkung schon im Kampfe mit seiner Liebe Petrarcha seine Flügel schwang 210.
Liebe wird in der Einsamkeit zwar nicht überwunden, aber getauft, und geheiligt 214.
Und dann macht Einsamkeit, die man mit einem liebenden Wesen theilt, jede Hütte zum Sitze des Vergnügens, dann erleichtert sie alle Leiden des Lebens,

Lebens, dann ſtreut ſie Blumen auf alle unſere Wege Seite 217.

Einſamkeit verwandelt auch zuweilen tiefe Schwermuth in ſüſſe Melankolie . . 217.

Süſſe Melankolie wird ſchon in früher Jugend, oft durch Einſamkeit veranlaſſet . . 219.

Liebe heilet dieſen Zuſtand . . 220.

Einſamſeyn iſt nicht ohne Ausnahme gut für alle Traurigen und Betrübten . . 221.

Wie ſchrecklich Traurigkeit in heftigen Gemüthern wirket . . 221.

Wie gelinde hingegen bey Menſchen von weicher und etwas kalter Gemüthsart . . 222.

Wie mancherley groſſe und kleine Widerwärtigkeiten des Lebens in der Einſamkeit beſſer überwunden werden, als in der Welt . . 225.

Viele Traurige erhohlen ſich in der Einſamkeit weit beſſer, als durch alle Weltzerſtreuung . . 227.

Schlechte Recepte gegen gewiſſe Arten von Hypochondrie . . . . 229.

Ob es in der Einſamkeit leichter werde tugendhaft zu ſeyn, als in der Welt . . 230.

Viel Gutes geſchieht freilich in der Welt von Amts wegen . . . 231.

Aber gute Werke ſind doch nicht immer Gottesdienſt 232.

Das meiſte Groſe in der Welt geſchieht durch ſtille Thaten Seite 232.

Tugend wird viel leichter und freyer in der Einſamkeit ausgeübet, als in der Welt . . 234.

Unabhängigkeit von der Welt zu predigen, war mein Hauptzweck bey dieſem Werke über die Einſamkeit . . . . . 237.

Was ich durch dieſe Unabhängigkeit verſtehe 238.

Freyheit und Muſſe, äuſſere Stille und Mangel von Umgang, ſind alſo groſe und wahre Hülfsmittel zur Tugend . . . 240.

Alles Weltvergnügen verlieret ſeine Reitze, vor iedem ſtillen Opfer, das man der Tugend in der Einſamkeit bringet . . . 242.

Heimlich läugnet kein Böſewicht, daß Tugend der Grundſtein aller Glückſeligkeit in der Welt, und in der Einſamkeit ſey . 242.

Glücklich iſt derjenige der innern Frieden ſchon in die Einſamkeit bringet, die ihn ſo ungeſtöret erhält . . . . . 243.

Zur Glückſeligkeit des Einſamen gehöret, daß er hochſchätze was die Menſchen verachten, und verachte was die Menſchen hochſchätzen . 244.

Könige und Fürſten haben in gar manchen Fällen keine Freunde . . . 246.

Einſamkeit gewähret den kleinſten unter den Menſchen ſo viel Vergnügen als den gröſten . 247.

Verbannte sogar haben oft die Vortheile und die Freuden der Einsamkeit gefühlet Seite 248.
Verbannte müssen eben so wie wir, um glücklich zu seyn, immer an etwas sich anschmiegen » 249.
Moritz, Prinz von Isenburg » 249.
Lord Bolingbroke » » 250.
Marcellus » » 255.
Metellus » » 256.
Rutilius » » 257.
Cicero » » 258.
Große Glückseligkeit erwartet uns in der Einsamkeit, wenn unser Alter herannahet, und unser Leben verfällt » » 262.
Politische Karthäuser » » 264.
Herr von Schrautenbach » » 265.
Comische Blicke im Alter auf die Jugend hinterher 266.
Wie Rousseau sein Alter benutzte » 268.
Was Petrarcha noch in seinem Alter war » 272.
Im Alter soll man sich an seine Zeitgenossen nicht kehren » » 275.
Aus seiner Einsamkeit muß man alsdann den Menschen die Wahrheit sagen » 276.
Unvergleichliches Urtheil über Rousseau » 277.
Große Seelen erblassen nicht, beym Anblick ihres Grabes » » 280.

Maria Thereſia Seite 280.
Morgenröthe jenſeits des Grabes 281.
Religiöſe Geſinnungen und Ideen vermehren alle Freuden der Einſamkeit 281.
Die Welt ſinket alsdann in ihrer Wichtigkeit herunter, und uns drücket viel weniger die Bürde der Sterblichkeit und des Elends 282.
Wie Addiſon ſtarb 282.
Welchen Troſt und welchen Frieden ein Leben voll Einfalt und Unſchuld giebt 283.
Einer frommen Einſamkeit müſſen wir darum viele der Stunden widmen, die andere auf leere Zerſtreuungen verwenden 284.
Ein Wort über hölzerne Theologie und ekelhafte Glaubensmeiſterey 286.
Was du vergeſſen muſt, wenn es dein wahrer Ernſt iſt, philoſophiſch zu denken, und chriſtlich zu leben 287.
Die Stunden die du Gott in der Einſamkeit weihſt, ſind die ſchönſten Stunden deines Lebens 288.
So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beybringet 291.
In jedem ſtillen Augenblicke unſers Lebens, treten wir doch immer näher vor deſſen Angeſicht, dem es ſo wichtig iſt zu gefallen, und der auch um Mitternacht bey unſrer Lampe wachet 292.

Jede

Jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unserer Hände zu Ihm, wirket bis in die Ewigkeit Seite 293.

Was uns erlaubt scheint von der Ewigkeit zu wünschen und zu hoffen 294

Wie urtheilen über die Ewigkeit, wie jener Blindgebohrne über die Purpurfarbe 295.

Aber in der Einsamkeit erwerben wir doch Fertigkeiten der Seele für die Ewigkeit 297.

Zwölftes Capitel.

Uebersicht des Ganzen. Reflexionen über Mystik und Möncherey. Beschluß.

Was ein plattdeutscher Doctor sagte 299.

Was man von meiner Anpreisung der Vortheile der Einsamkeit sagen wird 300.

Es war nie meine Absicht irgend eine gesellschaftliche Tugend bey irgend einem Menschen zu schwächen 302.

Alle Glückseligkeit kann man nicht in sich selbst finden 302.

Ein völlig einsames Geschöpf ist ein elendes Geschöpf 304.

Kein gutes Gemüth kann sich ganz von Menschen trennen 305.

Wollten wir in Büchern alles finden was wissenswerth ist, so würden wir nichts als dürre Gelehrte, und Buchstabenmenschen. Seite 306.

Ohne abwechselnden Umgang mit den Menschen und sich selbst, kann der Mensch seine ganze Bestimmung nicht erfüllen . . 308.

Was uns einmal interessirt, kann uns doch nicht immer interessiren, und wo das Herz einmal hinstrebet, da wird es doch nicht ewig hinstreben 311.

Ein einziges Tröpfchen guter Laune, ist mehr werth, als aller Genuß, alles Glück, alle Wissenschaft, und aller Ruhm auf Erden . . 311.

Gott selbst will, daß wir mit andern Menschen in Verbindung leben . . . 312.

Eine frölliche Gesellschaft und ein freundliches Gastmal geben der Tugend eine heiterere Miene, und der Frömmigkeit eine frölichere Gestalt 315.

Wie man sich im Umgange betragen muß, damit die Leute von uns sagen, wir seyen liebenswürdig 316.

Wer auch ohne diese Tausendkünste liebenswürdig ist 316.

Wer mit Recht aus der Gesellschaft sich losreisset 318.

Grössere Kräfte werden dort im Schlafrock ausgeübt, als hier in allen unsern Stiefeln . . 319.

Ein Professor kann die ununterbrochene Wachsamkeit auf alle die kleinen Vorzüge verlachen, durch die sich ein Weltmann der Gesellschaft angenehm macht . . . Seite 320.

Die meiste Pedanterey findet man gar nicht in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit . 322.

Aber allenthalben und mitten in der Welt, wird man angerennt von juristischen und medicinischen Pedanten . . 322.

Erzpedanterey unserer Lesewelt . 324.

Comisches Verhalten unserer Lesewelt gegen Leute die Bücher schreiben . 327.

Meine Meinung über den Umgang mit Fürsten, Großen, und Vornehmen . 329.

Viele Menschen sind nicht dahin gestellt, wo sie hingehören . . 334.

In mancher Absicht halten sich die Vorzüge des Weltlebens und die Vorzüge des speculativen Lebens die Wage . . 336.

Bey der größten Abneigung gegen die Menschen muß man sie doch nicht immer fliehen . 340.

Keinesweges will ich Misanthropie ausüben . 341.

Treuherzige Ermahnungen gegen den Ekel und den Abscheu, den in Deutschland der Adel vor dem Unadel, und der Unadel vor dem Adel hat 343.

Wenn auch der allgemeine gesellschaftliche Umgang

kein merkliches Vergnügen giebt, so giebt hingegen gänzliche Einsamkeit das höchste Misvergnügen, und den höchsten Schmerz . . Seite 344.

Wie man also leben soll . . 345.

Etwas hat die Einsamkeit Vorzügliches, wegen des Muthes den sie erzeugt, und der Stärke die sie dem Charakter giebt . . 347.

Das wechselseitige Verhalten des Adels und des Bürgerstandes in mancher deutschen Provinz erniedrigt den Menschen . . 349.

Stärke des Charakters erlanget man zwar in der Einsamkeit, aber Geschicklichkeit zur Anwendung dieser Stärke doch nur in der Welt . . 351.

Wohlbenutzte Einsamkeit macht indessen zu Weltgeschäften bisweilen nicht nur nicht unfähig, sondern wirklich geschickt . . . 352.

Aufschub ist der Tod der Geschäfte . . 353.

Pitt . . . 353.

Ein Minister ist freilich auch ein Mensch . 354.

Und doch ist zuweilen Religion wahre Erholung für grose Minister im gröbsten Drange der Geschäfte . . 357.

Ein Minister, der religiöse Einkehr in sich selbst mit Ministerialgeschäften verbindet, bleibt immer ruhig und Herr seines selbst . . 358.

Auch

Auch Menſchen in geringern Ständen können immer ihre Muſſe zur Stärkung und Erhebung ihres Geiſtes und ihres Herzens benutzen Seite 359.

Es giebt eine Kraft zum Guten, die ſich in der Einſamkeit wirklich auch viel beſſer erhält, als in der Welt 360.

Zur Stärkung in der Religion hat darum Einſamkeit ihren unläugbaren Werth 361.

Mancher Tugendkampf wird da vollendet, mancher edle Trieb wird da angefachet, mancher Verſuchung wird da widerſtanden 363.

Alles zuſammengenommen ſchadet Einſamkeit der menſchlichen Geſellſchaft blos durch ihren Mißbrauch 364.

Alle unläugbar üblen Wirkungen der Einſamkeit kann man zugeben, ohne daß dieß ihre wahren Vortheile nur im geringſten ſchmälert und vermindert 364.

Ueber das was Klopſtock von der Einſamkeit ſagt 365.

Aeuſſerſt einſam kann man leben, und doch deswegen nicht ohne alle geſellſchaftliche Verbindungen ſeyn 366.

So giebt es auch einen Umgang, der mit der eifrigſten Abſonderung von dem Weltleben nicht im Widerſpruche iſt 367.

Alle Vortheile ländlicher Einsamkeit kann man auch mitten im Stadtleben genießen Seite 369.
Also hat Einsamkeit unläugbare Vortheile, wenn man sie nur nicht misbraucht, und wenn man Einsamkeit und Umgang vermischet, und abwechselt 372.
Also liegt zwischen Welt und Einsamkeit die wahre Weisheit in der Mitte 373.
Reflexionen über Mystik 374.
Mystische Küsse 375.
Wie cokette Damen zur Frömmeley hinüber kommen, am Seidenfädelein der Liebe 376.
Kerle von ausschweifendem Dünkel, die hie und da viel Spuk und Geschrey von Mystik machen 378.
Aechte Mystiker sind liebe Leute 378.
Absicht der wahren Mystik 379.
Fortschritte in der Mystik macht man nur auf zwey Wegen 379.
Worinn alle ächten Mystiker übereinkommen 381.
Worinn sie verschieden sind 383.
Was die am weitesten gekommenen Mystiker sagen 384.
Fenelon 388.
Herr von Muralt 389.
Mein Vater 390.

Mystik war der Menschheit oft wahrhaftig nützlich Seite 391.

Mystische Weiber beugten der Stolz aller Theologen . . . 395.

Wahre Mystik war immer besser, als die gewöhnliche christliche Religion, wie man sie treibt 396.

In wiefern Mystik im Auge der Philosophie ein tönendes Erz ist, und eine klingende Schelle . . . 397.

Von heiligen Windbeuteln, die sich des Morgens frühe blos für Freunde und Grundkenner der Mystik ausgeben, des Nachmittags für Naturtheologen, und des Abends, wenn sie besoffen sind, für Theosophen . . . 399.

Reflexionen über Mönchereyn . . . 400.

Mönche sind gewis eben so gut als andere Menschen der höchsten Tugend fähig . . . 401.

Nicht alle Anachoreten waren Phantasten und Schwärmer . . . 402.

Manches ist uns unrichtig aus dem Leben der alten Mönche erzählet . . . 405.

Viele Heilige der Römischen Kirche waren unstreitig Menschen von der ersten Classe . . . 406.

Der Cardinal Borromäus war ein Heiliger voll Erhabenheit, und ein Mensch von beynahe übermenschlicher Kraft zu allem Guten . . . 407.

Mein lieber Landsmann, der Bruder Claus; war der ehrwürdigste von allen Einsiedlern die jemals gewesen sind Seite 408.

Die Klöster werden nur durch Misbrauch schädlich 411.

Sie könnten auf sehr mannigfaltige Art nützlich werden 412.

Wenn auch große Herren nicht in allen Dingen das Beste thun, so muß man doch immer dankbar seyn für das Große und Gute das sie thun. 413.

Lob der Karthäuser 415.

Lob der Nonnenklöster 416.

Immer wird der Aufenthalt eines Mönchsklosters erträglich, wenn es nur da nicht zu sehr von fahlen Dummköpfen wimmelt 422.

Wie freilich eine junge Nonne ganz anders empfindet, als sie handelt und lebt 423.

Wie ein calvinischer Philosoph Klosterregel und Klosterzwang vertheidigt 424.

Lob einer Katze 427.

Warum es mich oft gelüstet hat ein Mönch zu werden 427.

Seelenruhe giebt es doch wahrlich auch im Kloster 428.

Einigen Klöstern wünsche ich darum in jedem catholischen Lande eine ewige Dauer 429.

Immer

Immer mögen die Herren Benedictiner in Bayern glauben, der heilig. Vater Benedict habe ganz laut im Mutterleibe Psalmen gesungen. Seite 431.

Angenehm ists doch, daß man ein Mönch werden kann, wenn man will . . . 435.

Schattenriß eines Mönchs, der mit krankem Herzen Seelenruhe im Kloster suchet . . 433.

Mönche sollen immer große Beyspiele geben . 437.

Mönche überwinden ihre Geilheit, wenn sie vor ihren Altären nicht immer nach jeder schönen Heiligenn sehen, und bey der Conversation im Beichtstuhl nicht immer nach dem Halstuch der Sündrinn . . . . 438.

Geistliche Betrachtungen werden zuweilen für das Fleisch gefährlich . . . 440.

Warum das Wort Keuschheit einer jungen, schönen, und dusserst keuschen deutschen Dame unausstehlich ist . . . . 441.

Mönche werden sich weit besser befinden bey einer sanften Moral die man ausüben kann, als bey einer strengen die man nicht ausübt . 441.

An die Besserung des innern Menschen dachten die Mönche doch immer weniger, als an die Vereicherung ihrer Klöster . 442.

Von einem christcatholischen Heiligen, der für die Armen

Mein lieber Landsmann, der Bruder Claus, war der ehrwürdigste von allen Einsiedlern die jemals gewesen sind Seite 408.

Die Klöster werden nur durch Misbrauch schädlich 411.

Sie könnten auf sehr mannigfaltige Art nützlich werden 413.

Wenn auch grose Herren nicht in allen Dingen das Beste thun, so muß man doch immer dankbar seyn für das Grose und Gute das sie thun. 413.

Lob der Karthäuser 415.

Lob der Nonnenklöster 416.

Immer wird der Aufenthalt eines Mönchsklosters erträglich, wenn es nur da nicht zu sehr von kahlen Dummköpfen wimmelt 422.

Wie freilich eine junge Nonne ganz anders empfindet, als sie handelt und lebt 423.

Wie ein calvinischer Philosoph Klosterregel und Klosterzwang vertheidigt 424.

Lob einer Katze 427.

Warum es mich oft gelüstet hat ein Mönch zu werden 427.

Seelenruhe giebt es doch wahrlich auch im Kloster 428.

Einigen Klöstern wünsche ich darum in jedem catholischen Lande eine ewige Dauer 429.

Immer

Immer mögen die Herren Benedictiner in Bayern glauben, der heilige Vater Benedict habe ganz laut im Mutterleibe Pſalmen geſungen Seite 431.

Angenehm iſts doch, daß man ein Mönch werden kann, wenn man will . . . 432.

Schattenriß eines Mönchs, der mit krankem Herzen Seelenruhe im Kloſter ſuchet . . 433.

Mönche ſollen immer große Beyſpiele geben . 437.

Mönche überwinden ihre Geilheit, wenn ſie vor ihren Altären nicht immer nach jeder ſchönen Heiligenn ſehen, und bey der Converſation im Beichtſtuhl nicht immer nach dem Halstuch der Sünderinn . . . . 438.

Geiſtliche Betrachtungen werden zuweilen für das Fleiſch gefährlich . . . 440.

Warum das Wort Keuſchheit einer jungen, ſchönen, und äuſſerſt keuſchen deutſchen Dame unausſtehlich iſt . . . . 441.

Mönche werden ſich weit beſſer befinden bey einer ſanften Moral die man ausüben kann, als bey einer ſtrengen die man nicht ausübt . . 441.

An die Beſſerung des innern Menſchen dachten die Mönche doch immer weniger, als an die Vereicherung ihrer Klöſter . 442.

Von einem chriſtcatholiſchen Heiligen, der für die Armen

Armen Schuhe umsonst machte, wozu er das Leder stahl Seite 443.

Das thierische Leben in Klöstern war eine unmittelbare Folge der allgemeinen Hochachtung für Klöster und Mönche 444.

Die Benedictiner entwöhnten die deutschen Bauren vom Pferdefleisch, und lehrten sie lateinisch beten 445.

Aber eben solche Verdienste bereiteten allmählig ihren Verfall 445.

Schon Basilius verfehlte seinen Zweck, als er die Mönche den Städten näher brachte 446.

Dominik und Franz sind die Väter aller Bettelmönche, dieser großen Umstürzer aller Religion, dieser Verwirrer aller gesunden Menschenvernunft, 448.

Franziskaner und Kapuziner stellen gottesdienstlich ihren halbklugen Vater Franz unserm Heiland an die Seite 448.

Schnacksucht und Fuchsschwänzereyen der Söhne des seraphischen Vaters Franz 450.

Ein dummer Einfall von Sanct Obereit, dem Weltüberwinder 450.

Fette und fastvolle Franciscaner und Kapuziner machten gewöhnlich, in den Oesterreichischen Staaten, die Frau zur Heiligin, und den Mann zum Hahnrey 451.

Allge-

Allgemeines Verhalten der Oesterreichischen Bettelmönche Seite 451.

Wie die Päbste sich durch die Mönche eine allgemeine Herrschaft erwarben über die Denkart aller Völker 459.

Die Erziehung der ganzen Bayerischen Nation übergiebt man itzt wieder den Mönchen 463.

Pourquoi et comment 464.

Bayerische Mönchserziehung 466.

Erudition der Herren Benedictiner 471.

Bayerischer Benedictinerwitz 474.

Abschaffung der Bettelmönche, ist in jedem catholischen Lande der erste Schritt zur Aufklärung des Bürgers, und des gemeinen Mannes 476.

Ueberhaupt scheinen die meisten Orden, und die meisten Klöster keiner dauerhaften Verbesserung fähig 477.

Das Wesentliche in der Religion ist den meisten Mönchen ganz unbekannt 482.

Kaiser Joseph sprach, es werde Licht 483.

Kaiser Joseph hat in seinen Staaten, in wenigen Monaten, mehr Licht verbreitet, als alle Schulen der Philosophen Deutschlands seit dem Kaiser Leopold 489.

Kaiser

Kaiser Josephs Reformation macht alle fernere Religionsvereinigung überflüssig. Seite 492.

Ewig sind und bleiben wir vereinigt durch Toleranz; und kümmern uns nun weiter nicht, um alle etwa anders lautenden Urtheile catholischer, lutherischer, und reformirter Kapuzen . . 493.

Beschluß . . . . 494.

Ueber

Ueber die

Einſamkeit.

Eilftes Capitel.

Vortheile der Einſamkeit für das Herz.

Ruhe der Seele iſt das höchſte Glück auf Erden. Einfalt des Herzens gewähret dieſe Ruhe, wenn man ſich abſondert von dem Getümmel der Welt, wenn man alle ſeine Anſprüche und Wünſche einſchrän-

ket, allen Fügungen Gottes sich unterwirft, alles mit Gelindigkeit ansieht und betrachtet, aber auch dann nichts mehr höret, als das Fallen des Wassers von den Felsen herab, das Säuseln erfrischender Winde, und etwa einen Vogel in hoher Luft.

Wie reinigen sich unsere Gefühle, wenn die Stürme des Lebens vorüber sind, wenn alles verschwunden ist was uns härmte und drückte, wenn wir nichts mehr erblicken als Freundschaft und Frieden, Einfalt und Unschuld, Freyheit und Ruhe. Aber wäre auch das Herz nicht ruhig, so blutet es doch gerne im Stillen; um süsse Melankolie giebt man gerne alles übrige Erdenglück hin, die ganze Welt um eine einzige sanfte Thräne der Liebe.

Solches Glückes ist das Herz empfänglich, wenn es Freude hat an erhabener Natur und an jedem Blümchen der Thäler, und allem

wodurch wir die Seele erweitern, oder was ſich in ſanfte Bilder verſchmelzt. Aber zu ſolchen Vergnügungen brauchen wir nicht immer groſſe und lebhafte Kräfte; ſie ſind nicht nur Gemüthern zugetheilet die fein und ſcharf fühlen, und auf die eben darum alles Gute und alles Böſe heftig wirket. Des reinſten Glückes und der mildeſten Ruhe ſind auch Menſchen von kalter Natur fähig, die nicht ſo weit und nicht ſo lebhaft denken, darum in ſtarkem Ausdruck der Empfindung immer etwas Uebertriebenes ſehen, und immer glauben, man ſage Tauſend anſtatt Hundert. Nur muß man bey Vorſtellungen die man dieſen guten Leuten macht, die Farben nicht zu ſtark auftragen, nicht das helleſte Licht zur ſchwärzeſten Dunkelheit ſetzen; weil ſie ſchon eben dadurch, daß ſie das Uebel in der Welt weniger bemerken, auch fähig ſind ihr Gutes ruhiger zu genieſſen.

Grosse Glückseligkeit gleitet in der Einsamkeit durch die Imagination in das Herz. Der Anblick der schönen Natur reisset oft die Seele so ganz in sich, und spannet so ganz alle andere Gedanken ab, durch der Wälder mannigfaltiges Grün, die vorüber fliessenden Ströme, das sanfte Wehen des Windes in den Bäumen, den Gesang der Vögel, und die freye Aussicht ins Weite, daß diese Freyheit und diese Wollust alle Gedanken in Gefühle verwandeln. In jeder Landgegend von gefälligem Anblick, neigt sich alles in uns zu sanften Empfindungen, und allmählig beynahe zu jedem guten Gedanken; und dieß alles durch den Zauber der Imagination.

Alles wird durch Imagination rührend und lieblich, wenn nur alles umher ruhig ist und frey. Ach wie leicht entsagt man rauschender Freude, und glänzender Geselligkeit,

wenn

wenn uns deucht, in jedem Lüftchen wehe philosophische Melankolie. Ehrfurchtsvolle Schauer und süßes Entzücken, werden wechselsweise erreget, durch das schwarze Gehölze, durch das fürchterlich abhängende Felsengebirge, und durch jede prachtvolle und erhabene Erscheinung vereinigt mit kleinen Aussichten in eine lachende Landschaft. Alle Wehmuth ist vorüber bey solcher ernsthafter und doch freundlicher Rührung, und alles löset sich auf in lieblich träumende Ruhe. Einsamkeit, und die Stille der ganzen Natur, heben dann jeden einfachen und edlen Gegenstand. Man empfindet alles tiefer, unser Erstaunen ist lebhafter, so wie unser Vergnügen.

Längst war ich mit dem Erhabensten in der Natur bekannt, als ich zum erstenmale in meinem Leben einen Englischen Garten ganz nahe vor Hannover sah, und bald darauf

noch einen weit grössern, eine Meile von da, in Marienwerder. Aber noch kannte ich die Kunst nicht, welche elende Sandhügel durch eine neue Art von Schöpfung in eine freundliche Landschaft verwandelt. Diese magische Kunst dringet so tief in die Seele. Mit dem reinsten dabey angebrachten Naturſinn, erreget sie alle frohen Gefühle im Herzen, alles was durch Einsamkeit, ländliche Ruhe, und Absonderung von den Menschen befriedigt. Mit Thränen dankvoller Rührung erinnere ich mir einen Tag aus jenen ersten Zeiten meines Aufenthalts in Hannover, in denen kein anderes Gefühl in meiner Seele herrschte als die schwärzeste Melankolie, und das fürchterlichste Heimweh; ich kam in den kleinen Garten meines seligen Freundes, des Herrn von Hinüber, vor Hannover, und weg war für diesen Tag mein Heimweh.

Der

Der Zauber war mir neu. Noch wußte ich nicht, daß sich auf einer ganz kleinen Fläche, die Natur in solcher reitzender Mannigfaltigkeit und edler Einfalt darstellen läßt. Noch hatte ich nicht erfahren, daß man auf den ersten Blick, so weggerissen werden kann von allem was uns in der Stadt drückt, zu Arcadischer Wollust, von allen Gefühlen die uns des Lebens wieder froh machen. Noch segne ich den Tag, da ich dieses zuerst erfuhr.

Diese neue Vereinigung von Kunst und Natur, die man nicht in China sondern in England erfand, gründet sich auf den reinsten und richtigsten Geschmack für das Schöne in der Natur, und auf erfahrungsvolles und durchgeprüftes Gefühl der Wirkungen einer keuschen Phantasie in das Herz. Hirschfeld, dieser grosse Mahler der Natur, dieser sanfte und liebenswürdige Philosoph, der erste Deutsche der uns dieß alles durch seine

Gartentheorie itzt lehret, ward dadurch einer der gröſsten Wohlthäter Deutschlands.

Deutschenglische Gärten giebt es freylich an manchem Orte, in denen man nie aufhören kann zu lachen, und auch dieſs ist eine Wohlthat. Oder sollte man nicht lachen, wenn man Pappelnwälder sieht, die kaum hinreichend wären einen Ofen auf einen Tag einzuheitzen; Maulwurfshaufen, die man Berge nennt; in Lebensgröſse auf Eisenblech gemahlte Menagerien von wilden und zahmen Thieren, Vögeln und Amphibien; zahlreiche und erstaunende Brücken über Meere, die ein paar Hühner aussaufen könnten; hölzerne Fische auf Canälen, in die jeden Morgen das Wasser gepumpt wird? Dieſs alles ist weit unnatürlicher als der ehemalige elende Geschmack (*). Aber führet mich dagegen,

(*) Nemlich der Holländische. Denn der Enthusiasmus

gen, in dem Garten des Herrn von Hinüber in Marienwerder; jeder Blick zu Gott, jede Aussicht zu erhabener Ruhe; sehe ich von jeder Bank dort, ins freundliche, immer abwechselnde, und immer neue Gartenscenen; bin ich niemals in Marienwerder gewesen, ohne daß meinem Herzen wohl ward: so grüble ich nicht gerne nach dem was anders seyn könnte, als es ist; und lasse mir kein Vergnügen durch kalte Geschmacksmeisterey wegsachten.

Bilder der Ruhe, sie mögen nun durch Geschmack und Kunst erschaffen, oder wirklich in der Natur vorhanden seyn, bringen durch die Phantasie immer Ruhe ins Herz. Umgiebt mich von allen Seiten und in den

flasmus für das Neue, reisset mich doch nicht so weit hin, daß ich deswegen die Spuren des Edlen und Schauerlichen und Anmuthigen, in manchem uralten Französischen Garten, verkenne.

angenehmsten Gestalten; sanfter Frieden; ladet ein ländlicher Aufenthalt meine ganze Seele zu sich ein; heisset er jeden quälenden Gedanken schweigen; bezaubert mich eine liebenswürdige Einsamkeit allmählig und unvermerkt mit solcher Gewalt, daß alles in mir in Gutmüthigkeit, Wohlwollen, Liebe, und Zufriedenheit mit meinem Loos übergeht: so danke ich Gott für meine Einbildungskraft, die mir zwar oft mein Leben trübt, aber die mir doch immer in der Einsamkeit einen Fels finden läßt, auf dem ich mich halte, und mit stillerm Schauer denke an den überstandenen Sturm (*).

Ein

(*) Ueberaus schön drücket dieß ein neuer Französischer Schriftsteller aus: il n'est point d'ame sensible qui n'ait goûté, dans la solitude, ces instans délicieux où l'homme, écartant les prestiges du mensonge, rentre dans son propre coeur pour y chercher

Ein groſſer engländiſcher Lehrer des Erhabenen hat geſagt, Einſamkeit wirke beym erſten Anblick fürchterlich, weil Alles was den Begrif von Privation mit ſich führet, fürchterlich und deswegen auch erhaben iſt, wie zum Exempel ein leerer Platz, Finſterniß, Stille. In der Schweitz, und zumal bey der

cher les étincelles de la vérité. Quel plaiſir, après avoir été balloté pendant quelque tems ſur la mer de ce monde, de ſe retirer ſur un rocher paiſible, pour y conſidérer en ſûreté les tempêtes et les naufrages qui s'y ſuccèdent! Heureux celui qui peut alors oublier un inſtant les vains préjugés dont ſon ame eſt remplie; les miſères de l'humanité diſparoiſſent à ſes yeux, l'auguſte vérité remplit ſon coeur d'une joie pure. Ce n'eſt que dans ces inſtans, et dans ceux qui précèdent la mort, que l'homme peut apprendre ce qu'il eſt ſur la terre et ce que la terre eſt pour lui.

der Stadt Bern, haben die Alpen von Ferne ein fast unglaubliches Ansehn von Pracht; aber ganz in der Nähe schien mir jedes Bild, das die Alpen in meiner Seele erregten, erhaben und fürchterlich. Durch eine Art von Grösse die an Unendlichkeit gränzet, wird zwar schon das Auge in einer weiten Entfernung bezaubert, wenn man die unabsehbare Reihe der Alpen in einer beständigen Stufenfolge grosser Theile der Schöpfung da stehen und glänzen sieht; aber eben die schönen hellen Farben der Alpen, mildern den Eindruck, und geben dieser ungeheuren Felsenmauer mehr Anmuth, als Erhabenheit. Ohne Schauer hingegen sieht kein empfindliches Gemüth zum erstenmal in der Nähe diese Gebirge, ihr ewiges Eis, ihre senkelrechten Abgründe, ihre finstern Klüfte, ihre herunterrauschenden Ströme, die schwarzen Tannenwälder an ihren Seiten, und die seit

Jahr-

Jahrtausenden herabgestürzten Felsen an ihrem Fuß. Wie klopfte mir das Herz, als ich das erste mal auf dem kleinen schmalen Fußsteig diese erhabenen Einöden hin ging, und immer neue Berge sah über meinem Scheitel, und Todesgefahr unter mir bey jedem Fehltritt. Aber wie bald erhebet sich auch da die Phantasie, wenn man sich alleine sieht mitten unter aller dieser Grösse der Natur, und dagegen an die ganze Kleinheit menschlicher Kräfte denkt, auf diesen Himmelshöhen an Monarchenschwäche.

Aus der Geschichte der Schweitzer kann man wissen, daß die Einwohner dieser Gebirge nicht Menschen von flacher Art, und kalter oder niedriger Empfindung sind. Kühnheit ist ihnen angebohren, Freyheit giebt ihrer Seele Flügel, sie zertreten Tyranney und Tyrannen. Aber Freyheit gedeyet eigentlich nur in den Alpen. Denn nicht alle

Schwei-

Schweitzer ſind frey; aber alle ſind Freyheitsphantaſten, alle in ihr Vaterland verliebt, alle danken Gott für ihren Frieden, der jeden ruhig wohnen läßt unter ſeinem Feigenbaum, und bey ſeinem Weinſtock (*).

Ein zuweilen wildes, aber im Grunde doch immer gutmüthiges Volk, bewohnet die Einöden in den Alpen der Schweitz. Ihr rauher Himmel macht ſie hart und derbe, und ihr Hirtenleben macht ſie ſanft. Ein Engländer hat geſagt, daß derjenige der den Donner in den Alpen nie gehöret, ſich auch keinen Begrif machen könne von dem Getöſe, der Wiederholung, und der Länge des am ganzen Horizont umherrollenden Donners

(*) Der Landbau erwecket eine gewaltige Liebe für den Frieden, ſagt Plutarch: jedoch behält man dabey allen nöthigen Muth um ſein Eigenthum zu vertheidigen, und verlieret nur die Verwegenheit und Frechheit, die zur Befriedigung ihrer Habſucht andern das ihrige raubt.

ners in ſolchen Gebirgen (*); und darum halten wohl die Alpenbewohner, die nie beſſere Häuſer geſehen, als ihre Hütten, und kein ander Land als die Alpen, die ganze Welt für ein rauhes ſtürmiſches Arbeitsſtück.

Das

(*) Nie war nicht nur das Getöſe, die Wiederhohlung, und die ſchreckliche Länge des Donners in dieſen Gegenden auffallend, ſondern noch mehr die entſetzliche, und jeden Augenblick Brand, Tod, und Verheerung drohende Menge von Blitzen. Nie vergeſſe ich einen kleinen Weg von einer halben Stunde, den ich von dem Nonnenkloſter der Schweſtern bey allen Heiligen in der Aue, im Canton Schwyz, nach dem Kloſter Einſiedlen zu machen hatte. Der ganze Horizont war im Feuer; ohne Aufhören wirbelte der Donner in einem Kreiſe um mich herum. Aber am meiſten erſtaunte ich über die faſt unglaubliche Menge von Blitzen, die ſo ſchnell wie die Canonkugeln in einer Schlacht, auf meinem ganzen Wege allenthalben einſchlugen.

Das mag seyn. Aber wie der Himmel sich nach einem fürchterlichen Gewitter freundlich aufschliesset, so sind auch die Köpfe und Herzen der Schweitzer, wie ihr Himmel, abwechselnd wild und gütig; und dieß kann ich durch Geschichte und Thatsachen beweisen.

Einer dieser Alpenbürger, der General von Reding, aus dem Canton Schwyz gebürtig, hatte von Jugend an unter der Schweitzergarde in Paris und Versailles gelebt, stieg im Dienste des Königs in Frankreich bis zum Generallieutenant, und blieb dabey immer ein Schweitzer (*). Als vor

ungé-

(*) Dieß bleiben sonst gewöhnlich die in Französischen Diensten stehenden Schweitzeroffiziere nicht. Anstatt ihre Landessitten zu behalten, überschwemmen sie mit Frankreichs Sitten, Denkart, und Krankheiten, die Schweitz. Auffallend ist dieß zumal in Bern, wo man hon ton und Ehbrüche, Verachtung jeder häuslichen Tugend, Verachtung der Deutschen und ihrer

ungefehr zwanzig Jahren, Frankreich eine neue Einrichtung für die Schweitzertruppen in seinen Diensten machte, glaubte man

in

ihrer Litteratur, Ueberzeugung Persiflage sey Witz, und eine fast unglaubliche Unwissenheit bey einer fast unglaublichen Suffisance, mehrentheils für eine Folge der Französischen Kriegsdienste hält. Erloschen ist, gewiß schon lange, der ächte alte Schweitzergeist, zumal bey den vornehmern, polierten Schweitzern, und ihren Knechten. Man verfiel daher durch das Beyspiel der Schweitzergesellschaft in Schinznach, auf einen Gedanken, der vielleicht bey den künftigen Generationen dieses Uebel nicht nur in seiner Wurzel vertilget, sondern dann auch allmählig in der ganzen Schweitz, jenen todten Geist vielleicht wieder anfachet. Alle Jahre versammeln sich itzt, eine grosse Menge Officiere in der Stadt Sursee, um den Tag der im Jahre 1386, nicht weit von dort, bey Sempach von den Schweitzern gegen den Herzog Leopold von Oesterreich und seinen Adel gewonnenen Schlacht zu feyren. Den

in dem Canton Schwyz, diese Einrichtung sey den alten Freyheiten und Vorrechten nachtheilig, und ward böse über die Neuerung,

neunten Julius 1784 war diese Versammlung überaus zahlreich, und zumal die Anzahl der in Französischen Diensten stehenden und gestandenen Generale und Stabsofficiere beträchtlich. Officiere zwischen zwanzig und siebzig Jahren, beyder Religionen, giengen Arm in Arm umher, bey diesem herzlichen Nationalfeste. Ihren Wein tranken sie zwar nicht aus den Scheiben der dort herum größtentheils begrabenen sechshundert und sechs und siebenzig deutschen Edelleute; aber die Officiere aus Basel brachten Wein mit, von dem Sanct Jacobs Kirchhofe. Man weiß, daß im Jahr 1444 der Ueberrest von vierzehnhundert Schweitzern, die eine Armee von beynahe vierzigtausend Franzosen angriffen, auf diesem Sanct Jacobs Kirchhofe, noch so lange sich wehrten, bis sie beynahe alle todt an der Erde lagen; denn von diesen vierzehnhundert Männern entgiengen nur sechzehn dem Tod, und diese erklärte man durch die

ganze

rung, und ſchob die Schuld auf den General von Reding. Die Gemahlinn des Generals, die im Lande wohnte, ließ indeſſen werben. Aber die Franzöſiſche Trommel war nun einmal im Canton Schwyz verhaßt, und man ſah mit Unwillen die weiſſe Cokarde auf dem Hute eines biedern Schwyzers. Das Werben ward der Generalinn durch den Magiſtrat verboten, um das Volk während dieſer Gährung nicht zu empören. Sie verlangte eine ſchriftliche Urkunde des Verbots; aber der Magiſtrat hatte noch nicht Muth, zu dieſem öffentlichen Schritte gegen

ganze Schweiz, von Obrigkeitswegen, für ehrlos. Bey dem Einſchenken des Weins, ward die Geſchichte von jenem ſchönen Tage erzählet, und als alle gegenwärtigen Officiere die Thränen in den Augen hatten, ſtanden ſie auf, umarmten ſich alle, und ſchwuren dem Vaterlande, zur Erhaltung einer ſo theuer erſtrittenen Freyheit, die nemliche Treu, und den nemlichen Muth.

Frankreich, und die Generalinn ließ immer werben. Nun entbrannte das Schwyzervolk, gegen das freche Weib. Man versammlte eine Landsgemeinde, und die Frau stand vor den viertausend Männern. Die Trommel, sprach sie, wird nicht schweigen, bis ihr mir ein schriftliches Landesverbot zustellet, das meinen Mann am Hofe rechtfertigt, da seine Leute nicht vollzählig sind. Man gab ihr nun das Verbot, und befahl zugleich dem General, für das Interesse seines Vaterlandes am Hofe zu eifern, und zu arbeiten. Bessere Nachrichten von Paris, erwarteten nun zwar die Männer von Schwyz; aber es erfolgte das Gegentheil. Nun schryen solche, die Ansehen und Glauben hatten: die neue Einrichtung setze Religion und Freyheit (*) in Gefahr. Dieß verwandelte bey dem

(*) Religion und Freyheit, sind das Losungswort

dem ganzen Volke, Unwillen in Wuth. Landesgemeinden wurden versammelt, aller Dienst ward öffentlich dem König in Frankreich aufgesagt, öffentlich ward der Bund von 1715 aus den Landesbüchern herausgerissen,

wort in den democratischen Cantonen der Schweitz, aber kommen beyde in Collision, so muß die Religion weichen. Zwey Bauren im Canton Schwyz hatten sich einst in einem Zanke so geschlagen, daß der eine darüber in wenigen Tagen starb. Natürlicher weise sagte diesem der Priester, der ihn zum Tode bereiten wollte, er müsse seinem Feind und Mörder vergeben. Das thue ich nicht, erwiedert der Bauer! So kommst du nicht in den Himmel, versetzt der Priester. Das thut nichts, sagt der Bauer, ich verzeih ihm nicht! Willst du denn in die Hölle, fragt endlich der Mann Gottes, etwas zornig? Der Sterbende rafft, noch einige Augenblicke vor seinem Tode, alle seine Kräfte zusammen, richtet sich auf, schlägt auf die Brust, und sagt: „ich bin ein freyer „Schwyzer, ich kann hin wo ich will!“

rissen, und bey Verlust des Vaterlandes ward dem General von Reding befohlen mit seinen Soldaten heim zu kommen. Vom Könige erhielt Reding, für sich und sein Regiment die Entlassung, und sie kamen alle heim. Reding marschirte ein, an der Spitze seines Volkes, zu Schwyz dem Hauptorte des Cantons, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele. Der Zug gieng nach der Kirche. Reding stellte da seine Fahne neben dem hohen Altar, kniete nieder, und dankte Gott. Dann nahm Er Abschied von seinen Soldaten, die mit Ihm weinten; liess ihnen alle Schulden nach, und schenkte ihnen ihre schöne Mondirung und Armaturen. Also hatte man nun den Mann, von dem das ganze Land glaubte: Er sey ein Meineidiger, und ein Verräther; Er habe am Hofe zu Versailles die neue Einrichtung begünstigt; Er habe mitgeholfen dem Vaterlande

den

den Todesstich zu geben! Die ergrimmte Landsgemeinde versammelte sich. Reding ward aufgefodert den ganzen Hergang zu erzählen, damit man recht wisse, wie man nun mit Frankreich stehe; damit nun alle Verbrechen des Landesverräthers klar werden; und damit ihm Gnade widerfahre, oder Recht. Daß itzt alle Rederey an den erhitzten Felsenstirnen abprellen würde, wußte Reding sehr wohl. Also sagte er kurz, und trocken: der Hergang sey jedermann bekannt, und Er sey unschuldig, so wohl an der neuen Einrichtung, als an seiner Abdankung. Also will Er nicht bekennen, der Landesverräther, man hänge ihn auf, am nächsten Baume; man zerhaue ihn gleich hier zu Stücken! So schrie von allen Seiten die Wuth, und das Getöse ward wiederhohlet aus dem Munde von viertausend Menschen. Reding blieb still. Ein Trupp tobender

Bauren stieg auf die Bühne, wo Er beym Magistrat stand. Es regnete. Ein Jüngling, der Redings Taufpate war, hielt einen Schirm über seinem Haupt; ein Rasender zerschmetterte diesen Schirm mit einem Prügel: unter freyem Himmel soll Er stehen, der Missethäter! Den Schirmträger ergriff die Wuth auch. Das hab ich nicht gewußt, daß mein Taufzeuge ein solcher Landsschelm ist; itzt muß ichs glauben; einen Strick her, damit ich ihn erwürge! Die Rathsglieder schlossen einen Kreis um den General, und flehten ihn mit aufgehobenen Händen: Er möchte um Gottes Willen hervortreten, und um sein Leben zu retten, doch gestehen: Er habe vielleicht in Versailles nicht hitzig genug gegen die Neuerungen geeifert, er habe also hierin gefehlt, und er biete zur Strafe alle seine Güter an, wenn man dafür nur seines Lebens schone! Itzt trat Reding hervor

vor aus dem Kreise, langsam und ernst, winkte Stille mit der Hand; und die ganze Landsgemeinde ward plötzlich still. Alles horchte entgegen dem reumüthigen stehenden Sündenbekenntniß, und in mancher Brust stieg die Hofnung auf, vergeben zu können! Da sprach der General: Ihr wisset, liebe Herrn und Mitlandleute, daß ich zwey und vierzig Jahre dem König in Frankreich gedient. Ihr wisset, und viele unter euch, die mit mir waren, sind dessen Zeugen, wie manches mal ich dem Feinde entgegengieng, und wie ich vor ihm stand in mancher Schlacht; jeden dieser heissen Tage hielt ich für den letzten meines Lebens. Aber hier, vor dem Angesicht des allwissenden Gottes, der mich höret und der unser aller Richter ist, bezeuge ich Euch, daß ich an keinem dieser Tage mit dem ruhigen, frohen, schuldlosen Gewissen in die Schlacht gieng, mit dem ich

heute in den Tod gehen will, wenn ihr mich darum umbringen wollt, weil ich keine Untreu bekenne, die ich nicht begangen! Die Würde mit welcher der General sprach, und der Strahl der Wahrheit der ihn dabey umglänzte, besänftigte die Landesgemeinde, und Er ward gerettet. Aber bald nach diesen Tagen zog Er mit seiner Gemahlinn aus dem Lande. Sie gieng nach Uri, in ein Nonnenkloster; Er gieng in eine Felsenhöhle, und lebte da, ein paar Jahre, als Eremit. Indessen verrauchte der Rausch im Lande. Reding kehrte zurück, vergaß Alles, half und war diensifertig überall. Das ganze Land erkannte seine Rechtschaffenheit, bereute die gegen Ihn begangenen Fehler, und um ihm Alles zu vergüten, machte man ihn zum Landamman, das ist, zum Ersten im Lande; und, was äusserst selten geschieht, man bestätigte ihn zum dritten mal in dieser Würde.

Wild und gütig ist also das Hirtenvolk in den Alpen der Schweitz. Einsamkeit und Phantasie giebt ihm seine Bildung. Es ist wechselsweise gewaltthätig, und freundlich, wie sein Clima. Aber ich gestehe auch, daß ich doch lieber Eremit im Urnerlande seyn wollte, als Landamman zu Schwyz.

Macht aber der beständige Anblick erhabener Wildheit in den Alpen, vielleicht die Schweitzer rauh, so gewinnt dann doch das Herz, auch da wie in andern Ländern der Welt, Sanftheit und Güte im Genusse ländlicher Ruhe, und beym Anblicke stiller Schönheit. Engländer haben gesagt, die Majestät der Natur in der Schweitz, sey zu groß und zu erhaben für den Pinsel von irgend einem Mahler. Aber zu welchem Genusse, ladet dann auch die Schweitz ein, auf ihren romantischen Hügeln, in so manchem lieblichen Thale, an den Ufern von so manchem

spiegel-

ſpiegelhellen See (*); und wie liegt da jede Schönheit Schweitzeriſcher Natur dem Auge näher, und erſcheint in ihrer ganzen liebens-

würdi-

(*) Es war mir angenehm und erfreulich, in den Briefen über die Schweitz des Herrn Profeſſor Meiners zu ſehen, mit welchen liebenswürdigen Empfindungen dieſer Philoſoph, am Ufer des Bielerſees gieng und ſaß, und wie die verſchiedenen Eindrücke ſeine Seele in die ſüſſeſte Stille einwiegten, und gleichſam auflöſten.

„Wenn ich ermüdet bin, ſchrieb Herr Meiners an ſeinen Göttingiſchen Freund, oder auch Luſt habe, die mich umgebenden Gegenſtände genauer zu betrachten, ſo ſetze ich mich auf die erſte die beſte Terraſſe oder Mauer eines Weinberges hin, zwiſchen denen man faſt beſtändig durchgeht. Das thue ich niemals, ohne daß ich nicht eine unbeſchreiblich ſüſſe Gemüthsruhe empfinde. Als ich das letztemal hieher gieng, ſank die Sonne ſchon gegen halb ſechs Uhr hinter den Gipfel des Jura hinab. Die dunklen Tannen, die auf einer

gewiſ-

würdigen Blüte. Behagt dir der Anblick der Eiche, oder der Ulme, oder irgend eines der hochſtämmigen Bäume der Wälder nicht; findeſt du dieſe Bäume nicht ſchön, ſondern ehrwürdig und majeſtätiſch: o ſo bleibt dir doch die zarte Myrte, der Mandelbaum,

„gewiſſen Höhe des Berges ganz allein wachſen, „die dellern Eichen, die ihnen folgen, die noch „hellern Weinberge, zwiſchen welchen ich ſaß, „und endlich ein beträchtlicher faſt immer ver„gröſſernder Abſchnitt des Sees, waren im „Schatten; der gröſſere Theil des Sees hinge„gen, das entgegengeſetzte Ufer, Nidau und „Biel, und zuletzt die Schneeberge, waren noch „alle von der Sonne erleuchtet. Ueber mir hörte „ich das Geläute des Viehs, das in mir allemal angenehme Arkadiſche Bilder aufweckt, „und von unten tönten mir Stimmen von Ar„beitern und Fiſchern, deren Nachen ich mit „den bloſſen Augen kaum entdecken konnte, und „dann das ſanfte beruhigende Plätſchern des „Sees, der ſeine nicht einmal ſichtbaren Wellen „an das ſteile Felſenufer rollte.“

baum, der Jaſmin, der Granatbaum, und der Traubenberg. Bedenke daß in keinem Lande der Welt, die Schönheiten der Natur reicher an Mannichfaltigkeit ſind, als in der Schweitz; und daß die Landſchaft um Zürich und der Zürcherſee, dem angenehmſten unter allen Sängern der Natur, dem unſterblichen Geßner, ſeine Idyllen eingaben!

Erhabene Natur hebt, erſchüttert; und ſchwellt das Herz, und inſofern wirkt ſie feyerlicher auf die Phantaſie, als ſanfte ländliche Schönheit, ſo wie die Nacht auch mehr Feyer und Erhabenheit hat, als der Tag. Kommt man von Fraſcati nach dem kleinen klaren See Nemi, der in einem ſehr tiefen Grund: liegt, rund herum von Bergen und Wäldern ſo umſchloſſen, daß nie ein Wind ſeine Oberfläche bewegt, ſo ſagt man allerdings mit dem Engliſchen Dichter: hier ſitzet

ſchwar-

ſchwarze Melankolie in Todtenſtille und fürchterlicher Ruhe, ihre ſchauerichte Gegenwart macht die ſchönſte Natur traurig, beſchattet jede Blume, und ſchwärzt jeden grünen Platz. Aber, wie öfnet ſich die Seele, wie wird alles in ihr heiter und frey, wenn man in den Garten eines Kapuziner Kloſters, nicht weit von Albano, gerade vor ſich her, zuerſt den kleinen melankoliſchen See liegen ſieht, mit allen Bergen und Wäldern die ihn umgeben, und das Kaſteel von Gandolfo; aber dann, zur einen Hand, Frascati mit allen ſeinen Landhäuſern; zur andern, das ſchöne Städtchen Albano, Dorf und Schloß la Riccia, und Genſano, auf ihren Traubenhügeln; über dieſe hinweg, eine ununterbrochene Ausſicht in die Campagna; in der Mitte derſelben, Rom mit ſeiner Peterskirche; und endlich, am Ende von dieſem Allem, die Hügel von Tivoli, die

Appe-

Appeninischen Gebirge, und das mittelländische Meer (*).

So wirket jede erhabene, und jede schöne Aussicht, auf verschiedene Weise in das Herz, bald schreckhaft und schauerigt, bald sanft und liebevoll, und mit der edelsten Ausbreitung, und immer durch erhöhtes Selbstgefühl.

Aber man darf sich, um solche Gefühle im Herzen zu erregen, nicht hinzaubern lassen nach den einsamen Oertern der Schweiß und Italiens. Jeder Deutscher, der auch nicht, wie Kleist, auf die poetische Bilderjagd

(*) Eine deutsche Dame von hohem poetischen Geiste, machte ihrer schwachen Gesundheit wegen, eine Reise nach Italien. Ihre Kräfte vermehrten sich von Tag zu Tag. Aber als sie in die hier beschriebene Gegend von Albano kam, wollte sie für ihre geistreichen Reisegefährten, das Entzücken das ihr diese Aussicht erregte, in Worte fassen, verlohr die Stimme, und blieb für einige Tage sprachlos.

jagd geht, sondern nur geruhig mit seiner Büchse durch die Berge schleudert, wird erfahren, wie viel der Anblick der Natur durch die Imagination in das Herz vermag. Wirft er sich auch nicht in die Unermeßlichkeit aller Wesen, um sie durchzudenken, und durchzusichten; glaubt Er, mit seiner Büchse, auch nicht Herr und Meister der Natur zu seyn, und Schöpfer und Zerstörer; hat Er da auch nicht Aussichten wie Lavater, und Visionen wie Rousseau: so giebt ihm doch der Anblick jeder anmuthigen Gegend, die beständige Abwechslung neuer Hinblicke ins Freye, die frische herrliche Luft, der schöne Himmel, der Jägerappetit, ein Gefühl von Gesundheit, daß ihm jeder Schritt zu kurz deucht(*).

Die

(*) Ein junger liebenswürdiger Hannöverischer Beamter, erwartete seit einigen Jahren, unter den schrecklichsten Qualen der Hypochondrie, sei-

 nen

Die Entfernung von allem was ihn an seine Abhängigkeit, sein Haus, sein Amt, und seinen Dienst erinnert, giebt ihm eine gewisse

nen Tod. Seine Leber war so verstopft und groß, daß sie ihm die Rippen heraustrieb, und ihm daher immer den Gedanken erregte, er habe da ein Geschwür, das ihn tödten werde sobald es platze. Ich versuchte vieles zu seiner Erleichterung, mit wenigem Erfolge. Andere geschicktere Aerzte versuchten das Ihrige, eben so unglücklich wie ich. Endlich kam dieser bedaurenswerthe junge Mann nach Hannover, und sagte mir: nun möge ich ihm das Härteste rathen was mir einfalle, es koste was es wolle; auf der Stelle werde Er meinen Rath befolgen, denn er leide täglich Todesqual! Ich rieth ihm, gleich von Hannover, nach dem Pfeffersbade in Graubündten zu reisen, und da, nach Landesart, den Brunnen und das Bad zu gebrauchen. Er reiste hin, blieb sieben Wochen in Pfeffers, badete sich daselbst, gemeinschaftlich und mitten unter einigen hundert Schweizerischen und Italienischen Herrn und Damen im gleichen Bade, täglich

acht

wisse Kühnheit im Denken, einen Gedankenrausch, in dem er mit reitzenden Bildern sich umgeben sieht, in dem sein

acht Stunden; und trank dabey, jeden Morgen, fünf und dreißig grosse Gläser Pfefferswasser. Unter dieser Cur bekam er über den ganzen Leib einen brennenden Ausschlag. Er ward über und über steif, wie Eichenholz, und vermochte nicht zwey Schritte, ohne die grösten Schmerzen, zu gehen. Aber kaum war dieser Ausschlag abgeschilfert, so erfolgte, nach der siebenten Woche, die vollkommenste Gesundheit, und die höchste Kraft. Mein krankgewesener Hannoveraner, gieng nun nicht mehr, er flog beynahe, über Gebirge die wenige Schweitzer hinanklettern. So kam er nach Genua und Turin; und im fünften Monat trat Er, mit der schönsten Gesichtsfarbe, vollkommen gesund, freudig, und rasch, in meine Stube in Hannover. Als er mir die Leichtigkeit seiner Glieder, nach der Cur in Pfeffers beschreiben wollte, bediente Er sich jener Worte, die ich nie vergesse, und die ich deswegen auch hier aufhebe: jeder Schritt schien mir zu kurz!

Herz trunken ist von angenehmer Empfindung.

Mit einer schönen Imagination wäre man in einem dunkeln Kerker glücklicher, als ohne Imagination in der herrlichsten Gegend. Aber auch ohne diese glückliche Imagination wirket doch die blosse Stille des Landlebens, nur der Anblick der Heuerndte, Wunder der Ruhe im Herzen. Ach wie oft ist die Glut der Freude in weiblichen Herzen verloschen, und doch erfährt die gute leidende Seele was der zauberische Anblick der Freuden des Landmanns vermag, und wie leicht man sich mit ihm freuet; mit welcher Freyheit, mit welcher Offenheit, mit welcher Milde sie ihm die Hand giebt, und seine treuherzigen Reden höret; wie bald ihr dann wieder alles um sie her interessant und liebenswürdig wird; wie ihre geheimsten Sympathien sich dadurch erhöhen, ausbrei-

ten, verfeinern. Freuden giebt es auf dem Lande für Seelen, die in der Stadt nicht mehr wiſſen was Freude iſt.

Aus entfernten Meeren und Welttheilen kam ein Franzöſiſcher Officier zurück in ſein Vaterland, und ſagte: nur auf dem Lande genieſſet man die Güter des Herzens, ſich ſelbſt, ſeine Frau, ſeine Kinder, ſeine Freunde. In allen Stücken hat darum das Land einen groſſen Vorzug vor den Städten. Dort iſt die Luft rein, die Ausſicht lachend, das Gehen ſanft, das Leben leicht, dort ſind die Sitten einfach, und die Menſchen beſſer. Dort entwickeln ſich die Leidenſchaften ohne jemanden zu ſchaden. Wer die Freyheit liebet, hängt dort von nichts ab, als von dem Himmel. Der Geitzhals empfängt da ſich immer verneuende Geſchenke. Der Krieger kann jagen, der Wollüſtige Gärten pflanzen, der Philoſoph hat den beſten Stof zum Den-

ken in der Nähe. Ach wie rührend sagt dieser gefühlvolle Französische Officier, in dieser schönen Stelle seines Buches, mir so ganz aus dem Herzen: die Felder meines Geburtsortes würde ich allen übrigen vorziehen, nicht weil sie die schönsten sind, sondern weil ich da erzogen ward. Der Aufenthalt unsers ersten Lebens hat einen verborgenen Reitz, einen rührenden, unerklärbaren Zauber, den kein anderes Glück uns schenket, kein ander Land uns ersetzet. Wo sind die Spiele der zarten Jugend, jene geschäftigen Tage ohne Vorsorge und ohne Gram? Der Fang eines Vogels erfüllte mich mit Freude. Welche Lust empfand ich, einem Feldhuhn zu liebkosen, mich von seinem Schnabel necken zu lassen, in meiner Hand sein Herz schlagen, und seine Federn schauern zu fühlen! Glücklich ist, wer den Ort seiner ersten Liebe wieder findet, wo dann alles von ihm

gelie-

geliebet ward, und wo ihm dann alles liebenswürdig schien; die Wiesen wo er herumlief, der Obstgarten den er plünderte!

Solche innige Gefühle erwecket für das ganze Leben, das Andenken unsers Aufenthaltes auf dem Lande, und unsers Herumirrens in den Einsamkeiten unsers Vaterlands. Aber auch in jedem Alter, und in jedem fernen Lande, wird unter jedem schönen Baume, im Stillen und im Freyen die entzückte Seele mit den Worten des Predigers ausrufen: wie selig ist nicht da, jedes innige reine Gefühl der Menschheit, dieser stille Genuß von wahrer, innerer, ganz von äussern Dingen unabhängiger Vollkommenheit und Würde! Wie viel seliger als jede Theilnehmung an dem betäubenden Geräusche, an dem blendenden Schimmer der grossen Welt! Wie viel unschuldige, edle, menschliche Empfindungen erwachen und äussern sich da, die

bey dem gewöhnlichen Gewirre von Geschäften und Zerstreuungen in dem Innersten der Seele schlummern, und vor dem Spotte und dem Gelächter des Leichtsinnigen und des Boshaften sich scheuen!

O mein Zollikofer, auf dem Lande und in dem häuslichen Leben habe ich gefühlet, was du von deiner Kanzel in Leipzig, nicht mit hölzerner und viereckter Theologie, sondern in der wahren Sprache des Herzens sagtest: der Geschäftsmann vergesse da seine verwickelten Geschäfte, schütte da seine Sorgen, wenn er sie auch nicht ganz zu verbannen weiß, in den Busen seiner Vertrauten. Von ihnen werde er da getröstet, und ermuntert. Da erweitere sich wieder sein Herz. Da erheitere sich wieder sein Angesicht. Da entfernen sich Kummer und Sorgen, bis er wieder neue Kräfte gesammelt, sie zu ertragen, oder ihnen abzuhelfen. Hier breche der Gelehrte

lehrte den Faden seiner mühsamen Untersuchungen ab, und trete aus dem Labyrinthe heraus, und finde oft im Genusse der Unschuld, und der edlen Einfalt der Seinigen, mehr Wahrheit und mehr Beruhigung, mehr Nahrung für seinen Geist und sein Herz, als in aller Gelehrsamkeit und Kunst. Hier erhalte jeder den Beyfall und das Lob, die er verdienet, und erhalte sie von Personen, deren Beyfall und Lob alles bey ihm gelten. Hier werde der Niedergeschlagene aufgerichtet, der Fehlende zurechte gewiesen, der Träge ermuntert, der Aengstliche beruhigt, und nach und nach verbreite sich Zufriedenheit über Alle.

Eine Art von süsser Melankolie, befällt uns zwar bisweilen, im Schoße ländlicher Ruhe, beym Anblick aller Schönheit der Natur. Zu lauter Freude sind wir alsdann nicht gestimmet; aber deswegen geniessen wir

nur besser jeden freundlichen Ruheplatz, jeden holden Schatten. Nicht ohne grosse Vortheile für das Herz, ist sogar das köstliche Nichtsthun der Italiener, die unter ihrem schönen Himmel arm sind, aber nie elend; deren weiches Clima, fruchtbarer Boden, friedsame, religiöse, und gutherzige Gemüthsart, Ersatz ist für Alles. Ein vortreflicher und mir sehr werther Englischer Reisebeschreiber, der Doctor Moore, sagt: die Italiener seyen die grösten Faullenzer in der Welt; aber indem sie auf ihren Feldern spatziren, oder ausgestreckt im Schatten liegen, geniessen sie die Heiterkeit und frohe Wärme ihres Himmels, mit einer ihnen ganz eigenen Seelenschwelgerey. Sie rennen nie in die frechen Ausschweifungen der Britten, nie zeige sich bey ihnen das lebhafte und lustige Wesen der Franzosen, oder das unüberwindliche Phlegma der Deutschen.

Das

Das Italienische Volk äussere eine Art von sittsamer Empfindlichkeit für jede Quelle des Genusses, und schöpfe vielleicht einen höhern Grad von Glückseligkeit daraus, als alle übrigen Menschen.

Romanhaften Empfindungen und Gefühlen entgeht man, bey dieser sanften Entfernung von allem was uns härmet und quälet, vielleicht nicht ganz; und dieß hat bey vielen Nachtheilen auch eine schöne Seite. Es mag seyn, daß romanhafte Grübeleyen uns in die Nachbarschaft verbotener Gegenden leiten; daß sie uns auf einen gefährlichen Boden hinstellen; daß sie meistentheils mit dieser oder jener bösen Leidenschaft im Zusammenhange sind, und vielleicht eine schwindelnde und leichtsinnige Art zu denken bey uns nähren; daß sie auch zuweilen die Seele ungeschickt machen mit Eifer und Thätigkeit vernünftigen Bestrebungen sich zu ergeben,

geben, oder an mässigen und einfachen Entwürfen des Lebens Genüge zu finden; daß auch die Seele von jener idealischen Welt in der sie zu verweilen sich verstattet, zu dem Umgange mit Menschen nicht ohne Widerwillen zurückkehret, vielleicht gar abgeneigt wird des Lebens gewöhnliche Pflichten zu erfüllen, und unfähig die Freuden desselben zu geniessen. Aber romanhafte Empfindungen und Gefühle machen fürwahr nicht immer unglücklich, denn leider so zufrieden als man zuweilen im Lande der Einbildung ist, wird man doch nie im Lande der Wirklichkeit.

Rousseau las in seiner Kindheit eine grosse Menge Romanen, und entsagte durch die daher entstandene Liebe eingebildeter Gegenstände, und die Leichtigkeit sich damit zu beschäftigen, Allem was ihn umgab. Daher blieb ihm auch von dieser Zeit an, bis in

sein

sein spätestes Alter, der Geschmack für die Einsamkeit, dieser dem Ansehen nach so trübsinnige und menschenfeindliche Geschmack, von dem Er doch glaubte, daß er von einem zu liebreichen, zu liebenden, zu zärtlichen Herzen herrühre, das nur aus Mangel ähnlicher Gesinnungen bey andern sich gezwungen sieht von Erdichtung zu leben.

Wanderungen der Einbildungskraft giebt es genug in der Einsamkeit, die dem Herzen wohlthun, ohne ihm oder dem Verstande zu schaden. Allenthalben wo ich gewesen bin, fand ich jemand, an dem mein Herz im Stillen hängt. Ach wenn meine ältesten Schweitzerischen Freunde wüßten, wie oft sie mich itzt in schlaflosen Nächten unterhalten; wie keine Entfernung und keine Jahre in meiner Seele auslöschen, was sie mir in meiner Kindheit, in meiner Jugend, und in meinem männlichen Alter gewesen sind;

wenn sie wüßten, wie viele gegenwärtige Traurigkeit, wie manches Ungemach des Lebens, ich bey diesem süssen Zurückstaunen vergesse: so würden auch sie vielleicht sich freuen, daß ich in der Einbildung noch immer mit ihnen lebe, ob ich gleich in der Wirklichkeit für sie todt bin.

Keinen Einsamen halte ich darum für unglücklich, dessen Herz noch irgend ein edles und freundliches Gefühl erwärmt. Es ist doch sonderbar, daß man glaubt, ein Einsamer zehre ab, strotze von schwarzer Galle, fresse sein Herz, indem er unaussprechliche Wollust geniesset. Den guten Rousseau hielten die Franzosen für einen düstern Kautz. Das war er in einem grossen Zeitraum seines Lebens nicht. Er war es zuverlässig nicht, als er an den Herrn von Malesherbes, Sohn des Kanzlers von Frankreich schrieb: ich kanns nicht aussprechen,

chen, wie ich gerühret war, als ich sah, daß Sie mich für den unglücklichsten unter allen Menschen hasten. Das Publicum wird eben so urtheilen, wie Sie, und auch dieß betrübt mich. Ach wäre doch das Glück, das ich genieſſe, allen Menschen bekannt! Jeder würde eben so glücklich seyn wollen als ich, und der Frieden würde auf Erden herrschen; dann hächten die Menschen nicht mehr einander zu schaden, und keiner mehr unter ihnen wäre böse, wenn keinem mehr daran gelegen wäre es zu seyn. Aber was genoß ich denn auch, wenn ich alleine war? Ich genoß mich selbst, die ganze Natur, alles was ist, alles was seyn kann, alles Gute der sichtbaren Welt, und alles was man sich einbilden kann von der intellektuellen Welt. Ich versammelte alles um mich her, was meinem Herzen wohl that? Mein Verlangen war der Maaßstab meines Vergnügens.

Niemals kannte der gröſste Wollüstling solche Wollust; ich genoſs hundertmal besser meine Einbildungen, als Er seine Wirklichkeiten.

Seelenschwelgerey ist dieſs freylich; aber wer schwelgt nicht lieber mit Rousseau als mit euch? Wer entsagt nicht gerne, der Leerheit aller eurer Glückseligkeiten, eurer Urbanität und eurem Tobakrauch, euren Spieltischen und euren Vorurtheilen? Wer sucht nicht lieber ein zufriedenes Gemüth und ein ruhiges Leben, in seinem Hause, in der einfältigen Natur, im Walde, an der stillen See? Wer strebet nicht lieber nach Vergnügungen, die das süſseste Andenken hinterlassen, die so rein sind, so rührend, und so entfernt von euch?

Hirtenlieder sind auch Einbildungen, aber von der mildesten Art; und wie mir deucht, der höchste und reinste Ausdruck lieblicher

Glück-

Glückſeligkeit. Im Stillen, wo die Seele ſich ganz entbunden glaubt von allem was ſie in Städten peinigt und drückt; wo ſie frey iſt von allen erkünſtelten Bedürfniſſen, bey deren Sättigung man ſich eben ſo unglücklich fühlet, als wenn man ohne Hofnung danach ſtrebt; wo ſie nichts liebet als die Natur, und an nichts Geſchmack hat, als an ihrer Reinheit und Einfalt: da wohnet Glückſeligkeit. Sieht und höret man nichts mehr von allem was uns ſchmerzet, lebt man in Liebe und Unſchuld mit Wenigem vergnügt, mit allem zufrieden, ſo lebt man ja in den goldenen Zeiten der Dichter, deren Verluſt ihr mit Unrecht bedauret. Liebe und Ruhe, und Geſchmack an reiner Natur, waren nicht blos den Haynen von Arcadien eigen. Ihr lebt alle in Arcadien wenn ihr wollt. Tage voll Herzensgenuß, und unſchuldige Freuden, finden ſich auf je-

der beblümten Wiese, an jeder crystallenen Quelle, unter jedem schattigen Baume.

Pope leitet den Ursprung der Dichtkunst von dem Zeitalter her, das unmittelbar auf die Schöpfung folgte. Das erste Geschäft des Menschen war die Sorge für seine Heerden, und also waren auch Hirtenlieder vermuthlich seine ersten Gedichte. In der Muße ihrer schönen Tage, suchten diese Hirten auch wohl einigen Zeitvertreib, und in ihrem einsamen Leben war wol keiner so schicklich wie Gesang; und in ihren Liedern nichts natürlicher als das Lob ihrer Glückseligkeit. Dieß führte wahrscheinlich, wie Pope glaubt, zur Erfindung der Schäfergedichte, dieser Abbildungen jener stillen und glücklichen Zeiten, durch die man die Liebe alter Tugend hervorrufen wollte, um sie seinen Zeitgenossen zu empfehlen.

Glück-

Glückseligkeit theilet sich mit, durch solche Phantasieen, und man sygnet den Dichter der in seiner Glückseligkeit andere eben so glücklich machen wollte, als sich selbst. Sicilien und Zürich erzeugten zwey solche Wohlthäter der Menschheit. Nie findet man die Natur so schön, nie athmet man so leicht, nie schlägt das Herz so sanft, nie ist man so glücklich, als wenn man Theocrits oder Geßners (*) Idyllen liest; und

(*) Geßners Idyllen hat vielleicht in ganz Europa niemand treffender beurtheilt als der unvergleichliche Blair in seinen Lectures on Rhetoric and Belles Letters. London 1783. Tom. II. pag. 348. 349. wo er sagt: „Unter „allen Neuern schrieb niemand Hirtengedich„te so gut und so schön, wie Herr Geßner, ein „Dichter in der Schweiz. Er brachte in seinen „Idyllen, wie er sie nennt, eine Menge neuer „Gedanken. Seine ländlichen Scenen machen „oft einen tiefen Eindruck, alles lebt in seinen „Be-

dieß ist mein einziger Ersatz, wenn ich an alle die Freude zurückdenke, die ich von deinem Umgange dort am Fuß des Hapsburgs hatte, liebster Geßner(*)!

So

„Beschreibungen; alles ist möglichst verschönert, „und doch ohne alle Ziererey. Dieses Dichters „größtes Verdienst ist, daß er für das Herz „schreibt; seine Idyllen sind voll zärtlicher Ge„fühle. Häusliche Glückseligkeit mahlt er vor„treflich. Ehliche wechselseitige Zuneigung, Lie„be zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und „Schwestern, sowohl als zwischen Verliebten, „wird unter seiner Hand immer gefällig, und rühr„end. Weil ich die Sprache nicht verstehe, in „der Herr Geßner seine Hirtengedichte schrieb, „so kann ich die Poesie des Styls nicht beur„theilen: aber mir deucht, in der Auswahl der „Gegenstände, und in der Behandlung seiner „Idyllen, übertreffe Er alle Neuern Schrift„steller."

(*) Dieser unsterbliche Dichter war immer, im engen Umgange mit vertrauten Freunden, einer der liebenswürdigsten Gesellschafter. Meinem Her-

So zeiget denn dieß alles, mit wenigen Zügen, wie der Anblick der Natur durch die Imagination in das Herz wirket, wie das Landleben die Seele zu sanften Gefühlen stimmt, wie Einsamkeit die Phantasie zur Glückseligkeit erhebet, wie man zwar unter dem Einflusse aller dieser schönen Bilder ro-

Herzen ward immer leicht und wohl, sobald ich ihn nur sah. Steif und trocken war er, wie recht ist, gegen Fremde die zu ihm kamen, um ihn läppisch anzustaunen, oder ihm ihre Stammbücher gehorsamst zu presentiren, oder ihm Complimente zu machen, die Er nicht bedarf. Das danke ich ihm. Aber auch in Umständen, wo man sonst erschrocken und wehmüthig ist, fand Er augenblicklich Rath in seiner guten Laune gegen Schrecken und Wehmuth. Er verlangte mich einst im Schinznacher-Bade, in einer heftigen Colik. Ich eilte zu ihm mit beklommenem Herzen, und kaum sahen wir uns ein paar Minuten, so machte er mich, durch den Ausdruck seiner Schmerzen en Carricature, lachen, wie ich vielleicht nie gelacht habe.

manhaften Empfindungen nicht ganz entgeht, aber auch Phantaſieen ſich überläßt, die dem Herzen wohlthun ohne ihm oder dem Verſtande zu ſchaden, und wie man durch Dichtungen und Erinnerungen Glückſeligkeit über ſein Leben verbreitet.

Ruhe, das höchſte Glück auf Erden, kommt ſehr oft nur durch Einſamkeit in das Herz. Ruhe heiſſet aber nicht immer Müſſiggehen, oder Lungern im Schatten. Der Uebergang vom Läſtigen zum Gefälligen, vom Geſchäftszwange zur Philoſophie, iſt auch Ruhe. Publius Scipio ſagte darum, er ſey niemals weniger müſſig, als wenn er Muſſe habe, und ſey niemals weniger einſam, als wenn er allein ſey. Starke Seelen werden durch Muſſe und Einſamkeit nicht eingeſchläfert, ſondern ermuntert; und indem ſie ſich einer glücklich vollbrachten Arbeit nur deswegen freuen, um gleich wieder

eine

eine neue anzufangen, verlangen sie nicht Ruhe für den Geist, sondern für das Herz.

Ach nur zu wahrhaft hat man gesagt, wer einem Zustande nachstrebe, der von aller Beunruhigung frey sey, verfolge einen leeren Schatten. Wolle man darum seines Lebens recht froh seyn, so müsse man nicht nach der Ruhe als nach dem Ziele streben, sondern sie nur als Mittel zu grösserer Thätigkeit geniessen. Man müsse also dasjenige was uns auf eine unsern Kräften angemessene Weise beschäftigt, und uns erst nach Mühe und Arbeit Lohn und Genuß verspricht, immer demjenigen vorziehen, was unsere Kräfte ungebraucht läßt, uns in Trägheit einwieget, und uns Vergnügen oder Vortheile verheisset die uns gar nichts kosten.

Ruhe muß man nicht suchen in Unthätigkeit, sondern jeden guten Trieb zu irgend ei-

ner Art von Wirksamkeit augenblicklich benutzen. Wenn das Unglück der Menschen die wir lieben, immer unser eigen Unglück ist; wenn alle Schmerzen die wir sehen unsere eigenen Nerven zerreissen; wenn Mitleiden für andere in uns jede Freudenfähigkeit vergiftet, die Welt für uns mit einer melankolischen Finsterniß umziehet, alle Frohheit über unser Daseyn erstücket, und uns vollends ungeschickt macht zu jeder glücklichen Geistesarbeit, und lahm zur Ausübung irgend einer Kraft; wenn wir Monate und Jahre vergeblich zugebracht haben, die grausamsten Leiden wegzuschaffen, dann, lieber Leser, müssen wir die Einsamkeit suchen; aber die Gehülfinn unserer Einsamkeit sey ein weiblicher Engel, der uns bey unserm Hinabsteigen ins Todesthal, mit Weisheit und erhabener Ruhe leitet und hält.

Bey allem Gewirre von Leidenschaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie keine seligern Stunden, als die, da ich die Welt, und die Welt mich vergaß. Diese Stunden der Ruhe fand ich in jeder einsamen Gegend. Alles was mich in Städten drückte, alles was mich mit Willen oder Ekel, Aerger und Zwang, in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da fernweg. Ich bewunderte und genoß die stille Natur, und empfand nichts als leises Vergnügen.

Oft blickte ich im Gefühle dieser sanften Wollust, im Frühling, in das herrliche Thal hinab, wo die Trümmern des Wohnsitzes Rudolfs von Hapsburg, da alleine, auf dem Rücken eines waldichten Berges unter allem möglichen Grün (*) sich erhe-

(*) Die Seite des Schlosses Hapsburg, die ich hier beschreibe, ist ungleich schöner als die

Seite

ben. Ich sah da, wie die Aar bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette herabströmt, bald durch enge Felsen sich stürzet, und dann wieder ruhig und langsam durch die

Seite die man von der grossen Landstrasse von Zürich nach Bern erblicket. Von dem Traubenberge über der Stadt Brugg, auf dessen Gipfel ich gewöhnlich unter einen hohen Eichbaum mich hinwarf, zeigt sich das alte Hapsburg auf einem romantischen Berge über einem lieblichen Thale, frey und alleine. In diesem Thale, zwischen dem Hapsburg und der Aar, gieng ich einst mit Geßner am Ufer spatzieren. Dem unsterblichen Dichter fiel unter unsern Gesprächen ein Gedanke ein, den er nicht ausgeführet hat. Ich möchte, sagte Er, Americanische Idyllen schreiben, und du, Zimmermann, kannst mir sagen, was für Bücher mir zu diesem Zwecke behülflich wären. Indem wir beyde, langsam und glücklich, auf unserm Wege fortschlenderten, sahen wir oft nach dem Schlosse Hapsburg hinauf, und Geßner sagte mir: sieh, in diesem Berge sind alle möglichen Nüancen von Grün.

die schönen Auen sich schlängeln, indem ihr von einer andern Seite die Reuß, und weiter unten die Limmat zufliessen, und friedsam sich mit ihr vereinigen. In dem schönen blumichten Vorgrund, sah ich die königliche Einsamkeit (*), wo die Gebeine Kaiser

(*) Das Kloster Königsfelden liegt eine kleine Viertelstunde von meiner Vaterstadt Brugg, zwischen der Aar und der Reuß. Die Gemahlinn des im Jahre 1308 von seinem Brudersohn, dem Herzog Johann aus Schwaben, und einigen Edelleuten, ermordeten Kaisers Albrecht des ersten, erbaute an dieser Mordstäte eine Kapelle. Die Söhne dieses unglücklichen Kaisers, Herzoge von Oesterreich, stifteten daselbst im Jahre 1311 ein Nonnenkloster und ein Mönchskloster, die miteinander verbunden waren, und die eine gemeinschaftliche Mauer umschliesset. Von diesen Herzogen von Oesterreich, und ihrer Schwester Agnes, ward dieses Gotteshaus reichlich begabt. Es wurden demselben nicht nur die Güter der Edelleute geschenket, welche an dem

ser Albrechts des ersten, und so vieler fürstlichen Personen des Hauses Oesterreich, und so vieler von den Schweitzern erschlage-

ner

dem Kaisermord Antheil hatten, sondern auch die Güter aller Edlen, die mit ihnen in Verwandschaft standen. Die Aebtissinn erhielt die Herrschaft über alle diese Güter, und die Oberaufsicht über alle im Kloster Königsfeldern versammelte Mönche und Nonnen. Der grosse Altar in der schönen Kirche daselbst, steht auf dem Platz, wo der Kaiser von Schmerzen und Schwachheit vom Pferde fiel, und den Geist aufgab. Elisabet, die Wittwe des Kaisers, und ihre Tochter Agnes, Königinn von Ungarn, endeten in Königsfelden ihre Tage, und liegen mit sehr vielen andern Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Oesterreich, da, in einer gemeinschaftlichen Gruft begraben. Auf Ansuchen eines kaiserlichen Gesandten, ward diese Gruft im Jahre 1738 geöfnet. Ich stieg, als ein Knabe von neun Jahren, mit hinunter, wandelte zwischen den Ueberbleibseln aller dieser vornehmen Leichen, und freute mich, als ich die

Leiche

ner deutſchen Fürſten, Grafen, Ritter, und Edlen, in klöſterlicher Stille ruhen. Weit umher lag vor mir das lange Thal, wo die groſſe Stadt Vindoniſſa (*) ſtand, und die Rui-

Leiche des Herzogs Leopold von Oeſterreich fand, den die Schweitzer im Jahre 1386, in der für ſie ſo ehrenvoll geweſenen Schlacht bey Sempach, nebſt einer groſſen Menge deutſchen Adels todtſchlugen.

(*) Vindoniſſa war eine ſehr groſſe, und ſtark befeſtigte Römiſche Stadt, der Waffenplatz der Römiſchen Kaiſer gegen die Einfälle der Alemanniſchen Völker. Sie hielten hier eine beſtändige zahlreiche Garniſon wider dieſe muthigen Nachbarn, die öfters über den Rhein ſetzten, und das Aargau plünderten, aller Feſtungen ungeachtet, welche die Römer einige Meilen weiterhin am Rheine hatten. Dem Kaiſer Conſtantius Clorus gelang es jedoch die Alemannen im Jahre 297, in dieſer Gegend, zwiſchen dem Rhein und der Aar zu ſchlagen. Aber im Anfang des vierten Jahrhunderts, da die Römiſche Macht in dieſen Gegenden fiel, ward Vin-

Ruinen, auf denen ich so oft, in stiller Betrachtung, über die Vergänglichkeit menschlicher Grösse saß. Im fernsten Gesichtskreise hinter dieser herrlichen Gegend (*) erhuben

Windonissa von den Alemannen erobert und zerstöret. Indessen scheint es, man habe Windonissa zum zweitenmal wieder aufgebaut, denn unter der Fränkischen Oberherrschaft ward ein bischöflicher Sitz daselbst errichtet, und bey nochmaliger Zerstörung, gegen das Jahr 579, nach Constanz verleget. Auf den Trümmern dieser grossen Römerstadt, wohnten im zehnten Jahrhundert die Grafen von Windisch und von Altenburg, die Stammherrn der Grafen von Hapsburg. Von aller dieser Herrlichkeit ist itzt nichts mehr übrig als die Ruinen, und auf denselben meine kleine Vaterstadt Brugg, nebst den Dörfern Altenburg und Windisch.

(*) Schweitzer brauchen wahrlich für Leute die im Sand und in der Heide wohnen, die Farben nicht zu dick aufzutragen, wenn sie etwa zu verstehen geben möchten: auch die Schweitz sey ein schönes Land! Will man jedoch ihnen nicht

huben sich über anmuthige Hügel, alte Schlösser, und Gebirge, die Alpen in aller ihrer Pracht; und mitten unter allen diesen grossen Scenen, fielen dann meine Augen vom hohen Walde, wo ich stand, über die Wein-

nicht glauben, so muß man Engländer über die Schweiz urtheilen hören, die, im Grunde, noch unendlich mehr Nationalstolz haben, als die Deutschen. Nachdem der berühmte Engländische Reisebeschreiber Pococke die schönsten Länder der Erde gesehen, ganz Griechenland, Kleinasien, Constantinopel, Sicilien und Italien, kam er in die Schweiz nach Windisch, Königsfelden, Brugg, und Hapsburg. Er sagt, die Lage von Windisch sey eine der schönsten, die Er kenne (Windish is one of the finest situations I have seen); und von dem Schlosse Hapsburg: es habe eine schöne Sommerlage, und die herrlichste Aussicht über ein ungemein schönes Land (The castle of Hapsburg is a very fine summer situation, commanding a glorious view of a most beautiful country).

Weinberge herab, tief zu meinen Füssen auf meine kleine reinliche Vaterstadt, auf jedes Haus, und auf jedes Fenster in meinem Hause. Wenn ich dieß alles sah, fühlte, überdachte, und verglich, dann sprach ich zu mir selbst: Ach warum ward doch meine Seele so enge, mitten unter so vielen Veranlassungen zu grossen Gedanken? Warum ward mir da doch der schöne heitere Winter so trübe? Warum hatte ich da, so viele Langeweile, so viel Unlust, so viel Gram; da ich doch itzt, bey dieser schönen Aussicht, nichts empfinde als Liebe und Ruh, und alle schiefen Urtheile verzeihe, und alles erlittene Unrecht vergesse? Warum ist dieses kleine hier zu meinen Füssen zusammengepreßte Häuflein von Menschen, so unruhig, so uneinig? Warum lebt da manche gute Seele so verscheucht? Warum ist da der Regierende so groß, und der Regierte so klein? Warum

ist

ist da so wenig Freyheit, Keckheit, und Selbstgefühl? Warum ist da der eine so stolz, und der andere so demüthig und zerschlagen? Warum ist da, bey so vieler angebohrner Gleichheit, so viel Stolz und so viel Neid da doch jeder Vogel in der Luft neben dem andern Platz hat, und alle ihre Myriaden die Ströme ihrer Lieder milde zusammen vereinen in einen Gesang zum Lobe unsers Schöpfers? Dann stieg ich immer vergnügt und friedsam von meinem Berge herab, machte den Regenten meiner Vaterstadt tiefe Reverenzen, gab jedem meiner geringern Mitbürger Freundeshand, und behielt diese selige Stimmung der Seele, bis ich wieder die schönen Berge, und das lachende Thal, und die friedsamen Vögel, unter den Menschen vergaß.

Ländliche Einsamkeit ziehet also ab, von allem was uns an den Menschen misfällt;

verändert oft die bitterſten Empfindungen in freundliche Gefühle; giebt ſo manche hohe Begeiſterung und ſo manche kleine Freude, die man in Städten nicht hat; reinigt ſo manches Herz von laſterhaften Neigungen beym Anblick der ruhigen Natur; macht ſo gutmüthig, liebreich, offen, zutraulich; hilft immer weit beſſer fort auf jedem guten Wege: wenn man nur ſeine Leidenſchaften zu guten Zwecken leitet, und mit ſeiner Imagination nie ins Schwarze ſieht.

Etwas ſchwerer iſt freylich dieß alles in ſtädtiſcher Einſamkeit. Es ſcheint zwar leicht, auch da in ſeiner Kammer ſich über alles wegzuheben was uns umgiebt. Aber wenige haben dieſe Kraft; denn ſobald man zu Hauſe in dem Laufe ſeiner Gedanken oft von äuſſerlichen Dingen genecket, in einem fort durch widerliche Vorfälle unterbrochen wird, ſtürzen auch, auf allen Gaſſen und in allen

allen Gesellschaften, traurige Gefühle schnell und unversehens das Herz in Unmuth, und schwächen den nie genug gehobenen Geist.

Rousseau war immer äusserst unglücklich in Paris (*). Dieser grosse Geist schrieb zwar auch da grosse Dinge; aber sobald er auf die Gassen kam, überwältigte ihn ein Heer von widerlichen Gefühlen. Sein Geist verließ ihn, und der grosse Herzenskündiger, der durchsehende Philosoph, der glänzende Schriftsteller, ward beynahe kindisch.

Auf dem Lande geht man heroischer, und zumal mit mehr Gelassenheit, und Freundlichkeit von Hause. Hat da der Einsame in seiner Kammer sich müde gedacht, o so findet er, unter freyem Himmel dann allenthal-

(*) Je puis dire, sagt Er, que tout le tems que j'ay vecu à Paris, ne fut employé qu'à y chercher des ressources, pour en vivre eloigné.

ben Ruhe, und auf jedem Spatziergange nichts als Vergnügen. Da reicht Er jedem der ihm begegnet die Hand; da liebet Er alle Menschen, die er sieht, und wird von allen, die ihn sehen, geliebet. Da ergiesset sich nirgends seine Galle. Nirgends hebt sich da, vor einem dicken Adelstolzen Weibe, oder einem hochgezäumten Baron, das Mark in seinen Knochen. Keine vornehme Affe jagt ihn da mit ihrer Kutsche zu Boden. Da ärgert er sich über keine hochadeliche Hure, und über keine stiftsmässige Gans.

Aber auch in Paris, und in jeder Stadt in Deutschland, hätte ein vom Tumult des Lebens sich absondern der Mensch, nie solche Gefühle, wenn er im Frieden lebte mit seinem Herzen, und wenn seine Nerven nicht krank wären. Beydes macht uns zum Spiele unmännlicher Leidenschaften. Mit schwächen

Ner-

Nerven ſchauert uns überall und allenthalben die Haut.

Friedſam gleiten unſere meiſten Tage vorbey, auch bey einer ſchwachen Leibesbeſchaffenheit, auch zwiſchen dem gröſten Menſchengewühle, auch beym Anblick der abſcheulichſten Geſichter, wenn wir nur im Frieden leben mit uns ſelbſt. Unſere Leidenſchaften ſind die ſanften Winde, mit denen der Menſch ſein Schiffchen durch den Ocean des Lebens treiben ſollte. Leidenſchaften allein, ſetzen die Seele in Bewegung; aber wenn ſie ſtürmiſch werden, ſo kommt das Schiffchen in Gefahr, und verſinket. Entfernet man nur jedes ſträfliche Verlangen, ſo unterwirft man ſich auch leicht dem Verdruß und dem Kummer. Man vergeſſe darum das Vergangene, grüble nicht an der Zukunft, grüble nicht an irgend etwas von ſeiner Lage, das beſſer ſeyn könnte als es iſt. Alles

ist immer besser als wir glauben. Zufriedenheit kommt nicht von dem was ihr heftig wünschet, denn wenn ihr es auch erlanget, so seyd ihr doch unzufrieden. Alles Vergnügen fängt in uns selbst an, in dem ernstlichen Willen das Gute zu kennen und zu suchen, und so klein es auch seyn mag, zu geniessen.

Also kommt Ruhe in der Einsamkeit, nicht nur aus lässigem Hinstaunen und Hinkucken ins Freye. Wer ohne Arbeit, ohne einen grossen und festen Lebenszweck, in der Einsamkeit glücklich seyn wollte, würde auf seinem Landhause gähnen wie in der Stadt, und es wäre da seiner Seele heilsamer, den ganzen Tag Holz zu spalten, als den ganzen Tag da in Stiefeln und Sporen zu lungern (*). Wer aber in der tiefsten Einsamkeit,

(*) Lungern ist ein Niedersächsisches Wort, das völlig mit dem Englischen lounge (faulenzen) übereinkommt.

keit, immer keck, immer frisch und enthig zur Arbeit sich anstrenget, gelanget blos durch Arbeit zu wahrer Ruhe, und wird dann immer mit sich selbst fertig.

Petrarcha hätte diese Ruhe in seiner Einsamkeit zu Vaucluse gefunden, wäre Laura nicht der Dorn in seinem Herzen gewesen. Die Kunst mit sich selbst fertig zu werden, verstand er. Ich stehe, sagt er, um Mitternacht auf, und gehe mit Anbruch des Tages aus; ich studire in dem Feldern, wie in meiner Kammer; ich lese, ich schreibe, ich phantasire. Ich bekämpfe die Faulheit, ich verjage den Schlaf, die Weichlichkeit, und die Sinneslust. Ich durchlaufe den ganzen Tag dürre Berge, feuchte Thäler, und tiefe Höhlen, ich streife oft, längst den Ufern meines Flusses, allein herum mit meinen Sorgen. Ich treffe keinen Menschen an, der mich zerstreue; die Menschen werden mir von

Tage zu Tage weniger beschwerlich; ich stelle sie entweder weit vor mir her, oder hinter mich. Ich erinnere mich des Vergangenen, und berathschlage über die Zukunft. Ich habe ein grosses Mittel zur Abgeschiedenheit von der Welt gefunden. Ich gewöhne mich an den Ort meines Aufenthalts, und ich bin überzeugt daß ich mich an jeden Ort gewöhnen würde, Avignon ausgenommen. Hier, in Vaucluse, finde ich Athen, Rom, Florenz, wie es meinem Geiste am besten behagt. Ich geniesse hier aller meiner Freunde, sowohl derer mit welchen ich gelebt, als derer die lange vor mir gestorben sind, und die ich nur aus ihren Werken kenne.

In der Einsamkeit kann man alles was man will, wenn man so entschlossen ist, und mit solchen Hülfsmitteln in sich selbst begabt. Aber Petrarcha wollte, weil er verliebt war,

nicht

nicht alles was er konnte. Ruhe hatte Er im Herzen nicht; und allerdings ist Ruhe, wie Lavater sagt, das Mittel immer gut zu seyn, und alles gut zu machen.

Schauerichte Einsamkeit bringet auch Ruhe, durch Arbeit. Der Kaiser von Japan schickte ihm misfällige Grosse seines Reiches, nach der Insel Fatsisio. Die Ufer dieser sonst unbewohnten Insel sind von erstaunender Höhe. Sie hat keinen Hafen; sie ist unfruchtbar, und so unzugänglich, daß die Verbannten, oder die dahin gebrachten Lebensmittel, nebst den Schiffen, durch einen Kran müssen in die Höhe gezogen werden. Das ganze Geschäft dieser Unglücklichen, bestehet an diesem traurigen Orte darinn, daß sie seidene mit Gold gewirkte Stoffen von der höchsten Schönheit verfertigen, die man auch deswegen in Japan niemals an Fremde verkauft. Bey dem Kaiser in Japan, mehr

te ich eben nicht in Ungnade fallen, aber ich glaube doch, daß auf der Insel Fatsisio mehr innere Ruhe sich findet, als bey ihm und an seinem ganzen Hofe.

Zusammenraffen müssen wir Alles, was nur einen Funken von Ruhe in die Seele bringet. Aber wir müssen nicht verlangen, daß ein unvergängliches Feuer daraus entstehe, sondern nur dafür sorgen, daß der letzte Funke nie auslösche. So findet man auf dem Lande, Ruhe die von den Städten fliehet, und Glücksgüter die Weltlinge nicht kennen.

Wer sitzt dort, in eurem Speisesaal bey Hofe, so vergnügt wie Rousseau bey seinem Butterbrodt? Ich kam zurück, sagt Rousseau, von meinen einsamen Spatziergängen, mit kleinen Schritten, etwas müdem Kopfe, aber mit vergnügtem Herzen. Bey meiner Zuhausekunft ruhete ich angenehm aus, hielt

mich

mich an den Eindruck der Gegenstände, aber ohne etwas andres zu denken, mir einzubilden, oder zu thun, als mich blos dem Gefühle der Ruhe, und des Glückes meiner Lage zu überlassen. Vor meinem Hause fand ich mein Essen. Ich aß mit grossem Appetit, in meiner kleinen Wirthschaft. Kein Bild der Dienstbarkeit und der Unterwürfigkeit, störte das Wohlwollen, das uns alle verband. Mein Hund war mein Freund, nicht mein Sclave; wir hatten immer den nemlichen Willen, aber er gehorchte mir nie. Meine Frölichkeit war am Abend der Beweis, ich sey den ganzen Tag alleine gewesen. Ganz anders war ich, wenn ich Gesellschaft gesehen hatte; selten mit andern zufrieden, und niemals mit mir selbst; am Abend immer mürrisch und stumm; meine Haushälterinn machte diese Anmerkung, und seitdem sie mir das sagte, gab ich auf mich

selbst

selbst acht, und fand es immer so. Endlich nachdem ich noch ein paar Gänge in meinem Garten gemacht, oder ein Liedchen bey meinem Clavier gesungen, fand ich, in meinem Bette, eine Ruhe des Körpers und der Seele, die noch hundertmal süsser war, als selbst mein Schlaf.

Die Natur und ein ruhiges Herz, sind ein schönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London. Gottes Unermeßlichkeit und Allgegenwart, heiligen jeden Hügel, auf dem ein friedsames und von bösen Leidenschaften freyes Herz ihm sein stilles Opfer bringet. Ihn, den alle Welten nicht umfassen, müssen Würmer nicht wollen in Mauren einschliessen. Er sieht uns allenthalben ins Herz, und höret allenthalben, auf ein frommes Gebet. Wir eilen aufwärts oder steigen nieder, keinen

Staub

Staub finden wir, den nicht seine Macht erfüllet; aber auch keine Stäte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine Gegend, in der das Erhabenste und Angenehmste in der Natur, das Herz bey jedem Blicke entzücket, und alle unsere Empfindungen zerschmelzet in Bewunderung, Liebe, und Ruhe.

Ohne die innigste Rührung erinnere ich mir nie, die grosse und unaussprechlich herrliche Scene, die ich im Jahr 1775 vor mir hatte, als ich mit meinem Freunde Lavater, auf der Zinne des Daches von seinem damaligen Wohnhause, wo Er gebohren und erzogen ist, bey der schönsten Witterung fast mit eben der Empfindung gieng und saß, wie mein geliebter Brydone auf dem Gipfel des Aetna (*). Ein einziger Blick umfaßte die gan-

(*) Brydone sagt: „es schien, so wie wir über „die

ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Zürichsee und seine reichen Ufer, und über diesem Spiegel die höchsten Schneegebirge in ihrer Majestät. Himmelsruhe umgab mich bey diesem Anblick.

Hier, auf Lavaters Hausdach ward mir begreiflich, wie Er, mit einem so unbewölkbarfrohen Gefühle seines Daseyns und seiner Kräfte, umherwandern kann in Zürich vor den Augen der dortigen Gelehrten, die Jahr ein Jahr aus, in einem fort auf ihn zuhämmern; und die er dann in einem fort so demüthiglich, wegen seiner unverschuldeten

„die Wohnungen der Menschen erhaben waren, „als blieben alle niedere und gemeine Empfin„dungen zurück; als legte die Seele, da sie sich „den ätherischen Regionen näherte, ihre irdi„schen Leidenschaften ab; und als empfinge „sie schon etwas von ihrer unveränderlichen „Reinheit.“

ten und wenigstens nach den Gesetzen, unvertilgbaren Existenz, um Vergebung bittet.

Hier, auf Lavaters Hausdach, ward mir begreiflich, wie Er der höchsten und unerschöpflichsten Feindesliebe, gegen die gelehrten Herren in Zürich fähig seyn kann, welchen sein bloßer Name eine Aergerniß ist; die höchst ungern etwas Rühmliches, aber mit Freuden etwas Schlechtes, Fehlerhaftes, Lächerliches an ihm sehen; die in [illegible]peinliche Herzensklage kommen, wenn man etwas erweislich Gutes von ihm sagt, und etwas unerweislich Böses von ihm ablehnt; die jede zu seinem Vortheil sprechende Wahrheit mit Widerwillen wegwerfen, und jede ihn schändende und erniedrigende Lüge mit Triumph und Jubel aufhaschen; denen seine Ehre eben so schmerzhaft ist, als ihnen ihre eigene Schande; denen seine Schande so lieb ist, als ihnen ihre eigene Ehre; denen alles

Un-

Unglück ist, was ihnen Glück für Lavater scheint; denen alles Glück ist, wovon sie wähnen, es sey Lavaters Unglück; die alles Gute, das sie von ihm wissen, geflissentlich verschweigen; die sich ein Fest daraus machen, seine Fehler zu vergrössern, und mit sichtbarer Schadenfreude auf alle mögliche Weise zu verbreiten; die aber dann doch sich selber mehr wehe thun als ihm, und mehrmals [illegible]n Ruhm erweitern, indem sie sich befleissen denselben zu vernichten; die jeden unpartheyischen Fremdling sogar, aufs Aeusserste spannen ihn persönlich zu prüfen, und dann gewöhnlich den schneidenden Aerger haben, daß Lavater von dem Fremdling ganz anders gefunden wird, als die scharfgeschnittenen Federn und Zungen seiner hochverehrten und vielgeliebten Herren Unfreunde in Zürich ihn darstellen (*).

Noch

(*) Es ist allgemein in der Schweiz bekannt, daß anist

Noch ruhiger und schöner als Lavater, und mitten unter allem was die Schweitz in der größten Mannigfaltigkeit, Erhabenes, Anmuthiges, und Reitzendes hat, wohnt im Dorfe Richterswyl, einige Stunden von Zü-

jetzt eben so viele vornehme deutsche Herren und Damen, jeden Sommer, ihrer Herzensangelegenheiten wegen zu Lavater nach Zürich reisen, als vormals Vornehme aus ganz Europa, ihrer Gesundheit wegen zu Michel Schuppach nach Langnau, und von jeher zu Tissot nach Lausanne. Aber mir ist es ganz unbegreiflich, daß man dies in Zürich so unaussprechlich übel nimmt. Zürich ist bekanntlich eine sehr beträchtliche Handelsstadt, also eine Stadt in der man rechnen kann. Dessen ungeachtet ist der republikanische Neid in Zürich so groß, daß man dort gar nicht berechnen will, ob diese Wallfarthen nach Lavater, als ein blosser Handlungszweig betrachtet, für Stadt und Landschaft Zürich nicht eben so nahrhaft seyen als alle dort fabricirten Kappen und Strümpfe.

Zürich, ein grosser Arzt. Erhaben und sanft, wie die Natur die ihn umgiebt, ist seine Seele. Sein Haus ist ein Tempel der Gesundheit, der Freundschaft, und jeder milden Tugend. Das Dorf Richterswyk liegt, da wo der Zürchersee durch zwey hervorspringende Landspitzen einen natürlichen Hafen von ungefehr einer halben Stunde macht. Von Norden nach Osten, ist der nicht völlig eine Stunde breite See begrenzt durch das in milden sonnigten Hügeln sich erhebende jenseitige Ufer, einen meilenlangen Weinberg, mit untermischten Wiesen, Baumgärten, Feldern, Gebüschen, Wäldchen, über und über bevölkert, voll Dörfer, Kirchen, Landhäuser, und Hütten.

Ein grosses, herrliches, unerschöpfliches Amphitheater, das noch kein Mahler anders, als in ausgehobenen kleinen Theilen zu zeichnen wagte, öfnet sich von Osten nach Süden.

den. Die Aussicht nach dem von dieser Seite vier Stunden langen obern Theile des Sees, führet hie und da, auf Landspitzen, zerstreute Inseln, auf das vorstehende an einen Hügel hingebaute Städtchen Rapperschwyl, auf die Brücke die dort von einem Ufer des Sees zum andern reicht. Dann erhebet sich weiterhin, in einem halben Cirkel, das unerschöpfliche Amphitheater. Im nächsten Vorgrunde liegt die nur eine halbe Stunde entfernte hüglichte Landspitze; dann folgen niedrige, grüne, mit Bäumen bedeckte Berge, an welchen Dörfer hängen, und zerstreute Häuser; dann höhere Berge, fruchtbare Alpen in immer grössern in einander gewundenen Formen, helleblau und dunkelblau gefärbt; hinter diesen Alpen steigen, himmelan, mit ewigem Schnee bedeckte Felsenhäupter. Südwerts öfnet sich das Amphitheater; und neue Reihen von Bergen ragen da

in einer immer fortgehenden Folge hervor. Immer und ewig bleibt ein solcher Anblick neu, rührend, und unvergleichbar.

Berge ketten sich wieder von Süden nach Westen; das Dorf Richterswyl liegt an ihrem Fuße, am Ufer des Sees. Schwarze Fichtenwälder bedecken ihren Rücken, und unter diesen sind die nähern Hügel mit unzählbaren Fruchtbäumen besetzt, in Gärten von Korn und Gras, mit untermischten Häusern. Das Dorf Richterswyl ist reinlich, die Strassen desselben gepflastert, die Häuser von Steinen, und bemahlt. Rings um das Dorf sind am Seeufer angenehme Spatziergänge, durch Alleen fruchtbarer Bäume, oder auf den Hügeln durch schattigte Wälder, und allenthalben die Aussichten voll Erhabenheit und Anmuth, wo jeder Wanderer und jeder Fremdling ergriffen wird, stille steht, nur Auge ist; langsam, leise, und

tief,

tief, seinen Athem hohlt. Jeder Fußbreit dieser schönen Erde, ist benutzet, bepflanzet, bebaut; aller Menschen Hände arbeiten, Kinder und Greise sind emsig.

Die zwey Häuser des Arztes stehen mitten in diesem Dorfe, mit ihren Gärten umringet, so frey und friedlich, wie auf dem weiten Felde. Unter der Kammer meines Herzensfreundes laüft am Garten ein lieblich murmelnder Bach, und an dem Bache die Landstrasse, auf der seit Jahrhunderten beynahe täglich eine Menge Pilgrimme nach dem Kloster Einsiedlen gehen. Aus Zimmern und Gärten sieht man südwerts, vor sich den grossen majestätischen Ezelberg; sein Haupt bedeckt ein schwarzer Wald, sein Fuß ist nur eine Stunde entfernt von diesen Zimmern und Gärten; an der Mitte des Berges hängt ein Dorf mit einer schönen Kirche, und auf dieser Kirche ruhet, an jedem schönen

Abend, die Sonne. Vor den Zimmern und vor den Gärten liegt der Zürchersee, den nie gefährliche Stürme in Aufruhr bringen, in dessen Wasser sich die Ufer spiegeln, oder dessen Wellen, durch sanfte Winde bewegt, wie eine Heerde Schafe gaukeln.

Sieht man da in tiefer Nacht aus den Fenstern, oder athmet man einsam im Garten erfrischende Blumendüfte, indeß der Mond hinter den Bergen hervorwandelt, und eine feurige Heerstrasse über den See hinzeichnet, so höret man, mitten unter dieser Todtenstille, doch jenseits am Ufer, jeden Schlag der ländlichen Glocken; höret des Nachtwächters Stimme herüber hallen, und das Bellen treuer Hausthunde; höret von ferne, den Kahn des langsam herbeyruderuden Schiffers, sieht wie Er in der feurigen Heerstrasse fährt, und mit den glänzenden Wellen spielt. Wer verstummet nicht da,

wo

wo der Genferſee ganz offen liegt, bey der Majeſtät jenes Anblicks, als ſähe er ein Hauptſtück der ganzen Erdſchöpfung? Aber hier am Zürcherſee, zu Richterswyl, bey dem lieben und groſſen Arzte, iſt Alles näher, lieblicher, vertraulicher, freundlicher, inniger.

Weder Pracht noch Reichthum, iſt in den Häuſern dieſes Menſchenfreundes. Man ſitzt da auf Stühlen von Stroh; er ſchreibt am Tiſchen von inländiſchem Holz, und ſpeiſet ſich und ſeine Freunde aus Gefäſſen von Erde. Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrſchen überall. Eine groſſe Sammlung gemahlter und in Kupfer geſtochener Menſchengeſichter iſt ſein einziger Aufwand. Der erſte Strahl der Morgenröthe erheitert die kleine Celle, wo dieſer Edle ſchläft und ruhet, und wecket ihn dankbar und froh zu neuem Leben. Beym Erwachen begrüſſet ihn das Girren der Turteltauben, und der früh-

Morgengesang der Vögel, die im Nebenzimmer mit ihm schliefen.

Die erste Morgenstunde und die letzte Abendstunde sind sein. Alle übrigen Minuten widmet Er der grossen Menge von Kranken und Traurigen, die ihn täglich besuchen. Sein wohlthätiger Beruf verschlinget sein ganzes Leben; aber er ist auch seines Lebens Glück und Freude, und die Nahrung seines Herzens. Kömmt das Volk aus den gebürgigten Cantonen der Schweiz, und aus den Thälern der Alpen zu ihm, findet es keinen Ausdruck für die Darstellung seiner Noth, traut es Ihm zu, daß er Alles sehe und wisse, beantwortet es jede Frage einfältig, treu, und offen, behorcht es jedes Wort, fasset es jeden Rath auf wie Goldkörner, und gehet dann von Ihm, sehnend, getröstet, voll Hofnung, und guter Entschlüsse, wie von seinem Beichtvater in Einsiedlen, wieder

weg:

witz: o so ist er, am Abend eines solchen Tages ein glückseliger Mann! Tritt eine treuherzige Bäuerinn, die über die Lebensgefahr ihres Gatten weinte, in sein Zimmer; drückt sie ihm die Hand, daß es ihn schmerzt; ruffet sie, Jesus Maria, wie war mein Mann so schlecht als ich heim kam, und nun ists in zwey Tagen so viel besser; ach wie seyd Ihr mir so lieb, Herr Excellenz: dann, ach dann empfindet dieser Menschenfreund, wie es einem König zu Muthe seyn muß, in der Stunde, da Er einem ganzen Volke wohlthut!

So ist die Gegend der Schweitz beschaffen, wo einer der grösten Aerzte unserer Zeit, der Doctor Hotze wohnt; ein Arzt und Philosoph, der durch seinen hellen Kopf, durch seine Geistesgrösse und Erfahrung in einer Reihe steht, mit meinen Herzensfreunden Tissot und Hirzel. So fliessen seine Ta-

ge hin, einer dem andern gleich. Er lebet zwar täglich nur zwey Stunden einsam, aber desto wohlthätiger für unzählige Menschen, die jeden Tag seines Lebens zu ihm kommen in diese paradiesische Gegend. Sein thätiger kraftvoller Geist ruhet nie, aber Himmelsruhe wohnet in seiner Brust. Ach solche Ruhe hätte Er an Höfen nicht gefunden (*). Aber solcher Ruhe bist du fähig, lieber Leser, wer du auch seyn magst, wenn du auch nicht auf einem so schönen Erdenfleck wohnst, nicht bey meinem lieben Doctor Hotze in Richterswyl, nicht im Kapuzinerkloster

(*) Herr Doctor Hotze lehnte vor vielen Jahren einen Ruf nach dem Hofe des Marggrafen von Baden in dem schönen Carlsruhe ab; und im Jahre 1781, hatte ich von einem grossen und mächtigen deutschen Fürsten den Auftrag, ihm die Stelle seines ersten Leibarztes, nebst vielen andern Vortheilen, mit einem jährlichen Gehalt von zweytausend Thaler anzubieten.

kloſter bey Albano, nicht in meines Königs Hauſe zu Windſor.

Glücklich iſt jeder, der nicht mehr will, als er hat. Solches Glück iſt leicht, zu Richterswyl am Zürcherſee; aber auch leichter als ihr glaubt, in der Kammer da ich dieſes Buch über die Einſamkeit ſchreibe, wo ich ſeit ſieben Jahren nichts ſehe, als ein paar elende unförmliche Dächer, und die Spitze eines traurigen Kirchthurms.

Ruhe muß immer aus dem Herzen quillen; aber Ruhe kommt, mit jeder Tugend die ihr zur Seite geht, bey äuſſerer Stille leichter ins Herz. Wie gutmüthig und friedfaſt wird man auch nur bey dem Murmeln eines Baches, oder nach einem kleinen Schlaf unter einer hohen Tanne. Ruhige Natur wieget uns ſo leicht in Sanftmuth ein, denn ſich ſelbſt hat man mehr Urſache unter den Menſchen zu fliehen, als die Menſchen. Frie-

de mit sich selbst, ist Friede mit der ganzen Welt. Bey ruhigem Herzen, betrachtet man Menschen und Dinge immer von der guten Seite. Unter lauter angenehmen Gefühlen lernt man, in ländlicher Einsamkeit, die Menschen lieben. In klösterlicher Einsamkeit lernt man, unter Fasten und Frieren, mitternächtlichem Chorgeschrey, und tausend widerlichen und ärgerlichen Gefühlen die Menschen hassen. Entzücket uns die ganze Natur umher, überfliessen wir von Wohlwollen, dann fehlet uns auch weiter nichts, als nur ein Herz, das dieß alles mit uns theile.

Häusliche Glückseligkeit wird darum, unter gleichgestimmten Seelen, auf dem Lande unaussprechlich vermehret. Ströme von Thränen und ewiger Schmerz, würden allem zur Seite gehen was die größten Höfe von Europa haben und geben, wenn man

sich

ſich aus dem Schoße ländlicher und häuslicher Glückſeligkeit, gegen ſeinen Willen weggeriſſen ſähe in den Pallaſt einer Königsſtadt, und in das ſchale Leben, wo man nichts thut, als ſpielen und gähnen, Langeweile haben und geben, ſich haſſen und beneiden, ſich ſtreicheln und zerreiſſen (*).

Wahre, innige Freude, Liebe, Treu, und Sitten der Vorwelt gedeyen doch nirgends ſo gut wie auf dem Lande. Rouſſeau ſagte darum den Menſchen in Städten ſo herzlich: das Landleben habe Vergnügungen von denen

(*) Frau von Maintenon ſchrieb an die Frau von Caylus, aus Verſailles: Nous menons ici une vie ſinguliére. Nous voudrions avoir de l'eſprit, de la galanterie, de l'invention, et tout cela nous manque entierement. On joue, on baille, on s'ennuye, on ramaſſe quelque miſere les uns des autres, on ſe hait, on s'envie, on ſe careſſe, et on ſe declare.

nen sie nichts wissen; diese Vergnügungen seyen weniger abgeschmackt, weniger grob, als sie glauben. Auch da könne Geschmack, Wahl, und Niedlichkeit herrschen. Ein Mann von Verdienst, der mit seiner Familie aufs Land sich begebe, und sein eigener Pächter werde, sehe da sein Leben eben so sanft hinfliessen, als ihr auf euren Assemblcen. Eine gute Landwirthinn könne auch eine reitzende Frau seyn, eine Frau voll Anmuth, und von einer weit mehr rührenden Grazie, als alle weiblichen Affen in der Stadt.

Alles Böse in der Welt vergißt man, in kühlen Schatten, einsamen und anmuthigen Thälern. Schon in Städten hasset man die bösesten Menschen nicht, sobald man sie nicht sieht. Nur im Gewirre des gesellschaftlichen Lebens, und unter dem Drucke der Subordination, ist das beständige Anprellen des Wahrheitsinns und der Vernunft

gegen

gegen befehlende Dummheit, die ergiebige Quelle, aus der so vieles Elend über das menschliche Leben strömt. Befehlende Dummköpfe verbittern ihren Subalternen das Leben, vergiften ihre Zufriedenheit, verkehren alle Ordnung in der menschlichen Gesellschaft; bestreuen jeden, der mehr Verstand hat als sie, das Leben mit Dornen, und machen es ihm zu einem Thal des Mismuths, des Aergers, und der Thränen. Wie mancher Biedermann bey Hofe, wie mancher braver und geistvolle Officier, wie mancher vernünftiger und armer Teufel im Amte, wäre darum berechtigt mit dem Propheten auszurufen: O hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge, und etwa bliebe! Siehe so wollte ich mich ferne weg machen, und in der Wüste bleiben. Ich wollte eilen, daß ich entrinne vor dem Sturmwinde und dem Wetter; denn ich sehe Dummheit, Falschheit

und

und Schadenthun, Lügen und Trügen, Frevel und Hader am Hofe, beym Regimente, im Collegio, und in der Stadt!

Dummheit, die Anſehn und Einfluß hat, wird inſonderheit dadurch ſchädlich und gefährlich, weil ſie alles in der ganzen Stadt ſo klein machen will als ſie ſelbſt, weil ſie jeder Sache immer den unrechten Namen giebt, weil ſie jeden Menſchen immer grade für das Gegentheil von dem hält was er iſt, kurz und gut, weil Dummheit das Schwarze immer weiß nennt, und das Weiſſe immer Schwarz. Freye, offene, und rechtſchaffene Menſchen, müſſen, wenn ſie angeſehener Dummheit entgehen wollen, alle ihre Schliche und Ränke eben ſo gut kennen, wie der Fuchs bey Saadi dem Indianiſchen Fabeldichter. Jemand ſah einſt einen Fuchs eiligſt nach ſeinem Loch laufen, ſagt Saadi; und fragte ihn, warum ſo ſchnell? Haſt du

etwas

etwas übles begangen, und fürchteſt du, man werde dich dafür züchtigen? Nein, ſprach der Fuchs, mein Gewiſſen iſt rein; aber eben hörte ich die Jäger ſagen, ſie möchten wol ein Kameel haben, ſie wollen eins fangen, und es dann in die Knechtſchaft führen. Ey was kümmert dich das, du biſt ja kein Kameel? Lieber Gott, ſagte der Fuchs, gute Köpfe haben immer Feinde. Wenn mich einer den Jägern zeigte, und ihnen ſagte, da laüft ein Kameel, ſo würden mich die Kerle fangen und krumm ſchlieſſen, und keiner würde unterſuchen: ob ich auch wirklich das Thier ſey, wofür jener mich angab!

Der Fuchs hatte recht. Wären aber auch die Menſchen eben ſo böſe als dumm, oder auch nur böſe aus Neid, und entgienge ich deswegen nirgends ihren Schnäbeln und Pfoten, und wäre ich ihnen ein immerwährender Dorn im Auge, weil ſie glaubten,

ich habe mehr Glück als ſie: ſo würde ich doch durch nichts in der Welt mich an ihnen rächen, als nur dadurch, daß ich ihnen zeigte, mir ſey kein Menſch auf Erden ein Dorn im Auge.

Kein Menſch iſt ein Dorn in deſſen Auge, der nicht mehr will, als er hat. Die lieblichen Ausſichten auf Einfalt, Ordnung, und Ruhe, die in der Einſamkeit unſern Blicken ſich öfnen, ſchützen gegen jede unmäſſige Begierde. Im ſteten Umgange mit uns ſelbſt, erfahren wir gar zu gut, wie manches Verdienſt uns mangelt, und wie viel weniger wir doch im Grunde werth ſind, als man glaubt. Alles was uns Gutes widerfährt, alles Glück das wir haben, ſcheint uns darum unverdient; und eben darum iſt es unmöglich, daß wir traurig ſeyen über irgend eines andern Menſchen Glück. So entſtehet Gelindigkeit, bey dem aufrichtig und redlich mit

ſich

ſich ſelbſt lebenden Menſchen, aus dem Nachdenken über ſeine eigenen Mängel, und aus der richtigen Beurtheilung der gröſſern Verdienſte anderer Menſchen, die vielleicht in den Augen derjenigen, die in der Welt Verdienſte lohnen, weit weniger gelten als Er.

Meine Tage hätte ich in den liebenswürdigen Einſamkeiten von Louiſiane endigen mögen, ſagt ein Franzöſiſcher Geſchichtſchreiber dieſes Landes, fern von Weltgewühl Geitz, und Trug. Da genieſſet man tauſend unſchuldige und ſich immer verneuende Freuden; da entgehet man jeder üblen Nachrede, der Klatſcherey, der Scheelſucht, der Verläumdung, und dem Neide. Auf dieſen lachenden unabſehbaren Wieſen, ſieht man, mit Erſtaunung über die Güte des Schöpfers, ſo viele verſchiedene Thiere friedſam umhergehen; da erfüllen ſo viele Vögel die Büſche mit ihrem Geſang; da laden ſo

viele Wunder der Natur ein zu ſtiller Betrachtung.

Aber mir deucht, wo man ſeine Augen in Deutſchland hinwende, gebe es wahrlich, in jedem ſtillen Hauſe wie in den Einſamkeiten von Louiſiane, weit mehr wahre und reine Freuden, als in der groſſen und glänzenden Welt. Der emſige Bürger, iſt des Abends nach ſeiner redlich vollbrachten Arbeit, mit ſeiner Gattinn und ſeinen Kindern, ſo ruhig und neidlos wie kein Hofcavalier. Läßt dem Manne in Geſchäften die Welt, laſſen ihm ſeine Mitbürger, nicht die Gerechtigkeit, nicht die Achtung und Ehre widerfahren, die er verdient; wird ihm ſein Dienſteifer, werden ihm ſeine Wohlthaten, mit Kaltſinn und Undank vergolten; wie bald wird Er dieſen Mangel, dieſe Leiden vergeſſen, wenn er in den Schos der Seinigen zurückkommt, mit offenen Armen und Herzen von ihnen empfan-

pfangen wird, und in ihrer Mitte das gilt was er wirklich iſt, den Beyfall und das Lob erhält, die Er wirklich verdient, und den ganzen Werth ihrer Liebe und Zuneigung empfindet! Hat aller Schimmer der groſſen Welt, aller Glanz des Hofes, aller Triumph der Hoheit und Macht, ſein Herz kalt gelaſſen; hat ihn dort daſs Schauſpiel der Verſtellung, der Argliſt, der Falſchheit, der kindiſchen Eitelkeit ermüdet und erbittert; wie bald wird ſich in dem Kreiſe ſeiner Geliebten ſanfte Wärme durch ſein ermattetes Herz verbreiten, wie bald werden ſüſſere edlere Empfindungen daſſelbe wieder erheben, wie bald werden ihm die Wahrheit, die Offenheit, die Redlichkeit, die Unſchuld, die da leben und lieben, wieder mit der Menſchheit verſöhnen! Genöſſe Er hingegen eines noch ſo glänzenden Glückes, wäre Er dort Liebling der Miniſter und Groſſen; wäre er der Lieb-

ling der Damen, der Tongeber in den feinsten Gesellschaften; wäre Er selbst groß und reich; herrschte Er über noch so viele andere, aber seine Wohnung wäre die Wohnung der Zwietracht und der Eifersucht, und sein häusliches Leben verweigerte ihm die Ruhe, die es dem Weisen und Guten gewähret, wie wenig würde ihm jenes äussere blendende Glück diesen wesentlichen innern Mangel ersetzen!

Dieß sind meine Gesinnungen über die Vortheile der Einsamkeit, zu unserer Aussöhnung mit den Menschen und der Welt, aber dieß sind nicht meine Worte. Es sind die Worte eines öffentlichen Lehrers meiner Religion und meiner Theologie, aber nicht einer Religion die herrschen will, nicht einer Theologie die von dem Herzen abpreßt. Es sind Worte aus seiner unvergleichlichen Predigt über häusliche Glückseligkeit, die, wie

alle

alle Predigten von Zollikofer, alle Menſchen leſen ſollten.

Einſamkeit ſchützet gegen den Spott der Leichtſinnigen, ſagt eben dieſer groſſe Religionslehrer, gegen die unverdiente Verachtung und das liebloſe Urtheil des Neides, gegen den traurigen Anblick der Thorheiten, der Verbrechen und des Elendes, die ſo oft den Schauplatz des geſchäftigen und des geſelligen Lebens verunſtalten; ſie löſchet das Feuer jeder böſen wilden Leidenſchaft in uns aus, und befeſtiget den Frieden in unſerer Bruſt. Was mein geliebter Zollikofer ſagt, habe ich erfahren. Wenn meine Feinde glaubten, gewiſſe kleine und erbärmliche Vorfälle trüben mir das Leben; wenn man mir erzählte, wie ſie ſich über dieſe Vorfälle innig freuten auf ihren Gelagen; wie ſchöne Damen ſogar hüpften und trippelten, und ſich im Kreiſe um denſelben verſammelten,

der ihnen sagen konnte, wie man mich geschmähet habe, und noch schmähen wolle, so sagte ich zu mir selbst: hätten mir auch alle meine Feinde und Feindinnen tausendfachen Tod geschworen, was würde mir das schaden? Was beweisen Epigrammen, Neckereyen, Witzeleyen, und Spott? Was beweisen jene pasquillantischen Kupferstiche, die sie, aus ihrem Athen, postfrey an alle Kaufleute und Liebhaber Deutschlands und der Schweitz versenden und verschenken?

Dorne und Disteln, auf die rauhere Füsse ohne Schmerzen treten, oder die sie mit Gleichgültigkeit zur Seite wegstossen, erregen nur bey Weichlingen Wunden und Geschwüre, ernsthafte Uebel aus geringem Schaden. Nur solche muß man, wie die Blüten zarter Pflanzen, mit Sanftheit, Achtung, und Sorgfalt pflegen, und nie mit groben und unflätigen Händen berühren.

Aber

Aber wer gegen die gröſsten Gefahren und Widerwärtigkeiten des Lebens seine Kräfte geübet hat, wer seine Seele erhaben fühlet über Urtheile und Vorurtheile, wird solche unbedeutende Stiche nicht gewahr. Tand, der kleine Seelen beschäftigt, überläſst er kleinen Geistern und Seelen, und sieht allenthalben solchem Ungeziefer gleichgültig und unerschrocken in die Augen.

Sanfte Winde, klare Quellen, fischreiche Flüsse, dichte Gehölze, kühle Höhlen, Bänke von Rasen, und blumenreiche Wiesen, bedarf man darum nicht immer, um die Wuth seiner Feinde zu vergessen. O, die vergiſst man überall, im Stillen! Alle kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, aller Schmack, alle Ungerechtigkeit, alle niedrigen Sorgen und Bekümmernisse, verfliegen wie Staub, vor dem der Muth und Kraft genug hat, nach eigenem Geschmack und Willen zu le-

ben. Was man gerne thut, ist immer angenehmer, als was man thun muß. Nur Weltzwang und Dienstbarkeit vergiften freyen Seelen das Leben, benehmen alle Ruhe, alle Zufriedenheit, alle Kraft, auch in glänzendem Wohlstand, Reichthum, und Ueberfluß.

Also kommt durch Einsamkeit, nicht nur Ruhe ins Herz; also macht sie nicht nur gutmüthig; also überwindet und vergißt man in derselben nicht nur Dummheit, Bosheit, und Neid. Einsamkeit bringet dem Herrn noch weit mehr und grössern Vortheil.

Freyheit, wahre Freyheit, findet sich nirgends so gut, wie in der Entfernung vom Menschengewühle, und allen unwillkührlichen Weltverhältnissen. Vortreflich hat man gesagt, da komme der Mensch aus der Zerstreuung zu sich selbst, fühle sich selbst, habe ein klares inniges Bewußtseyn von dem was er ist und hat, und lebe mehr in sich

und

und für sich, als in äussern Dingen. Er trete da in einen natürlichen und freyen Zustand zurück, spiele keine künstliche Rolle, stelle keine ihm fremde Person vor, denke, rede, handle ganz nach seinem eigenthümlichen Charakter, nach seinen jedesmaligen Empfindungen. Da sey er ganz das, und nichts andres als was er wirklich ist. Da drohe ihm kein Angesicht, und kein Tyrann; da verlache er niemand, und da ärgere ihn nichts; da ängstige ihn weder Geschäftszwang noch Höflichkeitszwang; da zerbreche er alle Fesseln der Gewohnheit, und willkührlicher verabredeter Dienstbarkeit; da könne sein Verstand immer laut denken, und sein Herz seinen Empfindungen sich immer überlassen.

Frau von Staal hielt es für einen grossen Irthum, daß man sich am Hofe frey glaube, wo man doch bey seinen geringsten Hand-

Handlungen auf hundert verschiedene Dinge sehen müsse, wo man nie laut denken dürfe, wo unsere Gesinnungen sich immer nach allem richten müssen was uns umgiebt, wo alles was uns nahe kommt das Recht zu haben scheint uns zu versuchen, und wo wir uns selbst niemals geniessen. Selbstgenuß, sagte diese Französische Hofdame, ist nirgends, als in der Einsamkeit; die erste Bekanntschaft mit mir selbst, machte ich in der Bastille.

Freye Seelen sind zu Kammerherren und Oberhofwesen eben so wenig gebohren, als unsere Weiber zu Nonnen. Furchtsam sieht der Höfling umher, horcht vielleicht bey manchem Schlüsselloch, ist immer durch nagenden Argwohn gequälet, hat bey allem dem doch immer ein frohes und heiteres Gesicht, und zündet immer, wie jenes alte Weib, eine Wachskerze dem Erzengel Michael

chael an, und eine dem Teufel; weil er nie weiß, wo er den einen oder den andern nöthig hat.

Solche Vorsicht und solcher Zwang sind unerträglich für jeden der zum Höfling nicht gebohren ist. Aber auch in weit geringern Weltverhältnissen werden freye, offene, selbstständige, und wirksame Köpfe alle Fesseln zerreissen. An Höfen muß man erzogen seyn um Vergnügen zu finden an Höflichkeitsdunst; aus Mangel von Aufklärung und besserer Begriffe, wird da freylich manches wichtig, und durch den langen Seelenzwang auch manches leicht, das einen andern nur aus Ungewohnheit martert. Aber lieber Leser, hast du nie erfahren, was das ist, auch nur in ganz alltäglicher Gesellschaft einen ganzen Abend sitzen und sprechen zu müssen, ohne zu wissen wovon du sprechen solleſt, und also auch ohne etwas zu sagen?

Oder

Oder hat man auch nur unter vier Augen, nie aus dir Ideen herauspumpen wollen, ohne dir eine einzige Idee zu geben? Hast du nie Gedanken hingeworfen, die keine Gedanken erzeugten, und über den Kopf deiner Gesellschaft wegflossen, wie Wasser über Wachstuch?

Welcher Sklave ist überall, ein Denker unter einem Trupp von Gecken und Thoren; welche Sklavinn eine vernünftige Conventualinn in einem dummen Convent; und welcher arme Schelm, jeder gute Kopf, in mancher kleinen Stadt! Nie verträgt man einen Umgang lange, der Alles verlachet und ausstößt, was man ehret, schätzet, und liebt. Eine ärgere Tyrannen giebts, als die Vorurtheile der Menschen; die größten Sklaven sind wir da, wo uns niemand versteht. Ach es ist nicht genug, daß man sich ernstlich vornehme im Umgang zu gefallen; man muß,

wenn

wenn man gefallen will, auch wol gar nicht denken; man muß auch wol gar kein Gefühl haben; man muß auch wol alles verschmähen, was die ganze vernünftige Welt hochschätzt, und alles hochschätzen was jeder Mann von Geist und Verstand verschmähet; oder, man spielt mit einem Kopfe, der sich gegen so viele Unköpfe reiben will, eine groſſe Rolle auf Unkoſten ſeines Glücks.

Ein ländlicher Aufenthalt, oder auch in Städten ein ſtilles häusliches Leben, ſchützen gegen allen dieſen Zwang. Nur ſo macht man ſich unabhängig und frey, von allem was dem Herzen wehe thut, dem Geiſte ekelt, und den Magen beläſtigt. Aber eine Mönchskutte mußt du nicht anziehen, wenn Einſamkeit zwanglos ſeyn ſoll; auch keine Krone mußt du tragen, wie der Doge in Venedig. Dieſer arme Sklave darf keinen Freund beſuchen, darf keinem fremden Abgeſandten die

Beſu-

Besuche wiedergeben, wenn er vom Senat nicht dazu besondere Erlaubniß hat. Der Doge von Venedig lebt so elend, daß jedermann sieht und gesteht, Einsamkeit und Abhängigkeit seyen die wesentlichsten Eigenschaften seines Standes.

Hat man in der Einsamkeit nichts um sich, das bindet, störet, hemmet, necket und quält, so fühlet man erst sich selbst; so hat man erst ein klares inniges Bewußtseyn von dem was man kann, und was man ist; und so machen Freyheit und Musse, gewiß einen munitern und thätigen Kopf gegen alles andere Weltglück gleichgültig.

Einsamkeit und Freyheitsliebe, machten dem Petrarcha alles Weltglück verhaßt. Er sollte in seinen spätern Jahren, nacheinander Secretair verschiedener Päbste werden, es koste was es wolle; alle möglichen Schlingen wurden ihm gelegt, um seine Absichten nach

dieser

dieſer Seite zu leiten. Aber Petrárcha ſagte: Reichthümer die man auf Koſten der Freyheit erwirbt, ſind ein wahres Elend, ein Joch von Gold oder Silber drückt nicht weniger, als eins von Holz oder Bley. Er ſtellte ſeinen Gönnern und Freunden vor: daß er ſich nicht entſchlieſſen könne ſeine Freyheit und ſeine Muſſe zu verlieren, denn dieſe betrachte Er als die gröſten Güter der Welt. Den Vergnügungen der Wiſſenſchaften könne Er nicht entſagen. Er habe die Reichthümer der Zeit verachtet, da er ſie am nöthigſten gehabt, und nun würde es ſchimpflich für ihn ſeyn ihnen nachzulaufen, da es ihm viel leichter werde ſie zu entbehren. Den Vorrath zur Reiſe müſſe man nach der Länge des Weges einrichten, und Er, der bereits anfange dem Ziel ſeiner Laufbahn ſich zu nähern, habe mehr an die Herberge zu denken, als an die Reiſekoſten.

Ekel gegen das Hofleben, trieb den Petrarcha schon als einen schönen blühenden Jüngling von drey und zwanzig Jahren in die Einsamkeit, ob er gleich in seiner Gestalt, in seiner Aufmerksamkeit für seinen Anzug, und in seinem Temperamente sogar, alles hatte was man von einem Hofmann verlanget. Er war so schön, daß die Leute auf der Gasse stille standen, und mit Fingern auf ihn wiesen, wenn er vorbeygieng. Seine Augen waren voll Feuer, und seine ganze Physiognomie verkündigte seinen Geist. Er hatte bey der schönsten Gesichtsfarbe, grosse und männliche Züge; und einen schlanken, edlen und hohen Wuchs. Zum Umgange mit Frauenzimmer und zu allen Wollüsten, wozu Frauenzimmer reitzen, riß ihn zuerst sein Temperament, dann die Wärme des Clima von Avignon wo er lebte, das Feuer der Jugend, auch die Schönheit so vieler Weiber

die

die aus mancherley Gegenden von Europa dort in dem päbſtlichen Hofe zuſammenkamen, und zumal das Beyſpiel dieſes lüderlichen Hofes. Er vertändelte einen groſſen Theil des Tages, mit der Anordnung ſeiner Haare und ſeines Putzes. Er trug immer ein weiſſes Kleid; der geringſte Fleck an demſelben, eine Falte am unrechten Orte, machte ihm den gröſten Verdruß. An ſeinen Schuhen ſogar vermied er mit Sorgfalt, alles was ihm nicht zierlich ſchien; ſie waren ſo enge, und machten ihm dadurch ſo groſſe Qual, daß es ihm zuletzt unmöglich geweſen wäre zu gehen, wenn er nicht endlich eingeſehen hätte, daß es beſſer ſey die Augen der Damen durch ſeine Schuhe zu beleidigen, als ſeine Füſſe. Auf den Straſſen vermied er mit der gröſten Aufmerkſamkeit den Wind, nicht etwa weil er glaubte ſich zu erkälten, ſondern weil er befürchtete ſeine Haare kom-

men dadurch in Unordnung. Aber eine weit höhere und feurige Liebe für die schönen Wissenschaften und die Tugend, hielten seiner Neigung für das schöne Geschlecht immer das Gegengewicht. Er schrieb zwar den Damen zu gefallen, alle seine Gedichte Italienisch, und bediente sich der Sprache der Gelehrten blos zu ernsthaften und wichtigen Gegenständen; indeß war er seines brennenden Temperaments ungeachtet keusch. Er verabscheute jede Ausschweifung; Reu und Ekel folgten bey ihm augenblicklich auf das kürzeste Vergnügen bey dem schönen Geschlechte. Es ärgerte ihn äusserst, daß sein Fleisch nicht unempfindlich war; lieber wollte ich so hart seyn wie ein Stein, sagte er, als durch so reitzende Triebe des Körpers immer gequälet. Unter den schönen Frauen von Avignon, gab es dessen ungeachtet einige, die sich bestrebten das Herz des Petrarcha

trarcha zu erobern. Verführet durch ihre Reitze, und hingeriſſen durch die Leichtigkeit bey ihnen glücklich zu ſeyn, that Er beynahe alles was dieſe Frauen wollten; aber die Unruhen und Schmerzen der Liebe ſchreckten ihn ſo ſehr ab, daß er ihr auswich. Er war wilder als ein Hirſch, bevor er die Laura ſah; und doch machte er ſich, wenn man ihm glauben darf, in ſeinem drey und zwanzigſten Jahre nach keinen Vorwurf über ſeine Aufführung. Die Furcht Gottes, die Vorſtellung des Todes, die Liebe zur Tugend, die Grundſätze der Religion, Früchte der Erziehung einer guten Mutter, bewahrten ihn vor den Klippen die ihn umgaben. Nächſt allem übrigen was nicht taugte, war Juriſterey damals der einzige Weg am Hofe des Pabſtes anzukommen; aber Petrarcha verabſcheute dieſen Weg, und vermaledeyte die Juriſterey. Er hatte zwar für einige Zeit,

eh er ein Geistlicher ward, als Advocat sich gezeigt, und einige Processe glücklich geführet. Dafür machte Er sich Vorwürfe in der Folge. In meiner Jugend, sagte er, widmete ich mich der Kunst, Worte oder vielmehr Lügen zu verkaufen, aber was man gegen seinen Willen thut, geräth immer schlecht, denn ich liebte die Einsamkeit, und verabscheute das Gericht. Inneres Bewußtseyn seines Werths gab zwar dem Petrarcha im Ganzen das jugendliche Zutrauen, und den Stolz, womit man glaubt, daß man auf alles Anspruch machen dürfe; aber aus Haß gegen das Hofleben entriß er sich Allem. Ich habe keine Hofnung, sagte er in seinem drey und zwanzigsten Jahre, am Hofe des Stadthalters Christi mein Glück zu machen; ich müßte dazu die Palläste der Grossen fleissig besuchen, schmeicheln, versprechen, lügen, betrügen. Dessen war Petrarcha

trarcha nicht fähig. Er haßte Ehre und Beförderung nicht, aber die Mittel die man anwenden mußte, dahin zu gelangen; er suchte den Ruhm, aber nicht auf gewöhnlichen Wegen. Er gieng gerne, wo andere nicht giengen und entsagte darum der Welt.

Abneigung gegen die Höfe hat zumal auch Petrarchas kleine Schrift über die Einsamkeit veranlasset. Im Jahre 1346 war er, nach seiner Gewohnheit, in der Fasten, zu Vaucluse. Der Bischof von Cavaillon, begierig ihn zu sprechen, und mit ihm die Früchte der Einsamkeit zu geniessen, nahm seinen Aufenthalt auf dem Schlosse dort, das auf der Spitze eines hohen Felsens liegt, und mehr für die Vögel gebaut scheint, als für Menschen. Itzt sind nichts mehr als Ruinen davon übrig. Alles was der Bischof und Petrarcha zu Avignon und Neapel gesehen, gab ihnen den äussersten Ekel

für den Aufenthalt in den Städten, und die gröſste Verachtung für die Nachstellungen der Höfe. Sie wogen alle ihre vorigen Verdrüſslichkeiten gegen die Vortheile der Einsamkeit. Dieſs war der gewöhnliche Inhalt ihrer Gespräche, und dieſs erregte bey Petrarcha den Vorsatz, eine so schöne Materie gründlich zu untersuchen, und alles was er darüber gedacht, gelesen, und gehört hatte, in einer Schrift zu vereinigen. Er legte sogleich am Anfang der Fasten Hand an das Werk, und auf Ostern ward es fertig; aber er durchsah und verbesserte es in der Folge zu wiederhohlten malen, eh er es herausgab, und fügte immer noch hinzu was ihm etwa einfiel. Erst zwanzig Jahre nachher, im Jahr 1366, übergab er es dem Bischof von Cavaillon, dem es dedicirt ist (*).

Nimmt

(*) Petrarchas Schrift de vita solitaria, und die

Nimmt man alles zusammen, was ich hier von dem Petrarcha sage, so erhellet, wie groß das Opfer war, das Er der Einsam-

die de otio religiosorum, sind vielleicht die schlechtesten von allen seinen Schriften. Er selbst sagt: mein Buch über die Einsamkeit hat nichts Gutes als den Titel, und er hat beynahe recht. Aber unübertreflich spricht er doch von der Einsamkeit, in vielen Stellen seiner poetischen und prosaischen Werke. Zu seiner Schrift de otio religiosorum veranlaßten ihn die Karthäuser zu Montrieux. Petrarcha hatte in diesem Kloster einen Bruder, den er seit seiner Einkleidung nicht gesehen, und den er einst auf einen Tag und eine Nacht besuchte. Die Karthäuser hatten gehöret, Petrarcha sey der schönste Geist, und der beredteste Mann seines Jahrhunderts, und schmeichelten sich deswegen, er würde ihnen etwas durchgedachtes und rührendes über ihre Abgeschiedenheit sagen. Er sagte nichts; aber beym Abschied versprach er ihnen, daß er ihnen bald eine Abhandlung über die Glückseligkeit ihres Lebens schicken wolle, und hielt

keit brachte. Aber sein Geist und sein Herz genossen ihre Vortheile, wie sie vielleicht niemand genossen hat; und alles dieses Glück verschaffte er sich durch seinen Ekel für das Hofleben, und durch seine Freyheitsliebe.

Freyheitsliebe war auch bey Rousseau die Ursache, seines Ekels gegen allen Umgang, und in der Einsamkeit die Quelle aller seiner Vergnügungen. Seine Briefe an den Herrn von Malesherbes sind zur Kenntniß von dem wahren, und immer äusserst misverstandenen Charakter des Rousseau, eben so merkwürdig, als seine äusserst misverstandene Bekenntnisse. Er sagt in einem dieser Briefe: Lange irrte ich mich selbst über die Ursache

hielt Wort. Sobald er nach Vaucluse zurückgekommen war, schrieb er dieses kleine Buch, worinn er beweisen will, wie viel glücklicher ein Karthäuser sey, als ein Weltmann; aber wodurch er wol nie einen Weltmann zum Karthäuserleben verführte.

che meines immerwährenden, unüberwindlichen, und täglichen Ekels, gegen den gesellschaftlichen Umgang. Ich glaubte, er entstehe aus dem Verdrusse über die mir mangelnde Fertigkeit meine Gedanken zu äussern; es schien mir, ich zeige im Umgange den wenigen Geist nicht, den ich habe, und ich behaupte also in der Welt den Platz nicht, der mir zukomme. Aber nachdem ich so vieles geschrieben, war ich doch gewiß, wenn ich auch etwas dummes sagte, daß man deswegen nicht glauben würde, ich sey ein Dummkopf. Als ich mich dann auch gesucht und hervorgezogen sah in der Welt, und mit einer weit grössern Achtung beehret, als meine lächerlichste Eitelkeit nicht hätte verlangen können; und als ich, dessen ungeachtet, den nemlichen Ekel gegen den Umgang vergrössert, und nicht vermindert fand, schloß ich, dieser Ekel müsse von einer andern Ursache herrüh-

herrühren, und Weltgenuß ſey nicht der Genuß den ich bedürfe. Und was war denn endlich dieſe Urſache? Nichts als dieſer unbändige Freyheitsgeiſt, den nichts überwinden konnte, und gegen den mir Ehre, Glück, und Ruhm ſogar, nichts ſind. Es iſt gewiß, daß bey mir dieſer Freyheitsgeiſt, weniger von Hochmuth herrühret, als von Faulheit. Unglaublich iſt dieſe Faulheit; ihr ekelt vor den geringſten Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens; da ein Wort zu ſagen; dort einen Brief ſchreiben, hier eine Viſite machen, quälet mich, wenn ich das muß, an Leib und Seele. Daher kommts, obgleich ich den gewöhnlichen Umgang haſſe, daß innige Freundſchaft mir ſo theuer iſt. Hier giebts keine Pflichten; man folgt ſeinem Herzen, und Alles iſt gethan. Kurz, die Art von Glück, die ich bedarf, iſt nicht ſo wol, zu thun was ich will, ſondern nicht

zu

zu thun was ich nicht will. Das thätige Leben hat keinen Reitz für mich; ich wollte lieber auf immer nichts thun, als etwas thun das ich nicht mag. Auch dachte ich hundertmal, ich wäre eben so sehr unglücklich in der Baſtille nicht geweſen, weil ich dort nichts weiter hätte thun müſſen als dort zu bleiben.

Alle Vortheile freyer Muſſe fühlte niemand beſſer als Rouſſeau, und jeder hat dieſe Glückſeligkeit, wenn er will. Wenn ich, ſagt dieſer liebenswürdige Philoſoph, in meinen Schmerzen trübſelig die Länge meiner Nächte meſſe, wenn Unruhe und Fieber mich hindern auch nur einen einzigen Augenblick zu ſchlafen, dann vergeſſe ich doch oft meinen gegenwärtigen Zuſtand unter den Erinnerungen an mein voriges Leben; und Reue, ſüſſes Andenken, Klagen, zärtliche Rührung, machen mir in die Wette auf einige

Augen-

Augenblicke mein Leiden vergessen. Was glauben sie wol, welche Zeit meines Lebens, ich mir am meisten und am liebsten bey diesen Phantasieen erinnere? Nicht die Freuden meiner Jugend, ich hatte nicht viele, sie waren zu sehr mit Bitterkeit vermengt, sie sind schon zu weit von mir; sondern die Freuden meiner Abgeschiedenheit von der Welt, meine einsamen Spatziergänge, jene schnellen und wollüstigen Tage, die ich mit mir ganz alleine zubrachte, mit meiner guten und einfältigen Haushälterinn, mit meinem geliebten Hund, mit meiner alten Katze, mit den Vögeln der Luft und den Hirschen des Waldes; mit der ganzen Natur und ihrem unergründlichen Urheber. Eh die Sonne aufgieng, kam ich ihr in meinem Garten entgegen; wenn ich einen schönen Tag anbrechen sah, war mein erster Wunsch, ach verdürben mir doch itzt keine Briefe, keine Visiten,

siten, diesen herrlichen Tag! Nachdem ich den Morgen mit allerley Geschäften hingebracht hatte, die ich alle mit Vergnügen vollführte weil ich sie auch hätte aufschieben können, eilte ich zum Mittagessen um verdrießlichen Besuchen zu entgehen, und mir meinen Nachmittag zu verlängern. Vor ein Uhr, auch in den heissesten Tagen, zog ich in der größten Sonnenhitze aus, mit meinem getreuen Hunde, und eilte, aus Furcht daß mich jemand anpacke, eh ich ihm aus der Schlinge sey. Aber wenn ich einst über eine gewisse Höhe war, mit welchem herzlichen Gefühle, mit welcher inniger Freude athmete ich itzt, da ich mich gerettet sah, und mir sagen konnte, nun ist der Tag mein! Dann gieng ich langsamer, und suchte in irgend einer wilden Stelle im Walde, an irgend einem wüsten Orte wo nichts von Menschenhänden zu sehen war, wo nichts Dienst-

barkeit

barkeit und Herrschaft verkündigte, eine Zuflucht, wo ich glauben konnte, niemand sey vor mir da gewesen, und kein Dritter werde sich eindrängen zwischen die Natur und mich.

Wer gäbe nicht für solche Herzensfreuden alle Freuden der Welt, für diese bescheidene Freyheit nicht alle eure glänzende und langweilige Sklaverey? Ach ich weiß es wohl, daß nicht jeder in Umständen ist, um sich selbst in dieser Maasse zu geniessen; aber versuchet es, ihr lieben Leute auf dem Lande, und das Glück, das ihr alle habt, ein einziger Tag eurer Freyheit, eine Stunde eurer Ruhe, heilt euch gewiß von der Sehnsucht nach unsern Städten, nach unsern Comödien, nach unsern Putzhändlern, nach unserm Adel, nach unsern Reduten, und nach unserer Langenweile.

Pabst Clemens der sechste, hatte dem Petrarcha nach dem apostolischen Secretariate, auch

auch noch verschiedene ansehnliche Bischthümer angeboten. Petrarcha schlug alles standhaft aus. Du schlägst mir alles ab, was ich dir anbiete, sagte endlich der heilige Vater; verlange was du willst, und du sollst es haben. Petrarcha schrieb, zwey Monate nachher, an einen Freund: jede Erhebung ist mir verdächtig, weil ich den Fall bey ihr sehe. Bewilligt man mir diese dem Golde vorzuziehende Mittelmässigkeit, die man mir versprochen hat, so werde ich sie mit ganzem Herzen und mit Erkenntlichkeit annehmen; aber will man mir ein wichtiges Amt geben, so schlage ich es aus, schüttle das Joch ab, und will lieber arm seyn als ein Sklave.

Ein Engländer frägt irgendwo: warum sind die Bewohner jener reichen Ebenen der Lombardey, wo die Natur ihre Gaben so verschwenderisch ausschüttet, weniger reich,

als die Bergbewohner in der Schweitz? Weil Freyheit einen mildern Einfluß auf das Glück der Menschen hat, als Sonnenschein und Zephire; sie deckt den rauhen Fels mit Erdreich, trocknet den elenden Sumpf, und bekleidet die braune Wüste mit schönem Grün; sie macht den Landmann freundlich lächeln, und zeigt ihm seine anwachsende Familie mit Wohlgefallen und Frohlocken; Freyheit hat die schönen Felder der Lombardey verlassen, und wohnet in Helvetien.

Dieß ist Poesie in Prose. Aber es ist wahr zu Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glaris, und Appenzell. Denn wer mehr hat, als er braucht, ist reich; und wer denken und sagen und für sich arbeiten kann so viel er will, ist frey.

Genügsamkeit und Freyheit sind also die wahre Würze des Lebens. Dieser so seltene und selige Zustand der Seele, in dem man

sagen

sagen kann, ich habe genug, ist die höchste Philosophie des Lebens. Nicht vieles haben, sondern genug an dem Seinigen haben, ist Glück. Könige und Fürsten sind nicht glücklich, weil sie immer mehr bedürfen als sie haben, und immer aufgefordert werden mehr Gutes zu thun, als sie wirklich können. Es ist also den größten und besten Königen nicht zu verdenken, wenn sie zuweilen sagen: mein Sohn, heut hab ich Schaden am linken Ohr(*).

(*) Als der Oberamtmann Fromme zu Fehrbellin, dem König in Preussen, zur unrechten Zeit, von Wichsterben und Remission sprach, antwortete ihm der grosse König: mein Sohn, heut hab ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören.

Aber vortreflich hörte dieser grosse König, als ihm im Jahre 1783 in einem Dorfe in Schlesien ein Rad brach, und Er deswegen so lange in ein nahe gelegenes Predigerhaus gieng, bis

man

Gewöhnlich wollen auch die Menschen glücklicher scheinen, als sie sind, und was diesem Scheine abgeht, halten sie dann für Ver-

man den Wägen reparirt hatte. Der Prediger war im Schlafrock, und flog weg, wie ein Pfeil, als der König in die Stube trat. Aber seine zwey Töchter blieben, suchten den König, so gut als es ihnen möglich war, zu unterhalten; und baten sich auch die Erlaubniß aus, auf dem Clavier spielen zu dürfen? Der König gab es freundlich zu, hörte die Mädchen spielen und singen und lobte sie sehr.

Nun trat auch der Prediger herein, in vollem priesterlichem Ornat, und in schneeweisser Parucke. Der König gieng gleich auf ihn zu, und sagte: Glaubt er, daß er selig werden wird?

Nein, Ihro Majestät, erwiederte der Prediger.

Der König fragte sehr lebhaft: warum nicht?

Weil geschrieben steht: du wirst nicht ins Reich Gottes eingehen, wenn du nicht bis auf den letzten Heller bezahlst! Nun, Ihro Majestät,

Verlust. Aber bist du auf irgend eine Art glücklich, so laß dieß immer deine erste Sorge seyn, daß es niemand weiß, als deine vertrautesten Freunde. Verschliesse alles was du hast und genieſſest, denn in ein stilles und abgesondertes Leben sieht die Scheelsucht bey wenigen hin, und wenigen trübt da der Neid den Sonnenschein ihrer Tage.

Wer wenig bedarf, hat immer genug. Ich bin zufrieden, schrieb Petrarcha an seine Freunde, die Cardinäle Taleirand und

sät, bin ich vierhundert Thaler schuldig, die ich gewiß mein Lebtag nicht bezahlen kann, und also kann ich auch nie hoffen selig zu werden.

Der König kehrte sich um, gieng ohne ein Wort zu sagen zur Stube heraus, setzte sich in seinen Wagen, und fuhr davon. Aber auf der nächsten Poststation, legte er vierhundert Thaler zusammen, und schickte sie mit folgendem Billet dem Prediger: „Ich schicke Ihm vierhundert Thaler, um Ihm die Zweifel an seiner Seligkeit zu benehmen.“

von Bologne, ich will nichts mehr, ich habe meinen Begierden einen Zaum angeleget, ich habe alles was man haben muß, um zu leben. Cincinnatus, Curius, Fabricius, Regulus, nachdem ſie ganze Völker überwunden, und Könige im Triumphe aufgeführet, waren nicht ſo reich wie ich. Arm würde ich immer ſeyn, wenn ich den Leidenſchaften wollte die Thüre öfnen. Die Habſucht, die Ueppigkeit, der Ehrgeitz, kennen keine Gränzen; die Habſucht iſt ein bodenloſer Abgrund. Ich habe Kleider mich zu bedecken, Unterhalt mich zu ernähren, Pferde mich zu tragen, Land mich darauf niederzulegen, ſpatzieren zu gehen, und meine Hülle nach meinem Tode zu verwahren. Was hatte ein Römiſcher Kaiſer mehr? Mein Leib iſt geſund; durch Arbeit gezähmt iſt er weniger gegen den Geiſt rebelliſch. Ich habe Bücher von aller Art; ſie ſind ein Schatz für mich;

mich; ſie nähren meine Seele mit einer Wolluſt, die Ekel nie begleitet. Ich habe Freunde, die ich als mein koſtbarſtes Gut betrachte, wenn nur ihre Rathſchläge nicht darauf abzielen, mich meiner Freyheit zu berauben. Dazu die gröſte Sicherheit; ich weiß von keinen Feinden, auſſer von denen, die der Neid mir gemacht hat. Ich verachte ſie im Grunde, und vielleicht würde es mir verdrüßlich ſeyn, ſolche Feinde nicht zu haben. Ich rechne noch unter meine Reichthümer die Gewogenheit aller Rechtſchaffenen, die in der Welt zerſtreut ſind, ſelbſt derer die ich nie geſehen habe, und vielleicht nie ſehen werde.

Aus dieſer Stelle des Petrarcha ſieht man zwar, daß der Neid ihn auch bis in ſeine Einſamkeit verfolgte. Er klagt oft darüber; aber hier nimmt er den Neid, wie man ſoll. Er verachtet ſeine Neider, und es wäre ihm leid, wenn er keine hätte.

Einsamkeit zeigt dem Menschen seine wahre Bedürfnisse. Bey grosser Einfalt der Sitten hat man an Wenig genug. Wenn ich nicht sehe und nicht weiß, was du hast und brauchst, so fällt mir auch nicht einmal ein, wozu das gut ist. Einem alten Landprediger auf einem hohen Berge am Thunersee, im Canton Bern, ward einst ein Puterhahn geschenkt; Er kannte das Thier nicht, und berathschlagte mit seiner Köchinn, die es auch nicht kannte, was sie mit dem Thier anfangen wollen? Der Pastor und die Köchinn wurden eins, das Thier zu begraben. Ach wüßten doch alle Pastoren in der Welt nichts von Puterhahnen, sie wären alle so glücklich wie jener gute kleine Pastor dort oben am Thunersee!

Wer auf seine wahren Bedürfnisse sich einschränket, ist weiser, reicher, und zufriedner, als wir alle. Sein Lebenssystem ist

einfach

einfach und edel, wie ſeine Seele. Er findet Glückſeligkeit in der dunkelſten und weiteſten Entfernung von der Welt. Seine höchſte Liebe iſt Wahrheit und Einfalt, und diejenige Philoſophie die am wenigſten grübelt, nur wenig bedarf, und ihr höchſtes Glück nirgends ſuchet als in Gemüthsruhe.

Pope ſchrieb als ein Knabe von zwölf Jahren ein ſanftes, liebes, kleines Gedicht über die Einſamkeit, das den Kern dieſer ganzen Philoſophie enthält. Glücklich, ſagt er, iſt derjenige, der ſeine Wünſche und Sorgen auf einige ererbte Morgen Landes einſchränket; und der ſich freut, wenn er ſeine vaterländiſche Luft, auf ſeinem eigenen Boden einathmet; der Milch hat von ſeinen Heerden, Brodt von ſeinem Feld, Kleider von ſeiner Wolle, im Sommer Schatten von ſeinen Bäumen, und im Winter, Feuer. Geſegnet iſt Er, dem ſorgenlos und ſanft,

Stunden, Tage, und Jahre hingleiten, mit Gesundheit des Körpers und Ruhe der Seele, ohne Unterbrechung seiner Arbeit und seines Schlafes, in süsser Erquickung, und gedankenvoller Unschuld. Wer das hat, mag ungesehen und unbekannt leben, und unbekannt sterben; er bedarf keines Steines, der sagt wo er liegt.

Einfacher, ruhiger und weniger schreckhaft, wird das Feld der Sinnlichkeit für jeden der des Lebens im Stillen sich freuet. Für Weltlinge ist dieses Feld, voll leerer und verwilderter Plätze, voll Geräusch und Lerm; man sieht auf demselben Weinberge und Weinkrüge, lüderliche Tänze, hie und da Siechenhäuser, Gräber über denen Rosen verwelken, und Gebüsche in denen Sänger der Liebe ihre Originale aufsuchen. Aber für den, der jede wilde Freude und jede Lockung zu kräftlicher Wollust fliehet, ist auch sinnliches

Ver-

Vergnügen von höherer Natur, ſanft und erhaben, unſchuldig und rein, dauerhaft und voll Ruhe.

Aller Ekel den Ueberfluß giebt, verſchwindet bey der Einfalt des Landlebens. Man lernt da ganz anders fühlen als in der Welt. Alle unſere Gefühle werden reiner und freyer, nicht erſticket durch Ueberfluß, und immerwährende Sattheit. Petrarcha lud einſt ſeinen Freund, den Cardinal Colonna zu ſich in ſeine Einſamkeit nach Vauclüſe ein, und ſchrieb ihm: wenn du die Ruhe des Landes dem Geräuſche der Stadt vorziehſt, ſo komm hieher, ihrer zu genieſſen. Aber erſchrick nicht vor meinen ländlichen Speiſen, und harten Betten. Könige finden ſelbſt zuweilen Ekel an den ausgeſuchteſten Tafeln, und verlangen eine gröbere Nahrung. Die Abwechslung gefällt ihnen; ein unterbrochenes Vergnügen wird nur deſto lebhafter. Wenn

du nicht so denkst, was verhindert dich ausgesuchtere Speisen mit dir zu bringen? Auch Weine vom Vesuv, und silberne Schüsseln, und alles was deinen Sinnen schmeichelt? Wegen des übrigen verlaß dich auf mich. Ich verspreche dir ein Rasenbett im Schatten, das Concert der Nachtigallen, Feigen, Trauben, Wasser aus kühlen Quellen geschöpft, kurz, alles was die Hände der Natur vom wahren Vergnügen darbieten.

Ach wie gerne entsagt man um Glücksgüter, die das Herz froh machen, denen die es beunruhigen. Durch eine geringe Wendung unserer Imagination, unsers Geschmackes, und unserer Leidenschaften, findet sich allenthalben neuer und noch unerfahrner Genuß, Freude ohne Leid, und Wollust ohne Reu. Die verwöhnten Sinne leben zu neuen Entzückungen auf. Zwitschernde Vögel und murmelnde Gewässer, tönen

nen alsdann den Ohren lieblicher, als Opergesang und Kunstfidlerey. Am Himmel, im Wasser, und an Felsengebirgen ruhen die Augen vergnügter, als auf Assembleen und Bällen, und Petitsoupers. Man gewöhnet sich in der Einsamkeit an alles was vorher unausstehlich war, und entsagt jedem eitelen Vergnügen im Schoße der Einfalt. Petrarcha schrieb von Vaucluse an einen Freund: Ich bekriege hier meinen Leib, denn Er ist mein Feind. Meine Augen, die mich so viele Thorheiten haben begehen lassen, sehen itzt nichts als eine trockene, schwarze, und von der Sonne verbrannte Frau. Wenn Helena und Lucretia ihr Gesicht gehabt hätten, wäre gewiß weder Troja in die Asche gelegt, noch Tarquinius aus seinem Reiche verjagt worden; aber dafür ist nichts treuer, demüthiger, und arbeitsamer als sie. Ganze Tage bringt sie in den Feldern zu; ihre harte

Haut

Haut trotzet der brennenden Hitze des Hundsterns. Ob ich gleich schöne Kleider habe, so trage ich sie doch nicht mehr. Du würdest mich für einen Ackersmann halten, oder für einen Hirten, mich der sonst so gesucht war in seinem Schmucke. Die nemlichen Ursachen finden nicht mehr statt. Die Bande die mich fesselten, sind zerrissen; die Augen denen ich gefallen wollte, sind verschlossen; und wären sie noch offen, so hätten sie vielleicht über mich die Gewalt nicht mehr.

Einsamkeit zerstöret allen eitelen Ehrgeiz, indem sie die Güter der Erde von ihrem falschen Glanze entkleidet, den ihnen die Einbildung leiht. Zu dieser Gleichgültigkeit durch ländliches Vergnügen gewöhnt, findet ein weiser Mann Aemter und Beförderungen seines Verlangens nicht mehr werth. Jener Römer vergoß Thränen, daß er wegen der angetragenen Consulwürde ein Jahr

lang

lang sein Feld selbst nicht bauen konnte; und Cincinatus, der vom Pfluge gehohlet ward, um an der Spitze einer Römischen Armee zu stehen, schlug den Feind, bemeisterte sich seiner Provinzen, triumphirte in Rom, und war in sechszehn Tagen wieder bey seinem Pfluge.

Einerley ist es allerdings nicht, in einer niedrigen Hütte, oder in einem geräumigen und ausgeschmückten Hause zu wohnen, seine Speise zu finden, oder genöthiget seyn sie selbst zu suchen. Aber man frage den, der beydes erfahren hat, in welcher von diesen Zeiten seines Lebens er frölicher war? Wer will alle die Millionen von Sorgen überzählen, die man in Palläſten mehr hat als im Hause eines Bürgers? Wer will läugnen daß Unzufriedenheit jeden Genuß des Glückes vergiftet, und daß durch sie der höchste Wohlstand nur verkleidetes Elend wird? Kein

Fürst

Fürst in Deutschland, verdaut allen Gift den ihm seine Köche bereiten, so gut, wie ein Bauer in der Lüneburger Heide seine Buchweitzenklümpen. Wer mir aber auch dieß alles nicht zugäbe, muß doch gestehen, daß eine schöne Französische Bäurinn, der ein junger, artiger, und vornehmer Herr vorschlug, sie aus ihrem einsamen ländlichen Aufenthalte mit sich nach Paris zu nehmen, vortreflich sagte: Ah Monsieur le Marquis, plus on s'eloigne de soi-même, plus on s'écarte du bonheur!

Eine einzige Leidenschaft, die man nicht befriedigen kann und will, vergället oft das Leben. Es giebt Zeiten da du unzufrieden bist, mit deinem Kopfe, und mit deinem ganzen Daseyn. Du bist alles satt, und weder zur Einsamkeit gut, noch zur Zerstreuung. Du kommst zu keiner Ruhe, dich lüstert nach keinem Vergnügen. Deine Arbeit bringt

kein

kein Gedeyen. Die Zeit scheint dir schrecklich lange, und doch gebrauchst du sie nicht. Du kommst durch das Chaos deiner Empfindungen und Gedanken nicht herdurch. Du geniessest nichts von dem Gegenwärtigen, und harrest doch mit Ungeduld auf alles was kommt. Kurz, dir mangelt das wahre Salz des Lebens; und ohne dieses ist das ganze Leben dumm.

Ist etwa Liebe dieses Salz? Liebe erhält freylich oft das Leben, zündet es auch weilen wieder an; aber eine Leidenschaft die verzehret, giebt nicht bleibende Ruhe, nicht bleibende Heiterkeit, nicht bleibende Kraft, und dann wird das Leben dumm. Liebe, die zur Stärke und Dauer der Ewigkeit sich erheben will, sagt ein Meister in der Liebe, muß ächte wahre Freundschaft werden, oder sie zerstöret sich selbst, oder zerstöret ihren Gegenstand mit durchdringenden

fressenden Flammen, und beyde, der Liebende und das Geliebte, liegen sodann wie ein Häufchen Asche da! Salz des Lebens, ist darum nur die Leidenschaft die keiner Hülfe von aussen bedarf, die sich selbst nährt, selbst sich hilft, immer neue Kraft durch ihre Dauer gewinnet, unabhängig und frey sich selbst ganz alleine stützet, und über alles sich weghebt.

Einsamkeit und eingeschränkte Bedürfnisse sind eine wahre Glückseligkeit für entsetzte oder verbannte Staatsmänner. Nicht alle grossen Staatsverwalter gehen wie Necker, von ihren Stellen durch das Thor der Unsterblichkeit ab. Dankbare Hände aber sollten alle zu Gott erheben, wenn sie nun auf einmal aus dem stürmischen Meere der Welt sich versetzet sehen, in ländliche Ruhe, unter die Bäume die ihre Voreltern gepflanzet haben, und zu ihren eigenen Heerden. Aber

wenn

wenn in Frankreich ein Minister seinem König misfällt, wenn dieser ihm befielt, daß er abgehe, das ist, auf seine Güter ziehe, die er verschönert, und zum lieblichsten Aufenthalte gemacht hat: ach so ist ihm dieser holde Aufenthalt ein Verbannungsort! Da kann Er es nicht aushalten, er verdaut nicht, er schläft nicht, sobald Er sein eigener Herr ist. Musse und Freyheit machen ihn zu einem unleidlichen Hypochondristen, der alles um sich her drückt, und von allem gedrückt wird; die Ungnade ist sehr oft der Tod (*) eines Franzosen. In England ist

(*) C'est à ce terme, sagt ein Französischer Geschichtschreiber, où conduisent presque toutes les disgraces. Le credit, l'autorité, et la consideration, dont on jouissoit avant de les éprouver, sont semblables à ces feux passagers, qui brillent pendant la nuit. Ils s'eteignent tout à coup.

es nicht so. Da gratulirt man dem abgehenden Minister, wie einem Menschen der von einer grossen Krankheit sich erholet hat. Er kann darauf zählen, daß er itzt mehr und bessere Freunde hat, als vorher; denn seine gegenwärtigen Freunde hat er aus Achtung, und die vorigen hatte er um Geld. Gott lohne es den Engländern, daß sie uns das Beyspiel von Menschen geben, die kühn genug sind, alles in der Welt auf der Wage der Vernunft zu prüfen, und aus jeder Sache nicht mehr zu machen als sie werth ist. So wahnwitzig sich auch viele Engländer gegen Gott empören, so höhnisch sie auch oft alle Tugend, alle Sitten, allen Anstand, alles sittlich Schöne und Gute verlachen, so giebt es dann doch auch, zumal in reifern Jahren,

coup, et ne sont que rendre plus sensible l'obscurité et la solitude où ils laissent un voyageur.

ren, viele unter ihnen, die wirklich die Kunst verstehen, mit sich selbst zu leben, viele die auf ihren stillen und anmuthigen Landsitzen weit männlicher, freyer und erhabener denken, als irgend ein tollkühner unaufgeklärter Trotzkopf im Parlament.

Man hat gesagt, unter zwanzig abgedankten oder zu freywilliger Ruhe des Alters eingegangenen Ministern grosser und kleiner Höfe, finde man immer zwölf bis funfzehn, die zuletzt Gärtner werden, und Landleute. Desto besser für diese Exminister; denn sie haben gewiß, wie der vortrefliche Kanzler von la Roche in Speyer, bey der Harke und der Schaufel mehr Ruhe, als in ihren schönsten Tagen bey Hofe.

Herrlicher Stof, sehte man hinzu, sey dieß, zum moralisiren und loben der Verachtung aller menschlichen Herrlichkeit, für Leute, die Welt und Menschen nicht kennen.

An dieser gepriesenen Abgeschiedenheit, haben ländliches Vergnügen und Unschuld, Vergnügen an den Werken der Natur, und Genuß der endlich errungenen Ruhe, bey den mehresten nur den wenigsten Antheil. Der Mann, der sich in seinem Posten unter unzählichen Hindernissen, durchringen, zwingen und mühen, bald mit Kunst bald mit List seinen Zweck erreichen mußte, sey nun erst, was er bisher nie seyn konnte, nun erst Souverain und regierender Herr. „Er könne schaffen und zerstören, pflanzen und ausrotten, Versuche machen, wann, wie, und wo er will. Er könne einen Obstgarten zusammenhauen, und ein Englisches Bosquet dafür anlegen; Hügel machen wo keine sind, und Anhöhen dafür abtragen; das Wasser laufen machen, wie er will; Bäume hoch oder niedrig ziehen, pfropfen und stutzen, wie es ihm einfällt; Aussichten öf-

nen,

uen, und versperren; Ruinen machen lassen, wo keine sind; Tempel, in denen er selbst Priester ist, und Einsiedeleyen, in denen man bleiben kann, so lange man will. Dieß sey nicht nur Entschuldigung für den ehemals erlittenen Zwang, es sey Sättigung, denn nun könne er befehlen, ohne zu gehorchen; und das Befehlen und Regieren hänge einem Minister an, bis an sein Ende, es sey nun daß Er einem grossen Staate vorstehe, oder einem Hünerhof.

Allerdings würde man Welt und Menschen nicht kennen, allerdings würde man sehr elend moralisiren, wenn man behaupten wollte, um die Glückseligkeiten der Einsamkeit zu geniessen, müsse man allen menschlichen Leidenschaften entsagen. Was in dem Menschen ist, muß in dem Menschen bleiben. Wenn also der abgetretene Minister des Regierens und Befehlens nicht müde ist, wenn

er wirklich klein genug denkt um es nicht zu seyn: o so mag er seinen Hühnern befehlen, was und so viel er will, wenn nur das ihn glücklich macht, und wenn er nur dabey die Lust verlieret sich von neuem auf Meere und in Stürme zu wagen, und Schiffbrüchen sich auszusetzen, denen er nun in ländlicher Ruhe entgeht (*). Früher oder später lernt auch der Exminister gewiß alle menschliche Herrlichkeit verachten, wenn er findet und erfährt: daß die wahre Grösse des Menschen oft bey dem anfängt, was Minister für Nichtsseyn halten; daß der Gram nichts Gutes

(*) Le Marechal de Bouffers eſt allé planter, ſagte die Frau von Maintenon. Je crois que ce Cincinnatus ne ſeroit pas faché, qu'on allât le chercher à la charrue. En attendant il nous a tous chargé de penſer à lui, s'il vaque quelque choſe pendant ſon abſence, qui doit être de quinze jours!

Gutes mehr thun zu können, nur verlarvter Ehrgeitz ist; und daß Gärtner und Landleute bey Kohl und Spargel und Hühnern, weit vergnügter und glücklicher leben als der gröſste Minister.

Sich selbst genug seyn, ist alles was man unter solchen Umständen bedarf; sich des Ueberflusses entwöhnen, macht Weniges schmackhaft. Im ersten Jahre war Petrarcha zu Vaucluse fast immer alleine. Er hatte keine andere Gesellschaft als seinen Hund, und zu seiner Bedienung einen Fischer von Vaucluse, der alles verrichtete was er bedurfte. Die Bedienten die er zu Avignon gehabt, konnten sich an seine wilde Lebensart nicht gewöhnen, und liessen ihn sitzen. Uebrigens wohnte er schlecht. Er hatte ein Baurenhaus, welches er nachher ohne alle Kunst umbauen lieſs, nur um es wohnbarer zu machen. Itzt ist keine Spur mehr davon

übrig. Seine Nahrung war geringe; man fand nichts bey ihm, was den Sinnen schmeichelt. Seine besten Freunde besuchten ihn daher nur selten, und hielten sich nur kurze Zeit bey ihm auf; die andern giengen nur aus christlicher Liebe zu ihm, so wie man etwa zu Kranken oder Gefangenen geht. Er schrieb an seinen Freund, Philipp von Cabassole Bischof von Cavaillon, der damals in Neapel war: Andere mögen nach Geld und Ehre laufen; sie seyen Fürsten und Könige, ich will es ihnen nicht verwehren. Ich bin Dichter, und das ist mir genug. Und du, Bischof, willst du immer herumirren, immer auf Wegen und Strassen seyn? Du kennst die Höfe der Fürsten, d. i. Fallstricke die man daselbst legt; die Sorgen, welche da fressen; die Gefahren, welche man laüft; die Stürme, denen man sich aussetzet. Komm du wieder in deinen Kirchsprengel, zur Ruhe.

Du

Du kannſts mit Ehre, da dir das Glück noch lacht. Du findeſt hier alles, was du bedarfſt; laß Geitzigen den Ueberfluß. Haben wir auch keine Tapeten, ſo ſind wir doch bequem gekleidet. Iſt unſere Tafel nicht koſtbar, ſo haben wir doch zu leben. Unſere Betten ſind nicht mit Gold und Purpur bedeckt, aber wir werden nur deſto beſſer ſchlafen. Die Stunde des Todes nähert ſich, und räth mir nicht mehr auszuſchweifen. Mir iſts genug, wenn ich meine Gärten noch bauen kann. In dieſe pflanze ich Obſtbäume; ſie ſollen mich mit ihrem Schatten bedecken, wenn ich unter meinen Felſen fiſche. Die Bäume, die ich habe, ſind alt; ſie bedürfen wieder Erſatz. Sag deinen Leuten, ich bitte dich, daß ſie mir Pfirſchbäume und Birnbäume von Neapel bringen. Ich arbeite für mein Alter, und für künftige Freuden die ich mit niemand theilen will, als mit dir.

Dieſe

Dieß ſchreibt dir, mitten im Walde, der Einſiedler an der Sorgue.

Genügſamkeit wäre mein Reichthum, und Unabhängigkeit von allem Glaubenszwang mein Ehrgeitz, hätte mich das Glück zu einem Landprediger gemacht. Die Glückſeligkeit eines Landpredigers, übertrift jede andere Glückſeligkeit, wenn er will. Solche Glückliche giebts, in Hütten aus Holz und Leimen; wo man jedesmal in Gefahr iſt ſich todt zu ſtürzen, wenn man eine Treppe hinunter gehen will; wo ein Mann der nicht fünf Fuß hat, den Kopf an allen den niedrigen Thürbalken wund ſchlägt; wo man über den Miſt ins Haus kommt, aus dem Stall in die Studirſtube, und durch die Rauchkammer zur Frau Paſtorinn. Trockene Erbſen, und rohe Schinken, ſind Leckerbiſſen für dieſe Patriarchen. Milch und Bier iſt ihr Getränke, und ſie wiſſen nichts von Colik.

Kein

Kein Fenſter iſt dichte, und ſie verkälten ſich nie. Die Frau Paſtorinn lieſt keine Romanen, und ihre Nerven ſind ſtark. Ihr einziger Almanach iſt der Gartenkalender. Flicken und Nähen iſt die Wonne ihres Lebens, und ihren Kopfputz macht ſie ſelbſt. Ihre einzige Liebe ſind ihre Kinder, jeder Verunglückter, und ihr Mann. Der Herr Paſtor lehrte Tugend auf der Kanzel und durch ſein Leben. Alle ſeine moraliſchen Handlungen ſind immerwährende Richtung zu Gott. Chriſtus iſt ſein Fels, Vernunft bey Tage ſein Führer, und Glauben ſein Leitſtern bey der Nacht. Von Religionszänkereyen weiß er nichts. Er denket über alles billig und mäſſig. Beym Hagel freut er ſich, wenn ſein Feld am meiſten leidet. So lange der Bauer noch einen Schinken hat, hungert kein ſolcher Paſtor. Sein Beutel iſt oft leer, und ſein Herz iſt nie traurig; und darum iſt er

glück-

glücklicher, als kein König, und kein Consistorialrath in der Stadt.

Einsamkeit brächte kein Glück bey so vielen Vortheilen, wenn man nicht in derselben dem Grübeln an seinem Glücke entsagte. Durch das immerwährende Nachdenken über das was noch etwa besser seyn könnte, vergißt man Alles was gut ist. Wenn du immer an der schlimmen Seite aller Dinge schnüffelst, alles grade haben willst was nun einmal schief ist, und schief bleiben soll, so mußt du auch nichts in der Welt mit deinem Augenmaaß messen; denn ohne die vielen schiefen Köpfe in der Welt, wäre das Leben nicht zur Hälfte so lustig!

Es ist ein vortreflicher Wegweiser zu unfehlbarer Glückseligkeit, wenn man sich alles in der Welt gefallen läßt wie es ist, oder mit einem berühmten deutschen Philosoph zum Grundstein der ganzen Moral annimmt, man

müsse

müſſe ſo viel Gutes thun als möglich, und übrigens mit der Einrichtung aller Dinge ſo wie ſie ſind, zufrieden ſeyn. Die Moral der Gelindigkeit und der Sanftheit iſt dieß freylich; aber ſie ſchlägt doch gar zu leicht in Mönchsmoral (*) um; taugt nicht für kühne Menſchen, und macht nicht Völker frey. Indeſſen iſt es wahr, daß nichts ſo ſehr zur Unzufriedenheit führet, als wenn jeder Menſch gegen alles was iſt, etwas zu erinnern findet.

Als mich einſt in Hannover mein Barbier einſeiffen wollte, ſagte Er mit einem groſſen Seuf-

(*) Laiſſer aller le monde comme il va, ſagt ein geiſtvoller Schriftſteller, faire ſon devoir tellement quellement; et dire toûjours du bien de Monſieur le Prieur, eſt une ancienne maxime de Moines; mais elle peut laiſſer le Couvent dans la mediocrité, dans le relachement, et dans le mepris.

Seufzer: es ist heute erschrecklich heiß! Sie setzen den Himmel in wahre Verlegenheit, erwiederte ich; seit neun Monaten sagten Sie mir, immer um den andern Tag: es ist heute erschrecklich kalt! Kann denn der liebe Gott die Erde nicht mehr regieren, ohne daß die Herren Chirurgi etwas dagegen zu erinnern hätten? Sollte es nicht besser seyn, daß wir uns alle über die Witterung zufrieden gäben, wie sie kommt, und daß wir die warmen Tage von Gottes Hand eben so dankbar annähmen, als die kalten? O ja, sagte der Barbier.

Mit ziemlicher Zuverlässigkeit kann ich also behaupten: Genügsamkeit und Zufriedenheit mit seinen Schicksalen seyen dem Menschen doch mehrentheils zu allen guten Dingen nütze; und in sehr vielen Fällen biete Einsamkeit zu beyden die Hand.

Ein-

Einsamkeit macht sogar auch dadurch glücklich, daß man sich in derselben den Umgang mit Menschen abgewöhnet. Da es einmal unmöglich ist immer guten Umgang zu haben, so läßt man sich auch wol die Lust dazu vergehen, und tröstet sich mit dem Gedanken, daß es ungleich leichter ist, Langeweile in der Einsamkeit zu vertreiben, als in der Welt. Kommt man sodann noch äusserst selten aus grossen Gesellschaften frölich nach Hause, so versteht es sich von selbst, daß man sich entschliesse gar nicht mehr in grosse Gesellschaft zu gehen. Je weniger wir sonach mit andern Umgang haben, desto geschickter machen wir uns zum Umgange mit uns selbst, und desto unabhängiger von der Welt.

Wie oft findet man in kleinen und steifen Städten kein fühlendes und liebendes Wesen; niemand, an den man sich anschmie-

gen möchte; niemand, mit dem sich auch etwa eine freye Idee auswechseln liesse; niemand, an dessen Herz man gerne eine Thräne vergösse. Wer solches Elend überleben will, muß nicht Quellen graben die kein Wasser geben; aber er muß sich auch keinen Aufschub dessen erlauben, was geschehen kann und muß, kein leeres Staunen am Fenster, kein gedankenloses Angaffen der Luft, kein Angeln nach Ideen, wenn er etwa selbst bey denen nichts denkt die man ihm giebt.

Der Geschäftlose gähnet seine Langeweile nicht weg. Nur ein Faulpelz erwartet von den kommenden Tagen und Wochen, was jeder Geschäftige in dem gegenwärtigen Augenblicke findet. Nur der Frost der Lässigkeit vertrocknet das Herz, nur Arbeitsscheu zerstöret alles Vergnügen. Aber wer mit Ernst sich einen Lebenszweck wählet, und immer alles was er thun muß, auf der Stelle

thut,

thut, ist sich selbst immer genug. Jeder Tag wird ihm zu kurz, und jede Nacht wird ihm zu lange. Aller Ueberdruß verschwindet, wenn man niemals auf Morgen verschiebet, was heute noch geschehen kann, niemals der Zukunft traut, und sich keines Augenblickes Meister glaubt, als des Augenblickes den man hat.

Zu solcher Geschäftigkeit ist man doch in kleinen Städten und auf dem Lande am meisten geschickt. Die grosse Welt bewegt sich den ganzen Tag, und thut eigentlich den ganzen Tag nichts. In einer kleinen Stadt und auf dem Lande, denkt und thut man alles mit weit mehr Theilnehmung und Vergnügen. Man liest nicht, wie die Lesewelt, um sagen zu können, man habe gelesen, sondern um das, was man Gutes liest, zu geniessen. Jedes in solcher Abgeschiedenheit und Stille gelesene und genossene Buch greift

tiefer in die Seele, verwebt sich genauer mit unsern Gedanken, wirkt gewaltiger ins Herz. Bey solcher Benutzung der Zeit entwöhnet man sich in kleinen Städten, und in der Stille der Fluren, des Umganges so sehr, daß man sich eben deswegen glücklich preiset, weil man keinen Umgang hat.

Ländliche Stille wird darum auch für Frauenzimmer oft eine Schule wahrer Philosophie. In England wo die Natur so schön ist, und wo man sie täglich verschönert, hat schon das Landleben an sich unaussprechliche Reitze, aber der Geschmack für wahre Einsamkeit ist doch im Ganzen, unter diesem unruhigen Volke, vielleicht bey dem Frauenzimmer tiefer gegründet, als bey dem männlichen Geschlechte. Ein Lord der auf seinen Gütern den ganzen Tag reitet und jagt, geniesset die Einsamkeit doch nicht wie seine Gemahlinn, die sich dort in jeder schönen

Hand-

Handarbeit übt, und in ihren romantischen Gärten jedes gute Buch liest. In England, wo so viele Ideen im Umlaufe sind, ist überhaupt schon der Hang zum Nachdenken grösser; daher die Stille erwünschter, und Selbstgenuß von höherm Werth. Die anitzt bey unsern deutschen Damen so sehr überhandnehmende Cultur hat gewiß auf dem Lande angefangen; und überhaupt findet man in Deutschland bey Damen, die viel auf dem Lande wohnen, viel ehr sich leben, niemand sagen was sie lesen, ungleich mehr Verstand und Gefühl, als bey der Lesewelt in Städten.

Landbewohner würden ihren Aufenthalt in Städten jedesmal verkürzen, wenn sie nur genug die Vortheile ihrer Lage auf dem Lande überlegten und fühlten. Es ist fast unmöglich, daß ihnen unter allem unserm Tand nicht schwindle, daß ihnen nicht bald vor

Menschen ekle, die so wenig in sich selbst sehen, nach allem greifen und jappen was ausser ihnen ist, ihr ganzes Leben mit Affectation, Ziererey, Visitenschnack und Spiel hinbringen, und so selten mit Gedanken die das Herz erheben. Das Glück des Landlebens ist bey so vieler Gutmüthigkeit, Offenheit, Zutraulichkeit, und Einfalt, zu groß, als daß man auch da noch Langeweile haben könne, wenn man unser Stadtleben erfahren hat; und nicht lässig und faul, nicht krank oder verliebt, oder doch nur unglücklich ist, weil man glaubt daß man es sey.

Welcher Ersatz ist dann auch, in ländlicher Stille, das Andenken an abwesende Freunde. Ach man bedenke doch, wie man durch dieses bloße Andenken, in der Einsamkeit alles wieder mit ihnen durchlebt und durchempfindet. Du bist ferne von mir, und ich bin doch immer bey dir. Sieh, da

sassest

faſſeſt du; den Stuhl habe ich ja noch; dieſes Bild gabſt du mir, dieſe ſchöne ruhige Landſchaft; mit welchem ſüſſen Geſchwätz, mit welchem Wechſel der Herzen und der Gedanken, weideten wir uns an dieſem Kupferſtiche, an dieſen Bildern ſeliger Ruhe! Und ſoll man ſich unglücklich glauben, wenn man ſich Briefe ſchreiben kann? Nie lebt man freudiger und thätiger, nie mit ſo vieler Erwartung und Hofnung im Herzen, als wenn man nur von einem Poſttage zum andern lebt. Durch ſolche in der Einſamkeit ausgedachte und dem Herzen ſo angenehme Künſte der Imagination, erſchaffen ſich Freunde eine Welt unter ſich, und verweben noch immer ihr Daſeyn mit einander, wenn auch Meere ſie trennen, und keiner mehr die Stimme, keiner mehr den Fußtritt des andern höret.

Freunde die das Schickſal getrennet hat, veredeln nirgends ihre Gefühle und ihr Ver-

halten für einander so mächtig, wie da wo nichts dieses süsse Andenken störet, und wo die Welt nie in die Mitte kommt zwischen ihre Herzen. Wechselseitige üble Laune, Unbehaglichkeit in die man durch das Gewirre des Lebens, und durch so viele kleine Vorfälle täglich gerissen werden kann, machen oft das Beysammenseyn der zärtlichsten Gemüther weniger milde. Man denkt in diesen unglücklichen Augenblicken, nur an das was man sich heute nicht ist, und nicht an das was man in jeder grossen Angelegenheit des Lebens sich war, auch noch itzt und immer sich seyn würde. Er, der mich immer durch Liebe angezogen hat, stößt mich heute durch üble Laune zurück; und wie manches freundliche Gefühl, wie manche süsse Lebensfreude geht darüber verlohren, wenn ich jenes Entfernte nicht immer an das Gegenwärtige knüpfe, und üble Laune erwiedere

durch

durch üble Laune. Kurzes Misvergnügen, und ein so leicht zu hebendes Uebergewicht von Gram; können nur auf Augenblicke das schöne Bild verdunkeln, unter dem mir sonst mein Freund immer sich darstellt, und das immer so milde in mein Herz wirket. Er verbreitet Seligkeit über mein Leben, zaudert mir sonst allen Unmuth weg, und verheelet mir nur in diesem Augenblicke nicht seinen eigenen Unmuth. Freylich ist das eine Folge unserer zwanglosen Freymüthigkeit; aber Freunde sollen gegen einander nicht grämeln, da sie sonst doch alles Unglück des Lebens zusammen theilen, und alles für einander leiden und thun. Freundschaft fordert Offenherzigkeit, aber auch zu wechselseitigem Genusse immer wechselseitige Duldsamkeit und leises Nachgeben, immer Sanftheit des Betragens gegen jede Verstimmung der Seele, immer Zartheit gegen Schärfe. In der Ge-

genwart geſchichet dieß alsdann nicht, wenn jeder ſeinen ganzen Vorrath von übler Laune nicht nur mitbringt und auspackt, ſondern von den Stacheln ſeines eigenen Lebens genecket nun wieder neckt, und Stunden hindurch immer gereitzet bleibt und immer reitzet. Aber wie verſchwindet dieß alles in der Einſamkeit, die das Andenken aller Geliebten unſerer Seele heiligt, das Andenken von Allem vernichtet was nicht gegenwärtiger Freundſchaftsgenuß war. Sicherheit, Feſtigkeit, und erprobte Treu, ſteigen da wieder zu dem hohen Range, den ſie in liebenden Herzen hatten und verdienten. Alles iſt itzt Einklang; ich verſtehe immer meinen Freund, bin immer von meiner Freundinn verſtanden. Die lieben Unſichtbaren umſchweben mich bey jedem Gedanken und jeder Empfindung die ich ihnen mittheilen möchte. Wie ein Heiligthum verwahre ich jedes Blüm-

chen,

chen, das sie auf die Wege meines Lebens streuten; und jedes Blümchen, das ich sehe, breche ich ab für sie.

Trostreich ist es auch für das Herz, daß Einsamkeit uns Freunde finden läßt, die nichts uns raubt, von denen nichts uns trennt, und für die wir nie vergeblich unsere Arme ausstrecken.

Petrarchas Freunde schrieben zuweilen an ihn, um sich zu entschuldigen, daß sie ihn nicht besuchen. Unmöglich kann man bey dir leben, sagten sie, das Leben das du zu Vaucluse führest, ist der menschlichen Natur zuwider. Du sitzest im Winter wie ein Kautz bey deinem Feuer. Im Sommer laufst du unaufhörlich in den Feldern herum. Selten findet man dich sitzend im Schatten eines Baums. Petrarcha verlachte diese Vorstellungen. Er sagte: diese Leute betrachten die Vergnügungen der Welt als ihr höchstes Gut;

Gut; sie begreifen nicht, daß man dem entsagen kann. Ich habe Freunde, deren Gesellschaft mir höchst angenehm ist. Sie sind aus allen Ländern, aus allen Jahrhunderten. Sie haben sich im Kriege hervorgethan, in Staatsgeschäften, und in den Wissenschaften. Es ist leicht mit ihnen fertig zu werden; sie stehen mir immer zu Diensten. Ich lasse sie kommen, und schicke sie wieder weg, so oft ich will. Sie sind nie verdrüßlich, und antworten mir auf alle meine Fragen. Einige erzählen mir alle Begebenheiten verflossener Zeiten. Andere entdecken mir die Geheimnisse der Natur. Andere lehren mich wohl zu leben und ruhig zu sterben. Andere verjagen durch ihre Munterkeit meinen Kummer, und belustigen mich durch ihren Witz. Andere machen meine Seele fähig alles zu dulden, und nichts zu wünschen; und lehren mich, mich selbst ertragen. Kurz,

sie

ſie öfnen mir den Weg zu allen Wiſſenſchaften und Künſten, und ich verlaſſe mich auf ſie in jeder Noth. Zur Vergeltung für ſo groſſe Dienſte verlangen ſie nichts, als ein wohlverſchloſſenes Zimmer in einer Ecke meines kleinen Hauſes, wo ſie vor dem Wurm in Sicherheit ſind. Endlich nehme ich ſie auch mit mir auf die Felder, deren Stille ihnen beſſer gefällt, als der Tumult der Städte.

Liebe, die dem Herzen doch Alles iſt, ſcheint einen groſſen Rang unter den Glückſeligkeiten der Einſamkeit zu verdienen, wenn man Liebe in derſelben ſo behandelt, daß man ſie zu ihren Glückſeligkeiten zählen darf.

Liebe geſellet ſich gerne zu allen Blicken in die ſchöne Natur. Zärtliche Weiber fühlen Liebe, bey jeder ſchönen Ausſicht, ſo wie vielleicht nach jedem angenehmen Gefühle von jeder Art. Das weibliche Herz ſchmel-

get viel leichter in ſtillen Schatten, auf den Gipfeln der Berge, oder im Hinblicke nach dem Mond. Jede ſtarke Erſchütterung wirkt in dem Menſchen immer am meiſten auf den gebrechlichſten Theil, alſo trifft in der weiblichen Seele jeder Enthuſiaſmus immer früher oder ſpäter das Herz.

5. Weiber ſind gewiß zärtlicher als wir, im reinen Genuſſe des Landlebens. Sie fühlen viel beſſer, die Schönheit einſamer Spaziergänge und waldichter Schatten; mit ſanfterm Erſtaunen, die Gröſſe und Schönheit der Natur. Manches Herz ergiebt ſich vielleicht auf dem Lande, das unbezwingbar ſchien in der Stadt. Liebe begleitet darum ſo oft für alle zärtlichen Seelen, den kommenden Frühling. Was iſt der Liebe ähnlicher, ſagt ein groſſer deutſcher Philoſoph, als die Empfindung, welche mir dieſes von der Abendſonne erleuchtete herrliche Thal einflößt.

flößt. Rousseau fand die Freude, mit welcher er die ersten Knospen kommen sah, unaussprechlich; die Ankunft des Frühlings war für ihn eine Auferstehung im Paradiese. Seine Neigung zur Zärtlichkeit wuchs durch jeden Anblick ins Grüne; für seine Augen waren die Reitze seiner Geliebten, und die Anmuth des Frühlings, Eins. Sein lange bedrücktes Herz, erweiterte sich auf einmal bey einer schönen Aussicht; er athmete im Baumgarten seine Seufzer leichter aus.

Verliebte sind nirgends so gerne wie im Stillen. Sie suchen Ruhe an einsamen Oertern, um da dem einzigen Gedanken nachzuhängen, für den es sich ihnen der Mühe verlohnet zu leben. Was kümmern sie sich um alles was in Städten vorgeht, um alles was nicht Liebe athmet, oder athmen läßt. Dunkele Kammern, schwarze Tannenwälder, stille Seen in die sie ihre Gedanken versenken,

sind

sind die einzigen Vertrauten ihrer Seele. Ihnen ist eben so wohl in hohen waldichten Schatten, und bey dem schauerichten Geschrey der Adler, als auf Fluren wo eine einsame Hirtinn ihrem Säugling die Brust reichet, indem ihr Geliebter neben ihr seinen harten Bissen Brodt bricht, und glücklicher ist als ihr alle. Alles Erhabene, alles Schöne, und alles Milde, fühlet ein Mann von Geist, wenn er verliebt ist. Nichts in der Welt giebt so viel Geist, wo auch keiner ist, wie Liebe.

Die süssesten Erinnerungen der Liebe finden in der Einsamkeit ihre Auferstehung. Ach das erste Erröthen, der erste kleine Händedruck, der erste Zorn über eine unerwartete Störerinn, oder einen unbehaglichen Zerstörer ihrer süssen Unterredungen, dieß alles, sind unvertilgbare Eindrücke! Oft glaubt man die Zeit habe sie ausgelöscht. Aber es

giebt

giebt Fächer in der Seele, die verschlossen bleiben eine lange Zeit, und stößt ihr die Thür nur ein wenig auf, so stürzet alles heraus. So gehts mit der ganzen Reihe unserer jugendlichen Empfindungen, und zumal mit allen Erinnerungen unserer ersten Liebe, denen wir so gerne nachhängen. Ewig bleibet der Eindruck; ewig das Andenken jenes höchsten Grades der Entzückung in der Liebe, der, wie ein Kenner unaussprechlich schön und wahr gesagt hat, jenes erste glückliche Finden ist, jener über alle Begriffe süsse Augenblick, da beyde Geliebten gewahr werden, daß sie sich lieben (*).

Wer

(*) Mit so klangvollen und harmonieteichen, so sanft, so zärtlich, so melodisch rührenden Worten, hat niemand das Andenken dieser geliebten Augenblicke dargestellt, wie Rousseau: Moments précieux et si regrettés! Ah! recommencez pour moi votre aimable cours; coulez

Wer gerne im Stillen über Liebe nachdenkt, und Liebe erfahren hat, findet in diesem unerschöpflichen Nachdenken den höchsten Genuß der Liebe. Herder sagt, er wisse nicht, welche Mythologie irgend eines Asiatischen Volkes ihre Zeiträume des höchsten Alterthums der Welt so eintheile: es haben sich die Menschen, damals noch paradiesische Geister, Jahrtausende zuerst durch Blicke geliebt, nachher durch einen Kuß, durch eine blosse Berührung. So stille erhaben, und so unaussprechlich edel, liebte Wieland, in seinen früheſten und feurigſten Jahren, ein schönes, liebevolles, und liebeathmendes Frauenzimmer in Zürich; denn dieſer groſſe Geiſt wuſte wohl, daß das Geheimniß der Liebe auf gewiſſe Weiſe schon im ersten

lez plus lentement dans mon ſouvenir s'il eſt poſſible, que vous ne fites réellement dans votre fugitive ſucceſſion.

ſten Kuſſt, im erſten Seufzer erſtirbt. Ich fragte darum einſt dieſes Frauenzimmer: Mademoiſelle, wann hat Wieland, Sie zum erſtenmal geküßt? Die ſchöne Zürcherinn erwiederte mir: Wieland küßte mir zum erſtenmal, am Ende des vierten Jahres unſerer Bekanntſchaft, die Hand.

Aber ſo paradieſiſch wie Wieland ergreifen nicht immer, junge einſame Mädchen die Bilder der Liebe. Aufmerkſamer auf alle ihre Gefühle, weniger mit ihrer Metaphyſik bekannt, und weniger zerſtreut, empfinden ſie im Stillen viel früher, das nähere Streben nach Vereinigung der Weſen. Eine Dame von meiner Bekanntſchaft lebte am Genferſee, einſam und abgeſondert von der Welt. Sie hatte drey ſehr liebenswürdige, ſehr ſchöne, ſchwarzäugigte Töchter; die älteſte war vierzehn Jahre alt, die jüngſte neun Jahre, als ihnen einſt ein zahmer Vogel gebracht

bracht ward, der den ganzen Tag durch ihr Zimmer hüpfte. Die drey Kinderchen knieten nieder, und streckten stundenlang, unermüdet, dem Vogel ein Stückgen Biscuit auf dem Finger entgegen, in der Hofnung, der liebe Vogel hüpfe ihnen dann auf den Finger; aber kaum hatte der Schelm sein Bisquit, so flog er weg. Der Vogel starb. Ein Jahr nachher, sagte die jüngste Tochter zu ihrer Mutter: ach der liebe Vögel, Mamma, hätten wir doch wieder einen solchen Vogel! Nein, antwortete die älteste Schwester, was ich am meisten in der Welt wünsche, ist ein kleiner Hund! Wenigstens kann man ihn befühlen, liebkosen, auf seinen Knieen haben. Der Vogel war nichts, er saß auf dem Finger, und wir ergriffen ihn doch nicht. Ein kleiner Hund, welche Glückseligkeit!

Jene

Jene arme Nonne in Hildesheim, in deren Celle ich eine Hecke von Canarienvögeln fand, vergesse ich nie; aber nie verzeihe ich mir auch die Sünde, daß ich überlaut lachte, als ich diese Hecke erblickte. Ach dieß war Natur, und wer kann der Natur widerstreben? Eine wahnwitzige Anwendung dieser Natur auf das erhabenste aller Wesen, ist hingegen die Mystik der Nonnen, diese himmlische Epilepsie der Liebe, diese Mißgeburt der Einsamkeit.

Absonderung und Stille scheinen der Liebe so hold, daß man zuweilen vom Gegenstande seiner Liebe weg, gerne in die Einsamkeit geht. Wer erinnert sich nicht aus Rousseaus Bekenntnissen die Geschichte, welche die Frau von Luxemburg von einem Manne erzählte, der seine Geliebte verließ, blos um an sie zu schreiben? Rousseau erwiederte der Frau von Luxemburg, Er wäre wol dieser

Mann auch gewesen; und wie wahr! Wer hat geliebt und weiß nicht, daß es Zeiten giebt, da man mit der Feder in der Hand unendlich mehr sagt, als durch die todte Zunge, das elende Hülfsmittel der Rede, die nichts ist, und nichts ausdrückt; nie so viel, als wenn man im Moment der äussersten Entzückung nur sich ansieht, und völlig schweigt.

Liebe fühlet man nicht nur nirgends so stark, sondern nirgends drückt man sie auch so gut aus, wie in der Einsamkeit. Kein deutscher Weltmann mahlt seine Liebe für irgend eine unserer grossen Stadtdamen so gut, wie jener Hannöverische Dorfküster die seinige für ein junges schönes Baurenmädchen. Sie starb. Der Küster setzte ihr auf dem Kirchhofe einen Leichenstein, und hat mit armseliger Kunst in denselben eine Rose ein-

eingehauen, und dabey die Worte: So war sie! (*)

Unter den Felsen von Vauclüse, auch in noch weit einsamern Wildnissen, dichtete Petrarcha seine schönsten Lieder, um die Abwesenheit seiner Laura zu beweinen, oder über

(*) Vor einigen Jahren erzählte ich diese Geschichte in dem Hannöverischen Magazin. Unsere schönen Geister fanden sie läppisch; denn im Eingang dieser Erzählung hatte ich gesagt, das Monument dieser Hannöverischen Bäurinn sey vielleicht weniger groß, aber es habe mich doch gewiß eben so sehr gerühret, als der mir unvergeßliche Anblick eines der größten Meisterstücke der Bildhauerkunst, des Grabmals des Cardinals von Richelieu, in der Kirche der Sorbonne zu Paris. Richelieu sinkt da sterbend nieder; eine Muse ringet sich zu seinen Füssen; über ihm steht die Religion, und hebt, mit einer Majestät die sich nicht beschreiben läßt, den Sterbenden in die Höhe. Dieß ist unstreitig ein erhabener Anblick; der Anblick jener Rose ist mehr rührend und milde.

ihren Steifsinn sich zu beklagen. Nach der Meinung der Italiener schrieb Petrarcha besser für die Liebe, als alle Menschen in der Welt vor und nach ihm, in Griechischer, Lateinischer, und Toskanischer Sprache. Ach diese leise und reine Herzenssprache, sagen sie, kannte niemand als Petrarcha, und Er verband mit den drey Grazien eine vierte, die Grazie der Rechtlichkeit (*).

Liebe nimmt aber auch in einsamen Landgegenden, auf alten romantischen Schlössern, und in der Trunkenheit jugendlicher Einbildungskraft, oft den höchsten Flug der Schwärmerey. Religion, Liebe, und Melankolie, machen da das erhabenste und feinlenhafteste Gemengsel von Empfindungen im Herzen,

(*) Man verzeihe mir dieses vielbedeutende hannöverische Wort, das nicht deutsch ist, aber wie mir deucht, dieses decorum und honestum hier am besten ausdrückt.

Herzen, und Ueberſpannung im Kopfe. Der ſchmachtende Jüngling nimmt den Text zu ſeiner erſten Liebeserklärung aus der Offenbarung Johannis. Indem er verlanget, daß ſeine Geliebte nicht mehr lache, weil Liebe nichts ſeyn könne als ewige Melankolie, indem er ſich erſtechen will aus Liebe, ſieht ihre erhitzte Phantaſie in ihm nichts, als das höchſte Muſter aller Vollkommenheiten. Beyde Engel lieben ſich auf dem uralten hohen Schloſſe, nicht mehr wie weniger reine und edle Seelen ſich lieben, nicht in Proſe möchte ich wol ſagen, ſondern dythirambiſch. Der geliebte Jüngling iſt zwiſchen den Felſen, im Mondlichte, nicht etwa nur ein ſanfter, vernünftiger, geſitteter, und lieber Jüngling; er iſt ein Gott (*). Ihr

(*) Quand la paſſion eſt à ſon comble, ſagt Rouſſeau, elle voit ſon objet parfait. Elle

rigenes ganzes Wesen hält die feurige Dame für ein Heiligthum der Liebe, und ihre Liebe zu dem sanften, artlichen Jüngling, für einen Ausfluß, für einen Theil der Gottheit. Gemein Verliebte vermengen freylich in jeder Entfernung ihr Daseyn, schreiben sich von jeder Poststation, ergreifen jede Gelegenheit um von einander zu sprechen, oder sprechen zu hören; aber diese bis zur höchsten Spitze der Erhabenheit erhitzte und verliebte Dame zieht alle Buttervögelein, alle gefiederten Sänger in der Luft, alle Engel im Himmel, Gott und die ganze Natur in ihren Roman:

Chez

le en fait alors son idole; elle le place dans le ciel; et comme l'enthousiasme de la devotion emprunte le language de l'amour, l'enthousiasme de l'amour emprunte aussi le language de la devotion. Il ne voit plus que le paradis, les anges, les vertus des Saints, les delices du sejour celeste.

Cherubine und Seraphine, blicken mit Wollust auf ihre Küsse. Alle vier Evangelisten, alle Erzväter, alle Heiligen, billigen laut die Reinheit ihrer sonst ziemlich geheim gehaltenen Liebe. Sie sieht nichts mehr in der Welt wie es ist, etwa ihren Herrn Gemahl ausgenommen. Temperament ist in nichts, Reinheit ist in Allem. Sie reisset die Welt aus ihren Angeln, und die Sonne aus ihrer Asche, um zu beweisen, daß alles recht ist, was sie thut, und was sie will; und erschaffet ein neues Evangelium, und eine neue Moral, für sich, und ihren artlichen Jüngling.

Solche Wirkungen der Liebe gehören nicht zu den Vortheilen der Einsamkeit. Auch leise Liebe sogar, die nicht dichtet, keine Farben borgt, sich nichts einbildet, nie idealisirt, keine solche Kraftsprünge macht, verzehret am Ende doch den Menschen, und

macht

macht ihn unglücklich. Mit einer einzigen Person beschäftiget, die wir über alles lieben, die alle Kräfte unserer Seele verschlinget, fliehen und verschmähen wir gerne die Welt. Aber wären wir auf immer getrennet von ihr, die bis zur erhabensten Aufopferung alles für uns that, die unser einziger Trost war in allen Trübsalen unsers Lebens, in der tiefsten Bedrückung unser einziges Glück, in jeder Entfernung der höchste Lichtpunkt unserer Sehnsucht, unsere einzige Kraft wenn alle Kraft uns verließ, unser bester Rath wenn wir keinen Rath mehr wußten, und häuslicher Jammer uns ganz niederwarf, und wir unvermögend waren zu denken und zu handeln: o so wäre in träger Einsamkeit Schmachten unsere einzige Wonne! Alle Nächte brächten wir schlaflos zu; der Ekel vor dem Leben, das Verlangen nach dem Tode, die Flucht vor den Menschen, die

Sehn-

Sehnſucht nach den fürchterlichſten Wüſten, nagten dann an unſerm Herzen, und trieben uns einſam auf den Fluren umher, fern von den Fußſtapfen der Menſchen. Und flöhen wir von der Elbe zum Genferſee, und ſuchten wir Freyheit in Weſten und Norden, und bis an die Genzen des Oceans: ſo wären wir doch wie Virgils Reh, das Felder und Wälder durchlaüft, und überall den Pfeil mit ſich ſchleppt der es verwundet.

Petrarcha erfuhr, mehr als jemals, die Schmerzen der Liebe, in ſeinem neuen Aufenthalt zu Vauclüſe. Nicht ſo bald war er hingekommen, als ihn ſchon das Bild der Laura unaufhörlich verfolgte. Er ſah Sie allenthalben, zu allen Zeiten, unter tauſend verſchiedenen Geſtalten. Dreymal, ſagt er, erſchien Sie mir, mitten in der Nacht, bey verſchloſſenen Thüren, vor meinem Bette, mit einer zuverſichtlichen ihre Herrſchaft verkünden-

kündenden Miene. Die Furcht goß einen eiskalten Schauer durch meine Glieder. Mein Blut zog sich zurück aus den Adern zum Herzen. Wäre man damals mit einem Lichte gekommen, man hätte mich bleich gefunden wie einen Todten, und mit allen Zeichen des Schreckens auf meinem Gesichte. Noch vor der Morgenröthe stand ich zitternd auf von meinem Lager, verließ eilends mein Haus, mir war da alles verdächtig, und kletterte auf den Gipfel der Felsen. Durch die Gehölze lief ich dann, sah mich von allen Seiten um, ob die Gestalt, die mich in meiner Ruhe gestöret, noch hinter mir sey, mich noch verfolge? Sicher glaubte ich mich nirgends. In abgelegenen Oertern, wenn ich mir schmeichelte ich sey da alleine, sah ich sie oft hervorgehen, aus dem Stamm eines Baumes, aus dem Becken einer Quelle, aus der Höhle eines Felsen, und was weiß ich,

wer-

woraus Alles. Die Furcht machte mich unbeweglich; ich wußte nicht was aus mir ward, oder wohin ich gieng.

Bey solchen Convulsionen der Imagination ist Einsamkeit keine Arzeney. Auch hat Ovid vortreflich gesagt: vermeidet ihr Verliebten einsame Oerter, hütet euch alleine zu seyn; wohin fliehet ihr? nur im Gedrenge seyd ihr sicher. Petrarcha erfuhr schon in den ersten Anfällen seiner Leidenschaft, wie vergebens es sey die Liebe zu fliehen. Vergebens verbarg er sich in Felsen und Gehölzen. Keine Oerter waren so rauh und so wild, wo ihn die Liebe nicht verfolgte. Die kühle Quelle zu Vanclüse, das schattigte Gehöl; von welchem das kleine Thal, das zu dieser Quelle führet, damals umschlossen war, schienen ihm sehr geschickt das Feuer zu mässigen, welches ihn verzehrte. Die fürchterlichsten Einöden, die schwärzesten Wälder,

die

die unzugänglichsten Berge, waren sein angenehmster Aufenthalt. Aber die Liebe verfolgte ihn allenthalben, und setzte ihn nirgends in Sicherheit. Seine Seele flog immer nach Avignon.

Einsamkeit ist auch dann für die Liebe keine Arzeney, wenn sie der Tugend schadet. Nähme Liebe im Herzen einen sündhaften Schwung, so wäre doch die Gegenwart der geliebten Person, für ein tugendhaftes Gemüth, nicht gefährlich. Aber durch Einsamkeit und Abwesenheit werden die geheimsten Triebe der Seele gereitzet. Der Anblick der geliebten Person unterdrücket in einem tugendhaften Gemüthe jede Anwandlung verboteiner Begierden; in der Entfernung glaubt man sich in Sicherheit, und hält darum seiner Imagination nicht den Zügel. Einsamkeit zumal erhöhet alle Bilder der Wollust, alles was Wünsche belebet und anfeuert; da

fürch-

fürchtet man nichts, und wandelt in den Gefilden angenehmer Täuschung fort, und dann wird Leidenschaft gefährlich.

Wollüstig brannte oft das Herz des Petrarcha, an den Felsen von Vaucluse, wo er Ruhe suchte gegen Laura und die Liebe (*).

Aber

(*) Man las in tausend Büchern, die itzt niemand liest, Petrarcha habe mit seiner Laura in Vaucluse gewohnt, und Er habe aus seinem Hause nach dem Hause der Laura einen unterirdischen Gang sich gegraben. So glücklich war Petrarcha nicht. Laura war vermählt, und lebte mit ihrem Manne, Hugo von Sade, in Avignon ihrer Geburtsstadt, wo sie auch starb. Eilf Wochenbette hatten sie so heruntergebracht, daß sie schon in ihrem fünf und dreissigsten Jahre ihre Schönheit verlohr. Sie hatte dabey sehr vielen häuslichen Verdruß. Ihr Mann schätzte ihre Tugend und ihr gutes Verhalten nicht genug. Er war eifersüchtig ohne Ursache, und was gewöhnlich dem weiblichen Geschlechte am unausstehlichsten ist, eifersüchtig ohne Liebe. Petrarcha

Aber er warf die schnöden Bilder weg, und seine Liebe ward geistig, und glühet noch mit himmlischer Reinheit, in seinen unsterblichen

Petrarcha hingegen liebte die Laura zwanzig Jahre. Aber in ihrem Hause konnte er sie nicht besuchen, denn das litt ihr Mann nicht. Er sah seine schöne und geliebte Laura nirgends als in Kirchen, auf Assembleen, auf öffentlichen Spaziergängen, und niemals alleine. Ihr Mann verbot ihr sogar oft, mit ihren Freundinnen spazieren zu gehen, und wüthete fürchterlich, wenn sie es that. Hätte es auch die Laura wirklich nicht geschmerzet, das man ihr das unschuldige Vergnügen so oft versagte, den Petrarcha zu sehen, der in einem fort Lieder für sie dichtete und der sein Leben blos durch diese Lieder erhielt, so regte und peinigte sie doch das schlechte und unverdiente Verhalten ihres Mannes; und seine ewige Quälereyen, und seine ewigen Verbote, und ihre unaufhörlichen Wochenbette kosteten ihr viele Thränen. Laura war gebohren 1307 oder 1308, sie war drey oder vier Jahre jünger als Petrarcha, und starb an der Pest den

sechsten

lichen Liedern, die er unter jenen Felsen sang. Nur war die Stadt Avignon, wo Laura lebte, ihm zu nah, und er gieng zu oft hin. Auch solche Liebe ist nicht Ruhe; sie ist ein Fieber der Seele, das mannigfaltige sehr bekannte Uebel dem Körper zuzieht. Aber wenn du liebest, und doch nicht regiert bist von der Liebe, so setze dich dort ans Wasser, und denke, daß Liebe, wie jener Fluß, zuerst brausend über Felsen herabstürzt, und dann doch sanft und milde in der Ebene hinfliesset, zwischen Auen und stillen Schatten (*).

achten April 1348. Sieben Monate nach ihrem Tode war ihr Mann schon wieder verheurathet; und Petrarcha sogar, starb erst im Jahre 1374.

(*) Aus einer wilden schauerlichen Höhle, in den Felsen von Vaucluse, entspringet die Sorgue (la Sorgue), stürzet sich gleich vor der Höhle mit entsetzlichem Geräusche über die Felsen herab, fliesset dann in der Ebene ruhig über die Tiefen hin, wird gleich schiffbar, windet sich durch ver-

schie-

Liebe und Ruhe umarmen sich, wenn du dich demüthig ergiebst, unter alle Fügungen Gottes. Hätte der Tod dir deine Geliebte entrissen, wäre dir itzt die Welt eine Wüste, und wolltest du dich nirgends mehr niedersetzen, als da wo sie stand und wo sie gieng, dann würden deine Thränen fliessen bis in den Tod. Trauren heißt Gott nicht ergeben seyn. Der Traurige will immer an dem hängen, was nun einmal nicht mehr ist, und nicht mehr seyn kann. Er suchet immer, und findet nie. Er lauschet, und höret nichts. Er glaubt er sehe das geliebte Bild leben und Athem holen, und es ist nichts als bunte Farbe auf todter Leinwan. . oder gefärbter hinfälliger Staub hinter Gla. . Er bricht Rosen ab, von dem Grabe der weggesunkenen Freude seines Lebens, begiesset sie, pfleget

schiedene Arme nach Avignon, und fällt da in die Rhone.

pfleget ſie, liebelt mit ihnen, und freuet ſich ihres ſanften Geruches; doch auch dieſes letzte lebende Andenken vergeht, die Roſe blättert ab, und verdorret. Aber hat man in der Einſamkeit lange genug ſich geſträubet gegen die Scheidewand des Schickſals, hat man lange vergebens ſeine Arme ausgeſtrecket in leere Luft, hat man lange genug ſtarr und hofnungslos hingeblicket nach dem geliebten verſchwundenen Schatten, oder ſich vergebens geſehnet nach thränenfreyem Wiederſehen; dann übet man doch allmählig ſeine Kräfte, trägt Unglück heroiſch, kämpft gegen jede Schwäche, und dann kommt Ruhe.

Am Fuſſe einſamer Berge, in dunkeln, engen, ſchauerichten Thälern, freueſt du dich jedes Sieges über dich ſelbſt, und jedes Heldenſchrittes in deinem Leben, beſſer als über allen Menſchenbeyfall in vergoldeten Zimmern, und pflanzeſt da, mit ungleich mehr

Vergnügen, als die grosse Welt hat und giebt, deine Erbsen.

Liebe geht hingegen in Städten und im Weltleben, in Gleichgültigkeit über, wenn die Damen kein Roth mehr auflegen. Wer nun einmal keine Liebe mehr verlanget, wird sich auch keine Reitze mehr wünschen; wird nach nichts mehr seufzen, als nach Frieden und Ruhe; wird sich auf immer wegwenden, von jeder Gefahr. Alles Glück der Liebe, ist doch nur in ihrem Anfange Glück, und weiterhin immer Todesqual. Liebe verfeinert unser Vergnügen immer zu Schmerz. Nur Gleichgültigkeit kann zermalmte weibliche Nerven wieder stärken. Thränen sogar vertrocknen, die aus Mitleid flossen, wenn ein Herz das oft für andere schmolz, nun für sich selbst nichts mehr fühlet. Wunden die itzt noch jeden Augenblick bluten, schliesset dann auch jeder Augenblick. Sanfte Tage

folgen

folgen auf ruhige Nächte. Der Ueberrest des Lebens verflieſſet in halbem Vergnügen; denn die guten Damen sind zufrieden, wenn sie itzt auch nur halb gefallen.

Aber die Cur ist alsdann auch nur halb gemacht; denn Liebe kann vergehen, und Coketterie stirbt nie. Ach wie manche kluge Weltdame hat der Liebe entsagt, und doch ist ihr noch gar nicht gleichgültig, was man etwa von ihrem Gesichte, ihrer ganzen Figur, ihrem Anstande, und überhaupt von dem ganzen Eindrucke sagt, den sie macht. Gleichgültig ist ihr freylich der leere Tändelkram der Welt und der Weiber; und darum fällt ihr auch nicht ein, hier einen kleinen Vorzug, dort einen kleinen Beyfall zu erringen. Durch kleinen Tand wird ihre Seele nicht mehr beunruhigt. Sie ist nicht mehr gierig jedem zu gefallen, und jeden zu fangen, aber eine edle und ihrer würdige Ero-

berung nimmt sie noch mit. Ueberhaupt ist keiner, auch nicht coketten Dame, keine Wirkung, von der sie die Ursache ist, ganz gleichgültig. Weib und Dame wollen doch zu jeder Zeit, an jedem Orte, in jedem Alter, immer nach Möglichkeit interessiren.

Eine deutsche Edelfrau sagte: ach meine Tochter wäre ein treffliches Mädchen, wenn sie nur das verdammte Laster der Coketterie nicht hätte! Diese Edelfrau war im Irthum; denn wenn man den Geist durch viele Gegenstände zerstreut, so neigt er sich mit weniger Hitze gegen Einen. Manche Dame, die sich wegen unglücklicher Liebe den Tod prophezeyt, wird auch vielleicht nur darum eine Cokette, um nicht dieses ehrlichen Todes zu sterben.

Aber dieß alles taugt nichts in der Einsamkeit. Liebe und Coketterie gehen da in Gleichgültigkeit über, und die Hofnung ist

groß,

groß, sie ganz zu überwinden; wenn man mit der wahren Behandlung der Leidenschaften bekannt, seine Glückseligkeit sich gewöhnet itzt nur da zu suchen, wo man sie vorhin nicht gesucht hat. Dann entstehet allmählig wahre Gleichgültigkeit für die Welt. Aber solche Curen gelingen nur an starken Seelen. Was diese unternehmen, hat Kraft; und nur solchen giebt Einsamkeit, was ihnen die ganze Welt mit aller ihrer Unterhaltung und Zerstreuung, nicht zu geben vermag.

Es ist angenehm zu sehen und zu prüfen, wie Ueberwindung der Liebe dem guten Petrarcha gelang. Als er vor Laura und seiner Liebe nach Italien geflüchtet hatte, thaten seine Freunde in Frankreich alles, um ihn zu bewegen nach Frankreich zurückzukehren. Einer von ihnen schrieb ihm: welch ein Teufel besitzt dich? Wie konntest du ein

Land verlassen, in welchem du deine Jugend verlebtest, und wo wir deine Schönheit, die du ehedem mit so vieler Sorgfalt blühend erhieltest, so viel Vergnügen brachte? Wie kannst du entfernt von deiner Laura leben, die du so zärtlich liebest, und die deine Abwesenheit betrübt?

Petrarcha antwortete: du verlierst deine Mühe, mein Entschluß ist zu bleiben wo ich bin. Hier bin ich vor Anker. Die Rhone mit aller ihrer hinreissenden Gewalt, und deine Beredsamkeit, ziehen mich hier nicht heraus. Um mich zu überreden, meinen Vorsatz zu ändern, stellst du mir die Verirrungen meiner Jugend vor Augen, die ich vergessen sollte; eine Leidenschaft, deren Qualen mich flüchtig gemacht haben, weil mir kein anderes Hülfsmittel blieb; die kleinen Reitze einer vergänglichen Schönheit, mit der ich mich zu sehr beschäftigte. Es ist

nicht

nicht mehr Zeit an alle diese Thorheiten zu denken; ich habe sie hinter mir gelassen, und eile mit grossen Schritten zum Ziele meiner Laufbahn. Wichtigere und ernsthaftere Gegenstände beschäftigen mich itzt. Gott wolle nicht, daß ich mich nach deinen treulosen Rathschlägen wieder in die Netze der Liebe werfe, und ein allzubekanntes Joch mir wieder aufbürde! Dieß schickte sich für meine Jugend. Itzt erröthe ich, daß ich die Fabel der Welt bin, und daß ich sehe, wie man mich mit dem Finger zeigt. Ich betrachte alle deine Anträge, und alles was du mir sagest um mich zu verführen, als eine Critik meiner Sitten. Ergreift mich hier meine Liebe für die Einsamkeit wieder, so flieh ich die Stadt, und irre auf den Fluren umher ohne Sorgen und Unruhe. Im Sommer setz ich mich in Schatten auf einen grünen Rasen, oder an dem Ufer eines Flusses, und

verspotte die Hitze Italiens. Kommt der Herbst, so flieh ich in die Haine, im Gefolge der Musen. Dieses Leben scheint mir besser, als das Leben an Höfen, ein Leben von nichts als Ehrgeiz und Neid. Mit Freude trete ich auf Italienischen Boden; die Luft ist mir hier heiterer und reiner. Endigt der Tod meine Arbeiten, so wird es ein grosser Trost für mich seyn, mein Haupt in die Arme eines Freundes zu legen, der mit Zähren mir die Augen zudrückt, und dessen Hände mich begraben im Schoße meines Vaterlandes.

So schrieb Petrarcha der Philosoph. Petrarcha der Mensch gieng, kurz Zeit nachher, wieder nach Avignon; und dann ab und zu, auch nach Vaucluse!

Mit der redlichsten Offenherzigkeit gestand Petrarcha selbst sein Schwanken zwischen Vernunft und Liebe. Er schrieb einst seinem

nem Freunde, Wilhelm von Pastrengo, aus Vaucluse: da ich sah, daß es kein anderes Mittel mehr gab mich zu heilen, als Avignon zu verlassen, entschloß ich mich dazu, ungeachtet der Bemühungen, die alle meine Freunde sich gaben mich zurück zu halten. Ach, ihre Freundschaft machte mich nur unglücklich. Ich habe mich in diese Einsamkeit begeben, um einen Zufluchtsort gegen die Stürme des Lebens zu suchen, und ich ich sterbe, hier noch ein wenig für mich selbst zu leben. Ich sah mich schon nah an dem Ziele; ich fühlte schon mit einem ausserordentlichen Vergnügen meinen Geist viel freyer; das Leben welches ich führte, schien mir dem Leben der Seligen im Himmel ähnlich. Aber sieh, die Macht der Gewohnheit und der Leidenschaft; ich kehre oft, ohne Geschäfte in Avignon zu haben, in diese verhaßte Stadt zurück. Ich laufe selbst in die

Netze,

Netze, worinn ich gefangen ward. Ich weiß nicht welch ein Wind mich aus dem Hafen, in dem ich mich befunden, in dieses stürmische Meer treibt, wo ich doch so oft Schiffbruch gelitten. Ich bin nicht sobald darinn, als ich auf einem Schiffe zu seyn glaube, das der Sturm treibt. Ich sehe den Himmel im Feuer, das Meer erzürnt, und nichts um mich her, als Klippen. Der Tod schwebt mir vor Augen; aber was noch schlimmer ist als der Tod, das gegenwärtige Leben wird mir zuwider, und ich fürchte das künftige.

Pastrengo antwortete wie ein Freund der nicht nur wußte was Petrarcha hat, sondern der ihm auch wollte merken lassen was er immer thun sollte. Mit Vergnügen, sagte er, vernehme ich, du habest die Thüren deines Gefängnisses zersprengt, deine Fesseln zerbrochen, deine Bande zerrissen; du seyest

nach

nach einem heftigen Sturm endlich in dem Hafen nach dem du dich sehntest, und wo du ein ruhiges Leben führst. Ich sehe von hier aus, Alles was du den Tag über zu Bauklüse machst. Mit der ersten Morgenröthe, durch den Gesang der Vögel und durch das Gemurmel deiner Quelle erweckt, steigst du auf deine vom Thau benetzten Hügel, und erblickst von da unter deinen Füssen angebaute Länder, und vielleicht das Meer mit Schiffen bedeckt. Immer hast du deine Schreibtafel zur Hand, in die du jeden Augenblick deine Gedanken aufzeichnest. Wenn sich die Sonne über dem Horizont erhebt, so gehst du in dein kleines Haus, um eine mässige Mahlzeit zu verzehren, und dann gemächlich darauf zu schlafen. Um die grosse Hitze zu vermeiden, begiebst du dich dann in das Thal, wohin deine wunderbare Quelle ihre Wellen ergiesset, die mit fürchterlichem Getöse

tefe durch die Felsen sich herabstürzen, und den reißenden Fluß hervorbringen, der das Thal von Vauclüse benetzet. Ich werde jene schauterichte Höhle gewahr, deren zuweilen niedriges und ruhiges Wasser den Eingang erlaubt, und worinn man bey der größten Hitze des Sommers eine so frische Luft äthmet. Die Grotte die über dem Wasser hängt, das klarer ist als Krystall, wo du im Schatten sitzest, deine Augen an dem angenehmen Schauspiel weidest, deinen Geist erhebst, und deine Meisterstücke hervorbringst. Die Güter dieser Welt betrachtest du da, als einen verschwindenden Schatten, und entsagst ihnen, um nützlichen Gebrauch deiner Zeit. Wenn du aus der Grotte herausgehst, ist deine Schreibtafel voll. Glaube aber nicht, daß du allein die Schätze deines Geistes genieſſest; mein Geist, der dich nie verläßt, theilt mit dir diesen nützlichen und angenehmen Genuß.

Sel-

Solche Glückſeligkeit fand Petrarcha in Vauclüſe, unter ſolchen Gefahren. Liebe, die ſich in der Einſamkeit nicht mäſſigen kann, gewähret ſie nicht; aber am Ende wird doch alle Traurigkeit über verlohrne Freuden der Liebe, durch wohlbenutzte Einſamkeit erſetzet. Alſo iſt in unglücklicher Liebe, für den Einſamen nicht alle Freude des Lebens dahin. Alſo denkt er auch noch ohne Gram, an vergangene Freuden der Liebe, die nie wiederkehren. Alſo kommt doch eine Zeit, da man ausgeweinet hat, und ausgelitten; und da man ruhig auf dem Todbette ſagt: Geliebte, wenn du mein Schickſal höreſt, ſo verdient wohl eine Liebe wie meine war, eine Zähre, und einen tief aus dem Herzen herausgehohlten Seufzer; aber vergiß meine Fehler, laß meine Tugenden mit dir leben, und meine Thorheiten mit mir ſterben.

Schon im Kampfe mit seiner Liebe, hub Petrarcha sich zu der Macht seines Geistes und der Gröſſe empor, die ich gegen das Ende des zehnten Capitels beschrieben habe. Eben in dieser Zeit, erwarb er sich einen Einfluß auf sein Jahrhundert, den kein Gelehrter unserer Zeit auf eine Meile Weges hat. Es war ihm überaus leicht, von verliebten Ideen zu ernsthaften Gedanken überzugehen, bey jeder Gelegenheit von muthigen Entschlüssen zu kühner That. Petrarcha, der vor den Füssen eines Weibes weinte, seufzte, winselte wie ein Kind, der für Laura nichts als weiche, schmachtende Gedichte schrieb, die Liebe ihm eingab: schrieb sobald er seine Augen nach Rom kehrte, Briefe voll alten Römergeistes, im männlichsten und muthigsten Styl. Könige (*) vergaſſen über dem

Lesen

(*) Der König Robert von Neapel entzog sich oft, viele

Lesen seiner Lieder Essen und Schlaf; aber Er war bey mehrern Jahren nicht mehr der verliebte Dichter allein, der nur zu den Füssen seiner spröden Geliebten Gesänge seufzte, nicht mehr der weibische Sklave, der die Ketten einer stolzen Gebieterinn küßt, die ihn mit einem Scheine von Widerwillen verachtet: Er war ein kühner Republikaner, der Liebe zur Freyheit in ganz Italien erschallen ließ. Er selbst leutete die Sturmglocke wider alle Tyrannen.

Deutschland läßt seine größten Dichter, in Adlersgestalt, geruhig aus ihrem Kämmerlein zur Sonne fliegen, und von der Sonne wieder herab in ihr Kämmerlein. Hasen laufen, Puterhahnen kullern, Eulen lauschen, und Gäuse schnattern, etwa indeß im

viele Stunden hindurch, den ernsthaftesten Geschäften, und las bis tief in die Nacht hinein die Werke des Petrarcha, ohne weder an Essen noch Schlaf zu denken.

Thale; mehr thut die deutsche Nation nicht. Petrarcha schwang seine Flügel mit gröſſerer Wirkung. Er wär ein Staatsmann, ein Minister, vom ersten Range; er ward in den wichtigsten Sachen von Europa zu Rathe gezogen, und in den feinsten Unterhandlungen gebraucht. Er war ein Menschenfreund, der überall umhergieng, die Fackel der Zwietracht auszulöschen; ein ungewöhnlicher Geist, den die gröſten Fürsten aufsuchten, um sich nach ihm zu bilden, und die grosse Kunst Völker glücklich zu machen von ihm zu lernen.

Aus solchen Zügen sieht man doch, daß Petrarcha, seiner Liebe ungeachtet alle Vortheile der Einsamkeit genoß. Er zwang nicht, wie viele Schriftsteller glauben, nach Vaucluse um näher bey Laura zu seyn, denn Laura lebte in Avignon, sondern um Laura und den Hof zu fliehen. In seinem kleinen, dort

an einem hohen Felsen gelegenen, und mit Wasser umflossenen Gärtchen, erhub sich sein Herz über seine Schicksale. Er hatte freylich einen unruhigen Kopf; er war freylich sehr oft nirgends gerne als da, wo er nicht war, und nicht seyn konnte; er konnte sehr oft nicht was er wollte, und wollte eben so oft nicht was er konnte; er suchte immer etwas, das er nicht fand; kurz, Petrarcha hatte alle gewöhnlichen Fehler eines Mannes von Genie! Aber eben diese höhere Kraft zum Empfinden und Erkennen machte ihn doch bey guter Laune, fähig alle Vortheile der Einsamkeit so gut zu geniessen, als irgend ein Sterblicher vor ihm und nach ihm sie genossen hat; und dann ward ihm Vaucluse, ein Tempel des Friedens, ein Wohnplatz der Ruhe, und ein sicherer Hafen gegen alle Stürme der Seele.

Liebe wird also im Ganzen, in der Einsamkeit nie überwunden, aber getauft und geheiligt. Was in der Natur des Menschen ist, muß in der Natur des Menschen bleiben; aber man muß es nicht verdrehen, sondern zu guten Zwecken wenden. Theile du darum, wenn du glücklicher seyn willst als Petrarcha, deine Einsamkeit mit einem liebenden Wesen, das besser als alle unsere Philosophie, alle unsere Sorgen und alle unsere Lebenspein hintergeht, und wegschwatzet. Ein sehr weiser Mann hat gesagt, daß die Gegenwart eines mit uns gleichdenkenden Geistes, eines mit dem unsrigen gleichgestimmten und uns liebenden Herzens, der Einsamkeit nicht nur keinen Eintrag thut, sondern dieselbe vielmehr befördert. Beglücket dich, wie mich, Liebe einer liebenden Frau; o so entwöhnt auch sie dich, durch freye und süsse Mittheilung ihrer innersten Gedanken

und

und Empfindungen, von den Menſchen nur deſto beſſer! So mannichfaltig auch noch die Geſchäfte, die Angelegenheiten, die Zufälle, und die Veränderungen deines Lebens ſind, ſo vervielfältigen ſich dadurch nur um ſo mehr die Gegenſtände des vertrauten Geſprächs, und der häuslichen Unterhaltung. O der Herzensprediger muß ſolche häusliche Glückſeligkeit empfunden und erfahren haben, der uns dieß Alles ſo unübertreflich lehret, und ſagt: Hier fällt kein gutes Wort auf die Erde; hier bleibt keine Wirkung ohne Gegenwirkung; kein Gedanke der nicht aufgefaßt, kein Beweis der Liebe der nicht erwiedert, keine Gefälligkeit die nicht vergolten, keine Freude die nicht mitgenoſſen würde, und keine Empfindung die ſich nicht beyden Herzen mittheilete! Alſo muß und kann ſolchen Menſchen, die durch wahre innige Liebe und Freundſchaft mit einander verbun-

den sind, alles wichtig seyn was ein jeder von ihnen hat und redet, und thut und geniesset, was er will und was ihm begegnet. Also betrachten nur sie die Vorzüge des einen mit neidlosem Wohlgefallen, und nur sie bemerken die Schwachheiten und Fehler des andern ohne Unwillen. Nur sie tadeln jede Vergehung mit unbeleidigender Sanftmuth, verstehen jeden Wink, kommen jedem Bedürfnisse, jedem Verlangen des andern zuvor, richten sich immer nach den Absichten des andern, stimmen immer in die Empfindungen des andern ein, und freuen sich von ganzem Herzen über alles, selbst das geringste Gute, das dem andern widerfährt.

So kann darum Einsamkeit, da man mit einem liebenden Wesen theilet, mit Ruhe, Zufriedenheit, und Freude bestehen, und so macht sie jede Hütte zum Sitze des Vergnügens. Wenn Geist und Laune so zusam-

men-

wentreffen, dann kann Liebe auch in der Einsamkeit die edelsten Gesinnungen in der Seele unterhalten, den Geist immer mehr erheben, das Herz immer mehr mit Wohlwollen erfüllen, jedes Laster immer mehr verscheuchen, jede Tugend immer mehr stärken und erweitern. So wird jeder Anfall unserer üblen Laune gemildert, die Heftigkeit unserer Leidenschaften besänftiget, und der bittere Kelch des Lebens versüsset. So erheitert sich Alles in der Einsamkeit, durch glückliche Liebe, die alle Leiden des Lebens erleichtert, und Blumen streut auf alle unsere Wege.

Einsamkeit verwandelt zuweilen, aber freylich nicht immer, tiefe Schwermuth in süsse Melankolie. Alles was mit Milde in die Seele wirket, ist Balsam für ein trauriges Herz. Weibliches Theilnehmen, weibliche Freundlichkeit, weibliche Güte, sind darum

jedem Kranken, und jedem Leidenden so willkommen. Ach wenn mir auch sonst alles in der ganzen Welt misfiel, wenn ich alles was ich hatte nicht mehr mochte, wenn Unlust an allem mir alle Lebenskraft nahm, wenn ich keine Hofnung mehr hatte und Labung von nichts, wenn mein Unmuth mir die ganze schöne Erde zu einer Grabesstäte machte, so lag doch noch immer für mich, in weiblicher Güte, eine tröstende Kraft. Nichts versüsset mehr unsere Leiden als die Ueberzeugung, daß sie einer liebenswürdigen Person nicht gleichgültig sind.

So wie weiblicher Verstand und weibliche Güte den Kranken und Leidende beruhigt, so beruhigt sich auch der Schwermüthige beym Anblicke von tausend ländlichen Scenen; und alles was ihn härmte und drückte, verwandelt sich dann in sanfte Wehmuth und angenehme Schmerzen.

Süsse

Süsse Melankolie wird schon in früher Jugend oft durch Einsamkeit veranlasset. Junge Frauenzimmer auf dem Lande von funfzehn und achtzehn Jahren, von feiner Empfindung und weitsehendem Blicke, haben diese süsse Melankolie, wenn sie sehr empfänglich für Liebe sind, nach Liebe sich sehnen, Liebe athmen, und doch noch keine Liebe sehen und finden. Diese Melankolie sah ich oft ohne irgend ein anderweitiges Merkmal von Krankheit. Rousseau hatte diese Melankolie in Vivis (Vevay) als er dort an den schönen Ufern des Genferseés gieng. Mein Herz, sagt er, warf sich da mit Gewalt und Hitze in tausend unschuldige Glückseligkeiten; ich ward aufs zärtlichste erweichet, ich seufzte, ich weinte, wie ein Kind. Ach wie oft setzte ich mich dort auf einen grossen Stein hin, und sah mit Vergnügen, wie meine Thränen ins Wasser fielen!

Auch

Auch ich schrieb diese Zeilen nicht ohne Thränen der süssesten Erinnerung. In meinem siebenzehnten Jahre saß ich, unter gleichem Drucke, oft in stillen Schatten, an denselben schönen Ufern. Liebe heilte meinen Zustand, Liebe unter den Bäumen am Genfersee! (*) Einsamkeit heilet ihn nicht; aber man bleibt in diesem Zustand auch gerne ungeheilt. So sanft, so süsse leiden, traurig seyn ohne recht zu wissen warum, und dann doch die Einsamkeit allem vorziehen; gerne alleine seyn, an dem klaren See,

auf

(*) Kein Schweizer und kein Fremder von einigem Gefühle sah die schönen Ufer des Genfersees, und alle die lieblichen Naturscenen umher, und dann den ganzen majestätischen Horizont der diese grosse Wasserfläche begrenzet, und erinnert sich dieß alles nicht mit Liebe; und riß nicht zuletzt, beym Abschied, seine Augen weg von dem geliebten Anblick, mit eben der Wehmuth mit der man Abschied von einem Freunde nimmt, den man nicht hoffet jemals wieder zu sehen.

auf Felsen, in Klüften, im schwarzen Gehölze: nur Gefallen finden an Schönheiten erhabener oder lieblicher Natur, die der Weltling verachtet; oder nur eine einzige Seele um sich haben wollen, der man dieß alles mittheilen könne, die dieß alles auch auffasse, und übrigens die ganze Welt thun und denken lassen was sie will: dieß ist ein Zustand, den jeder Jüngling sich wünschen soll, weil er das Alter fürhet (*).

Alleineseyn ist nicht ohne Ausnahme gut, für alle Traurigen und Betrübten. Meine Thränen flossen mir nur heisser, geliebter Hirschfeld, als dein schönes Buch über das Landleben herauskam, und du mir das Buch schenk-

(*) Rührend und wahr sagt Petratcha: Illos annos egi tanta in requie, tantaque dulcedine, ut illud fermè tempus solum mihi vita fuerit, reliquum omne supplicium.

ſchenkteſt, und ich die rührende Stelle fand, in der du ſchieneſt mir ins Herz zu rufen: Thränen vertrocknen unter dem mitleidigen Säuſeln der Luft, das Herz zerſchmilzt in eine ſtille Wehmuth. Die Erquickungen der Natur kommen uns überall entgegen, und wir empfangen mit ihnen eine ſanftere Linderung der Schmerzen. Die traurigen Bilder verſchwinden nach und nach. Der Geiſt widerſteht nicht mehr beruhigendrn Betrachtungen, und eine weiſe Gelaſſenheit bricht, wie eine heitere Abendröthe nach einem regenvollen Tage, mitten durch die Bekümmerniſſe der Seele hervor, im Genuſſe der ſtillen Anmuth des Landlebens.

Es giebt Betrübte, die bey jedr Erinnerung an ihre geliebten Todten vergehen, die jedes Andenken der Liebe ihrer Abgeſtorbenen foltert, die ſchauern und zittern wenn ſie eine von der erblaßten verſchwundenen Hand

gefchrie-

geschriebene Zeile sehen, die stumm und ohnmächtig hinfallen würden bey dem Grabe das alle Freude ihres Lebens verschlang. Ach die Sonne lächelt nicht für sie. Keinen Reiz hat für sie die erste Viole, der Gesang der Vögel die den Frühling verkündigen, das neue Leben der ganzen Natur. Sie könnten keinen Garten ausstehen; und Gärten, auf die man sie in den Zeiten ihrer tiefsten Traurigkeit einlud, sind ihnen Felder des Schreckens für ihr ganzes Leben. Sie kehren ihr Gesicht ab, von der lieben Hand, die sie herführen will, aus ihrer Trauerhöhle ins Grüne. Insgemein sind solche Betrübte, Menschen von heftiger Gemüthsart, dabey sind sie gewiß krank; ihre Behandlung fodert treue Liebe, und grosses Nachgeben.

Einsamkeit hat hingegen mächtige Reitze für sanftere Gemüther, deren Verlust auch eben so groß ist, als jener, welche denselben

so

so gewaltig empfinden. Sie denken sich ihr Unglück auch eben so groß; aber sie theilen es mit der ganzen ruhigen Schöpfung umher, pflanzen gerne weinende Weiden und Rosen auf Gräbern, zeichnen und bauen Monumente, dichten Lieder, kleiden den Tod in liebliche Gestalten, haben ihr Herz immer nach den Abgestorbenen gerichtet, und leben dadurch, bey der wahrhaftesten und aufrichtigsten Traurigkeit, in einer seligen Mitte zwischen Erde und Himmel. Solche Traurige nenne ich glücklich; wenn niemand sie in ihrer Traurigkeit störet, so sehr mir auch mein Herz bey dem Gedanken ihres Verlusts bebt und blutet. Aber scheue ich zu sagen, sie seyen nicht traurig; oder auch, nur weniger traurig, als jene die in eine Art von Wuth verfallen, oder die vollends, unter dem Drucke der erschrecklichsten Schmerzen, zu viele Empfindung beynahe tödtet. Das

Urtheil

Urtheil wäre dumm; du würdest durch einen so beleidigenden Irthum ein Unmensch, und das willst du nicht, und bist du nicht. Aber ich nenne solche Betrübte glücklich, denn ihre Nerven sind so gebaut, ihr Blut ist so gemischet, daß solcher Schmerz und solche Trübsale ihren Verstand nicht erwürgen. Sie geniessen was jene fliehen. Sie finden Himmelsfreude in der beständigen Richtung nach ihren geliebten Todten.

Mancherley grosse und kleine Widerwärtigkeiten des Lebens, werden besser in der Einsamkeit überwunden als in der Welt, wenn nur die Seele irgend eine leidenschaftliche Richtung auf einen fremden Gegenstand nimmt. Mancher glaubt, daß ihm nun nichts mehr übrig sey, als Verzweifelung, oder Tod; er irret sich, Verzweifelung führet zu nichts. Aber wenn er in seiner Kammer mit Eifer nach irgend einer Reihe von

wichtigen Wahrheiten forschet, dann werden seine Thränen vertrocknen, dann wird ihm alles Schwere leicht, dann wird ihm sein Unglück verschwinden.

Ueble Laune und Grämeley verschwinden in der Einsamkeit bey dem kleinsten Herzensgenuß, bey jedem Schatten von häuslicher oder ländlicher Glückseligkeit. Ueble Laune ist ein heßlicher unbehaglicher Zustand der Seele, dem man leicht nachhängt, wenn eine Menge kleiner Verdrüßlichkeiten uns necken, die doch gewöhnlich nur der Alltagslauf des Lebens erzeuget. Vor solchem Unglück darf man nur blos seine Thüre abschliessen. Grämeley ist zwar erdrosselter Zorn, den Männer mit Blicken und Gebehrden stillschweigend äussern, und den das schöne Geschlecht auch wol zuweilen durch einen kleinen Hagelschlag von Klagen verräth. Kein grämlicher Mann soll sich in Gesellschaft

schaft zeigen, und noch viel weniger eine gränliche Dame. Weg mit ihnen in die Einsamkeit.

Viele Traurige erhohlen sich in der Einsamkeit weit besser als durch alle Weltzerstreuung. Kommt der Traurige nur erst in äusserliche Ruhe; reitzet, drücket, und hemmet ihn nichts; wird er nun nicht mehr mißverstanden; kann er nur erst mit sich selbst fertig werden: so wird er auch mit allem übrigen in der Welt fertig, und so verschwindet oft schon alle Melankolie und alle Unlust am Leben. Die Fortschritte der Besserung sind zwar in solchen Fällen bey dem weiblichen Geschlechte immer schneller als bey uns. Junge Weiber fliegen schon, indem melankolische Männer noch kaum kriechen. Eine zarte Frau wird leicht umgeworfen, und steht leicht wieder auf; aber freylich nicht so sehr durch Einsamkeit, als durch weniger ab-

ſtracte Hülfsmittel, immer viel eher durch etwas das ihre Sinne reitzet, und durch dieſelben an ihrem Herzen zaubert. Die Krankheiten der Männer hingegen wachſen langſam, wurzeln tief, und ſitzen feſt; gegen dieſe muß man alles anwenden, was wirkſam iſt mit dauerhafter Kraft. Weniges nützet hier nichts. Man muß auch überall verſuchen was etwa die Seele auf den Körper vermag. Dieſe verdrängt oft groſſes Unheil, iſt oft ein mächtiger Schild gegen alle Pfeile des Schickſals. Groſſe Seelen werfen ab, und ferne von ſich weg, was andere peinigt, necket, reitzet, und nagt; heroiſch wenden ſie ſich um, von dem was iſt, zu dem was ſeyn muß. Eine groſſe Seele wird ihrem Körper eben ſo gewiß aufhelfen, als eine kleinere Seele den ihrigen aufreibt.

Ort und Umſtände muß man nur immer ausfinden, wo die Seele nach ihrer beſon-

dern

dern Natur am liebsten wirket. Spieltische, groſſe Gelage, Assembleen, sind für die meisten Menschen Nahrung und Labsal; aber sehnst du dich nach Einsamkeit, weil du weißt wozu Einsamkeit nützet, so ist nirgends Ruhe und Herzensgenuß für dich, als in der Einsamkeit.

Weg also in der Moral, wie in der Arzneykunst, mit allen Compendiumslehren und allgemeinen Räthen, die der genaue Beobachter auf den besondern Fall nicht anpassend findet. Weg mit allen untrüglichen Recepten von Zerstreuung gegen Hypochondrie. Wer einem aus Kränklichkeit, Freyheitsliebe, Geschmack und Neigung einsamen, alle Unruhe, allen Zwang, allen Zeitverlust in seinem Hause verabscheuenden Menschen, als ein specifisches Mittel gegen Hypochondrie rathen würde, daß Er Assembleen gebe in seinem Hause; daß Er junge,

hüpfende, und federleichte Dämchen einlade, die bey ihm wohnen auf Wochen und Monate, daß Er für dieselben Gastereyen anstelle, jeden Abend bis an den andern Morgen: der heilet ihn vielleicht von der Hypochondrie durch den Zorn den solche Menschenkennerey erreget, oder durch das Lachen das sie verdient. Nichts ist wahr, in allen Dingen wo Verstand blos auf Sehen und Erfahren beruhet, als was anpaßt und trifft. Von sehr vielen hypochondrischen und melankolischen Menschen, kann man mit Wahrheit sagen: laßt sie alleine, so sind sie zerstreut.

Alle diese Betrachtungen über die Vortheile der Einsamkeit für das Herz, leiten mich nun endlich zu der wichtigen Frage, ob es wenigstens in der Einsamkeit nicht leichter werde tugendhaft zu seyn, als in der Welt. Sodann bleibt mir noch übrig, die Glückse-

ligkeit

ligkeit im Ganzen zu betrachten, welche die Einsamkeit dem Herzen giebt; auch ihre Vortheile im Alter; ihre Führung zu Gott; und die Blicke aus ihr in die Ewigkeit.

Viel Gutes geschieht in der Welt von Amts wegen. Der Geistliche lehret und tröstet, der Rechtsgelehrte verschaffet Recht, der Arzt macht seine Besuche, seufzt, und schwitzt oft Blut dabey, und curirt gut oder übel; alles aus Menschenliebe, sagen die Herren. Davon ist kein Wort wahr. Man tröstet, verschaffet Recht, und curirt, nicht immer aus Trieben seines Herzens, sondern weil man muß; weil man dazu aufgefordert ist; weil man einen schwarzen Rock trägt, in diesem Collegio sitzt, oder diesen und jenen Schild aushängt. Euer Wohlgebohrnen wohlbekannte Menschenliebe, ein Wort bey dem ich immer auffahre, und womit viele tausend an mich geschriebene Briefe immer

anfangen, ist nichts als eiskalter Canzleystyl, Ziererey, Lüge. Menschenliebe ist Tugend, Adel der Seele vom ersten Range; und woher weißt du, daß ich das oder dieses aus Tugend thue, und nicht weil ich muß?

Gute Werke sind also nicht immer Gottesdienst. Dessen Herz, der sich von Weltgeschäften vollends nie losreisset, verwildert oft für alles Gute. Man kann Gutes thun, und doch nicht gut seyn; groß seyn in Geschäften, und klein in seinem Herzen (*). Tugend ist seltener, als man glaubt. Mit Menschenliebe, Tugend, Patriotismus, und allen Wörtern dieser Art, muß man darum

hauß-

(*) Viri potestatibus sublimes, sagt der Kanzler Bacon, ipsi sibi ignoti sunt. Et dum negotiis distrahuntur, tempore carent, quo sanitati aut corporis aut animae suae consulant.

haushälterisch umgehen. Man muß sie nur bey grossen Gelegenheiten gebrauchen; denn wer solche Wörter zu oft ausspricht, schwächt sie, und macht sie verächtlich. Wer sollte sich nicht schämen, gelehrt oder menschenliebend zu heissen, da oft so äusserst elende Kerle hochgelehrt sind, und da man so manchen Schurken wegen seiner wohlbekannten Menschenliebe lobt!

Wahrscheinlich geschieht in der Einsamkeit mehr Gutes, als in der Welt. Jeder gute Mensch von einiger Bedeutung, ist wahrlich nicht gut des Exempels wegen, denn leider sind Exempel des Guten gar zu selten in der Welt, sondern weil er bey stiller Ueberlegung findet, daß Gröſſe des Herzens doch am Ende jede andere Gröſſe übertrift. Auch geschieht wirklich das meiste Grosse in der Welt durch stille Thaten.

Tugend wird viel leichter und freyer in der Einſamkeit ausgeübet, als in der Welt. Niemand ſchämet ſich in der Einſamkeit der Tugend, da ſie hingegen gebeugt durch die Welt ſchleicht, und in groſſen Verſammlungen beſcheiden in der Ecke ſteht. Unſer Umgang mit der Welt, iſt eine Erziehung zum Laſter. Bey den beſten Entſchlüſſen fehlen wir doch alle, täglich, unter ſo vielen Fallſtricken und Gefahren. Manchem der eine groſſe Rolle in der Welt ſpielt, mangelt es freylich an guten Entſchlüſſen, bey manchem ſind die Entſchlüſſe gut, und die Werke ſchlecht. Vielleicht ſind wir des Morgens in unſerer Kammer, eh der Wirbel unſerer Geſchäfte herankommt, noch ganz gut, noch unparteyiſch, und frey; niemand ſteht da uns entgegen. Aber mit der gröſten Wachſamkeit und Vorſicht, bleibt man nie den ganzen Tag ganz Herr über ſich ſelbſt,

wenn man mannigfaltig geneckt iſt von Bekümmerniß und Verdruß, wenn man mit Widerwillen vielerley Geſchäfte betreiben muß, mit vielen Menſchen zu thun hat, und einem hundert unerwartete und abgeſchmackte Dinge täglich an den Kopf prellen. Selbſt in der Einſamkeit war es daher die äuſſerſte Thorheit, daß Seelen wähnten die Körper hatten, ſie wollen ſich da an den höchſten Gipfel ſpeculativer Tugend hinauffaſeln. Man iſt und bleibt, auch in der Einſiedeley, doch immer Menſch. Tugend iſt nirgends leicht, als da, wo gar keine Gefahren ſind; aber dann iſt ſie auch nicht mehr Herrſchaft über uns ſelbſt. Manchen Einſiedler ſchuf Gott zu ſchwach, um aus dem Abgrunde ſich zu retten, weil Er ihn ſtark genug gemacht, um nicht hinein zu fallen.

Es iſt eine ſchöne Bemerkung eines vortreflichen Schottländiſchen Menſchenbeobachters

ters und Menschenlehrers: Tugend habe die ihr eigenthümliche Wirkung, daß sie eines Menschen vornehmste Glückseligkeit aus seinem Verhalten entspringen lasse. Ein böser Mensch, sey ganz und gar ein Geschöpf der Welt. Er hänge von ihrer Gunst ab, lebe von ihren Freundlichkeiten, und sey glücklich oder elend, je nachdem es ihm in derselben gelingt oder fehlschlägt. Bey einem Tugendhaften aber sey der glückliche Fortgang seiner weltlichen Unternehmungen, nur immer die zweite untergeordnete Absicht. Habe er, wie es ihm gebühre, seine Schuldigkeit gethan, so sey sein Gemüth in Ruhe; den Ausgang überlasse er der Fürsehung. Sein Zeuge sey im Himmel, und der ihn kenne, sey in der Höhe. Zufrieden mit dem Beyfall Gottes, und dem Zeugniß eines guten Gewissens, genieſſe er seiner eigenen Unschuld, und verachte die Triumphe der Bos-

heit,

heit. Nach dem Maasse, als solche edle Grundsätze unsere Herzen regieren, machen wir uns also von der Welt unabhängig, und klagen nicht mehr, sie benehme uns den Muth.

Jene Unabhängigkeit von der Welt zu predigen, war die Absicht und ist das Ende meiner wenigen Philosophie in diesem Werke über die Einsamkeit. Nicht in Wüsten will ich die Menschen führen, nicht in die Wohnungen der Eulen und Uhus. Aber ich möchte ihnen ihre Weltfurcht und ihre Menschenfurcht benehmen; ich möchte sie, so viel als es sich thun läßt, unabhängig machen; ich möchte ihre elenden Fesseln zerbrechen, ihnen Nichtachtung für die Welt und Liebe zur Einsamkeit einflössen, damit sie sich doch wenigstens ein paar Stunden im Tage sagen können, wir sind frey.

Solche Unabhängigkeit und solche Freyheit kann auch den grösten Freyheitshässern nicht misfallen, denn sie führet blos zu einem gewissenhaften Gebrauche der Einsamkeit. Sie ist die Sammlung des Gemüthes zur Stärkung und Erneuerung guter Gesinnungen, die uns dann noch immer so viel mehr geschickt und emsig machen, die rechtmässigen Obliegenheiten unsers Standes zu erfüllen.

Wahre Apostel der Einsamkeit haben gezeiget: Erst in solchen recht angewendeten Stunden freyer Musse, fassen wir feste und gründliche Entschliessungen zu Beherrschung unsers Gemüths, und zu Führung unsers Wandels. Erst dann können wir die Umstände unsers Lebens, die gewöhnlichen Versuchungen denen wir unterworfen sind, die schwachen Seiten unsers Herzens die wir am meisten zu verwahren haben, mit angestr-

ter

ter Ueberlegung bedenken, und uns zum Vorraus gegen dasjenige waffnen, was uns hernach im Umgange und in den Gesellschaften der Welt gefährlich werden möchte. Scheine es also auch im Anfang, daß die Tugend in der Entfernung vom Weltgenusse die Grenzen des Vergnügens enger zusammenziehe, so finde man doch bey näherer Ueberlegung, daß sie in der That sie erweitere. Halte sie von Ausschweifungen in einigen Vergnügungen zurück, so werden eben dadurch andere durch sie begünstigt und vermehret. Sie entziehe uns keinen andern Vergnügungen, als solchen die entweder phantastisch und eingebildet sind, oder schädlich und zerstörend. Der Weltmensch erfreue sich seiner Besitzungen, der Wollüstling seiner Ergötzungen, der Gesellige seiner Freunde und Gesellschaften; aber der wahrhaftig gute Mensch habe daran Freude, daß er regelmässig die grossen

Pflich-

Pflichten seines Lebens erfüllt. Eine neue Sonne scheine ihm dann aufzugehen, und eine reine Herrlichkeit alles um ihn her zu umglänzen; jeder Gegenstand werde schöner in seinen Augen, und er ziehe seine Strasse frölich. Unser Vater, der ins Verborgene und in die ehrwürdigen Finsternisse einer solchen Einsamkeit sehe, vergelte es uns öffentlich, dadurch daß wir unsere Geschäfte vollkommener ausrichten, und den Reitzungen zur Sünde besser widerstehen; und das haben wir dem andächtigen, unzerstreuten und feurigen Gebete in der Einsamkeit zu danken, und unserer Absonderung und Unabhängigkeit von der Welt.

Freyheit und Musse, äussere Stille und Mangel von Umgang, sind also grosse und wahre Hülfsmittel zur Tugend. Seine Leidenschaften hält man dann nicht blos etwa zurück, daß sie nur nicht in offenbare Un-

ordnung

ordnungen ausbrechen, sondern man erlaubt auch nicht seiner Vorstellungskraft beunruhigende Gedanken über Dinge die man gerne läßt wie sie sind, weil man sie verlachet. Das häusliche Leben ist dann nicht wie in der galanten Welt der Sitz der Langenweile und des Ueberdrusses, der Kampfplatz niedriger wilder Leidenschaften, die Wohnung des Grams, der üblen Laune, des mannigfaltigen Streites, der boshaften Qualsucht, und ein Vorspiel der Hölle. Frieden und Glückseligkeit wohnen bey dem, der allen unreinen Hülfsquellen des Vergnügens entsagt, und eben darum nur desto fähiger ist Vergnügen um sich her zu verbreiten. Wer sich entfernet aus dem Dunstkreise der Lasterhaften, wer wegfliehet vor dem niederschlagenden Anblick hochgeschätzter Dummheit und glücklicher Bosheit, wer das Leere alles unsers Lermes, aller unserer Behauptungen,

und aller unſerer Anſprüche ſieht, kommt in ſeinem Hauſe nie aus ſeiner Faſſung.

Alles Weltvergnügen verlieret ſeine Reize vor jedem ſtillen Opfer, das man der Tugend in der Einſamkeit bringet. Ich will lieber Thränen vergießen als Thränen erregen, ſagte mir einſt eine deutſche Dame. Sie ſchien nicht zu wiſſen, daß ſich kaum etwas großmüthigeres denken und thun läßt. Solche Tugend befriedigt das Herz weit mehr, als Weltgenuß ohne Ende, und alles was man in den Städten hervorſucht, die Zeit zu vertreiben, das Leben zu vertändeln, und die Ewigkeit zu vergeſſen. Man iſt immer glücklich, wenn man Kräfte in ſich ſelbſt findet, die man ſich ſelbſt nicht zutraute. Einſamkeit öfnet die Seele jedem edlen Vergnügen, verbreitet Licht und Heiterkeit, Zufriedenheit und Ruhe, wo man nichts erwartet hat als Thränen, und

erſtat-

erſtattet durch tauſend neue und ſtille Freuden jeden Verluſt.

Heimlich läugnet kein Böſewicht, daß Tugend der Grundſtein aller Glückſeligkeit in der Welt und in der Einſamkeit ſey. Aber doch wirft das Laſter immer ſeine ſeidenen Netze aus, und fängt ganze Heere von Cavalieren und Damen, und Creaturen von jedem Range und aus allen Ständen. Ueber jede verführeriſche Begierde zu wachen, nicht erſt wenn ſie da iſt, ſondern ſchon wenn ſie von weitem kommt; böſe Lüſte durch Wegwendung des Herzens auf edle Vergnügungen zu überwinden, dieß war von jeher der höchſte Sieg der Seele über die Welt und ſich ſelbſt, und innerer Frieden war immer ihr Lohn.

Glücklich iſt derjenige der dieſen Frieden ſchon in die Einſamkeit bringet, die ihn ſo ungeſtöret erhält. Was hülfe es die Städ-

te zu verlassen, Einsamkeit, Stille, und Ruhe zu suchen, wenn man dabey noch immer Menschenhaß im Herzen trüge, und noch dieser grimmigen Leidenschaft fröhnte? Göttliche Zufriedenheit, und ein ganzer Himmel auf der Stirne, fänden sich dann eben so wenig in blumenreichen Gefilden, als in tiefer Nacht der Einsamkeit, und in den Trauerschlünden finsterer Cellen. Läuterung und Behütung unsers Herzens ist also das erste und das letzte, was wir in der Einsamkeit thun und suchen müssen; und ist dieses gethan, dann finden wir Glückseligkeit; dann haben Stille, Muße, Ruhe, und Freyheit, einen Werth. Nicht aus Haß muß man die Menschen fliehen; man kann sie allelieben, und ihnen allen doch Gutes wünschen.

Zur Glückseligkeit des Einsamen gehöret, daß er hochschätze was die Menschen verachten, und verachte was die Menschen hochschä-

schätzen. Als Rom, nach dem Kriege mit den Seeräubern, anstatt des Lucullus den Pompejus zu seinem obersten Befehlshaber ernannte, also das ganze Reich den Händen eines einzigen übergab, runzelte Pompejus die Stirn da Er sein Creditiv erhielt, schlug auf seine Schenkel, und rief aus: O ihr Götter, ihr ladet mir Arbeit auf ohne Ende! Wäre ich nicht glücklicher gewesen ohne Namen und ohne Ruhm! Muß ich dann immer wieder zu Felde gehen, immer den Harnisch auf dem Leibe haben? Kann ich dann nie dem Neide entrinnen, der mich immer verfolgt, und sanft und stille mit meiner Frau und meinen Kindern auf dem Lande leben! Das war schön gesagt, aber erlogen; denn Pompejus schätzte noch nicht genug, was Männer von seiner Sinnesart verachten, und noch verachtete er nicht, was damals alle nach Herrschaft gierige Römer

hochschätzten. Aber das that Manius Curius. Er war der größte Römer seiner Zeit, hatte kriegerische Völker überwunden, den Pyrrhus aus Italien verjagt, dreymal die Ehre des Triumphs genossen, und nun zog er in ein elendes kleines Haus auf dem Lande, und baute da mit eigner Hand sein Gärtchen. Als die Gesandten der Samniter kamen, ihm eine mächtige Menge Goldes anzubieten, das er ausschlug, saß er bey seinem Herd, und kochte Rüben.

Kein König und kein Fürst in der Welt, ist so glücklich wie Manius Curius, als er seine Rüben kochte. Könige und Fürsten wissen es nur zu gut, daß sie in gar manchen Fällen keine Freunde haben; sie fragen auch darum manchen um Rath und trauen vielleicht keinem. Alle Redlichen im Lande, alle Menschen von Geist, Herz und Charakter, haben Mitleiden mit guten Königen und

Für-

Fürsten, denn im Grunde sind sie doch nie frey von Zweifeln, Besorgnissen, und Qualen. Fürstenglück und Königsglück reicht nie an das Glück eines arbeitsamen und zufriedenen Landmanns. Nie sind die Freuden der Länderbeherrscher so beständig, nie ist ihr Leben so ruhig und so heiter. Das Essen des Bauers ist schlecht, aber es schmeckt ihm; sein Bett ist hart, aber er schläft doch besser als Könige und Fürsten.

Einsamkeit gewähret den kleinsten unter den Menschen so viel Vergnügen als den größten. Die schöne Luft, die herrlichen Wälder, die Farbe der Wiesen, und die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit die der Sommer über die ganze Erde wirft, bezaubert nicht nur Philosophen, Könige, und Helden; sie macht auch dem ungelehrtesten Zuschauer Vergnügen. Ein Engländer hat vortreflich gesagt: es sey nicht nöthig, daß man die Ge-

setze des Wachsthums der Pflanzen verstehe, um die Farbe einer Blume zu bewundern; oder daß man das Ptolomäische oder Copernikanische System erst studire, um sich des Sonnenlichts zu freuen, oder ihre erfrischende Wärme zu fühlen. Das Neue vom Jahre sey an sich eine Quelle von Wohlgefallen; und Milton bemerke sehr wohl, daß jedem der lange in Städten eingeschlossen war, kein ländlicher Gegenstand zu Gesichte komme, der nicht einige seiner Sinne erquicke.

Verbannte sogar haben oft die Vortheile und die Freuden der Einsamkeit gefühlet. Anstatt der Welt aus der man sie vertrieb, schuffen sie sich eine Welt im Stillen, gewöhnten sich da, wenn sie grosse Herren gewesen waren, an Menschenfreuden (*); und erfanden,

(*) Cicero sagt hinreissend schön: Multa praeclara Dionysius Phalereus in illo exilio scrip-

den, um friedſam und leiſe ihre Tage zu verleben, tauſend kleine Glückſeligkeiten, die man nur fern von aller Geſelligkeit, fern von allem Mitleid und Troſt, fern von der ſüſſen Geſellſchaft der Menſchen, fern von Freunden und Vaterland findet.

Verbannte müſſen eben ſo wie wir, um glücklich zu ſeyn, immer an etwas ſich anſchmiegen, immer etwas haben, das ihnen eine entfernte Hofnung erwecket, oder ein gegenwärtiges Vergnügen gewähret. Ach ſie ſtreben auch nach Freude; auch ſie möchten um der Freude willen noch leben. Moritz, Prinz von Iſenburg, ſchlug ſich zwanzig Jahre durch die Welt, bald unter dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig, bald unter dem Marſchall von Broglio, dann in

ſcripſit, non in uſum aliquem ſuum, quo erat orbatus; ſed animi cultus ille, erat ei quaſi quidam humanitatis cibus.

den Feldzügen der Russen gegen die Türken. Aus Ehrgeiz und Ruhmsucht verlohr er Gesundheit und Ruhe. Als Russischer Officier kam er in Russische Verbannung. Man weiß was das ist. Aber Er machte sich diese Lage angenehm. Alle Kümmernisse der Verbannung zerdrückten seinen Geist und seinen Körper; sein Leben war nur noch ein Schatten. Lord Bolingbrokes kleine Schrift über Verbannung fiel ihm in die Hände. Er las sie etliche mal durch; und so wie ich las, sagt dieser Prinz in der etwas deutschprinzlichen Vorrede zu seiner schönen und kernhaften Uebersetzung dieser Schrift, verschwand bey mir aller Tiefsinn.

Lord Bolingbrokes Schrift über Verbannung ist ein Meisterstück stoischer Philosophie (*), und guter Schreibart. Er sieht in derfel-

(*) Lord Bolingbrocke war sonst eben nicht ein grosser

derselben allen vergangenen und gegenwärtigen Widerwärtigkeiten des Lebens in die Augen. Anstatt ihnen zu entfliehen, oder das

Ge-

grosser Stoiker, die Zeiten ausgenommen, da er einer scheinen wollte, oder seyn mußte. Ein Mann der ihn sehr genau kannte, und sich sehr auf Portraitmahlerey verstand, der berühmte Lord Chesterfield, sagt von Ihm: „Es ist unmöglich Licht und Schatten dick genug aufzutragen, um den Charakter des Lord Bolingbroke nach dem Leben zu mahlen. Er war ein äusserst niederschlagendes Beyspiel von der Heftigkeit menschlicher Leidenschaften, und der Schwäche aufgeklärter und hoher Menschenvernunft. Seine Tugenden und seine Laster, seine Vernunft und seine Leidenschaften, waren nicht durch eine sanfte Stufenfolge von Schattirungen gemischet: sie machten einen harten und plötzlichen Contrast."

„Hier die dunkelsten, dort die glänzendesten Farben, beyde frappanter durch ihre Nähe. Ungestüm, Uebermaaß, und beynahe Ausschweifung waren nicht nur der Charakter seiner

Gefühl derselben durch eine lange und schimpfliche Geduld abzunutzen, will Er sie überwältigen. Er räth, anstatt lindernder Mittel,

„ner Leidenschaften, sondern sogar seiner Gefühle. Als Jüngling suchte er seine Ehre im „Tumulte und in der Raserey des Vergnügens, „und er triumphirte leichtsertig darinn, mit „Verachtung alles Wohlstandes. Oft erhitzte „und erschöpfte er seine schöne Imagination, „wie seinen Körper, durch das Lob und die „Vergötterung der Hure von der letzten Nacht. „Seine festlichen Schmausereyen trieb er bis zu „bachantischer Wuth. Nichts unterbrach diese „Leidenschaften, als eine gröbere, der Ehrgeiz. „Er schwächte durch jene seine Leibesbeschaffenheit, und seinen Charakter; aber diese vernichtete seine Glücksumstände und seinen Ruhm."

„Jung, und mit Ehre, kam er in Geschäfte. „Sein Scharfsinn sah durch. Jeden Gegenstand, worüber er sprach oder schrieb, zierte er „durch eine äusserst glänzende Beredsamkeit, die „nicht studirt war, nicht mit Mühe hervorgebracht, sondern ihm natürlich und glücklich

„floß.

tel, den Höllenstein, und das Messer; er verfolgt die Wunde bis in den Grund, um sie von Grund aus zu heilen.

Abge-

„stos. Er hat vielleicht im Anfang sich darum „beworben, aber in der Folge war Beredsam„keit ihm so sehr eigen, daß auch seine Conver„sation über die alltäglichsten Dinge den Druck „ausgehalten hätte, ohne die allergeringste Ver„änderung in Vortrag und Styl. Edler und „großmüthiger Gesinnungen war er eher fähig, „als fester und überlegter Grundsätze von Gut„müthigkeit und Freundschaft; aber auch diese „Gesinnungen waren mehr heftig als dauerhaft, „und veränderten sich gegen die nämlichen Per„sonen plötzlich und oft vom Aeussersten zum „Aeussersten. Jedes gewöhnliche Bezeigen von „Höflichkeit gegen ihn, betrachtete er als Pflicht, „und erstattete es mit Wucher; so wie er auch „die geringsten Vernachlässigungen mit Heftig„keit empfand, und dann ebenfalls dafür mit „Wucher bezahlte. Auch nur eine Anwendung „von irgend einer seiner philosophischen Mei„nungen brachte ihn auf, und wenigstens zeigte

„er

Abgehärtet wird man freylich durch uni unterbrochene Einſamkeit, alſo auch durch anhaltende Verbannung. Gewohnheit giebt ſolche

„er ſich dann nicht als ein praktiſcher Philo„ſoph.“

„Aller Ausſchweifungen ſeiner Jugend, und „aller ungeſtümen Erſchütterungen ſeiner mitt„lern Jahre ungeachtet, beſaß er einen unend„lichen Vorrath von verſchiedener und beynahe „allgemeiner Gelehrſamkeit, die er immer bey „ſich trug. Seine Begriffe waren äuſſerſt ſchnell „und klar, und ſein Gedächtniß ungemein glück„lich. Er war zumal der Hiſtorie auſſerordent„lich kundig. Sein langes Exilium in Frank„reich, gab ihm Gelegenheit mit der ihm eigenen „Hitze zu ſtudieren. Er macht. dort den Plan zu „ſeinem groſſen philoſophiſchen Werke, und „führte ihn auch mehrentheils aus. Die ge„wöhnlichen Schranken des menſchlichen Wiſ„ſens waren zu enge für ſeine warme und hoch„ſtrebende Imagination; er ſchwang ſich hin„weg über die flammenden Mauren der Welt, „bis in die ewig unbekannten Regionen der Me„taphy„

solche Kräfte. Aber leicht wird gewiß auch Einsamkeit für Verbannte durch manches sanfte Gefühl des Herzens; denn man gewöhnet sich an Freuden die man vorhin nicht kannte, sobald man die Freuden der glücklichern Zeit nicht mehr hat. Brutus sah den Marcellus in seiner Verbannung zu Mytilene, mit aller Glückseligkeit umgeben deren die menschliche Natur fähig ist, und eben so eifrig, als je vorher, auf alle Arten nützlicher Kenntnisse erpicht. Dieser Anblick machte ihn denken, Er sey es vielmehr, der bey seiner Rückkehr in die Welt ins Exilium

„taphysik, wo ein unbegränztes Feld für speku„lative Köpfe sich öfnet, wo endlose Muthmas„sungen unerreichbare Wahrheit ersetzen, und „nur zu oft mit Ungebühr ihren Namen und ih„ren Einfluß sich anmassen."

„Er starb am Krebs im Gesichte, und hielt „diese grausame und schauervolle Krankheit mit „Standhaftigkeit aus."

lium gienge, nicht Marcell der im Exilio blieb.

Quintus Metellus Numidicus erlitt etliche Jahre zuvor, zwar dasselbe Schicksal, in der Zeit, als das Volk unter der Anführung des Marius den Grund der Tyranney legte, die Cäsar vollendet hat. Metellus allein, mitten unter einem in Furcht gesetzten Senat und einer ausgelassenen Menge Volkes, weigerte sich den schädlichen Gesetzen des Tribuns Saturninus zu schwören. Seine Standhaftigkeit ward sein Verbrechen, und Verbannung seine Strafe. Eine wilde und gesetzlose Parthey bekam das Uebergewicht gegen ihn; die besten Männe. der Stadt waren zwar zu seiner Vertheidigung gewafnet, waren bereit ihr Leben zu lassen, um so viele Tugend ihrem Vaterlande zu erhalten. Aber er, da er nicht hatte überreden können, hielt es für gesetzmässig nicht zu widerstehen.

ſtehen. Er urtheilte bey dieſem Wahnſinn der Römiſchen Republik, wie einſt Plato bey dem Aberwitz der Athenienſer; meine Mitbürger werden mich zurückrufen, ſagte Metellus, wenn ſie ſich beſſern, und wenn ſie ſich nicht beſſern ſo kann ich nirgends übler ſeyn als in Rom. Freywillig gieng er darum ins Exil; und mit wahrer Ueberzeugung von deſſen Vortheilen, für ein Herz das nirgends Ruhe finden könnte, als an entfernten Ufern; da es immer geblutet hätte in Rom, bey dem beſtändigen Anblick eines kranken Staates, und einer ſterbenden Republik.

Rutilius entfernte ſich aus dem verdorbenen Rom, mit eben der Verachtung für die Denkart und die Sitten ſeiner Zeit. Er hatte Aſien gegen die Erpreſſungen der Zollpächter vertheidiget. Dieß brachte den Ritterſtand gegen ihn auf; und aus eben ſo unedlen Gründen war ihm des Marius Partey

gehässig. Der unschuldigste Mann der Stadt ward wegen Bestechung angeklagt; der beste Mann vor Gericht gefodert durch den schlechtesten, den infamen Apicius. Als Richter über den Rutilius sassen die Urheber der falschen Anklage, und sprachen gegen ihn das ungerechteste Urtheil. Er würdigte sie kaum, gegen sie, seine Sache zu vertheidigen, sondern suchte einen Zufluchtsort im Orient, wo man diese Römische Tugend, die Rom nicht zu ertragen vermochte, mit Ehrfurcht aufnahm. Weit williger verließ er sein Vaterland, als er seine Verbannung endigen sah, da er bey seiner Zurückberufung nicht allein nicht gieng, sondern noch weiter floh.

Von diesen Beyspielen zufriedener und glücklicher Verbannter, ist Cicero, die bekannte Ausnahme. Er besaß alle Schätze in der Seele, und alle seinen Gefühle, um

Einsamkeit zu benutzen, aber nicht Kraft genug um Verbannung zu tragen. Cicero der Retter seines Vaterlandes, hatte im Glücke weder die Schmähungen einer verzweifelnden Partey, noch die Dolche der Meuchelmörder gefürchtet, aber er versank sobald er litt. Offenbar war Er, der ohnehin oft über einen schwachen Magen klagte, in seinem Exilio hypochondrisch; und sobald man das ist, so ist man nichts, so verschwindet alles Vermögen der Seele zu grossen Entschlüssen und kühnen Thaten. Cicero und seine Hypochondrie entehrten Einsamkeit und Verbannung. Ungewiß wo er hingehen, oder was er thun sollte, furchtsam wie ein Weib, eigensinnig wie ein Kind, beklagte er den Verlust seines Ranges, seiner Reichthümer, und seines glänzenden Ansehns. Seine Beredsamkeit schilderte nur seine Schande mit stärkern Farben. Er weinte über die

Ruinen seines Hauses, welches Clodius hatte zerstören lassen, und ihn betrübte itzt seine Entfernung von der Terentia, die er nicht lange nachher verstieß. Ein Hypochondrist kann jämmerlich über den Verlust von Gütern klagen, in deren Besitz er kein Vergnügen empfand. Freunde und Feinde glaubten, Cicero rase. Cäsar sah, mit innerer Zufriedenheit, den Mann der abgeschlagen hatte sein Gehülfe zu seyn, unter der Ruthe eines Clodius weinen. Pompejus hoffte Entschuldigung für seinen Undank, durch die Verachtung, der sein Freund den er verlassen hatte, sich selbst aussetzte. Sogar Atticus, dessen grosse Talen. Wucher und Putz waren, und der für keine Parter etwas unternahm weil er es mit allen hielt, erröthete für den Cicero, glaubte er sey seinem vorigen Glücke zu niedrig ergeben, und machte ihm Vorwürfe im Styl eines Cato. Einsam-

ſamkeit verlohr bey Cicero ihre Kraft, weil ungeſunde und traurigmachende Gefühle ihm nichts als niederſchlagende Ideen gaben, ihm nichts in ſich und nichts auſſer ſich anders vorſtellten, als von der ſchlimmſten Seite. Aber Cicero ſtarb doch edel, und wahrlich nicht wie ein Hypochondriſt. Komm näher, alter Krieger, rief er aus ſeiner Sänfte zu dem Popilius Länas ſeinem Clienten und Mörder, und wenn du dieß wenigſtens gut machen kannſt, ſo haue mir den Kopf ab.

Sanft können nur alsdann die Stunden eines Verbannten hinſchleichen, bey ländlichem Zeitvertreib und in philoſophiſcher Ruhe, wenn er der Welt entrichtet hat was er ihr ſchuldig war, und itzt der Nachkommenſchaft noch giebt was er ihr ſchuldig iſt: das Beyſpiel eines Mannes, der eben ſo groß iſt da er fällt, als da er ſtand.

Groſſe Glückſeligkeit verheiſſet Einſamkeit uns allen, wenn unſer Alter herannahet, und unſer Leben verfällt. Das Leben des Menſchen iſt eine kleine Reiſe, und ſein Alter ein ſchneller Tag. In der Einſamkeit können wir ſeine Stürme vergeſſen. Ich will euch tragen bis ins Alter, und bis ihr grau werdet; Ich will es thun; ich will heben und tragen, ſpricht der Herr. Einſamkeit im Alter, iſt darum eine der angenehmſten Ausſichten des Lebens, wenn man ſie als die Ruhezeit ſeines Lebens betrachtet, als den Zwiſchenraum von Weltgeſchäften und Tod, als den Hafen, aus dem wir ruhig zurückſehen nach den Stürmen unſerer Schickſale, und der geheimen Geſchichte unſers Kopfs und unſers Herzens.

Alles will gewöhnlich der Menſch vorher erſchöpfet haben was ihm freund iſt, bevor er ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigt. So reiſen

wir

wir auch oft, zuerſt in fremde Länder, bevor wir uns um das bekümmern, wodurch ſich etwa unſer eigen Vaterland auszeichnet. Aber dieß thut kein weiſer Jüngling und kein weiſer Greis. Einſamkeit und Umgang mit ſich ſelbſt, ſind für beyde der Weisheit Anfang, und der Weisheit Ende. Macht auch Einſamkeit trübſinnig in der Jugend und im männlichen Alter, ſo verſchwindet doch auch oft im Alter aller Trübſinn.

Abwechslung von Wünſchen, Glauben, Hofnung, und Betrug, gehöret zur Geſchichte unſers Eingangs in das Leben. Unſere mittlern Jahre ſind das Alter des Trübſinns. Aber nichts erſchüttert und befremdet den erfahrnen Mann. Wer für ſeines Lebens Unterhalt nicht mehr ſorgen muß, und frühe mit den Schlichen der Welt bekannt ward, klagt wenig über Undank für Arbeit und Mühe. Laßt ihm Ruhe, ſo gebt ihr ihm alles

was er verlanget. Alles übrige gilt ihm wenig, wenn er frühe genug in sich selbst zurück gieng, frühe anfangen mußte weise zu werden, und also auch frühe genug die Welt für das hielt, was sie ist.

Mir deucht es sey eine sehr gute Bemerkung eines grossen Deutschen, daß es politische Karthäuser gebe, wie religiöse; und daß beyde in ihrer Art bey weitem nicht so üble Menschen seyen, sondern sehr oft die besten und frömmsten. Im verborgenen Hayn, sagt dieser Schriftsteller, begegnet man dem stillen Weisen, dem ruhigen Beobachter, dem Freunde der Wahrheit und seines Vaterlandes, der nicht vergöttert und nicht lästert. Man labet sich an seiner Weisheit, freut sich seiner Einsichten, erwärmt sich an seiner Liebe für Wahrheit, Volk, und Menschen; man geitzt um sein Vertrauen, und seine Freundschaft; staunt über seine Bescheiden-

heit

heit in Anstand und Wotten, und eben so sehr über die Verborgenheit seines Namens und seiner Existenz. Man wünscht diesen Karthäuser aus seiner Hütte in den Pallast, und zuletzt liest man mit heiligem Feuer an seiner Stirne geschrieben: Odi profanum vulgus et arceo. Anstatt ihn zu verführen, wird man sein Proselyt.

Ach er ist nicht mehr, der politische Karthäuser, bey dem ich einst in der Wetterau, mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht, alle diese Weisheit und Ruhe in lebendigen Zügen ausgedrücket sah, und anstaunte! Ein grösserer Kopf lebte damals vielleicht an keinem Hofe in Deutschland; nirgends fand ich einen scharfsinnigern Beobachter der Menschen und ihrer Thaten, einen genauern und billigern Prüfer der Welt, und aller Menschen die in der Welt eine grosse Rolle spielen; er kannte einige der größten Personen auf den Thronen

von Europa, aus perſönlichem Umgange. Nirgends fand ich eine freyere, offenere, redlichere, ſtärkere, und ſanftere Seele; nirgends ein Auge, das wahrer und richtiger in allem durchſah, wohin Menſchenaugen reichen; und nirgends einen Mann, an deſſen Bruſt ich lieber hätte mögen leben und ſterben. Einfach und beſcheiden war ſein Landhaus, und kunſtlos ſein Garten, und ländlich ſein Mahl. Ein wahrer Himmel war mir die Einſamkeit in der Wetterau, wo Er, der Freyherr von Schrautenbach, dem Himmel lebte.

Comiſche Blicke ſogar giebt es im Alter, für Freunde der Litteratur, wenn ſie noch zuweilen nach der Jugend hinter ſich, mit dem grauen Kopfe ſich umſehen. Es iſt eine Luſt, wie ſich unſere Jugend gegen dieſe grauen Köpfe in die Bruſt wirft. Seht dort, heißt es, die Schriftſteller, welche man ehmals lobte,

lobte, schrieben noch wie man vor zehen Jahren schrieb. Die rüstigsten unter ihnen lassen ein Blatt nach dem andern fallen. Wir lesen nichts, von allem was alte Kerle schreiben (*). Wir haben einen neuen Styl, neue Monatsnamen, ein neues Teutsch, eine neue Ortagrafi, wir schreiben Kremor und nicht Cremor Tartari. Alles ist neu; alles ist seit zehen Jahren anders. Unserer Lese-

welt

(*) Dies ist die Sprache der deutschen Jugend in jedem Jahrzehend. Hallers Usong, enthält Bilder der Liebe, deren sanfte Erhabenheit vielleicht keine Imagination sich jemals schöner dachte. Teutsche Jünglinge, die sich damals Schenies nannten, spotteten über Hallers Usong; fanden dieses schöne Buch kalt; lachten, daß der alte Haller ein Buch für das Herz schreibe, wie man lacht, wenn ein Professor tanzt, ein Höfling Klopstocks Oden beurtheilt, ein Historicus über die wenigen Facta in Yoricks Reisen erstaunt, und ein Compilator auf dem Steckenpferde der Empfindung reitet.

welt sogar, ist alles längst bekannt, was in den neuesten Büchern unserer größten Universitätsphilosophen steht. Wir wissen Alles. Die deutsche Litteratur hatte Riesenschritte gemacht, durch unsere Theaterstücke, und unsere Gedichtlein, durch unsere Almanache und unsere Romanen. Deutschland ist umgeschaffen. Unsers achtzehnten Jahrhunderts letztes Viertel, ist merkwürdiger als alle Jahrhunderte, vor und nach Christi Geburt; wie man weiß, durch uns, sagen die Gecken.

Feuervoller und nachdrücklicher hat indessen nie kein Jüngling geschrieben, keiner hat seine Einsamkeit besser benutzt, als der alte Rousseau in seinen sinkenden Jahren. Er schrieb im Alter seine meisten und besten Schriften. In Deutschland hätte die Lesewelt zwanzig Jahre vor Rousseaus Tode gesagt, wenn sein Name in einigen Meßcatalogen

logen nicht erſchienen wäre: ſeht wie der alte Kerl ſchon ein Blatt nach dem andern fallen läßt; denn ein rechtlicher (*) Schriftſteller ſchreibt für jede Leipziger Meſſe ein Buch!

Rouſſeau ward zwiſchen ſeinem funfzigſten und ſechzigſten Jahre einer der erſten Schriftſteller unſers Jahrhunderts, und hielt die Schriften ſeiner Jugend für die Kinderpocken ſeines Geiſtes. Er ſuchte freylich gegen das Ende ſeines weit ſpätern Lebens, noch Ruhe des Herzens in der Einſamkeit; und der arme Philoſoph fand ſie nicht. Rouſſeau hatte zu ſehr die Wuth der Wahrheitshäſſer und Amtsgeſichter in Parlamenten und Republiken erfahren. Eh man ihn kannte, war Er theils durch Verwahrloſung und theils durch üble Beſchaffenheit ſeines Körpers ſchon äuſſerſt krank, viele Jahre hindurch

(*) Un auteur comme il faut, heißt in Hannover ein rechtlicher Schriftſteller.

durch von Aerzten gequälet, und durch Steinschmerzen zermalmt; und dann ward er Schriftsteller. In seinen letzten Lebensjahren schien die Wirkung des Verdruſſes und des Mißmuths stärker bey ihm, als die Gegenwirkung seiner Nerven. Er erlag, und deraisonnirte zuweilen, weil er krank war. Alles was Rousseau im Alter schrieb, war dumm, sagte ein glänzendes Dämchen aus unserer Leselwelt; ja, erwiederte ihr ihre klügere Freundinn, aber er deraisonnirte so schön, daß man zuweilen gerne mit ihm deraisonnirt.

Im Alter scheint man doch eigentlich zur Meditation am meisten geschickt. Das wilde Feuer der Jugend ist gedämpft, des Lebens Mittagshitze ist vorbey, und der Abend kommt mit sanfter Ruhe und erfrischender Stille. Es mag deswegen doch nicht unwichtig seyn, vor dem Abschied aus der Welt

noch

noch einige Zeit der Mehitation zu widmen, wenn man, nach allem was uns etwa widerfahren iſt, noch ein wenig Ruhe hat oder ſtiehlt. Der bloſſe Gedanke ſolcher Ruhe iſt Frühlingsfreude nach einem langen Winter. Ruhen mag man immer, wird zwar die Leſewelt ſagen, aber ſchreiben ſoll man nicht. Die Wärme iſt weg, die Darſtellungskraft iſt verſchwunden, die Farben ſind verblichen. Dieß iſt wahr, erwiederte der Schriftſteller mit dem grauen Kopfe; aber was ich ſchreibe, macht mir Vergnügen. Ich gebe auch noch gerne meinen Empfindungen ein wenig Luft; ich leſe, ich ſchreibe, ich denke, das iſt mein Leben und meine Freude, wie in meiner Jugend; und dann hohlet man im Alter auch noch gerne durch ſtille Geſchäftigkeit nach, was man täglich unter euch durch geſchäftige Unruhe verſäumt.

Petrarcha ward sein Alter kaum gewahr. Er wußte durch seine Geschäftigkeit an jedem Orte seine Einsamkeit sich zu erheitern, und seine Jahre flossen sanft und angenehm dahin. Von einem kleinen Sommerhause in der Nachbarschaft eines Karthäuserklosters, drey Meilen von Mayland schrieb er an seinen Freund Settimo, mit einer Naivheit die nicht in unsern Sitten ist: ich verdopple gleich einem müden Wanderer die Schritte, je näher ich dem Ziele meiner Reise komme. Ich lese und schreibe Tag und Nacht; das eine ist mir Erholung von dem andern. Das sind alle meine Geschäfte und Vergnügungen. Ich wache, ja, schwitze, ich belustige mich, strenge mich an, alles mit desto grösserm Eifer je mehr Schwierigkeiten ich antreffe. Mich reitzt die Neuheit, Schwierigkeiten geben mir den Sporn, die Arbeit ist gewiß, der Erfolg ungewiß. Meine Augen

gen ſind durch Wachen erſchöpft, meine Hand iſt müde die Feder zu halten. Mein Wunſch iſt, daß die Nachwelt mich kenne. Wenn mir das mislingt, ſo hat mich doch mein Jahrhundert gekannt; oder wenigſtens kennen mich meine Freunde, und das iſt mir genug. Meine Geſundheit iſt ſo gut, mein Körper ſo ſtark, mein Temperament noch ſo hitzig, daß es weder einem reifern Alter, noch ernſthaftern Beſchäftigungen, noch der Enthaltſamkeit, noch allen Schlägen gelingen wird, dieſen hartnäckigen Eſel, den ich unaufhörlich angreife, zu bändigen. Ich verlaſſe mich auf die Fürſehung; ſonſt würde ich unterliegen, wie dieß vormals oft geſchah. Oft muß ich beym Ausgange des Winters, die Waffen gegen mein eigen Fleiſch aufs neue ergreifen, ich kämpfe ſelbſt in dieſem Augen-

blick für meine Freyheit, und gegen diesen Esel (*).

Nicht unrühmlich wäre auch das verborgenste Landleben im Alter, für den der lange in

(*) Squarzafichi, ein schätzbarer Lebensbeschreiber des Petrarcha, erzählet, Petrarcha habe damals mit einer Fräulein aus dem Hause Vecerla Bekanntschaft gemacht, die in der Nachbarschaft seines Sommerhauses auf dem Lande wohnte, und aus einem vertraulichen Umgange mit dieser Fräulein sey Petrarchas Tochter Franciscä entstanden. Aber Petrarchas Tochter Francisca kam wenige Jahre nachher selbst mit einem Kinde nieder, und nach der Rechnung des Squarzafichi wär' Francisca in ihrem siebenten Jahre Mutter geworden. Den Sommer, in dem jener Brief geschrieben war, brachte Petrarcha bey den Karthäusern, oder in ihrer Kirche, alle Augenblicke zu, die er nicht dem Studiren widmete, sagt Petrarchas vortrefflicher Lebensbeschreiber, der Abt von Sade. Indessen erwecken Petrarchas Klagen gegen den Esel, doch den Verdacht, er möchte damals die Frau

in der Welt mitgerudert hat, und nun auch gerne seine Tage stillschweigend in der Einsamkeit schlösse. Mancher, der noch mehr thun könnte als das, scheint zwar unrecht zu haben, wenn er schweigt, und seine Musse nur für sich geniesset. Aber in Deutschland zumal, dämpft der Muthwillen und die Ungebundenheit der Zeit, in spätern Lebensjahren, das Feuer von manchem guten Köpfe, der anstatt seinem Vaterlande Ehre zu machen, in ruhmloser Unthätigkeit seine Zeit mit dem Pastor und dem Amtschreiber auf der Nachbarschaft verschnacket, und lieber von der Welt vergessen seyn will als beschimpfet.

Feurigere und mannhaftere Köpfe haben sich jedoch, unter gleichen Umständen, auch im Alter, an ihre Zeitgenossen nicht gekeh-

Fräulein von Beccaria wenigstens eben so oft besucht haben, als die benachbarte Karthaus.

ret. Sie giengen abseite. Aber sie waren in der Absonderung von der Welt noch gröſſer, als zu den Tagen ihrer Jugend (*). Die gröſsten Männer des Alterthums, sagt Pope, blendeten und leuchteten am meisten in der Einsamkeit, in der Verbannung, im Tode; oder vielmehr sie blendeten nicht; denn alsdann thaten sie am meisten Gutes, indem sie ihr Licht den Menschen mittheilten.

Das that Rousseau. Es ist doch Etwas, sagt Er, wenn man den Menschen durch sein Leben zeigt, wie sie alle seyn sollten. Es ist doch etwas, wenn man nicht genug Kräfte und Gesundheit hat, um mit seinen Armen arbeiten zu können, daſs man dann doch kühn genug ist, aus seiner Einsamkeit den Menschen die Wahrheit zu sagen. Es ist doch etwas, den Menschen die Thorheit der Mei-

(*) Eo ipso praefulgebant, quod non vivebant.

Meinungen aufzudecken, durch die sie sich unglücklich machen. Weit unnützer wäre ich für meine Landsleute, sagt Rousseau, wenn ich mitten unter ihnen lebte, als itzt, da ich in meiner Einsamkeit für sie schreibe. Was liegt daran, wo ich wohne, wenn ich nur wirke, wo ich kann?

Aber eine junge Dame aus der deutschen Lesewelt nahm dieß nicht so. Sie sagte: Rousseau sey ein Jugendverführer. Deswegen habe er noch als ein Greis, in seinen Bekenntnissen, seine Fehler, seine lasterhaften Neigungen, die böse Seite seines Herzens, aufgedecket. Dadurch gebe man Aergerniß. Wenn auch ein guter Mensch, den Einfall gehabt hätte, ein solches Buch zu schreiben? Aber Rousseau! Bey dem das Böse so überwiegend war; der, wie die Geschichte des gestohlnen Bandes beweise, ein so schwarzes Herz hatte! Es seyen tausend

Stellen in dem Buche, denen mans ansehe, daß nur Eitelkeit dabey die Feder führte, und andere, denen mans eben so gut ansehe, daß Rousseau lügt! Die ganze Geschichte seiner Jugend sey Erdichtung; denn wer könnte sich solcher unbedeutender Dinge aus seiner Jugend erinnern? Und wenn man es auch könnte, so fehle doch Allem, was Rousseau davon sagt, das Gepräge der Wahrheit. Man lerne aus dem ganzen Buche nichts, als daß Madame de Warens das Original sey, nach welchem Rousseau seine Julie gezeichnet habe!! Ueberhaupt enthalten Rousseaus Bekenntnisse viele schöne Worte, und wenig Gedanken. Rousseau habe auch in seinem ganzen Leben jede Gelegenheit sich selbst fortzuhelfen, und der Welt nützlich zu seyn, von sich gestossen; er wäre der Welt, wenn er auch nur irgend ein Handwerk getrieben hätte, nützlicher gewor-

geworden, als durch alle seine gefährliche Schriften.

Aufhebenswerth war dieses unvergleichliche Urtheil über Rousseau, weil ich glaube, es sey das Einzige in seiner Art (*). Rous-

(*) Zu meiner Erbauung und Belehrung sammelte ich eine Menge Urtheile deutscher Damen über Rousseaus Bekenntnisse, und schrieb sie alle auf in mein Täfelein. Unter allen gefiel mir keines so gut, wie dieß: es sey ein Buch zum Todlachen! — Wer denkt hier nicht wenigstens an den Suppentopf der grunzigen Madame Clot, in den Rousseau gepißt hat, und an die letzten Worte der Frau von Vercellis — Femme qui perte n'est pas morte? Dieses Urtheil einer sehr muntern, sehr freundlichen, sehr vornehmen, sehr artigen, und sehr liebenswürdigen Dame, war doch gutmüthig. Wohl bekomme darum der edlen Seele dieses Urtheil bis ins Grab; weil sie nicht unter einer ganzen Lesewelt, sondern allen Lesern unsers Zeitalters zur Lehre, aus diesem Buche nur so viel behielt, als ihr darin Freude machte.

seaus Bekenntniſſe ſind freylich kein Buch für die Jugend; aber für mich ſind ſie eines der merkwürdigſten philoſophiſchen Bücher unſers Jahrhunderts. Ihr kleinſter Vorzug iſt ihr unerreichbarer Styl und Colorit. Die ſpäteſte Nachwelt wird Rouſſeaus Bekenntniſſe leſen; und wird nicht fragen: wie alt war Rouſſeau, als er ſeinem Jahrhundert auch noch dieſes letzte Beyſpiel ſeiner Aufrichtigkeit gab?

Freudig wird auch das hohe Alter, und frölich müſſen ſeine Tage hinflieſſen, wenn der Greis auf ſeinem Gütchen den Seegen überzählet den er nachläßt, und den Lohn der auch ſchon hier darauf folget. Rückſicht auf ein tugendhaftes und edel geführtes Leben kann keinen Menſchen niederſchlagen. Groſſe Seelen erblaſſen nicht beym Anblick ihres Grabes. Die Kaiſerinn Maria Thereſia ließ ſelbſt ihr Grab bauen, und verweil-

te

te oft bey diesem schaudericht winkenden Denkmal, dessen Anblick so wenige Menschen ertragen; und zeigte es oft ihren Kindern, und fragte sie dann: können wir stolz seyn, seht dieß ist, nach einigen Jahren, die Wohnung der Kaiser?

So erhaben denken zwar wenige Menschen. Aber zurückziehen kann sich doch jeder aus der Welt, nicht mehr aus dem Vergangenen machen als es werth ist, und in den Augenblicken die er noch hat, die schon besessenen Kenntnisse von Gott und Tugend neu beleben und erweitern; und so wird er dann auch mit Festigkeit glauben an die Morgenröthe jenseits des Grabes, und den Tod weiter für nichts halten, als für sanften Sonnenuntergang des Lebens.

Wahrer Herzensgenuß in der Einsamkeit erzeuget sehr oft religiöse Gesinnungen und Ideen, und diese vermehren hinwieder alle

Freyden der Einsamkeit. Ein Leben der Unschuld, der Einfalt, und der Ruhe, macht das Herz viel geschickter zu Gott aufzusteigen; der Anblick der ganzen Natur, rufft zur Religion, und die erhabenste Wirkung der Religion ist Ruhe.

Hast du wahre Religion im Herzen, so sinket unter deinen Augen die Welt in ihrer Wichtigkeit herunter, und dich drücket viel weniger die Bürde der Sterblichkeit und des Elends. Du lebst auf immergrünen Auen, und siehst um dich her die frischen Wasser, an welchen der Hirte Israels seine Heerde weidet. Das Weltgetümmel kommt dir vor, wie der Donner der von weitem rollt, oder wie das Getöse entfernter Gewässer deren Geräusch du hörest, deren Lauf du wahrnimmst, oder deren Wellen an dem hohen Felsen sich zerstossen, auf dem du stehst. Als Addison sah, daß sein Ende sich nahte, und

daß

daß die Aerzte keine Hülfe mehr wissen, sandte er zu einem Jüngling aus seiner Anverwandtschaft, einem Menschen von feinem Gefühle, der über seinen bevorstehenden Verlust äusserst sich betrübte. Der Jüngling kam; aber da das Leben nur noch schimmerte wie ein ausgebranntes Licht, schwieg der Sterbende. Nach einigem anständigen und schicklichen Verweilen, fragte endlich der Jünzling: mein Geliebter, sie schickten nach mir, was sind ihre Befehle, ich werde sie heiliglich befolgen? Addison ergriff mit möglichster Gewalt die Hand des Jünglings, und erwiederte leise: Sieh, wie ruhig ein Christ stirbt.

Solchen Trost und solche Ruhe giebt die Religion, und solchen Frieden der Seele befördert ein Leben voll Einfalt und Unschuld, mehr als irgend eine andere Lage in der Welt. Wenn es auch nicht ganz in unserm Vermö-

gen ist, alle Hindernisse dieses innern Friedens zu vernichten, und der Welt ihren Sieg in allem zu entreissen, so ist doch der Gedanke, Gott alles aufzuopfern, groß, und bey einem feurigen guten Herzen, sehr natürlich. Warum sind wir noch so oft unzufrieden und elend, warum müssen wir noch so oft über Mangel von Freude und Glückseligkeit klagen, als eben darum, weil wir uns durch den Schein der Dinge täuschen lassen, weil die Sinnlichkeit noch so oft über unsere Vernunft herrschet, weil wir noch so oft betrügliche und flüchtige Güter und Vergnügungen den wesentlichsten und dauerhaftesten Vorzügen und Seligkeiten vorziehen; also, mit einem Worte, weil wir nicht fromm sind.

Einer frommen Einsamkeit viele der Stunden zu widmen, die andere auf leere Zerstreuungen verwenden, ist darum edel, und Pflicht. Aber die Frömmigkeit des Einsa-

men muß nicht Schwärmerey seyn: sie muß nicht alle Menschenvernunft ausstossen; muß nicht dunkele Empfindungen, spielende Gefühle, und sinnliche Vorstellungsarten an die Stelle deutlicher Begriffe setzen; muß nicht Träumereyen für Erfahrungen angeben, und Regungen bey denen man nichts denkt, für allerheiligste Gefühle. Frömmigkeit muß auch nicht Kopfhängerey und Pietisterey seyn, nicht trauriges Zurückweichen von unschuldigen Vergnügungen. Der Fromme soll sich freuen, denn die Freude am Herrn ist seine Stärke, und ein vergnügter Sinn ist die natürliche Wirkung von Weisheit und Tugend; solche Freude ist Würde der Vernunft, und fester männlicher Geist der Religion. Ach wie oft hat man sodann auch in taube Ohren gerufen, daß die christliche Religion mehr Wirkung thun würde, mehr Tugend und Glückseligkeit in die Welt und

mehr

mehr Menschen zum Himmel brächte, wenn alle hölzernen Systeme, alle unfruchtbaren speculativischen Lehrmeinungen aus dem eigentlichen christlichen Unterrichte wegblieben, und desto mehr diejenigen Vorstellungen getrieben würden, welche wirklich auf das Gemüth und Leben einen Einfluß haben, und nicht von Kopf und Herz abprellen, wie eine Kugel die man gegen eine Mauer wirft.

Solchen Gegenständen kannst du ruhig und frey auf deinem Landgute nachdenken, wo dir niemand durch steife schulgerechte Theologie Langeweile macht, wo dir niemand durch ekelhafte Glaubensmeisterey die Galle in den Magen pu.vet, wo alle metaphysischen Catechismussysteme, alle unfruchtbaren mystischen, pietistischen und dogmatischen Hirngespinste verschwinden, wenn du das Auge dessen der in der Höhe ist, so deutlich in allem siehst, was um dich her lebt

lebt und grünet; und wo du auch keck und geruhig einschlummern kannst, wenn dein Ehrn Pastor, auf der Dorfkanzel am Trinitatisfeste, zum Thema seiner Predigt nimmt: die göttliche Rechenkunst, nach welcher erstlich, Eins Drey, und zweitens, Drey Eins ist.

Siehst du ferner in deiner Einsamkeit, was man in der Welt ist, was du hier seyn kannst, und was du am Ende doch werden mußt, so zeigt sich deinem Herzen genug. Erfahren hast du längst, welches schale Wesen, welches seellose Geschöpf, der Mensch am Spieltische ist; wie alle Erhebung des Herzens zu Gott, alles weise Umhersehen in der Welt, alle Schärfe des Verstandes verschwindet, wenn man nirgends Vergnügen hat, als da, oder bey Tafel. Vergessen wirst du dieß alles, wenn es dein wahrer Ernst ist philosophisch zu denken und christ-

lich zu leben. Geh darum nach aller Langenweile, welche die Welt im Feyerkleide nothwendig giebt und geben muß, nach so manchen leeren und nichtswürdigen Betäubungen der Lüsternheit, der Eitelkeit und Thorheit, abseite, so oft du kannst, um dich zu prüfen, dich zu bessern Entschlüssen zu erwärmen, und dich da völliger und länger den Rührungen deines Herzens zu überlassen. Aber bist du noch auf diesem gefahrvollen Meer, so wisse daß man da mit Klugheit die Felsen und Sandbänke ausweichen, im Sturme ruhig den drohenden Untergang abwenden, und sich weniger des Tages freuen muß, da man mit frischem und gutem Winde segelte, als dessen, da man die größten Gefahren überwand.

Einem Menschen, der sich gewöhnet hat seinen Geist in der Stille zu sammeln, sind die Stunden die er Gott in der Einsamkeit

weiht,

weiht, die schönsten Stunden seines Lebens. So wie jede Vorbereitung zum heiligen Abendmal, eine Uebersicht unsers Lebens seyn soll, eine Prüfung unsers Wandels, ein neuer Reitz und ein fester Entschluß nach dem Willen Gottes zu leben, so wird jede einsame Erhebung des Herzens zu Gott eine Aufforderung zu genauern und unzerstreuten Blicken in uns selbst. Jede Abweichung von unserer Glückseligkeit wird uns dann immer unangenehmer, und es wird uns immer leichter uns ganz aus dem Gedränge der Welt heraus zu ziehen. Allmählig sehen wir dann immer freyer und schärfer in uns selbst. Wir werden immer geschickter uns strenge zu prüfen, zu bestrafen, zur Besserung unserer Sinnesart und unsers Wandels zu erwecken, und alles recht zu überdenken, was Ziel und Zweck des Lebens ist. Wenn wir wissen was unsere Handlungen

Gott gefällig macht, so mag es genug seyn für die Menschen, wenn wir Gutes unter ihnen, oder für sie thun. Aber alle guten Werke und Handlungen, leiden noch so manche Nebenabsicht, die Gott nicht gefällig seyn kann, daß nothwendig alles dabey auf die Richtung des Herzens ankommen muß. Jede gute That bringt unstreitig Ruhe ins Herz; aber ist diese Ruhe immer rein? Ist sie nicht etwa nur Befriedigung weltlicher Absichten, oder flüchtiger Enthusiasmus, oder Selbstliebe eher als Liebe des Nächsten? Solche Erforschungen unserer Sinnesart, unsrer Handlungen, und unserer Wege, machen wir gewiß weit besser, wenn wir uns ruhige und abgesonderte Zeiten dazu nehmen, und zur Prüfung dieser grossen Wahrheiten einsame Stunden wählen, wo wir alleine sind vor Gott.

So

So wenden wir uns in der Einsamkeit, von der Gemeinschaft mit Menschen zum Zurückschauen auf unsern Lebensgang, zur Prüfung unsers Verhaltens, zur Vorbereitung auf jeden kommenden Tag, zur Rechnung mit uns selbst an jedem Abend. So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beybringet. Solche Zwischenräume religiöser Ruhe erleichtern jeden guten Vorsatz im Leben, besänftigen das Herz, zeigen ihm den sichersten Durchgang zwischen fürchterlichen Klippen; und so sind wir dann auch hie weniger allein, als wenn kein Mensch um uns ist, weil alsdann noch der bey uns ist, dessen Aufsicht mehr bedeutet, als das Aufmerken des ganzen menschlichen Geschlechts.

Einsamkeit rufet uns immer von Schwäche zu Kraft, von Verführung zu Widerstand, von der Tyranney des Sichtbaren zu freyer Beherzigung des Unsichtbaren, von

dem Gegenwärtigen zur Zukunft. Geht man auch nicht immer in die Einsamkeit, um mit Gott zu reden, so geht man doch gerne aus Sälen voll Geräusch und Thorheit in sein stilles Haus, um nicht immer an Freuden zu hängen, zu denen so gar nichts von einer feinern und moralischen Natur kommt. In jedem stillen Augenblicke unsers Lebens treten wir doch immer näher vor dessen Angesicht, dem es so wichtig ist zu gefallen, und der auch um Mitternacht bey unserer Lampe wachet.

Prediger der Geselligkeit stellen sich zwar immer an, als wären allenthalben in der Welt sehr grosse Dinge zu thun. Aber etwas Grosses geschähe erst alsdann, wenn jeder in seinem Fache etwas mehr thäte als seine Pflicht; und leider thun wir alle weniger, und alles reflet dann in der Welt fort, wie es kann und mag. Kraft zu grossen Handlungen,

lungen, Erhabenheit, Stärke und Festigkeit in der Tugend, erlanget man nirgends so gut wie in der Einsamkeit, und auch dadurch nichts so gut, wie durch Religion. Diese macht das Herz frey von eitelen Begierden, ruhig im Unglücke, demüthig vor Gott, muthig vor den Menschen, voll Vertrauen in die Fürsehung. Einsamkeit und Religion vervollkommnen alle unsere moralische Gesinnungen, so lange der Sauerteig der Schwärmerey in keine von beyden sich mischet; und dann hat auch am Ende einer Laufbahn, die man der beständigen Läuterung und Erhöhung solcher Gesinnungen widmet, jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unserer Hände zu Ihm, ihre Wirkung in der Ewigkeit.

Alle Sehnsucht nach dem Vergänglichen verschwindet, wenn man doch zuweilen den kühnen Gedanken wagt, daß der schon hier

erlangte Zustand einer fortdaurenden Zufriedenheit und des herrschenden Vergnügtseyns unserer Seele, wahrscheinlich auch einige Analogie mit den Freuden der Ewigkeit habe. Die höchste Freyheit alles zu thun und zu seyn was wir wollen, weil wir im Himmel, diesem Lande der Gelindigkeit und der Freundschaft, nichts unrechtes wollen können; ein Leben voll Unschuld, wenn wir seyn werden, wie diese Kindlein; das Ende alles Stückwerks von Erkenntniß der Liebe; die Rechtfertigung aller Wege der Fürsehung; das zweifellose Vertrauen in Gott; der ewige Umgang mit denen die hier unsere Seele liebte: dieß sind wenigstens Wünsche und Aussichten in die Ewigkeit, die man sich, nach meinem Bedünken hier, bey stillem Nachdenken erlauben darf, und um deren Erfüllung mancher anderer gewiß, eben so gerne wie ich, hingäbe alle andere Multiplication

unse-

unſerer itzigen Güter, da eben in dieſem Mehr oder Weniger das Elend der Welt beſteht.

Aber dieſe und alle andere gnitzt mit allzumattem Lichte leuchtende, mit allzuſchwachem Feuer noch erwärmende Wünſche und Hofnungen ſind und bleiben ſo lange noch Viſionen und Träume, bis Grab, Wolken, und Dunkel die Ewigkeit nicht mehr umhüllen, bis die Decke fällt, und bis geoffenbaret ſeyn wird, was kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret, und in keines Menſchen Herz nie gekommen iſt. Denn mit völliger Ueberzeugung, und herzlicher Unterwürfigkeit gebe ich zu: daß alle unſere Ausſichten in die Ewigkeit doch eigentlich für uns weiter nichts ſind, als was dem Blindgebohrnen die Purpurfarbe war, die er ſich wie den Schall einer Trompete dachte (*).

(*) Uebrigens tragen die Menſchen in ihre Auf-

Mit herzlicher Unterwürfigkeit gebe ich zu: in dieser Welt voll Zwang und Gewirre, voll Unruhe und Mühseligkeit, seyen zwar Freyheit, Musse, und Ruhe, grosse Güter; man sehne sich danach, gleichwie man auf dem

Aussichten in die Ewigkeit ihre gegenwärtige Sinnesart, Neigungen, Wünsche, und Leidenschaften. Darum bin ich auch ganz der Meinung unsers grossen deutschen Philosophen, des Herrn Garve, daß der Demüthige unmöglich von Herzen demüthig seyn könne, welcher hoffet, Gott werde ihn dereinst in der Ewigkeit durch Ehre und Herrlichkeit belohnen! Darum sagte eine junge und sehr schöne deutsche Dame: sie hoffe einst in der Ewigkeit ein Kleid von leichtem Silberstoff mit einem Gürtel von Colibrisedern zu tragen, und in einem fort im Himmel zu schweben auf einer Wolke von Rosenblättern über Aether gespannt! Darum ward in einer grossen Gesellschaft verheuratheter Damen von Stande, in welcher man die Frage aufwarf, ob wol die Ehen in der Ewigkeit fortdauren werden, einstimmig geschryen: davor bewahre uns der liebe Gott!

dem Meere nach dem festen Lande sich sehnet, und in dem Himmel zu seyn glaubt, wenn man es erblicket. Aber da wo jede Uebel verschwinden, werde es auch wol mit solchen Gütern seyn, wie dem auf dem festen Lande wohnenden, der die Empfindungen des Seefahrers nicht kennt. Nur lasse man mich dem Gedanken nachhängen, daß man in der Ewigkeit eine Welt von Ruhe ohne Sinnlichkeit habe, ob es gleich unmöglich ist, etwas über die Art des Genusses jener endlosen Glückseligkeit zu bestimmen. Eine Ewigkeit von Ruhe, ist der höchste Begrif von Glückseligkeit den meine Seele zu denken vermag, weil schon Ruhe im Herzen für eine halbe Stunde, hier alles andere Erdenglück überwiegt. Und da also innerliche und äusserliche Ruhe doch schon hier der unläugbare Anfang der Seligkeit ist, so mag es uns auch wol für die Ewigkeit nützen, wenn wir

glauben und behaupten: man könne in einer beschränkenen und gemässigten Entfernung vom Menschengewühle, Fertigkeiten der Seele erwerben, welche Elemente seyen unsers Glückes in der zukünftigen Welt.

Hier schliesse ich meine Betrachtungen über die Vortheile der Einsamkeit für das Herz. Möchten dieselben auch nur einige nützliche Gesinnungen und Wahrheiten gangbarer machen, auch nur ein Weniges zum Genusse einer Art von Glückseligkeit beytragen, die uns so nahe liegt. Mehr verlange ich nicht. Uebrigens lebe jeder wie es ihm gefällt, und übe Tugend aus wo Er will, und verschaffe sich nach eigener Wahl jedes Vergnügen, wovon er überzeugt ist, es habe hier, und in der Ewigkeit, den Beyfall Gottes und seines Gewissens.

Zwölftes Capitel.

Ueberſicht des Ganzen. Reflexionen über Myſtik und Möncherey. Beſchluß.

Ein plattdeutſcher Arzt gab mir vor eilf Jahren im Hannöveriſchen Magazin zu verſtehen: ich gedenke mir Neuigkeiten von der Ewigkeit, und von Indien, und kenne die Zeitlichkeit, Europa, meinen Nachbar, und mich ſelbſt nicht.

Was ich mir von der Ewigkeit gedenke, zeigt das Ende des vorhergehenden Capitels. Die Zeitlichkeit, Europa, meinen Nachbar, und mich ſelbſt, kenne ich vielleicht noch weit weniger als der plattdeutſche Doctor glaubt, denn Menſchenkennerey iſt ſchwer, und Kenntniß ſeiner ſelbſt iſt ſelten. Es kann ſeyn, daß ich in jeder Abſicht ein armer Tropf bin, wenn

wenn mich ein so grosser Mann auf seiner Wage wiegt. Es kann seyn, daß ich in diesem ganzen Buche über die Einsamkeit viele Dinge ganz unrecht ansehe. Vielleicht sieht man aber auch Vieles unrecht, an mir, und in diesem Buche.

Vorlängst ward mir öffentlich vorgeworfen, ich sey der fluchwürdigste Verächter der Einsamkeit. Nun wird man laut behaupten, ich lobe die Einsamkeit mit zu vielem Enthusiasmus; ich predige zu strenge Sitten, eine zum Weltglück ganz unbrauchbare Erhabenheit der Seele, wahre Menschenverachtung, gefährliche Geringschätzung aller äussern Vortheile, dumme Ruhe und Festigkeit des Gemüths, und unverantwortlichen Ekel gegen Welt und Umgang; ich schwäche dadurch nicht nur den Trieb zur Geselligkeit, sondern ich vermehre bey jedem Menschen die Klagen seiner eigenen Unzufriedenheit; ich

ruffe jeden Weltbürger und jeden Menschenfreund von der Gasse, vom Weinhause, und vom Spieltische weg; ich errege bey Menschen die zum Gehorchen geschaffen sind, nicht etwa den schuldigen Diensteifer, sondern vielmehr die pflichtwidrige Begierde nach eigenem Gefallen zu leben; ich mache sie zu philosophisch, zu fromm, und zu frey. Kurz, indem ich das stille Privatleben zu sehr anpreise, vernichte ich nicht nur jede gesellschaftliche Tugend, sondern ich zerstöre alle Achtung für Landessitte, Lebensart, Urbanität, Galanterie, und guten Ton, durch den heidnischen Kaltsinn den ich den Menschen beybringe, gegen die grösten und unläugbarsten Freuden des Lebens, gegen Assembleen und Clubs, und jeden andern Ergiessungsort menschlicher Empfindungen und Gedanken.

Es war indessen nie meine Absicht, irgend eine gesellschaftliche Tugend bey irgend einem Menschen zu schwächen. Aus Liebe zur häuslichen Glückseligkeit erlöschet gewiß in keiner guten Seele die Liebe zur allgemeinen Wohlfart. Giebt auch eine gewisse Erhebung des Gemüths dem speculativen Einsamen, einige Gleichgültigkeit gegen die Welt, so macht dann doch dieselbe wirksame Denkart, durch die so mancher Mensch schon in der Einsamkeit gut und nützlich werden kann, ihn auch für das gesellschaftliche Leben zu ausgebreiteter Geschäftigkeit fähig. Je mehr er in der Stille seine Denkkraft übet, desto nützlicher wird er in der Folge, wenn er seinen ganzen Beruf nur gehörig verstehen lernt, für sich und die Welt.

Alle Glückseligkeit kann man nicht in sich selbst finden. Unser Unabhängigkeit und Gebrechlichkeit bindet uns nur zu sehr an irgend

gend ein liebendes Wesen. Die Natur will nicht, daß wir Sonderlinge seyen; weise Selbstgenügsamkeit findet sich nirgends als bey Gott. Es ist auch darum unmöglich ein abgesondertes Leben immer ohne Nachtheil auszuhalten.

Petrarcha hatte sich lange zu einem einsamen Leben gezwungen. Wäre Laura für ihn gefälliger gewesen, so hätte Er sich vielleicht nie nach Vaucluse begeben. Einsamkeit allein konnte Ihm ersetzen, was er an Laura verlohr; und doch entschieden in seinen zwanzig schönsten Jahren, die Blicke der Laura sein Glück und sein Unglück, seine Freude und sein Leid. Er schämte sich zwar, noch in seinem drey und vierzigsten Jahre in den Ketten einer Frau sich zu sehen, die ihn mishandelte; er versuchte zuweilen von diesen Ketten sich loszumachen, aber es gelang ihm nicht. Indessen verabscheute er den Hof

von Avignon; der Aufenthalt in diſer Stadt war ihm unausſtehlich, und doch war die Kraft, die ihn immer nach Avignon zog, immer ſtärker als Er. Am Ende ward ihm ſeine Einſamkeit ſo läſtig, ſie machte ihn ſeiner ſelbſt ſo überdrüſſig, daß er gar nicht mehr alleine zu ſeyn vermochte. Alſo warf ſich dieſer berühmte Einſiedler von Vaucluſe, plötzlich in die Welt und in die Zerſtreuung. Man erſtaunte in Avignon, den Petrarcha, dieſen Miſanthropen, dieſen wilden Menſchen, dem nirgends wohl war als in Wäldern, auf einmal in allen Aſſembleen zu ſehen, und an allen öffentlichen Oertern.

Ein völlig einſames Geſchöpf iſt ein elendes Geſchöpf. Man müßte unendlich viel Stärke des Geiſtes und eiſerne Geſundheit haben, um fähig zu ſeyn durch bloſſes Denken das unangenehme Gefühl der Einſamkeit immer zu zerſtreuen. Wer dieſe

Kräf-

Kräfte nicht beſitzet, und ganz von ſeines gleichen getrennet iſt, hat keine Stütze an die er ſich lehnen kann, keine Hülfe, keinen Troſt. Die Natur ſelbſt will unſere Vereinigung mit einem Geſchöpfe unſerer Art, und ruffet uns dieſes Geſetz durch alle unſere Gefühle ins Herz. Die ganze Geſchichte der hochgelobten Einſiedler von Egypten und dem ganzen Orient, bezeuget dieſe ewige Wahrheit. Man muß allerdings von dem ganzen in Geſellſchaft lebenden menſchlichen Geſchlechte den ſchauerigſten und abſcheulichſten Begrif haben, wenn man wie jener Franzöſiſche Mönch ſich auf dem Veſuvius eine Einſiedeley baut, und die Nachbarſchaft dieſes Feuerſchlunds werther hält, als die Geſellſchaft der Menſchen.

Kein gutes Gemüth kann ſich ganz von Menſchen trennen. Ohne Convulſionen der Seele vertrocknet gewiß in einem ſolchen Ge-

müthe die Begierde nie, den Menschen sich angenehm zu machen, ihnen Gutes zu thun, an sie sich zu lehnen, mit ihnen der Wahrheit und des Lebens zu genieſſen. Es war ein schönes und liebes Wort von Petrarcha, als er sagte: die Sanftheit meines Charakters zieht mich immer wieder in die Welt, die ich aus Geschmack fliehe.

Wäre auch der Mensch in unsern Zeiten dem Menschen noch weniger nothwendig; glaubten wir wirklich in Büchern alles zu finden, was wissenswerth ist; wollten wir also nur studiren, und übrigens die ganze Welt zur Seite lassen, so würden wir uns doch dadurch des Gewinnes berauben, den wir aus dem Umgange mit weisen und erfahrnen Menschen zi gen könnten. So würde die Jugend von dem Alter entfernt, die geschäftigste Einsamkeit eben dadurch weniger nützlich gemacht, weil man sie nicht mit

gutem

gutem Umgange abwechſelte; und ſo würden wir allerdings nichts als dürre Gelehrte, und Buchſtabenmenſchen (*).

(*) Herr Mendelsſohn ſagt dieß hinreiſſend und unvergleichlich ſchön, in ſeiner Schrift über religiöſe Macht und Judenthum, mit folgenden Worten: „Wir lehren und unterrichten einander nur in Schriften; lernen die Natur und den Menſchen kennen, nur aus Schriften; arbeiten und erholen, erbauen und ergötzen uns durch Schreiberey. Der Prediger unterhält ſich nicht mit ſeiner Gemeinde, er lieſt oder declamirt vor ihr eine aufgeſchriebene Abhandlung. Der Lehrer auf dem Katheder lieſt ſeine geſchriebene Hefte. Alles iſt todter Buchſtabe; nirgends Geiſt der lebendigen Unterhaltung. Wir lieben und zürnen in Briefen, zanken und vertragen uns in Briefen, unſer ganzer Umgang iſt Briefwechſel, und wenn wir zuſammen kommen, ſo kennen wir keine andere Unterhaltung, als ſpielen oder vorleſen.“

„Daher iſt es gekommen, daß der Menſch für den Menſchen faſt ſeinen Werth verloren hat.

„Der

Aber ohne abwechſelnden Umgang mit den Menſchen und ſich ſelbſt, kann der Menſch ſeine ganze Beſtimmung nicht erfüllen, und er

„Der Umgang des Weiſen wird nicht geſucht;
„denn wir finden ſeine Weisheit in Schriften.
„Alles was wir thun, iſt ihn zum Schreiben
„aufzumuntern, wenn wir etwa glauben, daß
„er noch nicht genug hat drucken laſſen. Das
„graue Alter hat ſeine Ehrwürdigkeit verloren;
„denn der unbärtige Jüngling weiß mehr aus
„Büchern, als jenes aus Erfahrung. Wohl-
„verſtanden oder übelverſtanden, darauf kommt
„es nicht an; genug er weiß es, trägt es auf
„den Lippen, und kann es dreiſter an den Mann
„bringen, als der ehrliche Greis, dem vielleicht
„mehr die Begriffe als die Worte zu Gebote
„ſtehen. Wir begreifen nicht mehr, wie der
„Prophet es hat für ein erſchreckliches Uebel hal-
„ten können, daß der Jüngling ſich erhebe über
„den Greis; oder wie jener Grieche dem Staate
„habe den Untergang prophezeyen können, weil
„in einer öffentlichen Verſammlung ſich eine
„muthwillige Jugend über einen Alten luſtig
„gemacht

er gelanget nie zu einer gewiſſen Stufe von Erfahrung, Weisheit, und Tugend. Ewig wahr iſt, was ein weiſer Menſchenlehrer geſagt hat: wie werde unſere ganze Beſtimmung erfüllet, ohne dieſen Wechſel des Umganges mit den Menſchen, und des Umganges mit ſich ſelbſt; ohne die Munterkeit des geſellſchaftlichen und den Ernſt des einſamen

„gemacht hatte. Wir brauchen des erfahrnen „Mannes nicht, wir brauchen nur ſeine Schrif„ten. Mit einem Worte, wir ſind litterati, „Buchſtabenmenſchen.“

„So war es nicht in den grauen Tagen der „Vorwelt. Kann man nun ſchon nicht ſagen, „es war beſſer; ſo war es doch ſicherlich an„ders. Der Menſch war dem Menſchen noth„wendiger; die Lehren waren genauer mit dem „Leben, Betrachtung inniger mit Handlung „verbunden. Der Unerfahrne muſte dem Er„fahrnen, der Schüler ſeinem Lehrer auf dem „Fuſſe nachfolgen, ſeinen Umgang ſuchen, ihn „beobachten, und gleichſam aufholen, wenn er „ſeine Wißbegierde befriedigen wollte.“

Lebens; ohne ausgebreitete, wohlthätige Wirksamkeit unter vielen, und Anwendung seiner ganzen Aufmerksamkeit auf sich selbst; ohne Thätigkeit in Geschäften, und Thätigkeit im Denken; ohne Geräusch, und Stille; ohne Zerstreuung, und Sammlung aus der Zerstreuung.

Es ist angenehm seine Musse mit interessanten Ideen auszufüllen, Quellen der Glückseligkeit zu besitzen, die uns für immer gesichert sind, und uns unabhängig von den Menschen machen; aber es ist Pflicht, dessen ungeachtet auch für die Gesellschaft zu leben, und an den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt Theil zu nehmen. Unstreitig geniesset der Einsame für sich grössers geistiges Vergnügen als der Geschäftsmann, aber man wäre eigennützig und Gott misfällig, wenn man allen seinen Pflichten gegen die Welt entsagte, um sich den geisti-

gen

gen Vergnügungen der Einsamkeit ganz zu überlassen. Es wäre auch ganz gegen die Natur, wenn man wollte einerley Vergnügen immer geniessen. Alles Vergnügen in der Welt ekelt uns an, wenn wir zu tief daraus trinken. Was uns einmal interessirt, kann uns doch nicht immer interessiren, und wo das Herz einmal hinstrebet, da wird es nicht ewig hinstreben. Man wird alles satt, wenn der Körper leidet, indem der Geist geniesset. Ein einziges Tröpfchen guter Laune, ist mehr werth, als aller Genuß, alles Glück, alle Wissenschaft und aller Ruhm auf Erden; und darum führet uns die Philosophie, an ihrer Hand, in die Gesellschaft der Menschen, und sagt: Thätigkeit unter Menschen sey der Zweck wo die Natur hinstrebet, und ohne dessen Erreichung sey man, auch bey den größten Verstandsvorzügen, im Besitze keines Gutes glücklich.

Gott selbst will, daß wir mit andern Menschen in Verbindung leben; der starke Trieb der Geselligkeit, den Er in unsere Natur geleget hat, ist eine sehr deutliche Erklärung seiner Absichten. Sodann zeigen uns die aufgeklärtesten Ausleger seiner Befehle, daß wir auch die häufigen Vorschriften des göttlichen Wortes, zur Dienstfertigkeit, zur Gefälligkeit, zur Sorge für das gemeine Beste, und zu manchen andern Pflichten der Gesellschaft, gar nicht haben müßten, wenn es etwas Verbindliches oder auch nur Erlaubtes seyn sollte, mit einer gänzlichen Absonderung uns von der Welt entfernen, und unsere Tage zuzubringen in einem einsamen und andächtig scheinenden Müssiggange. Die aufgeklärtesten Ausleger sagen uns, der Heiland der Welt habe durch seine Lehren und sein Leben jene anachoretischen Grundsätze widerleget, welche die Menschen wol zu eigensin-

geſinnigen Sonderlingen und Menſchenfeinden machen, aber nicht zu tugendhaften Weltbürgern. Nur dazu fodere uns der Erléſer mit ſeinem Beyſpiele auf, daß wir zu gewiſſen Zeiten uns in die Einſamkeit begeben. Er habe in Geſellſchaft wie andere Menſchen gelebt, und alſo auch zu ſeinen Jüngern weder Einſiedler noch Müſſiggänger verlanget. Er habe ſich von Zeit zu Zeit der Welt entzogen, und in der Einſamkeit vertraulich mit Gott ſich unterhalten, um uns zu lehren, daß ein Chriſt ſich nicht beſtändig durch die Geſchäfte und Angelegenheiten der Welt müſſe zerſtreuen laſſen, und noch viel weniger durch ihre Ergötzlichkeiten, ſondern er müſſe ſich zuweilen von ihr abſondern, und keine andere Geſellſchaft haben als ſein Herz und Gott. Alſo ſey ein gänzliches Zurückziehen von der Welt ſo wenig die Vollkommenheit der Religion, wie die

altglaubige Römische Kirche wähnte, sondern vielmehr, einige wenige Fälle ausgenommen, nichts andres, als ein Mißbrauch der Religion.

Die Geschäftigkeit des Lebens, und die Geschäftigkeit im Stillen, wird auch schon gehörig mit einander verbunden, wenn wir die Zeitvertreibe und geringern Freuden der Welt, als Erhohlungen nach Arbeit und Sorge betrachten. Alles ist gut was die Menschen vereiniget, was sie durch Mittheilung ihrer Empfindungen und Begriffe aufgeklärter, weiser, tugendhafter, unter sich selbst liebreicher, zutraulicher, und einträchtiger macht; und in so weit lege ich einen sehr hohen Werth auf Assembleen und Clubs. Sinnliche Vergnügungen müssen immer mit geistigen abwechseln, wenn auch gleich diese reiner, edler, und dauerhafter sind, als jene. Von einsamen Speculationen muß man

durch-

durchaus zu körperlichen Uebungen und ſinnlichem Zeitvertreibe übergehen. Es iſt vielleicht kein Menſch, der nicht erfahren hat, daß durch unſchuldiges ſinnliches Vergnügen das Strenge und Ueberſpannte in unſern Urtheilen und Sitten ſeine Schärfe verlieret. Ach wie geht uns gleich die Seele auf, wenn wir etwas Gutes, Gefälliges, Liebenswürdiges im Umgange an einem Menſchen bemerken, der uns auf den Gaſſen immer ſtolz, ſteif und kalt anblickte! Eine fröliche Geſellſchaft und ein freundliches Gaſtmahl, geben alſo allerdings der Tugend eine heitere Miene, und der Frömmigkeit eine frölichere Geſtalt; und beyde gewinnen gewiß manchen Verehrer unter einem brüderlichen Tobacksnebel.

Schwermüthig müſſen wir uns darum nicht dem Umgange entziehen. Wir müſſen zufrieden ſeyn mit dem Mittelmäſſigen und

Gemei-

Gemeinen, das in dem Geſpräche vorkommt. Wir müſſen bey keinem der eingeführten Zeitvertreibe Langeweile haben. Wir müſſen niemals von intereſſanten Dingen ſprechen, wenn ſie etwa nur uns intereſſiren. Wir müſſen immer blos auf das ſehen, was andern Freude macht, und von ihnen alles mit Wohlgefallen annehmen, ſo ſehr es auch etwa für eine kleine Weile unſern Verſtand vertrocknet, und unſere Einbildungskraft auslöſcht. Wir müſſen ſo viel als uns von unſerer Seele itzt eben brauchbar iſt, mit allen Kräften auf die Gegenſtände, Perſonen, und Sachen richten, welche die Geſellſchaft beſchäftigen; und ſo ſind wir dann gewiß recht liebenswürdige Leute.

Liebenswürdig iſt eigentlich jeder, für diejenigen denen es nur darauf ankommt, daß ihre Aſſemblee immer voll ſeyen. Wer im Spiele mit der Dame des Hauſes ſein Geld

ohne

ohne Murren verlieret, ist gewöhnlich, in den Augen dieser Dame, der vortreflichste Mann in der ganzen Stadt. Jeder schale Mensch ist auf jeder Assemblee willkommen, weil er doch immer einen Platz an einem Spieltische ausfüllt. Sogar die elegante Weltdame, welche eifrig und feurig auf jede Assemblee und in jede Gesellschaft laüft, und in ihrem Leben nie Langeweile hat, als wenn sie sich etwa gezwungen sieht, des Abends mit ihrem Manne und mit ihren Kindern zu essen, spielt auf einer Assemblee nicht eine grössere Rolle, als der ungenießbare Mann, der schon so lange dem Vaterlande dient, täglich das Rad seiner Geschäfte durch die alten Gleise treibt, und von allem was in der Welt geschrieben und gedacht wird, nichts liest, und nichts versteht, weil er doch täglich in schöner Gesellschaft erscheint, und sich da in seiner grossen Parucke recht gut ausnimmt.

Abtrün-

Abtrünnige aus der Geſellſchaft giebt es indeſſen auch mit Recht. Um mehr zu thun, und in einer gröſſern Ausbreitung zu wirken, muß mancher gerne viel ſitzen, und gerne wenig laufen. Solche Abtrünnige finden bey den Predigern der Geſelligkeit doch zuweilen Vergebung, und bey vielen Menſchen eine freundliche Aufnahme, wenn ſie auch nicht immer da zu ſehen ſind, wo man ſie erwartete. Wichtig iſt nicht alles was Tauſende von Einem verlangen; und jedem rechtſchaffenen Manne wird ſein Gewiſſen genug ſagen, was das wichtigſte iſt, das er in jedem Tage zu thun hat. Man iſt deswegen nicht gleich eine Eule, wenn man auch gerne im Dunkeln wohnet; mancher würde ſehr gerne da wohnen, und man läßt ihn wahrlich nicht im Dunkeln. Mancher entſchleicht blos dem Tumult, um etwas Weſentlicheres zu thun, als im Tumult geſchiehet; aber

er

er geht auch gerne in den Tumult, wenn etwas Wesentliches darinn zu thun ist. Viele Geschäfte können auch nur in der Stille gethan werden, und mancher wirket in der Einsamkeit mit seiner Feder für weit mehr Menschen Gutes, als das rüstigste Geschäftsmännlein durch das perpetuum mobile seiner zwey Beine.

Gelehrte Einsamkeit, und ein völliges Leben im Schlafrock, ist ein sehr ehrwürdiges Leben; denn wer sagt euch, daß dort im Schlafrock nicht weit grössere Kräfte ausgeübet werden, als hier in allen unsern Stiefeln? Wenn die innere Thätigkeit des Menschen nur immer Bezug auf nützliche Gegenstände hat, so ist der Gebrauch seiner Kräfte gut. Wer Jünglinge unterrichtet, oder auch nur irgend ein nützliches Buch schreibt, hat noch immer Umgang mit der Welt, und ist gewiß oft sehr thätig zu ihrem Besten.

So einſam und beſchaulich ſein Leben auch immer ſcheinen mag, ſo emſig er ſich auch immer von den Geſchäften und Gewerben der bürgerlichen Welt auf eine Weile loswickelt, ſo thätig bleibt er im Grunde doch immer für die Geſellſchaft, indem er ihr laut aus ſeiner Kammer ſagt, was er ihr unter den Feſſeln der Geſelligkeit, der Höflichkeit und des Reſpects verſchweiget.

Ein Profeſſor kann die ununterbrochene Wachſamkeit auf alle die kleinen Vorzüge verlachen, durch die ſich ein Weltmann der Geſellſchaft angenehm macht(*). Muß man viel

(*) Tout homme abſorbé dans des méditations profondes, ſagt Helvetius vortreflich, occupé d'idées grandes et générales, vit et dans l'oubli de ces attentions, et dans l'ignorance de ces uſages qui ſont la ſcience de gens du monde, auſſi leur paroit-il preſque toujours ridicule. Peu d'en-

tre

viel in der Welt leben, ſo iſt es nicht möglich, den Beruf eines Gelehrten zu erfüllen; lebt man als Gelehrter entfernt von der Welt, und ſieht ſich von allem dem leeren abgeſchmackten Geſchwätz befreyt, das nicht Mittheilung der Gedanken und Ergieſſung des Herzens befördert, ſondern nur die Seele entnervt und die Zeit tödtet: ſo thut man auch

tre les gens du monde ſentent que la connaiſſance des petites choſes ſuppoſe presque toujours l'ignorance des grandes; que tout homme qui mene à peu près la vie de tout le monde, n'a que les idées de tout le monde; qu'un pareil homme ne s'éleve point audeſſus de la mediocrité, et qu'enfin le génie ſuppoſe toujours, dans un homme, un deſir vif de la gloire, qui, le rendant inſenſible à toute eſpece de deſir, n'ouvre ſon ame qu'à la paſſion de s'éclairer.

auch gerne auf alle die Vortheile Verzicht, die insonderheit für äusserliche Ausbildung die Gesellschaft bringen kann. Aber gedoppelt ehrwürdig ist der Gelehrte, der selbst in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit gelernt hat, durch einen scharfen Verstand und durch ein gutes Herz, aller Menschen Herzen zu sich zu reissen.

Schale Weltleute halten zwar alle Einsamen aus der gelehrten Classe für Pedanten. Aber allenthalben findet man mitten in der Welt, immer weit mehr und weit gröblichere Pedanten, als in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit. Allenthalben wird man angerennt von Juristen, deren Mund von Rechtsfällen, und allenthalben von Aerzten, deren Mund von Krankengeschichten überfliesset. Die Ursache ist gar nicht, daß diese Herren etwa Gelehrte sind, denn das sind sie sehr oft nicht. Aber Garve zeigt uns unüber-

trefflich:

treflich: die Urſache ſey, weil keiner von dieſen geſchwätzigen Juriſten, und keiner von dieſen geſchwätzigen Aerzten, Herr über ſich iſt; weil jeder von einer gewiſſen Leidenſchaft beherrſchet wird, oder von gewiſſen Ideen eingenommen iſt, die ſich mit Gewalt hervordrängen; die ſich Luft machen, ohne die Vernunft und die Urtheile der Gegenwärtigen zu Rathe zu ziehen.

Laüft dir alſo ein ſolcher unbändiger Juriſt mit ſeinen Proceſſen, und ein ſolcher abgeſchmackter Arzt mit ſeinen Krankengeſchichten auf den Leib: ſo denke du mit Lammesſinn, was uns Garve ſo menſchenfreundlich lehret: dieſe guten Herren haben das Gleichgewicht in ihrer Seele verlohren, womit man ſeine Reden und Handlungen immer nach den Umſtänden und nach den Perſonen anordnen muß, mit denen man zu thun hat. Als Pedanten und als leidenſchaftliche Menſchen

ziehen sie keine Umstände zu Rathe; sie richten sich blos nach sich selbst. Sie begehen Unschicklichkeiten, wegen der völligen Vergessenheit aller Dinge, den einzigen Gegenstand ihrer Leidenschaft, ihre Rechtsfälle und ihre Krankengeschichten ausgenommen.

So wenig sind die deutschen Universitäten die Wohnsitze der Pedanterey, daß ich mir vielmehr zu behaupten getraue, die meisten Pedanten und Pedantinnen finde man in mancher deutschen Provinz, mitten in der schönen Welt, unter der seltsamen und zahlreichen Classe von Menschen, die man anitzt die Lesewelt nennt, so wie die Bücher, welche sie lesen, Lesebücher.

Der Name ist neu, wie die Sache. Die deutsche Lesewelt ist eine von der Gelehrtenrepublik äusserst verschiedene Republik; denn durch die eine kommt der menschliche Verstand empor, und durch die andere mehrentheils

theils herunter. Verſtändige Menſchen leſen, um aus Büchern zu lernen; die Leſewelt lieſt, um mit Büchern Pedanterey zu treiben, das iſt, in das Wenige was ſie lieſt, eine groſſe und ausſchlieſſende Wichtigkeit zu ſetzen, die nicht darinn iſt, und dann von allen andern Menſchen kurzum zu verlangen, daß ihnen dieſe Wichtigkeit mit gleicher Stärke einleuchte.

Es iſt ganz unleidlich, wie man examinirt wird, ſobald man das Unglück hat, etwa unverſehens mitten unter dieſe Leſewelt zu gerathen. Ihr tretet kaum in den kerzenhellen Saal, ſo fällt euch ſchon einer mit hoher Amtsmiene auf den Leib, und will peremtoriſch wiſſen, ob ihr das blaßgelbe Journal nicht leſet? Ein anderer ſcheint ſeiner Sache völlig gewiß, und ſagt: Sie leſen doch das graue Ungeheuer? Ein dritter, ein vierter, ein fünfter, ein ſechster, ein ſiebenter,

ter, ein achter, ein neunter, ein zehnter, legen in der Reihe ihre Karten weg, und rufen laut: ganz unstreitig haben sie die hellerothen und helleblauen, oder gewiß das grasgrüne, das violette, und unfehlbar das zeisiggrüne und orangengelbe Journal gelesen? Auf einer einzigen Assemblee, und bey einem einzigen Soupper, laüft man bey der Lesewelt gewöhnlich funfzigmal durch diese Hechel; und muß sich dann freylich einen schnöden Blick von jedem gefallen lassen, dessen Journal man nicht liest, oder nicht gelesen zu haben vorgiebt. Völlig für verlohren hält man Hopfen und Malz an jedem Gegenfüßler der Lesewelt, der vollends zwischen die Damen geräth, die nicht etwa nur Monatsschriften und Journale lesen, sondern gar alle Neuigkeiten. (*).

Wider-

(*) Neuigkeiten heissen bey den Buchhändlern solche

Widersinnig ist hingegen die Rolle, die man mitten unter allem diesem Lesefern, mitten unter allem diesem beständigen Geschwätze von dem Wenigen das man liest, mit denjenigen spielet, welche Bücher schreiben. Von Rechtswegen sollte ein Schriftsteller, der zuweilen lebende Menschen und Sitten an die Wand mahlt, mit allen Menschen verlegen seyn; aber jeder, der mit ihm umgeht, ist es vielmehr mit ihm. Alle Gesichter ründen und verschlieſſen sich vor seinem Anblick. Gönner und Bekannte, gute Freundinnen und

che Sachen, die für die Lesewelt gehören: Journale, Monatschriften, Allmanache, Comödien, Romanen, kleine lustige Sachen und Poetereyen, auch Pasquillen auf grosse Herren, die gewöhnlich den geschwindesten und gröſten Abgang haben, aber nicht in den Catalogus kommen. Ich habe nur erst einen Ballen mit Neuigkeiten vorgn geschickt, sagt der Buchhändler; das übrige (nemlich grössere Werke, und ernsthafte Bücher) kommt nach.

Freunde weichen jedes auch nur von ferne auf sein Buch sich beziehendes Wort aus. Die Lesewelt hütet sich, ihm von seinem Buche zu sprechen, wie man sich hütet auf eine Schlange zu treten. Oft ist man wahrlich geneigt, bey dieser allgemeinen Zurückhaltung, bey dieser comischen Verlegenheit seiner Leser und Mitbürger zu denken; sie halten alle insgesammt, Schriftstellerey für ein Landesverbrechen (*).

Alle

(*) Hieher gehöret auch die Aengstlichkeit, mit der sich die Lesewelt so schnell als möglich einen Schriftsteller vom Leibe schaffet, dessen Buch sie geschenkt erhält. Nur um nicht urtheilen zu müssen, ergreift man den nemlichen Augenblick, da das Buch im Hause abgeliefert wird, und also bevor es möglich ist etwas mehr als das Titelblatt gelesen zu haben, und bedankt sich ehrerbietig für das vortrefliche Werk; oder man findet sich mit dem Verfasser durch ein Compliment im Canzleystyl ab, das sich auf ein Buch just eben so gut passet, als auf ein paar geschenkte Knackwürste.

Alle diese Sonderbarkeiten der Weltleute in unseren Provinzen, zeigen also wahrlich zur Gnüge, wie unbeträchtlich das Uebergewicht ist, das ihnen ihr Weltumgang giebt; und wie viel besser es wäre gar nichts zu lesen, als seine Leserey jedem unter die Nase zu reiben, und dann doch vor jedem Schriftsteller sich zu scheuen, wie vor einem Ungeheuer.

Weltumgang hat freylich da einen ganz andern Werth, wo kein Provinzialton herrschet, wo man keine Art von Pedanterey treibt und duldet, und wo sogar jeder unaufgeklärte und ungebildete Cavalier sich ausser seinem Elemente findet. Für Männer, die oft und viel alleine sind, wäre solcher Weltumgang, und zumal Umgang mit Fürsten und Grossen, eine Uebung in der männlichsten Philosophie des Lebens. Man braucht hundertmal mehr Muth dazu, ei-

nem Grossen eine einzige kühne Wahrheit ins Gesicht zu sagen, als hundert solche Wahrheiten einem Buche anzuvertrauen. Aber man muß dann doch im Umgange mit Grossen nie vergessen, wie gefährlich es ist, mit Grossen etwas zu thun zu haben, zumal der vielen Kleinen wegen, denen dieß nie behagt. Man muß beynahe nichts sagen, von dessen Wirkung man nicht gewiß ist. Wer Welt und Menschen kennt, redlich und offen spricht, alle Schliche verachtet, keinem Menschen Unrecht thut, keinem schaden will wenn er auch könnte, immer gerne das Gute aushebt, das doch beynahe von jedem Menschen gesagt werden kann, der läßt doch zuweilen bey Fürsten und Grossen ein Wort fallen, das in gutem Erdreich gedeyt.

Gross, die grosse Dinge gethan haben, oder thun werden, sind doch wahrlich für jeden Denker interessant. Wer freuet sich

nicht

nicht innigst, wenn er sieht, wie liebenswürdig auch Monarchen seyn können, vor deren üblen Laune Millionen von Menschen zittern. Welcher Menschenbeobachter möchte nicht den jungen Cäsar, schon in der Zeit oft ganz alleine gesehen und gesprochen haben, als Sylla von ihm sagte: traut diesem jungen Menschen nicht, der so unbescheiden durch die Gassen geht, ich sehe in ihm viele Marius? Der Anblick grosser Kräfte, durch die ein einziger Monarch Epoche macht und Muster wird für alle, oder grosser Kräfte in ihrem Keim, sind beyde äusserst interessant; und wer freuet sich nicht, wenn er in der Nähe sieht, daß feines Gefühl und sanfte Menschheit bey solchen Kräften wohnet?

Umgang mit Vornehmen sollte man niemals fürchten und niemals fliehen, denn in Deutschland zumal, findet man doch ganz unstreitig die meisten liebenswürdigen Menschen

schen in der Classe der Vornehmen. Spott und Verachtung verdienet zwar jeder Mensch, der sich einem Vornehmen aus keiner andern Ursache aufdringet, ihn aus keiner andern Ursache ehret und schätzet, als blos, wegen seiner Geburt, wegen seines Namens und Ranges, und weil es seinem erbärmlichen Ehrgeitz schmeichelt. Maynz ist der Ort, dessen Adel man für den ältesten und reinsten in Deutschland hält; und nirgends soll sich, wie man sagt, der Mittelstand so tief vor dem Adel beugen, wie in Schlesien. Aber zuverlässig wird deswegen doch kein Maynzischer oder Schlesischer Philosoph, seinen Freunden den Rücken kehren fü. ein Mittagessen bey einer gnädigen Frau, oder um die Bekanntschaft mit einem Edelmann ohne Kopf.

Einsamkeit und Weltleben wird man also nützlich geniessen, wenn man dort seine Ta-

ge gewissenhaft hinbringet, hier mit Verstand und Würde des Betragens; wenn man in beyden seine Rolle gut spielet, die Nachtheile der Einsamkeit durch Weltumgang mildert, und die Nachtheile der Geselligkeit durch Einsamkeit. Aber übertrieben und ausschlieſſend soll man überhaupt weder die Einsamkeit loben, noch das gesellschaftliche Leben. In beyden kann man sich der Welt sehr überflüssig machen, dort durch eigensüchtige Ruhe, hier durch nichtsbedeutende Regsamkeit. Immer wird es, wenn die Erziehung nicht ganz einseitig ist, Menschen genug geben, die vermögend sind auf jede Weise nützlich zu werden; wie ein sanfter Fluß, der nicht nur durch einsame Thäler und zwischen Heerden und Hirten hinflieſſet, sondern auch volkreiche Städte in seinem Laufe besuchet, und diesen zugleich zur Zierde dienet und zum Vortheil.

Zur

Zur Vollkommenheit des Ganzen würde das beschauliche und das thätige Leben gleichviel beytragen, wenn jeder Mensch da stünde, wo er hingehöret. Der erste und letzte Zweck des Lebens ist doch wol glücklich zu seyn, also sich selbst alles mögliche Gute zu verschaffen, und dann auch für andere alles mögliche Gute zu thun. Aber viele Menschen sind durch Schicksal und Umstände nicht dahingestellet, wo sie hingehören. Seine Rolle würde mancher in guter Gesellschaft sehr gut spielen, und er muß in einem kleinen Städtchen seinen Geist aufgeben. Viele stellt Adel und Rang in der grossen Welt überall vorne, welche Ursache hätten, vor aller Welt sich zu verbergen.

Grausam verdammet man oft Personen zu einem öden, einsamen, und traurigen Leben, welche in der Stadt alles um sich her beseelten, den Geistlosen Geist gaben, den

Trau-

Bibl. Univers. Linz.

Traurigen Muth, und nun Nichts werden müssen aus lauter Vernunft. Wie manche geistreiche Frau vermodert auf dem Lande, wenn ihr Mann für ihren Geist, und ihr Herz gar keinen Sinn hat; wenn ihr nur etwa ein paar wüste und leere Grafen und Landjunker, ab und zu, ins Haus stiefeln; wenn sie niemand hat und niemand sieht, der sie versteht und befriedigt, der Ohren hat wenn sie spricht, und ein Herz für ihr Herz. Aber wie glücklich ist dann auch die Frau, welche in der Welt keine Lage nach ihrem Sinne verlanget, aber selbst den Sinn für jede Lage findet, also immer Ruhe in der Ausübung ihrer Pflicht, Reitze in der Heide, und Blumen unter Dornen.

Benutzet man aufs beste jede Lage, in die uns die Fürsehung gesetzet hat, so findet sich auch leicht Trost in der Einsamkeit, und Vergnügen im Umgang. Einsamkeit giebt vi-

les

les was man im Umgange nicht findet. Umgang, so schlecht er auch seyn mag, giebt immer Stof zum Nachdenken, neue Ideen, neue Bilder, und selbst durch den Nichtgebrauch seiner Kraft einen neuen Zufluß von Geist und Kraft. Geht mit Widerwillen in Gesellschaft, wenn es nicht anders seyn kann, aber geht; überlaßt euch da einem anständigen Leichtsinn; nehmt jedes Blümchen an, das man da für euch bricht, so gering es auch seyn mag. So kommt doch oft Heiterkeit in den Kopf, und Freude ins Herz, und dann gelinget wieder ernsthafte Meditation, und eiserne Arbeit.

Billig halten sich in mancher Absicht, die Vorzüge des Weltlebens, und die Vorzüge des speculativen Lebens die Wage. Ein sehr groſſer Mann war der Meinung, es gebühre Gott und den Engeln allein, bloſſe Zuschauer in der Welt zu seyn. Deswegen

müſſe

müſſe man das ſpeculative Leben ganz verwerfen, inſofern es nemlich ganz auf ſich ſelbſt eingeſchränket iſt, und in der menſchlichen Geſellſchaft weder Licht noch Wärme verbreitet. Aber wie nachſichtig wird man dann auch wieder gegen den eigenſüchtigſten Einſamen, der doch auch nur ſeine Verſtandeskräfte übet, dem es doch auch zu etwas nütze iſt daß er eine Seele hat die ihm das Leere der Müſſe und der Einſamkeit ausfüllet: wenn man den Misbrauch betrachtet, den Weltmenſchen von ihrem Triebe zur Sinnlichkeit machen, wenn man ſieht wie ſie dadurch alle Aufmerkſamkeit, alles Gefühl für Dinge von Wichtigkeit verlieren; wie alle Geiſteskraft bey ihnen erſchlaffet und wegſchwindet; wie leer, wie ſchaal, wie kernlos, allmählig alles wird, was ſie denken und ſagen; wie ſchwer man ſich überhaupt aus dem weichen Schooße des Nichtsthuns

und des Gassenlaufens in intellectueller Würde aufopfert; wie ungern man seine Begriffe sammelt, und seine Neugier wieder anfacht, um mit Hitze auf der ehrenvollen Bahn der Tugend, oder irgend einer Wissenschaft oder Kunst fortzuschreiten. Will man auch behaupten, daß Gutes thun doch mehr sey als Gutes denken; gemeinnützige Geschäftigkeit mehr als innere Beschäftigung des Verstandes und Untersuchungen, welche man bey sich insgeheim anstellt, großmüthige Aufopferung für andere verdienstlicher als der reinste Selbstgenuß: so kann man doch nicht läugnen, daß man auch schon viel Gutes in der Stille thut, wenn man sich da zum thätigen Leben nur gehörig vorbereitet. Der Mensch ist eben so gut zum denken wie zum handeln, also zum speculativen wie zum thätigen Leben gemacht; aber mit der Absicht, daß er in beyden sich übe, und fähig

ſey in beyden der Abſicht Gottes zu entſprechen. Eine gänzliche Abneigung gegen allen Umgang wäre alſo eben ſo wenig Philoſophie, als eine gänzliche Unluſt an der Einſamkeit. Man muß wechſelsweiſe beyde ſatt werden, um beyde zu genieſſen.

Einer groſſen Entſchuldigung ſcheint der Trieb zur Einſamkeit fähig, wenn er dem Herzen Ruhe gewähret. Aber wenn man dieſe in der Welt nicht hatte, und in der Einſamkeit nicht findet, dann iſt offenbar etwas Ungeſundes in der Seele, und dann misbilligt die Vernunft dieſen Trieb.

Treibt uns Misvergnügen und Abneigung gegen Menſchen in die Einſamkeit, und wir vergeſſen in derſelben unſer Misvergnügen und unſere Abneigung, ſo iſt der Trieb, dem wir folgten, gerecht. Dieß iſt der Fall, wenn wir uns in der Einſamkeit nützlich beſchäftigen. Aber wenn wir die Welt, die

wir verlaſſen hatten, in unſere Einſamkeit mitnehmen, wenn uns auch da unſer Mißmuth über alles was wir ſehen und hören nicht verläßt, ſo verlieren wir an Menſchenliebe was wir vielleicht an Menſchenkenntniß gewinnen, und eine vielleicht gerechte Flucht vor den Menſchen gewähret nicht Ruhe.

Bey der größten Abneigung gegen die meiſten Menſchen, die dich umgeben, ſollteſt du doch dieſe Menſchen nicht immer fliehen. Je weniger du alle ſiehſt, deſto mehr Nahrung gewinnet dein unglücklicher Widerwillen, und deſto gewiſſer wirſt du ein Miſanthrop. Vermeideſt du hingegen die Geſellſchaft der Menſchen nicht ganz, ſo haſt du gewiß manche Gelegenheit eine gute Seite an manchem Menſchen zu ſehen, den du nur nicht genug kannteſt; du wirſt Achtung und Liebe für manchen empfinden, von dem du in deiner Kammer glaubteſt, er verdiene

ſie

ſte nicht. Niemals ſollte man darum mehr verſuchen in Geſellſchaft zu gehen, als eben wenn uns dieß am meiſten Angſt und Zwang koſtet. Wer nur mit unbefangenem Gemüthe und wohlwollendem Herzen in Geſellſchaft ſich zeigt, kommt doch manchmal aus derſelben mit Ruhe und Zufriedenheit zurück.

Keinesweges will ich alſo Miſanthropie ausſäen, wenn ich ſage, dieß und jenes veranlaſſet in uns Miſanthropie. Die Geſchichte des Trieben zur Einſamkeit enthält ja auch die Geſchichte von mancher traurigen Krankheit der Seele; und wäre es mir gelungen dieſe Krankheiten richtig zu zeichnen, ſo hätte ich vielleicht auch nicht ohne Glück ihren Hülfsmitteln nachgedacht.

Ekel und Abſcheu entfernen wechſelſeitig den Menſchen von dem Menſchen, in mancher deutſchen Provinz, wo bey dem Umgange, den man ſich wählet, nur Adel und

Familie in Betrachtung kommen, und niemals Anlagen und Eigenschaften zu gutem Umgange. Da fürchtet manche hochadeliche Dame, mehr als Sünde, Tod, Teufel, und Ewigkeit, daß man sie mit Leuten umgehen sehe, die nicht von Familie sind; aber sie fürchtet sich vor nichts, wenn sie ihren Bedienten bey sich im Bette hat. Haus und Hof verlassen solche Damen; sie verlassen Städte die in den fruchtbarsten und schönsten Gegenden liegen, in denen Künste und Wissenschaften blühen, in denen Aufklärung überall gedeyt, in denen Kaufmannschaft den Reichthum, den Ueberfluß, und alle Reitzungen der Sinnlichkeit verbreitet, nur um nicht öffentlich mit Menschen umgehen zu müssen die nicht von Familie sind. Allen diesen unklugen Stolz erwiedert der verständige Unadel mit zehnfach edlerm Stolze. Jeder fliehet weit von jedem Orte, wo er

nur

mit Leute antrifft, vor denen ihm ekelt. Aber sobald man solche Leute nicht auch ganz vergißt; sobald die unangenehmen Eindrücke, die der Unadeliche beim Adelichen und der Adeliche beim Unadelichen macht, eine dauerhafte Abneigung erzeugen, und nicht augenblicklich verdämpfen; sobald diese Abneigung gar in Haß, Ekel, und Abscheu sich verwandelt: so ist man auf Abwegen, welche Gott und alle guten Menschen missbilligen. Hasset man auch den Umgang noch nicht, den man fliehet, so ärgert man sich doch zuweilen über das, was diesem Umgange mangelt, und erfüllet dadurch sein Herz mit immer grösserer Unlust; und so verfällt man in Mismuth und Melankolie: also in einen Zustand der Seele, in welchem man sich selbst oft verächtlicher und schlechter vorkommt, als aller Adel und Unadel ist, den man fliehet.

Scharfsichtig und billig hat ein berühmter Engländer dieß alles überdacht, als er sagte: der allgemeine gesellschaftliche Umgang gebe kein merkliches Vergnügen, und gänzliche Einsamkeit das höchste Mißvergnügen und den gröſten Schmerz. Also sey Schmerz das Uebergewicht, wenn man das allgemeine gesellschaftliche Vergnügen mit den Wirkungen gänzlicher Einsamkeit vergleiche. Jedes wahre gesellschaftliche Vergnügen hingegen überwiege allen Schmerz den der Mangel dieser Vergnügungen giebt; denn gute Gesellschaft, lebhafter Umgang, inniger Freundschaftsgenuß, erfüllen die Seele mit angenehmen Gefühlen. Aber auch Einsamkeit sey auf eine Weile sehr angenehm. Also könne man hieraus vielleicht wol schlieſ-

wir seyen zugleich für Beschaulichkeit und Thätigkeit geschaffen, weil uns Einsamkeit eben so wohl als Umgang Vergnügen

gebe;

gebe; gleichwie die obige Beobachtung uns bemerklich mache, daß gänzliche Einsamkeit dem Zwecke unsers Daseyns völlig widerstrebe, und selbst der Tod kaum schrecklicher sey, als anachoretische Einsamkeit.

Bart und Kapuze mögen immer den Werth behalten der ihnen gebührt. Deswegen wollen wir doch als Weltbürger leben, und so viel Gutes, als uns möglich ist, unter den Menschen thun. Aber nur die Freyheit wollen wir uns erringen, aus der Welt weggehen zu können so oft es uns gutdünkt, und alleine zu seyn mitten im Drange der Geschäfte, und der allgemeinen Jagd nach sinnlichem Vergnügen. Man wage es nur dreiste nach seinem eigenen Geschmacke zu leben, und sich abzusondern von den Menschen bey dem ersten Winke der Vernunft. Man überlasse nur das müssige Vorfahren und Abgeben von Visitenkarten, und alle übrigen

gröſſen Dinge dieſer Art, den Cavalieren und Damen die nichts beſſeres kennen. Wer mit ſich ſelbſt und ſeinen Hausgenoſſen fertig werden kann, macht ſich einen Plan von häuslichen Freuden und Pflichten, wozu er keiner andern Menſchen Hülfe bedarf, und die ihn auch immer gegen Langeweile retten, weil ſie ſeinen Verſtand und ſeine Einbildungskraft immer beſchäftigen.

Gänzliche Einſamkeit iſt doch zuweilen der höchſte Herzensgenuß, für die guten Seelen, die ganz in ihrer Imagination leben, alſo in einer ganz andern Welt, als die iſt, die ſie umgiebt. Solches Glück iſt nur wenigen beſcheeret. Die Welt ſagt, es ſey eine Thorheit; aber die Welt weiß gar oft nicht was ſie ſagt.

Vergleicht man den Werth des beſchaulichen und des thätigen Lebens, die Tugenden die bey jenem aufkeimen bey dieſem ſchlummern,

mern, ſo entſtehet leicht auch eine Vorliebe für die Einſamkeit, wegen des Muthes den ſie erzeuget, und der Stärke die ſie dem Charakter giebt. Bürgerlichen Muth immer mehr in deutſchen Herzen zu entzünden, ach dieß iſt eine Begierde die man gewiß einem Schriftſteller verzeihet der in deutſcher Sprache über Einſamkeit ſchreibt, und die mir alſo auch erlaubt, hier alles gerade vom Herzen wegzuſagen wie ich es fühle, und wie es iſt.

In mancher deutſchen Provinz, wo noch immer der Adel dem perſönlichen Verdienſte nur einen ſehr eingeſchränkten Zutritt erlaubet; wo die aberglaubige Verehrung für die Vorrechte der Geburt die Ehre des Menſchen verdränget, wo alſo der Adel noch immer glaubt und immer merken läßt, es ſey die himmelhohe Kluft zwiſchen ihm und dem Bürgerſtande befeſtigt; wo man alle menſch-

liche

liche Kräfte, mit männlichen und weiblichen Fäusten unabläſſig anwendet, dieſe Kluft in aller ihrer Höhe und Tiefe zu erhalten; wo beynahe der ganze bürgerliche Volkscharakter auf der Stirne das Gepräge dieſes anerkannten Standesunterſchieds trägt; wo man von Jugend auf, die Vornehmen zum Stolz und die Niedrigen zur Schüchternheit bildet; wo der Adel ſeine Vorzüge dem Unadel nicht nur bey allen erdenklichen Gelegenheiten einbläut, ſondern wo der Unadel in einem fort nach jeder von dorther kommenden Gnadenbezeugung jappet: bringt dieß nicht nur auf der einen Seite einen ewigen Stolz und auf der andern einen ewigen Neid, ſondern auch ſogar einen ſo ausſchweifenden Heißhunger nach Adel hervor, daß wahrlich mancher aus dem gemeinen Stande nicht etwa durch ſeinen Geiſt ſich zu heben ſucht, nicht etwa gröſſer, kecker, und edler denkt und handelt,

ſon-

sondern sich lieber nur einen Adelsbrief für dreyhundert und zwanzig Thaler kauft.

Dieß alles erniedrigt den Menschen, benimmt ihm das Gefühl seines innern Werths, benimmt ihm die Erhabenheit der Seele, vermöge welcher man nach keiner falschen Ehre lüstert, nichts von allem dem Tändeltrain verlanget den der Adel dem Unadel versagt, und jeden Menschen als seines Gleichen, und Adelsbrief und Ahnen und Rang, als blos zufällige und unbeträchtliche Vorzüge ansieht. Immer mögen uns die Philosophen lehren, es sey so wohl eine Folge des Bewußtseyns von Talenten oder Verdiensten, als ein Vortheil hoher Geburt und eines angesehenen Namens, daß der Mensch dreister wird. Wer in jenen Provinzen, und unter dem Drucke jener Vorurtheile immer gelebet hat, wird es nicht, und ist es nicht, und schmiegt sich gewiß immer so lange, als er das noch

begehrt,

begehrt, was ihm andere verweigern können. Ein einziger höhnischer Blick, ein einziges Wort der Demüthigung und Erniedrigung aus dem unbedeutenden Munde einer hochadelichen Dame bringt den witzigsten Secretair um seine Einfälle, macht den scharfsichtigsten Prediger stumpf und unwissend, und verursacht dem armen Arzte einen Spasmus, der alle Muskeln seiner Seele zusammenzieht.

Ein kraftloses unfähiges Geschöpf ist also der Mensch der sich selbst nicht fühlt, in den unglücklichen Augenblicken da er glaubt, er falle so eben in die Ungnade eines hochstämmigen Barons, oder einer gnädigen Frau. Aber wie lodert ihm bey solcher Ungnade das Herz empor, wie frey und ungehindert sind seine Bewegungen, wie scheint jede seiner Fähigkeiten verdoppelt, wenn er in einem Lande der Freyheit, oder frühe in

der

der Einsamkeit gelernt hat, solche Menschen und solche Vorfälle blos nach ihrem innern Werthe zu schätzen.

Stärke des Charakters erlanget man in der Einsamkeit, aber Geschicklichkeit zur Anwendung dieser Stärke, aller Vortheile der Einsamkeit ungeachtet, doch nur in der Welt. Muth ist die Hauptsache im Leben. Muthvoll handelt der Einsame vielleicht mehr als der Weltling, aber die Schlauheit hat er nicht muthige Entschlüsse mit gutem Erfolge auszuführen. Einsamkeit giebt Taubeneinfalt aber nicht Schlangenklugheit. Es ist nicht genug, daß man auch Menschen, vor denen andere zittern, keck in die Augen sieht; man muß auch die Kunst kennen diesen Menschen das Herz abzugewinnen; auch die Schliche des Neides, dessen Plane, Hofnungen, und Ränke; auch die Schliche und Pfiffe von allen, die immer eigene Plane

haben,

haben, und also doch gerne jedem andern den seinigen zerstören. Der Einsame und der Welt Unkundige geht in allem gradt durch; der Weltmann weiß wo er stille stehen, wo er ausbeugen, wo er nachgehen soll, und ergreift den Augenblick zum Durchsetzen nicht eher, als bis er ihn hat.

Wohlbenutzte Einsamkeit macht indessen auch, in manchem Betracht, zu Weltgeschäften nicht nur nicht unfähig, sondern wirklich geschickt. Müssiggang und Wollust sind gar zu oft und zu gerne im Gefolge des Weltlebens; und aus beyden wird nichts Grosses. Man sah in unsern neuesten Zeiten, Minister an der Spitze der größten Weltgeschäfte, die täglich zum Besten des Staats nicht über eine Stunde arbeiteten, oder wie andere behaupten, nicht über eine halbe Stunde; alle ihre übrige Zeit ward entweder auf das ängstliche und quälende

Bestre-

Bestreben verwendet, daß sie ja niemand aus dem Sattel hebe; oder bey der Tafel verschleudert, oder im Kämmerlein verbuhlt. Unter solchen Händen kommt das gröste Reich in Gefahr; fürchterliche Revolutionen können entstehen, wenn man nur den rechten Augenblick versäumt. Aufschub ist der Tod aller Geschäfte (*).

Ein

(*) Niemand verstand diese Wahrheit besser, als der alte Pitt. In dem glücklichen Kriege, den England unter seiner Staatsverwaltung mit Frankreich und Spanien führte, ließ Er einst den verschiedenen Befehlshabern der Flotte, der Landtruppen, und der Artillerie wissen, daß sie auf einen Tag, den Er bestimmte, zu einer geheimen Unternehmung, eine gewisse Anzahl Schiffe, soviel Landtruppen, und verhältnißmäßig soviel Artillerie und Kriegsvorrath fertig halten. Alle diese Befehlshaber gaben dem Minister die nemliche Antwort; sie liessen ihm alle sagen, was Er verlange, sey unmöglich.

Ein Miniſter iſt aber doch auch ein Menſch; und nicht jeder hat die Kraft, die jeden zum Dienſteifer aufweckt; jedem die äuſſere

Es war ſchon ſpät in der Nacht, als Pitt diese Antwort erfuhr. Augenblicklich ſchickte er nach ſeinem Secretair, läſterte über die Begegnung, die Er von der Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit der Bedienten des Königs zu erdulden habe, und ſagte zu ſeinem Secretair: Herr Wood, ich befehle euch, gleich nach dem Lord Anſon zu gehen. Auf dem Admiralitätshauſe müßt ihr ihn nicht ſuchen; da iſt er nicht. Geht nach dem Spielhauſe, und ſagt ihm, in meinem Namen: ich werde ihn unausbleiblich anklagen, wenn er nicht gleich die von meiner Hand erhaltene Befehle der Regierung ausführe. Geht von da zu Lord Ligonier; und ſollte er ſein Bett voll Huren haben, ſo reiſſet ihm doch die Bettgardinen auf, und wiederhohlet ihm meinen Auftrag. Dann nehmt euren Lauf nach dem Ritter Carl Frederik, und verſichert ihn, wenn er die Befehle des Königs nicht befolge, ſo ſey dieß der letzte, den er erhalte.

Herr

äuſſerſte Thätigkeit gebietet, und Saumſeligkeit auf der Stelle bey jedem beſtraft. Selbſt Philoſophen erlaubten ſinnliche Lüſte,

Herr Wood gieng alſo nach Whits Caffeehaus, und verrichtete was ihm befohlen war, bey Anſon, dem erſten Lord der Admiralität. Dieſer beſtand darauf: Pitt ſey ein Narr, Er könne ſeine Wünſche nicht erfüllen; jedoch, ſetzte Anſon hinzu, da man einem Wahnwitzigen auch antworten muß, ſo ſagen ſie dem Staatsſecretair Pitt, ich werde das Aeuſſerſte thun, um ihn zu befriedigen.

Von da gieng Wood zu dem Lord Ligonier, dem erſten Befehlshaber der Armee. Auch dieſer ſagte: Es iſt unmöglich, und das weiß Pitt. Indeſſen, ſetzte der alte Lord hinzu, hat Pitt recht, von uns zu wollen was wir können; verſichern ſie Ihn, was möglich ſey, ſoll geſchehen.

Nun giengs noch auf den Oberaufſeher der Artillerie, den Ritter Carl Frederik los. Nach einiger Ueberlegung fand dieſer: daß Pitts Befehle doch wol in der geſetzten Zeit befolgt werden könnten.

Kurz,

damit man die Sorgen wegſpühle, und das Gemüth kühner mache zu neuen Unternehmungen.

Vielleicht haben aber auch dieſe Philoſophen nicht bedacht, daß es höhere Vergnügungen giebt, Abwechslungen von edlerer und dem Menſchen eben ſo angemeſſener Art, bey denen er ſich auch ganz erhohlet, bey denen die Freude auch ganz zurückkommt ins Herz, und die auch neue Luſt und neue Liebe zu Geſchäften entzünden. Cicero hatte den größten Theil ſeiner Jugend den Wiſſenſchaften gewidmet, um ſich durch ſie zu Geſchäften zu bilden; er überließ ihnen als Mann, während der Zeit da er dem Staate diente, und die Laufbahn der öffentlichen Aemter durchlief, alle die Augenblicke die ihm

Kurz, die Flotte, die Armee, die Artillerie, der Kriegsvorrath, Alles, war trotz allen Unmöglichkeiten fertig, auf den von Pitt geſetzten Tag.

ihm von den Geschäften der Republik oder seiner Freunde übrig blieben, ob er gleich diese nur ganz mit Lesen zubrachte, denn zum Schreiben waren diese Augenblicke zu kurz und zu unruhig. Mancher grosse Minister hat also auch wol hie und da, eine halbe Viertelstunde, in welcher er wirklich Herr von sich ist, wenn er will; denn Niemand, sagte wenigstens der Kanzler Bacon, wird durch seine Geschäfte so gefesselt, daß er nicht auch Zwischenräume von Musse finden sollte, in denen er abwarten kann bis Kraft und Wärme wiederkommen. Also ist am Ende nur dieß die Frage: verwendet man seine Zwischenstunden besser zur Aufklärung seines Geistes, oder am Busen der Wollust; besser indem man seine Seele erhebet, oder seine Sinne kitzelt?

Religion sogar, war Erhohlung für grosse Minister, im größten Drange der Ge-

schäfte. Ich weiß daß es itzt, in unsern Zeiten sogar, äusserst thätige Minister in Deutschland giebt, die doch des Morgens und des Abends, ehe die eigentlichen Geschäfte des Tages angehen, oder wenn sie schon geschlossen sind, auf eine kürzere oder längere Zeit, ihre Gedanken in sich selbst sammeln, ihr Leben überdenken, Gott vor Augen haben, und die Betrachtungen bey sich selbst machen, die sie auf ihre letzte und wichtigste Absicht führen. Ein Minister, der religiöse Einkehr in sich selbst mit Ministerialgeschäften verbindet, bleibt immer ruhig und Herr seiner selbst. Er wird nicht durch den Wirbel der Staatsunruhe umhergerissen und schwindlicht gemacht, sondern gehet aus der heiligen Stille, in der seine Seele an höhern Gegenständen hieng, mit reinen und das Herz vergrössernden Gesinnungen, und also mit männlicher Gelassenheit

heit hervor; gestärkt durch die Grundsätze die er sich gemacht, zu allen Unfällen vorbereitet, über alle Klatschereyen seichter Höflinge erhaben.

So wie also der Vornehme seine Muße zur Stärkung und Erhebung seines Geistes und Herzens benutzen kann, so kann es auch verhältnißmässig der Mensch in den geringern Ständen, wenn er nur in den Zwischenzeiten seiner Geschäfte mit hinreichender Beharrlichkeit von den Menschen sich absondert. Da kann er erst recht überlegen, was er täglich sieht und erfährt, was er denken und thun, wie er handeln und leben soll. Die Wachsamkeit arglistiger Schurken macht ihn wachsam auf sich selbst, härtet ihn ab zur Standhaftigkeit, erreget seinen Muth. Neider machen ihn bescheiden und verschwiegen, wenn es ihm wohl geht. Alle zusammen vertreiben in ihm, fast zur Ungebühr, die

Furcht vor den Urtheilen der Menschen. Aber viele Bösewichter sind doch auch so kleine Menschen, daß man sich nur immer ihre Kleinheit und Unbedeutsamkeit denken muß, um sich an die stille Erhabenheit der Seele zu gewöhnen, mit der man ruhig und genügsam, und ohne allen Widerwillen mitten unter seinen größten Feinden wandelt.

Wer um die Urtheile unbefugter oder hämischer Richter sich kümmert, lebt ohne Nutzen, und stirbt ohne Ehre. Jene Schicksale, Weltverhältnisse, und Urtheile sind aber weder unangenehm noch beschwerlich, sobald man nur Müsse und Stille genug hat, sie auf die Wage zu legen und dann zu vergessen.

Es giebt eine Kraft zum Guten, die sich in der Einsamkeit wirklich auch viel besser erhält als in der Welt. Licht und Kenntniße können groß seyn, auch die Entschlüsse gut, aber

aber Schwäche des Charakters zerstöret alles edle Benehmen, und hemmet jede grosse That. Heroische Festigkeit erhält sich nirgends so gut wie in der Absonderung. Eine reitzend schöne Philosophinn von zwanzig Jahren sagte mir einst in Bern: ich fürchte weit weniger die Nachtheile der Einsamkeit als die Nachtheile der grossen Welt, von denen der geringste doch eine gewisse Beugsamkeit und Geschmeidigkeit ist, die alles Gute aus unserm Herzen wegwässert; niemals, setzte dirse Philosophinn hinzu, war ich auch nur auf vierzehn Tage in unserer grossen Bernerwelt, ohne daß ich fühlte, wie alle meine guten Neigungen beträchtlich abnahmen.

Zur Stärkung in der Religion hat darum Einsamkeit ihren unläugbaren Nutzen. Eben so wie die Religion, leitet Einsamkeit zur Gemüthsruhe, zu geduldiger Ertragung des Uebels, und zu unverzagter Erwartung

der Zukunft; und wer nicht Religion hat, ſagt ein groſſer Philoſoph, dem giebt der Anblick der ganzen groſſen Natur keinen Antrieb zum Guten. Darum fand man zu allen Zeiten, daß Einſamkeit das Heiligthum der Religion ſey, und daß man da ihre ganze Kraft empfinde. Darum bezeugen eben ſo philoſophiſch als chriſtlicherhaben denkende Religionslehrer, wie ſich da die Seele durch das ſtete Anſchauen unſerer Verhältniſſe mit Gott erhebe; wie da die Thräne der Zerknirſchung vom Auge falle; wie da kein Seufzer ohne Wirkung zum Himmel ſteige; wie da die Seele ſchmelze, in der ganzen Zärtlichkeit der Andacht, vor dem der ſie erſchaffen hat und vor dem der ſie erlöſet. Selbſt der Weltheiland, der wahrlich des Beyſtandes religiöſer Einſamkeit am wenigſten bedurfte, gab durch ſein eigenes Beyſpiel derſelben ein ehrbringendes Zeugniß, da

Er

Er oft den Garten, den Berg, die Stille der Nacht gesuchet, um Umgang zu haben mit dem Himmel.

Mancher Tugendkampf, wird in der Einsamkeit vollendet, mancher edle Trieb wird da angefachet, mancher Versuchung wird da widerstanden, und wie oft wird Schlaffheit und Trägheit da überwunden. Es ist ein Beweis daß man gar nicht weiß, was der Mensch kann wenn er will, wenn man immer sagt, ach lieber Gott, der Mensch ist nun einmal so. Eben weil der Mensch so ist, muß er sich angreiffen, um mehr zu seyn, als er ist. Unfähigkeit, Erschöpfung, Ekel an sich selbst, und verdrüßliches Wesen, müssen ihn nicht abhalten muthig aufzuspringen vom Bette der Trägheit, zu tugendhaftem Kampfe mit sich selbst. Mit Muth kann man oft seinen eigenen schwächlichen Körper bezwingen, und seinen Geist zu ir-

gend

gend einer nützlichen Arbeit anſtrengen, wenn man nur erſt glaubt, daß man das kann; und wie angenehm iſts am Ende zu ſagen, ſo weit habe ich es doch gebracht, indem ich auch nur ſuchte mich vor Langerweile und Unthätigkeit zu bewahren. Man muß nicht gleich alles liegen laſſen, wenn man auch nicht gleich alles durchſetzt. Groſſe Schwierigkeiten überwindet man am Ende doch immer durch ausharrenden Muth.

Alles zuſammengenommen ſchadet Einſamkeit der menſchlichen Geſellſchaft blos durch ihren Misbrauch; an ſich ſelbſt iſt ſie derſelben weder nachtheilig noch ſchädlich. Sie ſchadet nicht mehr und nicht weniger, als alles misbrauchte Gute in der Welt: folglich nicht mehr und nicht weniger als Wiſſenſchaften, Feuer, Waſſer, Aſſembleen, Clubs.

Alle unläugbar üblen Wirkungen der Einſamkeit kann man zugeben, ohne daß dieß

alles

alles mögliche Gute, was sich von der Einsamkeit sagen läßt, nur im allergeringsten schmälert und vermindert. Man kann ohne die geringste Bedenklichkeit eingestehen, daß viele Menschen in der Einsamkeit äusserst müssig und lasterhaft leben, daß sie ihre Gedanken auf Dinge wenden die sie zu gestehen sich schämen würden; daß Ehrfurcht und Geitz, zuweilen die gröbsten Leidenschaften, zu andern Zeiten wieder die unbedeutendesten Kleinigkeiten an ihrem einsamen Nachsinnen den größten Antheil haben; daß sie die Welt mit allen ihren Lastern in ihre Einsamkeit hineinbringen, und selbst wenn sie alleine zu seyn scheinen, doch mitten in der Welt leben. Dieß alles beweiset viel gegen diese Menschen, aber nichts gegen die Einsamkeit.

Klopstock sagt: Einsamkeit habe in der Rechten einen Becher der Freude, und in der Linken einen wütenden Dolch; jenen reiche

che sie dem Beglückten, und diesen dem Leidenden. Aber dieß läugne ich. Einsamkeit giebt auch dem Leidenden ihren Freudenbecher; und den wütenden Dolch nur dem, der zügellos darinn schwärmt, oder ein Sklave erhöhter Leidenschaft darinn wird. Einsamkeit ist sehr oft ein Dolch für Verliebte; aber sie ist immer Nectar im Becher der Philosophie.

Aeusserst einsam kann man leben, und doch deswegen nicht ohne alle gesellschaftliche Verbindungen seyn. Freylich würde der Mensch ausser aller Verbindung mit den Menschen, so wenig die Pflichten gegen sich selbst und gegen den grossen Urheber seines Daseyns, als die Pflichten gegen seinen Nächsten erfüllen, und also ohne Gefühl seines Elends nicht länger in seinem elenden Zustande bleiben können. Aber es ist eben so wenig ohne Ausnahme wahr, daß man in

der

der Einsamkeit seine eigenen wichtigsten Angelegenheiten oder die Angelegenheiten seiner Mitmenschen versäumt, als es wahr ist, daß man im Weltumgange immer beyde beherzigt.

So giebt es auch einen Umgang, der mit der eifrigsten Absonderung von dem Weltleben, nicht im Widerspruche ist. Einer der größten und weisesten Menschenlehrer, dem man glauben kann was er sagt, weil er nichts sagt als was er thut, mein unaussprechlich geliebter und verehrter Spalding, hat in seiner von mir so oft benutzten Predigt über die Einsamkeit gezeiget: "eine Gesellschaft worinn man eben das sprechen kann, was man in der Einsamkeit mit Gott spricht; wo gottselige Rechtschaffenheit und muntre offenherzige Vertraulichkeit sich vereinigen; wo kein Gespräch von gleichgültigen Dingen mürrisch ausgeschlossen wird, aber auch kein

solches gleichgültiges Gespräch die Wahrheit und die Tugend versetzet; wo dann auch ebendeswegen das Vergnügen so viel einnehmender und grösser ist, weil es Unschuld und Gottesfurcht zur Begleitung hat; ein gesellschaftliches Leben von dieser Art, sey mit der christlichen Absonderung so wenig im Streit, daß vielmehr eines dem andern helfe, und in beyden ziele alles am Ende auf einen gemeinschaftlichen Zweck.

Wer Freunde hat wie sein Herz sie wünschet und verdient, der wird alles mit ihnen theilen was er hat, den Gewinn den ihm die Welt durch seine Beobachtungen giebt, und die Schätze die er in der Einsamkeit bey stillem Nachdenken sammelt. Nie wird ihn das Weltleben hinreissen, nie wird sein Herz in der Einsamkeit vertrocknen. Dieß fühlte das schöne Herz des Petrarcha, als er sagte: was kann man sich glücklicheres vorstellen,

len, als ein Leben mit geprüften und völlig einigen Freunden, mit denen man ganz laut denken darf, die nur eine Seele haben, und einen Willen? Giebt es wol etwas angenehmeres, als immer heitere Stirnen, immer einträchtige Seelen, immer offene Herzen? Was ist süsser, als eine Gesellschaft, worinn die Wahrheit herrschet, ohne Zwang, ohne Zurückhaltung, und ohne falschen Schmuck? Ein solches Leben ist der Gegenstand aller meiner Wünsche, und wenn ich das erreichen kann, so beneide ich keinen Menschen.

Alle Vortheile ländlicher Einsamkeit kann man auch mitten im Stadtleben geniessen. Wenn Petrarcha in Städten lebte, gieng er doch immer gerne ins Weite und Freye. Er verlohr sich gerne in Wäldern und einsamen Gegenden, und sehr oft entzündeten diese Spatziergänge sein poetisches Feuer, oder erregten in ihm grosse philosophische und po-

litiſche Gedanken. Als er einſt in Parma war, begegneten ihm die Vornehmen dort, und zumal die Herren von Corregio, äuſſerſt ſchmeichelhaft; aber Petrarcha war nicht ein Philoſoph, der auf den Umgang mit Vornehmen geitzte: denn Er fühlte bald, daß ein Philoſoph den Vornehmen wahrlich eben ſo oft Langeweile macht, als ſie ihm. Darum ſtahl Er ſich davon, ſo oft er konnte, um auf das Land zu laufen; das war ſein Vergnügen. Mitten in Parma lederte die Sehnſucht nach dem Lande und nach der Einſamkeit ſo ſehr in ihm auf, daß er ſich ein Häuschen in einer abgelegenen Gegend aufſuchte, wo er ſicher ſeyn konnte vor dem Lerm und Ungeſtüm der Stadt. Ein ſolches Häuschen fand er in Parma ſelbſt; es war ein Garten dabey, und dieſen Garten wäſſerte ein Bach. Von dort ſchrieb er an einen ſeiner Freunde: ich habe das Land mitten in

der

der Stadt, und die Stadt mitten auf dem Lande. Bin ich der Einsamkeit überdrüssig, so darf ich nur herausgehen, und finde gleich Gesellschaft; bin ich der Gesellschaft müde, so gehe ich in mein Häuschen zurück, und finde da die Einsamkeit. Ich geniesse hier eine Ruhe, von der die Philosophen in Athen, die Dichter auf ihrem Parnaß, und die Anachoreten in der Wüste nichts wußten. Möchte nur hier kein Weltglück mich heimsuchen; möchte es dafür lieber in die Paläste der Könige stürzen, und vor einem Menschen wegfliehen der sich hier verbirgt.

Man sieht wie Petrarcha immer ein wenig poetisirt; das ist auf gut Niedersächsisch; wie er immer Tausend sagt, anstatt Hundert! Aber niemand in der Welt hat doch ein Gartenhaus, wo er dieß alles nicht eben so gut denken, empfinden, und erfahren kann, als Petrarcha.

Rousseau liebte seine Katze so herzlich, weil sie einen Willen hatte, das ist, weil sie nie kam, wenn er sie rief. Wer aber in der Einsamkeit seiner Freyheit beraubt ist, und also seinen Willen nicht hat, muß sich dann mit dem Troste behelfen, mit dem die Frau von Staal in der Bastille vorlieb nahm: im Gefängnisse, sagt diese Französische Hofdame, hat man seinen Willen nicht, aber man braucht auch nicht den Willen eines andern zu befolgen. Dieß ist schon zur Hälfte Gewinn. Die Entfernung von Allem entfernet die Begierden, und die Unmöglichkeit sie zu befriedigen, erstickt sie schon in der Geburt.

Also hat doch die Einsamkeit unläugbare Vortheile, wenn man sie nur nicht misbraucht, und wenn man Einsamkeit und Umgang vermischet und abwechselt. Seneca sagt vortreflich: jene mache uns Lust wieder

Men-

Menſchen zu ſehen, dieſe treibe uns zu uns ſelbſt zurück; eins ſey die Arzeney des andern. Die Einſamkeit befreye uns von dem Ekel gegen den Umgang, der Umgang von dem Ueberdruſſe der Einſamkeit. Der Geiſt müſſe nicht immer geſpannt ſeyn, ſondern auch zum Scherze geneigt. Socrates habe ſich nicht geſchämt mit Knaben zu ſpielen; Cato habe ſich beym Weine erhohlet, wenn er ſich durch ſeine Sorgen für die allgemeine Wohlfart ermüdet fand; und der kriegeriſche und triumphirende Scipio habe getanzt.

Zwiſchen Welt und Einſamkeit, Sinnlichkeit und Streben nach höherm Vergnügen, muß man ſich darum mit edlem und männlichem Geiſte theilen; und ſo verleitet uns gewiß weder der Leichtſinn des Zerſtreuungsſüchtigen zur Thorheit, noch der finſtere mürriſche Ernſt des Einſiedlers zum Menſchenhaſſe; denn zwiſchen Welt und

Einsamkeit liegt die wahre Weisheit in der Mitte.

Alle diese hingeworfenen Anmerkungen über Einsamkeit und Weltleben, und die vernünftige Mittelstrasse zwischen beyden, machen doch vieles deutlicher, das in diesem ganzen Werke über die Einsamkeit gesagt ist, und daß gewiß mancher schiefe Kopf aufs äusserste misverstanden hat. Aber über zwey Hauptpunkte vorzüglich, möchte ich mich anitzt noch so genau und bestimmt als möglich erklären; über Mystik, und Möncherey. Beyde verdienen Aufmerksamkeit: die Mystik, wegen der Gröſſe ihres Gegenstandes; die Möncherey, wegen der Revolution, die sie schon erlitten hat, und die ihr noch drohet.

Manches habe ich gegen Mystik gesagt. Manches möchte ich über Mystik noch sagen, und auch wol, der Billigkeit gemäß, man-

ches

ches dafür; denn wer mich beschuldigt, daß ich irgendwo in diesem ganzen Buche, unbillig sey, gegen irgend eine Religionspartey, gegen irgend eine Sekte, gegen irgend eine Classe von Menschen, oder gegen irgend einen Menschen, der hat mich nicht verstanden, und thut mir Unrecht.

Religion und Liebe umarmen sich zuweilen so innig und herzlich, daß man doch ein wenig mit der Mystik bekannt seyn sollte, um manches Phänomen recht zu verstehen. Einst sah ich in der Schweitz, wie sich zwey grosse Theologen in einem Anfalle von ätherischer Verliebtheit, auf der Heerstrasse eine Art von himmlischen Küssen gaben. Gestorben wäre ich, wenn ich nicht hätte lachen dürfen, denn nach jedem Kusse hielten sie stillschweigend die Köpfe in die Höhe, wie die Hühner wenn sie trinken. Wer so küßt und so empfindet, ist auf der Heerstrasse der

Imagination nicht ſehr weit vom Gebiete der Myſtik.

Alle coketten Damen frömmeln mehrentheils, wenn ſie nicht mehr ſchön ſind. Aber wenn man in ihren Herzen den Uebergang von ihren ſüſſen Sünden zur Frömmeley etwas genau betrachtet, ſo wird man immer zuerſt eine Capitulation zwiſchen Menſchheit und Frömmigkeit gewahr; und dieſe iſt nur gar zu oft der Weibermyſtik Anfang. Iſt der Gewiſſenserwecker, Gewiſſensrath, und Beichtvater, ein ſchlanker, friſcher, und ſehr ſchöner Mann; hat er ſchöne, glühende, und ſchmelzende Augen; etwas heiteres, ſanftes, ſüſſes, kühnes, fliegſames, biegſames, ſchmiegſames, und verliebtes in ſeinem ganzen Weſen: o ſo iſt die Bekehrung einer coketten Dame ſchon zur Hälfte fertig! Kindliches Hingeben, Froheit bey jedem geiſtlichen Geſpräche, wird bey einem ſchönen Manne ſo

leicht.

leicht. Ach man gäbe Landgüter und Reichthum, oft Mann und Kinder hin, um an der Seite dieſes ſchönen Heiligen zu leben und zu ſterben! Er ſagt doch alles ſo ganz anders, als es unſere ſteifen und gebeugten Paſtoren ſagen. Verſteht man ihn nicht immer, ſo iſt man doch immer von ihm verſtanden; denn er iſt ſo innig mit der Menſchheit vertraut, er ſieht ſo ſcharf in alle Ecken des Herzens; und urtheilt dann doch ſo gelinde! So vergißt eine ſündenvolle Dame alle ihre ſündigen Liebhaber, aus Liebe zur Religion, und zu einem ſo ſchönen Manne. Und Er, der ſchon hundert und tauſend Damen und Weiblein, und Weiberſeelen von jedem Format und allen Editionen, geleitet hat am Seidenfädelein der Liebe, macht euch dann täglich inniger und vertrauter mit ihm; ihr öfnet euch ihm ganz, und ſagt ihm Alles, und macht täglich Rieſenſchritte in der

Religion, am Seidenfädelein der Liebe; und so endigt sich zuletzt alles in Mystik und ätherische Verliebtheit.

Zu den wahren Mystikern zähle ich durchaus nicht, jene lauten lermenden und unbedeutenden Windbeutel, jene Kerle von ausschweifendem Dünkel, die hie und da so viel Spuk und Geschrey von Mystik machen, und deren geistloses Geplauder nichts ist, als ein tönendes Ertz, und eine klingende Schelle. Eine ganz andere Menschenart sind die ächten Mystiker, ein friedsames Volk, das sich nie besäuft, keine Bockscapriolen macht, keine Convulsionen hat, und in immerwährender Liebe und Ruhe vielleicht die höchste Stufe menschlicher Glückseligkeit erreichet. Liebe und Ruhe in immerwährendem ungestörtem Fortgang, ist schon im gewöhnlichen Menschenleben, ein göttlicher und ewig wünschenswerther Zustand, wenn wir auch nur

ein

ein Weib lieben; und ist das höchste aller Wesen, der Gegenstand unserer Liebe, so kenne ich nichts, das auf Erden fähig wäre der Imagination und dem Herzen eines gesunden Menschen solche Himmelsruhe zu verleihen.

Wahre Mystik hat zur Absicht, den Verstand durch Beschaulichkeit zu erleuchten, und das Herz zur reinsten Liebe zu erwärmen. Wage dich nicht in dieselbe, mit einer groben Organisation; nicht wenn du dich unfähig fühlest zum feinsten Aufmerken und Sehen, und zur höchsten Verliebtheit.

Fortschritte in der Mystik macht man nur auf zwey Wegen, auf einem gewöhnlichen und auf einem ungewöhnlichen. Der gewöhnliche ist dieser. Die Seele muß in der völligen Ueberzeugung von ihrem Nichts, und von ihrer äussersten Verdorbenheit, an sich selbst nicht anders denken als mit Ekel

und Verachtung (*), hingegen mit der gröſten Andacht und der aufrichtigſten Liebe zu Gott aufſchauen, und gemeinſchaftlich mit deſſen allerhöchſter Gnade und Kraft alles aus dem Wege räumen, was ſie von Gott entfernet. Was dann aber die Seele durch ſich ſelbſt nicht vermag, das wirket Gott allein durch Vertilgung aller ihrer Verdorbenheit, und dieſer Einwirkung muß ſie ſich ruhig und gelaſſen unterwerfen. Ungewöhnliche Fortſchritte auf dieſem hohen Tugendwege macht der Myſtiker, der gleich von Anfang Exſtaſen und Viſionen hat, und bey dem Gott durch auſſerordentliches Licht, und auſſerordentliche Gefühle, in ſeinen Verſtand, in ſeine Imagination, und in ſeine Sinne wirket. Gehet Gott vor ihm her, ſo wird ihm

(*) Aber deswegen muß man nicht, zum Beweiſe und zur Uebung ſeiner Demuth, wie die myſtiſche Nonne Marie à la coque, anderer Leute Speichel auflecken.

ihm alles eben und leicht; Er zerschlägt die ehernen Thore, Er zerbricht die eisernen Riegel.

Alle ächten mystischen Schriftsteller, vereinigen sich in den eben angegebenen und in den folgenden Lehrsätzen. Wir seyen alle von Gott erschaffen, um Eins zu seyn mit Gott, Ihm ganz ähnlich, damit Er alles sey in allem. Dieß werde nur durch die Kraft seines Geistes möglich. Als der Mensch durch sich selbst etwas seyn wollte, habe er sich mit allen seinen Nachkommen in Verderben und Untergang gestürzet. Abgerissen von Gott, habe sich der Mensch an den Menschen gehängt, sey in Finsterniß, Lastern, und Verdorbenheit verwildert. Aus diesem Abgrunde könne nur Gott den Menschen retten, und zu seiner ersten hohen Bestimmung wieder aufrichten. Dieß wolle Gott durch seine unermeßliche Güte, Einwirkung,

wirkung, und Gnade; von den Menschen verlange Er nur ein williges Herz, und die kräftige Mitwirkung. Dann komme Gottesfurcht in den Menschen. Dann werde der Mensch gereiniget, erleuchtet, vereinbar gemacht mit Gott, und zuletzt wirklich mit Gott vereiniget. Wer an Jesum als den Sohn Gottes, als den Herrn und Heiland glaube, sey im eigentlichsten Sinne ein Kind Gottes, ein Mitgenoß der göttlichen Natur, und stehe in einer ähnlichen Verbindung mit Gott. In diesem Jammerthale sey zwar, bey dieser Vereinigung und Mitgenossenschaft, noch nicht der Genuß, den nur die Ewigkeit verspricht. Noch wandeln wir im Schatten. Unser Wille sey noch nicht Eins mit dem Willen des Allerhöchsten; oder der Auserwähltesten, zum Leiden und zum Genusse, seyen nur wenige.

Insowelt sind alle mystischen Schriftsteller eins. Verschieden sind sie, nach ihrer Meinung, nur in Dingen, die wieder auf Eins hinauslaufen. Körper und Seelen der Menschen, sagen sie, sind unaussprechlich unter sich selbst verschieden. Menschen widerstehen darum Gott, auf eine äusserst verschiedene Weise, nach ihrer grossen Temperamentsverschiedenheit, nach ihrer Lage in der Welt, nach der Verschiedenheit der Menschen mit denen sie umgehen. Also seyen die Wege, auf welchen Gott die Menschen an sich ziehet, auch äusserst verschieden. Gott allein wisse was die Natur jedes Menschen duldet und trägt, was er kann, was er bedarf, und was ihm schadet. Er neige sich zu jedem; durch Licht und Strafe; auf blumichtem Pfade, und dornichter Bahn; durch unmittelbare Erleuchtung, oder auch nur durch den Glauben; durch alle Reize

der

der Liebe, und durch die peinlichſte Zucht; durch Ausgieſſung ſeines ganzen Geiſtes, oder auch nur durch Entzündung unſers Willens. Bey dieſen unendlich unter ſich verſchiedenen Einwirkungen Gottes, ſey die Gegenwirkung des Menſchen eben ſo verſchieden. Keiner erfahre wie der andere, und alle erfahren Eins; alle werden durch den Geiſt Gottes gezogen, und jeder wandere ſeinen eigenen Weg.

So begreift man alſo was Erfahrungstheologie iſt. So iſt der Faden durch alle Labyrinthe der Myſtik gefunden. So entwickelt ſich die Verſchiedenheit myſtiſcher Eingebungen, myſtiſchen Sehens und Empfindens; die Erhabenheit dieſer Erfahrungstheologie, und ihr Nichts; ihre höchſten Flüge, und ihre befriedigende Träumerey.

Schön und edel ſagen die am weiteſten gekommenen Myſtiker: Gott iſt uns allen ge-

geinwär-

genwärtig, ob Er gleich uns allen abwesend scheint. Seine Gegenwart empfinden nur wir, durch die zwischen uns und diesem höchst vollkommenen Wesen festgesetzte Uebereinkunft und Aehnlichkeit. Wiederhohlte Läuterungen gaben uns, unsere ursprüngliche und erste Reinheit wieder, die uns eigen war, in dem Augenblicke unsers Ausflusses von Ihm. Wir sehen Gott, insofern Er sichtbar ist nach seiner Natur. Der Schleyer, welcher uns umhüllte, reisset. Verschwunden sind die Bilder, die uns umschwebten, und von dem Anschauen Gottes entfernten. Der Schatten entweicht. Nichts hindert das ewige Licht, uns zu erleuchten, und zu erfüllen. Das würdigste Geschäft des Menschen ist, daß er seine Seele von allen sinnlichen Gegenständen wegwende. Er soll sich zurückziehen in sich alleine. Er soll sich absondern von allem. Er soll sich verlieren

in seinen Betrachtungen, bis er sich selbst und alles was er wußte, ganz vergißt. Diese Tiefe des Beschauens und des Sehens, ist nicht unser gewöhnlicher Zustand, aber er ist der Einzige der alle unsere Wünsche erfüllet. Er giebt uns diese wollüstige Ruhe, in der alle Dissonanzen aufhören die uns umgaben und unsere Ohrtn verschlossen vor dieser göttlichen Harmonie, die itzt alles um uns her hat. Nun sind wir an dem Urquell des Lebens, im Verstande Gottes, am Ursprunge des Seyns, in den Regionen der Wahrheit. Dieß ist der Mittelpunkt alles Guten, der Ocean aus dem immer Seelen zu Gott aufsteigen, und in den immer Seelen von Gott ausfliessen. Da vereinbaret sich alles für Menschen mögliche Glück. Da hören alle Leidenschaften auf. Da ist das Ende aller Unwissenheit und aller Unruhe. Da ist nichts als Leben, Verstand, Freyheit,

heit, und Liebe. Dahin ſollen wir alle ſtreben. Alle Hinderniſſe ſollen wir zertreten, von uns ſtoſſen, alle die betrügeriſchen Phantomen, die uns in die Irre führen, die uns berücken. Wir ſchwingen uns dahin im Preiſe Gottes, und dieſes glückſeligen Augenblicks, der dem Ewigen ſeinen Ausfluß wieder zuführet, und uns vereinigt mit unſerm Urquell.

Lieber Leſer, möchteſt du nicht auch ſo träumen können? Geſtehe es ins geheim, wenn du es öffentlich nicht geſtehen darfſt, daß der Menſch äuſſerſt glücklich iſt, welcher ſich dieß alles einbildet, denkt, und glaubt. Scheint dir alſo die Myſtik nicht der unfehlbare Weg zur höchſten menſchlichen Glückſeligkeit; und mehr als Alles in der Welt einer gänzlichen Verläugnung unſerer ſelbſt, und aller irdiſchen Dinge werth?

Auf solchen Höhen des Lichts und des Friedens, schwebten drey Männer, welche ich schon in meiner zarten Jugend innigst verehrte und liebte: Fenelon, Muralt, und mein Vater. Fenelon, der Erzbischof von Cambray, der unsterbliche Verfasser des Telemachs, der liebenswürdigste Mann seiner Zeit, lebte viele Jahre hindurch ganz in der Mystik. Mir war als wenn ein Duft seiner Heiligkeit mich umschwebe, da ich in Cambray den ertzbischöflichen Pallast sah, den Er bewohnte. Ach wie pochte mir mein Herz von inniger und erhabener Freude, als ich in einer stillen und schönen Mittagsstunde, im Jahre 1751, in Fenelons Kirche zu Cambray kam, und da, mit einem Schauer von Ehrfurcht, und einer süssen Thräne im Auge, vor den hohen Altar trat, wo Er so oft seine heiligen Hände, und sein sanftes schönes Herz, zu Gott erhub! Herr von

Mu-

Muralt, ein Edelmann aus meinem Vaterlande Bern, der Verfaſſer jener einſt ſo berühmten Briefe ſur les Anglois, ſur les François, et ſur les Voyages; der Einzige Schweitzer von dem die Deutſchen glaubten, als ſie unſern groſſen Haller noch nicht kannten, Er ſey der Verfaſſer von Hallers zuerſt ohne den Namen ihres wahren Verfaſſers herausgekommenen Schweitzeriſchen Gedichten; Er, der in jenen Zeiten, da man in Frankreich noch immer wähnte, ein Schweitzer und ein Vieh ſeyen einerley, den Franzoſen zuerſt die Leerheit ihrer Schöngeiſterey aufdeckte, ihnen zuerſt bewies, ihr hochgelobter Boileau ſey nur ein ſehr mittelmäſſiger Dichter: dieſer Herr von Muralt, der gröſte Denker, der geſchmackvollſte Philoſoph, und damals der beſte Schriftſteller in der Schweitz, war in der völligen zweiten Hälfte ſeines Lebens, auf ſeinem Gute zu

Colombier, an den schönen Ufern des Neufchateller Sees, in diesem himmlischen Zustande. Mein geliebter, und mir in meinem dreyzehnten Jahre verstorbener Vater, ein Lebenslang kränklicher, aber sehr verständiger und sehr aufgeklärter Mann, dem ich meine freye Denkart, und eine edle Erziehung zu danken habe, den ich aus Zärtlichkeit und Ehrfurcht anbetete, war viele Jahre hindurch, ohne daß Er es mir wollte merken lassen, in diesem himmlischen Zustande.

Was Fenelon, Muralt, und mein guter Vater gekonnt haben, kann ich nicht. Was den einen Menschen zum Mystiker macht, findet sich überaus selten bey dem andern. Kein Mensch der bey Sinnen ist, kann auch darum die mystischen Sätze, zu allgemeinen Lebensregeln machen wollen; aber erlaubt ists, ein Mystiker zu seyn, wie es erlaubt ist, unverheurathet zu bleiben.

Eine

Eine sehr erhabene Seite hat also die Mystik; und sie ist auch bey allem ihrem Dampf und Nebel, der Welt und den Menschen oft wahrhaftig nützlich gewesen. Religion des Herzens, und Theologie des Friedens, fand man sehr viele Jahrhunderte hindurch, allein bey den Mystikern und in ihren Schriften. Unsinn und Wuth war alles was sonst die meisten Christen lehrten und thaten. In den Zeiten des schrecklichsten Unverstandes, in der schwärzesten Nacht des Aberglaubens, unter der allgemeinen Herrschaft der Orthodoxie, des Glaubenszwangs, und der Laster, war Mystik, Kühlung und Labsal für Herzen die keinen Gefallen hatten an den Spitzfindigkeiten der Schultheologie, an blossen Ceremonien, und an einer fruchtlosen Religion.

Seit der ersten Glaubensverbesserung im sechszehnten Jahrhundert, und bey aller

Wuth die durch sie in die verfolgende Partey unter den Christen fuhr, und bey allem Hasse der natürlicher Weise die Verfolgten gegen ihre Verfolger aufbrachte, war Mystik noch das einzige Band der Liebe zwischen Christen von verschiedenen Secten. Mit Vergnügen sieht ein Menschenfreund, wie den deutschen Lutheranern und Reformirten, durch so manches liebes Wort das Herz aufgieng, welches mystische Priester und Mönche schrieben. Die Schriften eines deutschen Dominikaners, des Taulerus; eines spanischen unbeschuhten Karmeliters, des Johannes a Cruce; eines Kapuziners in Löwen, des Paters Johannes Evangelista; eines Französischen Kapuziners, Constantinus von Barbanson; eines Kapuziners aus Trier, des Victor Gelenius; eines französischen Benedictiners, des Ludewigs de Blois; eines Alfonsus de Orosco, Beichtvaters Carls des fünften; des

Har-

Harphius, eines Franciſkanerguardians in Mecheln; eines franzöſiſchen Karmeliters, des Johannes de Saint Simon; eines deutſchen Dominikaners, des Heinrich Suſo; eines ſpaniſchen Theatiners, des Lorenz Scupoli; eines ſpaniſchen Franciſkaners, des Alphonſus Madrilienſis; eines deutſchen Karthäuſers, des Juſtus Lansbergius; der ſpaniſchen Biſchöfe Johannes Palafox, und Diego Stella; eines ſpaniſchen Jeſuiten, des Alphonſus Rodriguez; der franzöſiſchen Jeſuiten, Sait Jüre, Rouet, und Rigoleuc; der Cardinäle Petrucci und Bona, und unzähliger anderer Catholiſcher Verfaſſer, wurden häufig von Proteſtanten geleſen, benutzet, bewundert. Eben ſo waren die Proteſtantiſchen Myſtiker den Catholiken willkommen. Schriften, die Luther und Arndt gelobt und herausgegeben hatten, beförderten franzöſiſche Mönche zum Drucke. Unter allen theo-

logischen Schriften des siebenzehnten Jahrhunderts, kamen immer die Schriften der Mystiker am meisten in Gang. Keine Bücher sind in so viele Sprachen übersetzt, keine häufiger gedruckt. Die Schriften der Guyon, der Bourignon, der Schukmann, wurden beynahe classisch. Sonst war alles, in jenen Zeiten, Controvers und Zankapfel. Ein allgemeiner theologischer Krieg, herrschte zwischen jeder Hauptpartey, und bey jeder Religionspartey unter sich. Aechte catholische und protestantische Mystiker hingegen, haben aus ihren Schriften alle orthodoxen Schulfüchsereyen, allen Zwist, und alle Glaubensstreitigkeiten verbannt. Mystik allein vereinigte Catholiken und Protestanten, war eine allgemeine Herzenssprache, welche catholische und protestantische Frömmeley verstand und liebte. Mystik brachte alle Köpfe unter einen Hut.

Michel

Michel Schuppachs Urinbeschauerey, beugte den Stolz von manchem schulgelehrten und dogmatischen Arzte; und so beugten mystische Weiber, durch alles was sie schrieben, den Stolz aller Theologen. Diese Weiber, die wenig und oft gar keinen Unterricht gehabt, rissen mit grossen Verstandskräften, und zumal mit einer alles hebenden und alles belebenden Imagination die Welt zu sich hin; und die Schriften gelehrter Theologen, Kirchenräthe, und Professoren, blieben ungelesen. Man erstaunte über den Styl und Vortrag dieser Weiber, über ihre freye, aufrichtige, natürliche, naive, wohlwollende, gründliche, einfache, und leichte Sprache; über ihren Kindersinn; über die Reinheit in ihren Ausdrücken und Gefühlen; über den lebendigen Geist, der überall hervorstrebte, und in allem webte; über die praktische Tugend, die nie den Verdacht erregte von bloser

ſer Empfindeley; über die heroiſche Verläugnung aller Weltfreuden, und beynahe aller Coketterie; über die aufrichtige Buſſe; über die gänzliche Ergebenheit in den Willen Gottes, und alle ſeine Führungen und Leitungen unſerer Schickſale; über die gänzliche Vermeidung des Allgemeinen, des Verworrenen, des Schulgerechten, wobey der Geiſt ſtumpf bleibt, und das Herz verfriert. Dieſe Weiber verbreiteten nicht nur mehr Andacht und Religionsgefühl, ſondern mehr wahre und weſentliche Religion, als alle die zankſüchtigen Schriftgelehrten, Phariſäer, Buchſtabenmenſchen, und Pedanten der damaligen Zeit, auf ihren Kathedern und auf ihren Kanzeln.

Wahre Myſtik war immer beſſer, als die gewöhnliche chriſtliche Religion, wie man ſie treibt. Sie war beſſer als jene ſteife Pedantentheologie die dem Herzen nichts ſagt,

und durch ihr Schulgeschwätz weder erleuchtet noch bessert. Unendlich vernünftiger, tröstender, lehrreicher und klarer als alle Mystik ist freylich die Religion Christi, wie sie in unsern Zeiten vorgetragen wird. Aber für Menschen, die ohne Enthusiasmus und Schwärmerey nicht gut seyn oder werden können, ist Mystik, ist Herrnhuterey, ist Alles was man will, besser, als steifer und herzloser theologischer Unterricht; eben so wie die Moral der Freymäurerey besser ist, als alte schulgerechte Kanzelmoral.

Diese Apologie der Mystik hat man wol von mir nicht erwartet. Aber sie widerspricht keiner von den Anmerkungen, welche ich im ersten und zweiten Theile dieses Buches machte. Mystik ist im Auge der Philosophie nur insofern verwerflich und verächtlich, als sie sich in Dampf und Nebel einhüllet, als sie übernatürliche Gaben fordert,

dert, und als man unmittelbar von Gott erleuchtet, oder ein Engel seyn soll, um den Jacob Böhm zu verstehen; nur insofern man also ihre Begriffe gar nicht bis zu der Deutlichkeit aufzuklären weiß, wodurch sie auch denen einleuchten könnte, die nicht Mystiker sind; nur insofern man nicht angiebt, was der Mystik wesentlich und was ihr zufällig ist, und die Kennzeichen wodurch sich die ächte und reine Mystik von der unächten und unreinen unterscheidet; nur insofern man ihr Licht in unverständliches Geschwätz und kauderwelschen Styl einhüllet, und dann diese elende Kerze denen um die Ohren schlägt, die man bekehren will; nur insofern man bey ihrem Vortrage die Sprache der Einfalt und der Empfindung ganz verfehlet; nur insofern man behauptet, Vernunft oder Verstand müssen so wenig der Frömmigkeit vorleuchten, als der erhabenern, lebhaftern,

und

und zum herrschenden Affect gewordenen Gottseligkeit; nur insofern man wähnt, durch Vernunft mache man sich zu allen geistlichen Empfindungen und Erfahrungen ganz ungeschickt; nur insofern man also die ganze Religion Christi in Spiel der Einbildungskraft und schwärmerischen Trug verwandelt; nur insofern man also in der Einsamkeit theosophisch (*) huckt und lungert, bis die inwen-

(*) Alle von der unächten Mystik Genesene, werden wissen, was ich durch theosophisches Hucken und Lungern verstehe. Allen Kennern der verschiedenen Gattungen und religiösen Unsinns ist bekannt, daß nicht nur eine Ader von Mystik durch alle unsere empfindelnden Secten läuft; sondern daß alles was ich in dem ersten und zweiten Theile von den Mystikern aus allen Religionen sage, auch von den Windbeuteln zu verstehen ist, die des Morgens frühe sich blos für Freunde und Grundkenner der Mystik ausgeben, des Nachmittags für Naturtheologen, und des Abends, wenn sie besoffen sind, für Theosophen.

wendige Erleuchtung kommt; nur insofern man nicht sieht oder nicht sehen will, daß ein brennender aber unaufgeklärter Liebeseifer, weibliche Herzen zu läppischen, unnützen, und der Gottheit höchst unwürdigen Andachtsübungen verleitet; nur insofern man nicht blos jede Einbildung zur Empfindung stempelt, sondern vollends alle Visionen der Hysterie, des Wahnwitzes, und der Tollheit canonisirt.

Nach diesen, wie ich hoffe, ganz unparteyischen Reflexionen über Mystik, wünsche ich, mit eben dieser Unparteylichkeit, auch noch einiges über Möncherey zu sagen. Seit funfzehnhundert Jahren hat man gesehen was Mönche sind. Vielleicht ist es nicht unschicklich und unbescheiden, in einer Schrift über Einsamkeit, einige in die gegenwärtige Zeit passende Reflexionen über Möncherey und Mönche zu wagen. Haben meine Wor-

er nicht die Salbung eines aſcetiſchen Schrift-
ſtellers, darf ich auch nicht hoffen daß man
mein Buch in einer Kloſterbibliothek aufhe-
ben wird, ſo verkennet doch verhoffentlich
kein aufgeklärter catholiſcher Geiſtlicher in
demſelben den Charakter eines unbefangenen,
freyen, und ehrlichen Mannes.

Mönche ſind gewiß eben ſo gut, als an-
dere Menſchen, der höchſten Tugend fähig.
Es mag immer ſeyn, daß ſie ſich dadurch
Gott nicht werther machen, wenn ſie in ih-
rer Einſamkeit gröſſeres geiſtiges Vergnügen
genieſſen, als irgend ein Geſchäftsmann.
Es mag immer ſeyn, daß der Geſchäfts-
mann edler handelt, wenn er alle Vergnü-
gungen der Einſamkeit hingiebt, um die Er-
füllung der unläugbaren Pflicht, durch ge-
ſellſchaftliche Thätigkeit zur gemeinſchaftli-
chen Glückſeligkeit das ſeinige beyzutragen.
Aber warum ſollte denn doch Tugend in Klö-

stern nicht eben so gut gedeyen, als in jeder armen Hütte? Warum sollte Gott, nicht zuweilen mit einem Blicke seiner Milde auf einige grosse Menschen herabschauen, die das äusserste versuchen, was die Menschheit aushält; die zu jedem kühnen Entschlusse geübt, jedes Sieges über sich selbst gewiß, den Heldenlauf ihrer Frömmigkeit allein unter seinem allsehenden Auge fortsetzen, ohne sich zu bekümmern was Weltlinge darüber denken, und die vielleicht oft durch die Kraft ihres Verdienstes, ein Sühnopfer bringen für ein ganzes Volk, dessen Sünden sie sühnen, und für dessen Bekehrung sie beten?

Nicht alle Anachoreten waren Phantasten und Schwärmer. Gewiß fand sich auch bey manchem unter ihnen, wahre moralische Grösse und innere Würde. Nur ein solcher Anachoret konnte die Menschen recht, uneigennützig lieben, konnte für sie denken, für

sie

ſie ſchreiben, für ſie beten, ihnen durch ſein Beyſpiel zeigen, daß ſie nur aus allzugroſſer Gefälligkeit gegen ſich ſelbſt in der Bezähmung ihrer Leidenſchaften nicht ſo weit kommen, als ein tugendhafter Menſch kann und ſoll. Wer weiß ob nicht gar zuweilen ein excentriſcher Anachoretenkopf Abſichten der Fürſehung befördert hat? Immer können wir zugeben: Anachoreten und Mönche haben ſich oft nicht getraut die gegenwärtigen Wohlthaten der Fürſehung zu genieſſen, aus Beſorgniß eben ſo viel von denſelben im künftigen Leben zu verlieren, und manchmal ſey ein ſchlechter Bürger auf Erden geweſen, in der Hofnung er werde dadurch ein deſto beſſerer im Himmel. Aber eben in dieſem Enthuſiaſmus, eben in dieſer Ueberſpannung menſchlicher Kräfte, war doch etwas Groſſes, etwas alſo, das unſere kleinen kalten Wurmſeelen oft ja ſogar da nicht ſehen und

nicht fühlen, wo man es ihnen mit dem Finger zeigt. Menschen sind freylich einer ganz himmlischen Lebensart nicht fähig, so sehr sie auch ihre Seelenkräfte erhöhen und ihre Leidenschaften wenden, und so scheinbar auch die Vollkommenheit ist, wovon sie das Beyspiel geben. Aber ohne das ausserordentliche in dem Beginnen der alten Anachoreten und Mönche für Regel und Richtschnur unsers Lebens zu halten, bewundern wir doch ihren Muth und schätzen ihre Tugend, und freuen uns solcher Experimente, die doch wenigstens zeigen, wie hoch der Mensch fliegen kann.

Hütet man sich bey dem Einsiedlerwesen und der Mönchery, wie bey der Mystik, nur davor daß man sie nicht zur Lebensregel für viele macht, so kann man sich auch über vieles mit einer Billigkeit verstehen, die man gewöhnlich bey dem Streite der Meinungen

gen und der entgegengeſetzten Behauptungen vergiſſt.

Unrichtig hat man uns ſodann gewiß auch manches aus dem Leben der alten Anachoreten und Mönche erzählet. Ihre Lebensbeſchreiber waren doch mehrentheils ſelbſt Mönche und Schwärmer; und wie viele Legendenſchreiber waren nicht fromm und dumm? Insgemein haben ſie uns ihre Helden als Narren dargeſtellt, wenn ſie glaubten, ſie machen dieſelben zu Heiligen (*). Indeſſen ſind die Reden und Handlungen der alten Mönche und Einſiedler, doch allerdings zuweilen klug, ſcharfſinnig, edel, liebenswürdig, beſcheiden, mitleidig, und gutherzig;

(*) Lactantius ſagt im vierten Buche ſeiner Inſtitutionen: illic potiſſimum quaerenda eſt ſapientia, ubi ſtultitiae titulus apparet; cujus velamento Deus, ne arcanum ſui divini operis in propatulo eſſet, theſaurum ſapientiae ac veritatis abſcondit.

zig; auch dann freylich immer zwiſchendurch, wieder ungereimt, närriſch, raſend, und toll. Aber allemal flieſſet doch aus dieſer Bemerkung, die der Engländiſche groſſe Kirchenlehrer Jortin zuerſt gemacht hat, und nach ihm, der Wieneriſche Verfaſſer der Schrift, Nicht mehr als zwölf Apoſtel: daß vielleicht die Lebensbeſchreiber dieſer Heiligen, dieſelben zuweilen anders darſtellten, als ſie wirklich waren; daß ſie ihnen gröſſere Selbſtqualen andichteten, als ſie wirklich ausübten; tolle Einbildungen und Thorheiten in die ſie niemals verfielen; und geiſtliche Kraftſprünge und Wunderwerke die ſie niemals machten.

Viele Heilige der Römiſchen Kirche waren unſtreitig Menſchen von der erſten Claſſe. Rührend, nützlich, und überaus vernünftig iſts darum, daß man ihr Andenken feyert, daß man ihre Bilder um ſich hat,

daß

daß man ihr Leben und ihre Thaten mit Geſchmack und Verſtand durch Mahler und Bildhauer den künftigen Zeitaltern übergiebt, und daß man dieſe Darſtellungen mit wahrer Herzenserhöhung und heiliger Ehrfurcht betrachtet. Der Cardinal Borromäus war ein Heiliger voll Erhabenheit, und ein Menſch von beinahe übermenſchlicher Kraft zu allem Guten. Er übte ſich bey der ſtrengſten Mönicherey, doch auch in den ſanfteſten menſchlichen Tugenden. Er geiſſelte ſich zwar, und blieb doch dabey der thätigſte Menſchenfreund. Er war keuſch, wie nicht alle Mönche ſind, und hat doch junge Mädchen ausgeſtattet. Er fürchtete die Liebe, und beförderte doch bey andern mit Vergnügen ihren Genuß. Im Ganzen war an dem Cardinal Borromäus alles ſo groß, daß man ohne Erſtaunung und Beſchämung nicht an ihn hinaufſehen kann; und kein Menſch kann

es den Mayländern verdenken, daß sie ihn anbeten.

Ein grosser Heiliger, und der verehrungswürdigste von allen Einsiedlern die jemals gewesen sind, war Nicolaus von der Flüe, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, der Bruder Claus. Er war ein Schweitzer, hatte seinen Wohnsitz im Canton Unterwalden, war als Officier im Kriege und als Landrath in Staatsgeschäften lange erfahren, bevor er sein Weib und seine fünf Söhne und fünf Töchter verließ, sich in eine schreckliche Einöde jenes Cantons begab, und dort unter beständigem Gebete und äusserst strengem Fasten, zwanzig Jahre hindurch, als Einsiedler zwar dem Himmel lebte, aber als Schweitzer noch immer sein Vaterland liebte. Die Dienste die Bruder Claus der ganzen Schweitz geleistet hat, machen ihn unsterblich in unserer Geschichte, und sein

Name

Name steht in der ersten Reihe unserer Patrioten. Nach den Burgundischen Siegen entstand eine große Uneinigkeit unter den Schweitzern, theils über der reichen Beute, theils wegen des Misvergnügens der ländlichen Cantone über die Verbindungen in welche sich die städtischen Cantone ohne die Theilnehmung von jenen einliessen. Der Geist der Zwietracht ergriff alle Eidsgenossen, und ihr mit so vielem Blute befestigter Bund, war in Gefahr bey ihrer Versammlung in Stanz zu brechen. Bruder Claus erfuhr in seiner Einsiedeley die drohende Gefahr. Er begnügte sich nicht, in seiner Hütte von der Kraft seines Glaubens und Gebets Wunder zu erwarten, sondern eilte nach Stanz, trat als Friedensbote und mit Demuth und Erhabenheit, in die tobende Versammlung der eidsgenössischen Gesandten, sprach wie ein Mann Gottes und wie ein Weiser, zeigte

die bey ſolcher Zwietracht dem Vaterlande bevorſtehende Nachtheile und Gefahren, ſagte ihnen was das Beſte des Vaterlandes ſey, was ſie in dieſem Augenblicke für daſſelbe thun müſſen, und augenblicklich legte ſich der Sturm. Nach den Räthen und Vorſchlägen des Bruders Claus, verſtand man ſich über die Beute; die ſtädtiſchen Cantone entſagten ihren abgeſonderten Verbindungen; dafür nahm man Freyburg und Solothurn in den eidsgenöſſiſchen Bund auf; und Hand in Hand mit Bruder Claus, umarmten ſich die eidsgenöſſiſchen Abgeſandten unter einander brüderlich. Heilig iſt darum der Name des Bruders Claus. Angebetet ſind auch ſeine Knochen, in der Kirche zu Saxeln im Lande Unterwalden, noch bis auf dieſen Tag. Aber ſo mönchiſch und ſo roh auch die Art iſt, mit welcher man ſein Skelett mit allerley Kindereyen behangen hat, und dort vor

dem

dem hohen Altar der öffentlichen Verehrung ausstellet: so gesegnet hingegen, so edel und groß, ist in den Herzen aller Schweitzer die noch wissen daß sie Schweitzer sind, das Andenken dieses Heiligen, der durch den Glanz seiner Tugend und die Weisheit seiner Reden, Eintracht im Vaterlande herstellte, und den Bund wieder vereinte und schloß, dem ich wünsche, daß er fest und frey stehe, bis die Alpen zertrümmern, und bis alle Königreiche, alle Helden, und alle Völker der Erde, in einem gemeinschaftlichen Abgrund versinken.

Alle Heiligen der Römischen Kirche waren nun freylich nicht so heilig, als Borromäus und Bruder Claus; alle Einsiedler und Mönche waren nicht solche Menschenfreunde. Aber eigentlich sind die Klöster nur durch Misbrauch schädlich geworden. Daß sie solche Nester für Böswichter werden, wie

sie

sie oft gewesen sind, war eben so wenig nöthig, als es nöthig ist, daß Feuer ein Werkzeug der Zerstörung in den Händen eines Mordbrenners sey. Wenn man nicht immer den Misbrauch von jeder Sache abrechnet, so misbilligt man Alles. Es ist gar nicht zu läugnen, daß die Klöster sogar auf sehr mannigfaltige Art nützlich werden könnten. Sehr nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind Mönche und Nonnen, die Kranke verpflegen; wenn ich nicht irre, hat Pabst Pius der sechste noch in diesem Jahre die Welt mit einem neuen sehr menschenfreundlichen Mönchsorden dieser Art begabt. Klöster wären ein sehr wünschenswürdiger Aufenthalt, für Leute die dem Staat den größten Theil ihrer Kräfte geopfert haben, und nun eine Ruhestäte suchen; für Männer von ausnehmenden Fähigkeiten, die wegen Leibesgebrechen, Armuth,

muth, Mangel an Empfehlungen und Beförderung, jeder andern guten Aussicht im Leben beraubt sind, für alle Verunglückte. Mein seliger und unvergeßlicher Herzensfreund Iselin hat in den Ephemeriden der Menschheit, vortrefliche Vorschläge zur Säcularisation der Klöster und Ordensstände gethan; und Wienerische Schriftsteller wiederhohlten dieselben mit grossem Beyfall.

Solche Menschenfreunde wollen immer das Beste. Aber da einmal der Mensch im Ganzen, nicht immer das Beste wollen kann, so muß man doch immer dankbar seyn für das Grosse und Gute, das wirklich geschieht. Wenn man grossen Herren in allen Dingen zu viele Vorschläge macht, so wird ihnen die Wahl schwer, und zuweilen unmöglich. Das Beste für die Menschheit muß doch immer, natürlicher Weise, mit demjenigen verbunden seyn was für grosse Herren das Beste

ist;

ist; denn sie sind auch Menschen wie wir, und also muß doch alles Gute, in alle ihre Wünsche, Bedürfnisse, Absichten, und Umstände einpassen.

Menschen möchte man immer in Klöster gehen lassen, die lange der Welt müde sind, auch solche die man in der Gesellschaft nicht vermisset, Personen beyderley Geschlechts, die entweder selbst der Menschheit grosse Beyspiele zu geben verlangen, oder nicht die schönste Rolle in der Welt spielen. Allen Büssenden, allen in Arbeit grau gewordenen, jedem Schwachen, den die Last des Unglücks ganz niedergedrückt, und aller Geschäfte sowohl als aller Freuden des gesellschaftlichen Lebens unfähig gemacht, gönnet man gerne eine solche Freystadt. Es mag seyn daß man irgendwo in Bayern, einen Karthäuser-Prälaten mit vier stolzen Pferden, und einem prächtigen Wagen, zur Stadt fah-

ren

ren ſah; aber dennoch deucht mir, es ſey in dem Karthäuſerorden, inſofern man aus bloſſer Liebe zur Einſamkeit in demſelben die Welt fliehet, und ſich aus wahrer Andacht gänzlich der Gottſeligkeit wiedmet, etwas wirklich Erhabenes (*).

Auch

(*) So geiſtvoll, ſo liebenswürdig, und menſchlich, hat in unſern Zeiten wol niemand der Karthäuſer ſich angenommen, und überhaupt über Klöſter und Kloſterleben geurtheilt, wie eine edle, junge, und ſehr ſchöne Hannöveriſche Dame, die Frau von Berlepſch. Auszüge aus der Handſchrift ihrer Briefe über Klöſter und Kloſterleben: über Blöterich, Schlangenbad, und Schwelbach; über eine Reiſe von Maynz den Rhein herunter; und über Holſtein habe ich gemacht, und in verſchiedenen Blättern des Hannöveriſchen Magazins vom Jenner 1783 abdrucken laſſen. Folgende Stelle iſt ſo ſinnreich und rührend, und ſie dienet ſo ganz zu meinem Zwecke, daß ich mich nicht enthalten kann, dieſelbe ganz hieher zu ſetzen.

»Sie

Auch durch Nonnenklöſter geſchieht ungemein viel Gutes. Manche gnädige Fräulein hatte in ihrer Jugend etwa ein Kind, und

„Sie wiſſen, ſagt Frau von Berlepſch, daß „ich fürs Kloſterleben eine heimliche Neigung „und Verehrung habe. Laut darf ich dieß nicht „ſagen, weil man mich beſchuldigen würde, ich „denke nur ſo, aus Neigung zum Sonderbaren. „Aber ich bin mir beſſerer Beweggründe bewußt. „Der hohe und reine Geiſt der Andacht, Demuth und Genügſamkeit, dem die Klöſter gewiß ihre Entſtehung zu danken haben; der „Muth, mit dem ihre Stifter allen lockenden „Reizungen der Welt und ihre Geſelligkeit entſagten, und der fromme Abſicht, ganz in „abgezogener Stille den Geiſt zum höhern Leben fähig zu machen, erwecket meine Bewunderung.“

„Innigſt bin ich gerühret, von den Gedanken an die Thränen und Seufzer, die ſo oft „aus dieſen ſtillen Wohnungen, ungeſehen von „der Welt, zu Gott emporzeſtiegen ſind. Wie „viele ſüſſe Neigungen, und gewaltige Triebe

„wur-

und behauptet dann deſſen ungeachtet doch ihren Platz in der groſſen Welt, raſch und keck. Es war ein Unglück, und was will man

„wurden da überwunden! Noch nie trat ich in „ein Kloſter, ohne eine Art von heiligem Schauer „zu empfinden, der vielleicht ſüſſer war, als „das freudigſte Staunen beym reichſten Anblick „der Kunſt und der Pracht. Wie vergaß ich da „alle Satyren, die man ſich gegen Klöſter ent„gehen läßt, und die mir auch wol ſelbſt ent„gangen ſind; und fühlte nur, wie ſchön, wie „groß, wie himmelähnlich ein Leben wäre, das „dem Geiſte der Stiftung getreu, in Bruderlie„be, Wohlthätigkeit, Stille, Frömmigkeit, täg„lich wachſender Beſſerung des Sinnes und „Herzens, Reinheit, Ordnung, Einfalt, und „ungeſtörter Ruhe, in einem Kloſter hinflöſſe!“

„Dieß iſt eine Chimäre, ſagen Sie? Vielleicht. Aber ach warum muß es eine ſeyn? „Eben deswegen, weil auch ſchon da zu viele „Menſchen zuſammenkommen; und zwar Men„ſchen, die keine reinen Religionsbegriffe haben, „und denen das erſte Jugendleben in der Welt

man mehr? Aber tausend geschwächte Bür-
gerstöchter kommen so ehrenvoll und gut
nicht weg; darum ist es freylich ein wün-
schens-

„die Blüte der Unschuld schon geraubet hat, und „zu viele stürmische Leidenschaften in ihnen „schon erreget."

„Daß es Pflicht sey, einer so rauhen Ein-„samkeit sich zu weihen, glaube ich freylich nicht. „Es ist vielleicht, unter mancherley Umständen, „ganz unrecht. Auch gebe ich gerne zu, daß, „nach ihrer itzigen Beschaffenheit, solcher Wohn-„sitze des Müssiggangs zu viel sind, und daß „der Plan sie einst alle aufzuheben, eine sehr po-„litisch weise Absicht seyn würde. Aber man-„chem Unglücklichen würde doch auch ein Zu-„fluchtsort entzogen; denn Sie werden mir zu-„geben, daß für kranke, erschöpfte, müde, von „der Welt wundgedrückte, in ihren Wünschen „betrogene, in ihren Hofnungen gescheiterte „Herzen, das Kloster eine schöne sichere Frey-„statt ist, um die Trümmer ihres Glückes, ih-„rer Gefühle und Kräfte, noch aufzulesen, zu „sammeln, und zu geniessen, anstatt, daß die

„Welt

schenswürdiger Vortheil, wenn diese armen Mädchen, die vielleicht nur aus lauter Güte des Herzens nicht Nein sagen konnten, Gelegenheit haben, in der stillen ehrbaren Ruhe eines Urselliner oder Magdalenen Klosters längst entwischte Sünden zu bereuen; indeß da jene gnädigen Fräulein ihren sehr zweydeutigen Tugendknäuel mitten in der Welt abwinden.

Es war immer meine Lieblingsmeinung, wenn ich bey sonst guten Anlagen etwa ein zum Scheelen geneigtes altes jungfräuliches Gesäß sah, daß vielleicht eine herrliche Nonne aus dieser beissigen Seele hätte werden können. Manches unverheurathete Frauenzimmer dieser Art, hat auch vielleicht von dem Werth oder Unwerth fleischlicher Lüste

„Welt sie gar zerschmettern würde. Mich in„teressiren darum alle Klöster, und zumal die „Karthäuser.“

ſchon ſo viel Erfahrung, daß ſie wiſſen kann was daran iſt; und denkt wol eben ſo billig darüber, wie jene junge Frau in der Schweitz, die mir den andern Morgen nach ihrer Hochzeit ſagte, ſie habe die ganze vorige Nacht gedacht: iſts nur das? Vortreflich, wenn man dieß in einem Kloſter glaubt.

Sollte aber auch ſolchen Magdalenen noch einfallen ſich nur ihrer Verſorgung wegen verheurathen zu wollen, ſo ſagt ihnen die geſunde Vernunft, Verſorgung finde man ja im Kloſter. Heßlichkeit ſogar, wenn es ſo weit gekommen wäre, ſchadet im Kloſter nie; denn jede heßliche Frau in der Welt, hat doch immer mehr gute Freundinnen als eine ſchöne, und eben ſo findet auch eine heßliche Nonne, wenn ſie übrigens gutmüthig iſt, immer am meiſten Freundſchaft im Kloſter. Haſſet endlich jede greßliche alte Fräulein oder Jungfer im Kloſter den Teufel

nur

nur so sehr, als jeden Menschen in der Welt der sich nicht in sie verliebet; und liebet sie im Kloster ihren Heiland nur so sehr als sie in der Welt ihren fleischlichen Anbeter lieben würde, wenn sie einen hätte: so sehe ich gar nicht, warum auch verdorbene weibliche Charaktere sich nicht sollten im Kloster veredeln, und da viel seliger leben und sterben als in der bösen Welt.

So natürlich zuletzt auch immer der Wunsch seyn mag, daß man doch überall lieber aus jedem schönen Mädchen eine Mutter eben so schöner Kinder werden lasse, so giebt es dann auch wieder Fälle, die das Klosterleben äusserst empfehlungswürdig und wünschenswerth für manches übrigens ganz vortreffliches Frauenzimmer machen, der man nun weiter nichts mehr wünschen kann, als ein ehrliches Auskommen und ein frölichs Herz.

Erträglich wird auch immer der Aufenthalt eines Mönchsklosters, wenn es nur da nicht zu sehr von Dummköpfen wimmelt. So kann es ein Gotteshaus, und eine Freystadt werden, die man gegen sich selbst sucht, und findet. In keine Langeweile versinket man alsdann über seinen Zustand, wenn man die Freyheit hat alle Hülfsmittel gegen die Langeweile zu benutzen. Ein Mönch kann studiren, wenn es ihm die Herren im Convent erlauben; aber gewöhnlich erlauben sie dieß nicht, und darum begreift man warum in Deutschland, die Herren Franciskaner, Kapuziner, Carmeliter, Paulaner, Hieronymitaner, Augustiner, und Minoriten immer grössere Fortschritte in der Dummheit machten als die Benedictiner, weil diese doch mehr studiren als jene. Aber eben so begreiflich ist mir auch, daß alle diese ehrwürdigen Herren zusammen, doch

lieber

lieber ihre Bücher pflegen, als ihre Aeb-
ten lesen.

Ein liebes junges Gesicht unter einem Schleyer und im Nonnenkleide, machte in meiner Jugend mir immer Riegel, Thüre, Aebtissinn, Alles verhaßt, was sie umgab. Immer dachte ich an das rasche, unbesonnene, oder abgezwungene Gelübd, das die arme Seele in diesen Kerker einschloß. Ich glaubte in ihren Augen zu lesen, wie viel anders sie empfinde, als sie handle und lebe, und wie ganz anders sie denke als sie spreche. Mitleid, Erbarmen und Liebe, erfüllen uns beym Anblick einer schönen und gefühlvollen Nonne, die zu ewiger Einsamkeit und Selbstverläugnung verdammt, alles verläugnen muß, was die Natur erlaubt, und in Tod und Verderben sich würfe, wenn sie thäte was die Natur ihr räth. Nichts kann sie retten, und nichts macht ihren Zustand er-

träglich, als Myſtik; nichts menſchlicheres und freundlicheres läßt ſich für eine Nonne erdenken, denn Myſtik iſt ganz auf Liebe und Verliebtheit gegründet. Die armen Nonnen wiſſen am Ende gar nicht mehr, warum ſie der liebe Gott erſchaffen hat, aber das wiſſen ſie immer, daß ſie in dieſem elenden Leibe nichts mehr lieben können als Gott. Dieſen beſtändigen Enthuſiaſmus von Liebe, wenn er nur nicht in Hyſterie und Tollheit ausartet, halte ich, nebſt den ſchönen Handarbeiten, womit die Nonnen ſich beſchäftigen, für die Urſache, warum Hünauld, ein groſſer Franzöſiſcher Arzt, angemerket hat, daß die Nonnen ſpäter ſterben, als das in der Welt lebende Frauenzimmer.

Freunde der Freyheit haben ſich immer gegen Kloſterregel und Kloſterzwang empöret; und ein groſſer Freund der Freyheit, ein calviniſcher Philoſoph, mein guter Freund

be

de Lüc, vertheidigt Klosterregel und Klosterzwang. Wenn das Interesse vieler Menschen in Eins sich vereinigt, sagt er, so muß sich alles unter eine Regel beugen, und eben daher seyen die Klöster in allen ihren Anordnungen immer besser fortgeschritten, als alle andere Societäten von Menschen. Die meisten ländlichen Klöster, die unsern Augen einen weit grössern Wohlstand darstellen als alles was sie umgiebt, haben das Land gebaut, und von dieser mit Emsigkeit befolgten Absicht komme ihr Wohlstand. Warum sollten sie ihn nicht geniessen, sagt der menschenfreundliche de Lüc? Wir sollen die Mönche nachahmen, sie nicht beneiden.

Aber dieser leutselige Menschenfreund glaubt doch auch: es wäre freylich gut, wenn in Klöstern dem Uebermaaß des Mißmuths nicht Riegel und Thor sich schlössen; aber Etwas müsse doch dem vorübergehenden Ekel

widerſtehen. Hinter der Mauer wo Regel gilt, müſſe alles gehorchen. Die Religion allein, entweder durch ihre natürliche Kraft, oder durch das Gewicht das man ihr giebt, bewirke dieſen glücklichen Endzweck. Ein Kloſter das ſich gelüſten laſſe die Regel zu brechen, habe den ganzen Orden gegen ſich, weil dieſer einer allgemeinen Achtung bedarf, um dadurch aus ſeiner Mittelmäſſigkeit ſich zu erheben. Mönche ſeyen Menſchen die einen gewiſſen Stand erwählet haben, oder wie viele andere, wählen mußten; und wir ſollen wünſchen, ſagt der liebenswürdige Le Pûe, daß jeder Menſch in ſeinem Stande glücklich ſey, ſo bald er nicht anderer Glück vernichtet.

Selbſtverläugnung eines Chriſten beſteht aber nicht in einem fortdaurenden harten Leben, nicht in einer allgemeinen Entſagung von allen unſchuldigen Freuden der Welt.

Die

Die Religion iſt nur eine Feindinn des unerlaubten Genuſſes, ſo wie etwa die Furcht vor den unausbleiblichen Folgen eine Feindin böſer Lüſte bey Thieren. Einer Katze, die ich oft in einer redlichen Familie, nach altem Schrot und Korn, in der Schweitz auf dem Tiſche zwiſchen den Schüſſeln herum ſpatzieren ſah, indem die gute Familie aß, erweckte der herrlichſte Kohl, und der ſchönſte Braten, blos eine kleine Bewegung in der Schnauze; ſie näherte ſich dem lieblichen Geruche dann empfindſam, doch ſehr beſcheiden. Aber rein blieb ihr Mund, und ihre Pfote that keinen Griff nach der Schüſſel. Dieſe Katze widerſtand ihren Lüſten, mit weniger Anfechtung als Sanct Antonius, blos aus Furcht vor den unausbleiblichen Folgen.

Mich hat es oft gelüſtet ein Mönch zu werden, wenn ich mich ärgerte über eine Welt, die doch allenthalben den Speichel vor-

vornehmer Dummheit leckt; wenn ich sah, wie leidendes Verdienst sich doch allenthalben beugen muß unter übermüthiger Amtsmacht; oder wenn ich an alle Widerwärtigkeiten des Lebens dachte, und an die Finsterniß auf den Wegen der Fürsehung; oder wenn ich mich nicht länger wollte umnebeln lassen durch alles was man wähnet und schnacket. Aber dann dachte ich, bey allen schönen Scenen, die meine stille Celle und mein kleines Gärtchen mir hoffen machten, an Klosterregel und Klosterzwang, und an die Unmenschen im Kloster denen ich den Rock hätte küssen müssen, und so vergieng mir augenblicklich meine Thorheit.

Seelenruhe giebt es aber doch auch im Kloster; denn du bist kein Menschenkenner und kein Welterfahrner, wenn du glaubst, Glückseligkeit finde sich in etwas anderm, als in der Veränderung deiner Neigungen und

deiner

deiner Leidenschaften. Wie Furien setzen sie dir nach, du magst auch ziehen wohin du willst. Aber Geist, Licht, Cultur, und Leben nimmt jede schöne Seele mit, in jede öde Gegend, wenn sie auch glaubt, sie ziehe in ihr Grab. Klösterliche Todtenstille besänftigt und beruhigt allmählig jedes schöne Herz, das von dem ekelhaften Weltgewirre abgesondert und mit dem Haushalt der Leidenschaften bekannt, die Welt nicht hasset, aber sich dieselbe nur mit Gleichgültigkeit erinnert; und nun entfernt von Gütern und Vortheilen die mehr Schein als Wahrheit haben, geschäftig und gelassen, ohne Anspruch und ohne Gram durch das Leben hingleitet.

Einigen Klöstern wünsche ich darum, aus Liebe zur Einsamkeit und aus Ehrerbietung für die wahren Heiligen der Römischen Kirche, in jedem catholischen Lande eine ewige Dauer. Es ist doch immer eine wohlthäti-

ge Kunſt, und ein wahres Verdienſt im Himmel, Dummheit zu ertragen, oder ſie nach guten Zwecken zu leiten, wenn man kann. Wir wollen den Herren Dominikanern zugeben, daß die Stimme ihres Vincenz Ferrärius in Avignon gehöret wurde, wenn Er in Bretagne predigte; und daß Johannes Romanus Lungen hatte, deren Donner man auf Java hörte, wenn Er in die Drommete ſeines Evangeliums in Mexico ſtieß. Jede Dominikanerzunge ſey ein Schwerd, und ihre Worte glühende Kohlen, wenn nur jenes nicht haut und dieſe nicht zünden. Die ehrwürdigen Herren Karmeliter in Bayern mögen ſich immer durch das Talent auszeichnen, wofür ſie in Frankreich berüchtigt ſind, und bey den Weibern und Haushälterinnen der Landedelleute, Landbeamten, Landpfarrer, und Bierbrauer, allgemein beliebt ſeyn, wenn ſie nur nicht noch mehr Dummheit ihr

Bayern verbreiten. Die ehrwürdigen Herren Benedictiner in Bayern, mögen immer glauben, der heilige Vater Benedict habe ganz laut im Mutterleibe Pſalmen geſungen, wenn ſie nur jeden Philoſoph in München dulden, der an dieſe Muſik nicht glaubt. Die ehrwürdigen Herren Benedictiner in Bayern, mögen immer die Damen, welche ihre Klöſter beſuchen, nach Standesgebühr bewirthen und beherbergen, oder auch durch Geiſſelſtreiche und Ciliciumsſtiche ihren Rücken zerfleiſchen, wenn nur dieß alles ihre Sitten mildert, und ihnen die Sanftheit gegen Menſchen nicht benimmt, die nicht glauben den Himmel durch einen heilen Rücken zu beleidigen. Endlich werden doch die Mönche von ſelbſt aufhören, den Proteſtanten die Seligkeit abzuſprechen (*), und die für Ketzer

zu

(*) Ganz nahe iſt dieſe Epoche noch wenigſtens in

Bayern

zu erklären, die Gott und sein Wort höher achten, und die Worte des seraphischen Vaters Franz von Assisi; als dreyfache Kronen, rothe Hüte, runde geeckte und gespitzte Kaputzen, Sandalen, Gürtel, Stricke, Bärte, Lucaszeddel, Nicolaibrodt, Aloysimehl, Wahlburgaöhl, Ignatiusbohnen, Portiunculaab-

Bayern nicht, wenn die hierüber und sonst noch über vieles, in der berühmten Reise durch den Bayerischen Kreis enthaltene Nachrichten, ganz zuverlässig sind. Der geistvolle Verfasser dieser Reise sagt: die Controverspredigt des ehrwürdigen Paters Simplicius Haan, worinn Er behauptet, daß kein Protestant selig werden könne, sey unter der gegenwärtigen Regierung in München plenissime approbirt; und der wütende Pater Thomas Aquinas Jobst, der sich so grosse Mühe gab, die Spanische Inquisition in Bayern einzuführen, und deswegen unter dem letztverstorbenen Churfürst Maximilian seiner klösterlichen Würde entsetzt und zu einer schändlichen Landesverweisung verurtheilt ward, sey anitzt wieder Prior!

ein Ablaßbrief, und das Hexenpantöffelein des ehrwürdigen Paters Fulgentius.

Angenehm iſts immer, daß man ein Mönch werden kann, wenn man will. Erhabenheit der Geſinnungen bey irgend einem Menſchen, erwecket Bewunderung. Es iſt ein groſſer Anblick, zu ſehen wie ein Weiſer mit ſeinem Unglücke kämpfe, oder wie ein Mönch im Kloſter durch Verläugnung ſeiner liebſten Leidenſchaften, und tägliche Anſtrengung ſeines Geiſtes, täglich zu neuer Kraft und neuen Siegen über ſich ſelbſt erwachet, und mit krankem Herzen Seelenruhe ſuchet vor dem Kreuze ſeines Erlöſers.

Bey dem dumpfen Klang der melankoliſch langſam läutenden Glocke, faltet Er heilige Hände, wie einſt die Therapeuten der Morgenſonne entgegen, und bittet Gott, wie ſie, um einen beglückten Tag, um Wahrheit, und die Gabe vernünftig darüber zu denken. Er

wirft sich in der Frühmesse nieder auf seine Knie, mit einem Geiste der Gott alles aufopfert, wenn auch das Herz nicht immer will. Nie tritt er in seine Celle, ohne den festen Entschluß da so zu leben, damit er jeden Tag sterben dürfe. Aber auch hier, wo der Tod und die Wahrheit ihre schreckliche Fackel schwingen, auch in dieser der Welt unzugänglichen Celle aus der man in die Ewigkeit übergeht, stirbt man vielleicht noch ungern, wenn das arme Herz immer noch fernweg gezogen ist nach einer Richtung, wahrhaft wie die Magnetnadel, aber zitternd wie sie. Er folget ihm nicht. Geprüfte Weisheit hält ihn fest, auch indem Er vergebens seine Arme nach der Scheidewand des Schicksals ausstrecket, ringet, rufet, wild und schrecklich hinsieht, und hinstaunt, durch trübe Wolken, und vor dem Auge verschwindende Hügel, in zu fernes

Land.

land. Als einſt noch Hoffnung glimmerte; als Er noch wähnte, dieß werde nicht geſchehen, kämpfte ſeine Seele nicht gegen Verzweifelung; und ſie kam! Nun weiß er, daß das einmal verlohrene für immer verlohren iſt, und daß alles bleibt wie es itzt Gott geſchicket hat, bis ins Grab. Das giebt eiſernen Muth, hebt den Geiſt, und heilt das Herz. Seufzer mögen ſich vermählen; aber darum iſt in dieſer armen Zelle doch Glückſeligkeit möglich, denn Tugend, die ſich unterwirft, iſt auch Glückſeligkeit. Alle Kräfte der Seele wachſen, wenn das Feuer und die Würde der Gedanken alle Gefühle hinreiſſet und feſſelt. Nun lauſchet ſein Ohr nicht mehr auf das Geräuſche der Welt. Nun ſagt er nicht mehr, ach ich möchte auch andere Menſchen reden hören, als Mönche. Nun reitzet ihn nichts mehr zu unſterblichem Kummer, auf hoher Heldenbahn. Nun lä-

ſieht ihn nach keiner Ehre, die ihn nicht im Himmel erwartet. Nun heißt er nichts Vergnügen, was nicht wohlthätig in die Ewigkeit wirkt. Nun blickt er Licht in die Nacht hin. Er ſieht, von ferne, wie ſie kömmt, die Nacht, in der die müde Seele verlaſſen muß ihre Hütte von Staub. Wie leicht wird ihm das, da er längſt verlaſſen hat was er mehr liebte; da er ausgelitten hat und ausgeſeufzt; da alles Harte ausgeſtanden iſt, und überwunden. Er erwartet den Tod, feſt und aufrecht, wie eine Eiche über der die Sonne ſcheint, oder die der Sturm ſchlägt. An ſeinem letzten Abend hüpfet noch ſein Herz bey jeder Litaney. Noch hebt er, auf ſeinem harten Strohſack, die kalten ſterbenden Hände zum allgemeinen Jubelgeſang ſeiner Brüder; ſeufzet, mit eingefallenem Antlitz und bebender Zunge, noch ſeine Geliebte; und ſtirbt.

Men-

Mönche sollen immer grosse Beyspiele geben, da sie wenigstens doch Dinge unternehmen wollen, die der Menschheit schwer fallen. Aber jeder weiß aus meinem siebenten Capitel, was Faulpelzen in einem Kloster einfallen kann, die ihr Brevier in die Ecke werfen, nicht gleich in den Garten laufen, Harke und Schaufel ergreiffen, und arbeiten bis sie von des Tages Last und Hitze niederfallen. Soll das Klosterleben ein sicherer Hafen seyn gegen die Sünde, so muß die Würde der Mönche sich zeigen durch ihre Thaten. Sie müssen nichts sich erlauben was ihr Ansehen schwächt, wie den Mann einer frömmelnden Frau durch ihre Unkeuschheit entehren, niemals des Nachts bekleidete Mädchen in ihren Zellen haben, und niemals, auf ihren Reisen, in den Armen von Aufwärterinnen und Wirthstöchtern den Glanz von Heiligkeit

ligkeit vergeſſen, der ihre kahlen Köpfe umſtrahlet.

Mönche überwinden ihre Geilheit, wenn ſie auch in der Clauſur nicht immer nach jeder ſchönen Heiligin ſehen, und bey der Converſation im Beichtſtuhl nicht immer nur nach dem Halstuch der Sünderinn. Robert von Abriſſel, der im zwölften Jahrhundert Mönche und Nonnen der Herrſchaft einer Frau unterwarf, wuſte vielleicht nicht, wie nöthig es iſt, daß kein müſſiger Mönch auch mit keinem alten Weibe umgehe, denn bey einem alten Weibe denkt ſich ein angebrannter Kopf leicht ein junges: Wegwendung der Imagination von jedem Laut, jedem Tritt, jedem Schatten von Weiblichkeit und Sinnlichkeit, iſt darum das beſte Kappiaum mönchiſcher Unkeuſchheit. Keinen jungen hitzigen Mönch, lieſſe ich, ſogar noch dem Gemählde einer ſchönen Mutter Gottes hinſehen,

ſehen (*), bevor er ſicher wäre, durch emſige Arbeit im Garten, und fleiſſiges Leſen, und Geſchmack an der höchſten Geiſtescul-

(*) Wenige Tage bevor ich dieſes ſchrieb (im Auguſt 1784) beſah ich in Hildesheim, im Hauſe des frommen Herrn Domherrn von Weichs, eine von Raphael gemahlte, oder gewiß durch eine vortrefliche Hand nach Raphael copierte Madonna. Iſt dieſe Madonna nicht ſchön, fragten mich die geiſtlichen Herren? Die ſchönſte, die ich in meinem Leben geſehen habe, ſagte ich, denn ſie hat alles was man an irgend einer Madonna ſchönes ſehen kann, und dabey doch ſo ſcheinliſche Augen. Ja das kommt daher, erwiederte mir ein ſehr aufgeklärter Domherr und ſehr groſſer Kenner ſolcher Augen; dieſe Madonna iſt das Portrait von Raphaels Maitreſſe.

Verdächtig mit dieſem Auge ſindet man nun freylich viel ſeiten in deutſchen Klöſtern. Aber bey jungem Mönchen zündet Alles was weiblich iſt. „Am Faſtnachtsabend,“ ſagt der Verfaſſer der Bayeriſchen Briefe aus dem Novizia-

tur, seyen alle fleischliche Lüste aus seiner Seele verbannet, und ja nicht durch geistliche Betrachtungen, die doch selbst zuweilen zur Unreinigkeit Gelegenheit geben (*).

Mönte, gab uns der Magister, eine Menge Scapulaire, und auch einige bemahlte Kupferstiche, die wir unter einander theilen sollten. Dabey machte ich wieder eine schöne Entdeckung. Einer von diesen Kupferstichen stellte die Magdalena vor, der andere die Catharina, und beyde mit etwas vollen und halb entblößten Busen. Nun giengs an ein Bitten und Strecken, da ein halbes Dutzend unserer Brüder sich alle mögliche Mühe gaben diese zum Gelächter zu erhalten, um doch wieder einmal, wenigstens durch das Anschauen eines gemahlten Mädchenbusens, ihre brennende Sehnsucht zu kühlen."

(*) Johann de Cassanizza, ein verehrungswürdiger Spanischer Mystiker, hat in seinem Geistlichen Kampfe, einem der besten mystischen Bücher, ein Capitel, wie man die Fleischeslust und böse Begierden bestreiten und überwinden könne, worinn Er vorzüglich auch gegen die Vermessenheit warnt,

Mönche würden sich freylich weit besser befinden, bey einer sanften Moral die man ausüben könnte, als bey einer strengen die man nicht ausübt. Wegen der Härte seiner Regel, ist jener Schelm doch in der Kapuze nicht tugendhaft, so bescheiden er auch seine Augen niederschlägt. Aus Zwang floh er die Welt, und in seinen Eingeweiden wüten ihre Laster. Wer täglich seinen Rücken peitscht, in einer dunke Höhle huckt und da die Welt verfluchet, ist vielleicht eben so wenig duldsam als der schwärmerische Andächtler, der euch süß und freundlich anblicket, glatte Worte giebt, und einen Dolch in der Tasche

warnt, allzuviel an alle Hülfsmittel gegen solche Versuchungen zu denken. Solchen Grundsätzen der höchsten Reinheit zufolge, sagte daraus eine junge, schöne, sehr lebhafte, und äusserst keusche deutsche Dame: „das Wort Keuschheit „ist mir unaussprechlich; wegen der fatalen Nebenideen, die es mir immer erregt.“

trägt. Kasteyungen sind ein Verbrechen gegen die Menschheit, und eine ärmliche Huldigung für den Himmel.

An die Besserung des innern Menschen, dachten die Mönche bey sich selbst und bey andern doch immer weniger, als an die Bereicherung ihrer Klöster. Alles was sie die Menschen lehren, zielet doch immer auf die Kunst ihnen die Köpfe zu verrücken um ihnen dadurch das Geld aus der Tasche zu locken; an Besserung des Herzens wird nicht gedacht. Vortreflich hat darum ein Wienerischer Schriftsteller in einer kleinen Abhandlung über Reliquien gesagt: alle die silbernen Figuren von Füssen und Händen, und ausgerissenen Zähnen, die man den Bildern des Heilandes und der Jungfrau Maria anhängt, setzen doch wahrscheinlich Gott nicht so angenehm, als das Gebet dessen, der mit innigem Dankgefühle für seine Heilung und sei-

ne

ne Errettung aus Schmerz und Leiden, vor jene Bilder sich hinwirft, und dann anstatt Perlen einem Crucifix umzuhängen, oder einem Heiligen einen Thaler an den Fuß zu binden, oder ihm vollends eine Krone auf den Kopf zu setzen, lieber wahre Christentugenden und Werke der Barmherzigkeit ausübt, und, anstatt einen Armen von seiner Thür wegzujagen, ihn kleidet, speiset, und tränket.

Ein grosser Heuchler war jener catholischer Heiliger, der für die Armen Schuhe umsonst machte, wozu er das Leder stahl. Aber nicht besser waren alle die Ordensmänner bis aus Habsucht und Durst nach Reichthümern, vorgaben sie entsagen der Welt, und tödten in sich ihre Lüste. Sie verlohren die vornehmsten Pflichten der klösterlichen Gemeinschaft aus den Augen, verfaulten in Trägheit und Unwissenheit, und

waren

waren nicht mehr im Stande ihr Brevier zu lesen.

Das thierische Leben in Klöstern, war eine unmittelbare Folge der allgemeinen Hochachtung für Klöster und Mönche. Nachdem bey der grossen Völkerwanderung, die Barbaren alle Klöster in Spanien und Gallien zerstöret und die Mönche sich zerstreut hatten, sammelte der heilige Benedict sein Häuflein auf Monte Cassino, und stiftete daselbst die noch blühende Abtey, das Stammhaus des Benedictinerordens. Er fand eine neue Regel, und seine Mönche waren im ganzen Occidente, beynahe zwey Jahrhunderte hindurch der Gegenstand einer allgemeinen und verdienten Hochachtung. Die Benedictiner haben das meiste zur Cultur von Deutschland beygetragen, sich in den dicksten Wäldern angebaut, selbst Hand an die Arbeit geleget, Wälder umgehauen, Moräste

rüſſe ausgetrocknet, und ſich dafür fiſchreiche Seen angelegt. Die Reichen gaben ihnen dafür verdiente Geſchenke, und billig half ihnen der gemeine Mann mit ſeinen Händen zu dieſen gemeinnützigen Arbeiten. Sie theilten das Land unter allerley Zinſen aus, ſie bekamen leibeigene Unterthanen, und dieſe wurden ihnen zum Theile geſchenkt, oder ſie ſind ihnen von ſelbſt zugelaufen, wenn ihre Edelleute ſie zu tyranniſch drückten. Carl der groſſe ertheilte ihnen wichtige Freyheiten; Flecken und Dörfer wurden angeleget. Sie haben den Deutſchen zum Menſchen gemacht, haben ihm den Ackerbau gelehret, haben durch ihre Gaſtfreyheit in dem rohen Lande Geſelligkeit und Menſchlichkeit befördert; ein witziger Kopf ſetzet hinzu: ſie entwöhnten unſere Bauren vom Pferdefleiſch, und lehrten ſie Lateiniſch beten. Aber alle dieſe Verdienſte bereiteten allmählig den Verfall

fall der Benedictiner. Da aus Bewunderung für ihr frommes und gemeinnütziges Leben, viele einen Theil ihres Vermögens in die Klöster gaben, erfolgte eben dadurch bey diesen Mönchen eine allgemeine Nachläßigkeit in ihren Pflichten, Habsucht, Geiz, Trägheit, Unwissenheit, Unkeuschheit, und endlich ein völlig ruchloses Leben (*).

Basilius verfehlte seinen Zweck, indem Er zuerst die Mönche der Gesellschaft und den Städten näher brachte, oder eigentlich das Mönchsleben vereinigte mit der gemeinschaftlichen Lebensart der Christen. Von dem Werthe der Einsamkeit und des Weltlebens hatte

(*) Zur Ehre der Benedictiner will ich indessen doch auch nicht verschweigen, daß dieser Orden aus seinem Schooße der Welt vier und zwanzig Päbste, zweyhundert Cardinäle, siebentausend Erzbischöfe, funfzehntausend Bischöfe, viertausend Heilige, und gegen dreytausend Märtyrer geliefert hat.

hatte dieſer groſſe Mann übrigens ſehr klare Begriffe. Er ſah daß die beyden Lebensarten mit einander ſtritten, und von beyden fand er das Nachtheilige und Gute nicht gehörig untermiſcht. Das Mönchsleben ſchien ihm ruhiger, beſſer eingerichtet, und genauer mit Gott verbunden, aber ihm ſchien die Tugend darinn keiner Prüfung unterworfen. Das Weltleben hielt er für geſchäftiger und nützlicher, aber auch für weniger frey von Getümmel und Unruhe. Alſo verſöhnte und vermiſchte er beyde Lebensarten mit einander, indem er zwar Wohnungen errichtete für geiſtliche Uebungen und für Einſame, ohne ſie doch weit zu entfernen von dem geſellſchaftlichen Leben. Er ſonderte ſie nicht, wie durch eine dazwiſchen gezogene Mauer, ſondern ſtiftete unter ihnen, ganz in der Nähe, Vereinigung und Trennung; denn er wollte nicht, daß das Mönchsleben ohne

Gemein-

Gemeinschaft sey, noch das Weltleben ohne Beschaulichkeit. Die Absicht dieses grossen Kirchenvaters war gut, aber indem er die Mönche den Menschen näher brachte, gab er auch jenen mehr Einfluß auf diese, und der Erfolg war schrecklich.

Nicht nach den Grundsätzen des Basilius, aber mit dem nemlichen übeln Erfolge, wurden der heilige Dominik und der heilige Franz von Assisi, Stifter ihrer zwey berühmten Bettelorden, die sich nachher in unzählliche Zweige vertheilten, und alle sehr gesellig wurden. Dominik und Franz sind die eigentlichen Stifter aller Bettelmönche, dieser grossen Umstürzer der Religion, und Verwüster alles gesunden Menschenverstandes.

Franciskaner und Kapuziner stellten ihren halbklugen Vater Franz dem Welterlöser völlig an die Seite. Portiunculaablaß und Verdienst Christi, waren für sie einer-

ley.

ley. Ein Kapuziner ſagte in einer Predigt: Gott der Vater irre ſich zuweilen in der Perſon ſeiner zwey Söhne, Chriſtus und Franz; denn beyde ſehen ſich ähnlich; und beyde ſeyen ſich im Range gleich. Die heiligen zwölf Apoſtel ſeyen nur Bediente des heiligen Franz. Zum ewigen Leben komme man nie ohne Portiunculaablaß; und da der heilige Franz der rechte Arm Gottes ſey, ſo würde auch Gott jedem Menſchen, der ohne Portiunculaablaß ſelig werden wollte, die Himmelsthür zuriegeln.

Solche Vorſtellungen machten die Bettelmönche allenthalben den Menſchen. Allenthalben verdarben ſie zuerſt den Verſtand von jedem, der ſich ihrer geiſtlichen Führung überließ. Sie bedeckten wie Heuſchrecken die Erde, und verzehrten den zum Unterhalt des emſigen Bürgers und Landmanns beſtimmten Vorrath. Ihren Bußſtand und

ihre geiſtliche Ruhe, wußten ſie mit Umherlaufen durch weltliche Häuſer, und vertrautem Umgange mit dem weiblichen Geſchlechte zu paaren. Ueberall das gemeine Volk durch Aberglauben, Andächteleyen, Ränke, Geſchwätz, Heurathsſtiftungen, Einfiſterungen und Fuchsſchwänzereyen jeder Art zu bethören, war das ganze heilige Geheimniß der Söhne des ſeraphiſchen Vaters Franz.

Sanct Obereit, der Weltüberwinder, ſagt in ſeiner neuen Reformation der Kirche: wenn der Eheſtand ein ſo vorzügliches Gut im Reiche Gottes wäre wie es im Reiche der Welt ſeyn möge, ſo hätte ſich Jeſus Chriſtus gewiß auch verheurathet! Dieß iſt alſo wol die Urſache, warum Sanct Obereits Liebling und Herzensfreund, der unſinnige Franz von Aſſiſi, nicht verheurathet war, und lieber um ſeine wilden Lüſte zu

bän-

dämpfen, ſich dafür des Winters im Schnee wälzte. Natürlicher Weiſe ward dadurch das Uebel ärger. Alſo nahm der ſeraphiſche Vater Franz ein Meſſer, und ſchritt zur Radikalcur.

Sanct Franzens fette und ſaftvolle Söhne, in runden und geſpitzten Kaputzen, bedienten ſich gegen die nemlichen fleiſchlichen Anfechtungen, einer ganz verſchiedenen Curart, zumal in den Oeſterreichiſchen Staaten. Von Amtswegen mußten ſie ſich in allen Häuſern einniſten; und alſo machten ſie wo ſie konnten, die Frau zur Heiliginn, und den Mann zum Hahnrey. Der Erfolg war ſchlimmer als man glaubt. Die daher entſtandene Menſchenart, wich zwar im Kriege nicht vor dem Feinde, aber ſie verengte Alles im Staate durch den angeerbten Aberglauben, verketzerte jeden geſunden Grundſatz, verbannte jeden Lichtſtrahl von Tole-

kanz, und durfte sogar dem Kaiser Joseph vorschwatzen, Preßfreyheit sey eine Pest im Lande.

Catholische Schriftsteller sagen: nichts sey so niederträchtig, wozu sich die Bettelmönche in den Häusern der Vornehmen nicht gebrauchen liessen, um die Gewogenheit der gnädigen Herrschaften samt und sonders beyzubehalten. Um eine gute Tafel nicht zu entbehren, treten sie da als Spaaßmacher und Lustigmacher auf, und erzählen Historchen, die jeder nur mittelmässig gutdenkende Weltmann zu erzählen sich schämet. Sie verläumden, um sich in ihren Posten zu behaupten, jeden Mann von Verstand, aus Furcht, er wachse ihnen über den Kopf. Durch Bediente, oder alle Arten von schlechten Leuten die in alle Häuser kommen, erwerben sie sich diejenige Kenntniß jedes Hauses, die für solche schlechte Köpfe allein ei-

nen

nen Werth hat. Das niedrigste Verhalten im alltäglichen Leben, war immer ihre einzige und höchste Weisheit.

Sie belogen in Städten und auf dem Lande das Volk durch falsche Erzählungen, und erdichtete Mirakel. Den gemeinen Mann beraubten sie zugleich seiner Vernunft und seines Geldes. Sie schacherten mit Messen, Sacramenten, und Reliquien, unterschoben Ablässe und wunderthätige Bilder, und erpreßten durch diese Marktschreyerey von dem gemeinen Manne das zu seinem Unterhalte nöthige Geld. Wo man eine Reliquie aufbehält, sagten sie, da schlägt der Donner nicht ein, da macht keine schwangere Frau eine Fehlgeburt, und da kommt keine mit Schmerzen in Wöchen. Reliquien öfnen in Gefängnissen Riegel und Schlösser, entdecken verborgene Schätze, verjagen den Teufel überall. Jeden der eine Reliquie recht-

mässig, das ist, von Mönchen gekauft hat, der sie immer bey sich trägt und vorschriftmässig küßt, sichert sie vor zeitlichem und ewigem Uebel. Er kann sündigen nach Lust und Belieben, wenn er nur in seinen drey letzten Lebenstagen, wovon ihm immer eine Erscheinung zu rechter Zeit Nachricht geben wird, Busse thut.

Hexenglauben und alle Grillen von Hexerey, setzten Franziskaner und Kapuziner, wie uns deutsche catholische Schriftsteller von der ersten Classe versichern, dem gemeinen Manne in den Kopf. Bey jeder Gelegenheit bestärkten sie diesen in seiner alberuen Meinung; bezeichneten ihm dann alle seine Thüren im Hause und im Stall, mit allerley Charakteren; gaben ihm geschriebene, gedruckte, in Kupfer gestochene Amuletten; versicherten daß kein anderer Geistlicher oder Ordensmann, das Geheimniß besitze, alle

Anfech-

Anfechtungen des Teufels und böser Leute so kräftig abzuwenden, als die Kinder des heiligen Franz. So giengen dann diese geißlichen Marktschreyer aus den Häusern der Belogenen und Betrogenen, mit reichlichem Allmosen versehen, wieder fort; und das Geld für die Messen, die zu gänzlicher Abwendung des Uebels in ihrem Convent mußten gelesen werden, ward nachgeschickt. Der arme Landmann entzog sich oft den Unterhalt von einigen Tagen, damit er eine Plage vertreibe, die ihm nirgends drohte als in seiner Einbildung, und von deren wesentlichen Gegenwart ihm niemand Versicherung gab, als sein lügenhafter geistlicher Arzt (*).

(*) Ein Wienerischer Schriftsteller, und ein Mann von grossem Wahrheitssinn und philosophischer Denkart, sagt: „Lucaszeddel, Reliquien, und „dergleichen Zeug, riethen die Bettelmönche zu„mal in der Erndtezeit, dem ohnehin obergläu„bischen

So ward Aberglauben und Dummheit, überall unter dem chriſtcatholiſchen Volke verbreitet, und ſo wurden die Suppen der Franciskaner und Kapuziner fett. Mit einem Lucaszeddel, konnte jeder ſündigen, wo, wie,

„biſchen und von Geſpenſtern, Teufeln, Hexenſchüſſen, und tauſend bey Nacht herumſchwärmenden Legionen böſer Geiſter, ganz verrückten Landleuten. Sie gaben vor, dieß ſeyen die einzigen Mittel, den Kobold aus der Scheune und dem Keller, das weiſſe Männchen vom Acker, die feurige Kugel, die Hexen und Alraunen vom Leibe zu jagen, Feuer und Waſſersnoth auszuweichen, und vorzüglich dem fürchterlichen Hexentanz zu entgehen, der ſchon ſo manchen Bauer mit ſich in die Luft führte. Sie ſagten, Beeren, Amulette, Anaſtaſienköpfe, Skapuliere, und Lucaszeddel, bewahrten vor Mißwachs, und jede Familie, die ſie im Hauſe habe, vor der Verdammung; und durch alle dieſe Lügen, beraubten ſie ſelbſt das arme Landvolk aller ſeiner Victualien, aller ſeiner Feldfrüchte, ſeines Korns, und ſeines Mehls.“

wie, und ſo viel er wollte. Mit der Reliquie irgend eines Heiligen, mit einem Stückgen Holz von der Bettſponde der lieben Mutter Gottes (*), mit den heiligen drey Nägeln, konnte jeder ſicher ſeyn vor allen Verſuchungen des Teufels, er konnte allem Unheil trotzen, und vollkommenen Ablaß von allen Sünden haben auf zwanzig Jahre und vierzig Tage.

So gewonn Unſittlichkeit allenthalben einen breiten und feſten Fuß. Unabläſſig ward die Kraft der Breven, der Amulette, der Anaſtaſienköpfe, der Skapuliere, der Lucakzeddel, und aller heiligen Alfanzereyen

(*) In der berühmten Reiſe durch den Bayeriſchen Kreis, wird verſichert, daß noch in dieſem Jahre 1784 in dem Bayeriſchen Kloſter Andechs, Knochen von beynahe einer halben Million Heiligen zu haben ſeyen; und zumal eine ganz vortrefliche Reliquie, Milchtropfen aus der Bruſt der lieben Mutter Gottes.

dieser Art, dem Bürger und dem Landmann, vorgepredigt. Geistlicher Wucher ward unablässig damit getrieben; und in dem festen Glauben an alle diese untrüglichen Verwahrungsmittel gegen alles zeitliche und ewige Unheil, ward immer tapfer drauflosgesündigt.

Gesetze, und die besten Absichten der Regenten, wurden durch den Einfluß und die Ränke der Mönche und der übrigen hochwürdigen Geistlichkeit eben so zu allen Zeiten vereitelt, wie wir es leider eben anitzt noch in Deutschland sehen. Carl der grosse hielt schon die Unwissenheit der Geistlichkeit für die Hauptquelle des Aberglaubens, und suchte sie zu vertilgen. Aber die Päbste fühlten wie sehr sie durch die Dummheit der Völker gewonnen, darum waren sie immer die Erzfeinde und Erbfeinde aller Aufklärung, und was die Päbste wollten das genehmigten am

Ende

Ende doch immer auch die beſtgeſinnten Regenten. Unter der ganzen furchtbaren Armee des Clerus, war niemand ſo brauchbar für die Päbſte wie die Bettelmönche. Niemand konnte beſſer als ſie Unruhen unter dem Volke erregen und ſtillen; niemand kam ſo weit und breit herum; niemand fand bey dem Pöbel ſolchen Beyfall; niemand war mit Leib und Seele, und aller nöthigen Blutgier und Wuth, den Päbſten ſo ſehr ergeben. Mit Colonien von dieſen und allen andern Gattungen von Mönchen bevölkerten darum die Päbſte alle Weltgegenden. Aus den Klöſtern nahmen ſie ſodann die niedrigſten und wildeſten Idioten weg, und ſetzten ſie der Kirche zu Biſchöfen; gleichwie ſie dann auf alle Fälle auch wieder verſichert waren, Heere von Mönchen gegen die Biſchöfe aufbringen zu können. So erwarben ſich die Päbſte eine allgemeine Herrſchaft

über

über die Denkart der Völker; so erhielten sie das Reich der Finsterniß in der menschlichen Seele; so entrissen sie allen christcatholischen Völkern alle Hülfsmittel zum gesunden Denken; und so wurden diese, wie Herr von Sonnenfels vortreflich in seinen Anmerkungen über die Ankunft Pabst Pius des sechsten in Wien sagt, durch Unwissenheit vorbereitet, die Aussprüche Roms, von welcher Art sie seyn konnten, als göttliche Aussprüche zu verehren, und gegen jedermann zu vollziehen.

Der scharfsinnige Verfasser einer Wienerischen sehr guten Schrift vom Klostergeiste, hat sehr wohl eingesehen, daß man zwar den Mönchen die Erhaltung der alten Schriftsteller schuldig ist, aber daß sie deswegen doch selbst von jeher die größten Feinde und eifrigsten Widersächer aller Aufklärung waren. Eben aus der Unwissenheit der Für-

sten,

ſten, des Adels, der Weltgeiſtlichen, und des Volkes, zogen ſie ihre gröſten Vortheile; darum ſträubten ſie ſich gegen die heilſamſten Anſtalten zum Beſten der geiſtlichen Wiſſenſchaften, und widerſetzten ſich der Ausbreitung aller Kenntniſſe bey dem unlateiniſchen Bürger. Alle Mönche verſchryen, bey dem dummen frömmelnden Haufen, alle guten Köpfe als verwegene Freygeiſter. Sie waren die einzigen Erzieher, und erfüllten alſo gleich bey dem erſten Unterricht, die beſten Köpfe mit Aberglauben und Irthum, bildeten ſich dieſelben zu künftigen mächtigen Anhängern, und verſtrickten ſie in ihr Netz als ewige Candidaten der Dummheit. Durch die im ſechszehnten Jahrhundert entſtandene Geſellſchaft der Jeſuiten wurden zwar die Mönche bey den Groſſen verdrängt; der Stolz der Bettelmönche zumal verlohr ſich in etwas, als die Jeſuiten ſie von der Gewiſſens-

wissensregierung der Könige und Fürsten, und von allen Staatsgeschäften ausschlossen. Aber zur Wiedervergeltung bemeisterten sich die Bettelmönche der Bürger und der Bauren, und so verrückten diese heiligen Männer samt und sonders, Regierern und Regierten das Hirn.

Sklaven der Mönche waren immer Rebellen gegen die Vernunft und den Staat. Sie hatten keinen andern Glauben als Mönchsglauben, und keine andere Begriffe von Lebenspflichten als die Mönche selbst. Mönche waren von jeher zum Unterrichte und zur Erziehung der Jugend ganz untauglich. Catholische Schriftsteller klagen, der Staat könne die Winkelschulen der Klosterleute nie recht übersehen, noch die Lieblingssätze der Klosterlehrer ganz ausmerzen, zumal da man sich in gewissen Orden zu gewissen Sätzen mit einem Eide verbindet, und solche die anders-

wo

nyo Philoſophie, Kirchenrecht, und Theologie ſtudirt haben, da wieder von neuem zu ſtudiren zwingt.

Die Erziehung der ganzen Bayeriſchen Nation übergab man zwar vor ganz kurzer Zeit wieder den Mönchen. Weltliche und weltgeiſtliche Profeſſoren verlohren ihre Aemter; und nun iſt, nach einer vielverſprechenden Morgenröthe, das Licht des Jahrhunderts für Bayern, wieder ganz in den Händen lichtſcheuer Mönche (*).

Man

(*) Ein groſſer und ſcharfſinniger Menſchenbeobachter, und Verfaſſer vier ſehr berühmter Bücher, wie man ſagt, des zweiten, dritten und vierten Theiles der Briefe über das Mönchsweſen, der Briefe eines reiſenden Franzoſen über Deutſchland, Fauſtins, und der eben in Zürich herausgekommenen Reiſe durch den Bayeriſchen Kreis, erkläret dieſe merkwürdige Erſcheinung ſo: „Die Bayeriſchen Prälaten, ſagt Er, geben „jährlich vierzigtauſend Gulden zum Unterhalte „ihrer

Man verzeihe es mir, daß ich ein kleines Vorurtheil gegen Mönchserziehung habe. Wie können Mönche irgend einem Menschen eine

„ihrer lehrenden Mönche, und weil dadurch der „Landesherr jährlich vierzig tausend Gulden er„sparet, übergab man ihnen die Nationalerzie„hung."

Diesem allerdings wichtigen Grunde, fügt dieser so ausgezeichnet geistreiche Verfasser, in einer andern Stelle seiner Reise durch den Bayerischen Kreis, eine Anecdote bey, die, wenn sie wahr ist, denjenigen sehr einleuchten wird, welche sich um das pourquoi und comment, in der Geschichte der Menschen, der Höfe, und der Welt bekümmern. „Der Prälat des reichen Be„nedictinerklosters Prifling, sagt Er, ist der „Chef aller Bayerischen Benedictiner, denen er „durch seine intime Freundschaft mit einer mäch„tigen Baronesse, wichtige Dienste leistet. Er „lebt meistentheils in München, um die Angele„genheiten seines Ordens desto fertiger, und „nachdrücklicher, besorgen zu können. Ihm ha„ben

eine gute Erziehung geben, da ſie ſelbſt ſo übel erzogen ſind, und da nichts in der ganzen Welt auch nur an die Rohheit grenzet, mit welcher die Bayeriſchen Herren Benedictiner, alſo doch unſtreitig die gelehrteſten unter allen Bayeriſchen Mönchen, die Zöglinge ihres Ordens bilden. Wenn man die Sündenbekenntniſſe lieſt, welche die Novizenbrüder dort, in Kaiſer Joſephs Zeitalter, ihrem geiſtlichen Zuchtmeiſter ablegen müſſen, und wie ſie dann dieſer heilige Mann dafür abkanzelt, ſo vergißt man wahrlich,

„den es die Bayeriſchen Klöſter hauptſächlich „zu danken, daß ſie das Schulweſen in ihre „Hände bekommen haben. Er iſt ein ſechs Fuß „hoher, auſſerordentlich robuſter Mann, frohen „Muths, mit kühn umherſchauendem Adlerblick, „ein munterer Geſellſchafter; kurz, ein Herku„les — im Kloſterhabit.“

lich, daß man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebt (*).

Mit

(*) In den Briefen aus dem Novizíate (die um das Jahr 1780 in Bayern geschrieben sind) wird erzählet, daß ein Bayerischer Novizenmeister in den Benedictinerklöstern seiner Provinz den allgemeinen Ruhm hatte, Er sey der ausgesuchteste und fähigste unter der ganzen Congregation des heiligen Benedicts, um vollkommene Religiosen zu bilden. Allgemein hielt man ihn für ganz Geist, ganz ächte Tugend, auch für sehr gutmüthig, und vorzüglich für einen grossen Kenner des menschlichen Herzens.

Jene Sündenbekenntnisse abzuhören, trat dieser vortrefliche Mann, in einem Bayerischen Benedictiner Kloster, um acht Uhr frühe, ins Museum. Die festig zugeschlägene Thür, der würdige Gang, die gerunzelte Stirn, verkündigten zwar keinen Engel des Friedens. Er, der Novizenprälat, stieg hochmüthig auf die Kanzel; und zugleich warfen sich die Novizenbrüder vor ihm auf die Knie, setzten ihre Kapuzen auf, und legten sich sodann, der Länge nach, auf die Erde.

Der

Der Novizenmeister ließ sie liegen, und hielt nun mit ihnen nachfolgende Catechisation.

Novizenmeister. „Hier liegen die Knechte! „Das ist erschrecklich, wie es dieses Jahr her„gieht. Es ist ganz zum Davonlaufen. So hab „ichs mein Tage nicht gesehen. Das wären No„vizen. Ja! daß Gott erbarme! ich weiß gar „nicht mehr was dieses Jahr die Klöster gethan „haben. Dergleichen habe ich noch nie gehabt. „Sie müssen blind gewesen seyn; das ist ja eine „Waare, als wenn man den Galgen abgeräumt „hätte. Nä: was sagt ihr?“

Alle Novizenbrüder. „Unsere Verbrechen!“

Novizenmeister. „Steht auf.“

Erster Novizenbruder. „Ich bekenne und „gestehe dem allmächtigen Gott, der allseligen „Jungfrau Maria, dem allerheiligsten Vater „Benedict, und ihnen, Hochwürdiger Herr „Magister, daß ich gestern während des Mit„tagessens nicht gut verlas.“

Novizenmeister. „Habt ihr ihn gehört ge„stern? Das war ein Gelehrter! Und was das „für ein Lesen war! Wenn ich nur nicht mehr „zu Tische gehen müßte; denn ich kann ohnehin „nicht ruhig essen. Der Spritzer verdirbt mir „meinen ganzen Appetit. Und wenn ich corrigie„re,

„er, nein, das nützt alles nichts; er liest fort, „und würdigt mich nicht einmal mich anzusehen. „Aber warte nur, Bürschgen, ich will die dei„nen Kamm noch schon stutzen, du sollst mir noch „anders werden. Hodie ad mensam bibet „Aquam. — Zweiter Bruder, was sagt Er?"

Zweiter Novizenbruder. „Ich bekenne und „gestehe mein Verbrechen — daß ich heute in „der Mette den unrechten Vers hersagte."

Novizenmeister. „Weiß Er was; mit ihm „wirds bald ein Ende nehmen; für was ist er „denn ins Kloster gegangen? Er ist ein miserabler Musikant; vom Studieren nichts zu sa„gen, da ist er ein Esel dergleichen die Erde „nicht trägt. Er ist nirgendshin zu gebrauchen; „ein lauterer Stockfisch! Ich rathe ihms, gehe „er bevor er mit Schand und Spott verjagt „wird; geh er, ich rathe ihms. Giebt er mir „nicht besser acht, und macht er mir noch ein„mal Confusion in der Mette, so lasse ich ihn „einsperren bey Wasser und Brodt, und dann „jag ich ihn zum Teufel. Ad mensam sedebit „humi. — Dritter Bruder, was sagt Er?"

Dritter Novizenbruder. „Ich bekenne und „gestehe mein Verbrechen — daß ich heute im „Gange die Thür etwas laut zugemacht habe."

Novizenmeister. „Er ist halt noch der alte „Schlüssel, der er in der Welt gewesen ist. Kei„ne Modestie um keinen Kreutzer. Zum Fressen „und Sausen ist er charmant zu gebrauchen, „aber sonst nirgends zu Hause. Er geht ja im„mer herum und schlägt die Thüre auf und zu, „wie ein besoffener Bauer, der aus dem Wirths„hause geht. Ich glaube, er habe die Novizen„thüre für eine Wertzenkeller Thür angesehen. „Ich rathe ihm besser acht zu geben, sonst wer„de ich ihm eine andere Zeche machen. Hodie „abstineat ab haustu vespertino. — Vierter „Bruder, was sagt Er?"

Vierter Novizenbruder. „Ich bekenne und „gestehe mein Verbrechen — daß ich mit der Lichtputze an den Leuchter stieß!"

Novizenmeister. „Warum? Er antworte.

Vierter Novizenbruder. „Weil — weil —

Novizenmeister. „Weil weil — weil Er „ein Lümmel ist. So mißsaul, daß er schon „von weitem stinkt. Aber wart, ich will dich „gewiß noch stupsen, daß du gehen lernst. Ich „möchte nur wissen, wie sich der Lümmel ge„traut, mit gutem Gewissen in ein Kloster zu „gehen, welches doch ewig mit ihm betrogen „ist. Aber da will ich schon helfen; es wird so

Mit allem möglichen und gebührenden Respect für den Pfaffenwinkel (*) in Bayern, möchte ich doch Thränen über die Bayerische Jugend vergiessen, die itzt durch Männer erzogen werden soll, welche in solchen Zucht-

„länge nicht mehr dauren; ich könnte es in „Ewigkeit nicht verantworten, wenn ich einen „solchen Kerl zum Professe liesse. Hast du mich „verstanden, Knopf! Ad mensam sedebit hu„mi. — Nun, was wollen denn diese Knechte „noch? — Geht, geht, macht mir keine neue „Galle. Ist denn das nicht zum Crepiren? Im„mer die gleichen Stücke, und immer die alten „Fehler. Aber ich sag euchs: Ultimato jam „vos paterne adhortor, ut tandem veteri „Adamo expulso, novum induatis homi„nem!"

(*) Pfaffenwinkel nennt man in der Bayerischen Sprache den südlichen Theil des Gouvernements von München, in welchem man vierzehn Tage herumreisen, und alle Mittage und Abende auf einer andern Prälatur oder Abtey speisen und schlafen kann.

Zuchthäusern gebildet sind; und am meisten über die armen Zöglinge in diesen Zuchthäusern selbst, die sich beugen müssen unter dieses bleyerne Joch, die ihre Tage hinbringen müssen unter der Stachelpeitsche solcher Dummheit, die nimmals weder die Vortheile der mässigsten Freyheit geniessen, noch die Seligkeit der Freundschaft, noch der Einsamkeit grenzenlose Vergnügungen.

Nicht ganz, oder wenigstens nicht allenthalben verdienen also die Benedictiner das Lob, das ihnen unsere protestantischen Stubengelehrten so oft und so reichlich geben. Ob sie gleich in Deutschland keine Wälder mehr ausstocken, keine wüsten Felder mehr anbauen, keine Heiden urbar machen, so sagt man doch überall, daß die Benedictiner mehr gelehrte Leute unter ihren Mitgliedern zählen, als sonst kein anderer Orden. Dieß ist zumal von den Französischen Bene-

bitionen sehr mehr; und was den Fleiß in historischem Graben und Grübeln betrift, auch von vielen Deutschen dieses Jahrs, über Erudition ist nicht Aufklärung. Professoren der Geschichtskunde sind deswegen noch nicht Geschichtschreiber, und äusserst pedantisch genaue Geschichtschreiber sind oft sehr erbärmliche Menschenkenner, und noch erbärmlichere Philosophen. Alle alten Chronicken kann man auswendig wissen, alle Genealogien kann man an den Fingern herzählen, alle Siegel der alten Zeit und alle Petschafte kann man kennen, und dadurch manches erläutern das man bey dem Geschäftsmanne braucht; und doch ist und bleibt ein deutscher Geschäftsgelehrter noch immer ein erbärmlich kleines Licht, in Vergleichung mit einem Robertson, oder Gibbon, oder Hume.

Ein-

Mönche von allen Farben mögen in Bayern beym freundschaftlichen Schmause zuweilen selbst ohne Scheu über die religiösen Schwänke lachen, die sie in den Morgenstunden dem getäuschten Volke vorpredigen. Dieß hellet doch die tiefe Nacht der Barbarey nicht auf, welche durch Mönchserziehung und Mönchsgrundsätze nun wieder über Bayern kommen muß; und darum kann man ohne Schauer an dieß alles nicht denken, wenn man auch zugiebt, daß wenigstens die vornehmsten und gelehrtesten Mönche, die Benedictiner, doch nie so gleißnerisch, nie so zanksüchtig, nie so herrschsüchtig waren, wie die Jesuiten; und niemals solche abentheuerliche Schwärmer wie die Kapuziner (*).

(*) Einige kleine Züge von Schwärmern, wird man doch ab und zu, auch in solchen Klöstern der Herren Benedictiner gewahr, wo man sie nicht vermuthet. Das Benedictinerkloster Ober-

Welche Seelsorger und Volkserzieher die Herren in Kaputzen sind, sah man auch bald, als die Bischöfe schon frühe sich schämten [illegible] öffent-

[illegible]

altreich, hat einen solchen Ruf von Gelehrsamkeit, daß die Bayern sogar in ihrer Kraftsprache sagen, zu Sanct Emmeran und Oberaltrich wachsen die Professoren auf dem Mist. Natürlicher Weise ist es auch daher gekommen, daß die bey Luthers Reformation in der Stadt Straubingen schon eingeführte lutherische Lehre, durch die Mönche aus Oberaltrich wieder glücklich verjagt ward. Das Andenken dieses grossen Sieges, wird noch bis auf diesen Tag in der Kirche des gelehrten Klosters Oberaltrich, auf folgende Art erhalten. Die ganze Decke der obern Gallerie ist mit Vorstellungen von Siegen der Mönche über die Ketzer bemahlt. Die Ketzer sind als Wölfe und Hunde mit Menschenköpfen vorgestellet; und damit man wisse, daß es Ketzer sind, tragen sie alle dicke Halskragen, wie die protestantischen Geistlichen in Oberdeutschland. In der hintersten Kapelle sieht man von allen diesen Gemählden dasjenige, dessen

Erfin-

öffentlich mit dem Volke zu reden, und glaubten, dieß sey eine Sache der Tetzelmönche. Sie predigten dann: diese was sie predigen konnten, nemlich nichts als Aberglauben und Dummheit. Durch unmenschliche Begriffe, welche sie auf ihren Kanzeln dem Volke von andern Religionsverwandten beybrachten, haben sie die verderbliche Macht liebloser Vorurtheile fürchterlich verstärket, und jeden Streit, bey dem die Religion mit ins Spiel gezogen werden konnte, ungewöhn-

Erfindung dieser gelehrten Mönche die meiste Ehre macht, und ihren Sieg über Luthern in der Stadt Strasburgen, ohne Widerrede, verewigt. Der Hintergrund stellt sehr kenntbar die Stadt Strasburgen vor. Im Vorgrunde stehen einige Benedictinermönche mit Weihwasserkesseln, die dieses heilige Wasser sehr eifrig in die Luft sprengen. In der Luft reitet Doctor Luther im Mantel auf einem Schweinedegen, hält unter dem Arm die Bibel, in einer Hand ein volles

gröblich verbittert. Wer, als sie und ihres gleichen, kann auch dem einfältigen Landmann beybringen, es sey schlechterdings unmöglich, daß der Acker eines Lutheraners gedeye, oder daß es Ketzern wohl gehe? (*)

Abschaffung der Bettelmönche, wäre also doch immer in jedem catholischem Lande, der erste

(*) Als der Doctor Moore, aus dem Canton Bern über die Grenze nach Frankreich gieng, sah er eine Bude in der man hölzerne Schuhe verkaufte. Er begab sich auch hinein, und kam ins Gespräch mit einem Französischen Bauer, der eben ein paar hölzerne Schuhe für seine Frau gekauft hatte. Dieser Franzose sagte: les Bernois sont bien à leur aise; Monsieur, pendant que nous autres François vivons très chrétiennement, et cependant les Bernois sont des Heretiques. Ein altes Weib, die in einer Ecke sitzend in ihrem Gebetbuche las, sagte hinzu, voilà (indem sie ihre Brille abnahm, und ihren Rosenkranz auf das Buch legte) voilà ce que je trouve incompréhensible.

erſte Schritt zur Aufklärung des Bürgers und des gemeinen Mannes. Eine gewiſſe Summe von Dummheit, iſt zwar überall in der Welt mehr und weniger im Umlaufe; und wären auch, was ich gar nicht läugnen will, die dümmſten Völker überhaupt die glücklichſten, ſo habe ich doch wie mir deucht, genug erwieſen, daß wenigſtens Mönchsdummheit Völker nicht glücklich macht.

Ueberhaupt ſcheinen die meiſten Orden, und die meiſten Klöſter, keiner Verbeſſerung fähig. Jede Epoche klöſterlicher Vollkommenheit war immer kurz. Ohne ein ganz neues Erziehungsſyſtem, das dem alten Klöſtergeiſt aus allen Klöſtern austreibe, iſt und bleibet der Mönchsſtand, wenn man ſich nicht innerlich dazu berufen fühlet, eine ſchändliche Sklaverey. Schon jede junge und einer edlen Bildung fähige Seele muß

dar-

mit Ekel ſehen, daß keine Erziehung in der Welt ſchlechter iſt als Kloſtererziehung. Mit unſterblicher Kraft zeigt dieß ein Wieneriſcher Schriftſteller in ſeiner vortreflichen Schrift vom Kloſtergeiſte, und ſeine Worte haben gebebt. Dem armen Jüngling im Noviziate, ſagt Er, fülle man gleich anfangs den Kopf, anſtatt des wahren und Eigenthümlichen der evangeliſchen Vollkommenheit, mit leeren Ceremonien, prächtigen Kleinigkeiten, ungeprüften Wunderwirken, Lebensbeſchreibungen nach ihrer Art frommer Männer, Legenden und Aſceten. Alles Selbſtdenken werde ihm verboten. Man leite ihn auf tauſend irrige Begriffe, und die Unterwerfung des ſich dawider ſträubenden Verſtandes fodere man von ihm als ein Opfer des blindeſten Gehorſams. Man erhitze ſeine Einbildungskraft durch düſtere und ſchwermüthige Faſtetyen. Allen Freuden

des

des Lebens, und den unschuldigsten Verhüllungen; schliesse man so lange den Zugang in seine Seele, bis sein Verstand eine Wüste ist, und der Novitze ein Schwärmer. Er geißle sich zwar, aber diese Geißlungen, diese rauhen Kleider, diese borstigen Nachtlager, werden ihm ein Bedürfniß. Ohne Unlust könne er in der Folge sie kaum entbehren; denn ein gesunder und saftvoller Novitze werde dadurch zu fleischlichen Lüsten gereitzet, so wie auch die Fastenspeisen Begierden erwecken, die man dem Teufel zuschreibt. Die Philosophie der Klöster die man ihm beybringt, sey ein barbarisches Nichts, ein Wortkram voll spitzfindiger Grübeleyen ohne allen Verstand, ein wahres Gegengift alles Nachdenkens. Dieß alles sey dann die Vorbereitung zum Schulzank und zur Zanktheologie. Solche Theologie macht die Religion verächtlich. Durch Wortspiele und

stichtes Hirngewebe, verfechten die Professoren in Klöstern, die Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion und die Unsterblichkeit der Seele. Mit Alberitheiten erweisen sie die Eigenschaften Gottes, den Ursprung des Bösen, die Bestimmung und die Pflichten des Menschen. Sie sagen daß man die Ehre Gottes nur durch angehäufte Kirchenschätze und in den Kirchen aufgehängte Zierathen beförderte. Sie stärken alle ihre Gegner durch ihre Schwäche. Sie verwerfen auch die besten Beweise zur Festsetzung der nothwendigsten Religionswahrheiten, sobald sie von einem Ketzer herkähren, und nicht von einem Ordensbruder. Mit großem Eifer untersuchen diese Idioten, wie Gott das wisse was Er weiß, und sie nicht. Ihre Moral sey von aller Menschenkenntniß leer, eine bloße Casuistik, die alles durch Autoritäten entscheidet. Solches Zeug verkaufe

man

man in Klöstern für Seelenarzney, aber keiner dieser Aerzte denke auf Mittel die mit der Natur der Seele übereinstimmen, und den Menschen auf den Pfad der Tugend und der Rechtschaffenheit leiten. Sie kennen keine andere sittliche Vollkommenheit, als den Geruch der Heiligkeit den man durch Nachtwachen erlange, durch Pein und Harm, Entzückungen und Erscheinungen, und jede Krankheit der Phantasie. Nun von solchen Dummköpfen werden alle Menschen verdammt, die anders denken, als sie; die Ketzer mit Jubel und Freudengeschrey, die Katholiken mit Thränen. Die heilige Schrift gebrauchen sie nur als Spielwerk und Tändelzeug, um fanatischen Gebräuchen und neuerfundenen Andachten ein göttliches Ansehen aus derselben zu erzwingen. In ihren Predigten ausgegossenen Schimpf, und ausgegurgelte Schande, halten sie für den Geist

des Herrn, für brennenden heiligen Eifer. Alle Rednerey der Kloſterprediger ſey nichts als ein Gewebe von abentheuerlichen Geſchichten, und nie geſchehenen Wunderwerken. Sie haben dabey nicht die Ausſprüche des Heilandes, nicht die Beſſerung des Menſchen im Auge, ſondern nur ihre Heiligen, ihre Brüderſchaften, ihre Gnadenbilder; und erhöhen dann dieſe, mit ihrer gewöhnlichen Marktſchreyerey auf Koſten anderer Klöſter, der ordentlichen Pfarrkirchen, und zumal des Evangeliums.

Weil alſo das Weſentliche in der Religion den Mönchen ganz unbekannt iſt; weil ſie ſtatt deſſelben das Volk blos mit den elendeſten Tändeleyen unterhalten, und auf nichts ſehen als auf ihr Intereſſe; weil dieſe Volksverführer, blos um Geld zu gewinnen, das Volk in ſeinem Aberglauben erhalten und beſtärken: ſo iſt Vertilgung der Mön-

Möncherey allerdings zu wünſchen. Seyn oder Nichtſeyn iſt verhoffentlich nun bald nicht mehr die Frage. Kein aufgeklärter und der Sache kundiger Menſchenfreund kann zweifeln, ob es edler ſey Mönche zu vertheidigen, oder der Stürme ihres Schickſals ſich zu freuen, und zu wünſchen daß Licht werde überall.

Kaiſer Joſeph ſprach: es werde Licht und das Licht wird kommen mit der Zeit. Seine erſten Strahlen haben die alte lange Nacht verdrängt. Die Philoſophen haben die Miniſter aufgekläret, und durch die Kniffe der Beichtväter oft dafür gebüßt. Nun ſprechen Fürſten und Miniſter, von Auswurzlung der Vorurtheile für das allgemeine Beſte, von Aufklärung durch verbeſſerte Studien, von Belehrung der Geiſtlichkeit, von Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Geſetzen;

und die Beichtväter müssen schweigen. Unter Josephs Zepter gewinnt die Vernunft überall Muth und Vertrauen, indeß der Monarch dummen Aberglauben zertritt, der Pfaffheit Uebermacht zerstöret, und mönchische Grundsätze aus seinen Staaten verbannt. Die Philosophen am Rheine und in Bayern, haben schon vor Jahren das Mönchswesen entlarvt, und die Schuppen weggenommen von christcatholischen Augen. Man hat sie dafür verfolgt, und von ihren Stellen verjagt. Nun erndten Monarchen und Fürsten die Früchte des ausgestreuten Samens. Aber wären die Jesuiten noch, was sie gewesen sind: so hätten sie durch ihren Muth, durch ihre List, und durch ihre Kunstgriffe, noch lange der Philosophie den Mund gestopft, noch lange die Minister erschreckt und die Fürsten entmannt; noch lange die Barbarey erhalten auf ihrem

Thro-

Throne. Jeſuiten haben den Kelch vergiftet, aus dem Pabſt Ganganelli den Todtrank; aber durch den Arſenik, der dieſem Märtyrer der Vernunft die Därme zerfraß, ward's auf eine kleine Weile etwas heller im Vatikan, und die Jeſuiten verſchwanden: Alles wird langſam reif, die ſchönſten Früchte fallen wieder ab und vergehen; wir wollen wünſchen daß alles Gute gedeyen möge in guter Zeit. Sind aber auch noch Exjeſuiten furchtbar; drohet auch Vernichtung nicht überall allen Janitſcharen des heiligen Stuhls; ſoll deutſcher Muth fruchtlos vorleuchten den Nationen; ſollen Kaiſer Joſephs Verſuche allein glänzen in den Jahrbüchern der Vernunft: o ſo gebe Gott dann doch den Mönchen beſſere Erzieher; oder man nehme ihnen wenigſtens das Recht auf der Kanzel und im Beichtſtuhl, Dummheit zu verbreiten.

Durch Aufklärung wird man immer menſchlicher. Aber würden auch noch manches Menſchenalter hindurch, alle Bemühungen der Vernunft immer noch vereitelt durch Dummköpfe und Schurken, denen gewöhnlich nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als daß immer Alles beym Alten bleibe; ſoll auch unſer philoſophiſches Jahrhundert bis an ſein Ende gebrandmarkt werden, durch dumme Streiche die man noch überall macht (*): ſo wollen wir uns wenigſtens des Guten freuen, das wir haben und ſehen. Ungeſtümer Ketzerhaß, wird doch in der Oeſterreichiſchen Monarchie, bald ganz ohne

(*) Ein ſchreckhaftes Verzeichniß dieſer Streiche, findet man zum Lachen und Weinen erzählet, im Joſtin, einem Roman auf den die deutſche Literatur ſtolz ſeyn kann, weil er ſo viel Witz und Laune, ſo viel Vernunft und Wahrheit enthält, als der allerbeſte Engliſche oder Franzöſiſche Roman.

ohne Wirkung brennen. Ohne Wirkung schreyt man dort; schon itzt Zetter über den catholischen Christen der irgend ein Buch eines Protestanten in die Hand nimmt; Zetter, über den Waghals, der keine Reliquien kauft; und Zetter über den Fürsten, der Ketzer duldet. Fürchterliche Dunkelheit mag dann immer noch über einigen Provinzen von Deutschland hängen; die Würgengel des heiligen Dominiks, mögen dann immer noch in dem aberglaubigen Spanien ihr Hosianna auf Blutgerüsten singen, und die flammende Pechfackel unter Hallelujah und Psalmen in den Scheiterhaufen stossen, auf dem sie dem Herrn einen armen Juden verbrennen: überall wird doch Mönchsunsinn immer weniger Glauben finden, wenn auch noch mancher Davides die Vergrösserungsgläser auf ihren Nasen gewahr werden wird, und das

ſchwarze Cannibalenblut in ihren Adern. Aber eben die Mönche, die einmal Päbſte und Kaiſer gottſelig vergiftet, und Könige ermordet, und unzähliche Menſchen zum ſüſſen Wohlgeruch ins Feuer geworfen habe, können in gemäſſigter und nöthiger Anzahl noch lange bleiben was ſie ſind, wenn ſie ſich ſelbſt nur immer ſagen, wer ſich nicht fürchten macht, iſt ſicher.

Philoſophie und Menſchheit werden nie ohne Freudenthränen ſich erinnern, was im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts zur Rettung von verjährter Seelenſklaverey, zur Vertilgung geheiligter Misbräuche, und zur Emporhebung der Vernunft gegen angebetete Volksverführer, in Wien geſchah. Als Frankreich Europa unterjochen wollte, und dann aus Mönchswuth in Miniſterköpfen, durch die unvernünftigſte aller Verfolgungen, zum Beſten ſeiner

Fein-

Feinde eines groſſen Theiles ſeiner Unterthanen, ſeines Reichthums, ſeiner Fabriken, und ſeines Handels, ſich beraubte: in dem barbariſchen Zeitalter Ludewigs des vierzehnten, war die catholiſche Welt, bey allem was Ludwig auch gegen Rom wagte, noch in ihrer Kindheit. Nun lebt in Wien kein Mann von Verſtand, dem der Geiſt der Zeit nicht mehr Geiſt giebt, als alle Miniſter des groſſen Ludewigs hatten.

So hebt ein einziger aufgeklärter und muthiger Monarch, ſein Jahrhundert über alle Jahrhunderte empor. Joſeph hat in ſeinen Staaten, in wenigen Monaten mehr Licht verbreitet, als alle Schulen der Philoſophen Deutſchlands ſeit dem Kaiſer Leopold. Dieſes Licht iſt nicht Aufklärung, ſagen zwar die Herren im Tribunal. Aber die Herren im Tribunal wollen Wunder haben; und geſchähen Wunder, ſo wären ſie

die erſten, die an dieſe Wunder nicht glaubten. Der Kaiſer hat doch, was jene Herren nicht läugnen können, nicht da und dort ein Fünkgen Wahrheit ängſtlich glimmern laſſen, ſondern die ganze brennende Fackel auf einmal aufgeſtellt. Auf einmal durchbrach in Wien, ein Streben nach Wahrheit, ein Geiſt der prüfenden Vernunft, jene alte dicke Nacht welche dort die Gemüther niederhielt, unter der Zuchtruthe elender Kahlköpfe. Sonſt war bey den deutſchen Proteſtanten, und ſchon vor geraumer Zeit auch bey vielen deutſchen Catholiken, unausſprechlich mehr Licht, als in Oeſterreich; nun beſchämen uns die Oeſterreicher, durch ihre Denkfreyheit, ihre Keckheit, und ihren Muth; und dieß alles wirkte Kaiſer Joſeph, als er ſeinem Volke zu verſtehen gab: ihr dürft leſen was ihr wollt, und ſagen was ihr denkt.

Frey-

Freyheit allein hebt ein Volk, so hoch und so schnell. Wenn einst jeder Catholike in Deutschland sagen darf, was er will, und Protestanten schweigen müssen, so wirds überall Tag bey ihnen, und Nacht bey uns. Was Kaiser Joseph that, das that Er auch aus Freyheitsgefühl gegen Rom. So fürchterliche Blicke auch dieser Monarch sonst um sich her wirft, so schrecklich auch oft der Kampf seyn mag den Er kämpfen wird, so kann doch keiner, gröſſer, kühner, gefährlicher, und glorreicher seyn, als der Kampf war, den Er gegen die Vorurtheile und Irthümer der Kirche wagte, und gegen den Pabst, von dem Petrarcha sagte: Er öfne den Himmel mit seinem Finger, und regiere den Lauf der Sterne durch eine einzige Bewegung seiner Nachtmütze.

Kaiſer Joſephs Reformation, macht alle fernere Religionsvereinigung überflüſſig. Kein vernünftiger catholiſcher Geiſtlicher kann ſuchen uns unter dem Scheine der Duldung wieder in den Schooß ſeiner Kirche zu bringen. Warum ſollte auch ein Fürſt ſich um Erhaltung ſeiner Unterthanen bey der Römiſchen Kirche, oder um Zurückführung der Verirrten kümmern? Freund, du biſt ein Verirrter, wenn du das thuſt, und deinen Kaiſer und Herrn miskennſt, der dir den Staar wegnahm von deinen Augen. Warum haben wir Proteſtanten uns verirrt, wie du wähnſt? Weil wir ſchon im ſechszehnten Jahrhundert, alle die Unvernunft verdammten, die itzt Kaiſer Joſeph verdammt; weil wir damals ſchon eben die Denkart hatten, die itzt in dem Angeſichte von ganz Europa das unverdächtigſte Zeugniß von der Aufklärung Deſſer-

ſterreichs ablegt. Was iſt alſo dort zu erhalten, und hier zurückzuführen? Welcher vernünftige Catholike kann ſich von ſeiner Kirche ſondern wollen, da ſie doch Kaiſer Joſeph von aller Unvernunft gereinigt hat? Von welchen Irthümern ſoll man nun ferner uns Proteſtanten zurückführen? Sind wir nicht Eins geworden, ſeit der groſſen Reformation im Jahre 1781? Darum mein Lieber, höre du immer deine Meſſe in der Stephans Kirche in Wien, und laß mich geruhig in Hannover in meine Reformirte Kirche gehen, die keinen Thurn hat, und keine Glocke. Im Grunde iſt die Religion deines Herzens und meines Herzens einerley. Alſo trennet uns nichts. Ewig ſind und bleiben wir vereinigt durch Toleranz; und kümmern uns nun weiter nicht, um alle etwa anders lautende Urtheile catholiſcher, lutheriſcher, und reformirter Kapuzen.

Dieß

Dieß ſey genug über Möncherey, und ihren Einfluß auf Menſchen und Staaten; auch über Alles, was Einſamkeit gegen ſich hat, und wozu ſie gut iſt. Jeder wähle ſich nun zwiſchen der Welt, die ihn locket, und der Tugend, die ihn ruft. Frey und wahrhaft habe ich geſagt was die Welt giebt; ich habe gezeiget, wie viel Gutes und Groſſes, aus der Einſamkeit fließet, vom ſtudirenden Jüngling bis zum büſſenden Mönch.

Möchte doch jeder an die ſchöne Seite der Einſamkeit glauben, wie ich daran glaube, ihre gute Seite lieben, wie ich ſie liebe. Möchte ſie doch jedem offen ſeyn, der fähig iſt ſie zu genieſſen. Möchte doch jeder, der dazu Luſt hat, Ruhe finden, bey der er ſtirbt, unter einem geringen Strohdach; und ſein Herz ein Herz, das Roſen pflanzt auf ſein Grab.

Es fällt schwer, in nicht sehr grossen Städten auch nur mit Mässigung, einsam zu seyn, seine Freyheit zu behaupten, und da Zeit zu retten, wo alles zu Schmauserey und Geselligkeit einladet, und bittet. Umgang und Liebe müssen immer Menschen mit Menschen verbinden. Aber es ist doch traurig, daß die Leute glauben, man entsage aller Menschenfreundlichkeit, wenn man Zeitverlust und Unverdaulichkeit fliehet. Kein Geschäftsmann kann ein Buch schreiben, wenn er sich nicht für einige Zeit aus dem gesellschaftlichen Leben wegbegiebt. Er schreibt keine Zeile, wenn er jeden Abend auf den Club gienge, allen euren festlichen Gastereyen beywohnte, jeden Besuch annähme, und jeden Besuch wiedergäbe. Wäre er auch krank, so müßte man ihn doch alleine lassen; denn es ist möglich, daß ihn seine Krankheit am Denken nicht hindert,

daß

daß ihm nur vor dem Geſchäftszwange graut; aber daß Arbeit die er liebt, ihn am beſten tröſtet und zerſtreut. Gute Seelen, denen ſonſt nie etwas Arges träumt, kommen darum oft ſchrecklich in Harniſch, wenn man in Krankheiten ihnen merken läßt, daß man niemals erträglich ſich befindet als wenn man alleine iſt, daß man nie Langeweile hat als in Geſellſchaft, und daß man erſt alsdann auflebt, wenn alle Menſchen umher glauben, man ſey todt. Ach dieſen Zuſtand verſtehet manche gute Seele nicht; und darum klagen dann ſolche Seelen, links und rechts, über unverzeihliche Unhöflichkeit, über Unterlaſſungsſünden gegen alle Sitten und Gebräuche. Sie ſind ſchalkſichtig genug, alles in der Welt zu errathen, und nur das nie: daß es einem vernünftigen Manne einfallen könne, ein Buch zu ſchreiben.

Solche

Solche Klagen unterblieben, wenn man nur bedächte, daß man nothwendig den Menschen alleine lassen muß, der sich doch gerne zuweilen ein wenig Zeit zu irgend einem grossen Zwecke stielt; und daß ein Schriftsteller, der in diesem Monat allen Schnack fliehet, in dem andern Monat selbst gerne schnacket.

Gegen die gewöhnliche Flachheit des Lebens, muß man freylich nicht sündigen, wenn man mit heiler Haut durch die Welt kommen will. Aber wenn du auch gar nichts aus solchen Sünden machst, schrieb mir einst eine geliebte Freundinn, so schaden doch zu viel Abneigung gegen Höflichkeitsregeln und Welterhorheiten, zu viel Zärtlichkeit des Geschmackes, zu viel Bedürfnisse für Geist und Herz, zu grosse Empfindlichkeit, zu weites Hin-

ausſehen, unſerm Glücke und unſerer Ruhe, denn ſie machen den See brauſen und Wellen ſchlagen, der ſtille und eben bleiben muß, damit ſich ſein Waſſer nicht trübe. Du mußt die Lebenden nicht beleidigen, um nur mit Todten zu leben. Langeweile und Trübſinn ſind auch aus dem Umgange verſcheucht, alle Nebel entfliehen, heitere Tage und Liebe und Ruhe werden dich auf deiner ganzen Lebensbahn begleiten, du biſt glücklich und machſt glücklich, wenn du duldend biſt und geſellig, und immer Liebe giebſt um Liebe.

Allerdings hat darum der Trieb zur Einſamkeit, eben ſo wohl einer Leitung der Vernunft nöthig, als der Trieb zur Geſellſchaft; und es iſt zumal für den Mann in Geſchäften, für den Patrioten, und den

den thätigen Weisen, immer eine gröſsere Kunst und ein gröſseres Verdienst, wenn er auch eine gemischte Gesellschaft erträgt, sich darinn Achtung erwirbt, und sie nach seinen Grundsätzen lenket und verbessert.

Liebe muß man suchen bey allen Menschen; nur vor keinem den Nacken beugen, und edel und frey die Welt verlassen können, ohne sie zu fliehen. Wir müssen darum mit Würde gesellig seyn, um niemand zu beleidigen; so viel Gutes aus der Welt hohlen als sie giebt, und so viel Gutes in der Welt thun als wir können. Aber dann müssen wir auch die Kraft haben, abseite zu gehn, um Gott und der Weisheit ein stilles Opfer zu bringen; und so werden wir uns im-

mer aus Geſchmack und Neigung in die Einſamkeit begeben, und niemals aus übler Laune.

Ende des vierten und letzten Theils.

Namenregiſter.

A.

Addiſon , Seite 282. 283.
Albrecht (Kaiſer) der erſte , , 59. 60.
Anſon (Lord) , 354. 355.
Antonius (der heilige) , 427.
Arbriſſel (der heilige Robert von) , 438.
Arpd (Johann) , , 293.
Aſcius , , 258.
Attilcus , , 263.

B.

Baco , 232. 336. 337. 357.
Barbanſon (Conſtantius von) , , 392.
Baſilius (der heilige) , 446. 447. 448.
Baccaria (Fräulein von) , 274. 275.
Benedict (der heilige) , 431. 444. 467.
Berlepſch (Frau von) , 415. 416.
Blair , 51. 235. 236.
Blois (Ludewig de) , 392.
Böhm (Jacob) , 398.
Bolleau , , 389.
Bolingbroke (Lord) 250. 251. 252. 253. 254. 255.
Bologne (Cardinal von) , 134.

Bona (Cardinal) Seite 393.
Borromäus (Cardinal) 407. 411.
Boufflers (Marſchall von) 152.
Bourignon (Antoinette) 394.
Brutus 255.
Brydone 77. 78.
Burke 11. 344. 345.

C.

Cabaſſole (Philipp von) Biſchof von Cavaillon 119. 120. 154.
Cäſar 256. 260. 331.
Carl (Kaiſer) der groſſe 445. 458.
Caſtanizza (Johann de) 440.
Cato 373.
Caylus (Frau von) 93.
Cheſterfield (Lord) 251. 252. 253. 254. 255.
Cicero 248. 258. 259. 260. 261. 356.
Cincinnatus 134. 143.
Claus (Bruder) 408. 409. 410. 411.
Clemens (Pabſt) der ſechſte 128.
Clodius 260.
Clot (Madame) 279.
Colonna (Cardinal) 139.
Conſtantius (Kaiſer) Clorus 61.
Cruce (Johannes a) 392.
Curius 134. 246.

D.

Dominik (der heilige) 448.

E.

Eliſabet (Kaiſerinn) Seite 60.

F.

Fabricius 134.
Felß (Marianne) 361.
Fenelon (Erzbiſchof) 388. 390.
Ferrarius (Vincenz) 430.
Franz (der heilige) von Aſſiſi 432. 448. 449. 450. 451.
Frederic (Sir Carl) 354. 355.
Fromme (Oberamtmann) zu Fehrbellin 131.

G.

Ganganelli (Pabſt) 485.
Garve 158. 159. 174. 396. 328. 323. 324.
Gelenius (Victor) 392.
Geßner (Salomon) 30. 51. 52. 53. 58.
Gibbon 472.
Guion (Johanna Maria Bouvieres de la Mothe) 394.

H.

Haan (Pater Simplicius) 432.
Haller 267. 389.
Hapsburg (Kaiſer Rudolf von) 57.
Harphius 393.
Helvetius 320. 321.
Herder 145. 177. 178.
Hinüber (Jobſt Anton von) 6. 9.
Hirſchfeld 7. 221. 222.
Hirzel (Doctor) 89.

Hotze (Doctor) Seite 82. 85. 87. 89. 92.
Hünauld " " 424.

J.

Jobſt (Pater Thomas Aquinas) " 432.
Johannes (Pater) Evangeliſta " 392.
Johannes Romanus " 430.
Johnſon (Samuel) " 247. 248.
Jortin " " 406.
Joſeph (Kaiſer) 452. 465. 483. 484. 485. 489. 490. 491. 492. 493.
Iſelin " " 413.
Iſenburg (Moritz, Prinz von) " 249. 250.
Iſſlie d'Etanges " 250. 278.
Iſure (Pater Saint) " 393.

K.

Kleiſt " " 32.
Klopſtock " " 365.

L.

Lactantius " " 405.
Lansbergius (Juſtus) " 393.
Laura 71. 117. 183. 189. 193. 194. 195. 201. 202. 210. 212. 303.
Lavater " 33. 73. 77. 78. 79. 80. 81.
Leiſewitz " " 472.
Leopold (Kaiſer) " 489.
Ligonier (Lord) " 354. 355.
Lucullus " " 245.
Lüc (Johann Andreas de) " 425. 426.

Ludewig (König) der Vierzehnte Seite 489.
Luther 323. 474. 475.
Lüxemburg (Herzogin von) 181.

M.

Madrillenſis (Alfonſus) 393.
Maintenon (Frau von) 93. 152.
Malesherbes 46. 122.
Marcellus 255. 256.
Maria Thereſia (Kaiſerinn) 280.
Marie à la coque 330.
Marius 256. 257.
Meiners 28.
Mendelsſohn 307. 308. 309.
Metellus 256. 257.
Milton 248.
Moore (Doctor) 14. 42. 43. 129 476.
Moſer 264. 265.
Muralt 389. 390.

N.

Necker 146.
Nouet (Vater) 393.

O.

Obereit (der Weltüberwinder) 450.
Olavides 487.
Oroſco (Alfonſus de) 390.
Oeſterreich (Agnes von) Königinn von Ungarn 59. 60.
Oeſterreich (Leopold, Herzog von) 17. 61.

Ovid . . Seite 191.

P.

Palafox (Johannes) . 393.
Pastrengo (Wilhelm von) 205. 206. 207. 208.
Petrarcha 71. 72. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 128. 129. 133. 134. 135. 139. 140. 141. 142. 153. 154. 155. 171. 172. 173. 183. 184. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 221. 272. 273. 303. 304. 306. 368. 369. 370. 371. 491.
Petrarcha (Francisca von) . 274.
Petrucci (Cardinal) . 393.
Pitt, der Vater . 353. 354. 355. 356.
Pius (Pabst) der sechste . 412. 460.
Plato . . . 257.
Plutarch . . 14.
Pococke . . 63.
Pompeius . . 245. 260.
Pope . . 50. 137. 138. 276.
Popilius Länas . 261.
Praz (le Page du) . 99.
Preussen (König von) . 131. 132. 133.

R.

Raphael . . 439.
Reding (General von) 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26.
Reding (Generalinn von) . 19. 20.

Regu-

Regulus , Seite 134.
Richelieu (Cardinal von) , 183.
Rigoleue (Vater) , 393.
Robert (König) von Neapel , 210. 211.
Robertſon , , 472.
Roche (Kanzler von la) , 149.
Rodriguez (Alfonſus) , 393.
Rouſſeau 33. 44. 45. 46. 47. 48. 67. 74. 75. 93. 94. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 175. 177. 181. 185. 219. 268. 269. 270. 276. 277. 278. 279. 280. 372.
Rutilius , , 257. 258.

S.

Saadi , , 96.
Sade (Abt de) , , 274.
Sade (Hugo de) , 193. 194. 195.
Saturninus , , 256.
Schrautenbach (Freyherr von) , 265. 266.
Schuppach (Michel) , 81. 395.
Schurmann (Anna Maria von) , 394.
Schwaben (Herzog Johann, aus) , 59.
Scipio (Publius) , 54. 373.
Scupoli (Lorenz) , 393.
Seneca , , 372. 373.
Settimo , , 272.
Simon (Johannes de Saint) , 393.
Socrates , , 373.
Sonnenfels , , 460.
Spalding , , 367. 368.

Squarzaſchi . . Seite 274.
Staal (Frau von) . . 107. 108. 372.
Stella (Diego) . . 393.
Stolberg (Catharina, Gräfinn von) . . 32.
Suis (Heinrich) . . 393.
Sylla . . . . 331.

T.

Talcirand (Cardinal) . . 133.
Tancrus . . . . 398.
Terentia . . . . 260.
Theocrit . . . . 51.
Tiſſot . . . . 81. 89.

V.

Vercellis (Frau von) . . 279.

W.

Wareus (Madame de) . . 278.
Weichs (Dombere von) . . 439.
Wieland . . . . 178. 179.
Wood . . . . 354. 355.

Z.

Zollikofer . . 40. 103. 215.

Druck-

Druckfehler und Verbeſſerungen.

S. 7. Z. 18. Lies: Hirſchfeld, ſtatt Kirchfeld.
S. 48. Z. 14. Lies: an dem ſtillen See, ſtatt an der Pillen See.
S. 51. Z. 19. 20. Lies: in ſeine Idyllen, ſtatt in ſeinen Idyllen.
S. 101. Z. 20. Lies: wäre Er der Liebling, ſtatt wäre er dort Liebling.
S. 162. Z. 6. Lies: muß nicht nach Quellen graben, ſtatt muß nicht Quellen graben.
S. 176. Z. 10. 11. Lies: fühlet ein Mann von Geiſt beſſer, ſtatt fühlet ein Mann von Geiſt.
S. 201. Z. 17. Lies: nach Italien ſich geflüchtet hatte, ſtatt nach Italien geflüchtet hatte.
S. 208. Z. 9. Lies: die Grotte, ſtatt die Gotte.
S. 294. Z. 21. Lies: alle andere Multiplication unſerer itzigen Güter hingäbe, ſtatt hingäbe alle andere Multiplication.
S. 302. Z. 20. Lies: Abhängigkeit, ſtatt Unabhängigkeit.
S. 343. Z. 9. Lies: Haß und Abſcheu, ſtatt Haß, Ekel, und Abſcheu.
S. 350. Z. 10. 11. Lies: lähmt, ſtatt zuſammenzieht.
S. 351. Z. 4. Lies: jeden, ſtatt eben.

S. 360.

ten, und vielleicht keiner thun würde. Beyde Editionen kosten ihm wenigstens viertausend Thaler mehr, als sonst in Deutschland ein Buch von dieser Bogenzahl seinem Verleger kostet. Aber kaum waren die zwey Editionen der zwey ersten Theile in der Leipziger Ostermesse 1784 erschienen, so erfolgte auch gleich ein erzlumpiger Nachdruck in Carlsruhe. Der dortige Buchhändler, Herr Christian Gottlieb Schmieder, dem mein Buch nichts gekostet hat, verkauft es also natürlicher Weise wohlfeiler als mein Verleger, weil gestohlne Waare immer wohlfeiler ist, als die Waare eines ehrlichen Mannes.

Bekanntlich ist der Herr Marggraf von Baden ein ausgezeichnet guter Regent, ein Vater seines Volkes, und ein liebenswürdiger und sehr vortrefflicher Herr. Es sollte mir deswegen leid thun, wenn man auf den Einfall käme, in jedem Deutschen Staate dessen Unterthanen von einem Nachdrucker in Carlsruhe des Ihrigen beraubet werden, jedem reisenden Unterthanen des Herrn Marggrafen von Baden den Kuffer hinten vom Wagen abzuschneiden. So viel Protection haben zwar gewöhnlich die Deutschen Gelehrten nicht; aber unangenehm muß es doch wenigstens dem Herrn Marggrafen von Baden seyn,

wenn

wenn ich, mit Schweitzerischer Offenherzigkeit, die Freyheit nehme Ihm hier zu Gemüthe zu führen, daß der Buchhandel doch beynahe die einzige schwache Stütze ist, welche die Deutsche Gelehrsamkeit hat, und daß ihr der diebische Nachdruck diese Stütze raubt. Eben der in Carlsruhe so vorzüglich begünstigte Nachdruck, ist die Ursach, warum so mancher deutscher Gelehrter die Früchte seines Fleises für eine erbärmliche Kleinigkeit hingeben muß.

Mein Fall ist zwar dieß nicht, aber es ist gewiß der Fall der allermeisten Deutschen Schriftsteller. Aus eigenem Interesse wünsche ich also weiter nichts, als daß der Herr Marggraf von Baden, in Sachen der Buchdruckerey, zur Beförderung seiner landesväterlichen Absichten, doch wenigstens möchte Leute wählen lassen, die nicht Eselsohren hätten, wie der Herr Buchhändler Christian Gottlieb Schmieder in Carlsruhe.

Mein Buch über die Einsamkeit hat unter der Presse dieses Carlsruher Freybeuters mancherley Verändrungen erlitten, für die dieser ehrliche Mann meinen Dank nicht verdient, und die gewiß gegen die Absicht des Herrn Marggrafen den Verkauf mei-

S. 360. Z. 2. 3. Lies: Viele Böſewichter ſind auch, ſtatt aber viele Böſewichter ſind doch auch.

S. 394. Z. 7. Lies: Guion, ſtatt Guyon.

S. 394. Z. 7. Lies: Schurmann, ſtatt Schukmann.

S. 396. Z. 20. 21. Lies: Pedantentheologie, ſtatt Pedautentheologie.

S. 404. Z. 14. 15. Lies: wie hoch und wie weit der Menſch, ſtatt wie hoch der Menſch.

S. 428. Z. 6. 7. Lies: an die finſtern Pfade, ſtatt an die Finſterniß.

S. 428. Z. 9. Lies: was ihr wähnet, ſtatt was man wähnet.

S. 431. Z. 8. Lies: Sie mögen, ſtatt die ehrwürwürdigen Herren Benedictiner in Bayern mögen.

S. 438. Z. 9. Lies: Arbriſſel, ſtatt Abriſſel.

S. 438. Z. 14. 15. Lies: ein angebrannter Kopf, ſtatt ein angebraunter Kopf.

S. 483. Z. 10. Wird nach dem Worte Licht, ein Semicolon geſetzet.

Eine

Eine Nachricht

die der Herr Nachdrucker dieſes Buches nicht nachdrucken wird.

Der elende Zuſtand des Deutſchen Buchhandels hat neben der groſſen und koſtbaren Edition dieſes Buches über die Einſamkeit, auch dieſe kleine und wohlfeile Edition nothwendig gemacht. Es war nicht möglich vier ſtarke Bände in dem gröſten Octav, auf holländiſch Royal Papier zu drucken, und mit dreyzehn Kupferſtichen auszuzieren, ohne dabey zu erwarten, es werde augenblicklich ein Ehrenmann aus dem Deutſchen Nachdruckergeſindel ein ſo ungewöhnlich ſchön gedrucktes Buch für ſeine Beute erklären.

Mein Verleger, der Herr Buchhändler Reich in Leipzig, hat für mich und für dieſes Buch gethan, was wenige Buchhändler in Deutſchland thun konnten,

nes Buches verhindern müssen. Beym ersten Anblicke sieht man, daß er mir eine gewisse geckische Ortographie aufgebürdet hat, womit sich wol etwa hie und da in Oberdeutschland ein armseliger Student ein Ansehen geben mag, aber die verhoffentlich kein vernünftiger Mensch von mir erwartet. Er läßt mich immer sagen gros anstatt groß; Gröse anstatt Grösse; schliesen anstatt schliessen; schlos anstatt schloß; entschlos anstatt entschloß; versüßen anstatt versüssen; Strase anstatt Strasse; zugestosen anstatt zugestossen; Muthmasung anstatt Muthmassung; zusammenflos anstatt zusammenfloß; Blöse anstatt Blösse; bethen anstatt beten; Buse anstatt Busse.

Durch die veränderte Ortographie giebt mein armseliger Nachdrucker oft meinen Worten einen ganz andern Sinn. Einhacken zum Ex. wie er mich sagen läßt, ist ganz etwas anders als einhaken.

Von Klang und Harmonie verstehen natürlicher Weise solche Ohren nichts. Wenn ich des bessern Tonfalls wegen eine Sylbe wegschneide, so setzt Er mir eine Sylbe hinzu; wenn ich der Harmonie wegen

gen ein Wort ausdehne, ſo ſchneidet Er die letzte Sylbe weg.

Mit Druckfehlern hat Herr Schmieder mein Buch ſchändlich beflecket. Ein Buchdrucker ſollte ſich deſſen ſchämen, wenn Nachdrucker ſich ſchämen könnten: denn es iſt doch ungleich leichter ein gedrucktes Buch richtig nachzudrucken, als eine oft ſehr unleſerlich geſchriebene Handſchrift.

Zuweilen will mich der Herr Nachdrucker in Carlsruhe auch lehren Deutſch ſchreiben. Er lehrt mich ſagen Geſichten anſtatt Geſichter; nachdeme anſtatt nachdem; Cirkul anſtatt Cirkel; platoiſch anſtatt platoniſch; einiges Tages anſtatt eines Tages.

Nirgends verſtößt er ſich gröber, als in den lateiniſchen Stellen, die zuweilen in den Anmerkungen vorkommen. Die wimmeln dergeſtalt von Fehlern, daß man denken ſollte, der Corrector meines Nachdruckers ſey nicht etwa nur ein ſchöner Geiſt, ſondern ein unwiſſender Schüler.

Doch dieß alles beweiſet noch nicht ſo bündig, daß Herr Chriſtian Gottlieb Schmieder Eſelsohren

hat, wie der ausgemachte Unsinn den Er mir aufbürdet, und unter meinem Namen verkauft. Kaum habe ich meinen Augen getraut, als ich sah, wie er ganze Zeilen meines Buches untereinander und durcheinander schüttelt, und was ich ordentlich und bestimmt gesagt habe dann so verwirrt und wahnwitzig druckt, als wenn es im Tollhause geschrieben wäre.

Folgendes mag zur Probe dienen. Ich sage in einer Anmerkung zum zweiten Theile, auf der 36 und 37 Seite der grossen Edition, und auf der 49 Seite der kleinen Edition; „Man hat nicht Ursache „sich über die Zurückhaltung unserer jungen Schrift„steller zu beklagen, wenn man ihre Schriften liest. „Aber treffliche Köpfe und Leute von grosser Aufklä„rung giebt es auch unter unsern jungen Schriftstel„lern, die, im Umgange, ihre Philosophie durchaus „nicht menschlich machen, durchaus nicht zugeben „wollen, daß man aus dem Brunnen ihrer Weisheit „trinke. Dieß hält doch niemand, wie mir deucht, „für Bescheidenheit? Aber wem es darauf an„kommt, nicht blos durch die Kraft seines Ruh„mes, sondern auch durch Liebe und Zuneigung der „Menschen, sein Glück zu machen, der ist, mit

„diesem

„diesem Verhalten auf einem Irrweg; weil ungleich „weniger gute Köpfe, von gleichem Alter, durch „mehr Zutraulichkeit, durch mehr Offenheit, durch „ein freyeres Wesen, mehr Herzen in einem Tage „gewinnen, als jene immer stillschweigenden Genies „in vielen Jahren.

Anstatt dessen läßt mich der Freybeuter in Carlsruhe, auf der 32 Seite seines zweiten Theils sagen: „Man hat nicht Ursache sich über die Zurückhaltung „unserer jungen Schriftsteller zu beklagen, wenn man „ihre Schriften liest. Aber treffliche Köpfe und „Leute von grosser Aufklärung giebt es auch unter „unsern jungen Schriftstellern, die im Umgange „ihre Philosophie durchaus nicht zugeben wollen, „daß man aus dem Brunnen ihrer Weisheit trinke. „Dieß hält doch niemand, wie mir deucht, für Be„scheidenheit? Aber wem es darauf ankommt, „nicht blos durch die Kraft seines Ruhmes, sondern „auch durch Liebe und Zuneigung der Menschen, sein „Glück zu machen, der ist, mit diesem Verhalten, „auf einem Irrweg; weil ungleich weniger gute „Köpfe, von gleichem Alter, durch mehr Zutraulich„keit, durch mehr Offenheit, durchaus nicht mensch„lich machen, durch ein freyeres Wesen, mehr

„Herzen in einem Tage gewinnen, als jene immer „stillschweigende Genies in vielen Jahren.“

Ein Nachdrucker der sein Handwerk nicht besser versteht als Herr Christian Gottlieb Schmieder in Carlsruhe, sollte lieber sein Glück auf der Landstraße versuchen: denn da verdient man Geld mit weniger Mühe, und eben so viel Ehre.

Johann Georg Zimmermanns,
der Arzney Gelahrtheit Doktors, Sr. Königl. Majestät von Grosbritannien Hofraths und Leibarzts zu Hannover, der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen und der Königl. Akademie zu Palermo und der Päbstlichen zu Pesaro würklichen Mitglieds

Versuch

in anmuthigen und lehrreichen Erzählungen, launigten Einfällen und philosophischen Remarquen über allerley Gegenstände.

Zweyte, mit einem Fragment und dem Sendschreiben des Hrn. Hofr. Kästners an den Verfasser vermehrte Auflage.

Göttingen, 1779.

Kleine Aufſätze
über
verſchiedene Gegenſtände.

I.
Eine Nationalgeſchichte.

Wir lachen unſern Verſtand weg. Seitdem es in Deutſchland Mode geworden, Empfindſamkeit auszuhängen, bey der man nichts fühlt, weiden ſich unſere Gottſchede an dieſem Worte. Es wäre für ſie Schimpf, wenn man glaubte, ſie haben ein Herz.

Das glaubt man nicht. Aber man glaubt, daß unſere Gottſchede alle Begriffe verwirren, die Natur des Menſchen nicht kennen, nicht recht einſehen, gegen was ſie ſtreiten, und bacchantiſch lachend ſchwanken zwiſchen Wahrheit und Schatten. Kinder wiſſen itzt, daß man durch Empfindſamkeit eine größere Fähigkeit, nicht zu

jeder Art von Empfindungen verstehen soll, sondern zu Empfindungen, in welchen etwas Sittliches ist. Jede aufgeklärte Nation zählte in jedem Zeitalter Güte und Größe des Herzens zu den Merkmalen einer erhabenen Sinnesart. Die edelmüthigsten Thaten flossen aus Empfindsamkeit. Wir verhöhnen bloß darum, weil wir so gerne witzig seyn wollen, diese menschenfreundliche und so sehr mißkennte Eigenschaft guter Seelen; und doch war sie die einzige Triebfeder jenes liebenswürdigen und rührenden Betragens der Franzosen auf der Insel Re, gegen unsere daselbst hingeworfene unglückliche Freunde und Landsleute.

Man weiß, daß ein Englischer Schiffscapitain, der hundert und sieben und achtzig Mann Hannöverischer Truppen nach Gibraltar führen sollte, sein Schiff für verlohren hielt, als es den 13ten Nov. 1775, auf der hohen See einen Leck bekommen; daß er, nebst den vornehmsten Offizieren und den meisten Matrosen, auf Booten sich retten wollte, und daß alle dabey augenblicklich ihr Leben einbüßten. Die im Schiffe gebliebenen Männer erwarteten mit ihrem einzigen Befehlshaber, dem damaligen Lieutenant **Wiedeburg**, drey ganze Tage nach einander, auch ihren Tod. Den 15ten Nov. des Nachmittags um zwey Uhr, da sich der Himmel einmal etwas aufgekläret hatte,

ent-

entdeckten ſie, obgleich in einer ſehr weiten Entfernung, Land. Aber Abends um ſechs Uhr berichteten die Matroſen dem Befehlshaber, nunmehr ſey faſt alle Hoffnung zur Rettung verſchwunden, und nach aller Wahrſcheinlichkeit würden ſie binnen einer halben Stunde ſämtlich in den Wellen begraben ſeyn.

Herr **Wiedeburg** gieng ſofort aufs Verdeck, und, wie er glaubte, zum Tode. Auf dem ganzen Schiffe herrſchte Stille und Traurigkeit. Nach Verlauf von einer Stunde war wieder Hoffnung zum Leben. Aber bald darauf rief ein alter Matroſe, welcher itzt das Ruder führte, Land, Land; und der neben ihm ſtehende Matroſe ſchlug ſofort beyde Hände zuſammen, und ſchrie ganz laut: Gott ſey meiner armen Seele gnädig, alles iſt verlohren, wir bleiben nicht mehr über eine Viertelſtunde am Leben! Nun folgte wieder auf dem ganzen Schiffe ein höchſt rührender Auftritt. Alle Soldaten fiengen an zu beten, und Gott anzuflehen um ein ſeliges Ende. Ein Freund und ein Landsmann ſuchte und rief den andern, um ſich noch einmal zu umarmen, und auf ewig Abſchied zu nehmen. Einige umarmten ſich veſt, und wollten mit einander ſterben. Viele ſtürzten ihrem Befehlshaber um den Hals, küßten ihn, und nahmen ſehr beweglich von ihm Abſchied. Herr Wie-

Oeburg betete auch, und empfand dabey, wie er ſelbſt bezeuget, eine beſondere Stärke, den Tod mit Standhaftigkeit zu erwarten.

Nach und nach faßte das Schiff öfters Grund, und that dabey ſolche Stöße, daß man auf dem Verdecke kaum ſtehen konnte. Das Ruder brach in Stücken. Jedoch ließ der alte Matroſe das Steuer nicht eher fahren, als bis es gleichfalls zerbrach, und ihm aus den Händen fiel. Er blieb ſtehen und erwartete in dieſer Faſſung ſeinen Tod. Unter ſteten Gedanken, daß jeder Augenblick der letzte ſey, und unter beſtändigen Stöſſen des Schiffes ward eine Stunde hingebracht. Nun ſagten wieder einige Matroſen, wir ſind auſſer aller Gefahr; das Schiff ſteht ſtill, es hat ſich im Sande bereits ſo veſte geſetzt, daß nichts mehr zu befürchten iſt, ſo bald Tag wird, wollen wir Anſtalten machen um ans Land zu kommen. Man feuerte eine Canone ab, und thut ein paar Schüſſe mit dem kleinen Gewehr, auch eine brennende Laterne wird am Mittelmaſt aufgehängt. Aber auf alles dieſes entdeckt man nichts von Menſchen.

Es war eben die Zeit der höchſten Fluth. Das Schiff gieng mit dieſer nicht nur über die Felſen weg, auf welchen es bey der Ebbe geſcheitert hätte, ſondern es ward auch ſo nahe als möglich ans Land getrieben. In der ganzen Ge-

gend

gend war dieſer Weg der einzige, den ein ſolches Schiff kommen konnte, ohne in Stücken zu gehen. Es kam aber glücklich zwiſchen denen auf beyden Seiten im Waſſer verborgenen Felſen hindurch. Das Meer iſt in dieſer Gegend immer ſehr unruhig, und bey der geringſten Veränderung des Wetters wütend, daher ſich niemals auch kein Fiſcherboot alsdann dahin wagt. Obgleich nun endlich das Schiff nicht mehr fortgieng, ſo wurde es doch noch immer ſtark bewegt, und hörte auch nicht eher auf mit ſtoßen, bis die Fluth merklich abnahm. Die Wellen ſchlugen es indeß immer, und ſprützten über das Verdeck. Unter allerley Berathſchlagungen und Erwartungen brach endlich der ſo ſehnlich gewünſchte Morgen des 16ten Novembers an. Jeder hatte nun die Augen nach dem Lande gerichtet, um Entdeckungen zu machen.

Das erſte was ſie erblickten, waren Pferde, die am Strande des Meers giengen. Bald darnach kamen Bauern, die das Schiff immer eine gute Weile anſahen, und dann den Pferden folgten. Hierauf ritten einige am Strande herunter, betrachteten die Hannoveraner genau, und nahmen ſodann wieder ihren Weg ins Land hinein. Ungefehr eine Stunde nachher bemerkte man viele Leute. Das Ufer ward bald voll von Men-

ſehen, und viele unter ihnen hatten blaue Uniformen und weiße Cocarden an den Hüthen. Hieraus ſchloſſen unſere Freunde, ſie befinden ſich an der Franzöſiſchen Küſte.

Die Franzoſen gaben ſich die äußerſte Mühe, ihnen alle zu ihrer Rettung mögliche Mittel durch Zeichen zu bedeuten. Ihr ganzes Betragen ließ ſchon im voraus eine freundſchaftliche Aufnahme von ihnen hoffen, und die Hannöveriſchen Soldaten geriethen darüber in eine ungemeine Freude. Aber nun äußerten die auf dem Schiffe befindlichen ſechs Engliſchen Matroſen einen charakteriſtiſchen Zug von Barbarey und Brutalität. Sie wurden nur äußerſt betrübt und niedergeſchlagen, ſo bald ſie merkten, daß die entdeckte Küſte ſey eine franzöſiſche Küſte. Sie baten ſogar Herrn **Wiedeburg** recht inſtändig: er möchte ihnen doch noch die einzige Liebe erzeigen und verhindern, daß die Hannoveraner ihre Freude gegen die Franzoſen nicht äußerlich und laut blicken ließen, indem ihnen dies die Seele durchbohre.

Ein Detachement franzöſiſcher Soldaten von etwa dreißig oder vierzig Mann kam inzwiſchen ans Ufer. Die Regiments Zimmerleute hatten nach Anweiſung der Matroſen in der Eile ein Fahrzeug gemacht von zwey langen Balken, die an den Enden durch zwey Queerbalken beveſtiget wur-

wurden; unter jeden Queerbalken band man eine leere Tonne, und man nagelte Bretter aus den Bettſtellen über die langen Balken. Auf dieſem Fahrzeug hatten höchſtens ſechs Mann Platz. Die am Ufer ſtehenden franzöſiſchen Officiere gaben durch Schreyen und Winken zu verſtehen, es ſey keine Zeit zu verlieren. Das Fahrzeug ward alſo vom Schiffe herabgelaſſen. Der ſtärkſte von den ſechs Matroſen wagte es, mittelſt einer langen Stange, mit ſolchem nach dem Lande zu ſchiffen, um einen Strick herüber zu bringen, den man vorne an das Fahrzeug band, damit man die Schiffsbeſatzung ſodann ans Land ziehen könne. An dem andern Ende des Fahrzeugs war gleichfalls ein Strick veſtgemacht, womit ſolches wieder zurück ans Schiff gezogen werden konnte.

Es war ſchrecklich anzuſehen, ſagt Herr Wiedeburg, wie dieſer Matroſe mit ſeinem Fahrzeuge in den Wellen herum arbeiten mußte. So oft er ſolche ankommen ſah, legte er ſich platt auf ſein Fahrzeug nieder, und ſo bald ſolche über ihn weg waren, ſprang er wieder in die Höhe, und fieng an zu arbeiten. Er würde aber doch nicht durchgekommen ſeyn. Denn ungefehr zwanzig Schritte vom Schiffe ragte die Spitze eines alten Damms aus dem Waſſer, und zog ſich von beyden Seiten bis ganz nach dem Ufer. Dieſen

Damm

Damm konnte man jedoch nur bey der niedrigſten Ebbe ſehen. Bey der Fluth fuhren die Wellen über weg, bey der Ebbe hingegen ſtießen ſie daran ab, und prellten allemahl wieder zurück. So bald alſo der Engliſche Matroſe ſich der Stelle näherte, wo ſich der alte Damm befand, nahmen ihn die Wellen eben ſo weit wieder mit zurück, als er vorwärts gearbeitet hatte. Endlich wagte ein franzöſiſcher Matroſe ſein Leben, und kam vom Lande ab, durchs Waſſer, bis ans Fahrzeug, ſprang auf daſſelbe, und ſo bald er den Engländer recht zärtlich umarmt und geküßt hatte, nahm er den Strick, und kam glücklich damit wieder zu Lande. Nun wurde der Engliſche Matroſe mit ſeinem Fahrzeuge wieder nach dem Schiffe zurück gezogen, und ſofort auch der Anfang gemacht mit Ausſchiffung der Mannſchaft.

Die Franzoſen hatten nun gleichfalls ein kleines Fahrzeug herbey gebracht, in welchem ſich zwey Matroſen befanden, die aber mit ſolchem nicht weiter als bis an die Stelle des alten Dammes kommen konnten. Da nun das Hannöveriſche Fahrzeug auch nicht weiter zu kommen vermochte, ſo mußten unſere guten Landsleute hier ſolches allemal verlaſſen, und ſich bemühen, den Damm zu erreichen, welcher itzt noch völlig unter Waſſer ſtand. Aber die mehrſten fielen dergeſtalt

gestalt über den Damm hinweg, daß sie sofort auf der andern Seite ganz unter Wasser kamen. Hier thaten nun die beyden französischen Matrosen alles, und retteten manchem Hannoveraner das Leben. Denn so bald sie saben daß einer in Gefahr schwebte, sprangen sie selbst aus ihrem Fahrzeuge heraus, und gaben sich alle Mühe, ihn wieder in die Höhe zu bringen. Solche, die schon so betäubt waren, daß sie nicht mehr zu stehen vermochten, brachten sie in ihr Fahrzeug, und führten sie damit ans Land. Die übrigen mußten von dem Damm ab, so lange solcher nicht zu sehen war, noch über hundert Schritte oft bis unter die Arme, zu Fuße durchgehen.

Das Fahrzeug fuhr zum viertenmal ab, da sich endlich der Befehlshaber des Schiffes, Herr **Wiedeburg**, auch an dem Strick herunter ließ. Als er an solchem herunter kam, war das Fahrzeug durch die Wellen unter ihm weggetrieben. Er mußte so lange über dem Wasser hängen, bis solches wieder hingezogen werden konnte. So bald man sich auf dem Fahrzeuge befand, mußte man sich auf die Knie setzen, den Huth zwischen die Beine nehmen, so oft Wellen kamen sich vest niederdrücken, und mit aller Macht halten, um nicht herunter geworfen zu werden. Die Wellen waren wenigstens viermal über Herrn

Wiedeburg weggegangen, als er den Damm erreichte. Er fiel zwar auch von demselben auf die andere Seite wieder herab ins Wasser, jedoch half er sich von selbst wieder auf die Füße. Ein Französischer Capitain, Herr Roque, der ein wenig deutsch verstand, hatte sich auch ins Wasser gewagt, und war itzt dem Herrn Wiedeburg so nahe gekommen, daß er ihm die Hand reichen, und ihn wieder auf den Damm hinauf ziehen konnte. Er führte ihn auf solchem heraus bis ans Land, umarmte ihn sodann, und wünschte ihm Glück zu seiner Errettung. Der Obristlieutenant de Marengue vom Regiment Royal Corse empfieng ihn am Ufer mit gleicher Zärtlichkeit. Eben so der Commendant und Vice Gouverneur der Insel Re Herr de Salicre, und der Graf von Genlis Inspector über die dasige Marine.

Mit solcher Liebe und Zärtlichkeit wurden die Hannöverischen Soldaten von dem Französischen Soldaten empfangen, daß man es ohne Freude nicht ansehen konnte. Die Franzosen küßten und umarmten die Hannoveraner nicht nur recht brüderlich, sondern hatten sich auch mit Brodt, Wein und Brandtewein versehen, um sie damit wieder zu erquicken. Der Commendant gab Befehl, daß man allen Unterofficieren und Soldaten, von de-

nen aber nur noch etliche sechzig gerettet waren, Zimmer in den Casernen anweise, wo sie Holz, Licht, Betten, Brodt, Fleisch und Geräthe zum kochen fanden. Er selbst nahm den Herrn Lieutenant Wiedeburg untern Arm, und führte ihn so nach seinem Hause zu einem Gastmahl von dreyßig Personen.

Am Abend des folgenden Tages wurde ein Französischer Schiffscapitain, nebst einem Matrosen, nach dem Schiffe geschickt. Sobald der Capitain ankam, war sein erstes Verlangen, daß das große Segel am Vordermast eingenommen werde, indem er versicherte, so lange solches ausgespannt bliebe, schwebe die ganze Besatzung noch immer in der größten Gefahr. Die drey Engkschen Matrosen, die sich noch auf dem Schiffe befanden, mußten dazu gezwungen werden, weil sie sich mit Güte diesen heilsamen Vorschlag nicht wollten gefallen lassen; und da der französische Matrose mit hinauf stieg, um ihnen dabey zu helfen, warfen sie ihn mit Gewalt herunter, und wollten ihn durchaus nicht bey sich dulden.

Am 17ten Nov. ward mit der Ausschiffung der Mannschaft fortgefahren. Die Franzosen hatten an diesem Tage ihr kleines Fahrzeug auf dem Hannöverischen Fahrzeug bevestiget, in der Absicht, damit die Leute theils den Wellen nicht so

aus-

ausgesetzt seyn möchten, und theils auch zur Noth ihre Tornüster bey sich haben könnten. Nachdem solches einmal ganz gut gegangen, ward endlich das ganze Fahrzeug durch die Wellen umgeworfen, die ganze Mannschaft kam völlig unter Wasser, und da die mehresten davon ihre Tornüster an sich hatten, wurden sie dadurch noch heftiger hinunter gezogen. Sie vermochten nicht mehr sich zu halten. Es wäre keiner von ihnen gerettet worden, hätten die französischen Matrosen hier nicht abermal das beste gethan. Denn diese suchten mit vieler Gefahr ihres eigenen Lebens unsere armen Landsleute in dem Wasser wieder auf, zogen sie als todt heraus, und brachten sie ans Land. Drey davon sind bald wieder zu sich gekommen. Bey den drey übrigen hat man alle diejenigen Mittel angewandt, die in dergleichen Fällen nur möglich sind, um wieder Leben in sie zu bringen. Bey zween war alles vergeblich. Einer hingegen fieng, nachdem man über eine Stunde an ihm gearbeitet hatte, wieder an, etwas Athem zu schöpfen. Ein angesehener Bürger aus **Saint Martin**, einer kleinen Stadt auf der Insel **Re**, welcher dabey stand, zog sogleich sein Hemd vom Leibe, und reichte es hin, solches diesem wieder Auflebenden anzuziehen; da es noch warm sey, sagte dieser Menschenfreund, so

hofte

hoſte er, es würde ihm wohl bekommen. Er ſelbſt gieng nachher ohne Hemd wieder zurück in die Stadt.

Noch konnte man die Mannſchaft nicht völlig vom Schiffe hinwegbringen. Es mußten ſechs Mann uud zwey Corporale darauf bleiben. Dieſe erduldeten darauf in der Nacht vom 17ten zum 18ten Nov. noch ſchreckliche Angſt und Noth. Ein heftiger Sturm mit Donner, Blitz und Regen, erhub ſich in dieſer Nacht. Das ganze Schiff war faſt immer mit Wellen bedeckt. Man konnte keine Stelle mehr finden, wo man für dem Waſſer wäre ſicher geweſen. Das Schiff krachte oft dermaßen, daß man glaubte es würde in tauſend Trümmern vergehen. Gegen den Morgen legte ſich der Sturm. Das Schiff ward indeſſen ſo nahe an den Damm getrieben, daß die noch übrige Mannſchaft am Morgen ſich gleich auf den Damm herunter laſſen und darauf bis ans Land kommen konnte. Nun war alles möglich gerettet.

Unſers Königs Majeſtät ſchickte mitlerweile, von London aus, den Herrn Grafen von Taube nach der Inſel Re. Dieſer Officier war durch ſein ſanftes und leutſeliges Weſen juſt der Mann, der die Geſinnungen unſers Monarchen dieſen liebreichen Franzoſen auf die edelſte Weiſe erwie-

dern konnte. Ein neues Schiff traf auch den 13ten Januar 1776 aus England ein. Der folgende Morgen ward angesetzt zur Abfahrt nach Gibraltar. Nicht nur hatte der französische Commendant erlaubt, sondern er hatte sichs sogar ausgebeten, daß Herr **Wiedeburg** mit fliegender Fahne und klingendem Spiel ausmarschieren möchte, und zwar vor dem unter seiner Anführung in Parade stehenden ersten Bataillon des Regiments **Royal Corse**. Dies geschah; und an dem Orte, wo unsere Freunde abfuhren, waren die mehresten Officiere und Einwohner der Stadt **Saint Martin** versammelt, wünschten ihnen Glück zur Reise, und viele sahen ihnen mit Thränen nach.

Doch man lese dieses alles in der in diesem Jahre in Hannover herausgekommenen Schrift des Herrn **Wiedeburgs**, deren Bekanntmachung wir der edlen Vaterlandsliebe des Herrn Generals **von Wangenheim** zu danken haben. Mein Auszug ist zu kalt. Kann alsdann noch Jemand diese uns so werthe Nationalgeschichte nicht empfinden, so bedaure ich ihn, aber meine Seele wendet sich von ihm weg, denn er ist ein Unmensch.

II.

Empfindeley.

Empfindler sind gar schlechte Schützen, sagt der Verfasser der Physiognomischen Reisen, treffen immer's Zwerchfell, wenn sie aufs Herz zielen. Dies sagte auch ich oft der Frau von —. Als ihr aber vor ein Paar Jahren eine Fliege unter das Halstuch kroch, und sie nicht stach, befürchteten die Umstehenden gleichwohl Convulsionen. Ein junger Herr sprang herbey, und fieng die Fliege. Ach gebt das arme Thierchen an meinen Bedienten, sprach die Dame, damit er das Fenster aufmache, und es in Freyheit setze. Man rief den Bedienten in großer Eile. Er stürzte herein, faßte die Fliege mit zwey ausgespitzten Fingern an, gieng darauf langsam ans Fenster, kam aber äußerst betroffen und mit einem feyerlichen Gesichte, die Fliege immer sehr behutsam und zärtlich in den Fingern haltend, zu der Dame zurück. Ach warum habt ihr dieses Gottesgeschöpf nicht in Freyheit gesetzet, fragte sie in leisem Eifer? Der Schurke erwiederte: Ihr Gnaden, es regnet!

III.

Gottesfurcht bey Officieren.

Gottesfurcht und ein Menschenherz bey einem Officier, sind für mich etwas sehr Erhabenes. Auf die Knie möchte ich fallen, wenn ich alle Merkmale einer heroischen Seele in dem Menschenfreunde sehe, von dem ich weiß, wie oft er dem armen hülflosen Landmann in drohenden Gefahren schon beygestanden hat, und wie oft er noch ein Engel Gottes seyn wird mitten unter Mord und Brand.

Mein Herz erhebt sich in Ehrfurcht und Bewunderung, so oft ich mit Officieren von sanften Sitten in Gesellschaft bin, und dieses Glück hat man hier häufig. Sie tragen das Gepräge grosser Männer und guter Menschen an der Stirne; sie werden uns nicht, wie jene — durch Pechkränze vergessen machen, daß wir nicht mehr leben in dem Jahrhundert des Tilly.

Kriege waren fast in jedem Lande die Epoche von dem Umsturz der Sitten. Man lebt für den heutigen Tag, wenn man den kommenden nicht mehr traut. Alles verwildert. Wer aber an Gott und die Menschlichkeit denkt, mit dem Degen in der Faust und unter dem Getöse der

Waf-

Waffen, verdient unverwelklichere Siegeskränze, als die größten Länderverwüſter.

Wenn ich in unſern Kirchen die edlen Männer ſehe, vor denen unter Ferdinands — unſers verewigten Retters Anführung Frankreichs Heere wichen, in ihrem beſcheidenen Anſtand, aus voller Bruſt unſere heiligen Lieder ſingend, und ſo ehrerbietig aufmerkſam auf die Worte Gottes und unſerer Lehrer; dann fühle ich, daß nichts liebenswürdiger iſt, als Officiere, die ſich biegen vor Gott, und mit Fröhlichkeit geblutet haben in den Schlachten.

Geſegnet deucht mir jedes Land, in welchem bey Officieren von allen Regimentern Menſchlichkeit und Großmuth gepaart gehen, mit der höchſten Tugend und der Verachtung aller Gefahren.

IV.

Die zwey Böcke.

Deutſchland hat ſeine Originalköpfe und ſeine Originalwerke, wie die größten Nationen; aber noch hie und da Leſer und Demagogen des Geſchmacks, deren ſich Gott erbarme! —

Ich weiß nicht, ob ich noch wünſchen und erwarten ſoll, daß etwas hier Aufſehen mache, — ſchrieb mir neulich aus einer großen deutſchen

Stadt einer der berühmteſten Philoſophen. Es war bey uns, ſagte er, mehr Redens von den beyden ſtreitbaren Böcken auf dem Titelblatte einer ſehr ungeſitteten Brochüre über den ungeſitteten Ton in den Streitſchriften einiger deutſchen Gelehrten und Schöngeiſter, als von dem größten Meiſterſtücke.

So gehts, ſetzt mein philoſophiſcher Freund hinzu: Glück für einen, worüber der andere ſich ärgert! Meelclöſe oder Markpudding, Rothwurſt oder Schnepfen, gahr oder nicht gahr, mit unreiner Butter begoſſen, oder im eignen Safte gekocht, alles geht herunter, und hat gleich gut geſchmeckt, oder der Unterſchied war wenigſtens ſo klein, daß keiner ihn zu bemerken der Mühe werth hält. Unſer Schlund iſt gut und weit. Wir ſchlucken auch zuweilen ein Beinchen ohne Schaden herunter, und es würgt nicht.

V.

Naivheit.

Man kann die Exempel des Naiven nicht zu ſehr häufen, um damit die Begriffe deſſelben dem Philoſophen, der ſie aus einander ſetzet, zu erleichtern.

Das

Das erſte Exempel, das mir ſeit kurzem vorkam, ſollte ich zwar verſchweigen, weil es für das künftige Glück eines ſehr artigen Kindes Folgen haben könnte. Dieſes Kind, ein kleines liebes Mädchen von fünf Jahren in Hannover, hörte die Worte der Schrift: **das Weib müſſe unterthan ſeyn ihrem Manne.** Vierzehn Tage nachher erzählte ſie das ihrer Erzieherinn, und ſetzte hinzu: **ach Mamſell, ich wollte der liebe Gott hätte das nicht geſagt.**

Das zweyte Exempel iſt ein kindliches Compliment für einen der größten Originalköpfe Deutſchlands, Herrn **Leiſewitz.** Ich möchte wohl **Leiſewitzen** zum eſſen bitten, ſagte eine junge Dame in Hannover zu ihrem Mann. Eines ihrer Kinder fragte hierauf: liebe Mamma, wer iſt Herr Leiſewitz? Die Dame antwortete lachend Herr Leiſewitz iſt ein ſchöner Geiſt. So, ſagt das Kind, **alſo iſt Herr Leiſewitz der lieb Gott.**

VI.

Guter Adel, und ſchlecht bedient.

Guter Adel, und ſchlecht bedient, war d gewöhnliche Weidſpruch eines Weſtphäliſchen Edmanns, der den Einfall hatte ſeine Maitre

auf einem Bette liegend mahlen zu laſſen. Das Bild gefiel ihm ziemlich wohl; und doch glaubte er ſich ſchlecht bedient. Der Mahler fragte ſehr neugierig nach der Urſache? Ich mag nicht, antwortete der Edelmann, das jeder eben ſo viel Vergnügen von dieſem Bilde haben ſolle, als ich habe; mahl er mir eine Gardine vor dieſes Bett. Euer Hochwohlgebornen Gnaden ſehen aber alsdann ihre Maitreſſe auch nicht, erwiederte der Mahler? Das thut nichts, verſetzte der gnädige Herr, mahl er nur die Gardine, denn ich weiß ſchon was darhinter iſt.

VII.

Ehre, einem Schwein erzeigt.

Die Menſchen ſind mit ihrer Achtung, zumal nach dem Tode, bald Geitzhälſe, und bald Verſchwender. Leibnitz — liegt bekantlich in der Neuſtädter Kirche in Hannover, ohne Grabmaal; ſein Name iſt in den Stein nicht eingehauen, der ihn deckt. Hingegen ſah ich auf dem Rathhauſe zu Lüneburg in einem koſtbaren Glaskaſten, den Schinken eines um die Menſchheit ſich verdient gemachten Schweins, mit folgender in Gold eingegrabenen Inſchrift:

Hie

Hic tibi cernere licet
Reliquias Porci
Qui primus aquarum
Quae Luneburgi ſalſae ſcatent
Repertor dici meruit.

VIII.

Von dem Zuſtande der Chirurgie und Muſik bey der Ruſſiſchen Armee.

Manſtein giebt uns in ſeinen Beyträgen zur Ruſſiſchen Geſchichte einen ſehr deutlichen Begriff von Chirurgie und Muſik bey der Ruſſiſchen Armee. Die Ruſſiſchen Compagniechirurgi, ſagt dieſer vortreffliche Mann, können kaum raſiren. Man nimmt ſie aus den Recruten. Der Oberſte, wenn er dieſe muſtert, faßt den erſten den beſten Bauerkerl bey der Schulter, ſchweißt ihn aus Gliedern und Reihen heraus, und ſagt ihm, du mußt ein Chirurg ſeyn. Umſonſt bezeuget der arme Sünder, er verſtehe dieſes Handwerk nicht, er werde es in ſeinem Leben nie lernen. Er muß es lernen, und hat er dazu keine Talente, ſo werden ſie ihm eingeprügelt. Manſtein ſagt, daß man auf gleiche Art die Hoboiſten bey den Ruſ-

ſen wähle, und hieraus begreife man die Schönheit der Muſik bey ihrer Armee.

IX.

Tugend und Rechtſchaffenheit.

Tugend und Rechtſchaffenheit muß man, wenn ſie nicht leere Namen ſeyn ſollen, wörtlich nach der Meynung des Oberkammerherrn de la Foret ausüben. Auf einem Concert bey Hofe in Hannover fragte la Foret, warum die Muſikanten ſo oft aufhören zu ſpielen? Sie machen eine Pauſe, ſagte man ihm. Im Dienſte unſers Königs, verſetzte er mit Hitze, giebt es keine Pauſen.

X.

Plattdeutſche Art und Kunſt.

Haben unſere Gottſchede ſchon irgendwo jenes ehrliche Monument Plattdeutſcher Art und Kunſt, das Grabmaal des Burgermeiſters Kerkering in der Marienkirche zu Lübeck, gelobt? Mit den Meiſterſtücken von Griechenland und Rom vergleiche ich es zwar eben nicht; denn es empfiehlt ſich gerade von der entgegengeſetzten Seite.

Ueber dem Grabſtein ſteht ein Crucifix. Unter demſelben eine Heerde Lämmer, die an das Cruci-

Crucifix hinauf gaffen. Mitten unter dieſen Lämmern liegt in vollem Ornat der Bürgermeiſter **Kerkering**, der krumme Beine gehabt haben muß, betend auf den Knien, und gleichfalls an das Crucifix hinaufſehend. Unten lieſt man folgende plattdeutſche Inſchrift:

Hier unner liegt Hans Kirkering
De ſo ſchep up de Höte ging.
O Here! mack em de Schinken liek,
Und help em in din Himmelriek!
Du nimpſt di ja de Lämmer an,
So lat den Buck doch ock mit gan!

XI.

Der Sonntagskopf, und der Alltagskopf.

An einem heitern Morgen beſuchte ich einſt eine ſehr liebenswürdige Dame. Sie war eben unter den Händen ihres Friſeurs, der ſich alle Mühe gab, ſie ſo gut aufzuſetzen als des Sonntags, oder für die Aſſamblee; da ſie doch nichts verlangte als eine leichte alltägliche Friſur. **Ich möchte einen Sonntagskopf haben und einen Alltagskopf**, ſagte die ſchöne Dame, in den Spiegel guckend, etwas brummiſch zu ihrem Friſeur.

Ich

Ich nicht. Denn mit meinem **Alltagskopfe** finde ich allenthalben Gehör. Ich mache mir Freunde und Gönner. Man läßt mich gemächlich fortschlendern auf der Bahn des Lebens. Man suchet mir nicht Fehler auf. Man weidet sich nicht an meinen Gebrechen. Man freuet sich nicht, wenn Unglück über mich kommt. Man grinset nicht mehr mit den Zähnen, wenn Gott meine Wunden heilt.

Einst setzte ich auch zuweilen einen **Sonntagskopf** auf; und immer bespritzte man mich mit Koth, immer schmiß man nach mir mit Steinen.

XII.

Was ein Mädchen aus Mismuth that.

Lavater frägt irgendwo: ob alles, was uns fehlerhaft und unvollkommen vorkommt, höhern Wesen, die mehrere Verhältnisse und Verbindungen der menschlichen Natur wahrnehmen und überschauen können, nicht ganz anders vorkommen müsse?

Ein Mädchen im Hannöverischen, ließ sich zu einem Kinde verhelfen. Der Herr Amtschreiber des Ortes, welcher so viele Nachsicht nicht haben mochte, als vielleicht in einem solchen Falle

ein Engel, ſilzte das ſchwangere Mädchen capitelveſt aus. Das arme Ding weinte bitterlich und ſprach: **Ach mein lieber Herr Amtſchreiber, ich habe immer Unglück gehabt in der Welt, und was thut man nicht zuletzt aus Mißmuth.**

XIII.

Die Nachwelt.

Sehr ſelten gehe ich in Hannover um die Ecke des Hauſes herum, wo **Leibnitz** gewohnt hat, ohne zu lächeln über den Ausſpruch von ſo manchem kleinen — auf die Ehrfurcht der Nachwelt.

Aus dieſem Hauſe gieng das Licht hervor, das Deutſchland erhoben hat in den erſten Rang der Nationen. Hier lebte und würkte der Mann, vor deſſen Augen das Unermeßliche ſich darſtellte, wie vor den meinigen die Straße auf der ich wohne. Deſſen Geiſt in der Mitte ſtand zwiſchen der menſchlichen Natur, und der Natur höherer Weſen.

Und wie fühlet nun die Nachwelt auf der heiligen Erde rund um dieſes Hauß, den Schauder unſterblicher Ehrfurcht? An die Mauer, auf welcher die Fenſter von **Leibnitzens** Studierſtube ruhen, ſehe ich alle Tage piſſen.

XIV.

Der Bienendieb.

Einem Prediger im Oldenburgiſchen wurden ſeine Bienen geſtohlen. Er ward bitterböſe, hielt ſtrenge Nachfrage links und rechts, ſcholt und drohte wie ſichs gebührt. Dies alles half nicht. Endlich lernte er **Lavaters** Predigt, **bey Anlaß der Vergiftung des Nachtmahlweins** auswendig, hielt ſie am nächſten Sonntag, warm von der Kanzel, an ſeine Bauren, applicirte alles was Lavater von dem angeblichen Nachtmahlvergifter ſagt, mit ſchrecklichem Getöſe, auf den Bienendieb. Den Bauern ſchauderte die Haut, ein Paar Weiber machten Fehlgeburten. Aber die Bienen kamen nicht wieder.

XV.

Etwas von Voltaire.

Mich ärgert nicht, wenn kleine Leute Connexionen ſuchen, durch alle mögliche Schlüſſellöcher der Herzen. Es gehört zur Politik ihrer Claſſe, daß ſie der Kammerfrau, der Kammerjungfer, dem Garderobenmädchen, dem Hausverwalter, dem Kammerdiener, dem Kutſcher und dem Papegay die **Cour** machen, wenn dieſe viel gelten bey dem

dem gnädigen Herrn oder der gnädigen Frau; und dann hinter ihrem Rücken lachen.

Aber mich ärgerts, wenn Männer von Erziehung auf diesen Katzenwegen gehen, den Staub lecken von jedem vornehmen Fuße, kriechen für jede elende Gnade, immer tanzen nach der allgemeinen Pfeife, immer dem Heiligen des Tages schmeicheln, immer Lob posaunen dem, der itzt in der Höhe sitzt; und wenn er todt ist, oder herabgeworfen von seiner Größe, bey der Erzählung von allem, was er edles und gutes gethan hat, gähnen.

Sie sagen zwar, alles hat seine Zeit. Der Einsiedler auf der kleinen Insel Lampeduse, habe den türkischen Schild ausgehängt, wenn ein türkisches Schiff seiner Insel sich näherte, und beym Anblick eines christlichen Schiffes das heilige Kreutz. Aber eben darum setzte der Herzog von **Choiseul**, nach seinem Abschied vom Hofe, auf ein Dach, gerade vor den Fenstern seines Schlosses zu **Chantoloup**, eine Windfahne, und in dieselbe das Portrait des **Voltaire**.

XVI.

Kraft.

Lange vor den Kraftpredigten, die man uns seit einigen Jahren von den Alpen herab, vom

Mayn

Mayn und von der Donau hält, hat man in Frankreich gesagt: daß nur die Lauigkeit unsers Willens alle unsere Schwachheit macht, daß man immer stark genug ist, das zu thun, was man stark will, daß das Wort Tugend von Kraft herstammt, und daß Kraft die Grundlage ist von jeder Tugend.

Das nehmen jedoch unsere Kraftprediger ganz anders. Kraft haben — heißt ihnen nachbeten in allen natürlichen und übernatürlichen Dingen. In Dramaturgie, Theosophie, Theologie, Philosophie, und Politik, an niemand glauben als an sie. Dies heißen sie **vest stehen**, dies heißen sie sich **anwurzeln**; und wer dies (sagt nicht, daß ers nicht **kann**) nicht **will**, ist 'n **schwacher Kerl.**

Hundert gegen eins wette ich, armer Schwacher, dennoch, daß sich dieser Predigten niemand mehr freut als der **Teufel.** Wo fällt ohne Kraft ein Braten in die Hölle? Welche Lehre ist fähiger die Galgen zu behängen? Wars nicht Kraft, als **Voltaire** auf seinem Sterbebette dem bescheidenen Pfarrer von **Saint Sülbice** eine Hand voll seines eigenen Kothes ins Gesicht schmiß? Wars nicht Kraft an dem fünfjährigen Buben, der in einem Beckerhause in — vor einem über dem Feuer stehenden großen Kessel voll siedendes

Was-

Waſſers teufliſchlächelnd auf und nieder gieng, den herumſtehenden Leuten ſagte, daß ſie dem Henker unter die Hände kommen würden, wenn er in den Keſſel hineinſprünge; und, da ſie ihn wegjagen wollten, hineinſprang, und ſtarb?

Die Hand aufs Herz, ihr Kraftmänner, ihr **Elaſticitätsnarren, die alles können, was ſie wollen**! Welche unter euch, ſind die Verherrlicher und Verbeſſerer der Menſchheit, die Reformatoren Deutſchlands und der Welt, durch ihre Mannskraft die Ueberflügler aller Nationen und Zeitalter? und welche von euch, Verführer der Jugend, ihre Hinleiter ins Verderben? Hat keiner, ſo unſchuldig auch ſeine Abſicht geweſen ſeyn mag, **Blutſchuld** auf ſeinem Gewiſſen? Hat niemand mit euren Schriften in der Hand, ſich eine Piſtole ins Hirn abgedruckt, ſich ins Waſſer geſtürzt, Arſenik verſchlungen? Habt ihr die Familien, in Verzweifelung, geſehen; geſehen die ſchönen blutenden Herzen? Habt ihr die **Leichen gezählt?** —

XVII.

Liebe für Käſtnern.

Unſere Gottſchede lieben **Käſtnern**, weil er zuweilen nach würdigen Männern ſchlägt, die zu

necken ſie zu markloſ ſind. Ich liebe Käſtnern auch. Aber deswegen, weil ich in einer Schrift von ihm den erhabenſten Gedanken finde, den vielleicht je ein Menſch dachte. Es iſt gewiß nicht einerley, ſagt Käſtner — ob ich den geſtirnten Himmel wie eine Gaſſe mit Laternen anſehe, oder ob ich weiß, das kleinſte was ich ſehe, iſt myriadenmal größer als die Erde — und der, der das alles machte, und regiert, hört auf mein Gebet.

XVIII.

Der Herzog von Chartres und der Ritter York.

Der Herzog von Chartres, Großadmiral von Frankreich, ſpeißte im Frühling 1778 nebſt verſchiedenen Franzoſen, im Haag in Geſellſchaft des Engliſchen Geſandten, Ritters und Generals York. Die Franzoſen waren ſehr luſtig, und ſprachen viel von ihren bevorſtehenden Heldenthaten, in allen vier Weltheilen, und zumal von ihrer Landung in England. York war ganz ſtill — Sie lachen nicht, ſagte ihm der Herzog von Chartres? Bey ihrer Landung, antwortete York, werde ich lachen.

XIX.

XIX.

Der Vicomte von Noailles, und Herr Elliot.

Der Vicomte von Noailles ſagte im Sommer 1778 dem Engliſchen Geſandten, Herrn **Elliot**, in Berlin: Geſtehen Sies nur, das ihre Nation ſehr ſehr herunter iſt? das geſtehe ich gerne, erwiederte Herr **Elliot**: wir ſind ſo herunter, daß uns nichts mehr retten konnte, als ein **Krieg mit euch.**

XX.

Ein Wort für Kranke.

Unſere Sitten haben überaus viel höfliches, angenehmes, mildes, gefälliges und liebevolles. Nur ſcheinen ſie mir zuweilen in Abſicht auf das Verhalten gegen Kranke nicht genug überdacht.

Kaum iſt bekant, daß wir einige Tage zu Bette liegen, ſo quartiert ſich ſchon ein Dutzend kaltblütiger Beſucher bey uns ein. Sie haben kein anderes Geſchäfft in der Welt mit uns zu behandeln, als bloß nach unſerm Befinden zu fragen. Jeder will die Geſchichte der Krankheit wiſſen, und den Namen des Doctors; und jeder erinnert uns dadurch an unſerer Uebel ganze Reihe. Alle Gemächlichkeit fällt weg. Die wichtigſten

Sorgen gegen eine Noth, die oft jede Stunde wächst, werden versäumt. Man spricht sich in ein zehnfaches Fieber hinein, damit nur man der langweilige Besucher nicht Langeweile habe; indeß da man im Grunde seines Herzens denkt, ach verstünde doch dieser Mensch genug Phisiognomik, oder Pathognomonik, oder wie ihr das Ding heißen wollt, um die brennenden Merkmale meines Aergers über seine Gegenwart in allen Zügen meines Gesichts zu lesen.

In einer äußerst beschwerlichen und schmerzenvollen Krankheit erzählte ich, im Jahr 1770, einem dieser kalten Besucher meinen unausstehlichen Verdruß über die langen und unnützen Visiten, die mich vom Morgen bis in die Nacht quälten. Mit einem Hagel von Sarcasmen sagte ich ihm, daß diese Visiten jeden Augenblick mich abhielten, Ruhe und Hülfe bey beständigen Schmerzen zu suchen; vom Morgen bis in die Nacht mich abhielten eine Menge Billette von nothleidenden Kranken zu beantworten, die auf der Stelle müßten beantwortet werden.

Der Mann schnackte mir hierauf noch volle vier Stunden bey meinem Bette von allem in der Welt, was ich nicht wissen wollte, um mir die Zeit zu verkürzen; und läge ich noch itzt zu Bette, so würde er itzt noch schnacken.

XXI.

XXI.

So muß es ſeyn.

Die Schickſale eines Arztes und eines Schriftſtellers haben viele Aehnlichkeit. Wenn jener aus dem Cirkel der Alltagsläufer und dieſer aus dem Schwarm der Alltagsgeſichter ſich wegdrängt, um ſich in der Ferne einen Namen zu machen, ſo muß er an dem Orte ſeines Aufenthalts mit der Verachtung kämpfen, ehe er zum Ruhm gelanget; er muß immer erwarten, alle Thoren gegen ſich zu haben, bevor er hoffen darf, den Vernünftigen zu gefallen. Dieſe Schickſale ſcheinen unangenehm; und doch iſt das **Durchhauen** weniger beſchwerlich als der Sieg.

XXII.

Wie machen Aerzte die Geſunden krank?

Kein ſüſſeres Geſchäft iſt in der Welt möglich, keines das edelmüthiger Seelen würdiger ſey, als Kranke zu beſuchen, Betrübte zu tröſten, Schwache zu heben. Aber auch dazu gehöret mehr Sorgfalt als etwa ſolche für ſich ſelbſt haben, die zwar geſund ſind, aber doch von ihrem Arzte eine beſtändige und tägliche Beſucherey, ein im-

merwährendes Laufen, Hüpfen, Schwänzeln, Erkundigen und Forſchen nach dem Befinden jedes Theiles an ihrem Leibe verlangen. Zu einem ſolchen Geſchäfte braucht der Arzt keinen Kopf, ſondern nur zwey gute Beine. Wenn aber doch dieſe Damen bedächten, daß durch die ewige Fragerey nach ihrem Befinden, durch dieſe unabläſſige Zergliederung ihrer Geſundheit, der Arzt ihre Aufmerkſamkeit auf die kleinſten und unwichtigſten Gefühle erreget; ihre Einbildungskraft kodtkrank macht; und dieſelbe auf keine andere Weiſe retten, auf keine andere Weiſe mehr ihr Freund ſeyn kann, als wenn er ihnen, ſo oft es angeht, vom Leibe bleibt.

XXIII.

Friede mit der Dummheit.

Operationsmeſſer, Baſtillie, Gift, Dolche und Dominicanerkutten erſchrecken mich nicht — in Vergleichung mit dem fürchterlichſten unter allen Menſchen, einem wichtigen Dummkopf, mit oder ohne Hoſen.

Unter welchem Himmelsſtrich, in welchem Lande, wüthet nicht öffentlich, wenn ſie kann, — die Dummheit, die als eigentliche Antipode des Verſtandes alles verkehrt ſieht; jedoch ſo dreiſte

urtheilt, als ob ſie alles deutlich und beſtimmt ſähe; und die ſich niemals einfallen läßt, daß andere richtiger ſehen als ſie? Utinam una cervix! — dachte ich oft (Gott verzeih es mir) in meiner zu feurigen Jugend, von dieſer vielköpfigen Hermaphroditinn; und vielleicht mit beſſerm Grunde, als von dem Römiſchen Volke der Wüterich Caligula.

Aber himmliſche Ruhe kam auch jedesmal in meine Seele wieder, bey dem Anblick einer einzigen guten That. Freudenthränen quollen aus meinen Augen, ſo oft ich ſah, daß man fürchterlich dumm ſeyn kann, und doch gut; daß die Seufzer der leidenden Natur auch von rohen Seelen gehört werden; und daß Dummköpfe eigentlich nur Unmenſchen gegen ſolche ſind, die in ihre Vorurtheile und Meynungen nicht einhaken.

Gutmüthigkeit iſt vielleicht unendlich weniger ſelten als man glaubt. Viele ſind innig gut, ohne es zu ſcheinen. Ich kenne Menſchen mit Engelsherzen, die man für Teufel hält. Beynahe in jedem Buſen reget ſich ein ſanfter moraliſcher Sinn bey der Darſtellung von niedergedrückter Menſchen Noth, Krankheit, Schmerzen, Armuth, Blöße, Hunger.

Sehe ich dann die in der Welt ſo häufig vorkommenden groſſen Scenen von Gutmüthigkeit; ſehe ich auch nur in einem einzigen Falle an einem Menſchen, den ich für böſe hielt, Thränen der Erbarmung; ach ſo lebe ich wieder auf! ſo liebe ich die ganze Welt! ſo biete ich meinem ärgſten Feinde die Hand! ſo verfluche ich alles, was ich hier ſage! und geſtehe jedem, dem damit gedient iſt: ich ſey ſelbſt unter allen Dummköpfen der gröſte! —

XXIV.

Fortſchritte des geſunden Denkens.

In keiner Gegend Deutſchlands hält man itzt das liberaliter ſentire et ſcribere für ein Staatsverbrechen. Unſer Zeitalter iſt über die Barbarey hinweg, der Zufolge man jede redliche und wahrhafte Aeuſſerung über irgend einen Punkt von Philoſophie des Lebens mit einem allgemeinen Fluch lohnte, und mit hundert Pasquillen. Das Licht des geſunden Denkens leuchtet immer weiter. Die Zeit bringt alles in die Richte. Edelmuth verdränget immer mehr angebohrne Niedrigkeit und hündiſche Menſchenfurcht. Auch da ſagt man itzt die ehrliche Wahrheit laut, wo noch vor wenig Jahren niemand eher

reden

reden oder handeln durfte, bis er ſich, durch die ängſtlichſten Erkundigungen, verſichert hielt, niemand dadurch zu miſsfallen. Was uns itzt bloß vernünftig ſcheint, verwünſchten und verdammten unſere Großmütter als neu, ungewöhnlich, ausländiſch, kühn. Aber unſere Philoſophie kehret ſich nicht an unſere Großmütter.

XXV.

Gottesſpürhund. *a*)

G. Wie wirds dir, wenn du kommſt und ſieheſt die allangebeten Schriftſteller und Gelehrten, zumal den groſſen J. in B.? Wie ekelt dir des erbärmlichen Zeitungslobs, und Bibliothekenlobs? Wie lernſt du den Ruhm für Koth und Unrath achten?

Ich. Von wem — mein Herr, ſprechen Sie ſo?

G. Dem Teufel — dem Unmenſchen — gebührt ein Schlag mit eiſerner Fauſt in ſein Gebiß, und Felſenherzen, um ihn, wenn er im Elende ſchmachtet — der argwohnen darf — ich ſpreche von einem andern als von dem allberühmten allangebeteten Schwachkopf, dem Rathſchreiber Iſelin in Baſel.

a) Wer und was, zum Theil dieſer junge Herr ſey, lieſt man im deutſchen Muſeum von März 1779. S. 284.

Ich. Der die Diamanten nicht gezählet hat, auf Jacob Böhms Muse; der von Gaßnern glaubt, er sey ein dummer aber ehrlicher Quacksalber; der gesagt hat, euer Kraft und Genieweſen sey eine Pest des Vaterlandes; der durch seine Schriften, in der Stille in manchen mir bekannten Staaten mehr gutes gewürket hat, als Sie, mein Herr, mit ihrem **brausen** in ihrem Städtchen jemals würken werden; der die Wohlfahrt der Menschheit und der Welt hätte würken **können**, wäre er gewesen, was er durch Kopf und Herz zu seyn verdienet, **Minister** an irgend einem der gröſsten Höfe, wie sein Bruder **Türgot**.

G. Bey Gott, — ich, ich, ich habe **gewürket** — — — in Straßburg, Weimar, Dessau, Petersburg, und Astrakan — —

Ich. Pillen! — *b*)

XXVI.

Gespräch über den Neid.

Ich. Unter Handwerksgenossen sogar — raisonirt keine Leidenschaft weniger als der Neid.

Er. Desto schlimmer für den Verstand von manchem Arzte.

Ich.

b) Der Jüngling mit dem ich hier die Ehre habe mich zu unterreden, ist (entre nous soit il dit) seiner Profession ein Apotheker.

Ich. Unſinnig iſt vollends der Neid, bey dem, der nichts mit uns zu theilen hat. Wenigſtens begreife ich nicht, wodurch die Lage eines Arztes — Leute von anderer Profeſſion, in entlegenen Ländern — ſchmerzt?

Er. Seine Kranken ſind vielleicht zuweilen vornehm, vielleicht weit umher verbreitet. Sie verſchaffen Connexionen. Sie führen ihn in eine Welt, die nicht die unſrige iſt.

Ich. Sie verſchaffen Connexionen mit neuen Kranken: und oft drücken ihn ſchon die alten zu Boden.

Er. Sie bringen Ehre und Gold.

Ich. Ach wenn du wüßteſt, wie demüthigend die größte Ehre eines Arztes iſt! und dann, wie manche angſtvolle Stunde, wie manches ſchlecht verdaute Eſſen, wie manche ſchlafloſe Nacht, wie manchen Seufzer, wie viele Thränen, und wie manche Verwünſchung einem dieſes Bischen zweifelhafter oft ſo unverdienter Ehre, und dieſes elende Gold koſtet!

Er. Freund, du möchteſt wohl, daß dir die Tauben geſpickt und gebraten ins Maul flögen

Ich. Das nicht. Aber faſt alle Menſchen ohne Ausnahme, die über ihren Neid nachdenken und ſich ihres Neides nicht ſchämen, ſind ſchwache und niedrige Kerle, die nicht verdienen

nen, daß man darüber ein Wort mit ihnen verliert.

Er. Giebt es nicht Fälle, in welchem der Neid Achtung verdient?

Ich. Einen weiß ich gewiß. Vor zwanzig Jahren besuchte mich in der Schweiz einer meiner liebsten Freunde, ein grosser Arzt. Wir lebten zusammen in meinem Hause äusserst glücklich. An einem Morgen, der für uns beyde sehr heiter war, fragte mich mein Freund: was und wie ich das ganze Jahr hindurch lese? Ich lese allerley, sagte ich, und excerpire alles, nach Hallers Manier; aber kurz, und dann bringe ichs in eine bequeme Ordnung. Gieb deine Säcke her, versetzte mein Freund. Ich hohlte einige, wies ihm die Einrichtung, und die etwanige Mannigfaltigkeit. Mein Freund sah sehr aufmerksam alles durch, unterhielt sich mit mir darüber, war sehr lustig, und lachte oft. Endlich fieng er auf einmal an stille und trübsinnig zu werden. Ich erhielt mit aller meiner Freundlichkeit und Liebe kein Wort mehr von ihm. Zuletzt brach er in einen entsetzlichen Strom von Thränen aus.

Er. Lachen und weinen sind bey euch Männern aus wärmern Gegenden oft beysammen.

Ich.

Ich. Diese Scene bestürzte mich äußerst. Ich fragte mit Rührung nach der Ursache dieser Thränen. Mein Freund war sprachlos. Ich bat, drang, beschwur ihn, daß er doch sprechen möge, daß er mir die Ursache seiner Traurigkeit sage.

Er. Was sagte er endlich?

Ich. Er sagte: Ich weine aus Neid.

Er. Edel — —! Und was sagtest Du?

Ich. Ich warf mich auf die Knie vor meinem Freunde, sprang auf, fiel ihm um den Hals, umarmte ihn inniglich, drückte ihn an meine Brust, stürzte selbst in tausend Thränen.

Er. Das nennen wir in Deutschland Empfindsamkeit! — Wie gieng's weiter?

Ich. Als ich mich erholet hatte, sagte ich meinem Freunde: Seine Thränen seyn mehr werth, als alle meine elenden Excerpten. Dadurch werde man, vielleicht, am Ende seines Lebens, ein wenig gelehrt; aber niemals klüger! Ich zeigte ihm, ob ich ihn gleich durch meinen Fleiß hierin übertreffe, so übertreffe er hingegen mich unendlich, durch viele wichtige große und nützliche Kenntnisse, die mir gänzlich mangeln; unendlich durch seinen hohen umfassenden Verstand, durch seine feuervolle Beredtsamkeit, seine Vaterlandsliebe, seine Römerseele, tausend edle und beneidenswürdige patriotische Thaten.

Er.

Er. Nenne mir diesen Mann — oder gleich reise ich nach der Schweiz und suche ihn auf.

Ich. Er ist Verfasser der Denkrede auf den Burgermeister Hirzeger in Zürich.

Er. Und ist ein Arzt? — —

Ich. Foppe nicht. Ich kenne äußerst edelmüthige Aerzte hier und in ganz Deutschland.

Er. Sed rari nantes in gurgite vasto. —

Ich. Diesen edlen Doctor und einige andere Männer ausgenommen, liebe ich doch die Deutschen itzt ungleich mehr als die Schweizer; und ich weiß sehr gut — warum?

Er. Wir kommen von unserm Zwecke ab. — Also erlaubst du doch zuweilen den Neid?

Ich. Es giebt Fälle in welchen ichs für schändlich halte, nicht neidisch zu seyn; Zu dieser Art des Neides möchte ich alle Menschen ermuntern.

Er. Du schwebst immer in Extremen.

Ich. Weil sie sich berühren. — Oder ists nicht lasterhafte Niedrigkeit und wahre Schwäche, daß man das erhabene Verhalten einer edlen Seele im Unglücke nicht eben so beneidet, wie jede Art von Ehre; und, wenn du willst, eine Reihe von Siegen?

Er. Ich danke für diese Donquichotterie!

Ich. Mir wenigſtens wars ſo zu Muthe, als ich in der Sammlung des Marquis **von Montalembert** die Briefe des Schwediſchen Generals **von Hamilton** an den Reichsrath **von Höpken** las; und in den Engliſchen Zeitungen **Burgoyns** Brief, an das Miniſterium in London, über ſeine Gefangennehmung bey Saratoga.

XXVII.

Radotage über Herrnhuter, Pietiſten, und den Quackſalber Gaßner.

Herrnhuter und Pietiſten — Aug und Herz ſtrebt bey euch (ich geſteh es mit Beſchämung) mehr als bey unſer einem zum Himmel. Aber, Kinderchen, warum haßt ihr euch?

Die **Pietiſten** übertreiben die Menſchheit, anſtatt ſie zu lenken, und darum ſcheitern ſie ſo oft. Stromkündigere Steuermänner ſind die **Herrnhuter.** Sie folgen der Natur, nehmen den Menſchen in ihren ſanften Schoos auf wie er iſt, und ſo verdorben er auch ſeyn mag. Dann leiten ſie ihn, an ſeidenen Faden, auf Stufen holdſeliger Eintracht und tiefen unſchuldigen allgemeinen Friedens, zu der beneidenswerthen innern Ruhe, bey aller menſchenmöglichen Thätigkeit, Betriebſamkeit, und Induſtrie.

Die

Die Pietiſten haben zwar auch große Kräfte ausgeübt, zumal in Oſtindien. Aber ſie ſind Aerzte, wie der Quackſalber Gaßner, der erſt ſeine Patienten todtkrank macht, um ſie zu heilen; ihnen den Dummheitsteufel und eine Legion anderer Teufel in den Leib jagt, und keinen heraus.

XXVIII.

Radotage übers Genieweſen.

Bey der anitzt in Deutſchland allenthalben graſſierenden Genieſeuche, iſt doch Divination von dem, was Jünglinge einſt ſeyn werden, ſeltener als man glaubt.

Freylich ruft der Pappa oft mit Entzückung: mein Sohn iſt ein Genie; wenn der Junge zum erſtenmal die Finger ins Licht ſteckt, oder lachend die Treppe herunter purzelt. Der Hofmeiſter, der ſelbſt zuweilen leider auch ein Genie iſt, ſagt den Eltern, wenn die Junkers nichts taugen, ſie ſeyen Genies. Die meiſten deutſchen Recenſenten von der hungrigen Claſſe ſind Genies.

Indeß wurmt es doch auch manchem Vater, wenn er hört: ſein Sohn ſchreibe äußerſt eilige Geſchäfftsbriefe an Leute, mit denen er zu thun

hat

hat und die ihn nicht kennen, ohne seines Namens Unterschrift, ohne Benennung seines Aufenthalts, ohne Datum; oder auch Briefe an Personen, die für ihn Achtung haben, auf kleine abgerissene Papierwische, die man sonst nur auf Abtritten braucht. Manche Mutter klagt mit Thränen, ihrem von Göttingen — zurückgekommenen Sohne sey keine Suppe gut genug!

Deswegen müßt ihr nicht verzweifeln; denn das ist nur Mode! — Aber wüßt ihr, wenn ihr einen Jüngling seht, der gar nicht nach der Mode seyn soll; der schlecht und einsam seinen Weg fortschleicht; fast immer in Gesellschaften schweigt, indeß andere, die immer schweigen sollten, hunderttausendmal sprechen; mit dem es in Absicht auf Gönnerschaft und Praxis (wenn er ein Arzt ist, wie ich in Hannover einen kenne) nicht recht fort will; und der dann doch, wenn man ihn dazu zwingt, Fragmente zum Entzücken — schüchtern aus der Tasche zieht; wißt ihr was das bedeutet?

Unter Hunderten, die den von uns weg gezogenen Leiseritz, auf den Assambleen unserer Mittelgattung, demüthig und mit gesenktem Angesichte hinter der Thür stehen sahen, sagte dann doch hier und da einer dem andern: dort steht Deutschlands künftiger Robertson und Hume.

XXIX.

Geſelligkeit.

Eine Dame in Hamburg erzählte mir, ihre Köchinn ſcheine etwas galant; und ſie habe ihr darum einige ſanfte Vorſtellungen gegen die heilloſe Menge ihrer Bräutigame — und die daher rührenden übeln Folgen gemacht. Madamm, verſetzte die Köchinn, en Minſche mot en Fründ hebben, un wenn et ok en Thunpal were!

XXX.

Geſpräch über Phyſiognomik.

Wieland. Aber, ob Gott will, iſt doch keiner von euch ſo arm am Geiſt, Lavatern nicht wenigſtens den Vorzug außerordentlicher Fähigkeiten — und ſeinem Phyſiognomiſchen Werk den Werth einer Menge neuer Bemerkungen, und weit gränzender Blicke in das was noch unbekanntes Land auf der Karte der menſchlichen Erkenntniß iſt, einzugeſtehen? Oder wißt ihr noch — nicht, daß Lavaters Werk nicht das Hirngeſpinſt eines Träumers, ſondern das mühvolle Unternehmen eines Naturforſchers iſt? daß er die Phyſiognomik nicht wie eine alte Zi-

geu-

geuerinn die Chiromantie, ſondern wie ein weiſer Mann behandelt hat, der ein neues und faſt unermeßliches Feld der Naturgeſchichte zu bearbeiten anfängt; und dem die Nachwelt, was ſie auch von dieſen oder jenen einzelen Theilen oder Stellen ſeiner Fragmente urtheilen mag, doch gewiß ſeinen Platz neben Bacon, Locke, Bonnet, und Buffon weder verſagen kann, noch verſagen wird?

Hottinger. Es iſt wahr, unſer Herr Helfer Lavater hat ein großes koſtbares Werk über die Phyſiognomik geſchrieben. Er möchte gerne Epoche machen, das iſt, in großen Bibliotheken ſtehen; aber es gelang ihm nicht. Vielleicht hat er etwa hie und da, eine brauchbare Wahrheit erwiſcht, wie die Kaminphiloſophen, welche den Stein der Weiſen geſucht haben ohne ihn zu finden, manches in der Chymie; und deswegen ſollte, nach dem Urtheil des großen Herrn Profeſſor Schlözers in Göttingen, Lavater auch noch den Stein der Weiſen ſuchen. Kaminphiloſophie iſt ohnehin in der Lavateriſchen Familie angeerbtes Talent. Ach was ſind die meiſten Kupferſtiche in Lavaters Phyſiognomik, obgleich alle verfertigt von Genieburen? Dies Gekribbel und Gekrabbel hätte er durch ein Wunderwerk in Meiſterſtücke ver-

wandeln ſollen; denn **Lavater** thut doch Wunder, wie man weiß. Dienſtfertige **Jungens** und phyſiognomiſche **Mackler** brachten zwar, die **Rothſchaufel** in der einen Hand, und die **ſchmetternde Trompete** in der andern, aus allen **Winkeln** — Deutſchlands, gegen zwanzig tauſend Thaler Subſcriptionsgelder für dieſes unnütze Werk zuſammen; und zeigten jedem der nicht unterſchreiben wollte, die **Zunge** bis an den Schlund. Aber wie gewonnen ſo zerronnen! Uebrigens Herr Hofrath **Wieland**, geſteh ich gerne, daß die Phyſiognomik über meinen Horizont geht, und daß ich davon zu urtheilen nicht vermag. So viel aber kann ich — — begreifen, daß meines Nachbars alte Viehmagd, und mein Herzgen — — zwo Phyſiognomien von ganz verſchiedener Art haben — weiter nichts.

Wieland. Weiter nichts?

XXXI.

Der höchſte Stolz.

Der höchſte Stolz hängt zuweilen an einem dünnen Faden. Bey deiner Großmutter — an der hündiſchen Demuth, mit welcher ihr der Hausverwalter ihre Morgenlectüre, den Küchenzettel,

zettel, überreicht; und — bey manchem geprieſenen Herrn Profeſſor, an der Dummheit ſeiner hochverehrten Herren Auditoren!

XXXII.

Bibliothekare.

Bibliothekare findet man in England und Frankreich eben nicht, die bey der größten Gelehrſamkeit, für ihre Nation auch Häupter des guten Geſchmacks ſind, und Schriftſteller für alle Zeiten, wie Heyne in Göttingen und Leſſing in Wolfenbüttel.

Aber Bibliothekare die Eſel ſind, — findet man häufig in Italien. Ein ſolcher Italiäniſcher Bibliothekar, antwortete einem Kopf von der erſten Claſſe, dem Ritter Mitchel, (vormaligen Engliſchen Geſandten bey dem König in Preuſſen,) auf alle ſeine Fragen die Litteratur betreffend: Gnädiger Herr ich weiß alles, nur das weiß ich nicht.

Ein andrer Italiäniſcher Eſel dieſer Art, ſagte ihm: Illuſtriſſimo Signore, ich habe einen Sohn von vierzehn Jahren, der alles in der Welt geleſen hat. Vorige Woche ward er mit den gedruckten Büchern fertig; nun kommt er an die Manuſcripte.

XXXIII.

Eislauf und kalte Bäder.

Säumst du noch immer in dem Lehnstuhl beym Ofen, und schlafst
Scheinbar denkend ein? Wecket dich der silberne Reif
Des Decembers, O du Zärtling, nicht auf?

Klopstock, der göttliche Dichter allein — kanns sagen, welche Heiterkeit und Kraft die Seele durch eine kalte, reine und stille Luft erhält. Nur müssen dabey die Gefäße der Lungen gut seyn, und der Mensch nicht geneigt zum Blutspeyen.

Ich bin zu schwach die Freude auszudrücken, mit welcher ich am Anfang dieses Jahrs in Hannover so viele vergnügte Menschen auf dem Eise sah. Unser Winter ist bekanntlich sonst immer traurig, trübe, neblicht, naß, und wenig kalt. Die eingebohrnen des Landes befinden sich überhaupt am besten bey dieser Witterung. Es entstehen weit wenigere Krankheiten von Entzündung; weit weniger Schwindsuchten, wozu wir so sehr geneigt sind, weil wir die ersten Spuren derselben, die langen Husten und sogenannte Catarrhe so sehr versäumen, oder auch nicht gleich gehörig behandeln (wie mein liebster seliger Herzensfreund Sul-

Sulzer in Berlin; um deſſen Tod jeder deutſcher Gelehrte mit mir trauert). Hingegen leidet man bey dieſer Witterung deſto mehr an denen bey uns itzt ſo ſehr verbreiteten Nervenkrankheiten. Die kalte Zeit, ſo ſehr auch dieſe die Nervenkranken ermuntert, iſt indeſſen für uns Hannoveraner immer die gefährlichſte, und vielleicht am meiſten, wenn ſie oft mit ſehr warmer Witterung abwechſelt. Wir hatten auſſer den gewöhnlichen übeln Einflüſſen des Frühlings, (der faſt immer die ungeſundeſte und doch hier ſo wenig gefürchtete Jahrszeit iſt,) dieſen Zuſtand im Märtz und April dieſes Jahrs; und vermuthlich darum ſagte im April einer von unſern vortrefflichen Practicis: **nun haben wir alle Krankheiten, ausgenommen die Peſt.**

Der Eislauf erregte indeß im Monat Januar in der Stadt Hannover einen allgemeinen Jubel. Eine Gleichheit des Bedürfniſſes machte faſt alle Stände gleich. Alles näherte ſich der (von der unſrigen vielleicht etwas verſchiedenen) Rangordnung im Himmel. Unſer ganze und unſer halbe Adel; unſer dritte, vierte, fünfte, ſechſte, ſiebente, achte, und neunte Rang; Menſchen von jedem Gehalt und jedem Alter, ließen ſich, vermiſcht und durch einander, in kleinen Schlitten auf dem Eiſe herumtreiben, und kreuzten ſich

pfeilſchnell. Von allen purzelte bald eine da, bald einer dort. Bald ſah man ein Paar altadeliche Beinchen in der Höhe, und bald ein Paar bürgerliche. Alle, und zumal unſere junge Herren, waren dabey heiter, froh, luſtig, leidenſchaftlich, und kühn.

Mir fiel zuweilen die Grille ein: ob die Aerzte gewiſſe Kranke im Sommer nicht eben ſo nach Norden ſchicken ſollten, wie im Winter nach Süden? Ich weiß zwar ſehr wohl, daß es des Sommers in Petersburg zuweilen eben ſo warme Tage giebt als in Braſilien; aber dieſe Witterung iſt nicht von Beſtand, und von derſelben iſt auch hier nicht die Rede; denn ich ſpreche von angenehmer kalter Luft.

Der Bruder Johannes (adoptirter Baron von Watteweil; Zinzendorfs Schwiegerſohn) ſagte mir im Jahr 1777 in Pyrmont, wenn man eine Akademie von Philoſophen errichten wollte, deren einzige Beſtimmung ſeyn müßte, neue Wahrheiten zu erfinden, ſo wäre dazu, wegen der herrlichen Sommerluft und der unglaublichen Kraft, die ihre Reinheit und Elaſticität der Seele gebe, kein Land in der Welt ſo gut wie Grönland. Ich weiß auch, daß der Pater Hell die erſchrecklichſte Hypochondrie an der äuſſerſten Spitze von Norwegen in dem öden Wardehus verlor.

Klop-

Klopſtock predigt den Eislauf mit der Salbung eines Heidenbekehrers, ſagt ein Genie von der erſten Claſſe, mein Freund Sturz. Beynahe alle wahre Genies ſchwimmen und plätſchern in eiskaltem Waſſer, oder ſchreiten, wie der Domherr von B. — zum größten von allen Conſortativen, und baden ſich nach Mitternacht im Thau.

Als der deutſche Homer, der Graf von Stollberg, mit ſeinem edlen Bruder und dem Baron Haugwitz, im Sommer 1775 die groſſe Reiſe über die Schweizeriſchen Alpen machten, und hinkletterten, wo kein Schweizer (die Gemsjäger ausgenommen,) niemals hingeklettert iſt; badeten ſie ſich alle drey, jeden Tag mehr als einmal, mitten im Schweiſe in dem Waſſer der Eisgebürge. Ich ſah ſie nach dieſer Reiſe, als ſie eben von den Boromäiſchen Inſeln zurückkamen, in Genf; ihr Antlitz war mit den Roſen der ſchönſten Jugend bedeckt, und ihr ganzes Weſen verkündigte Liebe, und keuſche Kraft.

Sie bedienten ſich nachher auch der kalten Bäder noch oft in Zürich bey ihren Spatziergängen an dem daſigen herrlichen See. Lavater gieng oft mit ihnen. Aber die reine, jungfräuliche, unſchuldige Seele erſchrack — und verbarg ſich zwiſchen die Bäume, ſobald als die

Stollberge etwas nackendes erblicken lieſſen. Dem ungeachtet gab der arme Lavater den Bauren umher ein ſo ſchreckliches Aergerniß, daß ſie ihn ohne Barmherzigkeit bey dem Conſiſtorio in Zürich verklagen wollten, weil er öffentlich mit Wiedertäufern umgehe.

Kalt badete ſich Göthe in Weimar, mitten im Winter, unter freyem Himmel; und als ihm einſt dabey, in ſeiner Nacktheit, eine Colik befiel und er kein trocknes Hemd hatte, zog der gute Wieland bey der fürchterlichſten Kälte ſein Hemd aus, gab es Göthen hin, und gieng mit ihm, eine Stunde weit, ohne Hemd wieder nach Weimar zurück.

Ich mag zur rechten Zeit und an gehörigem Orte die kalten Bäder viel lieber leiden, als die aus vielen unſerer neueſten deutſchen Schriften eingeſchlurften Kraftſuppen deutſcher Mannheit, die mit ihrer Würze die Eingeweide und den Verſtand verbrennen. Wo das Blut ſchon eine beiſſende Schärfe hat, verſchreibe ich nicht Kraftſuppen. Auch da, wo es gewaltig zum Kopfe lodert; wo man wegen unreinen und verſtopften Unterleibes Krämpfe hat, die uns ein Arcadien träumen laſſen in Weſtphalen; uns in Idealwelten hinaufſchrauben und in metaphyſiſche Luftſchlöſſer; dem Knaben alles nur einſeitig

seitig darstellen, und jedem bessernden Gedanken stolz und nagelfest widerstreben; kurz, wo die Spannung der Nerven schon zu gewaltsam ist — verschreibe ich meinen Kranken eben so wenig kalte Bäder, als Doctor Ratzeberger dem Pastor Gedeon.

XXXIV.

Physiognomisches Recept.

Vielleicht kennen wenige meiner Leser, und zumal solche, die Griechisch verstehen, einen grossen dickbauchigten weltberühmten Professor der Griechischen Sprache in Zürich.

Dieser Nachfolger im Lehramte Breitingers (jenes mit Bodmern, Hallern, und der nun in Sachen der Dichterey ziemlich altmodisch gewordenen Vernunft — so berühmt gewesenen Einwürkers in den Geschmack der Deutschen,) wollte, wie mir Göthe sagte, den Sophocles übersetzen; und — konnte nicht.

Da machten ihn die Zürcher zum Wiederhersteller des guten Geschmacks auf ihrem Gymnasio. Der Herr Professor und sein Bauch — bestiegen also feyerlich den Katheder, und brummten eine Antrittsrede gegen Lavater — über das Sapere aude, die so anfieng.

"Alle

„Auditores! Setzt einem antiken Kopfe des **Cäsars**, oder des **Pompejus**, oder des **Cicero** — die runde Peruke eines Dorfschulmeisters auf, so werdet ihr sehen in dem Gesichte des **Cäsars**, in dem Gesichte des **Pompejus**, in dem Gesichte des **Cicero**, eines Dorfschulmeisters **Physiognomie** —

XXXV.

Urtheile über Lavater.

Vor einigen Jahren war viel Redens von **Lavater**. Ich hatte damals die Ehre bey dem Herrn Landdrost **von — zu —** mit Ehrnprediger **Bitendüvel**, Ehrnprediger **Schinking**, Ehrnprediger **Surland**, und vielen andern würdigen Männern ihres Standes zu speisen. Ehrn **Bitendüvel** hatte mich schon seit zwey Stunden von nichts unterhalten als von **Lavater** — und mit grosser Vernunft; indeß da die übrige Gesellschaft sich gütlich that, und die Gaben Gottes und unsers gnädigen Herrn Landdrosts mit stiller Dankbarkeit verzehrte. Aber unversehens fragte Ehrn **Surland**, äusserst laut, von dem andern Ende der Tafel: Ist das der **Lavater — der Windbeutel**, der die **Aussichten in die Ewigkeit** geschrieben hat? **Nein**, schrie

der

der gnädige Herr Landdroſt, der noch gar nicht ſeine volle Portion Rheinwein im Leibe hatte: es iſt der Kerl, der das dumme Zeug ſchreibt von die Geſichter.

XXXVI.

Etwas von Vipern.

Ein witzig — ſeyn wollender Kopf hatte vor zwanzig Jahren eine Pasquille auf mich geſchrieben, voll Schiefheit und Brutalität. Ich erkannte ihn auf den erſten Blick. Einige Zeit nachher hatte ich die Ehre mit dieſem witzigen Herrn zu ſpeiſen. Wir faſſen einander im Geſichte. Er ſchnüffelte viel von Naturhiſtorie. Nennen Sie eine Eigenſchaft der Vipern, fragte ich den witzigen Herrn? — Man läßt ſie beiſſen, zwanzigmal, dreyßigmal nach einander; dann verlieren ſie ihren Gift.

XXXVII.

Gegen Göbhard und Conſorten.

Den Bücher Nachdruck, wodurch ein unſichtbares Heer von ehrlichen Räubern die beſten Köpfe Deutſchlands in Kummer und Armuth wirft, ſetzte Sulzer — in eben die Claſſe mit dem

dem Stehlen eines Pfluges. **Wie der Pflug nicht kann in einem Schrank vor Dieben verschlossen werden**, schrieb er mir, **so wird auch ein Buch nicht anders genutzt, als wenn sein Eigenthümer es ins Publicum verbreitet. Deswegen bleibt es doch sein Eigenthum.**

XXXVIII.

Höflichkeit eines Studenten.

Ein junger Herr kam eben von der Universität zurück. Sein erster Schritt in die grosse Welt, war, bey einer sehr schönen Dame, ein Wochenbesuch!

Der junge Herr besichtigte erst wie ein Saum die Mutter; nachher das Kind — und sagte dann ganz laut: **Von dieser Würkung möchte ich wohl die Ursache seyn?**

Lieber alles in der Welt, (versetzte die Dame etwas schnippisch,) **als eine Ursache die eben von Göttingen kommt.**

XXXIX.

Grobheit eines Professors.

In vorigen Jahrhundert sagte ein redlicher **Dummbauch** — übrigens Bürgermeister und Prä-

Präſident des akademiſchen Senats in einer bekannten Schweizeriſchen Stadt, zu einem Profeſſor: Glaubt mirs — Herr Profeſſor! — Gelehrſamkeit macht nur Pedanten, und ohne alle dieſe Schnürkeleyen gelangt man in der Welt zu allem.

Das iſt wahr, antwortete mein Landsmann: davon ſind Euer Gnaden der Beweis!

XI.

Engel Gabriel und Ich.

Ich. (Die Scene in der hintern Stube im Poſthauſe zu Hameln. Ich etwas ſteif von der Reiſe. Alſo nur ein Bein an der Erde, das andere auf zwey elenden Stühlen, und den Kopf am Tiſche auf den Ellbogen geſtützt, auf die Poſtsäule laurend.)

Engel Gabriel. (kommt durch ein zerbrochenes Fenſter geflogen, und frägt:) Glaubſt du an den lieben Gott?

Ich. (zitternd — wie ein Laub im Sturmwind) Ja!!

Engel Gabriel. Glaubſt du an das ewige Leben, und an eine Vergeltung des Guten und Böſen?

Ich. Ja!

Engel Gabriel. Glaubſt du an den Pabſt?

Ich. Nein.

Engel

Engel Gabriel. Glaubſt du an eine allein ſeligmachende Kirche?

Ich. Nein.

Engel Gabriel. Glaubſt du an die Phyſiognomik?

Ich. Nein.

Engel Gabriel. Glaubſt du an die Pathognomik?

Ich. Ja.

Engel Gabriel. Aber woher entſtand der Teufels Lärm, der uns voriges Jahr aus allen Gaſſen in Göttingen — in den Himmel ſcholl?

Ich. Weil ich wollte aus Liebe für Lavater einem Profeſſor Mores lehren.

Engel Gabriel. Du biſt ein zu warmer Freund!

Ich. Geht wohl an. — Aber froh bin ich doch itzt, daß ich eins nicht that.

Engel Gabriel. Was?

Ich. Biſt du in Zürich geweſen?

Engel Gabriel. Allerdings. Aber Gaßners Teufel haben mich von da weggebiſſen!

Ich. Du kennſt alſo doch wohl die ſchöne Promenade, längſt der Limmat, im Platz genannt?

Engel Gabriel. Spatzierte da zuweilen des Sonntags.

Ich. Und ich ſpatzierte da im Jahr 1775 mit **Lavatern** auch an einem Sonntag. Da erblickte ich von Ferne einen dünnen, langen, hübſchen jungen Herrn; ſchwarz gekleidet, rund friſirt, fein gepudert, einen ſehr artigen Jüngling; ſah aus wie ein franzöſiſcher Abbé' und ſaß da auf der Bank, **als wenn er dächte!** — Herr Jeſus, Herr Jeſus, ſagte **Lavater**: da iſt der Profeſſor **Hottinger**!

Engel Gabriel. Wir haben im Himmel nicht die Ehre den Herrn Profeſſor **Hottinger** zu kennen. Wer iſt das?

Ich. Der Verfaſſer von **Selkoſo Briefen an Welmar**, die man in den Göttingiſchen Anzeigen ſo ſehr lobt; und in Zürich unter allen Feinden **Lavaters** der gröſte — ſo wie meiner in Deutſchland der Herr Profeſſor . . .

Engel Gabriel. Je vous comprends!

Ich. Da ſagte zu **Lavater**: willſt du, daß ich — geradezu auf den Profeſſor **Hottinger** loßgehe, ihn bey der Gurgel faſſe, ſodann in die hier vorbeyflieſſende Limmat ſchmeiſſe, und gleich beym Bein wieder herausziehe?

Engel Gabriel. Herr Hofrath vous auriés fait là une inſigne ſottiſe!

Ich. Herr Gabriel Concedo! — Bitte aber anbey auch zu bemerken, daß es mit der Enthusiasterey ist, wie mit der Liebe. Beyde haben unstreitig ihren ersten Ursprung in des Menschen thierischer Natur. Beyde wurzeln in Fleisch, Blut, Saft, und Kraft. Aber beyde — verbreiten ihre Aeste, hoch über der körperlichen Welt, in der Sphäre höherer Wesen; und bringen daselbst unvergängliche Früchte zur Reife. —

(Engel Gabriel fliegt, ganz content, zum Fenster hinaus; und ich reise nach Pyrmont.)

XLI.

Der Fuhrmann in Norwegen.

Die Normänner, zumal die in dem nördlichen Theile Norwegens, sind herrliche Leute. Mein alter grosser Freund, der Doctor Oeder, bekanntlich einer der tiefsinnigsten und vielfassendsten mathematischen Köpfe in Europa, übrigens ein ziemlich kaltblütiger Philosoph, wird immer nicht nur warm, sondern heiß, wenn er von dem Edelmuthe der Normänner spricht. Bekanntlich hat Herr Oeder zwar der Botanik wegen, in verschiedenen Jahren ganz Norwegen bereiset, und durch seine Pflanzengeschichte der Däni-

schen

ſchen Staaten ſeinen Namen verewiget. Aber ſeines Geiſtes wegen, nahm ihn der große Miniſter von Bernſtorf bald nach ſeiner Rückkunft in das Departement der Aſſairen von Norwegen, als Menſchenkenner und Staatsmann. Und dem zufolge ward er, der Doctor Oeder, im Jahr 1772 zum Stiftsamtmann von Drontheim ernannt.

Ein großer Kräuterkenner und ein lieber Mann, Herr Profeſſor Weber in Kiel, erzählte mir heute: als er letzten Sommer eine Reiſe durch die Gebürge von Norwegen gethan, habe er auf der Landſtraſſe einen Mantelſack liegen geſehen. Da hat jemand ſeinen Mantelſack verlohren, ſagte Herr Weber zu ſeinem Fuhrmann? Dieſer erwiederte: der konnte wohl ſeinen Mantelſack nicht fortbringen, und hat ihn hier liegen laſſen! Herr Weber verſetzte, die ſey aber doch gefährlich? Nein, ſachte der Fuhrmann lächelnd: denn wer wollte in Norwegen einen Mantelſack ſtehlen?

XLII.

Des Menschen Leben.

Bey der schönsten Witterung war ich im August 1775, in der mir unvergeßlichen Gesellschaft von drey liebenswürdigen Hannöverischen Damen, und eines edlen Biedermanns und Staabsofficiers unserer Armee, auf einer kleinen Barque, unter Wimpeln die ein leiser Zephir trieb, im Hafen zu Genf, vergnügter als kein König.

Im August 1776 sah ich zu meinen Füßen das Ufer des Baltischen Meers. Einige Tage nachher fragte ich im Hafen zu Kiel, einen Russischen Schiffer: mein Freund, wie bald wollen Sie mich nach Petersburg liefern? — Rasch und laut, wie ein wahrer Seemann, erwiederte der Russe: Herr, bey diesem Winde in sechs Tagen!

Mein Gott, mein Gott, sagte ich zu meinem Herzensfreunde, dem Hofrath von Reiche (dessen Gesellschaft ich mir in Hannover zu dieser Reise ausgebeten hatte, und der den Frühling nachher in meinen Armen starb): welche Abänderungen von Scenen in so kurzer Zeit; — ein wahres Bild unsers Lebens! Heute hier, und Morgen in der Ewigkeit!

XLIII.

XLIII.

Alcimna und Milon.

Alcimna. Der Baum, der mich ſonſt freute, mir freundlichen Schatten gab, iſt eine Eiche worden, und hat für mich keine Blätter mehr.

Milon. Schöne Blätter hat die Eiche; es läßt ſich ſanft darunter ruhn. Alcimna, denk an den Eichwald, wohin wir oft giengen, Hand in Hand.

Alcimna. Ich pflegte jenen Baum ſo gern. Nun, da er ein Eichbaum iſt, ſtößt er mich zurück, wenn ich an ihn mich lehne.

Milon. Der Eichbaum ſtößt dich nicht zurück. Aber er ſchüttelt ſeine Zweige mächtig — im Sturm.

Alcimna. Er ſchüttelt mächtig ſeine Zweige, daß die Früchte mir im Fallen weh thun.

Milon. Er läßt nichts fallen, daß Alcimnen weh thut. Leiſe zwiſchen den Blättern hinab, gleiten ſeine Früchte in ihren Schoos.

Alcimna. Laß mich! —

Milon. Laß mich noch eine Weile ſeyn — was ich dir ſcheine. Laß mich die Kraft meines Arms verſuchen, gegen — die Räuber. Ach! wie lange war mein Arm gelähmt! — Es geht

bald vorüber. Dann komm ich wieder zu dir, dann weid' ich wieder deine Heerden. Sieh, dann iſt dieſes Herz (daß dir itzt **wild und hart** ſcheint) ſanft **wie deine Lämmer.**

XLIV.

Herder.

Was Gelehrte über Dinge von **Gelehrſamkeit** gegen **Herdern**, dieſen Adler unter den deutſchen Genies, ersinnen, prüfe wer kann. Hier nur das. Mir hat **Moſes Mendelsſohn** geſagt; er finde in **Herders älteſter Urkunde des Menſchengeſchlechts** — Schätze von tiefer vor ihm nie verſtandener Wahrheit, und einen ganz neuen zur Aufklärung der heiligen Schrift vor ihm ſonſt durch niemand erreichten **Orientaliſchen** Geiſt.

Warum aber ein flacher wäſſerichter, in der Reihe der Weſen ſo tief unter **Herdern** als die Erde unter dem Himmel ſtehender **Alltagsſeripler**, irgendwo im Hannöveriſchen Magazin, **Herdern** einen **großen Queerkopf** — nennt; warum man dieſen **Pfeiler der deutſchen Orthodoxie**, für den größten **Heterodoxen** ausgiebt, ohne jemals auch nur einen einzigen Grund dafür

für zu ſagen; warum man itzt, da er in Weimar, in der wahren edlen Mitte guter Sitten, in der Einfalt, Würde, Göttlichkeit und erhabenen Ruhe ſeines Standes lebt, durch Deutſchland und die Schweitz verbreitet hat: er ſteige in Stiefeln und Sporen auf die Kanzel, reite nach jeder Predigt dreymal um die Kirche in Weimar; und jage dann, mit der Peitſche klatſchend, in vollem Gallop wie ein Turnierritter, zu Tempel und Thor hinaus — bedarf dies einer Erklärung?

XLV.

Der Graf von Verelſt.

Der Graf von Verelſt, viele Jahre hindurch Abgeſandter bey dem itztregierenden König in Preuſſen, ſchien mir ein Mann von trefflicher Erziehung, großer Cultur, vielem Geiſt, unendlicher Welterfahrung; aber gleichwohl, in einigen Artikeln, noch immer — ein Holländer!

Während ſeines Aufenthalts in Pyrmont, im Jahr 1772, war ich ſein Arzt. Ich bin oft krank, ſagte er mir einſt, und kann mich doch an die Manieren ſehr vieler von euren deutſchen Aerzten nicht gewöhnen. Die ſind ja ganz artig —

antwortete ich. Ja pardieu, erwiederte mir Verelst, gleich überwältigt mich der Zorn — so bald mir einer sagt: Euer Excellenz werden die Gnade haben, diese Symptomata nicht zu vernachläßigen. Euer Excellenz werden die Gnade haben, nur diese wenigen Tropfen oder Pillen zu nehmen. Euer Excellenz werden die Gnade haben, hierauf zu schwitzen, zu Stuhle zu gehen u. s. f.

Was noch das ärgste ist, setzte mein Holländischer Graf hinzu: es entgieng mir einst in Gegenwart eines deutschen Arztes ein ziemlich lauter Wind. Der Arzt, weil er bey einem deutschen Hofe in Diensten war, befand sich in Absicht auf die Etiquette, die in einem solchen Falle zu beobachten seyn möchte, in entsetzlicher Verlegenheit. Niemals würden Sie — errathen, was er that? Er machte eine große Reverenz!

XLVI.

Witziger Einfall.

Im Frühling 1770 war ich, seit bald zwey Jahren, in der allertiefsten Schwermuth; tiefer in dieselbe versunken, als vielleicht kein Gefangener in dem engsten unterirdischen Kerker.

Man verlangte viel von mir, und meine Gesundheit war vernichtet. Ich konnte nie ohne Todesangst und Todesgefahr in einer aufrechten Lage meines Körpers essen. Mein einziger Trost und meine einzige Stütze, meine Frau, lag seit vier Monaten an den erschrecklichsten Gichtschmerzen. Sie war lahm. Sie hatte ein Lungengeschwür. Das Fleisch fiel ihr in Stücken vom Leibe. Dieß alles ertrug die sanfte Seele mit himmlischer Geduld. Sie weinte und betete nur für mich.

Ein Regimentschirurgus, der mich täglich in Thränen der Verzweiflung sah, wollte mich aufmuntern. Er bat mich zum Essen. Ich wäre damals lieber an den Tod gegangen, als bey jemand zum Essen. Indessen aus Furcht das der menschenfreundliche Mann mich unrecht verstehen möchte, nahm ich die Einladung an. Er bat zugleich einen sehr rechtschaffenen und frölichen Prediger; einen Fremden; und einen witzigen Kopf. Die Gesellschaft war sehr lustig. Der witzige Kopf gab einen matten Schwank nach dem andern hervor. Ich war ganz stille, und lachte nie. Den witzigen Kopf verdroß mein Kaltsinn. Daher sagte er endlich ganz laut: alle berühmte Männer sind sich doch von einer Seite gleich; presentia minuit famam!

XLVII.

Eine Krankengeſchichte.

Res eſt ſacra — Miſer!

Liebe des Vaterlandes, o Gott, welches Gefühl für einen Schweizer, der daran krank liegt! —

Welches Gefühl — für den der getrennt iſt, von jeder Liebe ſeiner zarten Jugend; getrennt von jener unausſprechlichen Majeſtät der Natur; jener erhabenen Wildheit, mitten über lieblichen Triften, und Hügeln von mannigfaltigem Grün; jenem Ausguß von Rieſenſchönheiten, zwiſchen blumichten Thälern; jenen unabſehbarn Reihen in weiſſem blauem und roſichten Glanze ſich erhebender Himmelspfeiler — an Ufern ſpiegelglatter, friedſamer Seen, auf deren Oberflächen ihre Bilder glänzen; getrennt von allen Freunden ſeines Sinnes, ſeiner Denkungsart, von allen Vertrauten ſeines Herzens; getrennt von allen die ihm gutes gethan, und gutes von ihm erwartet; getrennt von allen die ihn ſegneten, und allen die ihn verſtanden.

Ach die Erſtarrung der Seele, die Lähmung jeder Kraft, die allgegenwärtige nirgends wegbleibende Traurigkeit, die Todeskälte beym erſten Auf-

Aufenthalt in einem Lande von ganz anderm Anblick, ganz anderer Denkart, ganz andern Sitten und Gebräuchen, ganz anderer Sprache, kann kein Mensch fühlen; kein Mensch begreifen, dessen Geist in die Schwermuth dieser Liebe — nie versank!

Oder fühlest du, — wie weh es thut, Mann zu seyn, und in den gemeinsten Dingen des Lebens Kind zu scheinen? — Fühlest du — wenn aus schwarzen verborgenen Höhlen, Niedrigkeit in diesem Tode alles Lebensgeistes, gegen uns wütet, wie das bestürzt und schmerzt? — Wie es dann jedem alten Weibe, jedem Elenden, leicht wird den Schwermüthigen zu zerdrücken? — Wie leicht alsdann des Neides Arglist, und seiner Bosheit, und seinen Rotten, jeder Dolchstich, in die Brust armer miskennter Unschuld? — Das alles fühle ich — und soll an den Gedanken meines Vaterlandes nicht geheftet seyn, bey jedem Blick des Auges, bey jedem Athemzug, bey jedem Fußtrit a). —

Helvetier! — aber anitzt arme kranke Seele, höreſt du keinen Troſt? — Du höreſt ihn nicht. Todt biſt du; todt für die Empfindung des Glückes, das dir wartet; für jede Hoffnung!

Zer-

a) Ubicunque, instat ac urget; ac ubicunque se verterit, persequetur.

Zerbrochen, zermalmt ſind meine Nerven. Das Maas meiner Leiden iſt voll. Sieh an, den Elenden — wie er liegen muß! Es iſt genug. Sieh dieſen blutenden Engel, dieſe Martyrerinn — für mich! — Sieh uns alle an, wie wir aus Harm wegſterben! — Das Mark meiner Seele empfindet nichts. Nichts als Schwäche, Angſt, Pein, Verzweiflung; keinen Wink des Himmels, keine Ausſicht. Ich ſehe keinen Lichtſtrahl des Lebens! Schwarz, ſchwarz, ſchwarz iſt die ganze Schöpfung umher. Die Sonne nicht helle, die Erde nicht grün, kein Frühling. Ich erſticke, ich erſticke — unter dieſen Nebeln: in dieſem Sumpf, den ich durchwaden ſoll, jeden Tag!

Freund! Du lebſt, und wirſt auch hier leben in einem Lande der Freyheit; im Lande eines ganz Brittiſchen Königs, der hier Vater iſt; dort Menſchenfreund, Bürger, Menſch. Du haſt hier die mildeſte Regierung. —

Ich dachts, und floh die ausgeartete Schweiz! — Aber ausgelöſcht iſt jenes antirepublikaniſche Hohnlächeln der Hölle! Vergeſſen dieſe Narben — empfangen im Lande der Freyheit, von Feinden der Freyheit! O wie bin ich itzt ein armer Sklav der Liebe, ich ehemals Starker, Unerſchrokkener, Kühner! Liebe glüht in jedem Hinblick zu dir,

mein

mein Vaterland! Liebe, allumfaſſende Liebe für jeden Tropfen Zeit im Umgang Schweizeriſcher Deſpoten, gäbe ich hin; alle meine Habſchaft um dieſen Trunk Waſſer — aus einer Schweizerquelle!

Ausgelitten, ausgefochten hat er, und — überwunden. Sein Mund iſt frölich, ſein Herz iſt kühn: er deucht ſich wieder jung, wie ein Adler! Er fliegt heim, ins Vaterland! Siehts vom Rhein zur Aar, zur Limmat, zum Rhodan! Muß zurück. Denkt an Deutſchlands Gränze, unweit Baſel, an Georg den Dritten — und weint ſeine letzte Thräne.

Schreiben des Herrn Hofrath Käſtner zu Göttingen an das Intelligenz-Comtoir zu Hannover.

Da man kein Bedenken getragen, die mich betreffende Stelle im Hannöveriſchen Magazin 39 St. 1755 *) drucken zu laſſen: ſo bin ich berechtiget zu fordern, daß Beyliegendes, nächſtens **muß** eingerückt werden.

Göttingen,
den 16. May, 1779. **Käſtner.**

*) Siehe S. 33.

Von

Von dem Hrn. Verf. der kleinen Aufſätze

Hannöv. Magaz. 39. St. 1755.

Fodere ich, daß er öffentlich die Gottſchede nennt, die mich deswegen lieben, weil ich nach würdigen Männern ſchlüge, und daß er öffentlich die würdigen Männer nennt nach den ich ſchlage. Auch daß er ſich ſelbſt nennt.

Göttingen,
den 16. May 1779. **Käſtner.**

Antwort des Verfaſſers der kleinen Aufſätze über verſchiedene Gegenſtände an Herrn Hofrath Käſtner.

Der Name der Gottſchede, die ich meyne, heißt Legion!

Ein ſehr würdiger Mann, nach dem Sie zu wahrem Mißfallen einer Menge rechtſchaffener Menſchen, in dem 117. Stück der Göttingiſchen Anzeigen von 1778, geſchlagen haben, heißt Johann Andreas de Lüc, Lector Ihrer Majeſtät der Königinn von Großbrittannien.

Haben Sie hieran genug?

Hannover,
den 19. May 1779.

Johann Georg Zimmermann.

Frag-

Fragment
eines gedruckten Schreibens des Hrn. Verfaſſers an Hrn. Hempel Königl. Däniſchen Regiments Chirurgus zu Fuß, datirt Hannover, den 15. Nov. 1778.

Zur Erläuterung einer Stelle in nachſtehenden Brief und vorſtehenden Aufſätzen zu gröſſerer Empfehlung.

Ich ſchreibe, heißt es, ſeit ſieben Jahren nun freilich ohne alle Gefahr, jedoch nur ſelten ohne Qual und Schmerz. Ich kann auch nie zu einer andern Zeit anhaltend die Feder führen als des Morgens; und dies erſt ſeit einem Jahre.

Aber leider gehöret der Morgen niemals mir allein. Er kommt mit Angſt, und verſchwindet mit Schrecken, wenn man immer, bey dem was man thut, ſich vorwirft was man unterläßt. Ich kann nicht an Kranke ſchreiben wenn ich zu Kranken gehe. Wenn ich aber auch je-

den Morgen diejenigen Briefe von Kranken beantworten könnte, die die gröſte Eile haben, ſo giebt es doch auſſer dieſen auch ſolche, die tauſenderley erwartete und unerwartete Geſchäfte, Pflichten, Gefälligkeiten, Aufträge, Bitten, Zudringlichkeiten, und Impertinenzen betreffen. Auch hier muß ich wählen; und ich wähle nie das Geſchäft das mich am meiſten freut, ſondern dasjenige das mir zunächſt auf dem Leibe liegt, das mich am meiſten peinigt und drückt. So verſäume ich oft die wichtigſten Kranken und die intereſſanteſten Angelegenheiten aus manchem entfernten Lande. So bleiben immer eine Menge ſehr ſchöner Briefe von Gelehrten — liegen. So erſticken in mir, zumal die Antworten auf die Briefe meiner älteſten und beſten Freunde, gegen die ich Geiſt und Herz ſo ganz ergieſſe. Und ſo werde ich jedes Jahr, wenn ich berechne was ich nicht bezahlen kann, für die Hälfte aller an mich geſchriebenen Briefe, bankrott.

Gegenantwort

an

Herrn Hofrath und Leibmedicus

Zimmermann

in

Hannover.

Supplement

zum 39 und einem der nächſtfolgenden Stücke des Hannöveriſchen Magazins für jetztlaufendes Jahr.

Auf meine Frage: Wer die Gottſchede ſind, die mich lieben ſollen weil ich nach würdigen Männern ſchlüge? antworten Sie: Der Nahme dieſer Gottſchede iſt Legion.

Meine Frage, war ernſthaft; und der Unterſchied zwiſchen Ihnen Herr Hofrath und Leibmedicus, und mir, iſt weder an Gelehrſamkeit noch an Range, ſo groß, daß Sie ſich deßwegen herausnehmen dürften, einer ernſthaften Frage von mir, mit einem Spaaſſe auszuweichen.

Bey Legion, haben Sie ohne Zweifel nicht an Lipſium de militia romana, ſondern an die Bibel gedacht. Es muß Ihnen allerdings frey ſtehen, daß Sie glauben witzig zu ſeyn, wenn Sie einem Teufel, oder nach der neumodiſchen Exegetik, einem Raſenden, nachſprechen.

Gottſched ruht nun ſchon ſo lange, daß ſeinen Nahmen zum Spotte zu brauchen, keinen Poſſen mehr giebt. Er war mein Lehrer und Gönner, ich verunzweyte mich mit ihm, aus keiner andern Urſache als wegen Hallers; (ein

Nahme den ein vorgesetztes von nicht gröſſer macht).

Dieſer Haller, der ſo viel gerechte Urſachen hatte, mit Gottſcheden unzufrieden zu ſeyn, hat ſoviel mir bekannt iſt, in öffentlichen Schriften, nie was übels von Gottſcheden mit Nennung deſſelben Nahmens geſagt.

Er hat auch gelehrte Streitigkeiten gehabt, und ſie zuweilen mit Heftigkeit geführt, denn er war Menſch; Aber er hat ſie ſo geführt, daß man aus ſeinen Schriften was in der Sache lernte, wenn man übrigens für ein H. in Göttingen oder Peru, nicht mehr Prädilection hatte, als für ein H. in Jena, oder ein H. in Wien; Schimpfwörter auf ſeine Gegner, Schmähungen ihres moraliſchen Charakters, Begegnen, als ob er von einer Höhe auf ſie herab ſähe, das hat er ſich nie verſtattet; Zu ſchreiben: Er habe ſie mores gelehet; dazu hatte er ſelbſt zuviel mores.

Von Ihrem Lehrer, kehre ich wieder zu Ihnen Hr. Hofrath und Leibmedicus.

Juriſtiſch habe ich wohl kein Recht Sie zur Beantwortung meiner erſten Frage zu zwingen, und da Sie ſich durch andere Pflichten nicht dazu wollen anhalten laſſen, ſo befriedige ich mich damit daß Sie darauf gehörig nicht antworten wollen oder können.

Auf

Auf die zweyte: Nach wem ich geſchlagen habe? und auf die dritte, welche des Verfaſſers Nahmen zu wiſſen verlangte, der mir: Schlagen nach würdigen Männern ſchuld gab, haben Sie ordentlich und beſtimmt geantwortet. Ich erkenne dieſes mit Danke, und für das Verfahren eines redlichen Mannes, der ſich nicht ſcheuet zu bekennen was er geſchrieben hat.

Ein Sinngedicht von mir an Hrn. Prof. Lichtenbergen, das Hrn. de Luc betrifft, iſt Ihnen ohne Zweifel bekannt, auch längſt gedruckt. Daß ich dem Manne das Compliment gemacht, und ſo bald darauf nach ihm ſollte geſchlagen haben, möchte doch etwas unerwartet ſcheinen.

In meiner Recenſion von Hrn. de Luc Briefen, habe ich Erinnerungen wegen des Buchs gemacht, und ſolche, die andern Leſern vor meiner Recenſion auch beygefallen waren.

Weil ein würdiger Mann, Lector bey der Königin Maj. iſt, ſoll man deßwegen alle Zeilen anſtaunen die er ſchreibt? Meerſalz in Bergen, als eine Neuigkeit, die zwey Bewunderungszeichen verdient, ankündigen? wenn man vor 50 Jahren als Knabe von den polniſchen Salzgruben geleſen, und über dreißig Jahr, den Gedanken: unſere Salzquellen ſeyen, Waſſer, beym Durchgange durch unterirrdiſche Salzmaſſen ge-

ſchwängert, vom Vergrath Vorlach bekommen hat? Soll man nicht ſagen dürfen: daß Geblogie Anno 1703 von einem Deutſchen iſt in der Bedeutung gebraucht worden, in der Hr. de L. 1778 das Wort zu brauchen wünſcht und aus Furcht die Delicateſſe der franzöſiſchen Sprache zu verletzen nicht wagt? Nicht ſagen dürfen was in Deutſchland ſchon ſo viel Oekonomieverſtändige geſagt haben: daß die Gemeinheiten der Bevölkerung nicht vortheilhaft ſind. Nicht Hrn. de Lucs Bemerkung: Es ſey zu früh Manufacturen zu vermehren, wo der Ackerbau noch Verbeſſerung braucht, als eine Wahrheit anerkennen dürfen, die ſonſt ſchon durch Colberts Beyſpiel ſey beſtätigt worden? Wenn er erzählt die Neufchateller hätten ſich damit Schaden gethan, Uhrmacher zu werden, nicht daran denken dürfen? Daß ein Genfer dieſes erzählt; Endlich, nicht ſagen dürfen daß Hr. de L. Hallers, Scheuchzers, Sulzers, Altmanns, Gruners u. a. Bemerkungen beſtätigt?

Wenn ich im Anfange meiner Recenſion, der Litteratoren wegen wünſche, daß die Schriftſteller ihre Vornahmen ganz ausſchrieben, bey berühmten, ausdrücklich eine Ausnahme mache; ſo wird mir ja jeder kluge Menſch zutrauen, daß ich den Verfaſſer des Werks ſur les modifications

tions de l'atmoſphère. eines Werks das lange vor ſeiner Erſcheinung, von berühmten Gelehrten, mit Ruhme iſt angekündiget worden, unter die berühmten Schriftſteller zähle, und ihn alſo mein Wunſch nicht angeht.

Das iſt alles Böſe was ich von Hrn. de L. Buche geſagt habe, und nicht böſer als ich es hier wiederhole geſagt. Habe ich doch in allen dieſen Erinnerungen nicht einmahl Hrn. de Luc Sätzen widerſprochen, nur gemeldet, daß es nicht ganz unbekannte Wahrheiten wären. Hat denn aber Hr. de Luc etwa geſagt ſeine Briefe enthielten lauter neue Wahrheiten? Dazu iſt er zu vernünftig.

Unſere gelehrten Anzeigen, haben bey ihren andern Vorzügen immer auch das Lob der Anſtändigkeit behauptet. Daß in ihnen nach würdigen Männern geſchlagen werde, iſt ein Vorwurf, den ein bedachtſamer, ſelbſt würdiger, Mann, nicht wagen ſollte, ohne den Beweis beyzufügen.

Erinnerungen bey dem Buche habe ich gemacht, aber nicht nach dem Manne geſchlagen. Sagen Sie das letzte, ſo brauchen Sie entweder die Wörter in einer Bedeutung, in der ſonſt kein Deutſcher ſie braucht, oder Sie ſagen eine meinem moraliſchen Charakter, der

mir noch werther iſt, als mein gelehrter, ſchmähende Unwahrheit.

Ich will von Ihnen lieber das erſte glauben, daß ſie ungewöhnlich deutſch ſchreiben, als Ihnen das letzte Schuld geben.

Waren meine Erinnerungen bey Hrn. de L. Buche, ihrer Freundſchaft unerträglich, ſo konnten Sie ſolche widerlegen. So vertheidigen Gelehrte ihre Freunde.

Auch eine Menge rechtſchaffener Menſchen hat meine Erinnerungen gebilligt. Rechtſchaffene Menſchen, können in vielen Stücken unterſchiedener Meynung ſeyn, ſich irren, ſelbſt aus Irrthum andern rechtſchaffenen Menſchen Unrecht thun. Alſo iſt das was Sie vom wahren Misfallen einer Menge rechtſchaffener Menſchen über meine Recenſion ſagen, ein bedeutungsloſer Ausdruck, es wäre denn daß Sie hinzuſetzten: dieſe allein ſind rechtſchaffene Menſchen, und da wäre es eine grobe Injurie.

Daß man in einem Buche nicht alles bewundern, ſelbſt nicht alles billigen, und doch den Mann der das Buch ſchrieb verehren kann, daran einen Gelehrten zu erinnern, iſt doch wohl überflüßig.

Ob ich gleich bey einigem Helvetiſchen in Ihren Aufſätzen, an Sie dachte, ſo konnte ich

mich

mich doch nicht überwinden, alle einem Zimmermann zuzuschreiben, da manche, nicht einmahl von einem Vademecumssammler möchten aufgenommen werden, als nur, wenn er sich in grosser Verlegenheit zu Ausfüllung noch eines Bogens befände. So haben auch über diese ihre Aufsätze hier, eine Menge rechtschaffener Menschen geurtheilet, und Einer darunter, glaubte in einigen Stücken, Witz und Schreibart eines Göttingers zu erkennen, der nicht so gar sehr lange die hiesige Stadtschule verlassen hat.

Am wenigsten sollte man soviel, und so, Geschriebenes, von einem Manne erwarten, den ein Brief das kostet, was in dem Schreiben an einen Feldscheerer zu Fuß berichtet wird, und sich nie ohne Rührung lesen läßt.

Dieses zu erklären, fiel mir ein: daß ein König, dem viel gute und grosse Eigenschaften die Verehrung der Nachwelt erhalten, bey seinen Schmerzen sich zu zerstreuen, mahlte. Wollen Sie unter ihre Aufsätze schreiben: Zimmermannus in doloribus scripsit, so wird man sie allemahl, mit der Schonung, und auch zugleich mit der theilnehmenden Empfindung lesen, die jeder Rechtschaffene, Ihnen, in so vieler Absicht verehrungswürdiger Zimmermann, schuldig ist.

Der

Der König, soll auch manchmal zu Linderung seines Schmerzens geprügelt haben. Ist Ihnen auch ein solches Palliativ zuträglich, so wäre es freylich am besten, Sie brauchten dazu jemanden der unter Ihnen steht: Wenn aber auch ein Paar Schläge von Ihnen, auf Einen Ihres gleichen fallen; So hält man einem Kranken so was zu gute, und dankt Gott, daß man nicht auch so krank ist!

Von der Seite werde ich auch das Verfahren ansehen, zu dem Sie sich künftig möchten verleiten lassen, wenn etwa ihre Frage: Ob ich daran genug habe? Drohung seyn soll; und versichere Sie, daß ich voll Mitleiden gegen Ihre Krankheit, und mit unverfälschter, grosser, Hochachtung, gegen Ihre wahren, ausnehmenden Verdienste bin

Ihr

Göttingen,
den 24. May, 1779.

gehorsamstergebenster
Abraham Gotthelf Käſtner.

An Herrn

Hofrath und Professor Kästner

in Göttingen.

Verzeihen Sie mir mein langes Stillschweigen, und meine wenige Aufmerksamkeit auf alle mir gegebene Beweise Ihres Hasses und Ihres Muthwillens.

Durch Rache macht man mich gleichgültig und kalt. Es ist mir unmöglich, einen Streit mit Wärme zu führen, an den ich in langer Zeit nicht mehr dachte; der durch seine Unerheblichkeit nur Widerwillen erreget, und bey dem doch nichts heraus kommt, als daß alle diese neugierigen und schadenfrohen Zuschauer, auf einige Minuten, über beyde Streiter lachen.

Herr Hofrath dieſe Lage iſt unanſtändig für Sie und für mich. Viel lieber hätte ich darum zu allem ganz geſchwiegen, wenn nicht ſo viele Menſchen misverſtünden, was man denkt, wenn man ſchweigt.

Es war ſonſt meine Freude, Ihr wahrer Verehrer zu ſeyn. Ich ehre auch noch itzt, wie man ſoll, Ihren weit umherſehenden Geiſt, und Ihre ſo allgemein bekannte Verdienſte um viele Wiſſenſchaften. Ich hielt Sie immer für einen der kernhafteſten Schriftſteller Deutſchlands, und für einen der ſchätzbarſten Lehrer in Göttingen. Ihr Ruhm ſchien mir immer einwirkend in den Ruhm dieſer Königinn unter den Univerſitäten. Es ſchmerzte mich aufrichtig, als man mir ſagte, daß Sie ſich noch in dieſem Jahre beklagt haben ſollen; die Studenten halten es nicht mehr der Mühe werth, bey Ihnen Collegia zu hören. Mit wahrem und freundſchaftlichem

ſchelm-Bauren ſah ich immer die groſſe Menge unrecht geführter Jünglinge an, die, anſtatt bey Ihnen Mathematik ſo gut zu lernen als man ſie in der Welt lernen kann, aus Göttingen von Ihnen nichts mitbrachten als Ihre Epigrammen.

Eine Liebeserklärung, die ich Ihnen öffentlich machte, war die Veranlaſſung unſers Streits.

Sie wiſſen, mit welcher Entzückung ich im Hannöveriſchen Magazin geſagt habe, warum ich Sie liebe. Dieſe Erklärung war rein, und frey von aller Schmeicheley; denn ich ſetzte hinzu, daß eine gewiſſe Art von Leuten, die man hier Gottſchede nennt, Sie nur deswegen liebe, weil Sie zuweilen nach würdigen Männern ſchlagen, die zu necken ſeine zu markloß ſind. Meine Liebe für Sie war edler. Sie bezog ſich auf eine Stelle in Ihren Schriften, wo ich über die Mehr-

heit der Welten, und über die unaussprechlich trostvolle Liebe und Aufmerksamkeit ihres göttlichen Urhebers für uns, den erhabensten Gedanken finde, den vielleicht je ein Mensch dachte.

Mein ganzes Verbrechen schien also darinn zu bestehen, daß ich gesagt hatte: andere lieben Sie weniger edel als ich.

Dies war es aber nicht. Denn durch den Zorn, mit welchem Sie gleich darauf, wie aus einer Donnerwolke herab, an Herrn von Müllen, den Herausgeber des Magazins, das berühmte Cartell schickten; durch den groſsvezierischen Ton, mit welchem Sie diesem in nichts unter Ihnen stehenden Herrn befohlen, daß dieses Cartell gedruckt werden müsse in Hannover; ward mir sehr wahrscheinlich, ich habe unglücklicherweise bey Ihnen ein verborgenes Geschwür getroffen, das allein vermögend seyn könne, Sie so unnatürlich zu bewegen.

Wir holen zwar in Hannover bekanntlich unſere Befehle nicht aus Göttingen; aber doch ward Ihr Cartell gedruckt, weil ich es mir ausgebeten hatte, und meine kurze Antwort dabey. Ihre Gegenantwort folgte.

Auf Ihre Frage: Wer die Gottſchede ſeyen, die Sie lieben ſollen, weil Sie nach würdigen Männern ſchlagen? erwiederte ich: der Nahme dieſer Gottſchede heiſſe Legion. Das iſt, der Männer, die unſern Geſchmack leiten wollen, ſeyen viele.

Ihre Frage ſey ernſthaft geweſen, ſagen Sie; und der Unterſchied zwiſchen Ihnen und mir ſey weder an Gelehrſamkeit noch an Range ſo groß, daß ich mir deswegen herausnehmen dürfte, einer ernſthaften Frage von Ihnen mit einem Spaaſſe auszuweichen!

Herr Profeſſor. Wo es auf Gelehrſamkeit ankommt, ſtehe ich in einer unabſehba-

ren Tiefe unter Ihnen, und unter jedem Professor in der Welt. Seit sechs und zwanzig Jahren schränke ich mich auf eine einzige Wissenschaft ein; und in dieser ist mein Wissen sehr wenig. Wie viel ich übrigens von Rangstreitigkeiten halte, das lesen der Herr Hofrath in meinem Briefe an den Feldscheerer Hempel.

Höchst strafbar wäre ich zwar, wenn ich einer ernsthaften Frage, die mir unter königlicher oder landesherrschaftlicher Autorität gemacht wäre, mit einem Spaasse ausweichen wollte. Wenn aber eine Standesperson, wie Sie sind, Befehle nach Hannover ertheilet, dann muß man freylich lachen.

Wie können Sie mir vorwerfen, daß ich bey dem Gebrauche des Wortes Legion geglaubt habe, witzig zu seyn; da Sie doch niemals Ihren Eßlöffel in die Hand nehmen, ohne sich einzubilden, Sie haben etwas wihiges verrichtet? Und wie gerne Sie dem Teu-

sel Witz abbergen, weiß man theils aus Ihren Epigrammen, und theils aus dem Stammbuch, in das Sie neuerlich, in die Mitte zwischen zwey unzüchtige Denksprüche schrieben: Herr, erlaube mir, daß ich unter die Säue fahre!

Jenes übereilte zornige Auffahren gegen mich; jeder Schlag, jeder Hieb, jeder Biß, den Sie mir seitdem so gerne hätten geben mögen und geben lassen; jenes wilde Satyrsgeschrey; jener bacchantische Lerm hatte doch am Ende keine andere Ursache als den Misbrauch, den ich von dem Nahmen Gottsched gemacht.

Gottsched leitete in Deutschland lange den Geschmack der Schulen; und man weiß wie. Sie haben ihm dafür in Ihrer deutschen Gesellschaft ein Ehrengedächtnis gestellt. Canonisiren Sie ihn, wenn Sie können.

Dies soll keinen Zwist erregen mit mir. Ich gönne Gottscheden alle Ehre, die Sie

ihm geben. War ich ungerecht gegen ihn; sind die Männer, die ich mit seinem Nahmen bezeichnet habe, dieser Ehre nicht werth: so konnte mir dies ein Kästner sagen. Dann hätte ich gerne mein Unrecht erkannt, und so wäre mit einmal Friede geworden zwischen uns beyden.

Oder nähmen Sie es wirklich im Ernste übel, wenn man Ihnen auch in unsanften Worten sägte, daß Sie nach würdigen Männern schlagen; daß Sie Männer von Ehre und Rechtschaffenheit gerne an ihrer Ehre antasten, gerne beleidigen?

Man erstaunte in Hannover über die von Ihnen hierüber affectirte Empfindlichkeit. Man verkannte Sie in dieser unnatürlichen Rolle; da Sie doch so notorisch gewohnt sind, gegen jeden guten Menschen zu grinsen, und gegen alles, was Ihnen über den Weg läuft, mit Epigrammen hinten auszuschlagen.

Haben Sie vergeſſen, daß ſo viele der gröſten Göttingiſchen Lehrer von jeher gegen Sie bey unſerer königlichen Regierung die bitterſten Klagen führten? Nennen Sie auch die Beſchuldigungen von perſönlichen Angriffen ſchmähende Unwahrheit, die Ihnen durch das hier liegende Archiv der Göttingiſchen Univerſität; durch des ſeligen Röderers, nach dem Urtheil unſers Werlhofs, Sie unübertreflich züchtigende Vertheidigung; durch des ehrwürdigen Hollmanns rührende Beſchwerden; und durch Herrn Hofrath Schlözers mannhafte und ſchneidende Klagſchrift erwieſen werden können? Auf dieſes alles ward gezielt, als ich Sie in der Antwort auf Ihr Cartell fragte: Haben Sie hieran genug? Eben darum ſagte ein Herr in Hannover, als er dieſes unbedachtſame Cartell las: Quis tulerit Gracchos de ſeditione querentes?

Schreiten Sie nicht gar über alle Bedenklichkeiten hinweg, indem Sie zu behaupten scheinen: Niemand, der mores habe, müsse mores von einem Professor verlangen?

Sie nennen das Singgedicht auf Herrn de Luc ein Compliment. Ich hielt es, wie viele andere, für den ersten Ausbruch Ihres damals noch geheimen Unwillens gegen diesen Ihnen so unähnlichen Mann. Er hatte bey einem Abendessen in Göttingen mit Ihnen und vielen andern der angesehensten Göttingischen Lehrer viel mehr gesprochen als gegessen. Was Ihnen hieran zuwider gewesen seyn mag, weiß ich nicht. Aber dadurch ward Ihr Epigramm veranlasset, worin Sie zu verstehen gaben: de Luc sey an jenem Abend ein Götze gewesen, und Ihre Herren Collegen seine Priester.

Nicht ganz unerwartet war, nach diesem Compliment, Ihre in dem 107 Stücke der

Göttin-

Göttingiſchen Anzeigen von 1778 ausgeſtellte Recenſion der Briefe des Herrn de Lüc an der Königinn von Großbritannien Majeſtät.

Jeder vernünftiger Leſer fand auch gleich dem Recenſenten einen Nahmen. Und doch waren, wie man in Hannover zuverläſſig verſichern wollte, die boshafteſten Stellen durch die Göttingiſche Zeitungsdirection ſchon aus Ihrer Handſchrift weggeſtrichen.

Einem Manne, der wegen der Ehrwürdigkeit ſeines moraliſchen Charakters in Hannover und an tauſend andern Orten geehret und geliebet iſt, ſollten Sie nicht ſo begegnet haben, wenn Sie auch allen ſeinen Sätzen hätten widerſprechen wollen.

Aber Ihren Ausfall gegen Herrn de Lüc habe eine Menge rechtſchaffener Männer gebilligt, ſagen Sie? Nicht nur rechtſchaffe-

ne, sondern auch grosse Männer, in Göttingen und anderswo, hat dieser Ausfall angeekelt und indignirt.

Ein deutscher Gelehrter, der eine allgemeine Verehrung hat, schrieb mir: Was will der feine epigrammatische Käſtner? daß der unberühmte nahmenlose de Lüc ein Buch aus Haller und Scheuchzer gestoppelt, und Sachen gesagt, die man hätte gelesen haben können; nach dem Begriffe der Herren und Damen aus ganz bekannten Dingen angefüllt, aber nicht im Geschmack der Ahnherren der Britten, die, wie man weiß, aus Leipzig kommen; und das alles mit einem Nasenrümpfen, als wenn de Lüc, mit seinem Buche in der Hand, sich bey dem vornehmen Herrn Professor ein Collegium gratis ausgebeten hätte.

Und dieser Herr de Lüc schrieb mir über Ihre Recension und unsern Streit aus

Kew

Kew vom 18 Junius dieſes Jahres beyliegenden Brief *) den er mich erſuchte in Hannover drucken zu laſſen.

Wie

*) „Ich erkannte, mein geliebter Freund, die Wärme Ihres Herzens für Ihre Freunde in der „Art, wie Sie Herrn **Käſtners** in die „Göttingiſchen Anzeigen eingerückte Recenſion „meiner Briefe an die Königinn aufgenommen „haben; und ich weiß auch, daß man bey ſolchen Veranlaſſungen für diejenigen, die man „liebt, viel lebhafter fühlt als für ſich ſelbſt. „Ebendas würde ich für Sie empfinden, wenn „ich glaubte, man wollte Ihrer ſpotten. Aber „ich geſtehe Ihnen, daß ich bey dem allem, in „Abſicht auf mich, ſehr gleichgültig war.

„Herr **Käſtner** hat ohne Zweifel weder meine Vorrede noch meine Anmerkungen geleſen; „ſonſt würde er begriffen haben, daß ich durch „die bloſſe Anzeige einiger Erſcheinungen, die „ſeit langer Zeit die Philoſophen beſchäftigen, „nichts Neues habe ſagen wollen, und daß meine Abſicht bloß geweſen ſey, dadurch eine „**Geſchichte der Erde** einzuleiten, von welcher

„der

Wie machen Sie nun Ihre Neckereyen gegen ihn in Ihrer Gegenankwort wie-

der

„cher die bisher herausgegebenen Briefe nichts „sind als der Vorberichte. Sie hätten hier ein „Vorbauungsmittel, das ihm mangelte; Sie „wissen, womit ich mich beschuldiget. Beurtheilen Sie ihn darum nicht zu strenge: mancher „Leser fällt in den nemlichen Fehler. Es ist „wahr, daß nicht jeder Leser schreibt; aber für „mich ist dies kein Unterschied.

„Alles was die Geologie und die wichtige „Frage von den Gemeinheiten nicht betrift, „konnte freilich anizt schon beurtheilt werden; „und ich beklage mich über Herrn Käſtners „Urtheil nicht. Es ist sehr wahr, daß man „von den Alpen und ihren Bewohnern vor mir „gesprochen hat, eben so wie von der Mehr„heit der Welten bevor Herr Käſtner da„rüber den Gedanken nahm, den Sie mit Recht „loben. Er wäre befugt zu sagen, daß er nichts „als Wiederhohlungen in meinen Beobachtungen „sehe, wenn er nichts anders darinn findet und

„wenn

der gut? Sie fühlen, wie unglücklich Ihre Anmerkung war: daß de Luc auf dem Titelblatte seiner Briefe an die Königinn, seinen Vornahmen nicht blos mit den Anfangsbuchsta-

„wenn das Publicum darüber eben so dächte wie „Herr Käſtner, ſo wäre ich ſehr rechtmäſſig „beurtheilt. Es verdrieſſt mich nur allein, daß „bey meinen Anmerkungen über die Manufactu„ren in Neufchatel nichts auf ihn wirkte als der „Gedanke, dies ſagt ein Genfer. Ich habe mich „hierüber irgendwo erklärt.

„Sehen Sie, dies iſt in Wahrheit alles, „was Ihre Freundſchaft als einen Angriff auf „mich empfand. Aber beruhigen Sie ſich, „ich bitte Sie, denn ich finde nicht, daß ich an„gegriffen ſey; und ich verlange von Ihnen, „daß Sie Käſtnern nicht antworten, als ei„nen Beweis der Freundſchaft für

Ihren aufrichtigen und treuen
Freund

Johann Andreas de Luc.

buchſtaben hätte andeuten ſollen, weil dieſes nur berühmten Schriftſtellern zukomme.

Aber Sie geben wieder eine andere gewaltige Blöſſe. In der Recenſion ward der Argwohn erwecket, Herr de Lüc habe alles das Unterhaltende, was er in Abſicht auf Sitten und Charakter der Bergbewohner ſagt, aus Haller, Scheuchzer, Sulzer und andern genommen. Nun drehen Sie den Sinn Ihrer Worte um, und ſchränken Ihr Urtheil ganz ſanftmüthig darauf ein: de Lüc habe Hallers, Scheuchzers, Sulzers, Altmanns, Gruners und anderer Anmerkungen beſtätiget!

Ueber die von mir ins Hannoveriſche Magazin eingerückten kleinen Aufſätze erſcholl eine ſeltſame Muſik.

Dieſe Aufſätze enthielten viel Gleichgültiges über Dinge, die uns nicht nahe liegen; und dann auch wohl einige treuherzige Aeuſſe-

rungen,

rungen, die den Fehler hatten, daß sie gedruckt sind. Kleine Experimente dieser Art sind schon ganz lustig, der Steinchen wegen, die einem dabey um den Kopf fliegen; aber auch sehr unterrichtend in Absicht auf die etwanige Aufnahme des liberaliter sentire et scribere.

Verständige haben mich verstanden. Einige Uebelgesinnte hingegen hielten es für Pflicht, über diese Aufsätze im Nahmen des Publici, aus rauhen und zarten Organen, entsetzlich zu schreyen; wie Kibitzen, die durch ihren Lerm das ganze Moor vertheidigen wollen, und doch hernach ganz trübselig davon krächzen, wenn man ihnen ihre Eyer aus dem Neste holt.

Hätte übrigens in diesen unschuldigen Aufsätzen zufälligerweise ein Wort auf jemand gewirket, wie ein Cartetschenschuß; und dieser wollte dann, wenn seine Wunden geheilet sind, doch nichts dabey gefühlt haben

als Witz und Schreibart eines Göttingers, der nicht so gar lange die dasige Stadtschule verlassen hat; so würde ich fragen: Herr Professor, warum schrieen Sie denn so erbärmlich?

Sie sagen sehr edel: So viel Geschriebenes sollte man am wenigsten von einem Manne erwarten, den ein Brief kostet was an einen Feldscheerer zu Fuß berichtet wird, und sich nie ohne Rührung lesen läßt.

Rührung — bey einem Feinde, ist schön. Herr Hofrath, lieber hätte ich Sie dieses Zuges wegen umarmt, als Ihres Cartells wegen diesen Brief geschrieben.

Es ist wahr, daß es Fälle giebt, in welchen man zur Linderung seiner Schmerzen schreibt und mahlt. Aber daß Sie glauben, es sollte zu eben dem Zwecke auch zuträglich seyn zu prügeln, deucht mir nicht sehr menschenfreundlich von einem Manne, der wissen kann, wie das schmerzt.

Lachen

Lachen Sie nie, wenn ich bitten darf, über Krankheiten. Erfreulich bleibt es allemal, daß Sie in Ihren Jahren noch gesund sind, und also noch vermögend viel Grosses für die Wissenschaften zu thun, und viel Gutes für die vielen jungen Leute in Göttingen.

Soviel auf Ihre Gegenantwort; aber nun auf alles, was noch kommen wird, auch weiter nichts! Thun Sie, wie bisher, alles was Ihnen einfällt. Ergreifen Sie gleich wieder, bey der Ankunft dieses Briefes Ihren hölzernen Säbel. Von aller Ihrer Rache werde ich nichts sehen und nichts hören, seitdem ich weiß, in welchen Winkeln und mit welchem Unflat Ihr Streit gegen mich im vorigen ganzen Sommer fortgesetzet ward.

Herr Hofrath, Sie sehen alles in der Welt durch die Professorbrille. Darum dünken Sie sich auf Ihrem Catheder ein König. Darum begreifen Sie nicht, daß manches in Ihrem Reiche witzig ist, was man ausserhalb

mit Kaltſinn anſieht, oder gar für verrufſene Müntze hält.

Auf Univerſitäten bemerkt man nicht ſo leicht, wie zahlreich und laut die bleichen ruhmſüchtigen Neider ſind, die alle Aufklärung, alles Streben nach geſundem Denken haſſen; jede aufs Gute gerichtete Wirkſamkeit auſſer ſich mit Qual und Widerwillen empfinden; alles was Seele hat mit Füſſen treten; und nichts wahrhaftig ſchätzen, als was flach oder boshaft iſt. Und wie oft bücken Sie ſich, Herr Profeſſor, um etwas Ehre bey dieſer Brut! Wie oft ſind Sie auch in Göttingen eines bloſſen Einfalls wegen glücklich, bey dem Ihr Concert ziſchelt, und nur die Scheelſucht lacht!

Es ſoll Ihnen gelungen ſeyn, Menſchen zu plagen; aber nirgends als in Göttingen. Schon in Hannover wirken Sie nichts. Alle die Papiere und Papierchen, die Ihre Waffenträger hier gegen mich verbreiteten, erweckten

für

für Sie hundertfache Verachtung, und für mich keinen Schaden.

Der Teufel thut in Deutschland niemand mehr weh; denn er bedient sich zu seinen Absichten itzt fast immer der Feder eines Gelehrten. Man bedauert höchstens jenes witzige Scheusal, von dem im deutschen Museum gesagt ist: Es würde seinen Vater ermorden, wenn es eine satyrische Grabschrift auf ihn wüßte; sein grüngelber Genius nähre sich von der Ehre des Nächsten, und seine Werke gleichen einem Galgenfelde, wo Pasquillen wie eine Schaar von Raben an guten Nahmen nagen.

Hoffen Sie im Ernste, Herr Hofrath und Professor, daß alles, was Sie gegen mich schreiben und drucken lassen, vermögend sey, den Trost zu vernichten, den ich doch manchem Unglücklichen gebe? Wollen Sie die Stimme so vieler guten Menschen erwürgen, die mir die wieder aufkeimende Freude ihres

Da-

Daseyns, das Glück ihres Hauses, Gesundheit, Kraft und Lebensgeist verdanken? Von welchem Catheder wird man Thatsachen, auf die sich Vertrauen und Liebe für mich gründet, verschlingen durch papierne Drachen?

Posaunen Sie was Sie wollen. Beyfall wird man heute bellen zu allem Ihrem Lerm; und morgen wird man gähnen bey aller Ihrer Bosheit.

Hannover den 28. October 1779.

Johann Georg Zimmermann.

Zerſtreute Blätter

vermiſchten Inhalts,

von

dem verſtorbenen Hofrath und Leibarzt

Ritter von Zimmermann

in Hannover.

Herausgegeben

von einem Freunde des berühmten Mannes.

Leipzig 1799.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

KGEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE.

Vorerinnerung.

Die nächste Veranlassung zur Herausgabe der in dieser Sammlung enthaltenen kleinen Aufsätze des verewigten Zimmermanns fand ich in der, von dem berühmten Freunde desselben, Tissot, über ihn abgefaßten Lebensbeschreibung,

wo der Verfaſſer, nach der namentlichen Anführung der kleinern zerſtreuten Schriften Zimmermanns, ſagt: „Sollte eine „Sammlung dieſer kleinen Schriften nicht „ein dem Publikum ſehr angenehmes „Geſchenk ſeyn? Herr von Zimmer„mann war ſo reich an neuen, ſtarken und „treffenden Ideen, daß man gewiß in „Allem, was er ſchrieb, ſie in Fülle fin„det.“ Ueberzeugt, daß dieſes Urtheil gewiß auch das Urtheil der meiſten Leſer dieſer kleinen Sammlung ſeyn werde, hob ich dieſe zerſtreueten Blätter aus den ver-

ſchiedenen Zeitſchriften, welche ſie aufbewahrten, aus. Anfangs war ich entſchloſſen, ſie alle ohne Ausnahme, dem Drucke zu übergeben; bey näherer Ueberlegung des Gegenſtandes aber beſtimmten mich mehrere Gründe, für jetzt wenigſtens, nur die zu wählen, welche die Leſer hier finden, und ſtatt eines Aufſatzes, der durch die Reihe von Jahren ſeit ſeiner Exiſtenz das meiſte Intereſſe, welches er zur Zeit ſeiner Erſcheinung hatte, verloh-ren hat, die Beantwortung der Anfrage des Verfaſſers über Dummheit und

Dummköpfe, die einen andern berühmten Mann zum Verfasser hat, aufzunehmen. Ich darf hoffen, daß meine Leser mich keines Verstoßes gegen die Treue eines Herausgebers zeihen werden, da Frage und Antwort eben so genau zusammentreffen, als der Verfasser der einen, wie der andern, genaue Freunde waren.

Daß ich mit dem Entschlusse Hand an diese Sammlung legte, keine polemische Schrift des Verstorbenen mit aufzunehmen, wird gewiß der Billigung des weisern Theils des Publikums nicht ver-

ſehlen. Wer deckt gern die Schwächen von Männern auf, deren Talente unſre ganze Bewundrung erregten, deren Charakter und Verdienſte auf unſre volle Erkenntlichkeit Anſpruch machten, und deren Andenken uns nach ihrem Abſcheiden ſo theuer und werth iſt? Und wo blicken dieſe Schwächen leichter durch, als bey gelehrten Streitigkeiten oder, wenn man will, bey Streitigkeiten gelehrter Männer; beſonders wenn Perſönlichkeiten mit eingemiſcht und die zarteſten Empfindungen der Seele durch Verunglimpfungen,

ungerechte Angriffe und wüthende Verfolgungen in Aufruhr gebracht werden? — Es sollte dies freylich nicht seyn; ja es war einmal eine Zeit, da es unter Gelehrten nicht so war; allein — doch, ich will hier lieber abbrechen, als mich in eine Materie verlieren, die unsern Zeiten billig hätte unbekannt bleiben sollen. Genug, ich glaubte für die Ehre des berühmten Gelehrten besser zu sorgen, wenn ich nur diese Gattung von kleinen Schriften auswählte und jene vorbey gieng, welche ihm ohnehin mehr Anfeindungen und Un-

gerechtigkeiten aller Art zuzogen, als er je damit verdient hatte.

— Sanfter Friede umschwebe die Asche dieses edlen, trefflichen, zwar von Vielen sehr verkannten, aber von Mehreren, in der Nähe und in der Ferne, mit inniger Wehmuth beweinten Mannes! Sein Andenken, so wie sein moralisches Bild, werde noch lange in unverkennbaren Zügen unter denen erhalten, für welche er so unaussprechlich viel war und wirkte; und unter allen, die seinen wahren Werth zu würdigen wußten, müsse sein

Gedächtniß, als das Gedächtniß eines um die Menschheit verdienten Mannes, noch lange mit Liebe und Dank gefeyert werden!

Scheßel, im Aug. 1798.

G. F. Palm.

Verzeichniß
der kleinen Aufsätze.

1. Von der Einsamkeit . . . Seite 1

2. Kleine Aufsätze über verschiedne Gegenstände 100

3. Ueber Schwatzhaftigkeit . . . 205

4. Ueber das Händeküssen . . . 224

5. Encyclopädische Fragen, die Pedanterey, Pedanten und Pedantinnen betreffend 237

6. Warnung an Eltern, Erzieher und Kinderfreunde, wegen der Selbstbefleckung, zumal bey ganz jungen Mädchen . . . S. 242

7. Gegen eine deutschfranzösische und insbesondre niedersächsische Mode . 263

8. Ueber den Herrn von Haller und seinen Tod. 267

9. Anfrage über Dummheit. . . . 271

10. Beantwortung. 273

1. Von

I.

Von der Einsamkeit.

(Geschrieben im Anfange des Jahres 1773.)

In diesem unruhvollen Leben, unter dem Zwange der Welt und der Pflichten, unter der drükkenden Last der Geschäfte, unter diesem für mich ewig fremden und ewig trüben Himmel, mögte ich noch einmal die Freuden meiner muntern Jugend zurückrufen, etwas von jenen unschuldigen Freuden meiner

besten Jahre, in welchen ich keine höhere Wollust gekannt, als die Wollust des einsamen Denkens; keine bessern Vergnügungen, als die häuslichen, die itzt auf ewig von mir verschwunden sind.

Ueber einige wichtige Verhältnisse des Menschen mögte ich nachdenken. Ueber etwas, das in allen Zeiten und unter den berühmtesten Völkern der stillen Betrachtung würdig gewesen, das mit allmächtigem Reize unter allen Himmelsstrichen auch schöne Seelen fortgerissen, über ein ebenfalls ewig für mich verschwundenes Glück, über die Einsamkeit. Es wird mir zwar nicht möglich seyn, diesen so reichen und die ganze Kunst zu leben umfassenden Gegenstand itzt zu erschöpfen. Meine Absicht ist bloß etwas weniges zu sagen, das vielleicht den Verstand auf einige Stunden unterhalten kann, vielleicht auch in der Folge für das Herz nicht

ganz gleichgültig seyn würde, wenn ich innere Ruhe genug hätte, um mein Herz den Vergnügungen des Herzens zu öffnen.

Durch Einsamkeit verstehe ich zwar jede Entfernung von der Gesellschaft der Menschen, und durch einen Einsamen den, der mit sich selbst lebt. Aber ich weiß auch, daß man außer den heiligen Mauren eines Klosters, oder einer stillen ländlichen Gegend, einsam seyn kann. Der Umgang mit sich selbst ist in jeder großen Gesellschaft, und in der volkreichsten Stadt eben so möglich, als in den Wüsten von Lybien, in den hohlen Bäumen von Japan, und in dem Kloster der Trappe. Montagne fand sich nur in großen Gesellschaften einsam.

Die größte aller Künste, die Kunst zu leben, glauben mehrentheils nur diejenigen allein zu besitzen, die am wenigsten davon

verstehen. Menschen von diesem Schlage scheint überhaupt die Abneigung gegen die Gesellschaft der Menschen eine Thorheit; sie können nicht leiden, daß man außer ihrer vornehmen Bahn vernünftig seyn wolle. Vollends gemeine Köpfe verstehen diese Abneigung noch weniger; denn sie sind die beste Gesellschaft für schlechte Köpfe, und darum bilden sie sich ein, sie seyen für alle Menschen die beste Gesellschaft. Darum halten sie denjenigen für krank, der sich ihrem Umgange auch nur für einen Tag entziehet; darum geht es ihm, wenn er länger demselben entfliehen kann, bey ihnen, wie dem Democritus bey den Abderiten. Der hochweise Senat von Abderus schickte eiligst zu dem Hippocrates, mit der Nachricht, ihr Mitbürger Democritus sey wahnwitzig; er habe den Werth der Welt vergessen, er sey bey Tag und bey Nacht in sich selbst verschlos-

sen, er verirre sich in waldichten Schatten und an den kleinen Ufern der Bäche, er verlache die Menschen, ihre Geschäfte, Sitten und Gedanken, er verlache alle Dinge dieser Erde, und klebe nur an dem, was über der Erde und unter der Erde sey *). Hippocrates kam nach Abderus, und fand den Democritus unter einem tief an die Erde hängenden Ahorn mit der Zergliederung verschiedener Thiere beschäftiget, und mit einer Abhandlung von dem Wahnwitz. O Democritus, rief der Vater der Arzneykunst mit Entzückung aus, du schreibest gegen deine Mitbürger zur rechten Zeit **)!

*) Senatus populusque Abderitarum in Epist. ad Hippocratem. vid. Hippocratis Opera omnia (edit. Linden.) T. II. p. 901. seq.

**) Hippocrates in Epist. ad Damagetum. Op. T. II. p. 916.

Sehr gute Köpfe sind zwar oft für die Vortheile der Einsamkeit gar nicht gefühllos, aber sie opfern doch lieber die Vergnügungen des Verstandes den Vergnügungen der Sinnlichkeit auf; ihr Wille ist zur Benutzung der Einsamkeit nicht stark genug. Schlechte Köpfe hassen oft die Einsamkeit, weil sie da am deutlichsten fühlen, wie schlecht ihre Gesellschaft ist.

Die Freunde der Einsamkeit sind zuweilen so sehr betrogen, als ihre Feinde. Ein Mönch liebt sein Kloster, weil er dem obersten Wesen zu gefallen glaubt, wenn er seine Horas singet, sein Breviarium liest, und sein Crucifix küßt. Ein Einsiedler verwünscht die Welt und die Menschen, weil er sich beredet, das wichtigste Geschäft des Menschen sey gethan, sobald man dem Himmel unter dem Gebrülle der wilden Thiere lebt. Heilig ist die Einsamkeit für den Mystiker, der sich

in den gedankenlosen Entzückungen mit der Gottheit auf das genaueste verbunden glaubt. Heilig ist sie dem Narren, der in Indoustan nackend auf einem Haufen Asche sitzet, Hände und Füße über einander krümmet, und unter den senkelrechten Strahlen der Sonne mit erstarrten Augen auf die inwendige Erleuchtung lauert. Dreymal heilig ist die Einsamkeit dem schwärmerischen Verehrer der zahllosen Einsiedler von Egypten, der in der thebaischen Wüste das neue Jerusalem sieht, und in ihren hypochondrischen Bewohnern vollendete Bürger des Himmels.

Selbstbetrug und Thorheit sind der Menschen Loos. Wir irren im Dunkeln, bis uns das sanfte Licht der Vernunft nach unendlichen Fehltritten, nach tausend fruchtlos durchwanderten Labyrinthen, von dem ungewissen Pfad auf die schmale Straße der Wahrheit leitet.

Vielleicht wäre ich alsdann so glücklich, etwas von der Einsamkeit sagen zu können, wenn ich vorerst die Gründe untersuchet hätte, die dem einen Menschen die Liebe für das gesellschaftliche Leben einflößen, und dem andern die Liebe für die Einsamkeit. Die Untersuchung des Triebes für das gesellschaftliche Leben ist leicht; jeder Menschenkenner kann sie in dem täglichen Umgange machen. Die Untersuchung des Triebes für die Einsamkeit ist schwer, weil sich bei derselben der Gesichtskreis nothwendig auf entfernte Zeiten und Völker ausbreiten muß, auf Denkungsarten und Sitten außerhalb den Grenzen unserer Alltagsgesichter.

Der Mensch scheint für den Menschen geschaffen. Nicht nur unsere Bedürfnisse, sondern der natürliche und angebohrne Trieb der Creatur mit ähnlichen Creaturen zu leben, haben die Bande der Gesellschaft geknüpfet.

Die Welt mußte nicht eine Einsamkeit seyn.

Ein reizendes Vergnügen quillt aus dem Umgange unserer Mitgeschöpfe. In dem Ausdruck unserer Empfindungen, in der Mittheilung unserer Begriffe, in der beständigen Auswechslung derselben mit den Begriffen und Empfindungen unserer Freunde lieget eine Seligkeit, die auch der hartnäckigste Einsame fühlet. Ich kann dem Felsen meine Klagen nicht bringen, und dem Abendwinde meine Freuden nicht erzählen; meine Seele sehnet sich nach einer verschwisterten Seele, mein Herz schlägt für ein ähnlich denkendes und ähnlich fühlendes Herz; Himmel und Erde verschwinden bey der, die wir lieben. Fern von der Welt und ohne Rücksicht auf die Menschen wären alle unsere Kenntnisse unsere Einfälle und Gedanken uns geschmacklos; unsere Fehler blieben unentdecket, unsere La-

ster ungeahndet. Wir müßten wild seyn, um gänzlich menschenscheu zu seyn.

Diese angebohrne Neigung für den gesellschaftlichen Umgang wird durch verschiedene Ursachen verstärket. Die Begierde, mit seines gleichen zu leben, treibt den Menschen oft so sehr von sich selbst weg, daß er dabey den Umgang mit sich selbst ganz verlernet. Die Entfernung von der Welt scheint ihm eine Entfernung von allen Vergnügungen, sobald er diese ganz außer sich zu finden hofft. Durch den Wunsch, der Welt zu gefallen, wird in einem Kreise von Belustigungen der Gedanke in sich selbst zu sehen zerstöret. Unsere eigene Gesellschaft wird uns ekelhaft, weil wir in dem Umgange mit andern und in der Zerstreuung die Hülfe zu finden glauben, die unser eigener Umgang uns versaget. Wir hängen in der Einsamkeit von uns ab, in der

Welt von der Welt. Wer mit sich selbst nicht zu leben weiß, hat in der Einsamkeit Langeweile.

Die Langeweile, diese schreckliche Krankheit der Seele, ist die Abwesenheit angenehmer Ideen. Sie stürzet uns in eine gedankenlose Unthätigkeit, sie erreget die Empfindung einer unüberwindlichen Leerheit der Seele, sie tödtet alle Kräfte des Verstandes. Der größte Geist sieht ganz genau aus wie der größte Dummkopf, wenn man ihm Langeweile macht.

Es giebt zwey Arten von Langerweile. Die eine ist der Ekel vor sich selbst, die andere ist der Ekel vor andern. Jene ist eine Quelle des Triebes für das gesellschaftliche Leben, diese eine Quelle der Neigung für die Einsamkeit. Alle Menschen sind der Langenweile unterworfen; ein gemeiner Kopf fühlet

dieselbe am meisten im Umgange mit sich selbst, ein aufgeklärter Kopf am meisten im Umgange mit andern. Ein gemeiner Kopf weiß mit sich selbst nicht zu leben, darum suchet er sein Vergnügen außer sich, und darum ist sein Visitenzettel das wichtigste Geschäft seines Lebens. Dem aufgeklärten Kopfe ekelt oft vor der besten Gesellschaft, wenn er in derselben nicht findet was er zu finden gehoffet; darum sucht er sein Vergnügen in sich selbst. Der kleine Geist ist also mit der Langenweile am meisten geplagt, wenn er allein ist; ein aufgeklärter Kopf am meisten in Gesellschaft.

Kleine Geister rühmen sich zwar, sie haben niemals Langeweile. Dieses hat seine völlige Richtigkeit, wenn ihnen nur die Anlässe nicht mangeln, oft in Gesellschaft mit kleinen Geistern zu seyn; denn nichts ist für sie

zu schlecht. Der elendeste, auf die kleinsten und erbärmlichsten Gegenstände, auf eine fast unbegreifliche Wenigkeit von Ideen eingeschränkte Umgang gefällt ihnen, weil ihre Seele bey diesen Gegenständen allein aufführt; und weil sie ihr ganzes Leben hindurch gewohnt waren, sich mit dieser elenden Wenigkeit von Ideen zu behelfen. Ein kleiner Geist hat in dem gesellschaftlichen Leben nur dennzumal Langeweile, wenn er unglücklicher Weise mitten in eine Gesellschaft aufgeklärter Köpfe fällt.

Mit der Langenweile gedrücket, wünscht der Mensch natürlicher Weise seinen Geist diesem Stande der Unwirksamkeit zu entreißen. Entweder müssen die Sinne beweget seyn, oder der Verstand. Die Sinne sind viel beweglicher, als der Verstand; fühlen ist viel leichter als denken; wir sind viel lieber durch

andere beweget, als durch uns selbst. Darum suchen beyde Geschlechter die Oerter, wo die meiste Bewegung ist, oder doch seyn soll; wo unzählige Lichter und Diamanten, wollustathmende Busen und Ambradüfte, melodische Töne und die geheimsten Tiefen der Empfindung sanft erschütternde Tänze, der Seele ein neues Leben versprechen. Zum Denken zu träge, gehen wir auf Assembleen und Bälle, weil wir von denselben ein Vergnügen hoffen, das unserer Trägheit nichts kostet. Die Vergnügungen des Verstandes bieten sich so reitzvoll nicht an; man muß sie mühsam suchen, und darum sucht man sie lieber nicht. Die Neigung für die Einsamkeit kann also so allgemein nicht seyn, als die Neigung für das gesellschaftliche Leben, weil es unendlich schwerer ist, den Verstand zu unterhalten, als die Sinne.

Ein Mensch, der Langeweile hat, suchet also die Vergnügungen, für die er das meiste Gefühl hat, die seine Seele am geschwindesten mit angenehmen Ideen erfüllen. Ein guter und vorzüglich ein aufgeweckter Kopf weiß sich allenthalben zu behelfen, denn allenthalben findet er Stoff zum Denken und zum Lachen; ein guter, aber hypochondrischer Kopf ist schon ekel, und darum schwer zu befriedigen. Aeußerst anpassend, laut, und grob müssen die Eindrücke der äußerlichen Dinge seyn, damit der Dummkopf Vergnügen fühle. Daher kommt bey unempfindsamen und geistlosen Menschen der große Geschmack für unwitzige Zoten, für den Wein, und die körperlichen Aeußerungen der Liebe. Daher ist der heftigen Kälte des Clima ungeachtet die Neigung für die körperliche Liebe in Siberien so äußerst groß; und gewiß nur darum, weil die Männer und die Weiber in

Siberien aus Trägheit und aus gänzlichem Mangel des Witzes gemeinschaftlich so tief in die Langeweile einsinken, daß ihnen keine andere Hülfe übrig bleibt, als die kleinen Vergnügungen, die sich in Griechenland die Cyniker auf den Straßen machten. Einsame Mädchen und auf dem Lande gähnende Damen fallen oft nur aus Langerweile in die Sünde des Fleisches.

Um geschwinde und stark bewegt zu seyn, eilt der in sich selbst kein Vergnügen findende Mensch in die Welt. Von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Spieltisch zu Spieltisch, von einem Balle zum andern und von einem Canape auf den andern geschleudert, findet er ohne großes Nachdenken sein Glück. Jedes neue Kopfzeug und jedes neue Gesicht bringt einen Geck in Bewegung; und wenn der Abend kommt, vergißt er in den Armen

einer

einer buhlerischen Dirne die Dame, vor der er zwey Stunden früher auf den Knien lag. Solche Schwindelgeister schwärmen entweder Tag für Tag und Jahr für Jahr ihr Leben in einem beständigen Wirbel von leeren Besuchen durch; oder sie zappeln von Gedanken zu Gedanken, von Project zu Project, immer unentschlossen, immer heute bereit etwas zu unternehmen, um es morgen zu verfluchen.

Andere taugen nicht einmal für den Müssiggang. Sie verschwenden ihre Zeit, ohne dieselbe auch nur nach der Armuth ihres Geistes zu genießen; sie sind allethalben übel, auch sogar bey Tische; allethalben ist ihnen der Athem schwer und der Kopf dick; allethalben haben sie Langeweile, und allethalben machen sie Langeweile. Sie scheinen beschäftiget, und verrichten nichts; sie laufen immer, und bleiben immer auf dem gleichen

Fleck. Sie bedauren die Kürze ihrer Lebenstage, und erschrekken bei dem bloßen Anblick eines Buches oder einer pflichtmäßigen Arbeit. Sie sehen ihre Geschäfte sich häufen, jammern und seufzen über ihre Menge, und vergessen, daß sie nur die Arbeit vermindert. Sie sehen mit Entsetzen ihre Jahre ablaufen, und denken jeden Morgen, wie sie doch mit diesem langen Tage fertig werden wollen. Im Sommer wünschen sie den Winter, im Winter den Sommer, am Morgen den Abend, am Abend den Morgen; und hassen ihn, sobald er kommt. Solche Elende wissen nur darum nicht weder mit sich selbst noch mit andern umzugehen, weil sie die Seele nicht im Kopfe haben, sondern im Magen; ihr ganzes Leben ist eine lange Unverdaulichkeit.

Andere zwingen die Gefahren der Rücksicht auf sich selbst weg in die Welt zu fliehen.

Die warnenden Biſſe ihres Gewiſſens fodern ſie vor einen Richter, der ſie erſchrecket. Ihre Werke waren Werke der Finſterniß; und ſie fürchten nur allzuwahrhaft die Ausſichten in die ewige Finſterniß.

Andere werfen ſich in die Welt hinein, damit ſie die Erinnerung eines Verluſtes, oder die Furcht eines bevorſtehenden Unglücks von ſich entfernen. Die auch ſo ſehr gewünſchte Einſamkeit iſt für den Unglücklichen nicht tröſtlich, dem alle Freuden ſeines Lebens im Grabe liegen, der die geliebte Todesgeſtalt umfaſſet, ſo oft er allein iſt, der alles Glück auf Erden hingäbe, um mit ihr in einer armen Hütte zu leben, der alle Kraft ſeiner Seele verſchwunden ſiehet, keine andere Empfindung kennet und erwartet, als Schmerz, und im Umgange mit ſich ſelbſt keinen andern Gedanken, als Verzweifelung.

Die Einsamkeit wird, wie die Religion, den Menschen oft so melancholisch vorgemahlet, daß viele bey guter Laune gar nicht daran denken können; und darum nehmen sie nur in Krankheiten und Widerwärtigkeiten zu derselben ihre Zuflucht.

Wir fühlen also einen angebohrnen Trieb mit unsers gleichen zu leben. Dieser Trieb wird durch den Ekel vor uns selbst verstärket, und durch die Leichtigkeit vermehret, uns selbst in der Welt zu vergessen. Wir suchen darum die Vergnügungen, die uns am geschwindesten diesem Stande der Unwirksamkeit entreißen; wir wirbeln in der Welt herum, und vergessen in derselben unsere Bestimmung. Wir hassen oder fürchten den Umgang mit uns selbst.

Weit heftiger, als der Trieb für das gesellschaftliche Leben, ist jedoch der Trieb für die Einsamkeit; aber er ist nicht so gemein,

und beziehet sich schon auf einen über die Alltäglichkeit hinwegstrebenden Schwung der Seele *).

In seine ersten Begriffe aufgelöset scheint der Trieb für die Einsamkeit allemal der Trieb für eine Art von Ruhe. Durch Ruhe verstehe ich die Entfernung einer Beschwerde, die uns zur Last wird; die in der Einsamkeit gesuchte Ruhe ist eine Entfernung von allem, was unsere inwendige Zufriedenheit stören kann, oder uns von unserm angenehmsten Denken abhält. Wie wohl muß es einem Manne von Geschäften seyn, wenn der dürre Theil seiner Verrichtungen abgethan ist, und

*) Mehr Wahres und Falsches kann nicht in weniger Worten gesagt werden, als in diesen: Quicunque solitudine delectatur, aut fera, aut Deus est. Bacon. Sermon. fidel. Oper. (edit. Amstelod. 1683) T. VI. p. 103.

er itzt in der Einsamkeit seines Zimmers Arbeiten vor sich stehet, bey denen er denken und empfinden kann. Ruhe und Vergnügen läßt sich zwar auch bey jeder einsamen Arbeit empfinden, wenn der Kopf so dürre ist, als die Arbeit.

Nicht leicht können wir aufhören zu denken, aber wir wechseln gerne unsere Gedanken ab. Diese Abwechslung ist ein wahres Bedürfniß des Menschen. Sie wird bei allen Arten von Geschäften, sie wird noch mehr bey unsern Vergnügungen erfodert. Das Angenehme höret immer durch den allzulangen Genuß auf angenehm zu seyn; bey jedem Gegenstande unserer Leidenschaften wird zuletzt der Kopf stumpf. Liegt der Gegenstand unserer Leidenschaft in der Einsamkeit, so suchen wir bey der Zerstreuung der Welt die Ruhe in einer neuen Reihe von Gedanken; haben wir alle unsere Verrichtungen in der

Welt, so finden wir diese Ruhe in der Einsamkeit. Pascal nennet den Trieb nach Ruhe einen Ueberbleibsel der ursprünglichen Erhabenheit des Menschen; er glaubt, unser wahres Glück bestehe in der Ruhe.

Der Trieb nach Ruhe ist um so viel stärker, weil er mitten in dem Weltgetümmel wächst, und weil auch bey der größten Wirksamkeit der Seele Ruhe doch immer zuletzt das wünschenswürdigste Glück scheint. Pyrrhus wußte ein besseres Ende seiner Kriege nicht auszudenken; und Friedrich schien die Ruhe in dem Laufe seiner größten Thaten für den glücklichsten Zustand eines Monarchen zu halten, da er aller seiner Lorbeern ungeachtet sich der rührenden Worte bediente: wann werden meine Plagen enden!

Ein Miethling, der unter seinem Schweiße erlieget, und ein Minister, der die Menschen

nur glücklich machen möchte, fühlen die gleiche Sehnsucht nach dem Ende des langen Tages, die gleiche Begierde nach Ruhe, um von da wie Schiffer von dem sichern Strande über Wellen und Stürme hinwegzusehen. Diese Sehnsucht nach Ruhe ist weiter nichts, als die Begierde, verdrüßliche Ideen mit angenehmen zu verwechseln.

Könige werden des Thrones, Große ihrer Ehren, Reiche ihres Ueberflusses, und der Adel sogar seines Adels müde; sie entziehen sich allmählig dem eiteln Gelerme und dem Puppenspiele der Welt, und legen ihr Haupt in der Einsamkeit nieder.

Der Beyfall von Rom und der tägliche Genuß eines theuer errungenen Lobes hatte für den ehrsüchtigen Cicero die Reize nicht, die er in seinem schattichten Tuseulum fand; und Horaz vertauschte mit der innigsten

Freude das Landleben von Blandusium und das quellenreiche Tibur gegen die Ergötzungen des ersten Hofes der Erde.

In dem einsamen und demüthigen Kloſter des heiligen Juſtus in Spanien vergrub Kaiſer Carl der Fünfte ſeine Größe, ſeinen Ehrgeiz, und jene grenzenloſen Projecte, durch die er ein halbes Jahrhundert hindurch Europa in Bewegung geſetzet, nacheinander alle Völker mit dem Schrecken ſeiner Waffen erfüllet, und mit der Furcht ſeines Joches *).

Die berühmte Zenobia, jene ihres Lehrmeiſters Longinus ſo würdige Fürſtinn, die eben ſo gut zu ſchreiben verſtand,

*) Robertſon Hiſtoire du Regne de Charles-Quint. T. VI. p. 200.

als im Felde zu überwinden, trug ihr Unglück mit Würde, und wußte sich über den Verlust eines Thrones durch die stillen Freuden der Einsamkeit zu trösten, und über die verlohrenen Vergnügungen ihrer Hoheit durch die Vergnügungen des Geistes *).

Ein Mensch, der im Unglücke lebet, ein Philosoph, ein Christ, ein Schwärmer, ein Menschenfeind, suchen jedoch nicht aus gleichen Beweggründen die Einsamkeit. Der Trieb für dieselbe entstehet auch aus andern mannigfaltigen Ursachen, und mit ganz verschiedenem Zwecke: aus Liebe zur Mode, aus Ehrsucht, aus Heucheley, aus gut und übel verstandenen Religionsbegriffen, und sehr oft aus dem Unterleibe.

---

*) Thomas Essay sur le caractere, les moeurs et l'esprit des Femmes dans les differents siecles. p. 43.

Unglückliche und Bedrängte gehen in die ſtille Einſamkeit, weil uns die Welt nur ſo lange reizend vorkömmt, als es darin nach unſerm Willen geht; und weil ſchwarze Dunkelheit Himmel und Erde für uns zu umhüllen ſcheinet, ſobald uns unſere Lage in der Welt misfällt. Das unendliche Ungemach, welches die erſten Chriſten von ihren Verfolgern auszuſtehen hatten, war nicht die geringſte Urſache ihrer Abgeſchiedenheit. Tief melancholiſcher Menſchen herrſchende Begierde iſt allein zu ſeyn.

Ein Philoſoph, oder wie ich mich lieber ohne alles Gepränge ausdrücke, ein Freund der Wahrheit und der Tugend, ſuchet die Einſamkeit, theils aus Misvergnügen und Ekel gegen die Welt; theils aus Begierde, ſeinen Geiſt und ſein Herz immer mehr zur Erkenntniß und zum Gefühle des Guten und Wahren zu erheben.

Wer unabhängig von allen Vorurtheilen und Meinungen der Menschen, die unerbittliche Vernunft zur einzigen Richtschnur seiner Denkungsart wählet, und ihren Aussprüchen lieber folget, als den Aussprüchen der gedankenlosen Menge, verlieret alle Achtung bey dieser Menge. Die abstechende Verschiedenheit seiner Denkungsart, und die Kraft der Seele, mit welcher er dieselbe in Handlungen durchsetzet, scheint dem großen Haufen der Menschen auf schlechte und verwerfliche Grundsätze gebaut, weil diese Grundsätze nicht die ihrigen sind. Ein denkender Mensch will freilich auf ihren Wegen nicht gehen; und diesen Eigensinn begreift man nicht, weil man nicht einsieht, daß ein Mann von Verstand nicht handeln kann, wie ein Thor. Jeder schlechte Kopf haßt darum jeden Mann von Verstand, weil bey diesem die Wahrheit über alles gilt, die

jener fürchtet; weil dieser der Tyrannei der Vorurtheile trotzet, die des Dummkopfs einzige Weisheit sind. Kein Dummkopf kann einen Mann von Verstand gelinder beurtheilen, als die Abderiten den Demokritus.

Nichts giebt jedem Menschen eine so unwiderstehliche Abneigung gegen andere Menschen, als die gänzliche Unähnlichkeit der Begriffe und Gesinnungen. Wie könnten Leute, die ihre vernunfterwürgende Vorurtheile und Irrthümer für die einzige und höchste Weisheit halten; die in keiner fehlerhaften Neigung und in keinem Laster wollen widersprochen seyn; die von dem Geschmacke an Wissenschaften und Künsten eben so viel Begriffe haben, als von Gott und Ewigkeit; wie könnten solche Leute einen Menschen vertragen, der ihnen so gradezu entgegen denket und empfindet. Darum treten sie ihm alle-

halben auf den Kopf. Seine besten Handlungen werden darum verläumdet; alles Gute wird ihm abgeläugnet; seine Reden hält man für Unsinn, und seine furchtfreye Denkungsart für pöbelhaft. Aber der Verdruß, dem bey solchen Schicksalen kein Freund der Wahrheit und der Tugend entgehen kann, störet die Heiterkeit seiner Seele nur so lange, als er die Ketten nicht zerrissen hat, die ihn an solche Leute fesseln.

Plutarch sagt, die Hofschranzen des jüngern Dionysius haben den Dion gehasset, beneidet, und verfolget, weil er nicht lebte wie sie, weil er nicht oft genug in ihre Gesellschaften kam, und weil er an ihren Reden und Belustigungen keinen Geschmack fand. Sie haben darum seinen Tugenden die wahrscheinlichsten Farben des Lasters gegeben. Sie machten ihn darum bey

dem Dionyſius ſchwarz. Sie hießen darum ſein ernſthaftes Weſen Stolz, und die ſanfte Freymüthigkeit ſeiner Reden Uebermuth und Hartnäckigkeit. Sie ſagten darum, wenn er einen guten Rath geben wollte, er mache Satyren; und wenn er an ihren Ausſchweifungen nicht Theil nahm, er verachte ſie *).

So unaufhaltſam wüten alle eingeſchränkte Köpfe gegen Vernunft, Wiſſenſchaft und Tugend, daß man alles, was wahr, gut, und ſchön iſt, verläugnen; nach jedes Narren Pfeife tanzen; keine Niederträchtigkeit ſcheuen; oder alle eingeſchränkte Köpfe fliehen muß. Denken iſt, nach dem Ariſtippus, nichts anders, als ſich den unverſöhnlichſten Haß unwiſſender, blödſinniger, abergläubiſcher und verdorbener Menſchen auf

*) Plutarch. in vita Dion. T. VIII. p. 13.

den Hals ziehen. Auch sagten die Epheser sehr gut, wenn einer unter uns geschickt ist, so ziehe er aus, und sey es anderswo.

Tausendmal hat man wahrgenommen, daß ein Prophet in seinem Vaterlande immer entweder miskennet sey, oder verfolget. Mir deucht, ich möchte in keinem Lande in der Welt ein Prophet seyn. Jeder männliche oder weibliche erträglich gute Kopf war in aller Welt für alle einsichtlose, männliche und weibliche, Köpfe ein Gegenstand des allgemeinen Hasses, sobald er anders dachte, als sie. Pope glaubt darum, daß kein Gelehrter jemals anders zu einem Grade der Vollkommenheit gelanget sey, als durch die äußerste Hartnäckigkeit, und den eingewurzeltesten Entschluß gegen den Strom zu schwimmen.

Nach diesen aus der Geschichte aller Zeiten und aller Völker hergenommenen Beob-

ach-

achtungen wird begreiflich, daß sich jeder gefühlvolle Freund der Wahrheit und der Tugend die Welt muß misfallen lassen, weil er ihr so sehr misfällt. Solon verschloß sich in sein Haus, da er der Tyrannie des Pisistratus nicht länger zu widerstehen vermochte, er warf seine Waffen mit der Erklärung auf die Straße, lange genug habe ich die Gesetze und mein Vaterland vertheidiget; und nun machte er Verse gegen die Athenienser *).

Pericles, der doch unmittelbar mit dem Volke in Athen zu thun hatte, näherte sich demselben nur selten. Er bemühte sich nicht in den öffentlichen Versammlungen über jede Kleinigkeit zu reden. Er besuchte selbst diese Versammlungen nicht mehr, als er

*) Plutarch. in vita Solon. T. I. p. 482.

mußte; und verſparte ſeine Talente auf Zeit und Gelegenheit *).

Die Sittenlehre eines Philoſophen ſoll ihn unabhängig von andern glücklich machen; dieſe Unabhängigkeit iſt nur in der Einſamkeit möglich. In einem Tobolsk oder Jakuzk hat ein Siberiſcher Philoſoph doch wenigſtens von ſeiner Einſamkeit den Vortheil, daß er unabhängig von der Barbarey ſeiner Vaterſtadt den Umgang der Weiſen genießen kann, die durch ihre Schriften zu ihm reden.

Die zweite Urſache, die alſo einen Freund der Wahrheit und der Tugend beweget, die Einſamkeit zu ſuchen, iſt die Begierde, ſeinen Geiſt immer mehr mit allem auszuzieren, was ſchön und groß iſt, und in Handlungen ausgedrücket, allein edel. Dieſe Begierde iſt

*) Plutarch. in vita Pericl. T. II. p. 207.

die Sehnsucht nach seiner Vervollkommung, und die Einsamkeit ist dazu der Weg. Da entziehet man den Geist dem Zwange der Sinne, da fasset man Flügel, da erwirbet man die Energie der Gedanken und Gesinnungen, mit der man sich nachher im Umgange der Welt ihrer Unvernunft und ihren Lastern entgegensetzet, wie ein fester Damm dem ungestümen Meere.

In der Einsamkeit werden die Seelenkräfte am meisten erweitert, belebet, geschärfet und erhöhet. Daher kommt es, daß Philosophen, Dichter, Redner und Helden, welche ihre Kenntnisse ausdehnen, und ihren Geist seinen angebohrnen Trieben gemäß erheben wollten, die Einsamkeit suchten und liebten. Sie verließen die Gesellschaft der Menschen, aus Liebe für die Stille ihrer Gärten und die Schatten der Wälder.

Homer hat uns nicht nur die einsamen Oerter von Griechenland, sondern auch die von Italien, mit einer Stärke und einer Wahrheit abgemahlt, daß wir, wie Cicero sagt, durch seine Beschreibungen sehen was er selbst nicht gesehen hat. Demosthenes zog in eine Kammer unter der Erde, damit er dem Geräusche von Athen entfliehe, er blieb in derselben ganze Monate, und ließ sich die Hälfte seines Hauptes schären, damit ihm der Gedanke nicht aufsteige, diese Kammer, wo er seine Reden verfertigte, zu verlassen. Virgil und Horaz wurden, wie jeder gute Schriftsteller, in der Einsamkeit unsterblich. Scipio Emilianus theilte sich zwischen den Waffen und den Büchern, seinen Geschäften im Felde und den sanftern Arbeiten des Cabinettes. Sein Geist lebte wechselsweise durch den Krieg und

die Wissenschaften *); und so leben noch itzt in jenen stillen Einsamkeiten, in die ich ohne die größte Erhöhung meiner Seele nicht einzugehen vermochte, drey diesem Scipio und den berühmtesten Alten an Lorbeern und Geiste ähnliche Helden, einer in Sanssouci, einer in Fechel, und einer in Antoinettenruh. Im alten Brittanien, in Germanien und Gallien, räumten die Druiden die Städte, wenn sie von ihren Amtsgeschäften frey waren, und schlugen ihre Cellen in den Wäldern auf; sie waren mit einmal die Priester, die Magistratspersonen, die Aerzte und die Philosophen dieser Völker **).

Jeder feurige, emporstrebende und gefühlvoll nach Wissenschaft dürstende Geist hat

*) Vellejus Paterculus Lib. I. cap. 13.

**) Encyclopedie T. V. pag. 149.

in allen Zeiten die Einsamkeit gesucht und gepriesen; denn nur ein solcher Geist ist fähig, seine Seele den Reizungen der Sinne zu entziehen, und mit seinen Gedanken über die dumme Alltäglichkeit hinwegzuschreiten. Der Kirchenlehrer Hieronymus ward in der Entfernung von der Welt ein Mann von ausserordentlicher Beredsamkeit, mächtig mit der Feder, und von so erhabenem Geiste, daß er seinen Glanz weit umher aus dem Dunkeln warf; er hat in der Einsamkeit gelebt, und sie empfohlen. Der vortrefliche Johnson *) sagt, daß sich kaum ein Schriftsteller finde, der die Vortheile eines einsamen Aufenthaltes nicht anpreise, der sich und seine Leser mit den Melodien der Vögel, mit dem sanften Weben der Gebüsche und der einnehmenden Musik kleiner Wasserbäche nicht

*) Rambler. T. VI. p. 23.

unterhalte; daß kein Geist jemals gewesen sey, der durch den weiten Umfang seiner Fähigkeiten oder die Größe seiner Thaten erhaben war, von dem wir nicht einige Denkmale einsamer Weisheit und stiller Würde besitzen.

Die entzückende Begierde den Beyfall und die Freundschaft des aufgeklärten und besten Theiles der Menschen zu verdienen, reißt jeden wohl gebornen Menschen in die Einsamkeit. Unter der Marter des erbärmlichsten Aufenthaltes wächst diese glühende Sehnsucht, und besuchet ihn bey dem Getümmel des Tages, wie bey der stillen Mitternacht; sie begleitet ihn auf allen seinen Wegen, und entflammet zu jeder schweren Unternehmung seine Brust. Ein Jüngling lebt mit den Fähigkeiten eines Cäsars in einer bemoosten Hütte; die Welt, die er als ein Feldherr erschüttert und als ein Monarch zu einem Pa-

radiese gemacht hätte, ist ein ganz verschiedenes Theater für ihn; er bezwinget keine Königreiche, aber er unterwirft sich das Reich der Wahrheit. In dem einsamen und kleinen Biberach ward Wieland die Ehre des deutschen Geschmackes, der Stolz seiner Nation und einer der größten Schriftsteller von Europa.

Aus erhabnern Beweggründen äussert sich der Trieb für die Einsamkeit bey einem Christen, der über seine Religion nachdenket, und nicht bloß aus Gewohnheit frißt, säuft und glaubt. Er siehet, daß die Welt nicht das ist, was ihm sein größtes Vergnügen bringen soll; höherer Freuden und eines bessern Daseyns versichert, tändelt er sein Leben nicht hinweg. Er kennet die Kraft der sinnlichen Eindrücke, und suchet sich darum in die Unabhängigkeit gegen das Irdische zu setzen, nach welcher jedes schöne Herz im Kloster strebet. Er weiß,

daß wir unsere Pflichten auf der Erde erfüllen, aber gleichwohl über Wollust, Ruhm, und Schätze triumphiren sollen; und darum verläugnet er mit einem wahren Heldenmuthe die Lüste der Weltlinge, um mit mehrerm Nutzen schon itzt zu thun, was im Tode allemal geschehen muß. Aus solchen Ursachen treten in der Römischen Kirche aufrichtig gutgesinnete Menschen in den Mönchsstand. Größeres und erhabeners kenne ich nichts, als die Gesinnungen dieser Art, die ich bey denen für mich immer entzückend gewesenen Besuchen in den Cellen der Nonnen fand; für mich ist die schönste Menschenseele immer eine weibliche Seele!

Hyperbolische Begriffe einer geistlichen Vollkommenheit treiben Schwärmer zu einem einsamen Leben. Der Umgang mit der Welt deucht diesen eben so gefährlich, als dem

Thor, der die Menschen floh aus Furcht sie möchten ihm seine gläserne Nase zerbrechen. Die Entfernung von der Arbeit scheint dem Schwärmer, Philosophie; die Entfernung von den Menschen, Frömmigkeit; die gänzliche Einschläferung seiner Sinne, Verbindung mit dem obersten Wesen. Und dennoch sind viele Schwärmer so sinnlich, daß sie mit der Gottheit buhlen.

Der Menschenfeind fliehet in die Einsamkeit, weil es ihm bequemer ist im Verborgenen den Gift auszuhecken, den er mit der Bosheit zufriedenem Gesichte in die Welt zu speyen hofft. Ich hatte das Unglück, in meinem Vaterlande solche Auswürfe der menschlichen Gesellschaft ganz in der Nähe zu kennen. Ihre Reden waren ein beständiges Zänkeln, ihre Blicke tödtend, ihre Thaten Wuth; sie waren die immer offene Zuflucht

aller Feinde der allgemeinen Ruhe; die Vertheidiger aller Ungerechtigkeiten; die Beschützer aller Böſewichte; die Verfolger aller Redlichen Leute; die Häſſer aller Glücklichen; die Aufhetzer aller Verläumder; die Urheber aller Verläumdungen; die Archive aller Lügen; die Werkzeuge der Furien; die Advocaten des Teufels; aber freilich erklärten ſie ihre Calviniſchen Prediger, wegen des Zufluchtnehmens zu Chriſto auf dem Sterbebette, in meiner Gegenwart zu Heiligen. Gewiß nur in einem Anfalle der ſchrecklichſten Hypochondrie wünſchte ein vormals ſehr berühmter Mann *), eine einſame Inſel bewohnen zu

*) Herr von Saint Hyacinthe, ein Sohn des berühmten Biſchofs Boſſuet, und Verfaſſer des angenehmen und für die Litteraturpedanten ſo niederſchlagenden Buches: Chef d'Oeuvre d'un Inconnu par le Docteur Mathanaſius.

können, um jeden verunglückten Menschen, der auf derselben nackend, verhungert und verfroren anlanden würde, zu tödten. Alle Menschenfeinde scheuen das Licht, weil es ihre Häßlichkeit entdecket; dem Neide gleich, von dem die Caraiben sagen: er sey eine der ersten Creaturen auf der Erde gewesen, er habe das Uebel auf derselben verbreitet, und geglaubt, er sey sehr schön; aber beym Anblick der Sonne habe er sich verborgen, und nun erscheine er nur bey Nacht.

Die Menschen suchen endlich auch die Einsamkeit aus Liebe zur Mode, aus Ehrsucht, aus Heucheley, aus der Begierde alte Sünden abzukaufen, und neue zu begehen.

Leute von Stande werden zuweilen durch die Mode in die Einsamkeit getrieben. Diese Mode will in einigen Ländern, daß am Anfang des Sommers alles, was vornehm ist, oder

ſich vornehm glaubt, auf das Land gehn, und daß die Vornehmen alsdann ausrufen, wie ich ſie oft in meinem Vaterlande ausrufen hörte, nun ſey kein Menſch mehr in den Städten; denn bekanntlich ſind die Vornehmen allein Menſchen. Ein ganz nach meinem Herzen ſchreibender Philoſoph hat angemerket *), daß Perſonen von Stande gröſtentheils bey dieſem allgemeinen Abmarſch weder Ermüdung von der Arbeit, noch Begierde nach Wiſſenſchaft vorwenden können, weil ihre einzige Abſicht ſey, eine Scene von Müſſiggang mit der andern zu verwechſeln, und in der Stille zu ſchlafen, nachdem ſie öffentlich ihre Nächte durchgeraſet haben; daß ihr gröſter Vortheil von der Einſamkeit, die Verwandlung des Belachenswerthen in Verborgenheit ſey, und eine Verminderung der

*) Rambler. T. VI. p. 26.

Zeugen ihres thörichten Lebens; diejenigen, welche ihre Tage dem Müssiggange weihen, haben nichts von waldichten Schatten und blumichten Thälern zu hoffen; die Driaden werden sie nicht mit Weisheit begeistern, sie werden darum nicht lernen besser zu denken, zu urtheilen und zu handeln, weil sie fern von dem Gewühle der Städte sind. Die meisten vornehmen Engländer, die den Sommer auf dem Lande verwüsten, setzt dieser große Verfasser hinzu *), können nach ihrer Rückkehr sich keines andern Vortheiles rühmen, als daß sie die Zeit wie andere Creaturen von ihrem Range hingebracht; und so gut als sie von der Glückseligkeit und Schönheit des Landes reden dürfen, von einer Glückseligkeit, die sie niemals gefühlet, und von einer Schönheit, die sie niemals geschätzet.

*) Rambler. T. VI. p. 29.

Man verläßt die Welt auch aus Ehrsucht. Jeder Mensch will hochgeschätzet und geehret seyn; und zu diesem Zwecke kommt in einem Kloster oft der geringste Mensch. Die angebliche Niedrigkeit der Mönche macht sie in den Augen der meisten Menschen eben so wenig verächtlich, als sie es in ihren eigenen sind. Wer reich, oder gelehrt, oder witzig ist, will, daß es auch andere Menschen wissen; wer einen besondern Trieb hat, arm, demüthig und fromm zu seyn, will, daß es andere wissen. Die ausnehmende Ehre, die man in allen Weltgegenden dem erhabnen Stande von Menschen zeiget, die freywillig arm werden und versichern, daß sie allen Lüsten der Sinne und des Fleisches absagen, erwecket die Begierde in diesen Stand zu treten. Aus wahrer Hochachtung für den Mönchsstand ist ein Spanier und ein Portugese gegen einen Mönch nicht eifersüch-

eig; in dem Mogolischen Reiche hält es ein Vater für eine Ehre, wenn ein Heiliger bey seiner Tochter schläft *). Ich bin sehr oft in Klöstern gewesen; und sehr oft fiel mir daselbst die Geschichte des Diogenes ein, der einst in seinem schmutzigen Aufzuge über die prächtigen Fußdecken in den Zimmern des Plato einhergieng, und dabey sagte, ich trete den Stolz des Plato mit Füßen; ja, erwiederte Plato, aber nur durch eine andere Art von Stolz.

Zuweilen verläßt man die Welt aus Heucheley. Der mit dem Mönchsstande so oft verbundene Begrif von Heiligkeit hat vielleicht auch manchen Böswicht bewogen, seine inwendige Häßlichkeit da zu verschönern, wo unter einem härenen Kleide, unter tief geschöpf-

*) Helvetius de l'Esprit. T. I. p. 189.

schöpften Seufzern und an die Erde gehefteten Blicken das Laster verschwindet. Son Tche fand solche Einsame bey den Chinesern, und nennet sie eben so arglistige, als eigennützige Betrüger, die durch eine heuchlerische Entfernung von der Welt den Ruhm der Tugend und der Weisheit suchen. *)

Man verläßt die Welt aus Begierde alte Sünden abzukaufen. Die catholische Kirche hält das Mönchsleben für einen Stand der Reinigung und Abwaschung von allen Flecken der Seele. Darum waren die Klöster anfangs eine Art von Gefängniß oder Verweisung, womit man in Frankreich unter den Regierungen der zwey ersten königlichen Häuser, und in den Morgenländern seit dem

*) Discours de Son Thé in des Du Halde Description de l'Empire de la Chine &c. T. II. p. 787.

sechsten Jahrhundert die größten Herren strafte *). Schon in dem siebenten Jahrhundert sandten die Eltern ihre Kinder um die Wette in diese zweite Taufe. Die ganze Christenheit war überzeuget, man dürfe nur den Mönchen seine Güter zu verzehren geben, damit man ein langes schandvolles Leben bey Gott aussöhne **), die Hofnung der Seligkeit war noch gewisser für diejenigen, die mit den Gütern ihrer Erben auch ihre Personen den Klöstern weihten. So erlangten sie durch ihr Geld und durch ihre Erniedrigung die Fürbitte der Mönche, dieser Staatsminister des Himmels.

Man verläßt die Welt zuweilen aus Begierde neue Sünden ungestraft zu begehen.

---

*) Fleury Moeurs des Chretiens. p. 187.

**) Mosheim Institt. Histor. Christianae antiquioris p. 485.

Die Andacht der Japaneser würde nach der Menge ihrer Geistlichen, ihrer Einsamen und ihrer Klöster unläugbar seyn, wenn diese Einsame und diese Klöster nicht etwas zu viel Freyheit hätten. Auf dem Wege von Meaco nach Jedo siehet man einen Berg, der mit nicht weniger, als dreytausend Tempeln bebauet ist. In Meaco selbst finden sich, den zahlreichen Hof des geistlichen Oberhauptes von Japan nicht mitgerechnet, nur allein zwey und funfzig tausend hundert und neun und sechzig Pfaffen. Vor zwölfhundert Jahren hat ein gewisser Giennо Giossa den Orden der Jammabos oder Bergsoldaten in Japan gestiftet, die ihrer Regel nach ursprünglich gehalten sind, für ihre Götter und die Religion des Landes zu fechten. Sie sind aber eine Art von Eremiten, welche die zeitlichen Güter für die ewigen, das Vergängliche für das Unvergängliche, ein bequemes Leben für

ein strenges verlassen, und die Casteyungen des Leibes den Wollüsten vorziehen sollen. Diese Jammabos leben auf den heiligen Bergen, steigen aber doch zuweilen herunter, baden sich des Winters in kaltem Wasser, und nothzüchtigen alsdann auf den Straßen alles, was weiblich ist. Die Anzahl der Klöster soll nur darum in Japan so ganz übermäßig seyn, weil die Mönche das Recht haben, sich unter dem Deckmantel der Entfernung von der Welt und in dem Dienste des Himmels alle Arten von schändlichen Vergnügungen zu machen *).

Bis hieher habe ich die Ursachen des Triebes für die Einsamkeit gesuchet, die unmittelbar in der Seele liegen. Aber auch die

*) Kempfer histoire du Japon. T. II. p. 46. 54. T. III. p. 24. 28. Charlevoix histoire du Japon. T. I. p. 102.

körperlichen Ursachen dieses Triebes sind nicht unbeträchtlich.

Die Neigung für die Einsamkeit kann bisweilen, wie unsere Tugenden, unsere Laster, unsere Fähigkeiten, unsere Religionsbegriffe, eine blosse Temperamentssache seyn; oder auch eine Krankheit. Unser Körper ist gar zu oft die nächste Ursache unserer Denkungsart. Größtentheils floß der schwarze Seelenschwung der Egyptischen, Syrischen und Mesopotamischen Einsamen aus dem Unterleibe.

Die körperlichen Ursachen der Neigung für die Einsamkeit kömmen entweder von dem physischen Einflusse der äusserlichen Dinge auf den Körper, oder von seiner inwendigen Beschaffenheit. Wir denken durch unser Clima, wie durch unsere Krankheiten; anders in dem ehrlichen und etwas schwerfälligen Niedersach-

ſen, anders in dem heitern und aufgeweckten Languedok, und wieder anders in dem brennenden Egypten. In den Nerven liegen die Krankheiten, die den nächſten Einfluß auf die Seele haben, und folglich auf unſere ganze Denkungsart; der Barometer dieſer Denkungsart iſt im Unterleibe. Wir denken und handeln immer verhältnißmäßig mit unſerer Dauung!

Mit der Schwachheit der Nerven verbindet ſich allemal eine größere Empfindlichkeit der Seele. Die Einbildungskraft ſolcher Kranken wird geſchwinder erreget, und ihre Leidenſchaften ſind ſtärker. Dieſe größere Empfindlichkeit giebt bey jedem einzelen Schmerz allen ſchmerzhaften Gefühlen Raum. Daher entſtehet Unmuth, Furcht, Verzweifelung, und gänzlicher Verluſt aller Energie des Geiſtes; ſo lange man nicht durch den electriſchen Schlag einer herzerhöhenden Lei-

bekannschaft getroffen ist. Tief hypochondrische Menschen wünschen oft das ganze menschliche Geschlecht zu fliehen.

Bis zur Erstaunung gehet in den Morgenländern der Trieb für die Einsamkeit; und dieses ist eine so seltsame moralische Ereigniß, daß ich ihre Wirklichkeit aus den Denkmälern aller Zeiten erweisen muß, eh ich ihre Ursachen durch die Philosophie erforsche.

Die in der heiligen Schrift aufbehaltenen Beyspiele des Elija, des Elisa, der Kinder der Propheten, die sich Hütten an den Gestaden des Jordans erbaut, dem Gedränge der Städte entwichen, und von Kräutern lebten; der Kinder Rechab, die unter Zelten wohnten; des Jonadab, eines Sohns des Rechab, und seiner Kinder, die alle in der Einsamkeit lebten, beweisen nicht viel, weil sie nur einzele oder wenige Personen be-

treffen. Es thaten sich aber unter den Juden ordentliche Secten von Einsamen hervor; die Essener und die Therapeuten.

Die ersten Ursprünge der Essener verlieren sich in der Dunkelheit des Alterthums; ihre älteste Geschichte ist eine Reihe von Muthmaßungen, die ich sehr entfernet bin für Beobachtungen anzugeben. Man glaubt, es haben sich nach der ersten Zerstörung des Tempels hier und da einige Juden in wüste und einsame Oerter geflüchtet, und daselbst wegen der Unmöglichkeit des öffentlichen Gottesdienstes ihr Leben, nach der viel ältern und ihnen nothwendig bekannten Weise der Egypter, in der Betrachtung hingebracht. Es ist wahrscheinlich, daß diese Juden, den in Egypten eingeführten Lehrsätzen des Pythagoras zufolge, sich selbst beredeten, man könne ohne Tempel und Altäre in der Stille seines

Geiſtes dem Herrn ein reines und gefälliges Opfer bringen. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe unter wenigen eingeführte Gewohnheit nachwärts zur Lehre geworden, und daß dieſe einmal beliebte Lebensart auch in den beſſern Zeiten der Juden andern gefallen habe, und allmählig in die Secte erwachſen ſey, die ihre Pythagoräiſchen Lehrſätze mit dem Moſaiſchen Geſetze zuſammen zwang *). Gewiß iſt, daß die Eſſener eine Jüdiſche, der Einſamkeit und der Betrachtung ſich widmende Secte geweſen ſind, die vieles von den Heiden und am meiſten von den Pythagorädern genommen, und die ſich durch Egypten, Syrien und Paläſtina ausgebreitet hat **).

*) Brucker Hiſtor. philoſoph. p. 322.

**) Joſephus de Bello Iudaico. Lib. II. Philo de vita contemplativa. Brucker. p. 323.

Die Lehren und Meinungen der Essener waren nicht durchaus einstimmig, ob sie gleich alle darin übereinkamen, daß der wahre Gottesdienst in der Stille und in der Betrachtung bestehe, daß man Gott durch eine strenge Tugend gefällig werde, und daß man zu dieser sich durch eine genaue Diät und andere Prüfungen vorbereiten müsse *). Die eine Gattung der Essener hießen Theoretici, diese lebten in der Abgeschiedenheit und in einer beständigen Betrachtung; die von der andern Gattung hießen Practici, diese lebten unter sich in Gesellschaft **). Einige unter den letztern verwarfen sogar die Heurath nicht, aber sie setzten ihre Weiber drey Jahre zuvor auf die Probe, und enthielten sich ihrer geheimen

*) Mosheim Institut. Histor. Christ. antiq. p. 40.

**) Encyclopedie. T. V. p. 997.

Umarmung, sobald diese zur Fortpflanzung überflüßig war *); die meisten blieben jedoch unvereblicht; weil sie die Untreu der Weiber befürchteten, und bey dem Mißfallen über dieselbe, den Hauskrieg! Die strengsten unter den Essenern waren die wenigen, die in den Egyptischen Wüsten schmachteten, um Gott allein mit dem Geiste zu dienen; hingegen trugen die, welche in Judäa und Palästina wohnten und deren Anzahl auf viertausend stieg, ganz das Joch der Jüdischen Ceremonien.

Die Therapeuten sind eben wie die Essener in Egypten entstanden. Sie haben wie diese, nach ihrer Rückkehr unter dem Ptolomäus Philadelphus, in den Gefilden von Judäa Gott allein mit dem Herzen gedient, und nachwärts sich ebenfalls aber

*) Iosephus l. c. Brucker. p. 323.

weit häufiger in andere Länder, vorzüglich in die verschiedenen Provinzen von Egypten, und besonders um Alexandria verbreitet *). Ihre Lehren und Thaten hatten einen höhern und überhaupt weit mehr schwärmerischen Schwung; und daher entfernten sie sich auch mehr von dem Mosaischen Gesetze und der gesunden Vernunft **). Sie verliessen ihre Weiber, ihre Kinder und ihre Güter, voll der größten Entschlüsse, die sie ausführten, voll der Begeisterung, die alle Bande der Natur zerreisset ***). Sie lebten abgesondert in Cellen und doch beysammen, mehrentheils auf dem berühmten Berge Nitria, unweit der Stadt Alexandria in Egypten, wo nach der Zeit auch die Christen ihren Zug hinnah-

*) Philo de vita contemplativa. p. m. 14.

**) Mosheim. p. 41.

***) Brucker. p. 324.

mein. Da ergaben sie sich, neben ihren äuſſerst strengen Uebungen in der Gottseligkeit, nach den Lehrsätzen des Pythagoras der Metaphysik, der Astronomie und der Dichtkunst *).

Die christliche Religion kam durch den Evangelisten Marcus in Egypten; er warf den Saamen seines Evangeliums in Alexandria aus **), und dieser brachte Egyptische Früchte. Jesus hatte durch seine göttliche Lehre den Menschen das Bild der höchsten moralischen Vollkommenheit aufgestellet; die meisten Egyptischen Christen bestrebten sich, dieses höchste Ideal zu übertreffen; man nannte sie Asceten, das ist, solche die sich üben.

---

*) Brucker. p. 325.

**) Eusebius. Hieronymus. Observations sur Philon. (Paris 1709.) p. 73.

Sie übten sich auch wirklich in allem, was der menschlichen Natur am schwersten fällt. Sie züchtigten ihren Leib, und zwangen ihn zu der Knechtschaft des Geistes. Sie verrichteten alle Werke der Buße, ohne daß es ihnen die Kirche befahl, oder sie in Ermangelung derselben von den Sacramenten ausschloß. Die Jungfrauen schämten sich ihrer Weiblichkeit. Die Jünglinge liessen sich platt aus der Wurzel entmannen. Mädchen, Frauen, Damen, Jünglinge und Männer thaten nichts, als fasten, wachen, heulen und beten.

Die Asceten verschlossen sich nur in ihre Häuser. Aber die bald entstandenen Verfolgungen zwangen viele Christen in die Wüsten zu fliehen, viele entschlossen sich da zu bleiben. So entstand auch allmählig unter den Christen die einsiedlerische und durch die Pytha-

goräer, vorlängst in Uebung gebrachte cönobitische Lebensart, die dreyhundert und fünf Jahre nach Christi Geburt der heilige Antonius zuerst gewissen Regeln unterwarf.

Antonius war ein Egypter. Er ward in seiner Kindheit zum Lernen angehalten, aber er lernte nichts, floh seine Lehrer und seine Mitschüler, huckte auf sich selbst, und speculirte. Dieser schwarzgallichte Jüngling verlohr zwischen seinem achtzehnten und zwanzigsten Jahre seine sehr reichen Eltern, schenkte alle seine Güter weg, verließ sein Haus, wohnte bis in sein fünf und dreissigstes Jahr mitten unter Gräbern, nachwärts noch zwanzig Jahre auf einem Berge, um sich zu üben. Seine Jünger versammelten sich auf seinem Berge um ihn her; er machte sie gemeinschaftlich mit einander leben. Von dieser Zeit an

entſtanden chriſtliche Klöſter auf Bergen, und Cellen in Wüſten. *)

Die Bewohner der Klöſter hießen nicht mehr Aſceten, ob ſie gleich aſcetiſch lebten, ſondern Einſame oder Mönche; die übrigen Einſiedler oder Bewohner der Wüſte. Man nannte Cönobiten ſolche, die beyſammen wohnten; Anachoreten ſolche, die gänzlich in die Einſamkeit giengen, nachdem ſie eine geraume Zeit in den Klöſtern verſucht hatten ihre Leidenſchaften zu bezwingen. Doch waren auch die Cönobiten ſehr einſam, weil ſie niemand ſahen, als ihre Mitgeſellen, und in der Entfernung vieler Tagreiſen von allen bewohnten Oertern mitten in dem dürren und brennenden Sande wohnten. Unter einander ſa-

*) Athanaſius, Archiepiſcopus Alexandriae, in vita Antonii. Oper. (edit. Paris. 1627.) p. 452. 453. 461.

ben ſie ſich nur des Abends und des Nachts bey dem Gebete, den ganzen Tag arbeiteten ſie allein oder zwey und zwey in Cellen. Keiner öfnete den Mund *).

Hilarion, ein Lehrjünger des Antonius, trug bald hernach die gleiche Lebensart in Syrien und Paläſtina, mit erſtaunender Wirkung. Man folgte ihm von allen Seiten. Es entſtanden unzählige Klöſter. Die Mönche beſuchten in die Wette ihren Anführer, um ſich immer mehr in ihren großen Entſchlüſſen zu ſtärken, und ſie giengen in dergleichen Abſicht mit ihm von Kloſter zu Kloſter **). Um dieſe Zeit brachten Eugeni-

*) Fleury moeurs des Chretiens. p. 179. 180.

**) Hieronymus in vita Hilarion. Eremit. Oper. (edit. Baſil. 1516.) T. I. fol. 111. 112. 113.

us, Gaddana und Azyzus den gleichen Geist in Mesopotamien und die benachbarten Länder.

Unzählige Enthusiasten wurden durch diese Enthusiasten begeistert. Egypten, Syrien, Palästina, Mesopotamien, Pontus, Cappadocien, und Armenien *) waren in kurzer Zeit mit unzählbaren Menschen angefüllt, die allen Geschäften und Bequemlichkeiten des Lebens, allem Umgange sich entzogen, Hunger und Mangel und mannigfaltige Plagen litten, damit sie in eine genauere Gemeinschaft mit der Gottheit gelangen möchten. Doch war die Anzahl dieser Menschen immer in Egypten am größten, wo fast so viele Mönche in den Wüsten wohnten, als Menschen in den Städ-

*) Hieronymi Epist. ad Paulinum de Inst. Monachi. Op. T. I. fol. 46.

ten; fünftauſend fanden ſich, unter dem Kayſer Valentinianus, auf dem einzigen Berge Nitria *). Auch die Städte ſelbſt waren davon nicht frey: die einzige Thebaiſche Stadt Oxyrinthus beherbergte zweytauſend Mönche und zwanzigtauſend heilige Jungfrauen; alle öffentliche Gebäude, alle vormals der Abgötterey gewidmete Tempel dienten ihnen zur Wohnung. Die Anzahl der Klöſter war gröſſer, als die Anzahl der Häuſer; auf jedem Thore, auf jedem Thurm, in jedem Winkel von Oxyrinthus huckte ein Mönch **).

Nach dieſer kurzgefaßten Geſchichte der Einſamen unter den Juden und Chriſten von

*) Heraclidis Eremitae, Bythiniae Epiſcopi, Paradiſus, ſeu de ſanctis Egypti & variorum locorum patribus. (Paris. 1503.) fol. 4.

**) Ruffinus, (ein Schriftſteller aus dem vierten Jahrhundert) de vita Patrum. Lib. I.

Asien und Afrika komme ich zu den Einsamen unter den Heiden von Asien. Die Brachmanen oder Gymnosophisten von Indien scheinen unter die allerältesten Einsamen zu gehören. Von Vätern gleicher Art erzeuget, wurden sie schon in der ersten Jugend zu einem spekulativen Leben gezogen; bey mehrern Jahren übergab man sie in dergleichen Absicht eigenen Lehrern, die sie zur Einsamkeit, zum Studiren und zum Stillschweigen anhielten; in ihrem sechs und zwanzigsten Jahre war ihr Noviciat vorbey *). Von dieser Zeit an dachten sie an kein Amt, sie entzogen sich allen Geschäften, und lebten auf einem Berge oder an den stillen Ufern eines Flusses in der Betrachtung philosophischer Wahrheiten, in der Enthaltsamkeit von Fleischspeisen und in der äußersten Reinlichkeit **).

*) de l'Esprit. T. II. p. 155.

**) Brucker. p. 45.

Die neuern Einsamen von Indien haben ihren Ursprung von dem Vichnou der Siameser, dem Badhum der Cingaleser, dem Xaka Sacka oder Siacka der Chineser und Japaneser, den man insgemein Fo, Foe oder Fotoque, das ist, den Götzen nennt. Dieser falsche Gott, oder besser zu reden, dieser Gesetzgeber, soll in seinem neunzehnten Jahre seinen Pallast, seine Frau und seinen Sohn verlassen haben, um unter der Aufsicht eines Einsiedlers ein sehr abgeschiedenes, betrachtungsvolles und rauhes Leben zu führen; um den sichtbaren Dingen sich zu entziehen, damit er die unsichtbaren sehe. Er saß insgemein mit übereinander geschlungenen Beinen, er legte seine Hände auf die Brust, und die Spitzen seiner Daumen zusammen. Diese ecstatische Stellung entziehet nach der Meinung der Indianer die Seele ganz der Sinnlichkeit, und in derselben

fand Fo die tiefen Geheimnisse seiner Religion *), die Kunst, nichts zu empfinden, um desto lebhafter zu phantasiren. Nach einer so wichtigen Entdeckung hatte nunmehr Fo, gleich allen großen und kleinen Geistern, auch seine Bewunderer vonnöthen; darum trat er aus seiner Einsamkeit hervor, und ließ sein Licht leuchten vor den Leuten. Als ein Charlatan erwarb er bald ein Gefolge von unzähligen Jüngern, die Indien mit seinen Lügen erfüllten. Die Pendets oder Doctors von Indeustan, die Talapoinen von Siam, die Lamas der Tartaren, die Bonzier von China und Japan, wurden seine Nachfolger. Die von ihm gestiftete Religion ist der herrschende Glaube von Ostindien, und das Buch, in welchem man ihre Maximen nach dem Tode des Fo gesammelt, und den

*) Charlevoix. T. I. p. 210. 111.

Asiatischen Völkern übergeben hat, heisset Fokkio, oder wegen seiner vorzüglichen Vortreflichkeit in den Augen dieser Idioten, auch nur Kio, das Buch, das Buch aller Bücher, die Bibel *).

Die Ueberbleibsel der alten Gymnosophisten flossen vermuthlich mit den Jüngern des Fo zusammen, oder vielmehr haben alle den nemlichen Ursprung. In spätern Zeiten theilten sie sich in mannigfaltige Secten, die nach ihrer äußern Gestalt verschieden und in ihrem innern Wesen gleich sind. Sie kommen auch darinn mit allen Secten der Erde überein, daß sie nach und nach ausarten, und am Ende immer noch weniger taugen, als am Anfang.

---

*) Kempfer, T. II. p. 65.

Eine solche Secte von öffentlichen Heuchlern und schamlosen Wollüstlingen sind die Gioghis. Ihrer ersten Stiftung gemäß sollen sie der Welt sich enthalten, ein einsiedlerisches oder doch wanderndes Leben führen, nackend gehen, und sich immerfort in die tiefsten Betrachtungen versenken. Martern sollen sie sich selbst auf alle nur ersinnliche Weise; nicht in der Meinung, daß die Leiden der Creatur dem Schöpfer angenehm seyen, sondern um zu zeigen, wie sehr sie ihre tiefen Betrachtungen über die Gottheit dem Zwange der Sinne entrissen, und für alle Leiden dieser Zeit gefühllos gemacht. Nun diese Entkörperung des Geistes der Welt in ihrem vollen Glanze fühlbar zu machen, bemühen sich die Gioghis nicht nur unempfindlich für den Schmerz zu scheinen, sondern welches vielleicht noch schwerer ist, gefühllos für die Wollust. Daher stellet sich jeder an den Tel-

chen, wo die heidnischen Damen von Indien ihre gottesdienstlichen Abwaschungen verrichten, nackend auf einen Säulenfuß. Die nackten Damen grüssen und beten im Vorbeygehen die nackten Heiligen mit tiefer Andacht an: indeß verdrehen diese auf eine scheußliche Weise die Augen, und äußern nicht die allergeringste Spur von körperlicher Empfindsamkeit. Nach der Meinung der Indianischen Damen liegt in dieser Anbetung demungeachtet etwas sehr befruchtendes *).

Unter einer unendlichen Menge und sehr großen Verschiedenheit von Indianischen Mönchen, Santons oder Fakirs, das ist Leuten, die der Welt abgesagt, sind viele, die in

*) Grose Voyages aux Indes Orientales. p. 283.

einer Art von Klöstern wohnen, wo sie ihre Vorsteher haben, und das Gelübde des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit schwören. Diese werden Janguis oder mit Gott Verbundene genannt, und sitzen Tag Nacht hindurch an ihren Teichen, oder in den Gallerien ihrer Tempel, auf einem Haufen Asche. Andere, denen die Haare in Zöpfen bis an die Waden hinunter hängen, strecken oft einen und zuweilen beyde Arme unabläßig über ihren Köpfen in die Höhe; sie haben Nägel einen halben Finger lang, ebenfalls in Zöpfe geflochten; ihre Arme sind entfleischt und ausgedörrt. Ganze Banden solcher Fakirs siehet man sehr oft; alle sind nackend, einige mit Keulen bewafnet, andere mit gedörrten Tygerhäuten über die Schultern gezieret. So wandern sie durch die Städte und Dörfer, bis alles Volk sie sieht; alsdann machen einige die wunderbarsten Sprün-

ge, und erfüllen die Luft mit ihrem Geschrey; andere martern sich selbst bis zu Convulsionen. Um das Ungemach des Tages zu vergessen, nimmt sodann jeder des Nachts das erste Weib zu sich, das er findet, oder er gebet auch im Nothfall in ein zu solchen Absichten bequemes Haus. Die Begierde, sich nackend auf den Straßen zu zeigen, ist bey den Fakirs so groß, daß Bernier in Dehli einen solchen Kerl sah, dem Aurengzeb befohlen hatte, sich zu kleiden, und der sich lieber den Hals abschneiden ließ *), vermuthlich damit er gegen die Regeln seines Ordens nicht sündige.

Durch ganz Ostindien und Persien ist die Menge der Mönche und ihrer verschiedenen

*) Bernier description des Etats du grand Mogol, de l'Hindoustan, de Cachemire &c. T. II. p. 121. 122. 123. Esprit des Nations. T. II. p. 72.

Arten und Gattungen ungemein beträchtlich. Corea ist mit Klöstern und Tempeln angefüllet, und in diesen Klöstern befinden sich oft fünf bis sechshundert Mönche, die unter der Gerichtsbarkeit einer Stadt stehen; es giebt Städte, die bis viertausend Mönche unter sich haben. Sie sind in Banden abgetheilet. Der älteste Mönch ist der Vorsteher der übrigen; begehet einer etwas fehlerhaftes, so verordnet ihm der Abt durch die übrigen Mönche zwanzig bis dreissig Schläge an den Theil, worauf man sitzt. Uebrigens sind diese Mönche wenig geachtet, weil man sie wie Sklaven hält; hingegen werden ihre Aebte Männer von Bedeutung, wenn sie gelehrt sind. Sie haben in diesem Falle den gleichen Rang mit den Großen des Landes, und man nennet sie Mönche des Königs *).

*) Charlevoix T. I. p. 625.

Eine Art von Anachoreten giebt es in Pegu; man nennet sie Santons. Sie verlangen niemals ein Allmosen, wenn sie auch verhungern sollten; denn man kommt allen ihren Wünschen zuvor. Wer ihnen gebeichtet hat, wird nicht bestraft; seine Missethaten seyen auch noch so groß. Diese Santons wohnen in hohlen Bäumen, und nach dem Tode erweiset man ihnen göttliche Ehre *).

Der sublimste und auf alle nur erdenkliche Religionen passende Mysticismus ist die Grundlage der Lehre der Sophis von Persien, jener Abkömmlinge der alten Magen. Ihre Schriften äussern auf allen Seiten den Hang nach der innigsten Vereinbarung mit Gott, und der vollkommensten Entkörperung der Seele. Sie versichern, daß sie, in die-

*) De l'Esprit. T. I. p. 129.

sem Zustande der Abgezogenheit, eine Wollust, fast wie diejenigen fühlen, um die ein sanfter Wind säuselt, wenn sie für Hitze fast ersticken *).

Alle diese historische Beweise der vorzüglichen Neigung für die Einsamkeit in heissen Ländern führen mich endlich zu der Erforschung der Ursachen dieser Neigung, die theils physisch sind, und theils moralisch, theils in der Luft liegen, theils in dem Temperament, und theils in der Regierungsform.

Egypten ist eines der heissesten Länder der Welt. Mit dem Januar kommt der Frühling, und im Februar ist er schon zu Ende; die Wärme des Sommers währt bis in den August, und sie ist so groß, daß im May schon die Trauben reif sind; der un-

*) Grose Voyag. p. 321.

gemein gelinde Winter ist auf den November und December eingeschränket. Schon im März, und nachgehends im April und May, wehen in Egypten insgemein so sehr unerträglich heisse Mittagswinde, daß sie aus einem brennenden Ofen zu kommen scheinen. Auch wird daher die Hitze so heftig, daß kein Mensch gegen dieselbe ausdauren könnte, wenn nicht bald darauf theils kühlere Winde, und theils die Ueberschwemmungen des Nilstroms, die Luft erfrischten. Ganz Egypten ist, mit Ausnahme der Seeküsten, dürr und sandicht. In dem mittlern und obern Theile regnet es beynahe nie; oder der Regen bedeutet höchstens so viel, als bey uns der Thau. Der Himmel ist daher ungemein helle. Reisende, die vier bis fünf Jahre, in Egypten, und sogar in Cairo zugebracht, sahen den Himmel bey Tage niemals trübe, und bey Nacht niemals anders verdunkelt,

als wie es bey der ganzen Majestät einer sternenklaren Nacht ist *).

Nun weiß man, wie träge und unthätig der Mensch allethalben bey einer übermäßigen Hitze wird. Schon die Türken haben daher nicht die geringste Neugier, und unsere Quietisten können die Ruhe nicht mehr lieben, als sie **). Die Egypter kennen daher, wie die Syrer und alle Morgenländer, die zur Lust vorgenommene Bewegung nicht; in unsern Zeiten ist Tabackrauchen, Coffeetrinken und Müssiggehen ihr einziges Geschäft ***).

Auch

*) Prosper Alpinus de Medicina Aegypt. (Venet. 1591) p. 9. 10. Ejusdem histor. natural. Aegypti. T. II. p. 4. 10. 17.

**) De la Motteraye Voyages etc. T. I. p. 265.

***) Russel und Buffon Hist. nat. T. IIIb p. 429.

Aus dieser Trägheit und Unwirksamkeit des Körpers entstehet also natürlicher Weise in der Seele der Trieb für Ruhe und Einsamkeit.

Das mehrentheils sehr heisse und trockene Clima von Asien zeuget die gleiche Unwirksamkeit bey sehr vielen Völkern dieses Welttheils. Daher kommt ihre wenige Neugier, ihr Kleben an alte Sitten und Gewohnheiten, ihr Müssiggang, ihre Unterwürfigkeit, ihr Hang zur Ruhe und zur Einsamkeit. Daher studirt man in den Morgenländern, und besonders in dem friedsamen China, so sehr die Moral. Daher entstand die herrschende Religion der Heiden von Indien, die zur tiefsten Einsamkeit reissende Lehre des Fo.

In der allgemeinen Religion des Fo wird dem Menschen nur gelehret, was er thun soll. Aber in der inwendigen und nur den Gelehrten, den Freygeistern und den

gröſsten Herren kundgemachten Lehre dieſes Träumers wird ihm geſagt, warum er es thun ſoll. Nun dieſen geheimnißreichen und auf eine gänzliche Atheiſterey hinauslaufenden Grundſätzen zufolge, ſoll der Menſch bemühet ſeyn, dem leeren Urſtof aller Weſen, dem Nichts, aus dem alles entſtanden ſey, und in das alles zurückfalle, dieſem reinen, unveränderlichen, höchſt vollkommenen, aller Wirkſamkeit, alles Verſtandes und aller Empfindung beraubten Weſen, gleich zu kommen. Nichts zu wollen, nichts zu denken, nichts zu empfinden, ſoll unſer unveränderliches Geſetz ſeyn. Und je mehr wir uns von allen Empfindungen reinigen, je mehr wir unſer eigen Daſeyn vergeſſen, je mehr wir uns zu der Natur der Steine erheben, deſto näher ſeyen wir der höchſten Vollkommenheit. Die Augen ſollen nicht ſehen, die Ohren ſollen nicht hören, die Sinne ſollen über und

über leer seyn, der Mund soll nicht sprechen, die Hände sollen nichts betasten, die Füße sollen nicht gehen. Denn, alles sey an dem Menschen zur Stille und zur Unruhsamkeit gemacht, und die angeübte Diät sey der einzige Weg zur Gemeinschaft mit dem Wesen aller Wesen und zum höchsten Glücke *).

Das Temperament der Einwohner sehr heisser Länder ist ebenfalls eine Ursache ihrer vorzüglichen Neigung für die Einsamkeit. Ihre Trägheit schließet nicht, wie die schwerfällige Trägheit einiger Nordischen Völker, die Empfindlichkeit aus. Sie haben sehr viel Gefühl, und die stärkste Einbildungskraft. Kein Wort ist in ihren bilderreichen

*) Tchin sur l'origine du Monde bey dem du Halde T. III. p. 59. Charlevoix T. I. p. 114. du Halde T. III. p. 44. 33.

Sprachen ohne Nachdruck, und selbst die eigenthümlichen Namen sind jedesmal Gemählde der damit bezeichneten Sachen. Aber diese Einbildungskraft ist auch oft in Verwirrung, und versteiget sich bis zu den heftigsten Ausbrüchen des Aberglaubens und der zügellosen Schwärmerey.

Ob nun gleich diese Beobachtung der Schwachheit, Trägheit und Unwirksamkeit der morgenländischen Völker zu widersprechen scheint, so deucht sie mir doch, nach andern Beobachtungen, der menschlichen Natur sehr gemäß. Gar zu oft sieht man in der Hypochondrie, in der Melancolie, und überhaupt in den Nervenkrankheiten, die äusserste Schwachheit, Trägheit und Unwirksamkeit mit der äussersten Empfindlichkeit verbunden. Im hohen Grade hypochondrische, hysterische und melancolische Menschen sind

freilich furchtsam und voll Bedenklichkeiten, und haben auch darum den unglücklichen Hang, jedem Manne von Genie die Flügel abzuschneiden. Gleichwohl reisset sie in warmen Ländern ihre eigene gewaltsam aufgebrachte Einbildungskraft in eine Wuth, in der sie keine Gefahren scheuen. Dieser Zustand ist der Wahnwitz, in welchen in diesen Ländern die Nervenkrankheiten oft übergehen, und in dem also, bloß durch eine stärkere Anstrengung der Einbildungskraft, die äusserste Stärke aus der äussersten Schwachheit entstehet. Das Temperament der Morgenländer ist das eigentliche sogenannte melancolische Temperament.

Den Egyptern war von jeher dieses Temperament so eigen, als irgend einem Volke von der Welt *). Ihre Körper sind unter einem

*) Maillet Description de l'Egypte. T. II. p. 57.

ſo ungemein heiſſen und trockenen Himmel durchaus hager und dürre, und wahre Bilder der Melancolie, die bekanntlich die Neigung für die Einſamkeit zeuget, und vorzüglich in Egypten gezeuget hat. Unter der ſchweren Luft und der verwirrenden Sonnenhitze von Egypten nahmen die Eſſener und die Therapeuten bey den flüchtenden Juden ihren Urſprung. Eben ſo entſtanden auch dort unter den Chriſten in ihrem zweiten Jahrhundert die Aſceten, endlich die Cönobiten und Anachoreten. Dieſe betrachteten als neue Therapeuten aus einem zu weit getriebenen Eifer für die geheimnißvolle Erleuchtung und übernatürliche Vollkommenheit der Pythagoräiſchen und Platoniſchen Philoſophen, aber beſonders aus der übel verſtandenen Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel, die irdiſchen Freuden, die Sinnlichkeiten, und ihren unglücklichen Körper, mit Haß und Grauen. Um-

von der menschlichen Gesellschaft nicht angesteckt zu werden, sagten sie allem Umgange ab; sie verließen die Städte, und flohen mit ihrer melancolischen Weisheit in Einöden, Klüfte, Hölen, Felsen und Cellen. Eben so heckte das abergläubische und traurige Syrien zur Nachahmung die Encratiten aus. Diese hielten allen Genuß des Weins und des Fleisches, alle Bequemlichkeiten des Lebens, nebst der ordentlichen Gemeinschaft der Liebe und Pflege für sündlich, und machten ein unerheitertes Daseyn zur vorzüglichen Pflicht *).

Die Beständigkeit des morgenländischen Characters zeiget sich auch in der Neigung der Egypter zur Melancolie und zur Einsamkeit. Ein großer Arzt, der sich einige Jahre

---

*) Hagedorn in den Anmerkungen zu seinen Gedichten T. IV. p. 95.

in Egypten aufgehalten, und daselbst seine Kunst ausgeübet hatte, fand die Menge melancolischer Menschen noch in neuerlichen Zeiten unzählbar. Er sagt, ihre Körper seyen schwarz, unfläthig und, gleich den Mumien, trocken und dürre aus; ihr Hirn sey theils durch die übermäßige Sonnenhitze, theils durch ihre wenige Nahrung, theils durch ihr häufiges Wachen gleichsam ausgebrannt; und sie glauben, daß sie ein heiliges und sündenfreies Leben führen, weil sie die Reichthümer, Lüste und Gemächlichkeiten der Welt verachten, und die süßen Umarmungen ihrer Weiber fliehen *). Die allerältesten Einsamen unter den Egyptern, von welchen Herodotus sagt, sie haben, um den Göttern angenehmer zu werden, sich den Annehmlich-

*) Prosper Alpinus de medicina Aegypt. p. 26.

keiten des gesellschaftlichen Lebens entzogen *), die Essener, die Therapeuten, die Einsamen der ersten christlichen Jahrhunderte und die noch in den neuern Zeiten in der Wüste zwischen Cairo und Alexandria **) in den vier Klöstern des heiligen Macarius lebenden Coptischen Mönche lassen keinen Zweifel an der Wirkung der Luft, des Bodens und des Temperamentes auf die Neigung für die Einsamkeit. Der Gottesgelehrte, der Weltweise und der Gesetzgeber werden hier die physischen Ursachen als Ursachen der Meinungen, der Religionen und der Stiftungen nicht miskennen.

Aus der stärkern Einbildungskraft und dem melancolischen Temperamente der Mor-

*) Herodot. Lib. II. p. 104. edit. Gronov.

**) Prosp. Alpin. histor. natural. Aegypti. T. II. p. 113.

genländer fliesset ihre unaufhaltsame Neigung zur Schwärmerey, ihre übermäßige Begierde nach einer niemals erreichbaren Vollkommenheit, durch die man größer seyn möchte, als die Natur, besser, als der Mensch mit seinen von dem Schöpfer ihm eingepflanzten Trieben seyn kann; und also auch die übermäßige Neigung für die Einsamkeit. Daher ward Pythagoras der erste allgemeine Lehrer und Gesetzgeber aller morgenländischen Völker durch den Grundsatz, daß man in einen nähern Umgang mit der Gottheit zu gelangen die Seele entkörpern müsse. Daher waren die morgenländischen Christen des zweiten Jahrhunderts durch die Lehre der Pythagoräer und Platoniker von der Kunst über die Natur zu leben so sehr bezaubert. Daher waren die Gesetze der morgenländischen Kirchen viel härter, als die Gesetze der abendländischen. Daher sind die thörichten Bu-

sen der Indianer noch itzt fast eben so grausam, als vormals die Kreuzigungen des Fleisches unter den ersten Christen, ihr ascetisches Leben und ihre lächerliche Hochachtung für die Jungferschaft. Daher waren die Ascetен so sehr auf das Entmännen erpicht, daß die christliche Kirche sich gezwungen fand, diesen tollen Eifer gegen ein brauchbares Glied durch ein positives Gesetz zu hemmen *). Daher flohen Millionen schwatzgelber Hypochondristen in Einöden und Cellen.

Die ausgeartete oder abgeänderte Religion, und selbst das Temperament, mildern zuweilen die Wirkungen des Clima in Absicht auf die in der Einsamkeit gesuchte Bezwingung der Sinnlichkeit; denn nur in dieser

*) Fleury Moeurs des Chretiens. p. 81.

Absicht paßte die Philosophie der Pythagoräischen und Platonischen Heiden zu der Religion der Christen. Das gefühlvolle Wesen und die starke Einbildungskraft der Morgenländer zeuget bey ihnen eine ungemeine Neigung zu den körperlichen Aeußerungen der Liebe. Diese bey allen hitzigen, müssigen und gedankenleeren Menschen allmächtige Triebkraft der Sünde zu überwinden, flohen viele in die Einsamkeit; indeß da andere ein einsames und ihren Lüsten angemessenes Leben mit einander verbanden. Viele der angeführten heutigen Einsamen und Heiligen von Indien, und itzt auch viele der Muhammedanischen Einsamen und Heiligen von Egypten, befinden sich in diesem dem Geiste und dem Fleische bequemen Falle.

Ueberhaupt machen die Muhammedanischen Geistlichen in Aegypten drey Classen

aus. Die erste Classe bedient die Tempel; die zweite Classe besteht aus Mönchen, die von der menschlichen Gesellschaft entfernet, in Klöstern wohnen; die dritte Classe theils aus abgeschiedenen, in Einöden lebenden und dem Himmel ganz im Geiste dienenden Anachoreten, und theils aus wandernden Heiligen. Die in Aegyptischen Klöstern wohnenden Muhammedanischen Mönche werden Dervischen genannt; ihr Leben ist ehelos, sie studiren die Weltweisheit und Gottesgelahrtheit, und lesen unter ihren Bäumen den ganzen Tag. Nahe bei Cairo findet sich ein Kloster mit vierzig solcher Mönche, von denen man glauben sollte, daß sie Aerzte wären, denn sie sind alle verschiedener Meinung. Einige scheinen Atheisten, einige disputiren über die Sterblichkeit der Seele nach der Epikurer Art, einige verfechten die Unsterblichkeit, viele sind Christo weit geneigter, als dem Muhammed.

Doch die gröſste Anzahl der Muhammedaniſchen Geiſtlichen von Aegypten beſtehet auf den wandernden Heiligen; und dieſe habe ich hier auf dem Korn. Die Europäer nennen ſie Santons, und die Araber Siech, ein Wort, das einen aus Heiligkeit und Narrheit zuſammengeſetzten Menſchen bezeichnet. Mit dem beynahe unſichtbaren Nebel eines feinen Hemdes bekleidet, durchwandern dieſe Heiligen die Städte, die Flecken, und die Dörfer; allethalben zaumlos, und berechtigt, ungeſtraft bey dem Aegyptiſchen Frauenzimmer alles zu thun, was ſie gelüſtet. Auf den Märkten ſogar nehmen ſie Brode, gebratenes Fleiſch und andere Eßwaaren nach Belieben weg, und die Verkäufer danken dem Himmel für dieſe Ehre, wie das Aegyptiſche Frauenzimmer für jene. Begegnen dieſe Heiligen irgend einem Weibe auf der Straße, ſo nehmen ſie dieſelbe höf-

lich und gelinde bey der Hand; und ergötzen sich mit ihr unter aller Menschen Augen, wie Hunde. Auch hierüber beklagen sich weder die Männer noch die Anverwandten dieser Weiber; und am wenigsten die Weiber selbst. Man muß es dem Heiligen verzeihen, sagen sie, denn er ist unsinnig *).

In der Regierungsform der Morgenländer liegt noch eine Ursache ihrer Neigung für die Einsamkeit. Die Griechischen Philosophen lebten in Democratien, oder unter Tyrannen. Diese die Würde der menschlichen Natur mit gleichem Unsinn entehrenden Regierungsarten bewogen sie oft die Städte zu verlassen, um in der Stille die Wahrheit zu suchen, und unverfolget weise zu seyn. Die Philosophie, oder vielmehr der Enthusias-

*) Prosp. Alpin. histor. natural. Aegypti. T. II. p. 93. 94. 95.

mus, der den Geist niederdrückenden Geschäften entziehet, um in der Einsamkeit ihn zu erhöhen, kam aus Griechenland nach Egypten. Pythagoras gieng in die Einsamkeit, nachdem er in dem unruhigen Samos den Ekel gegen die Tyrannie empfunden. Für einen großen Theil der Welt wurden die von ihm gestifteten Klöster so viele Pflanzschulen von Enthusiasten, die, über alle zeitliche Vortheile erhoben, das geistliche Reich ihres Lehrers über Nationen von Enthusiasten ausbreiteten. Die unumschränkte Gewalt der Asiatischen Monarchen bahnte um so viel leichter dem Hange für die Einsamkeit in jenen unglücklichen Ländern den Weg, wo die unterjochte Natur ihre Seufzer verheelet, wo der Despot alles ist, und der Unterthan nichts. Die Freunde der Wahrheit und der Tugend entwichen dieser Tyrannie, voll Verachtung für die Tyrannen; und fanden auf

hin-

blumichten Hügeln und in quellenreichen Gefilden mehr, als alles, was sie verloren hatten, unter allen Glücksgütern das gröſte, die Freyheit.

Beleuchtet habe ich nunmehr den Trieb für das gesellschaftliche Leben, den Trieb für die Einsamkeit und die vorzügliche Neigung für dieselbe in den Morgenländern; aber von der Einsamkeit selbst habe ich im Grunde wenig gesagt. Noch sollte ich meine ehmals aus den Archiven der Kirchenväter und den Lebensbeschreibern der Heiligen, aus den Werken der Asceten und den Philosophen aller Zeiten gemachten Auszüge durchblättern, und dieses alles mit meinen eigenen Empfindungen und Beobachtungen vergleichen, damit aus einem so äuſerst unvollkommenen Versuche ein Ganzes werde. Noch hätte ich jene für die Naturgeschichte des Menschen so

merkwürdigen Nachtheile der Einsamkeit in Absicht auf den Verstand, die Einbildungskraft, und die Leidenschaften zu betrachten. Alsdenn erst wäre ich dem Zwecke nah, der mich in den sanften Erhohlungsstunden meiner Jugend zu diesen Kenntnissen angeflammet, dem vielleicht für mich allzukühnen Zwecke, die Geist und Herz erhöhenden Vortheile der Einsamkeit zu übersehen und zu empfinden, und, dieses großen Gegenstandes voll, ein philosophisches Werk von der Einsamkeit zu schreiben, das vor mir niemand geschrieben hat. *)

*) Zwölf Jahre später erschien dieses Werk über die Einsamkeit, von welchem Tissot sagt, daß es das Lieblingswerk seines verewigten Freundes war, und als sein Urtheil über dasselbe hinzusetzt: „Urberall findet man erhabne „Gedanken, den durchdringendsten Blick in sei„nen Ansichten, eine außerordentliche Weis„heit in den Anwendungen, viel Geschicklich-

„keit in der Wahl der Beispiele, und das, was „ich nicht zu oft sagen kann, weil ich nichts „sagen kann, was Zimmermann so ehret, und „weil ich ihm kein Lob geben kann, was so „sehr nach seinem Herzen ist: er kömmt „stets auf die Religion zurück, von deren „Wahrheiten er so tief durchdrungen war, be„zeichnet die Hülfsquellen und die Trostgründe „und giebt vortreffliche Rathschläge über die „anzuwendenden Mittel, diese peinlichen Las„gen zu mildern. Man wird dieses Werk im„mer mit so vielem Nutzen, als Vergnügen le„sen, und es macht seinem Verfasser die größte „Ehre. — D. H.

2.

Kleine Aufsätze über verschiedene Gegenstände.

(Geschrieben im Mon. Mai 1779.)

I.

Eine Nationalgeschichte.

Wir lachen unsern Verstand weg. Seitdem es in Deutschland Mode geworden, Empfindlichkeit auszuhängen, bey der man nichts fühlt, weiden sich unsere Gottschede an diesem Worte. Es wäre für sie Schimpf, wenn man glaubte, sie haben ein Herz.

Das glaubt man nicht. Aber man glaubt, daß unſere Gottſchede alle Begriffe verwirren, die Natur des Menſchen nicht kennen, nie recht einſehen, gegen was ſie ſtreiten, und bacchantiſch lachend ſchwanken zwiſchen Wahrheit und Schatten. Kinder wiſſen itzt, daß man durch Empfindſamkeit eine größere Fähigkeit, nicht zu jeder Art von Empfindungen verſtehen ſoll, ſondern zu Empfindungen, in welchen etwas Sittliches iſt. Jede aufgeklärte Nation zählte in jedem Zeitalter Güte und Größe des Herzens zu den Merkmalen einer erhabenen Sinnesart. Die edelmüthigſten Thaten fließen aus Empfindſamkeit. Wir verhöhnen bloß darum, weil wir ſo gerne witzig ſeyn wollen, dieſe menſchenfreundliche und ſo ſehr mißkennte Eigenſchaft guter Seelen; und doch war ſie die einzige Triebfeder jenes liebenswürdigen und rührenden Betragens der Franzoſen auf

der Insel Re, gegen unsere daselbst hingeworfene unglückliche Freunde und Landsleute.

Man weiß, daß ein Englischer Schiffscapitain, der hundert und sieben und achtzig Mann Hannöverischer Truppen nach Gibraltar führen sollte, sein Schiff für verlohren hielt, als es den 13ten Nov. 1775 auf der hohen See einen Leck bekommen; daß er, nebst den vornehmsten Officieren und den meisten Matrosen, auf Booten sich retten wollte, und daß alle dabey augenblicklich ihr Leben einbüßten. Die im Schiffe gebliebenen Männer erwarteten mit ihrem einzigen Befehlshaber, dem damaligen Lieutenant Wiedeburg, drey ganze Tage nach einander, auch ihren Tod. Den 15ten Novemb. des Nachmittags um zwey Uhr, da sich der Himmel einmal etwas aufgekläret hatte, entdeckten sie, obgleich in einer sehr weiten Ent-

fernung, Land. Aber Abends um ſechs Uhr berichteten die Matroſen dem Befehlshaber, nunmehr ſey faſt alle Hoffnung zur Rettung verſchwunden, und nach aller Wahrſcheinlichkeit würden ſie binnen einer halben Stunde ſämmtlich in den Wellen begraben ſeyn.

Herr Wiedeburg gieng ſofort aufs Verdeck, und, wie er glaubte, zum Tode. Auf dem ganzen Schiffe herrſchte Stille und Traurigkeit. Nach Verlauf von einer Stunde war wieder Hoffnung zum Leben. Aber bald darauf rief ein alter Matroſe, welcher itzt das Ruder führte, Land! Land! und der neben ihm ſtehende Matroſe ſchlug ſofort beyde Hände zuſammen, und ſchrie ganz laut: Gott ſey meiner armen Seele gnädig, alles iſt verlohren, wir bleiben nicht mehr über eine Viertelſtunde am Leben! Nun folgte wieder auf dem ganzen Schiffe ein höchſt

rührender Auftritt. Alle Soldaten fiengen an zu beten, und Gott anzuflehen um ein seliges Ende. Ein Freund und ein Landsmann suchte und rief den andern, um sich noch einmal zu umarmen, und auf ewig Abschied zu nehmen. Einige umarmten sich vest, und wollten mit einander sterben. Viele stürzten ihrem Befehlshaber um den Hals, küßten ihn, und nahmen sehr beweglich von ihm Abschied. Herr Wiedeburg betete auch, und empfand dabey, wie er selbst bezeuget, eine besondere Stärke, den Tod mit Standhaftigkeit zu erwarten.

Nach und nach faßte das Schiff öfters Grund, und that dabey solche Stöße, daß man auf dem Verdecke kaum stehen konnte. Das Ruder brach in Stücken. Jedoch ließ der alte Matrose das Steuer nicht eher fahren, als bis es gleichfalls zerbrach, und ihm

aus den Händen fiel. Er blieb stehen und erwartete in dieser Fassung seinen Tod. Unter steten Gedanken, daß jeder Augenblick der letzte sey, und unter beständigen Stößen des Schiffes ward eine Stunde hingebracht. Nun sagten wieder einige Matrosen, wir sind ausser aller Gefahr; das Schiff steht still, es hat sich im Sande bereits so veste gesetzt, daß nichts mehr zu befürchten ist, so bald Tag wird, wollen wir Anstalten machen um ans Land zu kommen. Man feuert eine Canone ab, und thut ein Paar Schüsse mit dem kleinen Gewehr, auch eine brennende Laterne wird am Mittelmast aufgehängt. Aber auf alles dieses entdecket man nichts von Menschen.

Es war eben die Zeit der höchsten Fluth. Das Schiff gieng mit diesek nicht nur über die Felsen weg, auf welchen es bey der Ebbe

gescheitert hätte, sondern es ward auch so nahe, als möglich, ans Land getrieben. In der ganzen Gegend war dieser Weg der einzige, den ein solches Schiff kommen konnte, ohne in Stücken zu gehen. Es kam aber glücklich zwischen denen auf beyden Seiten im Wasser verborgenen Felsen hindurch. Das Meer ist in dieser Gegend immer sehr unruhig, und bey der geringsten Veränderung des Wetters wütend, daher sich niemals auch kein Fischerboot alsdann dahin wagt. Obgleich nun endlich das Schiff nicht mehr fortgieng, so wurde es doch noch immer stark bewegt, und hörte auch nicht eher auf mit stoßen, bis die Fluth merklich abnahm. Die Wellen schlugen es indeß immer, und sprützten über das Verdeck. Unter allerley Berathschlagungen und Erwartungen brach endlich der so sehnlich gewünschte Morgen des 16ten Novembers an. Jeder hatte nun die Augen

nach dem Laude gerichtet, um Entdeckungen zu machen.

Das erste, was sie erblickten, waren Pferde, die am Strande des Meers giengen. Bald darnach kamen Bauern, die das Schiff immer eine gute Weile ansahen, und dann den Pferden folgten. Hierauf ritten einige am Strande herunter, betrachteten die Hannoveraner genau, und nahmen sodann wieder ihren Weg ins Land hinein. Ungefähr eine Stunde nachher bemerkte man viele Leute. Das Ufer ward bald voll von Menschen, und viele unter ihnen hatten blaue Uniformen und weiße Cocarden an den Hüthen. Hieraus schlossen unsere Freunde, sie befinden sich an der Französischen Küste.

Die Franzosen gaben sich die äusserste Mühe, ihnen alle zu ihrer Rettung mögliche Mittel durch Zeichen zu bedeuten. Ihr gan-

zes Betragen ließ schon im voraus eine freundschaftliche Aufnahme von ihnen hoffen, und die Hannöverischen Soldaten geriethen darüber in eine ungemeine Freude. Aber nun äußerten die auf dem Schiffe befindlichen sechs Englischen Matrosen einen charakteristischen Zug von Barbarey und Brutalität. Sie wurden nicht nur äußerst betrübt und niedergeschlagen, so bald sie merkten, die entdeckte Küste sey eine Französische Küste. Sie baten sogar Herrn Wiedeburg recht inständig: er möchte ihnen doch noch die einzige Liebe erzeigen und verhindern, daß die Hannoveraner ihre Freude gegen die Franzosen nicht äußerlich und laut blicken ließen, indem ihnen dies die Seele durchbohre.

Ein Detachement Französischer Soldaten von etwa dreißig oder vierzig Mann kam inzwischen ans Ufer. Die Regiments-Zimmer-

leute hatten nach Anweisung der Matrosen in der Eile ein Fahrzeug gemacht von zwey langen Balken, die an den Enden durch zwey Querbalken bevestiget wurden; unter jeden Querbalken band man eine leere Tonne, und man nagelte Bretter aus den Bettstellen über die langen Balken. Auf diesem Fahrzeug hatten höchstens sechs Mann Platz. Die am Ufer stehenden Französischen Officiere gaben durch Schreyen und Winken zu verstehen, es sey keine Zeit zu verlieren. Das Fahrzeug ward also vom Schiffe herabgelassen. Der stärkste von den sechs Matrosen wagte es, mittelst einer langen Stange, mit solchem nach dem Lande zu schiffen, um einen Strick herüber zu bringen, den man vorne an das Fahrzeug band, damit man die Schiffsbesatzung sodann ans Land ziehen könne. An dem andern Ende des Fahrzeugs war gleichfalls ein Strick vest gemacht, womit solches

wieder zurück ans Schiff gezogen werden konnte.

Es war schrecklich anzusehen, sagt Herr Wiedeburg, wie dieser Matrose mit seinem Fahrzeuge in den Wellen herum arbeiten mußte. So oft er solche ankommen sah, legte er sich platt auf sein Fahrzeug nieder, und so bald solche über ihn weg waren, sprang er wieder in die Höhe, und fieng an zu arbeiten. Er würde aber doch nicht durchgekommen seyn. Denn ungefähr zwanzig Schritte vom Schiffe ragte die Spitze eines alten Damms aus dem Wasser, und zog sich von beyden Seiten bis ganz nach dem Ufer. Diesen Damm konnte man jedoch nur bey der niedrigsten Ebbe sehen. Bey der Fluth fuhren die Wellen über weg, bey der Ebbe hingegen stießen sie daran ab, und prellten allemal wieder zurück. So bald also der Englische Matrose sich der Stelle näherte, wo

ſich der alte Damm befand, nahmen ihn die Wellen eben ſo weit wieder mit zurück, als er vorwärts gearbeitet hatte. Endlich wagte ein Franzöſiſcher Matroſe ſein Leben, und kam vom Lande ab, durchs Waſſer, bis ans Fahrzeug, ſprang auf daſſelbe, und ſo bald er den Engländer recht zärtlich umarmt und geküßt hatte, nahm er den Strick, und kam glücklich damit wieder zu Lande. Nun wurde der Engliſche Matroſe mit ſeinem Fahrzeuge wieder nach dem Schiffe zurück gezogen, und ſofort auch der Anfang gemacht mit Ausſchiffung der Mannſchaft.

Die Franzoſen hatten nun gleichfalls ein kleines Fahrzeug herbey gebracht, in welchem ſich zwey Matroſen befanden, die aber mit ſolchem nicht weiter, als bis an die Stelle des alten Dammes kommen konnten. Da nun das Hannöveriſche Fahrzeug auch nicht wei-

ter zu kommen vermochte, so mußten unsere guten Landsleute hier solches allemal verlassen, und sich bemühen, den Damm zu erreichen, welcher itzt noch völlig unter Wasser stand. Aber die mehrsten fielen dergestalt über den Damm hinweg, daß sie sofort auf der andern Seite ganz unter Wasser kamen. Hier thaten nun die beyden Französischen Matrosen alles, und retteten manchem Hannoveraner das Leben. Denn so bald sie sahen, daß einer in Gefahr schwebte, sprangen sie selbst aus ihrem Fahrzeuge heraus, und gaben sich alle Mühe, ihn wieder in die Höhe zu bringen. Solche, die schon so betäubt waren, daß sie nicht mehr zu stehen vermochten, brachten sie in ihr Fahrzeug, und führten sie damit ans Land. Die übrigen mußten von dem Damm ab, so lange solcher nicht zu sehen war, noch über hundert Schritte oft bis unter die Arme, zu Fuße durchgehen.

Das Fahrzeug fuhr zum viertenmal ab, da sich endlich der Befehlshaber des Schiffes, Herr Wiedeburg, auch an dem Strick herunter ließ. Als er an solchem herunter kam, war das Fahrzeug durch die Wellen unter ihm weggetrieben. Er mußte so lange über dem Wasser hängen, bis solches wieder hingezogen werden konnte. Sobald man sich auf dem Fahrzeuge befand, mußte man sich auf die Knie setzen, den Huth zwischen die Beine nehmen, so oft Wellen kamen sich vest niederdrücken, und mit aller Macht halten, um nicht herunter geworfen zu werden. Die Wellen waren wenigstens viermal über Herrn Wiedeburg weggegangen, als er den Damm erreichte. Er fiel zwar auch von demselben auf die andere Seite wieder herab ins Wasser, jedoch half er sich von selbst wieder auf die Füße. Ein Französischer Capitain, Herr Roque, der ein wenig deutsch ver-

stand, hatte sich auch ins Wasser gewagt, und war itzt dem Herrn Wiedeburg so nahe gekommen, daß er ihm die Hand reichen, und ihn wieder auf den Damm hinauf ziehen konnte. Er führte ihn auf solchem heraus bis ans Land, umarmte ihn sodann, und wünschte ihm Glück zu seiner Errettung. Der Obristlieutenant de Marengue vom Regiment Royal Corse empfieng ihn am Ufer mit gleicher Zärtlichkeit. Eben so der Commendant und Vice-Gouverneur der Insel Re, Herr de Faliere, und der Graf von Genlis, Inspector über die dasige Marine.

Mit solcher Liebe und Zärtlichkeit wurden die Hannöverischen Soldaten von den Französischen Soldaten empfangen, daß man es ohne Freude nicht ansehen konnte. Die Franzosen küßten und umarmten die Hannoveraner nicht nur recht brüderlich, sondern hatten sich

auch mit Brodt, Wein und Brandtewein verſehen, um ſie damit wieder zu erquicken. Der Commendant gab Befehl, daß man allen Unterofficieren und Soldaten, von denen aber nur noch etliche ſechzig gerettet waren, Zimmer in den Caſernen anweiſe, wo ſie Holz, Licht, Betten, Brodt, Fleiſch und Geräthe zum kochen fanden. Er ſelbſt nahm den Herrn Lieutenant Wiedeburg untern Arm, und führte ihn ſo nach ſeinem Hauſe zu einem Gaſtmahl von dreyßig Perſonen.

Am Abend des folgenden Tages wurde ein Franzöſiſcher Schiffscapitain, nebſt einem Matroſen, nach dem Schiffe geſchickt. Sobald der Capitain ankam, war ſein erſtes Verlangen, daß das große Segel am Vordermaſt eingenommen werde, indem er verſicherte, ſo lange ſolches ausgeſpannt bliebe, ſchwebe die ganze Beſatzung noch immer in

der größten Gefahr. Die drey Englischen Matrosen, die sich noch auf dem Schiffe befanden, mußten dazu gezwungen werden, weil sie sich mit Güte diesen heilsamen Vorschlag nicht wollten gefallen lassen; und da der Französische Matrose mit hinauf stieg, um ihnen dabey zu helfen, warfen sie ihn mit Gewalt herunter, und wollten ihn durchaus nicht bey sich dulden.

Am 17ten Nov. ward mit der Ausschiffung der Mannschaft fortgefahren. Die Franzosen hatten an diesem Tage ihr kleines Fahrzeug auf dem Hannövrischen Fahrzeug bevestiget, in der Absicht, damit die Leute theils den Wellen nicht so ausgesetzet seyn möchten, und theils auch zur Noth ihre Tornüster bey sich haben könnten. Nachdem solches einmal ganz gut gegangen, ward endlich das ganze Fahrzeug durch die Wellen umgeworfen, die

ganze Mannschaft kam völlig unter Wasser, und da die mehresten davon ihre Tornüster an sich hatten, wurden sie dadurch noch heftiger hinunter gezogen. Sie vermochten nicht mehr sich zu halten. Es wäre keiner von ihnen gerettet worden, hätten die Französischen Matrosen hier nicht abermal das beste gethan. Denn diese suchten mit vieler Gefahr ihres eigenen Lebens unsere armen Landsleute in dem Wasser wieder auf, zogen sie als todt heraus, und brachten sie ans Land. Drey davon sind bald wieder zu sich gekommen. Bey den drey übrigen hat man alle diejenigen Mittel angewandt, die in dergleichen Fällen nur möglich sind, um wieder Leben in sie zu bringen. Bey zween war alles vergeblich. Einer hingegen fieng, nachdem man über eine Stunde an ihm gearbeitet hatte, wieder an, etwas Athem zu schöpfen. Ein angesehener Bürger aus Saint Martin, einer kleinen Stadt

auf der Insel Re, welcher dabey ſtand, zog ſogleich ſein Hemd vom Leibe, und reichte es hin, ſolches dieſem wieder Auflebenden anzuziehen; da es noch warm ſey, ſagte dieſer Menſchenfreund, ſo hoffe er, es würde ihm wohl bekommen. Er ſelbſt gieng nachher ohne Hemd wieder zurück in die Stadt.

Noch konnte man die Mannſchaft nicht völlig vom Schiffe hinwegbringen. Es mußten ſechs Mann und zwey Corporale darauf bleiben. Dieſe erduldeten darauf in der Nacht vom 17. zum 18. Nov. noch ſchreckliche Angſt und Noth. Ein heftiger Sturm mit Donner, Blitz und Regen erhub ſich in dieſer Nacht. Das ganze Schiff war faſt immer mit Wellen bedeckt. Man konnte keine Stelle mehr finden, wo man für dem Waſſer wäre ſicher geweſen. Das Schiff krachte oft dermaßen, daß man glaubte, es würde in tauſend Trüm-

mern vergehen. Gegen den Morgen legte ſich der Sturm. Das Schiff ward indeſſen ſo nahe an den Damm getrieben, daß die noch übrige Mannſchaft am Morgen ſich gleich auf den Damm herunter laſſen und darauf bis ans Land kommen konnte. Nun war alles mögliche gereitet.

Unſers Königs Majeſtät ſchickten mitlerweile, von London aus, den Herrn Grafen von Taube nach der Inſel Re. Dieſer Officier war durch ſein ſanftes und leutſeliges Weſen juſt der Mann, der die Geſinnungen unſers Monarchen dieſen liebreichen Franzoſen auf die edelſte Weiſe erwiedern konnte. Ein neues Schiff traf auch den 13ten Januar 1776 aus England ein. Der folgende Morgen ward angeſetzt zur Abfahrt nach Gibraltar. Nicht nur hatte der Franzöſiſche Commendant erlaubt, ſondern er hatte ſichs ſo-

gar ausgebeten, daß Herr Wiedeburg mit fliegender Fahne und klingendem Spiel ausmarschiren möchte, und zwar vor dem unter seiner Anführung in Parade stehenden ersten Bataillon des Regiments Royal Corse. Dies geschah, und an dem Orte, wo unsere Freunde abfuhren, waren die mehresten Officiere und Einwohner der Stadt Saint Martin versammelt, wünschten ihnen Glück zur Reise, und viele sahen ihnen mit Thränen nach.

Doch man lese dieses alles in der in diesem Jahre in Hannover herausgekommenen Schrift des Herrn Wiedeburgs, deren Bekanntmachung wir der edlen Vaterlandsliebe des Herrn Generals von Wangenheim zu danken haben. Mein Auszug ist zu kalt. Kann alsdann noch Jemand diese uns so werthe Nationalgeschichte nicht em-

pfinden, so bedaure ich ihn, aber meine Seele wendet sich von ihm weg, denn er ist ein Unmensch.

II.

Empfindeley.

Empfindler sind gar schlechte Schützen, sagt der Verfasser der Physiognomischen Reisen, treffen immer's Zwerchfell, wenn sie aufs Herz zielen. Dies sagte auch ich oft der Frau von —. Als ihr aber vor ein Paar Jahren eine Fliege unter das Halstuch kroch, und sie nicht stach, befürchteten die Umstehenden gleichwohl Convulsionen. Ein junger Herr sprang herbey, und fieng die Fliege. Ach gebt das arme Thierchen an meinen Bedienten, sprach die Dame, damit er das Fenster aufmache, und es in Freyheit setze. Man rief den Bedienten in grosser Eile. Er stürz-

te herein, faßte die Fliege mit zwey ausgespitzten Fingern an, gieng darauf langsam aus Fenster, kam aber äußerst betroffen und mit einem feyerlichen Gesichte, die Fliege immer sehr behutsam und zärtlich in den Fingern haltend, zu der Dame zurück. Ach warum habt ihr dieses Gottesgeschöpf nicht in Freyheit gesetzet, fragte sie in leisem Eifer? Der Schurke erwiederte: Ihr Gnaden, es regnet!

III.

Gottesfurcht bey Officieren.

Gottesfurcht und ein Menschenherz bey einem Officier sind für mich etwas sehr Erhabenes. Auf die Knie möchte ich fallen, wenn ich alle Merkmale einer heroischen Seele in dem Menschenfreunde sehe, von dem ich weiß, wie oft er dem armen hülflosen Landmann in drohenden Gefahren schon beygestan-

ben hat; und wie oft er noch ein Engel Gottes seyn wird, mitten unter Mord und Brand.

Mein Herz erhebet sich in Ehrfurcht und Bewunderung, so oft ich mit Officieren von sanften Sitten in Gesellschaft bin, und dieses Glück hat man hier häufig. Sie tragen das Gepräge großer Männer und guter Menschen an der Stirne; sie werden uns nicht, wie jene — durch Pechkränze vergessen machen, daß wir nicht mehr leben in dem Jahrhundert des Tilly.

Kriege waren fast in jedem Lande die Epoche von dem Umsturz der Sitten. Man lebt für den heutigen Tag, wenn man dem kommenden nicht mehr traut. Alles verwildert. Wer aber an Gott und die Menschlichkeit denkt, mit dem Degen in der Faust und unter dem Getöse der Waffen, verdient un-

verwelklichere Siegeskränze, als die größten Länderverwüſter.

Wenn ich in unſern Kirchen die edlen Männer ſehe, vor denen unter Ferdinands — unſers verewigten Retters, Anführung Frankreichs Heere wichen, in ihrem beſcheidenen Anſtand, aus voller Bruſt unſere heiligen Lieder ſingend, und ſo ehrerbietig aufmerkſam auf die Worte Gottes und unſerer Lehrer; dann fühle ich, daß nichts liebenswürdiger iſt, als Officiere, die ſich biegen vor Gott, und mit Fröhlichkeit geblutet haben in den Schlachten.

Geſegnet deucht mir jedes Land, in welchem bey Officieren von allen Regimentern Menſchlichkeit und Großmuth gepaart gehen, mit der höchſten Tugend und der Verachtung aller Gefahren.

IV.

Die zwey Böcke.

Deutschland hat seine Originalköpfe und seine Originalwerke, wie die größten Nationen; aber noch hie und da Leser und Demagogen des Geschmacks, deren sich Gott erbarme! —

Ich weiß nicht, ob ich noch wünschen und erwarten soll, daß etwas hier Aufsehen mache, — schrieb mir neulich aus einer großen deutschen Stadt einer der berühmtesten Philosophen. Es war bey uns, sagt er, mehr Redens von den beyden streitbaren Böcken auf dem Titelblatte einer sehr ungesitteten Brochüre über den ungesitteten Ton in den Streitschriften einiger deutschen Gelehrten und Schöngeister, als von dem größten Meisterstücke.

So gehts, setzt mein philosophischer Freund hinzu: Glück für einen, worüber der andere sich ärgert! Mehlklöse oder Markpudding, Rothwurst oder Schnepfen, gahr oder nicht gahr, mit unreiner Butter begossen, oder im eignen Safte gekocht, alles geht herunter, und hat gleich gut geschmeckt, oder der Unterschied war wenigstens so klein, daß keiner ihn zu bemerken der Mühe werth hält. Unser Schlund ist gut und weit. Wir schlucken auch zuweilen ein Beinchen ohne Schaden herunter, und es würgt nicht.

V.

Naivheit.

Man kann die Exempel des Naiven nicht zu sehr häufen, um damit die Begriffe desselben dem Philosophen, der sie aus einander setzet, zu erleichtern.

Das erste Exempel, das mir seit kurzem vorkam, sollte ich zwar verschweigen, weil es für das künftige Glück eines sehr artigen Kindes Folgen haben könnte. Dieses Kind, ein kleines liebes Mädchen von fünf Jahren in Hannover, hörte die Worte der Schrift: das Weib müsse unterthan seyn ihrem Manne. Vierzehn Tage nachher erzählte sie das ihrer Erzieherinn, und setzte hinzu: Ach Mamsell, ich wollte der liebe Gott hätte das nicht gesagt.

Das zweyte Exempel ist ein kindliches Compliment für einen der größten Originalköpfe Deutschlands, Herrn Leisewitz. Ich möchte wohl Leisewitzen zum Essen bitten, sagte eine junge Dame in Hannover zu ihrem Manne. Eines ihrer Kinder fragte hierauf: liebe Mamma, wer ist Herr Leisewitz? Die Dame antwortete lachend: Herr Lei-

fewitz ist ein schöner Geist. So, sagte das Kind, also ist Herr Leisewitz der liebe Gott.

VI.

Guter Adel, und schlecht bedient.

Guter Adel, und schlecht bedient, war der gewöhnliche Weidspruch eines Westphälischen Edelmanns, der den Einfall hatte, seine Maitresse auf einem Bette liegend mahlen zu lassen. Das Bild gefiel ihm ziemlich wohl, und doch glaubte er sich schlecht bedient. Der Mahler fragte sehr neugierig nach der Ursache? Ich mag nicht, antwortete der Edelmann, daß jeder eben so viel Vergnügen von diesem Bilde haben solle, als ich habe; mahl er mir eine Gardine vor dieses Bett. Euer Hochwohlgebornen Gnaden sehen aber alsdann ihre Maitresse auch nicht, erwiederte

der Mahler? Das thut nichts, versetzte der gnädige Herr, mahl er nur die Gardine, denn ich weiß schon was darhinter ist.

VII.

Ehre, einem Schwein erzeigt.

Die Menschen sind mit ihrer Achtung, zumal nach dem Tode, bald Geitzhälse und bald Verschwender. Leibnitz — liegt bekanntlich in der Neustädter Kirche in Hannover, ohne Grabmal; sein Name ist in den Stein nicht eingehauen, der ihn deckt. Hingegen sah ich auf dem Rathhause zu Lüneburg in einem kostbaren Glaskasten, den Schinken eines um die Menschheit sich verdient gemachten Schweins, mit folgender in Gold eingegrabenen Inschrift:

Hic tibi cernere licet
Reliquias Porci

Qui primus aquarum
Quae Luneburgi fallae fcatent
Repertor dici meruit.

VIII.

Von dem Zuſtande der Chirurgie und Muſik bey der Ruſſiſchen Armee.

Manſtein giebt uns in ſeinen Beyträgen zur Ruſſiſchen Geſchichte einen ſehr deutlichen Begriff von Chirurgie und Muſik bey der Ruſſiſchen Armee. Die Ruſſiſchen Compagniechirurgi, ſagt dieſer vortrefliche Mann, können kaum raſiren. Man nimmt ſie aus den Rekruten. Der Oberſte, wenn er dieſe muſtert, faßt den erſten den beſten Bauerkerl bey der Schulter, ſchmeißt ihn aus Gliedern und Reihen heraus, und ſagt ihm, du muſt ein Chirurg ſeyn. Umſonſt bezeuget der arme Sünder, er verſtehe dieſes Handwerk nicht, er werde es in ſeinem Leben nie lernen.

Er muß es lernen, und hat er dazu keine Talente, so werden sie ihm eingeprügelt. Manstein sagt, daß man auf gleiche Art die Hoboisten bey den Russen wähle, und hieraus begreife man die Schönheit der Musik bey ihrer Armee.

IX.

Tugend und Rechtschaffenheit.

Tugend und Rechtschaffenheit muß man, wenn sie nicht leere Namen seyn sollen, wörtlich nach der Meynung des Oberkammerherrn de la Foret ausüben. Auf einem Concert bey Hofe in Hannover fragte la Foret, warum die Musikanten so oft aufhören zu spielen? Sie machen eine Pause, sagte man ihm. Im Dienste unsers Königs, versetzte er mit Hitze, giebt es keine Pausen.

X.

Plattdeutsche Art und Kunst.

Haben unsere Gottschede schon irgendwo jenes ehrliche Monument plattdeutscher Art und Kunst, das Grabmahl des Bürgermeisters Kerkering in der Marienkirche zu Lübeck, gelobt? Mit den Meisterstücken von Griechenland und Rom vergleiche ich es zwar eben nicht; denn es empfiehlt sich gerade von der entgegengesetzten Seite.

Ueber dem Grabstein steht ein Crucifix. Unter demselben eine Heerde Lämmer, die an das Crucifix hinauf gaffen. Mitten unter diesen Lämmern liegt in vollem Ornat der Bürgermeister Kerkering, der krumme Beine gehabt haben muß, betend auf den Knieen, und gleichfalls an das Crucifix hinaufsehend. Unten liest man folgende plattdeutsche Inschrift:

Hier unner liegt Hans Kirkering
De ſo ſchep up de Föte gieng.
O Herr! mack em de Schinken liek,
Und help em in din Himmelriek!
Du nimmſt di ja de Lämmer an,
So lat den Buck doch ock mit gan!

XI.

Der Sonntagskopf und der Alltagskopf.

An einem heitern Morgen beſuchte ich einſt eine ſehr liebenswürdige Dame. Sie war eben unter den Händen ihres Friſeurs, der ſich alle Mühe gab, ſie ſo gut aufzuſetzen, als des Sonntags oder für die Aſſemblee, da ſie doch nichts verlangte, als eine leichte alltägliche Friſur. Ich möchte einen Sonntagskopf haben und einen Alltagskopf, ſagte die ſchöne Dame, in den Spiegel guckend, etwas brummiſch zu ihrem Friſeur.

Ich nicht. Denn mit meinem Alltagskopfe finde ich allenthalben Gehör. Ich mache mir Freunde und Gönner. Man läßt mich geruhig fortſchlendern auf der Bahn des Lebens. Man ſuchet mir nicht Fehler auf. Man weidet ſich nicht an meinen Gebrechen. Man freuet ſich nicht, wenn Unglück über mich kommt. Man grinſet nicht mehr mit den Zähnen, wenn Gott meine Wunden heilt.

Einſt ſetzte ich auch zuweilen einen Sonntagskopf auf, und immer beſpritzte man mich mit Koth, immer ſchmiß man nach mir mit Steinen.

XII.

Was ein Mädchen aus Mismuth that.

Lavater frägt irgendwo: ob alles, was uns fehlerhaft und unvollkommen vorkommt,

höhern Wesen, die mehrere Verhältnisse und Verbindungen der menschlichen Natur wahrnehmen und überschauen können, nicht ganz anders vorkommen müsse?

Ein Mädchen im Hannöverischen ließ sich zu einem Kinde verhelfen. Der Herr Amtschreiber des Ortes, welcher so viele Nachsicht nicht haben mochte, als vielleicht in einem solchen Falle ein Engel, filzte das schwangere Mädchen capitelvest aus. Das arme Ding weinte bitterlich und sprach: Ach mein lieber Herr Amtschreiber, ich habe immer Unglück gehabt in der Welt, und was thut man nicht zuletzt aus Mismuth!

XIII.

Die Nachwelt.

Sehr selten gehe ich in Hannover um die Ecke des Hauses herum, wo Leibnitz ge-

wohnt hat, ohne zu lächeln über den Anspruch von so manchem kleinen — auf die Ehrfurcht der Nachwelt.

Aus diesem Hause gieng das Licht hervor, das Deutschland erhoben hat in den ersten Rang der Nationen. Hier lebte und würkte der Mann, vor dessen Augen das Unermeßliche sich darstellte, wie vor den meinigen die Straße, auf der ich wohne. Dessen Geist in der Mitte stand zwischen der menschlichen Natur und der Natur höherer Wesen.

Und wie fühlet nun die Nachwelt auf der heiligen Erde rund um dieses Haus den Schauder unsterblicher Ehrfurcht? An die Mauer, auf welcher die Fenster von Leibnitzens Studierstube ruhen, sehe ich alle Tage pissen.

XIV.

Der Bienendieb.

Einem Prediger im Oldenburgiſchen wurden ſeine Bienen geſtohlen. Er ward bitterböſe, hielt ſtrenge Nachfrage links und rechts, ſcholt und drohte, wie ſichs gebührt. Dies alles half nicht. Endlich lernte er Lavaters Predigt, bey Anlaß der Vergiftung des Nachtmahlweins auswendig, hielt ſie am nächſten Sonntag warm von der Kanzel an ſeine Bauren, applicirte alles, was Lavater von dem angeblichen Nachtmahlvergifter ſagt, mit ſchrecklichem Getöſe auf den Bienendieb. Den Bauern ſchauderte die Haut, ein Paar Weiber machten Fehlgeburten. Aber die Bienen kamen nicht wieder.

XV.

Etwas von Voltaire.

Mich ärgert nicht, wenn kleine Leute Connexionen ſuchen, durch alle mögliche Schlüſſellöcher der Herzen. Es gehöret zur Politik ihrer Claſſe, daß ſie der Kammerfrau, der Kammerjungfer, dem Garderobenmädchen, dem Hausverwalter, dem Kammerdiener, dem Kutſcher und dem Papegay die Cour machen, wenn dieſe viel gelten bey dem gnädigen Herrn oder der gnädigen Frau; und dann hinter ihrem Rücken lachen.

Aber mich ärgerts, wenn Männer von Erziehung auf dieſen Katzenwegen gehen, den Staub lecken von jedem vornehmen Fuße, kriechen für jede elende Gnade, immer tanzen nach der allgemeinen Pfeife, immer dem Heiligen des Tages ſchmeicheln, immer Lob poſaunen dem, der itzt in der Höhe ſitzt; und

wenn er todt ist, oder herabgeworfen von seiner Größe, bey der Erzählung von allem, was er Edles und Gutes gethan hat, gähnen.

Sie sagen zwar, alles hat seine Zeit. Der Einsiedler auf der kleinen Insel Lampedusa habe den türkischen Schild ausgehängt, wenn ein türkisches Schiff seiner Insel sich näherte, und beym Anblick eines christlichen Schiffes das heilige Kreuz. Aber eben darum setzte der Herzog von Choiseul, nach seinem Abschied vom Hofe, auf ein Dach gerade vor den Fenstern seines Schlosses zu Chantoloup, eine Windfahne, und in dieselbe das Portrait des Voltaire.

XVI.

Kraft.

Lange vor den Kraftpredigten, die man uns seit einigen Jahren von den Alpen

herab, vom Mayn und von der Donau hält, hat man in Frankreich gesagt: daß nur die Lauigkeit unsers Willens alle unsere Schwachheit macht, daß man immer stark genug ist, das zu thun, was man stark will, daß das Wort Tugend von Kraft herstammt, und daß Kraft die Grundlage ist von jeder Tugend.

Das nehmen jedoch unsere Kraftprediger ganz anders. Kraft haben — heißt ihnen nachbeten in allen natürlichen und übernatürlichen Dingen. In Dramaturgie, Theosophie, Theologie, Philosophie und Politik, an niemand glauben, als an sie. Dies heißen sie vest stehen, dies heißen sie sich anwurzeln; und wer dies (sagt nicht, daß ers nicht kann) nicht will, ist ein schwacher Kerl.

Hundert gegen eins wette ich, armer Schwacher, dennoch, daß sich dieser Predigten niemand mehr freut, als der Teufel. Wo fällt ohne Kraft ein Braten in die Hölle? Welche Lehre ist fähiger, die Galgen zu behängen? Wars nicht Kraft, als Voltaire auf seinem Sterbebette dem bescheidenen Pfarrer von Saint Sülpice eine Hand voll seines eigenen Kothes ins Gesicht schmiß? Wars nicht Kraft an dem fünfjährigen Buben, der in einem Beckerhause in — vor einem über dem Feuer stehenden großen Kessel voll siedenden Wassers teufelischlächelnd auf und nieder gieng, den herumstehenden Leuten sagte, daß sie dem Henker unter die Hände kommen würden, wenn er in den Kessel hineinsprünge; und, da sie ihn wegjagen wollten, hineinsprang, und starb?

Die Hand aufs Herz, ihr Kraftmänner, ihr Elasticitätsnarren, die alles

können, was sie wollen! Welche unter euch, sind die Verherrlicher und Verbesserer der Menschheit, die Reformatoren Deutschlands und der Welt, durch ihre Mannskraft die Ueberflügler aller Nationen und Zeitalter? und welche von euch, Verführer der Jugend, ihre Hinleiter ins Verderben? Hat keiner, so unschuldig auch seine Absicht gewesen seyn mag, Blutschuld auf seinem Gewissen? Hat niemand mit euren Schriften in der Hand sich eine Pistole ins Hirn abgedrückt, sich ins Wasser gestürzt, Arsenik verschlungen? Habt ihr die Familien in Verzweifelung gesehen; gesehen die schönen blutenden Herzen? Habt ihr die Leichen gezählt? —

XVII.

Liebe für Kästnern.

Unsere Gottschede lieben Kästnern, weil er zuweilen nach würdigen Männern

schlägt, die zu necken sie zu marklos sind. Ich liebe Käſtnern auch. Aber deswegen, weil ich in einer Schrift von ihm den erhabensten Gedanken finde, den vielleicht je ein Mensch dachte. Es ist gewiß nicht einerley, sagt Käſtner — ob ich den gestirnten Himmel wie eine Gasse mit Laternen ansehe, oder ob ich weiß, das kleinste, was ich sehe, ist myriadenmal größer als die Erde — und der, der das alles machte und regiert, hört auf mein Gebet *).

*) Die erstern Zeilen dieses Aufsatzes hatten einen öffentlichen Schriftwechsel mit dem dadurch beleidigten Hofrathe Käſtner in Göttingen zur Folge, der für beide Gelehrte nicht anders, als unangenehm seyn mußte, und wegen der bittern Empfindlichkeit, womit er geführet ward, wegen der gegenseitigen zum Theil heftigen Ausfälle und persönlichen Angriffe, und wegen der Umwandlung des ganzen ehemaligen freund-

XVIII.

Der Herzog von Chartres und der Ritter York.

Der Herzog von Chartres, Großadmiral von Frankreich, speißte im Frühling 1778 nebst verschiedenen Franzosen, im Haag in Gesellschaft des Englischen Gesandten, Ritters und Generals York. Die Franzosen waren sehr lustig, und sprachen viel von ihren bevorstehenden Heldenthaten, in allen vier Welttheilen, und zumal von ihrer Landung

---

schaftlichen Verhältnisses beider großen Männer, die daraus entstand, alle Freunde derselben wünschen ließ, daß sie nie möchten geschrieben worden seyn. Aus eben dem Grunde, aus welchem der Wunsch für diese Nichtexistenz jener Zeilen herfließt, mag ich denn leicht entschuldigt werden, wenn ich diesen Schriftwechsel hier nicht mit einrücke. D. H.

dung in England. York war ganz ſtill — Sie lachen nicht, ſagte ihm der Herzog von Chartres? Bey ihrer Landung, antwortete York, werde ich lachen.

XIX.

Der Vicomte von Noailles und Herr Elliot.

Der Vicomte von Noailles ſagte im Sommer 1778 dem Engliſchen Geſandten, Herrn Elliot, in Berlin: Geſtehen Sie's nur, daß ihre Nation ſehr herunter iſt? das geſtehe ich gerne, erwiederte Herr Elliot: wir ſind ſo herunter, daß uns nichts mehr retten konnte, als ein Krieg mit euch.

XX.

Ein Wort für Kranke.

Unſere Sitten haben überaus viel höfliches, angenehmes, mildes, gefälliges und

liebevollen. Nur scheinen sie mir zuweilen in Absicht auf das Verhalten gegen Kranke nicht genug überdacht.

Kaum ist bekannt, daß wir einige Tage zu Bette liegen, so quartiert sich schon ein Dutzend kaltblütiger Besucher bey uns ein. Sie haben kein anderes Geschäfft in der Welt mit uns zu behandeln, als bloß nach unserm Befinden zu fragen. Jeder will die Geschichte der Krankheit wissen, und den Namen des Doctors; und jeder erinnert uns dadurch an unserer Uebel ganze Reihe. Alle Gemächlichkeit fällt weg. Die wichtigsten Sorgen gegen eine Noth, die oft jede Stunde wächst, werden versäumt. Man spricht sich in ein zehnfaches Fieber hinein, damit nur man der langweilige Besucher nicht Langeweile habe; indeß da man im Grunde seines Herzens denkt, ach verstünde doch dieser Mensch ge-

nug Phyſiognomik oder Pathognomonik, oder wie ihr das Ding heißen wollt, um die brennenden Merkmale meines Aergers über ſeine Gegenwart in allen Zügen meines Geſichts zu leſen.

In einer äußerſt beſchwerlichen und ſchmerzenvollen Krankheit erzählte ich, im Jahr 1770, einem dieſer kalten Beſucher meinen unausſtehlichen Verdruß über die langen und unnützen Viſiten, die mich vom Morgen bis in die Nacht quälten. Mit einem Hagel von Sarcasmen ſagte ich ihm, daß dieſe Viſiten jeden Augenblick mich abhielten, Ruhe und Hülfe bey beſtändigen Schmerzen zu ſuchen; vom Morgen bis in die Nacht mich abhielten, eine Menge Billetts von nothleidenden Kranken zu beantworten, die auf der Stelle müßten beantwortet werden.

Der Mann ſchnackte mir hierauf noch volle vier Stunden bey meinem Bette

von allem in der Welt, was ich nicht wissen wollte, um mir die Zeit zu verkürzen; und läge ich noch itzt zu Bette, so würde er itzt noch schnacken.

XXI.

So muß es seyn.

Die Schicksale eines Arztes und eines Schriftstellers haben viele Aehnlichkeit. Wenn jener aus dem Cirkel der Alltagsläufer und dieser aus dem Schwarm der Alltagsgesichter sich wegdrängt, um sich in der Ferne einen Namen zu machen, so muß er an dem Orte seines Aufenthalts mit der Verachtung kämpfen, ehe er zum Ruhm gelanget; er muß immer erwarten, alle Thoren gegen sich zu haben, bevor er hoffen darf, den Vernünftigen zu gefallen. Diese Schicksale scheinen unangenehm; und doch ist das Durchhauen weniger beschwerlich, als der Sieg.

XXII.

Wie machen Aerzte die Gesunden krank?

Kein süsseres Geschäft ist in der Welt möglich, keines das edelmüthiger Seelen würdiger sey, als Kranke zu besuchen, Betrübte zu trösten, Schwache zu heben. Aber auch dazu gehöret mehr Sorgfalt, als etwa solche für sich selbst haben, die zwar gesund sind, aber doch von ihrem Arzte eine beständige und tägliche Besucherey, ein immerwährendes Laufen, Hüpfen, Schwänzeln, Erkundigen und Forschen nach dem Befinden jedes Theiles an ihrem Leibe verlangen. Zu einem solchen Geschäfte braucht der Arzt keinen Kopf, sondern nur zwey gute Beine. Wenn aber doch diese Damen bedächten, daß durch die ewige Fragerey nach ihrem Befinden, durch diese unabläßige Zergliederung ihrer Gesundheit, der Arzt ihre Aufmerksam-

keit auf die kleinsten und unwichtigsten Gefühle erreget; ihre Einbildungskraft todtkrank macht; und dieselbe auf keine andere Weise retten, auf keine andere Weise mehr ihr Freund seyn kann, als wenn er ihnen, so oft es angeht, vom Leibe bleibt.

XXIII.

Friede mit der Dummheit.

Operationsmesser, Bastillie, Gift Dolche und Dominicanerkutten erschrecken mich nicht, in Vergleichung mit dem fürchterlichsten unter allen Menschen, einem wichtigen Dummkopf, mit oder ohne Hosen.

Unter welchem Himmelsstrich, in welchem Lande, wüthet nicht öffentlich, wenn sie kann, die Dummheit, die als eigentliche Antipode des Verstandes alles verkehrt sieht; jedoch so dreiste urtheilt, als ob

ſie alles deutlich und beſtimmt ſähe; und die ſich niemals einfallen läßt, daß andere richtiger ſehen, als ſie? Utinam una cervix! — dachte ich oft (Gott verzeih es mir) in meiner zu feurigen Jugend, von dieſer vielköpfigen Hermaphroditinn; und vielleicht mit beſſerm Grunde, als von dem römiſchen Volke der Wüterich Caligula.

Aber himmliſche Ruhe kam auch jedesmal in meine Seele wieder bey dem Anblick einer einzigen guten That. Freudenthränen quollen aus meinen Augen, ſo oft ich ſah, daß man fürchterlich dumm ſeyn kann, und doch gut; daß die Seufzer der leidenden Natur auch von rohen Seelen gehöret werden; und daß Dummköpfe eigentlich nur Unmenſchen gegen ſolche ſind, die in ihre Vorurtheile und Meynungen nicht einhaken.

Gutmüthigkeit ist vielleicht unendlich weniger selten als man glaubt. Viele sind innig gut, ohne es zu scheinen. Ich kenne Menschen mit Engelsherzen, die man für Teufel hält. Beynahe in jedem Busen reget sich ein sanfter moralischer Sinn bey der Darstellung von niedergedrückter Menschen Noth, Krankheit, Schmerzen, Armuth, Blöße, Hunger.

Sehe ich dann die in der Welt doch so häufig vorkommenden großen Scenen von Gutmüthigkeit; sehe ich auch nur in einem einzigen Falle an einem Menschen, den ich für böse hielt, Thränen der Erbarmung; ach, so lebe ich wieder auf! so liebe ich die ganze Welt! so biete ich meinem ärgsten Feinde die Hand! so verfluche ich alles, was ich hier sage! und gestehe jedem, dem damit gedient ist: ich sey selbst unter allen Dummköpfen der größte! —

XXIV.

Fortschritte des gesunden Denkens.

In keiner Gegend Deutschlands hält man itzt das liberaliter sentire et scribere für ein Staatsverbrechen. Unser Zeitalter ist über die Barbarey hinweg, der Zufolge man jede redliche und wahrhafte Aeußerung über irgend einen Punkt von Philosophie des Lebens mit einem allgemeinen Fluch lohnte, und mit hundert Pasquillen. Das Licht des gesunden Denkens leuchtet immer weiter. Die Zeit bringt alles in die Richte. Edelmuth verdränget immer mehr angebohrne Niedrigkeit und hündische Menschenfurcht. Auch da sagt man itzt die ehrliche Wahrheit laut, wo noch vor wenig Jahren niemand eher reden oder handeln durfte, bis er sich, durch die ängstlichsten Erkundigungen, versichert hielt, niemand

dadurch zu misfallen. Was uns itzt bloß vernünftig scheint, verwünschten und verdammten unsere Großmütter als neu, ungewöhnlich, ausländisch, kühn. Aber unsere Philosophie kehret sich nicht an unsere Großmütter.

XXV.

Gottesspürhund. *)

G. Wie wirds dir, wenn du kommst und siehest die allangebeteten Schriftsteller und Gelehrten, zumal den großen J. in B.? Wie ekelt dir des erbärmlichen Zeitungslobs, und Bibliothekenlobs? Wie lernst du den Ruhm für Koth und Unrath achten?

Ich. Von wem — mein Herr, sprechen Sie so?

---

*) Wer und was zum Theil dieser junge Herr sey, liest man im deutschen Museum vom März 1779. S. 284.

G. Dem Teufel — dem Unmenſchen — gebührt ein Schlag mit eiſerner Fauſt in ſein Gebiß und Felſenherzen, um ihn, wenn er im Elende ſchmachtet — der argwohnen darf — ich ſpreche von einem andern, als von dem allberühmten, allangebeteten Schwachkopf, dem Rathſchreiber Iſelin in Baſel.

Ich. Der die Diamanden nicht gezählet hat, auf Jacob Böhms Miſte; der von Gaßnern glaubt, er ſey ein dummer, aber ehrlicher Quackſalber; der geſagt hat, euer Kraft und Genieweſen ſey eine Peſt des Vaterlandes, der durch ſeine Schriften in der Stille in manchen mir bekannten Staaten mehr Gutes gewürket hat, als Sie, mein Herr, mit ihrem brauſen in ihrem Städtchen jemals würken werden; der die Wohlfahrt der Menſchheit und der Welt hätte würken können, wäre er geweſen, was er durch Kopf und Herz zu ſeyn verdienet, Mini-

ſter an irgend einem der größten Höfe, wie ſein Bruder Türgot.

G. Bey Gott, — ich, ich, ich habe gewürket — — in Straßburg, Weimar, Deſſau, Petersburg und Aſtrakan. —

Ich. Pillen! — *)

XXVI.

Geſpräch über den Neid.

Ich. Unter Handwerksgenoſſen ſogar — raiſonirt keine Leidenſchaft weniger, als der Neid.

Er. Deſto ſchlimmer für den Verſtand von manchem Arzte.

Ich. Unſinnig iſt vollends der Neid bey dem, der nichts mit uns zu theilen hat.

---

*) Der Jüngling, mit dem ich hier die Ehre habe mich zu unterreden, iſt (entre nous soit-il dit) ſeiner Profeſſion ein Apotheker.

Wenigstens begreife ich nicht, wodurch die Lage eines Arztes — Leute von anderer Profession, in entlegenen Ländern — schmerzt?

Er. Seine Kranken sind vielleicht zuweilen vornehm, vielleicht weit umher verbreitet. Sie verschaffen Connexionen. Sie führen ihn in eine Welt, die nicht die unsrige ist.

Ich. Sie verschaffen Connexionen mit neuen Kranken; und oft drücken ihn schon die alten zu Boden.

Er. Sie bringen Ehre und Gold.

Ich. Ach wenn du wüßtest, wie demüthigend die größte Ehre eines Arztes ist! und dann, wie manche angstvolle Stunde, wie manches schlecht verdaute Essen, wie manche schlaflose Nacht, wie manchen Seufzer, wie viele Thränen und wie manche Verwünschung einem dieses Blechen zweifelhafter, oft

ſb unverdienter Ehre, und dieſes elende Gold koſtet!

Er. Freund, du möchteſt wohl, daß dir die Tauben geſpickt und gebraten ins Maul flögen.

Ich. Das nicht. Aber faſt alle Menſchen ohne Ausnahme, die über ihren Neid nachdenken und ſich ihres Neides nicht ſchämen, ſind ſchwache und niedrige Kerle, die nicht verdienen, daß man darüber ein Wort mit ihnen verliert.

Er. Giebt es nicht Fälle, in welchen der Neid Achtung verdient?

Ich. Einen weiß ich gewiß. Vor zwanzig Jahren beſuchte mich in der Schweiz einer meiner liebſten Freunde, ein großer Arzt. Wir lebten zuſammen in meinem Hauſe äuſſerſt glücklich. An einem Morgen, der für uns beyde ſehr heiter war, fragte mich mein

Freund: was und wie ich das ganze Jahr hindurch lese? Ich lese allerley, sagte ich, und excerpire alles, nach Hallers Manier; aber kurz, und dann bringe ichs in eine bequeme Ordnung. Gieb deine Säcke her, versetzte mein Freund. Ich hohlte einige, wies ihm die Einrichtung und die etwanige Mannigfaltigkeit. Mein Freund sah sehr aufmerksam alles durch, unterhielt sich mit mir darüber, war sehr lustig, und lachte oft. Endlich fieng er auf einmal an stille und trübsinnig zu werden. Ich erhielt mit aller meiner Freundlichkeit und Liebe kein Wort mehr von ihm. Zuletzt brach er in einen entsetzlichen Strom von Thränen aus.

Er. Lachen und Weinen sind bey euch Männern aus wärmern Gegenden oft beysammen.

Ich. Diese Scene bestürzte mich äusserst. Ich fragte mit Rührung nach der Ur-

ſache dieſer Thränen. Mein Freund war ſprachlos. Ich bat, drang; beſchwur ihn, daß er doch ſprechen möge, daß er mir die Urſache ſeiner Traurigkeit ſage.

Er. Was ſagte er endlich?

Ich. Er ſagte: ich weine aus Neid.

Er. Edel — —! Und was ſagteſt Du?

Ich. Ich warf mich auf die Knie vor meinem Freunde, ſprang auf, fiel ihm um den Hals, umarmte ihn inniglich, drückte ihn an meine Bruſt, ſtürzte ſelbſt in tauſend Thränen.

Er. Das nennen wir in Deutſchland Empfindſamkeit! — Wie giengs weiter?

Ich. Als ich mich erhohlet hatte, ſagte ich meinem Freunde: Seine Thränen ſeyn mehr werth, als alle meine elenden Excerpten. Dadurch werde man, vielleicht am En-

de seines Lebens, ein wenig gelehrt; aber niemals klüger! Ich zeigte ihm, ob ich ihn gleich durch meinen Fleiß hierin übertreffe, so übertreffe er hingegen mich unendlich, durch viele wichtige große und nützliche Kenntnisse, die mir gänzlich mangeln; unendlich durch seinen hohen umfassenden Verstand, durch seine feuervolle Beredtsamkeit, seine Vaterlandsliebe, seine Römerseele, tausend edle und beneidungswürdige patriotische Thaten.

Er. Nenne mir diesen Mann — oder gleich reise ich nach der Schweitz und suche ihn auf.

Ich. Er ist Verfasser der Denkrede auf den Bürgermeister Heidegger in Zürch.

Er. Und ist ein Arzt? — —

Ich. Foppe nicht. Ich kenne äusserst edelmüthige Aerzte hier und in ganz Deutschland.

Er. Sed rari nantes in gurgite vasto. —

Ich. Diesen edlen Doctor und einige andere Männer ausgenommen, liebe ich doch die Deutschen itzt ungleich mehr, als die Schweitzer; und ich weiß sehr gut — warum?

Er. Wir kommen von unserm Zwecke ab. — Also erlaubst du doch zuweilen den Neid?

Ich. Es giebt Fälle, in welchen ichs für schändlich halte, nicht neidisch zu seyn. Zu dieser Art des Neides möchte ich alle Menschen ermuntern.

Er. Du schwebst immer in Extremen.

Ich. Weil sie sich berühren. — Oder ists nicht lasterhafte Niedrigkeit und wahre Schwäche, daß man das erhabene Verhalten einer edlen Seele im Unglücke nicht eben so beneidet, wie jede Art von Ehre, und, wenn du willst, eine Reihe von Siegen?

Er. Ich danke für dieſe Donquichotterie!

Ich. Mir wenigſtens wars ſo zu Muthe, als ich in der Sammlung des Marquis von Montalembert die Briefe des Schwediſchen Generals von Hamilton an den Reichsrath von Höpken las, und in den Engliſchen Zeitungen Burgoyns Brief an das Miniſterium in London, über ſeine Gefangennehmung bey Saratagoa.

XXVII.

Rabotage über Herrnhuter, Pietiſten und den Quackſalber Gaßner.

Herrnhuter und Pietiſten — Aug und Herz ſtrebt bey euch (ich geſteh es mit Beſchämung) mehr als bey unſer einem zum Himmel. Aber, Kinderchen, warum haßt ihr euch?

Die Pietiſten übertreiben die Menſchheit, anſtatt ſie zu lenken, und darum ſcheitern ſie ſo oft. Stromkündigere Steuermänner ſind die Herrnhuter. Sie folgen der Natur, nehmen den Menſchen in ihren ſanften Schoos auf, wie er iſt, und ſo verdorben er auch ſeyn mag. Dann leiten ſie ihn, an ſeidenen Faden, auf Stufen holdſeliger Eintracht und tiefen unſchuldigen allgemeinen Friedens, zu der beneidenswertheſten innern Ruhe, bey aller menſchenmöglichen Thätigkeit, Betriebſamkeit und Induſtrie.

Die Pietiſten haben zwar auch große Kräfte ausgeübt, zumal in Oſtindien. Aber ſie ſind Aerzte, wie der Quackſalber Gaßner, der erſt ſeine Patienten todtkrank macht, um ſie zu heilen; ihnen den Dummheitsteufel und eine Legion anderer Teufel in den Leib jagt, und keinen heraus.

XXVIII.

Radotage übers Genieweſen.

Bey der anitzt in Deutſchland allenthalben graſſierenden Genieſeuche iſt doch Divination von dem, was Jünglinge einſt ſeyn werden, ſeltener, als man glaubt.

Freylich ruft der Pappa oft mit Entzückung: mein Sohn iſt ein Genie, wenn der Junge zum erſtenmal die Finger ins Licht ſteckt, oder lachend die Treppe herunter purzelt. Der Hofmeiſter, der ſelbſt zuweilen leider auch ein Genie iſt, ſagt den Eltern, wenn die Junkers nichts taugen, ſie ſeyen Genies. Die meiſten deutſchen Recenſenten von der hungrigen Claſſe ſind Genies.

Indeß wurmt es doch auch manchem Vater, wenn er hört: ſein Sohn ſchreibe äuſſerſt eilige Geſchäftsbriefe an Leute, mit de-

nen er zu thun hat und die ihn nicht kennen, ohne seines Namens Unterschrift, ohne Benennung seines Aufenthalts, ohne Datum; oder auch Briefe an Personen, die für ihn Achtung haben, auf kleine abgerissene Papierwische, die man sonst nur auf Abtritten braucht. Manche Mutter klagt mit Thränen, ihrem von Göttingen — zurückgekommnen Sohne sey keine Suppe gut genug!

Deswegen müßt ihr nicht verzweifeln, denn das ist nur Mode! — Aber wißt ihr, wenn ihr einen Jüngling seht, der gar nicht nach der Mode seyn soll, der schlecht und einsam seinen Weg fortschleicht; fast immer in Gesellschaften schweigt, indeß andere, die immer schweigen sollten, hunderttausendmal sprechen; mit dem es in Absicht auf Gönnerschaft und Praxis (wenn er ein Arzt ist, wie ich in Hannover einen ken-

ne) nicht recht fort will, und der dann doch, wenn man ihn dazu zwingt, Fragmente zum Entzücken — schüchtern aus der Tasche zieht; wißt ihr, was das bedeutet?

Unter Hunderten, die den von uns weg gezogenen Leisewitz, auf den Assembleen unserer Mittelgattung, demüthig und mit gesenktem Angesicht hinter der Thür stehen sahen, sagte dann doch hier und da einer dem andern: dort steht Deutschlands künftiger Robertson und Hume.

XXIX.

Geselligkeit.

Eine Dame in Hamburg erzählte mir, ihre Köchinn scheine etwas galant; und sie habe ihr darum einige sanfte Vorstellungen gegen die heillose Menge ihrer Bräutigame — und die daher rührenden übeln Fol-

gen gemacht. Madamm, verſetzte die Köchinn, en Minſche mot en Fründ hebben, un wenn et ok en Thunpal were!

XXX.

Geſpräch über Phyſiognomik.

Wieland. Aber, ob Gott will, iſt doch keiner von euch ſo arm am Geiſt, Lavatern nicht wenigſtens den Vorzug außerordentlicher Fähigkeiten — und ſeinem phyſiognomiſchen Werk den Werth einer Menge neuer Bemerkungen, und weit gränzender Blicke in das, was noch unbekanntes Land auf der Karte der menſchlichen Erkenntniß iſt, einzugeſtehen? Oder wißt ihr noch — nicht, daß Lavaters Werk nicht das Hirngeſpinſt eines Träumers, ſondern das mühvolle Unternehmen eines Naturforſchers iſt? daß er die Phyſiognomik

nicht wie eine alte Zigeunerinn die Chiromantie, sondern wie ein weiser Mann behandelt hat, der ein neues und fast unermeßliches Feld der Naturgeschichte zu bearbeiten anfängt, und dem die Nachwelt, was sie auch von diesen oder jenen einzelen Theilen oder Stellen seiner Fragmente urtheilen mag, doch gewiß seinen Platz neben Bacon, Locke, Bonnet und Buffon weder versagen kann, noch versagen wird?

Hottinger. Es ist wahr, unser Herr Helfer Lavater hat ein großes kostbares Werk über die Physiognomik geschrieben. Er möchte gerne Epoche machen, das ist, in großen Bibliotheken stehen; aber es gelang ihm nicht. Vielleicht hat er etwa hie und da eine brauchbare Wahrheit erwischt, wie die Kaminphilosophen, welche den Stein

der Weisen gesucht haben ohne ihn zu finden, manches in der Chymie, und deswegen sollte, nach dem Urtheil des großen Herrn Professor Schlötzers in Göttingen, Lavater auch noch den Stein der Weisen suchen. Kaminphilosophie ist ohnehin in der Lavaterischen Familie angeerbtes Talent. Ach was sind die meisten Kupferstiche in Lavaters Physiognomik, obgleich alle verfertigt von Geniebuben? Dies Gekribbel und Gekrabbel hätte er durch ein Wunderwerk in Meisterstücke verwandeln sollen; denn Lavater thut doch Wunder, wie man weiß. Dienstfertige Jungens und physiognomische Mackler brachten zwar, die Kothschaufel in der einen Hand, und die schmetternde Trompete in der andern, aus allen Winkeln — Deutschlands, gegen zwanzig tausend Thaler Subscriptionsgelder für dieses unnütze Werk

zuſammen; und zeigten jedem der nicht unterſchreiben wollte, die Zunge bis an den Schlund. Aber wie gewonnen, ſo zerronnen! Uebrigens, Herr Hofrath Wieland, geſteh ich gerne, daß die Phyſiognomik über meinen Horizont geht, und daß ich davon zu urtheilen nicht vermag. So viel aber kann ich — begreifen, daß meines Nachbars alte Viehmagd und mein Herzgen —— zwo Phyſiognomien von ganz verſchiedener Art haben —— weiter nichts.

Wieland. Weiter nichts?

XXXI.

Der höchſte Stolz.

Der höchſte Stolz hängt zuweilen an einem dünnen Faden. Bey deiner Großmutter —— an der hündiſchen Demuth,

mit welcher ihr der Hausverwalter ihre Morgenlectüre, den Küchenzettel, überreicht; und —— bey manchem gepriesenen Herrn Professor, an der Dummheit seiner hochverehrten Herren Auditoren!

XXXII.

Bibliothekare.

Bibliothekare findet man in England und Frankreich eben nicht, die, bey der größten Gelehrsamkeit, für ihre Nation auch Häupter des guten Geschmacks sind, und Schriftsteller für alle Zeiten, wie Heyne in Göttingen und Lessing in Wolfenbüttel.

Aber Bibliothekare, die Esel sind, findet man häufig in Italien. Ein solcher Italiänischer Bibliothekar antwortete einem Kopf von der ersten Classe, dem Ritter

Mitchel, (vormaligen Engliſchen Geſandten bey dem König in Preuſſen,) auf alle ſeine Fragen, die Litteratur betreffend: Gnädiger Herr, ich weiß alles, nur das weiß ich nicht.

Ein andrer Italiäniſcher Eſel dieſer Art, ſagte ihm: Illuſtriſſimo Signore, ich habe einen Sohn von vierzehn Jahren, der alles in in der Welt geleſen hat. Vorige Woche ward er mit den gedruckten Büchern fertig; nun kommt er an die Manuſcripte.

XXXIII.

Eislauf und kalte Bäder.

Säumſt du noch immer in dem Lehnſtuhl beym Ofen, und ſchläfſt
Scheinbar denkend ein? Wecket dich der ſilberne Reif
Des Decembers, o du Zärtling, nicht auf?

Klopstock, der göttliche Dichter allein — kanns sagen, welche Heiterkeit und Kraft die Seele durch eine kalte, reine und stille Luft erhält. Nur müssen dabey die Gefäße der Lungen gut seyn, und der Mensch nicht geneigt zum Blutspeyen.

Ich bin zu schwach die Freude auszudrücken, mit welcher ich, am Anfang dieses Jahrs, in Hannover so viele vergnügte Menschen auf dem Eise sah. Unser Winter ist bekanntlich sonst immer traurig, trübe, neblicht, naß und wenig kalt. Die Eingebohrnen des Landes befinden sich überhaupt am besten bei dieser Witterung. Es entstehen weit wenigere Krankheiten von Entzündung; weit weniger Schwindsuchten, wozu wir so sehr geneigt sind, weil wir die ersten Spuren derselben, die langen Husten und sogenannten Catarrhe, so sehr versäumen,

oder auch nicht gleich gehörig behandeln (wie mein liebster seliger Herzensfreund Sulzer in Berlin, um dessen Tod jeder deutsche Gelehrte mit mir trauert). Hingegen leidet man bey dieser Witterung desto mehr an den bey uns itzt so sehr verbreiteten Nervenkrankheiten. Die kalte Zeit, so sehr auch diese die Nervenkrankheit ermuntert, ist indessen für uns Hannoveraner immer die gefährlichste, und vielleicht am meisten, wenn sie oft mit sehr warmer Witterung abwechselt. Wir hatten, außer den gewöhnlichen übeln Einflüssen des Frühlings, (der fast immer die ungesundeste und doch hier so wenig gefürchtete Jahrszeit ist,) diesen Zustand im März und April dieses Jahrs; und vermuthlich darum sagte im April einer von unsern vortrefflichen Practicis: nun haben wir alle Krankheiten, ausgenommen die Pest.

Der Eislauf erregte indeß im Monat Januar in der Stadt Hannover einen allgemeinen Jubel. Eine Gleichheit des Bedürfnisses machte fast alle Stände gleich. Alles näherte sich der (von der unsrigen vielleicht etwas verschiedenen) Rangordnung im Himmel. Unser ganzer und unser halber Adel; unser dritter, vierter, fünfter, sechster, siebenter, achter und neunter Rang; Menschen von jedem Gehalt und jedem Alter ließen sich, vermischt und durch einander, in kleinen Schlitten auf dem Eise herumtreiben, und kreuzten sich pfeilschnell. Von allen purzelte bald eine da, bald einer dort. Bald sah man ein Paar altadeliche Beinchen in der Höhe, und bald ein Paar bürgerliche. Alle, und zumal unsere jungen Herren, waren dabey heiter, froh, lustig, leidenschaftlich und kühn.

Mir fiel zuweilen die Grille ein: ob die Aerzte gewisse Kranke im Sommer nicht eben so nach Norden schicken sollten, wie im Winter nach Süden? Ich weiß zwar sehr wohl, daß es des Sommers in Petersburg zuweilen eben so warme Tage giebt, als in Brasilien; aber diese Witterung ist nicht von Bestand, und von derselben ist auch hier nicht die Rede; denn ich spreche von angenehmer kalter Luft.

Der Bruder Johannes (adoptirter Baron von Watteweil; Zinzendorfs Schwiegersohn) sagte mir im Jahr 1777 in Pyrmont, wenn man eine Akademie von Philosophen errichten wollte, deren einzige Bestimmung seyn müßte, neue Wahrheiten zu erfinden, so wäre dazu, wegen der herrlichen Sommerluft und der unglaublichen Kraft, die ihre Reinheit

und Elasticität der Seele gebe, kein Land in der Welt so gut, wie Grönland. Ich weiß auch, daß der Pater Hell die erschrecklichste Hypochondrie an der äußersten Spitze von Norwegen in dem öden Wardehus verlor.

Klopstock predigt den Eislauf mit der Salbung eines Heidenbekehrers, sagt ein Genie von der ersten Classe, mein Freund Sturz. Beynahe alle wahre Genies schwimmen und plätschern in eiskaltem Wasser, oder schreiten, wie der Domherr von B. — zum größten von allen Confortativen, und baden sich nach Mitternacht im Thau.

Als der deutsche Homer, der Graf von Stollberg, mit seinem edlen Bruder und dem Baron Haugwitz, im Sommer 1775 die große Reise über die Schweizerischen

Alpen machten, und hinkletterten, wo kein Schweizer (die Gemsjäger ausgenommen,) niemals hingeklettert ist; badeten sie sich alle drey, jeden Tag mehr als einmal, mitten im Schweiße in dem Wasser der Eisgebürge. Ich sah sie nach dieser Reise, als sie eben von den Boromäischen Inseln zurückkamen, in Genf; ihr Antlitz war mit den Rosen der schönsten Jugend bedeckt, und ihr ganzes Wesen verkündigte Liebe und keusche Kraft.

Sie bedienten sich nachher auch der kalten Bäder noch oft in Zürich bey ihren Spatziergängen an dem dasigen herrlichen See. Lavater gieng oft mit ihnen. Aber die reine, jungfräuliche, unschuldige Seele erschrack — und verbarg sich zwischen die Bäume, sobald als die Stollberge etwas nackendes erblicken ließen. Dem unge-

achtet gab der arme Lavater den Bauern umher ein so schreckliches Aergerniß, daß sie ihn ohne Barmherzigkeit bey dem Consistorio in Zürich verklagen wollten, weil er öffentlich mit Wiedertäufern umgehe.

Kalt badete sich Göthe in Weimar, mitten im Winter, unter freyem Himmel; und als ihn einst dabey, in seiner Nacktheit, eine Colik befiel und er kein trocknes Hemd hatte, zog der gute Wieland bey der fürchterlichsten Kälte sein Hemd aus, gab es Göthen hin, und gieng mit ihm, eine Stunde weit, ohne Hemd wieder nach Weimar zurück.

Ich mag zur rechten Zeit und an gehörigem Orte die kalten Bäder viel lieber leiden, als die aus vielen unserer neuesten deutschen Schriften eingeschlurften Kraftsuppen deutscher Mannheit, die mit ihrer Würze die Eingeweide und den Ver-

ſtand verbrennen. Wo das Blut ſchon eine beißende Schärfe hat, verſchreibe ich nicht Kraftſuppen. Auch da, wo es gewaltig zum Kopfe lodert; wo man wegen unreinen und verſtopften Unterleibes Krämpfe hat, die uns ein Arcadien träumen laſſen in Weſtphalen; uns in Idealwelten hinaufſchrauben und in metaphyſiſche Luftſchlöſſer; dem Knaben alles nur einſeitig darſtellen, und jedem beſſernden Gedanken ſtolz und nagelfeſt widerſtreben; kurz, wo die Spannung der Nerven ſchon zu gewaltſam iſt, — verſchreibe ich meinen Kranken eben ſo wenig kalte Bäder, als Doctor Ratzeberger dem Paſtor Gedeon.

XXXIV.

Phyſiognomiſches Recept.

Vielleicht kennen wenige meiner Leſer, und zumal ſolche, die Griechiſch verſte-

hen, einen groſſen dickbauchichten weltbe-rühmten Profeſſor der griechiſchen Sprache in Zürich.

Dieſer Nachfolger im Lehramte Breitingers (jenes mit Bodmern, Hallern, und der nun in Sachen der Dichtererey ziemlich altmodiſch gewordenen Vernunft — ſo berühmt geweſenen Einwürkers in den Geſchmack der Deutſchen,) wollte, wie mir Göthe ſagte, den Sophocles überſetzen; und — konnte nicht.

Da machten ihn die Zürcher zum Wiederherſteller des guten Geſchmacks auf ihrem Gymnaſio. Der Herr Profeſſor und ſein Bauch — beſtiegen alſo feyerlich den Katheder, und brummten eine Antrittsrede gegen Lavater — über das Sapere aude, die ſo anfieng:

„Auditores! Setzt einem antiken Kopfe „des Cäsars, oder des Pompejus, oder „des Cicero — die runde Perucke eines „Dorfschulmeisters auf; so werdet ihr sehen „in dem Gesichte des Cäsars, in dem Ge„sichte des Pompejus, in dem Gesichte des Cicero, eines Dorfschulmeisters „Physiognomie —

XXXV.

Urtheile über Lavater.

Vor einigen Jahren war viel Redens von Lavater. Ich hatte damals die Ehre bey dem Herrn Landdrost von — zu — mit Ehrnprediger Bitendüvel, Ehrnprediger Schinking, Ehrnprediger Surland, und vielen andern würdigen Männern ihres Standes zu speisen. Ehrn Bitendüvel hatte mich schon seit zwey Stunden von nichts unterhalten, als von Lavater — und mit großer Vernunft; indeß da die übrige Gesell-

schaft sich gütlich that, und die Gaben Gottes und unsers gnädigen Herrn Landdrosts mit stiller Dankbarkeit verzehrte. Aber unversehens fragte Ehrn Gurland, äusserst laut, von dem andern Ende der Tafel: Ist das der Lavater — der Windbeutel, der die Aussichten in die Ewigkeit geschrieben hat? Nein, schrie der gnädige Herr Landdrost, der noch gar nicht seine volle Portion Rheinwein im Leibe hatte: Es ist der Kerl, der das dumme Zeug schreibt von die Gesichter.

XXXVI.

Etwas von Vipern.

Ein witzig — seyn wollender Kopf hatte vor zwanzig Jahren eine Pasquille auf mich geschrieben, voll Schiefheit und Brutalität. Ich erkannte ihn auf den erstich Blick. Einige Zeit nachher hatte ich die Ehre, mit die-

sein witzigen Herrn zu speisen. Wir saßen einander im Gesichte. Er schnüffelte viel von Naturhistorie. Kennen Sie eine Eigenschaft der Vipern? fragte ich den witzigen Herrn. — Man läßt sie beißen, zwanzigmal, dreyßigmal nach einander; dann verlieren sie ihren Gift.

XXXVII.

Gegen Göbhard und Consorten.

Den Büchernachdruck, wodurch ein unsichtbares Heer von ehrlichen Räubern die besten Köpfe Deutschlands in Kummer und Armuth wirft, setzte Sulzer — in eben die Classe mit dem Stehlen eines Pfluges. Wie der Pflug nicht kann in einem Schrank vor Dieben verschlossen werden, schrieb er mir, so wird auch ein Buch nicht anders

genutzt, als wenn sein Eigenthümer es ins Publikum verbreitet. Deswegen bleibt es doch sein Eigenthum.

XXXVIII.

Höflichkeit eines Studenten.

Ein junger Herr kam eben von der Universität zurück. Sein erster Schritt in die große Welt, war, bey einer sehr schönen Dame, ein Wochenbesuch!

Der junge Herr besichtigte erst wie ein Faun die Mutter; nachher das Kind — und sagte dann ganz laut: Von dieser Würkung möchte ich wohl die Ursache seyn?

Lieber alles in der Welt, (versetzte die Dame etwas schnippisch,) als ei-

ne Urſache, die eben von Göttingen kommt.

XXXIX.

Grobheit eines Profeſſors.

Im vorigen Jahrhundert ſagte ein redlicher Dummbauch — übrigens Bürgermeiſter und Präſident des akademiſchen Senats in einer bekannten ſchweizeriſchen Stadt, zu einem Profeſſor: Glaubt mirs — Herr Profeſſor! Gelehrſamkeit macht nur Pedanten, und ohne alle dieſe Schnürkeleyen gelangt man in der Welt zu allem.

Das iſt wahr, antwortete mein Landsmann: davon ſind Euer Gnaden der Beweis!

XL.

Der Fuhrmann in Norwegen.

Die Normänner, zumal die in dem nördlichen Theile Norwegens, sind herrliche Leute. Mein alter großer Freund, der Doctor Oeder, bekanntlich einer der tiefsinnigsten und vielfassendsten mathematischen Köpfe in Europa, übrigens ein ziemlich kaltblütiger Philosoph, wird immer nicht nur warm, sondern heiß, wenn er von dem Edelmuthe der Normänner spricht. Bekanntlich hat Herr Oeder zwar der Botanik wegen, in verschiedenen Jahren ganz Norwegen bereiset, und durch seine Pflanzengeschichte der Dänischen Staaten seinen Namen verewiget. Aber seines Geistes wegen nahm ihn der große Minister von Bernstorf bald nach seiner Rückkunft in das Departement der Affairen von

Norwegen, als Menſchenkenner und Staatsmann. Und dem zufolge ward er, der Doctor Oeder, im Jahr 1772 zum Stiftsamtmann von Drontheim ernannt.

Ein großer Kräuterkenner und ein lieber Mann, Herr Profeſſor Weber in Kiel, erzählte mir heute: als er letzten Sommer eine Reiſe durch die Gebürge von Norwegen gethan, habe er auf der Landſtraße einen Mantelſack liegen geſehen. Da hat jemand ſeinen Mantelſack verlohren, ſagte Herr Weber zu ſeinem Fuhrmann? Dieſer erwiederte: Der konnte wohl ſeinen Mantelſack nicht fortbringen, und hat ihn hier liegen laſſen! Herr Weber verſetzte, dies ſey aber doch gefährlich? Nein, ſagte der Fuhrmann lächelnd: denn wer wollte in Norwegen einen Mantelſack ſtehlen?

XLI.

Des Menſchen Leben.

Bey der ſchönſten Witterung war ich im Auguſt 1775 in der mir unvergeßlichen Geſellſchaft von drey liebenswürdigen Hannöveriſchen Damen, und eines edlen Biedermanns und Staabsofficiers unſerer Armee, auf einer kleinen Barque, unter Wimpeln, die ein leiſer Zephyr trieb, im Hafen zu Genf, vergnügter, als kein König.

Im Auguſt 1776 ſah ich zu meinen Füßen das Ufer des Baltiſchen Meers. Einige Tage nachher fragte ich, im Hafen zu Kiel, einen Ruſſiſchen Schiffer: Mein Freund, wie bald wollen Sie mich nach Petersburg liefern? — Raſch und laut, wie ein wahrer Seemann, erwiederte der Ruſſe: Herr, bey dieſem Winde, in ſechs Tagen!

Mein Gott, mein Gott, sagte ich zu meinem Herzensfreunde, dem Hofrath von Reiche (dessen Gesellschaft ich mir in Hannover zu dieser Reise ausgebeten hatte, und der den Frühling nachher in meinen Armen starb): welche Abänderungen von Scenen in so kurzer Zeit; — ein wahres Bild unsers Lebens! Heute hier, und Morgen in der Ewigkeit!

XLII.

Alcimna und Milon.

Alcimna. Der Baum, däucht mir, der mich sonst freute, mir freundlichen Schatten gab, ist eine Eiche worden, und hat für mich keine Blätter mehr.

Milon. Schöne Blätter hat die Eiche; es läßt sich sanft darunter ruhn. Al-

cimna, denk an den Eichwald, wohin wir oft giengen, Hand in Hand.

Alcimna. Ich pflegte jenen Baum so gern. Nun, da er ein Eichbaum ist, stößt er mich zurück, wenn ich an ihn mich lehne.

Milon. Der Eichbaum stößt dich nicht zurück. Aber er schüttelt seine Zweige mächtig — im Sturm.

Alcimna. Er schüttelt mächtig seine Zweige, daß die Früchte mir im Fallen weh thun.

Milon. Er läßt nichts fallen, das Alcimnen weh thut. Leise zwischen den Blättern hinab gleiten seine Frücht' in ihren Schoos.

Alcimna. Laß mich! —

Milon. Laß mich noch eine Weile seyn — was ich dir scheine. Laß mich die

Kraft

Kraft meines Arms versuchen, gegen — die Räuber. Ach! wie lange war mein Arm gelähmt! — Es geht bald vorüber. Dann komm ich wieder zu dir, dann weid' ich wieder deine Heerden. Sieh, dann ist dieses Herz (das dir itzt wild und hart scheint) sanft, wie deine Lämmer.

XLIII.

Herder.

Was Gelehrte über Dinge von Gelehrsamkeit gegen Herdern, diesen Adler unter den deutschen Genies, erinnern, prüfe wer kann. Hier nur das. Mir hat Moses Mendelssohn gesagt: er finde in Herders ältester Urkunde des Menschengeschlechts — Schätze von tiefer vor ihm nie verstandener Wahrheit,

und einen ganz neuen zur Aufklärung der heiligen Schrift vor ihm sonst durch niemand erreichten Orientalischen Geist.

Warum aber ein flacher wässerichter, in der Reihe der Wesen so tief unter Herdern, als die Erde unter dem Himmel stehender Alltagsscribler, irgendwo im Hannöverischen Magazin, Herdern einen großen Querkopf — nennt; warum man diesen Pfeiler der deutschen Orthodoxie für den größten Heterodoxen ausgiebt, ohne jemals auch nur einen einzigen Grund dafür zu sagen; warum man itzt, da er in Weimar, in der wahren edlen Mitte guter Sitten, in der Einfalt, Würde, Göttlichkeit und erhabenen Ruhe seines Standes, lebt, durch Deutschland und die Schweiz verbreitet hat: er steige in Stiefeln und Sporen auf die Kanzel, reite nach jeder Pre-

digt dreymal um die Kirche in Weimar, und jage dann, mit der Peitsche klatschend, in vollem Gallop wie ein Turnierritter, zu Tempel und Thor hinaus — bedarf dies einer Erklärung?

XLIV.

Der Graf von Verelst.

Der Graf von Verelst, viele Jahre hindurch Abgesandter bey dem itztregierenden König in Preußen, schien mir ein Mann von trefflicher Erziehung, großer Cultur, vielem Geist, unendlicher Welterfahrung; aber gleichwohl in einigen Artikeln, noch immer — ein Holländer!

Während seines Aufenthalts in Pyrmont im Jahr 1772, war ich sein Arzt. Ich bin oft krank, sagte er mir einst, und kann mich doch an die Manieren sehr vieler von euren

deutſchen Aerzten nicht gewöhnen. Die ſind ja ganz artig! — antwortete ich. Ja pardieu, erwiederte mir Verelſt, gleich überwältigt mich der Zorn — ſo bald mir einer ſagt: Euer Excellenz werden die Gnade haben, dieſe Symptomata nicht zu vernachläſſigen. Euer Excellenz werden die Gnade haben, nur dieſe wenigen Tropfen oder Pillen zu nehmen. Euer Excellenz werden die Gnade haben, hierauf zu ſchwitzen, zu Stuhle zu gehen, u. ſ. f.

Was noch das ärgſte iſt, ſetzte mein Holländiſcher Graf hinzu: es entgieng mir einſt in Gegenwart eines deutſchen Arztes ein ziemlich lauter Wind. Der Arzt, weil er bey einem deutſchen Hofe in Dienſten war, befand ſich in Abſicht auf die Etiquette, die in einem ſolchen Falle zu beobachten ſeyn möchte, in entſetzlicher Verlegen-

heit. Niemals würden Sie — errathen, was er that? Er machte eine groſse Reverenz!

XLV.

Witziger Einfall.

Im Frühling 1770 war ich, seit bald zwey Jahren, in der allertiefsten Schwermuth; tiefer in dieselbe versunken, als vielleicht kein Gefangener in dem engsten unterirrdischen Kerker.

Man verlangte viel von mir, und meine Gesundheit war vernichtet. Ich konnte nie ohne Todesangst und Todesgefahr in einer aufrechten Lage meines Körpers essen. Mein einziger Trost und meine einzige Stütze, meine Frau, lag seit vier Monaten an den erschrecklichsten Gichtschmerzen. Sie war lahm. Sie hatte ein Lungengeschwür. Das

Fleiſch fiel ihr in Stücken vom Leibe. Dies alles ertrug die ſanfte Seele mit himmliſcher Geduld. Sie weinte und betete nur für mich!

Ein Regimentschirurgus, der mich täglich in Thränen der Verzweiflung ſah, wollte mich aufmuntern. Er bat mich zum Eſſen. Ich wäre damals lieber an den Tod gegangen, als bey jemand zum Eſſen. Indeſſen aus Furcht, daß der menſchenfreundliche Mann mich unrecht verſtehen möchte, nahm ich die Einladung an. Er bat zugleich einen ſehr rechtſchaffenen und frölichen Prediger, einen Fremden und einen witzigen Kopf. Die Geſellſchaft war ſehr luſtig. Der witzige Kopf gab einen matten Schwank nach dem andern hervor. Ich war ganz ſtille, und lachte nie. Den witzigen Kopf verdroß mein Kaltſinn. Daher ſagte er endlich ganz laut: Alle berühmte Männer ſind ſich

doch von einer Seite gleich; praesentia minuit famam!

XLVI.

Eine Krankengeschichte.

Res est sacra — Miser!

Liebe des Vaterlandes, o Gott, welches Gefühl für einen Schweizer, der daran krank liegt! —

Welches Gefühl — für den der getrennt ist, von jeder Liebe seiner zarten Jugend; getrennt von jener unaussprechlichen Majestät der Natur; jener erhabenen Wildheit, mitten über lieblichen Trifften und Hügeln von mannigfaltigem Grün; jenem Ausguß von Riesenschönheiten, zwischen blumichten Thälern; jenen unabsehbaren Reihen in weißem, blauem und rosichten Glanze sich erhebender Himmelspfeiler — an Ufern

ſpiegelglatter, friedſamer Seen, auf deren Oberflächen ihre Bilder glänzen; getrennt von allen Freunden ſeines Sinnes, ſeiner Denkungsart, von allen Vertrauten ſeines Herzens; getrennt von allen, die ihm gutes gethan, und gutes von ihm erwartet; getrennt von allen, die ihn ſegneten, und allen, die ihn verſtanden.

Ach die Erſtarrung der Seele, die Lähmung jeder Kraft, die allgegenwärtige nirgends wegbleibende Traurigkeit, die Todeskälte beym erſten Aufenthalt in einem Lande von ganz anderm Anblick, ganz anderer Denkart, ganz andern Sitten und Gebräuchen, ganz anderer Sprache, kann kein Menſch fühlen; kein Menſch begreifen, deſſen Geiſt in die Schwermuth dieſer Liebe — nie verſank!

Oder fühleſt du, — wie weh es thut, Mann zu ſeyn, und in den gemeinſten Din-

gen des Lebens Kind zu ſcheinen? — Fühleſt du — wenn aus ſchwarzen verborgenen Höhlen, Niedrigkeit in dieſem Tode alles Lebensgeiſtes, gegen uns wütet, wie das beſtürzt und ſchmerzt? Wie es dann jedem alten Weibe, jedem Elenden, leicht wird den Schwermüthigen zu zerdrücken? — Wie leicht alsdann des Neides Argliſt, und ſeiner Bosheit, und ſeinen Rotten, jeder Dolchſtich, in die Bruſt armer miskennter Unſchuld? — Das alles fühle ich — und ſoll an den Gedanken meines Vaterlandes nicht geheftet ſeyn, bey jedem Blick des Auges, bey jedem Athemzug, bey jedem Fußtritt *). —

Helvetier! — aber anitzt arme kranke Seele, höreſt du keinen Troſt? —

*) Ubicunque, inſtat ac urget; ac ubicunque te verteris, perſequetur.

Du höreſt ihn nicht. Todt biſt du; todt für die Empfindung des Glückes, das dir wartet; für jede Hoffnung!

Zerbrochen, zermalmt ſind meine Nerven. Das Maas meiner Leiden iſt voll. Sieh an, den Elenden — wie er liegen muß! Es iſt genug. Sieh dieſen blutenden Engel, dieſe Martyrerinn — für mich! — Sieh uns alle an, wie wir aus Harm wegſterben! — Das Mark meiner Seele empfindet nichts. Nichts als Schwäche, Angſt, Pein, Verzweiflung; keinen Wink des Himmels, keine Ausſicht. Ich ſehe keinen Lichtſtrahl des Lebens! Schwarz, ſchwarz, ſchwarz iſt die ganze Schöpfung umher. Die Sonne nicht helle, die Erde nicht grün, kein Frühling. Ich erſticke, ich erſticke unter dieſen Nebeln: in dieſem Sumpf, den ich durchwaden ſoll, jeden Tag!

Freund! Du lebst, und wirst auch hier leben in einem Lande der Freyheit; im Lande eines ganz Brittischen Königs, der hier Vater ist; dort Menschenfreund, Bürger, Mensch. Du hast hier die mildeste Regierung. —

Ich dachts, und floh die ausgeartete Schweiz! — Aber ausgelöscht ist jenes antirepublikanische Hohnlächeln der Hölle! Vergessen diese Narben — empfangen im Lande der Freyheit, von Feinden der Freyheit! O wie bin ich itzt ein armer Sklav der Liebe; ich ehmals Starker, Unerschrokkener, Kühner! Liebe glüht in jedem Hinblick zu dir, mein Vaterland! Liebe, allumfassende Liebe für jeden Tropfen Zeit im Umgang Schweizerischer Despoten gäbe ich hin; alle meine Habschaft um diesen Trunk Wasser — aus einer Schweizerquelle!

Ausgelitten, ausgefochten hat er, und — überwunden. Sein Mund ist frölich, sein Herz ist kühn; er deucht sich wieder jung, wie ein Adler. Er fliegt heim, ins Vaterland! Sichts vom Rhein zur Aar, zur Limmat, zum Rhodan! Muß zurück. Denkt an Deutschlands Gränze, unweit Basel, an Georg den Dritten — und weint seine letzte Thräne.

3.

Ueber Schwatzhaftigkeit.

(Geschrieben im Jahre 1773.)

Unter die Fehler im geselligen Umgange gehören nicht nur der Argwohn, die Ehrsucht, die Gewinnbegierde, welche alle Vertraulichkeit und wahre Freundschaft ganz und gar aufheben, sondern auch sie, welche die Geselligkeit so sehr zu unterstützen und gerade zu befördern scheint, — die Schwatzhaftigkeit. Alle diese Fehler, die entweder alle mit einander bey Vielen vereinigt, oder doch gewiß einzeln und lange verdeckt, erscheinen, machen unsern Umgang mit Menschen zum Zwange, zum Mißvergnügen, zur Marter. — Was

iſt doch die Geſelligkeit in unſern Tagen? Ein Name, bey dem man ſich recht viel Angenehmes, Empfindſames, Gefühlvolles denkt, — der aber, wenn man ihn im Leben und in der Anwendung anzutreffen hofft, gewiß auch bey hellem lichten Tage mit der Leuchte geſucht werden dürfte. Wir kennen ſie nur aus ſüßen Schilderungen einiger claſſiſchen Schriftſteller, nicht aber aus Erfahrung. Die Geſelligkeit, ſie, der zweyte Zweck der Schöpfung, —, eine der wichtigſten Urſachen unſers Daſeyns, unſerer irrdiſchen Beſtimmung, — wie ſehr könnte ſie unſer Leben vergnügt, reitzend, entzückend machen. Doch, ſie iſt entflohen mit ſo vielen andern Tugenden, ihren Geſchwiſtern, ſie iſt entflohen von der verderbten Erde, und es ſcheint, ſie wird ſo lange nicht wieder zurückkehren, ſo lange wahre ungeheuchelte Redlichkeit, unſchuldige Vertraulichkeit, ſüße Menſchenliebe und un-

eigennützige Gefälligkeit unter die unbekannten, und bey vielen schon unter die verachteten Sitten gehören.

Selbst die, welche Rechtschaffenheit in die Gesellschaften der Menschen und in alle ihre Zusammenkünfte, die den Namen der freundschaftlichen führen, hinein wünschen, wollen selbst nicht daran, es zuerst zu seyn, und sich darum zu bemühen.

„Wer wollte ganz redlich seyn, — ja „das ginge bey lauter Redlichen noch wohl „an, — allein die sind nicht da. Nein! die „Welt kann es nicht vertragen! Es wäre ein „Beweis einer schlechten Politik, weniger Menschenkenntniß! — Und vertraulich? Ach, „ums Leben nicht! Himmel, wie schadet man „sich da! Besser ist's zurückhaltend, argwöhnisch, mistrauisch zu seyn, da kömmt man „weiter mit. Menschenliebe! Gefälligkeit!

„Nun, das findet sich wohl, wo man es „wieder vergilt, oder wo es viele sehen, wo „Interesse und Ehre uns auffordern. — Hm „ja — da mögts angehen. — Aber sonst „sparsam damit, und wohl ausgerechnet!„ — Dürfen wir es noch hinzu setzen, daß dies der Gedanke und die Sprache für die Geselligkeit, in unsern jetzt so hoch erleuchteten Zeiten sey?

Die niedrigen Grundsätze, welche sich Menschen, — wer weiß alle woher, — anschaffen, und so viele damit verbundene böse Vorurtheile, — auch oft ein schwarzes Herz, — alles hindert die Vereinigung der Gemüther unter einander. Der Argwöhnische ist durch diesen Zug seines Charakters ganz gegen den Umgang. Besucht er die Menschen noch, so sind es Privatabsichten, — oder eine gewisse Tagsgewohnheit, oder der Befehl der Mode oder die Befriedigung seines klei-

kleinen Ehrtriebes, um nicht für einen Sonderling, oder gar für einen Misanthropen gehalten und angesehen zu werden. Und, man urtheile nun selbst: was gewinnt dann nun die Gesellschaft durch sein ekeles, finsteres, zurückhaltendes Wesen? Besteht die Freundschaft nur darinn, daß man mechanisch bey einander steht oder sitzt, oder geht, und bey dem andern etwas genießt? — Welchen Zwang thun sich doch die Menschen an, die sich so den geselligen Umgang, wegen der, wie sie sich ausdrücken, — jetzt so verderbten Zeiten, als nothwendig vorstellen. O ihr, die ihr euch die Welt nicht zur Wüste machen wollt, die ihr es zu empfinden sucht, welche große Reize der menschliche Umgang für einen jeden haben könne, — höret auf mit bösen Vorurtheilen gegen andere eingenommen zu seyn; denket immer das beste von andern, wenn sich auch anfänglich euer leichtsinniges

Herz dagegen sträubt. — Seyd behutsam in allen euren Handlungen, um Religion und Klugheit zu befolgen, aber nie bis zum Ekel zurückhaltend, argwöhnisch, heimtückisch. Fliehet das, was euch zur Menschenmelancholie so sehr führt, den Geiz und die Gewinnsucht, — lasset sie nie zur Hauptleidenschaft bey euch werden, wenn ihr nicht ein gehäßiges Bild der Menschheit, Zerstörer des freundschaftlichen Vergnügens und aller süssen Ruhe im Umgange werden wollt; sehet endlich die Pflichten der Menschenliebe nicht so klein an, als sie doch wirklich auch nicht sind; und Ehre werdet ihr für die Menschheit, Segen für die Welt seyn. Jeder rechtschaffene Gesellschafter, — jeder Verehrer erhabener Tugend, wird durch eure Bekanntschaft gewinnen, und euer Leben wird euch die herrlichsten Aussichten öffnen!

Doch, fromme Wünsche! —

Schaden aber die Argwöhnischen, dem edlen Plane der Schöpfung, dem Umgange; verbittern sie alle freundschaftliche Zusammenkünfte, in Gleichgültigkeit, Verstellung und heimlichen Haß, Neid, Groll und Feindschaft um: so giebt es auch noch andere Arten von Stöhrern derselben, die grade das entgegen gesetzte Gepräge von jenen tragen. Reden die Argwöhnischen nicht viel, und oft gar nichts; halten sie niemand ihres Vertrauens würdig, alle für sich desselben schädlich: so giebt es im Gegentheil auch Leute, die fast beständig sprechen, Schwätzer, die unser Ohr betäuben, Plauderer, die das Aufgehörte wieder wegsagen, Offenherzige, die ihres Herzensgrund frey heraus beichten, Ohrenbläser, die keine Heimlichkeit verschweigen, Großsprecher, die den Stroh-

halm ihrer Einsichten, Kenntnisse und Arbeiten bis zur Größe des Mastbaums erheben; Satyrische, die alles außer sich lieblos beurtheilen.

Alle diese erscheinen im Umgange der Menschen, und man nennt sie gute Gesellschafter, weil sie viel sprechen! Es sind gute Leute, denn sie wissen doch aufzumuntern, zu unterhalten, Einfälle, — Urtheile, — alles zum angenehmen Gehör der Stillen zu bringen.

Sie reden viel, denn das heißt bey ihnen: witzig seyn! Verstand haben! Genie besitzen! Viel sprechen können, — ah, das zeiget von einem offenen Kopfe — von vieler Lektüre — von weiten Kenntnissen, — von ausgebreiteter Erfahrung. Wer viel spreche, der wisse viel. Das müßten viele andere wohl lassen. Das unterscheide den Dum-

men von dem Klugen; sey ein Talent, das den meisten versagt sey. Das heiße wahre Unterhaltung, Conversation! Darum sey man ja bey einander, sich was vorzusprechen. Es gehöre zur feinen Welt, so fein Wort machen zu können, und durch vieles Reden für Andere Aufmunterung und Vergnügen zu seyn.

Diese ungebildeten und verdorreten Grundsätze bringen die Schwatzhaften mit sich in jede Gesellschaft hinein. Wo man sie sieht, da reden sie, und sollt es auch von einem Holzhacker seyn. Immer in Bewegung, auch kaum so lange still, daß sie etwas davor genießen. — Die Menge von verworrenen Ideen, die sie bey sich haben, und die Begierde, nur recht viel zu sagen, um nicht für Kopfhänger oder Hypochonder — Namen, die sie ärger, als die Pest scheuen, — gehalten zu werden, machen, daß sie alles frey

heraus sagen, was sie denken; auch dies oft noch eher, als sie es recht denken, und wenn sie es gesagt haben, denken sie erst nach, was es war. — So in Uebung, in Fertigkeit und Gewohnheit erzählen sie oft falsche oder unrecht aufgehörte Dinge, oder aus der Geschichte Sachen, die sie, aus Mangel gehöriger Kenntniß, verkehrt und unwahr vortragen; alles aber in einem Tone der Wahrheit, mit einer Miene, die um Ehre wirbt. Wie viel Leeres, Mattes, Läppisches und oft mehr als Kindisches ist daher nicht oft der Gegenstand oder der Ausdruck ihrer Gespräche oder Erzählungen! Es ist im eigentlichsten Verstande Geschwätz, hirnloses Gepolter, Unsinn. —

Auch die allerbekanntesten Dinge, — nochmal werden sie uns her erzählt, in der folgenden Viertelstunde noch mal, und noch

abgeſchmackter wiederholt. Sie erkundigen ſich fleißig nach dem, was man in der gelehrten oder politiſchen Welt ſagt, oder was in der Stadt gutes Neues geſprochen wird, um nur viel erzählen zu können. Iſt das geendigt, haben ſie ſich von der Seite ausgeſprochen; ſo bringen ſie oft Streitfragen auf die Bahn, die ſo entſchieden Wiederlegung verdienen, als fünfe nie eine gerade Zahl ſeyn kann. Um die Sache ſelbſt aber und ihre richtige Entſcheidung iſt es ihnen nicht zu thun, ſondern damit doch etwas geſprochen wird. Würden ſie aufs deutlichſte widerlegt, ſo müſſen ſie doch das groſſe Wort haben; ſie ſetzen daher mit einer dummdreiſten oft auch gaukelnden Beredtſamkeit ihre erſten Behauptungen dergeſtalt durch, daß weiß ſchwarz ſeyn muß. Wer ihnen dann beytritt — oft, um den Streit zu enden, oft ihrer Perſon wegen, wer ihnen recht giebt,

ist ihr Mann, ob sie ihn gleich in ihrer Seele oft verlachen, daß es solche dumme Leute geben könne. Sie müssen recht haben, wenn es auch nie wahr werden kann, denn es wäre ihnen schimpflich, das letzte Wort nicht zu haben; dafür betäuben sie andere lieber; — und es ist ausgemacht, wer das letzte Wort behält, ist immer der Einsichtsvollste, der Gelehrteste! — Viele in der Gesellschaft halten sie daher für sinnreich, witzig, weise; lernen sie dann doch, — wie sie meynen, — in ihrem blendenden Lichte kennen, und dies ist schon genug, um entweder durch eine stärkere Stimme, als ihre Gegner haben, oder durch einen Schwall von Worten andere zum Schweigen zu bringen. Giebt es einige wahrhaftig Gesellige, die dann nachgeben, wenn sie sehen, daß alles doch nichts hilft, und Declamation und Uebertäubung die Stelle des Wahren ersetzen muß; giebt es Bescheidene,

die aus vielen weisen Ursachen dann von der Sache abbrechen, um nicht Zeit und Gespräch weiter unnüz zu verwenden: so wiederholen sie ihnen doch, aus Ehrgeiz und Streitsucht und falschem Triumphe lange hinterher noch bey vielen gesuchten Gelegenheiten in wiederkäuenden Reden immer das Alte wieder, von dem sie so gerne nun nichts mehr hören wollten. — Wissen sie gar nichts mehr, so legen sie sich aufs Fragen; sie fragen bis auf die Wurzel, und nehmen daher Stoff zu weitern bis zum Ekel gedehnten Gesprächen. Mit diesem ihrem Leichtsinne verbinden sie nur gar zu oft ein niedriges, schwarzes Herz. Werden ihre Fragen nicht befriedigt; sind die Antworten ihnen nicht bestimmt genug, oder wurden sie gar nicht recht beantwortet, weil es für wizig und gefährlich zu seyn schien: — so werden sie nun dadurch sehen ihre geheimen Feinde. — Sie zeigen

ihnen, daß sie auch eine giftige Zunge haben, und daß man ja ihre Freundschaft zu suchen, und ihren Beyfall zu erhalten nöthig habe. Sie beurtheilen daher andere Menschen auf das strengste und ärgste. Sich selbst halten sie für vollkommen, gar keiner Ausbildung mehr fähig. Da sie besser sind, als andere, so können und dürfen sie mit dem größten Rechte andere übersehen und beurtheilen. Sie verkleinern die oft gar zu entschiedenen Tugenden anderer, oder das sicherste Lob, das viele lebende oder gestorbene Schriftsteller haben, in Verachtung und Spott.

Können sie etwas auf sie finden, mit welchem Eifer bringen sie es hervor! Sie lächeln schon vor Freuden im voraus, ehe sie es einmal gesagt haben, und der laute Beyfall ihrer Umgänger reizt sie um so stärker dazu. Von vielen werden sie schon darum geachtet,

weil sie alle Personen so satyrisch vorstellen können, daß man sich gesund dabey lachen könnte. — Sie hören andere Leute aus, um nur böse Neuigkeiten von ihnen zu erfahren, oder schicken auch ihre besondern Abgesandten dazu aus, um die Verfassung dieses und jenes an dem Tage auszukundschaften. — Werden sie erinnert: es sey Lieblosigkeit, so von andern zu urtheilen, —— so sträuben sich alle ihre Gesichtszüge dagegen. —— Sie könnten ja doch das Böse nicht 'gut heißen! —— Laster müsse Laster bleiben auf dem Throne und in der Hütte. Sie setzen sich oft besonders zu ihren Freunden her, und auf ihrer Zunge stirbt nun mancher gute Name hin, — was sie halb gesehen oder gehört haben, oder aus Menschenhaß nur vermuthen, alles kommt hervor. —— Ob es wahr ist, ob es andere so gemeynt haben, kömmt gar dabey nicht in die Rechnung.

Ihre Unüberlegtheit führt sie oft so weit in der Hitze ihrer Schwatzhaftigkeit, auch ihre eigenen Plane und Entwürfe offenherzig zu entdecken, damit ihre Freunde doch sehen, daß sie nicht argwöhnisch wären, — oder Rath zu holen, — oder ihren Erfindungsgeist zu zeigen, — auch oft aus Mangel an Gesprächen. Werden ihre Absichten vielleicht dann hintertrieben, ihre Vorsätze zurückgehalten, ihre Plane von andern zerstört, so ist nicht ihre Unbesonnenheit Schuld daran, sondern weil die ganze Welt falsch sey, — ihre Schwäche darin finden sie nie. Was sie hier oder dort eben Heimliches gehört haben, — wenn es auch hieß: „Ich sage das sonst keinem.“ „Es soll unter uns seyn. — „Im Vertrauen also.“ Das plaudern sie in der nächsten Gesellschaft, aus Vertrauen wieder aus. Was ihnen der vornehme Mann oft in einer glücklichen Viertelstunde, da er

sie nicht kannte, von seinen oder andern grossen Angelegenheiten entdeckte, oder zu ihrem Vortheile sagte und versprach, da kommen sie, ohne es zu wollen, — von ohngefähr wieder bey andern mit heraus. Sie bereuen es dann oft auf kurze Zeit, — oder sie entschuldigen es auf sich zur Ehre; daß andere doch ihre Verbindungen mit dem Angesehenen, und dessen Achtung für sie daraus erkennten, — denn die Ehre sey ja der vortheilhafte Begriff anderer von unsern Vollkommenheiten und Vorzügen! — Das mache ihnen also Ansehn und große Begriffe bey andern! Ihr Herz erhält Luft, wenn sie alles herausgesagt haben, und viele, die sie kennen, sahen es Ihnen voraus an, daß sie etwas sagen wollten, weil sie eher eine glühende Kohle noch, als Etwas unoffenbart bey sich lassen können.

Das sind die Schwatzhaften, in ihrem Leichtsinne, in ihrem oft so bösen Herzen, und in ihren Vorurtheilen!

Nie werden sie den, der wahre Freundschaft zu schätzen weiß und kennt, für sich einnehmen; schaden aber werden sie sich durch diese ihre Schwatzhaftigkeit, die ihnen zur andern Natur wurde auf allerley Art. Unwürdig sind sie des Umganges der Tugendhaften und ihres Vertrauens. Gefährlich sind sie dem Aufrichtigen, der sie als eine Klippe seines Unglücks sorgfältig vermeiden und mit Geduld und Nachsicht und Wachsamkeit auf sich ertragen muß. Ihre freye Zunge witzelt alle, die sie niedrig beurtheilten, zu ihren Feinden auf — Ihr Charakter wird auch dem Gleichgültigen, der nie mit ihnen zu thun hatte, ein Bild des Abscheues werden. Der Menschenfreund wird sich segnen,

wo ſie erſcheinen, und Sympathie und Wärme des Herzens werden ihm für ſie ganz unbekannte und unnatürliche Empfindungen. Sie ſind ſich im Grunde, wo ſie ſind, ſelbſt zur Laſt, und werden endlich, durch ihre eigene Schuld, zur höchſten Stufe des Unſinns und ihren Folgen gebracht. — Dürfen wir alſo noch fragen, ob ſo die Schwatzhaftigkeit dem Umgange und der Geſelligkeit Nahrung oder Abnahme, Vortheil oder Hinderniß, Nutzen oder Schaden, Aufnahme oder den gänzlichen Ruin verſpreche? —

4.

Etwas über das Händeküſſen.

(Geſchrieben im Jahre 1773.)

Neulich las ich in den Göttingiſchen Anzeigen von gelehrten Sachen *), daß ein Candidat bey einer Kaufmannsfrau nicht Informator ward, weil er ihr die Hand nicht geküßt hatte, und bey den Söhnen einer adelichen Dame nicht Hofmeiſter, weil er ihr die Hand geküßt hatte: kurz, daß er ſein Glück überall durch die Unwiſſenheit der Etiquette verſcherzte.

Dieſe

*) 141. Stück, vom 23ſten November 1772. p. 1207.

Dieſe Stelle frappirte mich. Erſtlich, weil ich ſehr viel ähnliches mit dieſem Candidaten habe. Zweitens, weil jeder andere in Deutſchland lebende Ausländer ſehr viel ähnliches mit dieſem Candidaten haben kann. Drittens, weil mich bey meiner Ankunft in Hildesheim, unter Millionen befremdenden Dingen, nichts mehr befremdet hat, als der Mangel einer Theorie des Händeküſſens *).

Bald ſah ich bey altadelichen, bald bey halbadelichen, bald bey vierteladelichen Damen, bald bey Frauen von halbgeringem, bald bey Frauen von geringerm, bald bey

*) Etwas weniges über das Händeküſſen findet ſich in dem äuſſerſt ſeltenen Werke des ehrwürdigen Paters Benzi de tactibus mammillaribus (die er in die Nonnenklöſter eingeführet haben will). Vide Geſchichte der Bulle in Coena Domini. Tom. IV. p. 7.

Frauen vom geringsten Stande, bald bey gnädigen Fräuleins, bald bey unächten Fräuleins, bald bey Mammesells, bald bey Jungfern, bald bey Mädchen, bald bey solchen, die noch um eine halbe Stufe unter den Mädchen sind, die Hände küssen und bald nicht *).

Bey dieser Babylonischen Verwirrung fragte ich immer meine hiesigen Freunde, die sich in allen andern Absichten in der Welt nicht besser und aufgeklärter finden könnte, wo man denn eigentlich die Hand küssen, und wo man sie nicht küssen müsse? Aber immer fand sich in ihren Antworten so viel schwankendes und unbestimmtes, daß ich mir mit derjenigen

*) Wie doch die Sitten unter dem gleichen Clima verschieden seyn können. In keiner Stadt in der Welt siehet man so schöne Damenshände wie in Hannover, und doch soll in Hannover das Händeküssen eben so ungewöhnlich seyn, als in Constantinopel!

Klugheitsregel nothwendig aushelfen müßte, die in zweifelhaften Fällen eine der bequemsten iſt; ich bin ſchon ins fünfte Jahr in Hildesheim, und küſſe gar keine Hand.

Wie viel Glück ich ſeit dieſer Zeit bey unſern Damen, Frauen, Fräuleins, Mammeſells und Jungfern gemacht oder nicht gemacht habe, iſt eine Frage, die in Hildesheim keiner Antwort bedarf. Genug, ich bin über die Theorie des Händeküſſens anitzt noch immer ſo unwiſſend, als im Anfang.

Man erlaube mir indeſſen, gleich jenen redlichen Engländern, die ſo ſorgfältig einen Nordweſtlichen Durchgang geſucht; die glücklich in der Hudſonsbay ankamen; die in dem Hayesſtrome überwinterten, aber von ihren Landsleuten, den Bedienten der Hudſonsbay-Geſellſchaft, ſehr ſchlechte Beyhülfe genoſſen, weil dieſe Geſellſchaft mehr den Vortheil ihs

rer eigenen Handlung sucht, als den allgemeinen Nutzen der Nation; denen die Finger an das Eisen anhingen; die das Metall fast gar nicht mehr vom Froste befreyen konnten, auch wenn sie es lang aus Feuer legten; die hauptsächlich, nachdem die Matrosen das heilige Weihnachtsfest mit Brandtwein gefeyert hatten, der Schaubeck befiel, gegen den das Theerwasser, oder auch das Tannensprossenbier vortrefliche Dienste that; die den Winter über ein kleines Schiff bauten, zu Entdeckungen bey wenigem Wasser; deren Compaßnadeln im darauf folgenden Sommer ihre Kraft verloren, und aller Bemühung ungeachtet den Norden nicht mehr anzeigten; die mit einigen Einwohnern dieser kalten und wallfischreichen Gegenden handelten; und sodann in das vermeinte Wagerstreight zwischen Bergen segelten, die ein ewiger Schnee bedeckte; die ferner nach einem hundert und funfzig

Meilen weiten Landeinfahren einen Waſſerfall antrafen, der ſie doch nicht aufhielt; die endlich zu ihrem gröſten Misvergnügen entdeckten, daß dieſe ſich in zwey ſüße Ströme endigende vermeinte Meerenge nur ein Buſen iſt; die alſo ihren Rückweg nahmen, und den vierzehnten October deſſelben Jahres wieder in England ankamen; kurz, man erlaube mir, gleich jenen lieben Engländern zu erzählen, wie ich die Wahrheit geſuchet habe, damit künftige Beobachter wiſſen, wo ſie dieſelbe nicht ſuchen ſollen.

In der Schweiz küſſet man keinem Frauenzimmer die Hand, oder man ſey gradezu in ſie verliebt; darum hielt ich anfangs alle diejenigen, die ich in Hildesheim Hände küſſen ſah, für Verliebte. Allein die ſteife Amtsmiene der meiſten Händeküſſer, ihr groſſer Ernſt, und die gezwungene Haltung, ſowohl

ihres Rückgrads; als des Theils, auf dem man sitzt, brachte mich bald auf den Gedanken, diese Herren können unmöglich verliebt seyn.

Also gieng ich in meinen Untersuchungen etwas tiefer Landein. Die bey dem hiesigen Händeküssen einem Fremden so sehr auffallende Steifigkeit der Gesichtszüge und Gebehrden; und das auf Niedersächsischen Lippen so oft schwebende und mir ganz neue Worte Devotion, erregte bey mir den Einfall, man küsse vielleicht die Hände aus Devotion? Das Wort Devotion heisset zwar bey mir Andacht, und diese hat man in der Schweiz allein für Gott; aber mit allen meinen ausländischen Grundsätzen in Absicht auf Theologie und Politik wußte ich mich doch wohl zu bescheiden, daß ich anitzt alle diese Republikanische Flecken müsse abschilfern lassen. Ich

glaubte also, die Niedersachsen halten es noch bey weitem nicht für genug, in gewissen Fällen nur blos unterthänig zu seyn; sie nehmen darum etwas von ihren Pflichten gegen Gott weg; legen es ihrer Etiquette gegen Vornehme zu; und dieses sey die Niedersächsische Devotion. Daß man jedoch ganz allein aus Devotion die Hand küsse, schien mir seit einer Beobachtung etwas zweifelhaft, die ich bey einem sehr berühmten Hildesheimischen Arzte gemacht; er küßte einer alten Kammerjungfer die Hand.

Wenn ich mitten aus allen diesen Dunkelheiten meine Augen auf die Werke der Menschen warf; wenn ich allethalben Städte sah; alle Elemente zum Dienste der Menschen gebraucht; festgesetzte Sprachen; policirte Völker; erbaute Seeporte; überall durchgeschifte Meere; Erde und Himmel gemessen: so hat-

le ich gute Hoffnung. Aber wenn ich hingegen bedachte, daß die Menschen über die ersten Anfangsgründe der Arzneykunst und des Landbaues ungewiß sind; ungewiß über die Eigenschaften der gemeinsten Substanzen; ungewiß über die Curart der gemeinsten Krankheiten; ungewiß über die beste Gestalt eines Pfluges; so verlohr ich alle Lust zu fernerer Untersuchung der Philosophie des Händ-Füssens.

Nichts bleibet mir also übrig, als meine Verlegenheit unserm Hochwürdigen und Gnädigen, Wohlgebornen und Gebohrnen Publico durch den Canal des Hannöverischen Magazins vorzutragen; denn dieses, so ungewöhnlich es in Hildesheim scheinen mag, ist doch der einzige Weg zur Wahrheit.

Angelegentlichst und nach Standes Gebühr bitte ich darum alle geistliche und welt-

liche, adeliche und unadeliche Händeküſſer; alle die durch Händeküſſen ihr Glück gemacht oder verſcherzet haben; alle Jeſuiter, Benedictiner, Kapuziner, Cartheuſer, Lutheraner und Juden, die ſeit funfzig oder mehr und weniger Jahren Hände geküſſet, und noch eben ſo lange küſſen wollen; dieſe Herren alle bitte ich, mir aufrichtig und mit Deutſcher und Hebräiſcher Redlichkeit zu geſtehen, was ſie in jedem möglichen Falle einerſeits bey dieſer Art von Küſſen empfunden und gedacht haben, und was anderſeits dabey empfunden und gedacht worden ſey? Vielleicht hat zwar auch mancher eine Hand geküßt, ohne das allergeringſte dabey zu fühlen; vielleicht iſt auch manche Hand geküßt worden, ohne daß ihre ſchöne Beſitzerinn weiter hinauf oder hinunter das allergeringſte davon bemerkte!

Vorzüglich aber erſuche ich die Herren Händeküſſer von Profeſſion folgende zur

wissenschaftlichen Erörterung der Sache (einem Philosophen) wichtige Umstände wohl zu beobachten. Sieht die Geküßte mitten im Werke, das ist, indem der Küssende blos mit der galanten Spitze seiner Lippen die Oberfläche der Hand leicht befühlet, oder seinen Mund dreiste zudrückt, ernsthaft, spröde, gnädig, stolz und dünne aus? oder gelassen, gutmüthig, freundschaftlich, liebreich und verliebt? Bleiben ihre Augen so starr, als auf unsern Gassen jeder weibliche Rückgrad von guter Auferziehung? oder neigen sie sich mit halbgeschlossenen Augdeckeln sanft herunter? Wölbet sich die untere Lippe herauf, indeß da die Schöne ihre Zähne zusammenbeißt? oder zäumet sie den Hals zurück, indem sie zuweilen über die eine Achsel herabblickt und den Mund schief hält? oder verziehen sich ihre Wangen in ein kleines, niedliches, schmeichelhaftes Lächeln? Bleibt ihr

Nasen fest und flach? oder athmet sie hoch und schnelle? Bläst sie den Leib auf? oder verbirgt sie ihn bescheiden? Stehen die Beine weit auseinander? oder watschelt sie umher? oder trippelt sie zurück? oder macht sie einen Knicks? — Von der Physiognomik versteht ich blutwenig; aber ich veranlasse gerne physiognomische Beobachtungen.

Ganz gewiß verdenken mir weder die Damen von der Infanterie, noch die Damen, die in Wagen fahren; weder die Kammermädchen, noch die Garderobenmädchen; weder die Küchenmädchen, noch die Mädchen von unsern Spaziergängen, den hier allen künftigen Händeküssern empfohlnen Beobachtungsgeist; er allein ist bekanntlich die Quelle aller menschlichen Weisheit. Durch ihn allein ward in Niedersachsen Focke unser größter Bezwinger der Kriebelsucht, Leibnitz unser größter

Weltweise, und Schneemilch unser gröſter Friseur; und von eben diesem Beobachtungsgeiste verspreche ich mir eine wahre, auf gehörige Erfahrungen gegründete, und in allen möglichen Vorfällen brauchbare Theorie des Händeküssens.

5.

Encyclopädiſche Fragen, die Pedanterey, Pedanten und Pedantinnen betreffend.

(Geſchrieben im Jahr 1773.)

Was iſt der allgemeinſte Begriff von Pedanterey, was iſt im allgemeinſten Verſtande ein Pedant und eine Pedantinn? Wie äuſſert ſich die Pedanterey bey dem ganzen Geſchäfte der Auferziehung? Wie in dem Verhalten eines Hofmeiſters gegen das ganze Haus ſeines gnädigen Herrn und Mäcens? Wie gebehrdet ſich ein pedantiſcher Candidat

auf den Gassen, in Gesellschaft, und zumal bey dem Frauenzimmer? Was ist ein Pedant in der Theologie; wie predigt er, wie spricht er, wie schreibt er? Was ist ein rechtsgelehrter Pedant; wie unterscheidet sich ein Rechtsgelehrter, der kein Pedant ist, in allen seinen Ausarbeitungen, Consiliis, Responsis und Deductionibus von dem Rechtsgelehrten, der es ist? Was ist ein pedantischer Arzt; wie sieht sein Hirn aus; in wie viele Stellungen setzt ein solcher Arzt seine ganze Existenz; bey dem Bette eines Kranken; wie viele brauchbare Drehungen des Augen, der Nase, der Lippen, des Kopfes und der Stimme, hat er für die Zeit des Redens und für die Zeit des Schweigens im Vorrath; wie thut er, wenn er galant thun mögte; wie spricht er, wie schreibt er? Was ist ein Pedant in der Chirurgie, oder vielmehr, wie ist man, wenn man es nicht ist;

wie spricht ein chirurgischer Pedant, wie schreibt er, wenn er schreiben kann? Was ist ein Pedant in der [redacted]ilosophie? Was ist ein Pedant in der Naturlehre? Was ist ein Pedant in der Naturhistorie, und zu welchem von den drey Naturreichen gehört er? Was ist ein Pedant in der Litteratur? Was ist ein Pedant in der Dichtkunst, und wie läßt er das Lämpchen seines Geistes leuchten? Was ist ein Pedant in Staatssachen, im Militairstande, im Patriotismus? Was ist ein Pedant in Absicht auf Wohlstand, Ehrbarkeit und Freyheit in Reden und Schriften? Was ist ein Pedant bey Hofe? Was ist ein Adelspedant? Was ist ein Pedant auf reichsstädtischen Assembleen? Wie trägt und gebehrdet sich ein pedantischer Kammerdiener? Was ist ein Pedant in der Liebe? Was ist eine Pedantinn in der Liebe; was fodert diese Pedantinn von ihrem Liebhaber;

was hat er verſehen, wenn ſie ihre Gegenliebe zurücknimmt? Was iſt eine Ehrbarkeitspedantinn; wodurch zeichnen ſich bey einer Ehrbarkeitspedantinn Imagination und Verſtand aus; wie verhält ſich eine Ehrbarkeitspedantinn zu einer Cokette; wie gleitet eine Ehrbarkeitspedantinn in die Sünde der Liebe; wofür giebt ſie ihre Liebe aus; wie beträgt ſich ein ganzer Kreis von Ehrbarkeitspedantinnen gegen einen Fremden; wofür halten dieſe Ehrbarkeitspedantinnen eine Dame, die ſich auf Aſſembleen gegen einen Fremden gut beträgt; was ſagen die Seitenblicke, die ſie alsdann wie Feuerkugeln auf ſolche Damen ſchießen; was ſind die Urſachen der in einigen Ländern ſo ſehr auffallenden Allgemeinheit der weiblichen Ehrbarkeitspedanterey? Was iſt eine Sprachpedantinn, eine Witzpedantinn, eine Empfindſamkeitspedantinn, eine Andachtspedantinn? Wie

äuſſert

äuſſert ſich die Pedanterey bey einer ganzen Nation? Wie war die Pedanterey der Sitten und Denkungsarten an den deutſchen Höfen, in den deutſchen Städten, und bey den deutſchen Gelehrten in dem ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert beſchaffen? Welche Schriftſteller ſind in dem heiligen Römiſchen Reiche anitzt noch Pedanten? In welcher Gegend von Deutſchland iſt anitzt noch die Pedanterey, in ihrem allgemeinſten Verſtande genommen, am allgemeinſten; und warum iſt ſie es da? Wie treibt ein gekrönter Philoſoph ſeinem Volke den Pedanterteufel aus?

6.

Warnung an Eltern, Erzieher und Kinderfreunde wegen der Selbstbefleckung, zumal bei ganz jungen Mädchen.

(Geschrieben im Jahr 1778.)

Man glaubt nicht genug, wie allgemein das Laster der Selbstbefleckung, und wie schrecklich seine Wirkung auf die Talente und Schicksale junger Leute ist; und gewiß vermuthet man nicht, wie frühe man ganz junge Mädchen vor diesem Laster verwahren muß:

Indeß da unsere Philosophen fruchtlos über die Ausartung des menschlichen Geschlechts klagen; indeß da unsere jungen Genies sich für nichts so sehr foltern, für nichts mehr Grimassen machen, nach keinem Vorzuge so sehr streben, als nach Kraft, und den allgemeinsten Heroismus predigen aus Herzen von Butter; scheint es mir nicht ganz überflüssig, einige brauchbare Warnungen über eine der mannigfaltigen Quellen von Kraftlosigkeit zu geben, die gewiß die menschliche Wohlfahrt mehr, als irgend eine andere, und in furchtbarer Dunkelheit, zerstöret.

Seit fünf und zwanzig Jahren übe ich die Arzneikunst in vielen Ländern aus. Die traurigen Folgen der Selbstbefleckung gehören in die Zahl der Krankheiten, über die man mich von jeher häufig, und am meisten durch Briefe, um Rath fragte; vermuthlich

weil man Fehler dieser Art lieber einem abwesenden Arzte gestehet, als demjenigen, der dem Kranken gerade in die Augen sieht. Die Farben habe ich nicht in meiner Gewalt, die vermögend wären, das Elend auszudrücken, das alle diese Kranke an Leib und Seele litten; starke Worte sagen nichts, wenn die Sprache des Schreckhaften gar zu oft schon zum Ausdrucke von Gefühlen misbraucht ist, die unendlich weniger schreckhaft sind. Genug, ich erfuhr, wie aus dieser trübseligen und so wenig geachteten Ursache die Blüten aller Arten von Talenten abschwinden; ich sah Jünglinge von der schönsten Bildung, mit verzerrten Gesichtszügen und blassem Angesichte, wie auferweckte Leichname vor mich treten; ich hörte sie mit Entsetzen ihre dumpfe Beichte ablegen. Alle ihre schwermütige Klagen hatten keine andere Ursache, als die Selbstbefleckung.

Das beste Werk über dieses Laster und desselben Folgen schrieb unstreitig Herr Tissot. Kein mediciniſches Werk hat vielleicht jemals dem menschlichen Geschlechte mehr genützet. Unter unzähligen Jünglingen, die mir in Deutschland und in der Schweiz diesen Fehler als die Quelle aller ihrer in frühen Jahren verschwundenen Jugendkräfte, aller Marter ihres siechen Lebens angegeben, sagten oder schrieben mir die meisten, sie haben durch Tissots Werk zuerst entdecket, die Selbstbefleckung sey ein Uebel; Tissots Werk habe sie bekehrt.

Die wenigsten Jünglinge sind, nach meiner Erfahrung auf dieses Laster selbst verfallen. Auf Schulen lernen es die meisten. Man sagt mir, daß es große Schulen in großen Städten von Deutschland gebe, wo dieses Laster zuweilen allgemein getrieben wor-

den, und doch sind dies solche Schulen, die man in jeder andern Absicht für sehr vorzüglich hält. Sehr viele Jünglinge von meiner Bekanntschaft wurden aber auch dazu von ihren Domestiken, und zumal von ihren Dienstmädchen verleitet. In zwey mir bekannten Fällen erhielten zwey erbärmlich durch die Selbstbefleckung geschwächte Jünglinge von Stande die Handleitung dazu, jeder von der Erzieherin seiner Schwestern. Einen deutschen Fürsten von überaus vielen Talenten, der nicht sechszehn Jahre alt ist, habe ich vor einigen Jahren von der Epilepsie geheilt, die eine Folge der Selbstbefleckung war, welche er sehr oft trieb, und die in seinem neunten Jahre sein Kammerdiener ihm zuerst gezeiget, und lange nachher selbst an ihm allerunterthänigst ausgeübet hatte.

Gefährlicher als bei dem männlichen Geschlechte ist die Selbstbefleckung bey dem

Frauenzimmer, obgleich weniger bekannt, und getrieben in einsamen Kammern und in den Finsternissen der Nacht. Durch keine Krankheit verblühet die Schönheit geschwinder; nichts nimmt der Jugend das frische Ansehn, und jeder Freude des Lebens ihre Süssigkeit so schnell hinweg; daher kommt so oft beim jungen Frauenzimmer das Kränkeln ohne Krankheit; hier liegt so oft der Grund jener Schwäche, die vor und nach der Heyrath eine von den vielen Ursachen der Nervenkrankheiten wird. Es wäre zwar in den allermeisten Fällen sehr unbesonnen, auch ohne die gröste Ueberlegung und das leiseste morgliſche Gefühl ganz unsittlich, das Laster der Selbstbefleckung, als Ursache von Krankheiten betrachtet, bey dem Frauenzimmer zu nennen. Ich habe auch dieses nur ein einzigesmal in meinem Leben, bey der Untersuchung einer mir sonst auf keine andere Weise

erklärbaren Epilepsie, gewagt; die junge Dame gestand mir alles.

Aber die eigentliche Ursache, die mich veranlasset hat, diese Werke der Finsterniß hier ans Licht zu ziehen, ist die von mir, öfters und zulezt noch in der Woche, da ich dieses schrieb, mit Schrecken gemachte Erfahrung, daß auch sogar Mädchen in den Jahren der Kindheit und der gänzlichen Unschuld, und also lange vorher, eh man die Möglichkeit des Triebes zur körperlichen Wollust und Unkeuschheit vermuthet, in das Laster der Selbstbefleckung verfallen.

Daß man über diesen Punkt unglaublich gleichgültig seyn kann, erhellet aus einer Geschichte, die mir ein ausländischer Philosoph erzählet hat, die ich jedoch in der deutschen Sprache unmöglich so geben kann, wie im Französischen; allein der Sinn bleibt einer-

ley. Eine diesem Philosophen sehr wohl bekannte Dame in Paris nahm es mit ihrem Kinde, in Absicht auf die Selbstbefleckung, ganz anders, als ich. Sie war von der Art Damen, die sehr die Sprachrichtigkeit lieben, und hielt wöchentlich in ihrem Hause eine Assemblee für Gelehrte. Auf dieser Assemblee hatte ihre kleine Tochter, die man eben anfieng zu produziren und die also noch Kind war, Langeweile. Sie gieng deswegen zur Seite, hub ihren Rock auf, und trieb mit großer Emsigkeit das Laster der Selbstbefleckung. Was treibst du, fragte die Mutter mit großer Hitze? Liebe Mama, es jucket mich, sagte das Kind. Dummes Mädchen, erwiederte die Mutter, man sagt nicht, es jucket mich; — man sagt, es jückt mich!

Drey Erfahrungen habe ich vorizt zur öffentlichen Bekanntmachung ausgewählet,

wovon zwey nicht wegen der sonst genug erwiesenen Folgen der Selbstbefleckung merkwürdig sind; alle drey aber zeigen, daß sich auch ganz junge Mädchen diesem Laster, in ihrem zärtesten Alter ergeben, und zwar mit der äussersten Leidenschaft.

Ein Sächsischer Edelmann fragte mich vor einigen Jahren wegen einer wichtigen Krankheit seiner verheyratheten Tochter um Rath; und machte mir zugleich von allem, was ihr jemals in Absicht auf ihre Gesundheit begegnet war, eine sehr naive Erzählung. Diese Dame von überaus lebhafter Gemüthsart, strotzte schon in ihren Kinderjahren von Blut, hatte früh eine überaus wollüstige Physiognomie und sehr verdorbene Säfte. Schon im sechsten Jahre fieng sie an sich zu beflecken, und trieb dies bis ins siebente und achte Jahr ihres Alters. Sie verfiel von selbst darauf,

indem sie sich, mitten unter ihren Kinderspielen, gegen einen hölzernen eckigen Stul in eine Lage setzte, durch die zufälliger Weise dieser neue Gedank: entstand. Man verwies ihr diese Unsittlichkeit mit vielem Ernste. Sie lies es, vergaß aber bald wieder, daß es unrecht sey, und that dasselbe. Nach schärferm Verbot versuchte sie verstolner Weise es zu thun, und überließ sich allmählig diesem Triebe so stark, daß man sie oft an einem entlegnen Orte auf der Ecke eines Stules sitzend, mit ganz verstörtem Angesichte antraf; sie trieb durch entsetzliches Drücken und Drängen das Blut so sehr nach dem Kopfe, daß sie braunroth ward, und daß die Augen stark und feurig herausdrangen. Dieses Geschäft, dem man unvermerkt zusah, weil man unabläßig allen ihren Handlungen nachgieng, endete sich dann mit einer allgemeinen Entkräftung, die man durch das Zit-

kern und Springen aller ihrer Nerven wahrnahm. Viele Wirkung that bey diesem sonst sehr gutartigen Kinde, daß man ihr die Sünde des Ungehorsams recht ans Herz legte; nicht wenig wirkte auch die Furcht vor körperlichen Strafen von ihrer Mutter Hand, die nur bei außerordentlichen Fällen selbst strafte; noch mehr die lebhafte Verachtung, womit sie von ihrer Erzieherin beschämet ward; aber am allermeisten that die Drohung, daß ein alter rothnasiger Chirurgus, den das Kind nicht ausstehen konnte, ihr ein Pflaster auf einen gewissen Ort legen, und jeden Morgen kommen müsse, durch seine Brille darnach zu sehen. * Da sie sich nun schon sehr gebessert hatte, und nur noch zuweilen den Schweif ihres Kleides von hinten zwischen den Beinen nach vorne zog, und zwar mit solcher Gewalt, daß die Kleider davon zerrissen, traf sichs, daß sie einmal in

Gegenwart einer Mannsperson dieses zu thun anfieng. Ihre Erzieherin, auf deren Gesicht sie in demselben Augenblick den plötzlichen Schrecken und die Schaam bemerkte, hielt sie früh genug zurück; stellte ihr auch nachher die Möglichkeit, daß jene Mannsperson ihre That gesehen habe, und die daraus für sie fliessende Verachtung, durch Worte und Gebehrden mit solchem Nachdrucke vor, daß das Kind mächtig in sich selbst gieng, und nachher niemals wieder in dieses Laster verfallen ist.

Die zweyte Erfahrung habe ich von einem Preussischen Offizier aus Westphalen. Er verlangte meinen Rath für eine geistvolle und äusserst zärtlich von ihm geliebte Tochter von fünf Jahren, wegen einer Nervenkrankheit, von welcher der Uebergang zur Epilepsie überaus schnell ist, und die Jahrelang durch

Auflösung des Verstopften im Unterleibe behandelt werden muß, eh man sich gegen dieselbe der Hülfe stärkender Mittel bedienen kann. Ich hatte von diesem Herrn öfters Briefe. Einmal schrieb er mir in dem Laufe dieser Krankheit, daß das Kind seit einiger Zeit eine besondere Wollust darin gefunden, wenn es allein gewesen sey, sich mit dem Bauch auf einen Stul oder eine Treppe zu legen, und sich da so lange zu rickeln und zu bewegen, bis es so heiß ward, daß ihm der Schweiß vom Kopfe floß. Er sezte hinzu, er habe dieses sorgfältig zu verhindern gesucht, und es dem Kinde scharf verboten; sie thue es auch nicht anders, als wann sie allein sey. Man kann sich vorstellen, was ich hierauf geantwortet habe. Der würdige Mann schrieb mir wieder, es habe ihn recht herzlich betrübet, von mir zu vernehmen, daß die böse Gewohnheit seines Kindes, zumal bei

seinem gegenwärtigen Schwindel, Erstarrung und Konvulsionen, von schlimmen Folgen sey. Bis hieher habe er das Laster der Selbstbefleckung nur dem Namen nach gekannt; da aber das Kind überaus folgsam sey, und bey allen seinen Handlungen eine weit über sein Alter gehende Vernunft zeige; so hoffe er, unter göttlichem Beystand bey einer unermüdeten Aufmerksamkeit, dieses Laster noch in der Geburt zu ersticken. Es sey ihm, seit meinem lezten Briefe, schon geglückt, das Kind von seiner Unart ziemlich zurück zu führen. Er müsse mir aber auch mit Erstaunen melden, daß sie dieselbe in einer Schule, die sie mit ältern und jüngern Kindern besuche, erlernt habe. Die Lehrmeisterin sey eine alte rechtliche Frau. Aus Unwissenheit habe sie die in ihrer Schule sehr übliche Selbstbefleckung nicht bestraft, weil sie dieselbe für ganz unschuldig, und zumal

für ein Zeichen der Würmer gehalten. Sie behaupte, die Kinder haben sich dadurch auch immer sehr soulaschiert.

Die dritte Erfahrung betrift ein Fräulein von dreizehn Jahren, aus einer Dänischen Provinz. Sie klagt über ein heftiges Kopfweh seit einem Jahre, das anfangs mit Schwindel begleitet war, nur wenige Stunden im Tage nachläßt, und bei dem höchsten Grade von Heftigkeit mit einem Brennen in den Augen begleitet wird. Sie ist dabey träge, oft sehr niedergeschlagen, und ohne irgend eine äussere Veranlassung in Thränen versunken. Ihre Seelenkräfte nehmen ab; ihre Blicke sind traurig und furchtsam beobachtend. Sie war als ein Kind sehr munter und aufgeweckt, nun scheinen alle Jugendfreuden für sie verschwunden. Der um Rath gefragte Dänische Arzt hielt diese Zufälle für

Wir-

Wirkungen der im Anzuge begriffenen Reinigung und gab viele Arzneien ohne Nutzen. Endlich gab die ältere Schweſter der Kranken, die Tiſſots Buch von der Selbſtbefleckung geleſen hatte, folgenden Aufſchluß. Ihre kranke Schweſter habe ſich ſchon in ihrem ſechſten Jahre der Selbſtbefleckung ergeben. Niemals ſey ſie damals zu Bette gekommen, ohne dieſes Laſter ſo lange zu treiben, bis ſie vor Ermattung einſchlief. Ob ſie gleich viel älter geweſen, habe ſie doch noch keinen Unterricht aus Büchern oder durch irgend einen Menſchen gehabt, daß dieſes unrecht ſey; es habe ihr aber unrecht geſchienen. Sie ſey alſo ihrer jüngern Schweſter durch die kräftigſten Vorſtellungen zu Leibe gegangen, habe gedroht, habe ſie gezüchtiget; aber alles umſonſt. Endlich habe ſie ſichs zur Gewohnheit gemacht, gleich nachdem ſie zu Bette gekommen ſeyn, ihr beyde Hände zu hal-

ten, bis sie eingeschlafen sey. So habe sich das junge Mädchen ihr Laster allmählig abgewöhnt. Allein vor vier Jahren verheyrathete sich die älteste Schwester, und kam nach Kopenhagen. Die jüngere ward also sich selbst überlassen, das ist, sie kam unter die Aufsicht einer Französin, die weder dieses Laster, noch den Hang des jungen Mädchens für dasselbe kannte. Nun trieb sie wieder ein unaufhörlicher Reiz zum alten Spiel; die Begier danach erfüllte ihre ganze Seele, und ließ keinem andern Gedanken Raum. Kein Mensch wußte davon, denn sie schlief allein, und dieses gestand sie erst vor kurzer Zeit. Sie ward dabey überaus blaß, und hatte immer dunkelblaue Vertiefungen um die Augen, da sie sonst vorher sehr schön und blühend aussah. Die Französin merkte niemals Unrath; nur sah sie einst, im neunten Jahre der Fräulein, Blut in ihrem Hemde. Sie

ſchloß daraus, daß die Reinigung ſchon eintrete. Allmählig erſchienen nun die körperlichen Folgen der Selbſtbefleckung. Das Fräulein ward ſo ſchwach, daß ſie ſich oft nicht auf den Beinen halten konnte. Sodann kam das Kopfweh, nebſt den übrigen Zufällen, und überhaupt eine ſo große Reizbarkeit der Nerven, daß jeder kleine Schrecken ſie heftig erſchütterte. Meine Antwort war leicht. Ich halte dieſes Kopfweh und alle die übrigen Zufälle für Folgen der durch die Selbſtbefleckung geſchwächten Nerven. Dem Arzte ſey es nicht zu verdenken, daß er eine ſo wenig bekannte Urſache des Uebels nicht eingeſehen. Man müſſe mit der Reinigung anizt ſich gar nicht beſchäftigen, ſondern blos die Nervenſchwäche heilen. Habe man dieſen Zweck erreicht, und die Geſundheit im Ganzen hergeſtellt, ſo komme die Reinigung von ſelbſt u. ſ. f.

Sollten dieſe drei Erfahrungen nicht zeigen, wie frühe man ſchon auf die Reinheit der Sitten, auch bei Kindern vom weiblichen Geſchlechte, ſehen müſſe? Zuverläſſig wird man mir aber einwerfen: daß doch allerdings durch Würmer eine gewiſſe Empfindung bei jungen Mädchen erwecket werden könne, die natürlicher Weiſe zu der Hülfe führe, die ich ganz unrecht Selbſtbefleckung nenne. — Was will man damit? Die Kinder in den drey angeführten Fällen hatten keine Würmer. Aber wenn auch Würmer die erſte Veranlaſſung dieſer üblen Gewohnheit wären, ſo iſt doch die Folge einerley. Jedes Kind, das die angenehme Wirkung der Hülfe fühlte, die es ſich gegen einen, wenn man alſo will, von Würmern entſtandenen Reiz zu verſchaffen ſucht, würde ſich dieſe Behaglichkeit auch nachher ohne eine ſolche Veranlaſſung ver-

ſchaffen wollen; und ſo verſinkt es allemal in das Laſter der Selbſtbefleckung.

Noch iſt es für mich ungewiß, ob dieſe Erfahrungen Eindruck machen werden? Ich müßte die Menſchen unſers flüchtigen Zeitalters wenig kennen, wenn ich für die meiſten guten Sachen in der Welt ſehr auf tiefe Eindrücke bey ihnen zählen wollte. Aber gewiß iſt es doch, daß es genug Eltern giebt, denen es nicht gleichgültig ſeyn kann, zu wiſſen: ob nicht ihre Töchter ſchon in den Kinderjahren Gewohnheiten annehmen, die ſie theils in alle mögliche Nervenkrankheiten, in ſchleichende Fieber, in Schwindſucht und hundert andere Uebel ſtürzen können; und theils den Hang zur Wolluſt ſo tief in ihre Seelen einpflanzen, daß man befürchten kann, ihre Töchter werden Huren werden, eh ſie mannbar ſind.

Ob man auch überhaupt in den Schriften der Theologen und der Sittenlehrer dieses Laster jemals genug beherziget habe; ob man bey öffentlichen Erziehungsanstalten, und bey jeder Privaterziehung, gegen diese so allgemeine, und immer gewiß, obgleich nicht unmittelbar, ihre Strafe nach sich ziehende Gewohnheitssünde, die zweckmäßigsten Verfügungen mache, dies beantworte sich jeder, dem daran gelegen seyn mag, selbst. Theologen wenigstens, die Feuer und Thätigkeit haben, gehen vielleicht lieber auf die Ketzerjagd; und nicht jedem Sittenlehrer fällt eben ein, daß manche Lücke in seinen Kenntnissen und Vermahnungen, niemand so gut ausfüllen kann, wie der Arzt.

7.

Gegen eine deutschfranzösische und insbesondere niedersächsische Mode.

(Geschrieben im Jahre 1773.)

Herzlich gerne gebe ich zu, daß jeder Mensch in seinen Augen äußerst wichtig sey; aber er ist, unter uns gesagt, deswegen doch nicht allemal, und auch nicht allenthalben berühmt. Voltaire hat recht, wenn er glaubt, daß man in ganz Europa wisse, von wem die Rede ist, wenn er nur kurzweg seine Briefe un-

terſchreibt: Voltaire. Aber warum will jeder Niederſachſe, daß man ſich aus der dürren Unterſchrift ſeines Namens in jedem Falle ſogleich ſeine Geburt, Stand, Amt, Charakter, und ganze Perſon denke? Warum unterſchreibet itzt jeder Niederſächſiſche Lackay ſeine Briefe an Leute, denen er ganz unbekannt iſt, wenigſtens eben ſo treffendkurz, als ein König? Man kann ſich beynahe nicht vorſtellen, in welche Verlegenheit durch dieſe von den Franzoſen zu uns gebrachte und in unſere Köpfe allmächtig eingeſchraubte Mode oft derjenige kommt, der von vielen ihm ganz unbekannten Perſonen Briefe erhält, die er beantworten muß. Es iſt nur eine Kleinigkeit, daß auf dieſe Weiſe viele Antwortsbriefe verloren gehen; aber wie ſoll man ſich bey der unſtreitigen Erfahrung beruhigen, daß die gute Lebensart ſo wie der

gute Geſchmack in den meiſten deutſchen Briefen immer bey der Titulatur anfängt, und oft — bey derſelben ſich endigt? Mit der beſten Abſicht, in keine Sünde dieſer Art jemals zu verfallen, wiederfuhr mir doch häufig, daß ich in meinen Briefen einem Edelmann den Titel eines Dorfſchulmeiſters, und einem Candidaten den Titel eines Schuſters nur darum gab, weil beyde glaubten, man werde ſich bey der bloßen Unterſchrift ihres Namens ſogleich eben ſo viel denken, als bey der bloßen Unterſchrift von Voltaire oder Wieland. Da alſo der Menſch überhaupt auf die bey andern immer geſuchte Erregung des Gefühles ſeiner Wichtigkeit, der Deutſche auf die Wahrnehmung ſeiner Titulatur, und der Niederſachſe wenigſtens auf das Geſtändniß ſeiner Wohlgebohrenheit eben ſo erpicht iſt, als ein

Barbier auf das Geständniß seiner Erfahrung, so sollten doch wirklich alle immer unter ihre Briefe an Unbekannte schreiben, wer sie sind, anstatt von der ganzen Welt zu verlangen, daß sie bey jedem dürren Namen desselben ganze Wichtigkeit errathe!

8.

Ueber den Herrn von Haller und seinen Tod.

Albrecht von Haller, Herr von Goumoens le Jüx und Eclagnens, Ritter des Nordsterns, Präsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, und der ökonomischen Gesellschaft in Bern; der römisch- und rußisch-kaiserlichen, und königlich-englischen, französischen, preußischen, schwedischen, holländischen, edinburgischen, bononischen, arkadischen, baierischen, krainischen, upsalischen Akademien und Gesellschaften der

Wiſſenſchaften und des ſouveränen Rathes der Republik Bern Mitglied, ſtarb zu Bern in der Schweiz, den 12. Dez. 1777. Er war gebohren in Bern, den 16. Oct. 1708. In einem ganzen Jahrhundert ſieht man ſelten einen Mann, der mit dieſen Adlersaugen den unermeßlichen Raum des menſchlichen Wiſſens durchforſchet, der dieſen immer heiſſen Durſt nach Wahrheit, dieſe unabläſſige Thätigkeit des Geiſtes, bey einer gänzlichen Gleichgültigkeit für jede Freude des Lebens, hat. Den Tod des Herrn von Haller werden zunächſt um ſein Grab vielleicht wenige Herzen fühlen; der zu große Ruhm eines Mitbürgers iſt Schweizern immer läſtig. Aber die an eine edlere Sinnesart gewöhnten Deutſchen geſtehen, daß man ſeit Leibnitzens Tod keinen empfindlichern Verluſt erlitten. Bis an ſeine lezten Lebenstage behielt Herr von Haller, einige kurze Zwiſchenzeiten

ausgenommen, seinen überall umhersehenden Blick, die Schärfe seines Geistes und sein unübertreffliches Gedächtniß. Wegen seines oftmaligen schmerzhaften Harndrangs nahm er, bis vierzehn Tage vor seinem Absterben, täglich über acht Gran Opium, und er hat in einer Krankheit von drei und vierzig Monaten viele tausend Gran davon verbraucht. Im November und Anfang des Dezembers schrieb er noch jeden Tag von sieben Uhr früh, bis vier und fünf Uhr Abends. Was er schrieb hatte noch beständig den ihm ganz eigenen Karakter von Kraft und Würde; bei dem lebendigen Gefühle von jener vergaß er diese nie, und am wenigsten gegen die Wanzen unsrer Litteratur. Diese letzte Zeit herdurch ward er zwar bey der Arbeit und im Umgange zuweilen schläfrig oder hinfällig; aber sein Kopf hob sich immer wieder, so sehr auch sonst sein Herz durch sein Glaubenssystem im-

mer bestürmet schien. Er arbeitete, so lange er lebte; wenige Tage vor seinem Tode schrieb er noch nach Göttingen über mancherley Geschäfte der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften einen langen aber unvollendeten Brief. Sodann ward er jeden Tag schwächer, sprach selten und wenig, bemerkte jedoch mit heiterer Aussicht in die Ewigkeit jeden Tritt des kommenden Todes, und den zwölften Dezember, Abends um acht Uhr, verschied er sanft.

9.

Anfrage.

Was iſt die Dummheit? Was ſind die Merkmale derſelben in der Kindheit, auf Schulen, auf der Univerſität? Wie äußert ſich die Dummheit bey einer Jungfer, bey einer Frau, bey einer Dame, bey einem Staatsmann, bey einem Edelmann, bey einem Officier, bey einem Profeſſor, bey einem Prediger, bey einem Rechtsgelehrten, bey einem Arzte, bey einem Magiſter, bey einem Schriftſteller, bey einem Dichter, bey einem Kaufmann, bey einem Handwerksmann, bey

einem Bauer? Wie verhält ſich die Dummheit zur Vernunft in den verſchiedenen Provinzen von Deutſchland? Durch welche Mittel beſſert man die Dummheit bey der Jugend? Welches iſt überhaupt das beſte Verhalten gegen einen Dummkopf, und insbeſondere gegen viele? Wie hebet man das Uebergewicht der Dummheit über die Vernunft in einer Stadt? Die kurze, gute und treffende Beantwortung dieſer Fragen wird gemeinnütziger ſeyn, als alle gekrönte Preisſchriften aller Akademien, und dem größten Philoſophen rühmlicher, als alle ſeine übrige Verdienſte um die Menſchheit. — Von Dummköpfen wird die Antwort verbeten.

10.

Beantwortung der vorstehenden Anfrage.

Ich habe ziemlich lange gewartet, ob sich keiner von unserm Orden aufmachen würde, die Ausforderung anzunehmen. Denn so sehr der Herr Provocant die Antwort von Dummköpfen verbittet, so wird er sich doch zu erinnern belieben, daß Kunsterfahrne allezeit den meisten Glauben verdienen. Die Aufgabe über die Dummheit und Dummköpfe kann also entweder gar nicht, oder nur durch einen Ordensbruder gründlich beantwortet werden.

Unſerer ſind ja doch eine ziemliche Menge in den vier Welttheilen zerſtreut, und was der Eine nicht kann, wird der Andre können. Denn außer dem Orden der Hahnreys und Narren möchte wohl keiner ſeyn, der ſo viel Glieder, als der unſrige aufweiſen könnte. Und der leztere gehört eben ſowohl zu uns, als die verſchiedenen Familien des heiligen Franciſcus zuſammen gehören. Höchſtens macht die Kappe den Unterſcheid aus. Denn wenn gleich nicht alle Dummköpfe Narren ſind, ſo ſind doch alle Narren Dummköpfe, wenigſtens auf dem Flecke, wo ſie nicht klug ſind. Den Beweis dieſer kleinen Paradoxe wird man mir hoffentlich ſchenken. Er iſt bereits von ihren Urhebern *) in ganzen Abhandlungen geführt, worinn ſie apodiktiſch dargethan,

*) Den Stoikern.

daß alle Narren nicht klug sind *). Sie waren vielleicht eben so wenig klug, da sie dieses bewiesen, aber desto besser. Dadurch legitimirten sie sich eben als würdige Glieder unsers Ordens. Denn diejenigen unter uns, die sich mit dem Beweisen abgeben, beweisen dergestalt, daß einem Hören und Sehen vergeht, und man lieber alles einräumt, als einen längern Beweis ausstehet. Das ist eben das Geheimniß unsrer demonstrirbaren Geister. Nach der Ordnung, welche die Aufgabe beobachtet, sollte ich zuerst eine Definition von der Dummheit geben. Aber wenn es möglich wäre, so wollte ich mir wohl ausbitten, mit dem Definiren sowohl, als mit dem Beweisen unbeladen zu bleiben. Es spricht sich besser von der Sache, wenn man sie nicht

*) Omnes stultos insanire.

genau beſchreibt, und ſich auf keinen Beweis einläßt. Die witzigen Köpfe unter uns halten es wenigſtens ſo, und befinden ſich ſehr wohl dabey. Man ärgere ſich nicht darüber, daß ich von witzigen Köpfen unter uns rede. Ein witziger Dummkopf iſt ja keine Seltenheit. Unſere mehrſten Superioren ſind es, oder wollen es ſeyn, denn dieſe Art der Dummheit iſt jetzt die moderneſte. Und ob ich mich gleich ſehr wohl beſcheide, daß ich auf dieſe Ehre keinen Anſpruch machen kann, da ich nur noch ein bloßer Layenbruder bin, ſo iſt man doch gerne ſo modiſch, als möglich.

Ueberdem habe ich noch eine andere Urſach, die ich im Vertrauen wohl eröffnen will, denn im Vertrauen ſprechen wir gerne mit der ganzen Welt. Ich finde, daß es ein bischen ſchwer iſt, die Dummheit zu defiuiren. Faſt eben ſo ſchwer, als die Mode. Ich

will damit keineswegen unſere Schutzheiligen in Eine Claſſe geſetzt, am allerwenigſten aber geſagt haben, daß die Mode mit der Dummheit nahe verwandt ſey. Es könnte wohl ſo etwas daran ſeyn, wenn man ihre Genealogien genau unterſuchte. Aber behüte mich der Himmel, ſo etwas zu ſagen. Es möchte mir übel bekommen. Ich will nur ſo viel ſagen, daß ſich die Dummheit faſt in eben ſo viel Geſtalten als die Mode zeigt, und darum eben ſo ſchwer als dieſe zu beſchreiben iſt. Sie iſt faſt, wie Horazens Genius *), von veränderlichem Geſicht, bald weiß bald ſchwarz. Es iſt leichter zu ſagen, was ſie nicht iſt, als was ſie iſt, und ein jeder weiß, daß dieſes nicht recht viel geſagt heiße. Wenigſtens wollen es unſere Glieder von der tiefſinnigen Claſſe nicht gelten laſſen. Wenn ich alſo ſagen wollte, die

*) Vultus mutabilis, albus & ater.

Dummheit sey die Antipode des Verstandes, und eine glückliche Verschonung mit dem, was man bon sens oder Scharfsinn zu nennen pflegt, so würde ich zwar nichts unrechtes, aber vielleicht nicht genug gesagt haben. Lieber will ich also nichts gesagt haben, und einem Jeden die Freyheit lassen, sich eine Beschreibung nach Belieben hinzuzudenken, und die Dummheit so zu zeichnen, wie er sie an seinem Nachbar sieht; denn vor dem Spiegel zeichnet es sich nicht gar zu richtig, und es ist auch verdrüßliche Arbeit, die man lieber seinen Freunden und Nachbarn überläßt, welche uns sehr bereitwillig die Gefälligkeit wieder erzeigen, unsere linke Seite Zug vor Zug und mannigmal in einem starken Clairobscür zu zeichnen.

Mit den einzelnen Köpfen meiner Ordensbrüder soll es schon besser gehen. Es ist viel

leichter die Züge eines jeden Kopfs insbesondere zu zeichnen, als sie alle in einen zusammen zu tragen. Doch wird es gut seyn, noch einige allgemeine Unterscheidungen zu desto mehrerer Deutlichkeit voranzuschicken. Je genauer man unterscheidet, desto faßlicher wird man.

Ein allgemeiner Unterscheid, der in der Aufgabe übergangen ist, besteht in der natürlichen und gemachten Dummheit. Eine Abtheilung, welche ihre gute Richtigkeit hat, die man aber nicht wohl wissen kann, ohne mit der innern Verfassung des Ordens bekannt zu seyn. Einige haben von Mutterleibe an einen Beruf, und das sind geborne Dummköpfe. Andern wird dieser Beruf gegeben, oder sie geben ihn sich selbst, und das sind gemachte oder gekünstelte Dummköpfe. Und ob die Natur gleich durch Kunst sonst nicht

leicht erreicht wird, so muß man doch zum Ruhme der gemachten Dummköpfe sagen, daß sie den natürlichen so nahe kommen, daß man oft zweifelhaft bleibt, was Kunst und was Natur sey. Die gepreßten Dummköpfe z. B., welchen eine widerwärtige Erziehung den Gedankenkasten so platt und eckicht gedrückt hat, wie es einige nordamerikanische Völker ihren Kindern aus liebreicher Fürsorge thun sollen; die gelehrten Dummköpfe, die sich überstudirt und es durch unermüdeten Fleiß dahin gebracht haben, daß sie allen Menschenverstand verloren zu haben scheinen *); die handwerksmäßigen Dummköpfe, die in ihrem Metier ganz zusammengeschrumpft und verwachsen sind; die modischen Dummköpfe, welche an der Windsucht des Gehirns krank sind,

*) Faciunt nae intelligendo, nihil ut intelligant. Terent.

gehören alle zu dieser Classe, welche ohnstreitig die zahlreichste ist. Aber die erste, nemlich die Classe der natürlichen oder gebornen Dummköpfe ist doch immer vorzuziehen, weil sie die genuinsten Glieder in sich begreift, welche man als die Säulen des Ordens anzusehen hat; denn die andern apostasiren zuweilen, wenn sie ihr gutes Glück nicht mehr ertragen können.

Was ich hier von dem Glücke der Dummköpfe sage, ist zwar nur ein Incidentpunkt, der aber zu wichtig ist, blos im Vorbeygehen berührt zu werden. Es ist nichts weniger als eine Rodomontade oder Handwerksglaube, die Erfahrung bestätigt seine Würklichkeit. Der Dummkopf hat von außen und innen Vortheile, welche der Kluge nicht zu erwarten hat. Dieser wird überall gescheut und gehaßt, was man ihm auch für Compli-

mente macht. Und das ist auch ganz recht. Wer will sich von diesen lästigen Leuten vors Licht treten oder übersehen lassen? Wer will sich von diesen Ausspähern gerne lange beobachten und in der Nähe sehen lassen? denn sie sind wahrhafte Spione unserer Herzen, vor welchen wir dieselben mit keinen Schasseen oder Vorhängen sorgfältig genug verwahren können. Die Dummköpfe hingegen werden geliebt und gesucht. Man nimmt sich ihrer nicht blos aus Ordenspflicht oder sympathetischem Triebe an, man hat dazu noch wesentlichere Ursachen. Wir sind Leute, die zu gebrauchen sind, ohne daß man was dabey wagt. Wir sind nicht ekel, nicht bedenklich, und auch eben nicht gefährlich. Der Gönner hat nicht nöthig, sein Cabinet vor uns zu verwahren. Wir haben nur Augen zum Bewundern. Ein vornehmer Mann ist uns allezeit ein großer Mann, und wer das anders

sagen wollte, der hat es mit uns zu thun. Daher kommen wir auch überall am besten fort, und ich will allezeit zehn gegen Eins halten, wenn ein Dummer und Kluger nach Einem Ziel laufen, daß es der erste erreicht.

Die innern Vortheile, welche uns die die Dummheit verschafft, sind nicht weniger beträchtlich, und desto sicherer, da dieses Verdienst nie ermangelt, seine Besitzer zu belohnen. Wie wohl befinden sich unsere Ordensbrüder bey ihrem Gelübde? Es hat alles Vortheilhafte des Klostergelübdes ohne sein Lästiges zu haben. Man hält die canonischen Horas seines Amts oder Verrichtungen, ohne sich im geringsten dabey anzustrengen. Man denkt so wenig man will, oder lieber gar nichts. Der Kopf, der edelste Theil von uns, wird wie billig geschont, und man kann ihn lange haben, weil man ihn nicht viel ab-

nutzt. Was ist elender, als viel Verstand zu haben? Er dient zu nichts, als das Gehirn zu martern und das Leben unangenehm zu machen. Dieser mürrische Sophist findet immer was zu hofmeistern. Wie bequem ist die Dummheit? Stets mit sich selbst zufrieden, macht sie uns es auch mit uns selbst, und das ist wohl so gut, als wenn andere mit uns zufrieden sind. Die klugen Herren mögen immer die Nase rümpfen. Wir zucken die Achseln und bedauern sie. Wir fühlen unsere Vorzüge, und sagen sie uns so oft vor, daß wir endlich davon überzeugt werden müssen. Wir haben keine ausgebreitete Einsicht, aber dafür ist sie desto gründlicher. Was unserm Geiste abgeht, ersetzt unser Herz. Große Genies fangen nur Unruhe an, für uns kann die ganze Welt ruhig schlafen. Unser ganzes Leben ist ein langer Schlaf, und

ist wohl in der ganzen Natur was bessers und süßers, als der Schlaf?

Ewig Schade, daß ich kein Dichter bin, sonst würde ich in meiner gerechten Begeisterung eine Ode anstimmen, die sich hören lassen sollte. Es ist unbegreiflich, daß man nicht längst ein Dutzend feurige Oden, oder, wenns Glück gut wäre, gar eine Epopee auf die Dummheit gesehen hat, da man doch so viel andere viel weniger interessante Gegenstände bis auf die Knochen abgesungen hat. Horaz hat eben nichts wider die Ausschließung der geschreuten Dichter vom Parnaß *), und der Phöbus oder die dichterische Wuth soll ja, wie man sagt, das Schöne der Poesie seyn, welche zu erregen und die Vernunft von ihrem Posten zu jagen wohl mancher derbe Dich-

*) Exludit sanos Helicone poetas.

terrausch ertrunken seyn mag. Dieses hat mich auf die Gedanken gebracht, ob nicht unter dem Musenbrunnen das starke Getränk, und unter der Muse selbst, welche angerufen wird, vielleicht unsre Schutzgöttinn durch eine feine Allegorie verstanden werde. Wenigstens ist nicht zu leugnen, daß wir Dichter von Ansehen unter uns aufzuweisen haben. Desto unverantwortlicher aber ist es auch, daß ein so würdiger Gegenstand unbesungen geblieben ist. Ich ärgere mich, so oft ich daran denke.

Aber ich muß wieder einlenken. Der Bogen ist fast voll und noch nicht viel gesagt. Was sind die Merkmale der Dummheit, fragt die Aufgabe? Die werde ich nun dem Herrn Anfrager wohl nicht alle sagen. Das wäre zu offenherzig, und in Ordensgeheimnissen muß man verschwiegen seyn. Aber etwas

kann ich schon sagen, ohne Verantwortung auf mich zu laden, und etwas muß ich auch sagen, sonst sollte man gar glauben, ich wüßte nichts. Ob mir nun dieses zwar eben nicht nachtheilig seyn könnte, da man viel ansehnliche Schriftsteller Sachen abhandeln sieht, wovon sie wenig oder nichts verstehen, so will ich es doch diesesmal nicht von mir gesagt wissen, und lieber alles heraussagen, was ich einigermaßen sagen darf. Der Dummkopf in der Kindheit steht voran, er sey also der erste, der gezeichnet wird.

Bey unserm ersten Zuschnitte hat es zwar das gute Ansehen, als wenn alle Erdcolonisten zu Proselyten unsers Ordens durch die Fürsorge der allgemeinen Mutter bestimmt wären. Aber man sieht bald, daß einige ausarten wollen, denn das keimende Uebel des Verstandes läßt sich noch schwerer ver-

bergen, als die glückliche Anlage zur Dummheit. Indessen bleibt noch ein ansehnlicher Theil übrig, sonderlich wenn man unsere Halbbrüder mitzählt. Ich muß diese aus bereits angeführten Ursachen mitnehmen, ob sie gleich von den reinen und institutmäßigen Dummköpfen in einigen Stücken abweichen, und einen besondern Zweig des Ordens ausmachen. Dieser Absonderungsgeist, das Verderben der größten Gesellschaften, zeigt sich frühzeitig, und fast nicht stärker, als in der Kindheit und ersten Jugend. Hier sieht der Narr dem klugen Kopfe oft so ähnlich, wie ein Ey dem andern. Sie sind gleich lebhaft, gleich fähig, gleich zerstreut. Aber der ächte Dummkopf ist ein ganz andres Gewächs. Bey ihm trifft das Sprichwort ein, daß sich ein guter Haake bey Zeiten krümme. Er zeichnet sich ganz frühzeitig aus. Das sind hoffnungsvolle Kinder! Stille, ordentlich,

ernst-

ernſthaft, bedächtlich. Sie ſitzen oft ſo tiefſinnig wie die Möpschen, da ſie noch Mode waren, ziehen eben ſolche Falten, und denken eben ſo wenig. Was ſie gefaßt haben, behalten ſie recht gut, aber ihnen was beyzubringen iſt eine wahre Pferdearbeit. Die Räder ihrer Denkmaſchine ſind nicht leicht in Bewegung zu bringen, ſo wie es überhaupt große Maſchinen nicht ſind. Sie verrathen etwas Tockmäuſerey mit einer Miſchung von Hämiſchem, ſelbſt in ihren Spielen. Sie ſind gerne vor ſich, voll Eigenſinn mit untermiſchtem Stolze. Schlafen und Eſſen iſt ihre Hauptſache, welcher Charakter ſich auch in der Folge nicht zu verändern pflegt, als eine Fürſorge der Natur zur Erhaltung unſrer Anlage. Wenn die Lebensgeiſter was im Magen zu arbeiten haben, ſo bleiben ſie aus dem Kopfe, und laſſen ihn in Ruhe. Man findet zwar auch hier, wie überall,

Anomalien, aber wenn die mehrsten Fälle die Regel bestimmen, so kann man diese Charakteristik sicher annehmen.

Mit den Jahren wird die Bildung des Geistes kenntlicher, seine Schattirungen fliessen nicht so sehr in einander, sein Umriß wird bestimmter, und seine Lineamenten beständiger. Der Dummkopf, welcher sich in der Kindheit wies, zeigt sich besser in den Jünglingsjahren, und entwickelt die vorher kaum merklichen Züge. Die heranwachsende Hoffnung der löblichen Brüderschaft giebt auf Schulen und Universitäten schon ziemliche Originale zu einer Bildergallerie von Dummköpfen. Es ist schon eine ziemliche Zeit, daß ich die Lernebänke nicht mehr drücke. Aber ich getraue mir doch noch so viel von meinen Beobachtungen zurückzurufen, daß einige Lücken damit ausgefüllt werden können. Ich will also von der Schule anfangen.

Es geschieht indessen doch mit einigem Widerstreben, daß ich an dieses Stück Arbeit gehe. Gewisser Ursachen wegen erinnere ich mich meiner Schuljahre nicht gar zu gerne. Fast so ungerne, wie dort Aeneas an die Zerstörung seines Vaterlandes dachte *). Gewisse lateinische Worte und Redensarten brauche ich noch diese Stunde nicht, weil sie mir Schmerzen gekostet, und im buchstäblichen Verstande eingebläuet sind. Orbil, mein sträflicher Schulrector, Gott habe ihn selig, ein Abstämmling in grader Linie von dem, über welchen Horaz schon klagt, prügelte trotz einem Corporal. Unglücklicher Weise fand er ein besonderes Vergnügen, seine Talente an mir zu üben. Wenn ich einige verschimmelte Worte und Redens-

*) Infandum, regina, jubes renovare dolorem.

arten, die seine Leckerbissen waren, nicht so begierig als er verschlang, oder bey aristotelischen Grillen, die wir beyde nicht verstanden, gähnte, so ergieng über meinen unschuldigen Rücken eine Trübsal, die mich noch zittern macht. Er hätte es nicht an mir thun sollen, da er in mir ein künftiges Mitglied seines Ordens nicht verkennen konnte, dem er viel Ehre machte, denn er war einer von den größten Dummköpfen seiner Zeit. Mich durch dieses wohlgewählte Mittel zum Dummkopfe zu machen, hatte er auch nicht nöthig. Die Natur hatte bereits genug dafür gesorgt. Im übrigen war seine Classe ausgesucht. Sie war eine rechte Baumschule unsers Ordens. Das Herz schlägt mir noch vor Freuden, wenn ich sie mir im Geiste vorstelle. Drey oder viere ausgenommen, welche überall ausgesondert und verachtet wurden, war es die schönste Sammlung von jungen Dummköpfen,

die man sehen kann. Hier sind einige davon.

Paul Brüller, Präfekt des Chors und der erste in der Ordnung. Er sang einen armdicken Baß, der alles betäubte. Nichts war dem Air zu vergleichen, welches er sich bey dem Taktiren zu geben wußte. Inwendig machte sein Kopf keine so wichtige Miene, denn ob er gleich ein bärtiger Knabe von einigen zwanzig Jahren war, so sah es doch noch wüste und leer darin aus. Er las wie ein Clericus, und das war alles. Mit dem Exponiren konnte er sich nicht vertragen, und kam sehr weislich immer zu spät. Zum Elaboriren hatte er gar keine Zeit, denn er mußte Noten schreiben. Wie stark er in der Musik gewesen, kann ich nicht sagen, weil ich kein Kenner derselben bin. Aber die Baßgeige strich er mit einem unnachahmlichen

Anſtande, brummte auch etwas auf dem Fagot. Dieſerwegen war er dem Stadtmuſikanten ſehr nützlich, welchen er auch auf alle Baurenhochzeiten begleitete. Bey dieſen Gelegenheiten hatte er ſich durch die Aehnlichkeit der Sitten überall ſo beliebt gemacht, daß ihm eine gute Dorfcantorſtelle nicht entgangen wäre, wenn er nicht einen kleinen Unfall gehabt hätte, den man ihm ſo übel auslegte, daß er die Schule verlaſſen und Soldat werden mußte. Er war etwas zu früh darauf bedacht, ſein Geſchlecht fortzupflanzen, und zum ſchlechten Lohne, daß er die Welt mit einem kleinen Dummkopfe bereichert, wurde ſein großer in die Grenadiermütze geſteckt, die er auch noch als Corporal mit vieler Würde trägt.

Peter Knarrer, Adjunkt und Tenoriſt. Er mußte ſeinem Vorſitzer in allem

weichen, nur in der Gelehrſamkeit war er ihm überlegen. Den Cornelius konnte er ziemlich überſetzen, und ſein Exercitium hatte ſelten über ein halbes Dutzend grobe Fehler. Zum Dorfcantor hatte er alſo zu viel gelernt. Er mußte ſtudiren, ſo nemlich, wie man das Studiren insgemein nimmt, das iſt, ein gelehrtes Handwerk lernen. Aber er hatte kein Vermögen das Lehrgeld zu beſtreiten. Er ergriff alſo den Weg, ein Methodiſt zu werden, welches damals die Modeandacht war, und viel Anhänger hatte. Es mußte ihm auf dieſem Wege glücken, da er ihn mit der beſten Anlage von der Welt antrat. Er gehörte zu den ſchleichenden und heimtückiſchen Dummköpfen, und alſo ſteckte ein vortrefflicher Methodiſt in ihm, den er auch ſehr ſchnell ausbildete. Er machte das frömmſte Geſicht von der Welt, ob er gleich ein Schalk in der Haut war,

seufzte und betete so oft man ihn sah, und betete nicht, wenn man ihn nicht sah. Seine Sekte unterstützte ihn, denn dieses thut sie immer, und es war ein verdienstliches Werk, ein so brauchbares Gefäß nicht verunehren zu lassen. Er ist mir hernach aus dem Gesichte gekommen, so daß ich nicht sagen kann, was aus ihm geworden ist. Sein Glück hat er gewiß gemacht, denn auf diesem Wege ist es noch keinem Dummkopfe mislungen.

Martin Schmeerbauch, eines reichen Amtmanns Sohn aus der Nachbarschaft, war der dritte in der Ordnung. Herr Orbil hätte ihn gerne obenan gesetzt, wie er auch verdiente, denn sein Vater hatte die besten Puter und Hasen in der ganzen Gegend. Aber es gieng nicht an, weil die beyden andern einen Ansatz von öffentlichen Würden hatten, und es durch die Schulobservanz also

wohl hergebracht war, daß ſie obenan ſaßen. Er war der beſte Menſch, den man finden konnte. Außer einem kleinen Stolze, den man ihm wegen ſeiner Herkunft und zu hoffenden Reichthümer wohl vergeben konnte, hatte er tauſend gute Eigenſchaften. Auch trat ihn der Stolz nur Schauerweiſe an, denn zuweilen mochte es ihm einfallen, daß ſein Herr Vater anfänglich ein Müller geweſen war. Es war recht gut umgehen mit ihm. Er war nicht zänkiſch, nicht widerſprechend, nicht jachzornig, nicht ſpöttiſch, nicht verläumderiſch, nicht liederlich, nicht eigennützig, nicht betrüglich. Kurz er hatte faſt alle gute Richte, welches ſchon was ſagen will. Uebrigens war er der beſte Geſellſchafter. Er aß gerne, trank noch lieber, und theilte gerne mit. Nächſt dem Eſſen und Trinken liebte er die Ruhe über alles. In dieſem Stück war er ein geborner Philoſoph.

Er sprach wenig, dachte noch weniger, ließ sich gerne was erzählen, und lachte herzlich mit, wenn was lustiges erzählt wurde. Er that dieses zu seiner Gesundheit, und die Verdauung zu befördern, denn er hatte einen sehr schwachen Magen, welcher sonderlich kein Anstrengen des Kopfes vertragen wollte. Er wurde allezeit von Unverdaulichkeit geplagt, wenn er zum Denken gezwungen wurde, denn von selbst hütete er sich wohl davor. Sonderlich konnte er das Latein nicht vertragen. Er bekam davon Magenkrämpfe oder Coliken. Er verabscheuete es um so viel mehr, da er von seinem Vater gehört hatte, die lateinischen Ackerleute wären die schlechtesten. Da ihn Natur und Glück zum Amtmann *) bestimmt hatten, sollte er nur Ehrenthalber

*) Unter dieser Benennung werden nur die abusive sogenannten Pachter verstanden.

ſtudiren. Sein Vater, der hinter dem Mühleurumpfe erzogen war, ärgerte ſich noch immer darüber, daß ihn der ſeinige nicht wenigſtens ein Paar Jahr nach Univerſitäten geſchickt; da er es doch wohl an ihm wenden können, damit er ſich nicht von ſeinem Gerichtshalter dumm halten, und was von Illiteraten vorſprechen laſſen dürfte. Es iſt Schade, daß dieſer würdige junge Menſch, in welchem ein vortrefflicher Amtmann ſteckte, ſo frühzeitig ſterben mußte. Er hatte das Unglück, in ſeinen erſten Univerſitätsjahren zu ertrinken; und zwar im Merſeburger.

Broſius von Truthan, ein hoffnungsvoller junger von Adel. Sein Herr Vater war der Hochwohlgebohrne Herr Caſpar von Truthan, auf Tappenburg, einer der vollkommenſten Dorfjunker in der ganzen Gegend. Weil er ſelbſt ein

Studirter und im Jure ſo weit gekommen war, daß ſich die ganze Nachbarſchaft vor ſeiner Chicane fürchtete, ſo hatte er ſeinem einigen Sohne und präſumtiven Erben von Jugend auf Hofmeiſter gehalten, durch deren Fleiß er es ſo weit gebracht, daß er leſerlich ſchreiben, geſchickt radiren, einen lateiniſchen Ausdruck ſetzen, und zuweilen einen Brocken Franzöſiſch mit einwerfen konnte. Lernen ſollte er alſo auf der Schule eben nichts mehr. Er ſollte nur bloß den Dorfgeruch etwas verlieren, damit er bey ſeiner Ankunft auf der Univerſität keine gar zu ſtarke Witterung von ſich geben möchte. Seinem Herrn Vater war es ſo ergangen, das ärgerte ihn noch dieſe Stunde, und er bat uns deswegen, ſeinen Sohn etwas mit der Welt bekannt zu machen. Dies thaten wir treulich, denn wir hetzten den jungen Herrn faſt ärger, wie ſein Herr Vater die Haſen. Aber er

hielt fest, denn sein Charakter war ächt, obgleich etwas gemischt. Er war nicht ganz ohne Verstand, aber im höchsten Grade albern und tölpisch. Alles, was er sagte und that, war übel angebracht, und wurde durch die widerwärtige Wendung, welche er ihm gab, lächerlich. Er war gar nicht auszustehen, als wenn man sich was über ihn zu gute that, und auch alsdenn nicht lange. Junker Brosius wurde also ziemlich mit der Welt bekannt und gieng durch alle Hände, mannigmal in sehr buchstäblichem Verstande. Seine Frau Mama, eine Dame von hohem Geiste, nahm dieses sehr ungnädig. Sie kam donnernd in ihrem Staatswagen mit vieren, und holte in einem Sturme ihren geliebten Sohn hinweg, welcher der Welt längst überdrüßig war, und mit Freuden zu seinem jungen Federviehe, das seine liebste Gesellschaft war, zurückkehrte. Ist jetzo Domherr.

Quadratus von Viereck, ein Verwandter des vorigen, aber nicht von Charakter. Mit diesem war nicht zu spaßen. Er schluz eine kräftige Faust, und ließ sich nicht viel bitten. An Schultern und Waden hatte er seines gleichen nicht, und die Frau Magisterinn, eine Halbgelehrte, bewunderte seine männliche Bildung, von welcher sie glaubte, daß es ein Abriß im Kleinen von dem berühmten Hercules sey. Uebrigens hatte er einen richtigen und bestimmten Verstand, der aber nicht weit gieng. Was nahe vor ihm stand, sah er ganz genau, aber er sah sehr kurz, und in einem schmalen Striche. Was seitwärts oder etwas weiter vorwärts lag, davon sah er nicht das geringste. Daher rührte sein entschlossenes und handfälliges Wesen. Ueberhaupt war er ein abgesagter Feind alles Ceremoniels. Er gieng gerade zu, und wer das nicht wollte, der

konnte es bleiben lassen. War nicht ganz unwissend.

Gottlieb Zierlichshausen machte an der Seite des vorigen einen merklichen Abstich. Sein Körper glich einer Drechslerpuppe, und sein Gesicht war eben so abgezirkelt, eben so gemahlt und eben so unbedeutend. Seine Kleidung war diesen angemessen, und so modisch als möglich. Mode und Nettigkeit war sein Hauptstudium, davon sprach er wie ein Kunstrichter. Er war der Adonis der damals regierenden Schönen, und machte unter ihnen viel Unruhe. Jetzt ist er Vicarius an einem Stifte, und unterscheidet sich durch ein feines Chorhemd und wohl frisirte Perücke. Er besitzt eine schöne Sammlung von Schmetterlingen.

Philipp Wildbahn, eines reitenden Försters Sohn. Sein Kopf war so voll

ler Hasen und Hüner, daß keine Gelehrsamkeit darin Platz finden konnte. Er träumte von nichts als Fährten und Losungen, und wenn er ein unbekanntes Wort im Wörterbuche aufgeschlagen hatte, so hatte er es ausgemacht. Als er bey einer gewissen Gelegenheit einige derbe Ohrfeigen bekommen hatte, so klagte er, daß ihm die Löffel noch den dritten Tag davon schmerzten. Er wollte uns mit Gewalt das Weidemesser geben, wenn wir nicht weidemännisch sprachen. In allem, was er dachte und that, war er immer auf der Jagd, und ist auch darauf geblieben. Es wäre Schade um diesen Sohn Nimrods gewesen, wenn man seinen Beruf gestört hätte.

Quintilianus Orbilius, ein würdiger Sohn unsers Herrn Rectors. Weil er viel Gedächtniß und wenig Beurtheilung zeigte, so wollte ihn sein Vater zu einem frühzeiti-

zeitigen Gelehrten machen. Er marterte daher den armen Knaben ohne Unterlaß, und überlud sein schwaches Gehirn mit so vielen unverständlichen Sachen, daß es endlich darunter erliegen mußte. Er starb an der Kopfwassersucht.

Christian Ehrlich, mein Stubengesell, hatte das beste Herz, aber nicht den besten Kopf. Was er lernte, wurde ihm blutsauer. Aber er rang mit unermüdetem Fleiße gegen die Natur, und steifte sich so lange gegen alle Schwierigkeiten, daß er es endlich zu einer ziemlichen mittelmäßigen Gelehrsamkeit brachte. Ist jetzt ein recht guter Landprediger.

Die übrigen von der Gesellschaft waren lauter platte Charaktere, die keine Zeichnung verdienen. Alltagsgesichter, die man immer sieht, ohne sie zu bemerken, weil sie sich we-

nig unterſcheiden. Gleich ſtupide, gleich träge, gleich unwiſſend und gleich eingenommen von uns, giengen wir, wie eine Reihe laſtbare Thiere, hinter einander durch, bis wir ad altiora ſchritten und die Univerſität betraten, wo ſich der Schauplatz erweiterte und neue Auftritte und Geſichter zeigte.

Nachdem ich mich von den erſten Entzückungen meiner glücklichen Verwandlung erholt, und die Luft der längſt gewünſchten Freyheit mit langen Zügen eingeſogen hatte, ſah ich mich nach meinen Ordensbrüdern um. Ich fand ſie bald, denn es fehlte hier nicht daran, wie man glauben kann, und wir kennen uns ohne abgeredete Zeichen. Die Hörſäle, die öffentlichen Oerter, die Privatgeſellſchaften boten mir überflüßige Gelegenheiten dar, dieſe angenehmen Entdeckungen zu machen, welche mir um ſo viel leichter wur-

den, weil es der akademiſche Bürger nicht nöthig hält, große Zurückhaltung zu gebrauchen. Er zeigt ſich mehrentheils in puris naturalibus, und hält dieſes für den edelſten Theil ſeiner Vorrechte. Ich hielt die Muſenſitze anfänglich für gefährlich, weil ihr Inſtitut gerade auf den Umſturz unſers löblichen Ordens gerichtet ſchien. Aber ich ſah mit Vergnügen, daß meine Furcht vergeblich war, und daß man auf Akademien eben ſo gut ein Dummkopf bleiben und werden konnte, als anderswo. Der genueine Dummkopf iſt ſo unwandelbar, als der Urſtoff der Körper. Die Kunſt vermag nichts über ihn, er bleibt trotz aller ihrer Bemühungen, was er iſt. Und gemacht werden ſie hier ſo ſchön, daß die andern Fabriken großentheils nur gemeine Töpferarbeit oder ſchlechte Fayance dagegen ſchtinen. Denn unter den gemachten Dummköpfen haben die akademiſchen einen großen

Vorzug. Man findet nirgends beßre Modelle zu Pedanten, Windbeuteln, Uebersstudirten, Halbgelehrten u. d. gl. Es kann auch nicht anders seyn; denn die Einrichtungen unserer vaterländischen hohen Schulen in Absicht auf die Lernenden — — denn vor den Lehrern geh ich mit einer tiefen Verbeugung vorüber, — — sind so vortheilhaft für unsern ehrenfesten Orden, als man es nur wünschen kann. Unbärtigen Jünglingen, die oft noch kaum aus den Knabenjahren getreten sind, überläßt man mit unumschränkter Freyheit die Gewalt über sich, ihre Zeit und ihren Geldbeutel. Dabey ist nun wohl eben nicht viel Kluges zu befürchten. Die meisten thun entweder nichts, oder nicht das was sie thun sollten. Die Lehrjahre gehen vorüber, und nur gar zu schnell für unsere Wünsche. Genug, wir sind hernach Studirte, und ein studirter Dummkopf ist ein

ganz andres Ding, als ein unſtudirter. Man kann ſich ein wichtiges Anſehen geben, und mit ein wenig Gelehrſamkeit ſprudeln, welches der Illitterate wohl bleiben laſſen muß. Ueberdem iſt man zünftig und gildefähig, welches ſchon was ſagen will, und allein die Mühe belohnt, auf Univerſitäten geweſen zu ſeyn.

Wenn ich alle meine lieben Ordensbrüder aus dieſer Epoche zeichnen wollte, auf deren Bildung ich mich beſinnen kann, ſo würde ich ziemlich viel Papier verderben. Ich will alſo nur einige davon, ſo wie ſie mir einfallen, hermalen, oder vielmehr nur Skizzen davon liefern.

Herr Stumpf war eigentlich von Handwerke ein Theolog, hatte daſſelbe aber aus Liebe zur Philoſophie aufgegeben. Er war ganz Philoſoph, vom Kopfe bis auf die

Füße. Man konnte ihn nicht anfassen, ohne auf eine Hypothese oder Axiom zu fassen. Für die beste Welt ließ er sich trepaniren, und wer an der vorher bestimmten Harmonie zweifelte, der hatte den Glauben verleugnet. Mit dem Satze des zureichenden Grundes demonstrirte er alles nieder, und getrauete sich, wie dort Archimedes, die Erde damit aus ihren Angeln zu heben. Was nicht scientifisch eingekleidet und demonstrirt war, hielt er ohne Ausnahme für elendes Zeug; aber wo er ein W. Z. E. am Ende erblickte, das war ihm reines Gold der Weisheit. Witz konnte er gar nicht ausstehen, und der Anblick eines Dichters machte ihn, so wie einige der Geruch einer Katze, ohnmächtig. Der Herr Magister Dunkel war sein Licht und der Held, auf dessen Worte er allein schwur. Er schleppte mich in seine Vorlesungen, die er bereits zum viertenmale besuchte, und

worin er eine solche Localkenntniß hatte, daß ich es allemal an seinen Gesichtsmuskeln eine gute Minute vorher sehen konnte, wenn der Herr Magister einen von seinen feinen Späßen vorbringen wollte, welche allemal so periodisch richtig wiederkamen, als die Mondswechsel und Jahreszeiten. Diesen Witz konnte er allein vertragen; aber das war auch philosophischer Witz, der nothwendig gut seyn mußte, weil er von seinem Eigenthümer allemal zuerst recht herzlich belacht wurde. Die exemplarische Ergebenheit unsers Herrn Stumpfs gegen seinen Lehrer blieb nicht unbelohnt. Er erbte in der Folge seinen Katheder, so wie er seinen Geist zwiefach geerbt zu haben schien, und leuchtet jetzt auf demselben wie eine metaphysische Nachtlampe.

Herr Reimmann, ein Antipode des vorigen. Er war ganz schöner Geist, und

hatte sich auch vorgesetzt vom schönen Geiste zu leben. Zum Dichter glaubte er nicht nur wegen seiner Gaben, sondern auch darum einen Beruf zu haben, weil er von den Minnesingern abstammte, und sein Geschlecht seit der vierten Generation blutarm war. Die übrigen Wissenschaften, sonderlich die Philosophie, konnte er nicht leiden. Er ärgerte sich an der barbarischen Rauhigkeit ihrer Kunstwörter, und das strenge Denken war dem freyen Fluge seiner Muse hinderlich. Daher war er nach seiner vollendeten Wallfahrt in dem Reiche der Gelehrsamkeit in allen Fächern so absolut unbrauchbar, daß ihn seine Mäcenaten, deren er sich einige erfungen hatte, auf keine Weise anbringen konnten, weil er weder arbeiten wollte noch konnte, sondern blos seinem dichterischen Berufe nachgieng. Wenn er auf der Reimjagd war, hörte und sah er nicht, und um eines guten

Reimes willen hätte er die wichtigſten Amtsverrichtungen vergeſſen. Dabey war er auſſerordentlich von ſich eingenommen, und wenn er auf ſeinem Pegaſus ſaß, ſah er auf die ganze Erde mit Verachtung herab. Er nährt ſich noch jetzt ſeiner Leyer, aber, wie man denken kann, kümmerlich: denn die Muſenberge haben faſt durchgängig ſehr magere Weide.

Herr Wiſel, ein Stiefbruder im Apoll von dem vorhergehenden, denn er war nur ein parnaſſiſcher Fußgänger, weil er den widerſpenſtigen Pegaſus nicht zwingen konnte. Dieſes war ihm ſehr ärgerlich, aber er wollte doch den Muſen lieber zu Fuße dienen, als ihre Dienſte verlaſſen, ſonderlich weil er hoffte, mit der Zeit auch ſo ſein Glück zu machen. Er hatte viel Geiſt, den beſten Geſchmack und das empfindſamſte Herz. Wenigſtens mußte wohl etwas daran ſeyn, weil

er es beständig sagte, und er mußte nicht ganz unbewandert in dem Reiche der Schöngeisterey seyn, weil er immer von ästhetischen Regeln, Wendungen, Schilderungen, vom Rührenden und Unerwarteten sprach. Dabey war er ein Bonmotist, und hatte sich ein ansehnliches Waarenlager von Bonmots angeschafft, welches er aber nicht immer mit Vortheil absetzte: denn er verlor oft lieber einen guten Freund, als einen guten Einfall, und gerieth sogar deshalb ein paarmal unter sehr unästhetische Fäuste. Statt der Kanzel, für welche er bestimmt war, weihte er sich der Schaubühne, und schrieb einige Stücke, welche die Kinnladen rührten, und gegen die Schlaflosigkeit gute Wirkung thaten. Weil er endlich den Undank und den schlechten Geschmack seines Jahrhunderts nicht länger ausstehen konnte, und kein besseres Auskommen vor sich sah, so stellte er sich bey einer Reben-

thür an den Tempel des guten Geschmacks auf die Schildwache, ward ein Kunstrichter und schrieb den gelehrten Artikel der ——ger Zeitung.

Herr Wind, ein reicher —ger, und akademischer Indifferentist, der sich zu keiner Facultät bekannte. Er brauchte es nicht, denn sein Vater hatte dafür gesorgt, daß er mit Ehren müßig gehen konnte. Er studirte nur, damit er sagen konnte, ich habe studirt. Die galanten Studien waren eigentlich sein Werk, und in einigen derselben, als Spielen, artig Fluchen, Großsprechen, sich nach der Mode kleiden, eine vielbedeutende Miene machen, Liebäugeln u. d. g. hatte er eine nicht gemeine Fertigkeit. Radebrechte auch ein bisgen französisch, und kehrte bewundert in sein Vaterland zurück, wo er gleich stark beneidet und copiret wurde.

Herr von Queckſilber, ein Confeſſionsverwandter des vorigen, aber von einer Nebenbranche. Er war gar nichts, weil er alles ſeyn wollte, und hatte eigentlich keinen beſondern Charakter, weil er ſie alle hatte. Er war ein rechter Proteus, und es war unendlich ſchwer zu ſagen, was er ſey: denn über eine Stunde war er es nicht mehr. Er wollte alles, beſchäfftigte ſich mit allem, unternahm alles, und wurde alles den Augenblick müde. Weil er faſt von allen Gegenſtänden die Oberfläche berührt hatte, konnte er auch faſt von allem und mit einigem Anſtande ſprechen, ſonderlich da er nicht ohne natürliche Fähigkeit war. Aber die Ideen drängten ſich bey ihm ſo ſehr, und ſtolperten dergeſtalt über einander her, daß keine in die gehörige Lage kommen konnte. Weil er der Natur noch durch Kunſt zu Hülfe kam, und mit Fleiß ein zerſtreuetes und ausgedunſte-

tes *) Wesen annahm, um sich den Anstand der großen Welt zu geben, so kann man leicht denken, daß er ein Meisterstück in seiner Art werden mußte. Er hat ein ansehnliches Glück an dem Hofe zu — gemacht.

Herr Bleymann, ein sehr solider Charakter. Er war sich so gleich, daß er in einer Woche nicht mehr Mienen als Hemde gebrauchte. Er lachte so selten als Cato: aber wenn er lachte, so hörte er in einer Stunde nicht auf. Seine Gelassenheit war außerordentlich, und eine Beleidigung, welche nicht an die Realinjurie stieß, brachte ihn nicht aus seiner Fassung. Aber sein Zorn war eine Wuth. Er sah immer aus, als wenn er sehr tiefsinnig dächte, und dachte mehrentheils gar nichts. Die Verstandspassage muß-

*) Air evaporé.

te bey ihm sehr enge seyn, denn er mußte wohl zwanzigmal ansetzen, ehe er einen Brocken herunterbringen konnte. Was er aber einmal hinter gearbeitet hatte, war auf immer, und auf die unwandelbarste Weise fein: denn die schweren Massen und Ballen seines Gedankenmagazins umzupacken, war eine herculische Arbeit. Sie erhielten sich durch ihr Gewicht in ihrer Lage. Eben dieses war der Grund von seinem gesetzten Wesen und einförmigen Gesinnungen. Die Veränderung war ihm zu beschwerlich, und darum blieb er immer was er war. Ich bin sehr überzeugt, daß man die so sehr bewunderte Standhaftigkeit vieler großen Männer in alten und neuen Zeiten aus dieser Quelle herleiten müsse. Aber kein Geschichtschreiber oder Kunstrichter ist so billig gewesen, unserm Orden ein Compliment darüber zu machen, daß er so viele Züge zur Bildung großer Leute herge-

geben hat. Indessen werden nicht alle groß, welche dazu eine vortheilhafte Anlage haben. Hr. Bleymann wurde es nicht. Er war ein so fleißiger, ordentlicher, ehrbarer und rein-gläubiger Gottesgelehrter, als man finden kann, der nicht aus seiner Gleise wich, und für sein Compendium die Feuerprobe ausgehalten hätte. Aber er wurde und blieb ein unberühmter Landprediger, der das B. im gelehrten Lexico schwerlich erweitern dürfte.

Herr Pinsel hatte sich unter die Fahnen Galens begeben, weil er in seiner Jugend ein Sprichwort gelernt hatte, welches ihm eine reiche Ernte auf den Gefilden des Todes versprach. Aber er fand sie nicht, so fleißig er sie suchte. Er gieng in die Collegia und lernte nichts, er las für sich und faßte nichts. Die Kräuterkenntniß allein hatte er ziemlich begriffen, weil dazu nichts als ein

gutes Gesicht und Gedächtniß erfordert wird, und er dazu bereits in seiner Jugend von einer alten Frau Anleitung erhalten hatte, welche die Apotheken mit Kräutern versiegte. Die Anatomie wäre zwar auch für ihn gewesen; aber sie war ihm zu ekelhaft, und er hatte von Natur einen Abscheu vor Todten. In diesem Abscheu glaubte er einen Wink zu seinem Berufe zu finden, weil er an den Aerzten seiner Vaterstadt wahrgenommen zu haben glaubte, daß sie sich gerne von Leichen entfernten, selbst von denen, daran sie ihre Kunst bewiesen hatten. Uebrigens lebte er sehr stille und eingezogen, welches wohl zum Theil von der Unart einiger Landsleute herrühren mochte, die bey aller Gelegenheit auf ihn wie die Falken stießen, und ihn kaum in den öffentlichen Vorlesungen schonten. Er reiste deshalb mit so großer Freude von der Universität, als andre auf dieselbe gehen,

und

und war ein so guter Wirth, daß er eine ansehnliche Baarschaft zurückbrachte, welches allen Burschensitten schnurstracks entgegen lief, und deswegen auch durchgängig ausgezischt wurde. Der Doctorhut, den er gehörig erstanden hatte, machte zwar eine Veränderung auf seinem Kopfe, aber nicht in demselben. Herr Doctor Pinsel war noch immer der Pinsel, der er vorher gewesen war. Er lebt bey einem guten Vermögen und genauen Haushaltung sehr ruhig, und hat den Ruhm, daß ihm nie ein Kranker gestorben ist.

Herr von Unschlacht, ein — scher Patricius, wandte seinen Fleiß mit dem glücklichsten Erfolge auf die Ausbildung seines Genies. Er war von Natur bereits so rauh und bäurisch, daß er die Mühe hätte sparen können, es noch mehr zu werden. Aber er glaubte seine Gaben nicht verrosten, sonst

dern auf der Akademie anbauen und glänzen lassen zu müssen, denn umsonst wollte er nicht da gewesen seyn. Es gelang ihm wundernswürdig, denn sogar seine Freundlichkeit hatte was Wildes, und sein Gruß machte die Kinder schreyen. Seine Collegia hielt er auf dem Universitätskeller, den Dörfern und dem Fechtboden: denn er glaubte, er müßte auch einen Schläger vorstellen, ob er gleich eben keinen starken innern Beruf dazu hatte. Sein Pereat machte den Markt zittern, und ehe er durch die Stangen der Schnurren ein Paar Mal recht mürbe geschlagen war, hatte er eine besondere Freudigkeit zu provociren, wenn er an die achte Kanne kam: denn so viel brauchte seine Herzhaftigkeit zu ihrer Stärkung. Das Ende seiner Studien war ein Husarenpelz, welcher ihn recht gut kleidete.

Herr Kirchhoff stammte aus einer Familie, welche sich seit der fünften Genera-

tion nicht von den Heiligthümern der Hygäa entfernt hatte, und ſtudirte alſo billig die Medicin. Sein Vater, deſſen Praxis keine goldene, ſondern nur eine bleyerne war, hatte ihn blos für den Unterſtab des Aeſculaps beſtimmt, damit er doch einigermaßen in den Gerechtſamen ſeines Geſchlechts bleiben möchte. Aber das Barbierbecken, welches er verſchiedene Jahre getragen, wollte ihm nicht länger anſtehen. Er beſtand darauf, ebenſowohl ein D. Kirchhoff zu werden, als es ſeine Vorfahren geweſen waren. Was kann der Fleiß des Menſchen nicht, wenn es ihm ein rechter Ernſt iſt *)? Mit Hülfe deſſen, was er erſchoren hatte, und mit Pfuſchern bey denen zu verdienete, die der hämiſche Amor mit vergifteten Pfeilen angeſchoſſen, brachte ſich

*) Nil mortalibus arduum eſt.

uhser Herr Kirchhoff glücklich durch, ohne seinem Vater viel mehr als die Promotionskosten abzupressen. Die Collegia kosteten ihn nicht viel, denn er hielt keine. Die Theorie, wie er sagte, könnte wenig helfen, die Praxis machte den Mann aus. Er disputirte, trotz dem Besten: denn ob er gleich kein Latein verstand, so machte seine seidene Weste doch dem Katheder alle Ehre. Die fünf Hauptstücke *) des medicinischen Catechismus hatte er sehr wohl inne, und dem übrigen hoffte er durch die Recepte, welche in seiner Familie vom Vater auf den Sohn vererbt, und in Tonnen verwahrlich aufbehalten wurden, gar füglich abzuhelfen. Ist jetzo ein nahmhafter Practicus in einer ansehnlichen Stadt, wo er mit den Geistlichen und den

*) Purganz, Klyssir, Aderlaß, Vomitiv und Blasenpflaster.

Todtengräbern in dem beſten Vernehmen ſteht.

Herr Menſel, ein unberufner Sohn des Euklides. Sein Conrector, der einmal über eine Meßkette geſprungen ſeyn mochte, hatte ihm ſo viel zum Ruhme der Geometrie geſagt, daß er ſich entſchloß, ein Geometer zu werden, es koſte was es wolle. Dieſen Vorſatz führte er mit dem größten Eifer aus. Er dachte nichts als Punkte, Linien und Winkel. In ſeinem Kopfe lagen Dreyecke, Parallelogrammen, Polygone, Quadranten und Buſſolen dergeſtalt unter einander, daß es darin wie in einer alten Rüſtkammer ausſah. Er war ſehr zerſtreut, und bemühte ſich es noch mehr zu ſcheinen, weil er geleſen hatte, Archimedes ſey es auch geweſen. Ich kann alſo nicht ſagen, ob es von ungefähr oder mit Fleiß geſchah, daß er einigemal den Obſt- und Fiſchweibern in die Körbe und Zu-

ber gerieth. Die Algebra gab ihm endlich den Rest; denn er berechnete die Curbeln so lange, bis endlich sein Kopf die unregelmäßigste Figur wurde, die sich denken läßt.

Herr von Hintenklug hatte sich der Staatskunst gewidmet, wozu er bey sich eine sonderbare Neigung verspürte. Vorwärts gieng seine Einsicht zwar eben nicht weit, aber rückwärts war sie desto stärker. Wenn eine Sache geschehen war, so wußte er genau, wie sie besser hätte gemacht werden können. Hierin besaß er eine seltene Stärke: denn ob ich gleich nicht wenige unter unserm Orden kenne, denen der Verstand hinten sitzet, so weiß ich doch keinen, der ihn übertroffen hätte. Er konnte sich über längst geschehene, und auf keine Weise mehr zu ändernde Sachen den Kopf ganz wüste denken. Sonderlich ärgerte er sich, so oft er an die Friedens-

unterhandlung zu —— gedachte, wo nach seiner Behauptung Staatsfehler über Staatsfehler begangen waren. Das verschiedene Interesse der Höfe kannte er so genau, als wenn er in allen Cabinettern gewesen wäre, und das blos aus den Zeitungen, worüber er in allen Kaffehäusern als ein Orakel commentirte. Das Gleichgewicht von Europa bestimmte er auf ein Loth, und berechnete das Steigen und Fallen seiner Wagschalen von dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts auf das genaueste. Ist jetzo Deputirter bey den —— schen Landesständen, welche sich blos zu gewissen Jahrszeiten deswegen versammeln, weil es ihre Vorfahren gethan haben, ohne, wie sie, den geringsten Einfluß in die Angelegenheiten des Landes zu haben, wo er sehr genau überrechnet, wie ihre Gerechtigkeiten stufenweise verloren gegangen sind, ob-

ne zu wiſſen, wie ſie wieder hergeſtellt werden können.

Herr Rabuler, ein Rechtsgelehrter vel quaſi, und frühzeitiger Juris Practicus. Bereits auf Schulen hatte er ſich mit kleinen Bönhaſereyen abgegeben, und mit Hülfe einiger Allezeit fertigen, die ſeine Leibbücher waren, manchen halben Gulden verdient. Weil ihm dieſer Gewinn ſchmeckte, ſo war er nicht wieder davon abzubringen *), ſondern ſetzte ſein Gewerbe auch auf der Univerſität fort, wo er ziemlichen Verdienſt von Juden, Philiſtern und Arabern **) hatte. Aus dieſem Grunde hatte er keine Zeit, ſich auf die Theorie des Rechts zu legen, welche er für entbehrlich hielt, weil ſie ihm

*) Ut canis a corio nunquam abſterrebitur ua Ao. Hor.

**) Die auf Pfänder leihen.

nichts einbrachte, und er ſie beſſer aus dem Schlendrian erlernen konnte. Dennoch aber gab er ſich ein ſo ICtiſches Anſehen als möglich, und ſpickte zu dem Ende, mit Hülfe einiger juriſtiſchen Poſtillen, ſeine Aufſätze mit einer Menge von lateiniſchen Kunſtbrocken und Citationen, daß ſeine Clienten darüber erſtaunten, und ihn für einen grundgelehrten Kerl hielten. Seine Sprache war wie ſeine Schriften, außer mit nicht ſo viel Latein durchwirkt. Das waren lauter Caſus in Terminis, Illegalitäten, Nullitäten, Chicanen, die ſeiner Parthey geſpielt wurden, u. d. g. In Exceptionen hatte er ſeines gleichen nicht, ſonderlich wenn er ſelbſt was bezahlen ſollte, welches niemals ohne einige gerichtliche oder außergerichtliche Receſſe geſchah. Als ihn ſein Wirth, dem er nicht bezahlen wollte, nach verfloßner Miethzeit aus dem Hauſe geworfen hatte, ſtellte er eine

ſchreckliche Turbationsklage aus dem interdicto unde vi zur Wiedererlangung ſeiner rechtmäßigen Poſſeſſion an, und war ſehr übel auf die Gerichte zu ſprechen, weil ſie ihn mit ſeiner Klage abwieſen. Itzt, weil er die Koſten einer Beſtallung nicht anwenden wollte, immer ein juriſtiſcher Contrebandier und Mäckler geblieben, und nährt ſich recht gut: denn er iſt ein Mann, der zu brauchen ſteht.

Herr Dunſt, ein begeiſterter Myſtiker, konnte ſich gar mit der Vernunft nicht vertragen, und weil er die ſeinige ſo verderbt fand, daß er ſie für incurabel hielt, entſchloß er ſich, ſie völlig aufzugeben und zu verleugnen. Dieſes hielt er ſo gewiſſenhaft, daß man in ſeinen Reden und Handlungen nicht die geringſte Spur der Vernunft entdecken konnte. Er überließ ſich blos ſeinen Eingebungen, die er als was göttliches anſah, ob er es gleich,

aus bewegenden Urſachen, nicht geradezu und öffentlich behauptete. Die Philoſophie haßte er als eine Weisheit dieſer Welt; denn ſie führte zu deutlichen Begriffen, die er nicht leiden konnte, und lehrte denken, welches er nicht wollte; denn er wollte nur fühlen. Je düſterer es in dem Kopfe ausſah, deſto beſſer war es für ihn; denn da konnte ſein Licht recht im Herzen mürken. Eine verſtändliche Redensart war ihm nichts, aber wo ſich gar nichts dabey denken ließ, die war kräftig, geiſtreich und erbaulich. Weil nun die wenigſten Lehrer der Kirche erbaulich genug für ihn waren, ſo mußte er dieſen Mangel verbeſſern, denn er fühlte einen recht ungeſtümen Beruf zu erbauen und zu bekehren. Alles, was nicht durch ihn oder nach ſeinem Leiſten geformet war, das war ihm verdächtig, das war unbekehrt, weltlich und fleiſchlich. Mit dieſen Worten ſchlug er alles wie mit einer

Leute nieder, und weil er nach der durchgängigen Art solcher Leute, seinen Vorsatz mit einer unermüdeten Hartnäckigkeit verfolgte, so machte er bald ein Aufsehen, bekam einen Anhang, und ward das Haupt einer kleinen Sekte. Weil er aber gar zu intolerant war, und alles, was nicht platterdings seiner Meynung beypflichtete, als Heiden und Zöllner behandelte, so fand er viel Schwierigkeiten, die ihn endlich so verdrüßlich machten, daß er sein undankbares Vaterland, so das Gute nicht erkennen wollte, verließ, den Staub von seinen Füßen schüttelte, und im buchstäblichen Verstande ein Heidenbekehrer wurde, weil er in Indien mehr Raum für seine Bekehrsucht, als in Europa zu finden hoffte, wo der Geist zu sehr eingeschränkt wurde. Er würde vielleicht ein zweyter Xaver geworden seyn, wenn er glücklich angekommen wäre, aber die Linie war ihm zu gefährlich, und würkte dergestalt

auf ſein ſchwaches Gehirn, daß ſie eine Entzündung deſſelben verurſachte, woran er ſtarb, ehe er ſein Ziel erreichen konnte.

Herr Hum, ein ſehr reiflicher und bedachtſamer Dummkopf. Er erwog eine Sache ſo genau, und überlegte ſie ſo oft, daß er zuletzt ganz irre wurde, und gar nicht mehr wußte, was er thun ſollte. Auf beyden Seiten ſah er Schwierigkeiten, und zwar immer gleich große. Die Zweifel, ſo bey ihm entſtanden, waren gleich ſtark: wie konnte er alſo zum Entſchluſſe kommen? That er dieß, ſo war der Henker los; that er das, ja das war eben ſo ſchlimm. Da ſtand er denn, wie Buridans Grauſchimmel zwiſchen zwey Habersäcken von gleicher Größe und Entfernung, ohne zu wiſſen, nach welchem er ſchnappen ſollte. Auf meinen Rath trug er beſtändig ein Paar Würfel bey ſich, womit er ſich in allen

zweifelhaften Fällen half. Er hat sich bey dem Gebrauche dieses Mittels so wohl befunden, daß er zu wichtigen Bedienungen gezogen, und als ein vorsichtiger und weitsehender Mann bekannt ist.

Nach der Ordnung, welche in der Aufgabe vorgeschrieben ist, sollte ich nun die übrigen Classen unsers Ordens durchgehen, und den Dummkopf nach seinen Nüancen in den größern Ständen der Gesellschaft zeichnen. Aber in der That, mein Herr Aufgeber, hier müssen Sie mich entschuldiget halten. Die Unternehmung ist zu gewagt, und ehe Sie mir nicht alle Pertinenzstücke meines Leibes, nebst meinen übrigen Glücksumständen, gehörig assecuriren, kann ich mich unmöglich darauf einlassen. Die Originale, so ich copiren soll, haben zu viel Reizbarkeit, und sind zu gefährlich. Das schöne Geschlecht würde mir

die Perüke weidlich zaufen, und wohl gar die Augen auskratzen; der Officier mit einem carthaunenmäßigen Fluche die Ohren vom Kopfe hauen; der Prediger mich verketzern; der Professor mich in allen gelehrten Blättern schimpfen; der Advocat weidlich chicaniren; der Richter sachfällig erklären; der Minister auf die Festung schicken, und der Arzt würde mir gegen alle meine Krankheiten nichts verschreiben, als China. Nein! so sehr ich auch ein Dummkopf bin, und zwar mit allen Ehren in einer so ansehnlichen Gesellschaft, so bin ich doch so dumm nicht, mich zu einer so kitzlichen Sache gebrauchen zu lassen, und wenn ich alle die Ehre dabey erjagen könnte, die der Herr Aufgeber einer gründlichen Abhandlung verspricht. Sie wird zu theuer erkauft, und darum will ich sie gerne einem andern überlassen, der Lust hat, sich die halbe Welt auf den Hals zu hetzen. Vieles läßt sich

recht gut seyn, aber man läßt nicht gerne davon sprechen, und so gerne man ein Dummkopf ist, so ungerne läßt man es sich sagen. Es ist damit eben so beschaffen, als mit der Galanterie des schönen Geschlechts und der feinen Betrügerey des unsrigen. Beydes ist sehr Mode und geschieht von vielen Personen vom Range und Ansehen; aber wer, zum Henker, wird so dumm seyn es ihnen zu sagen?